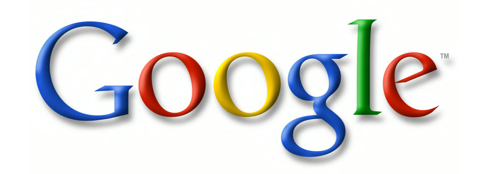
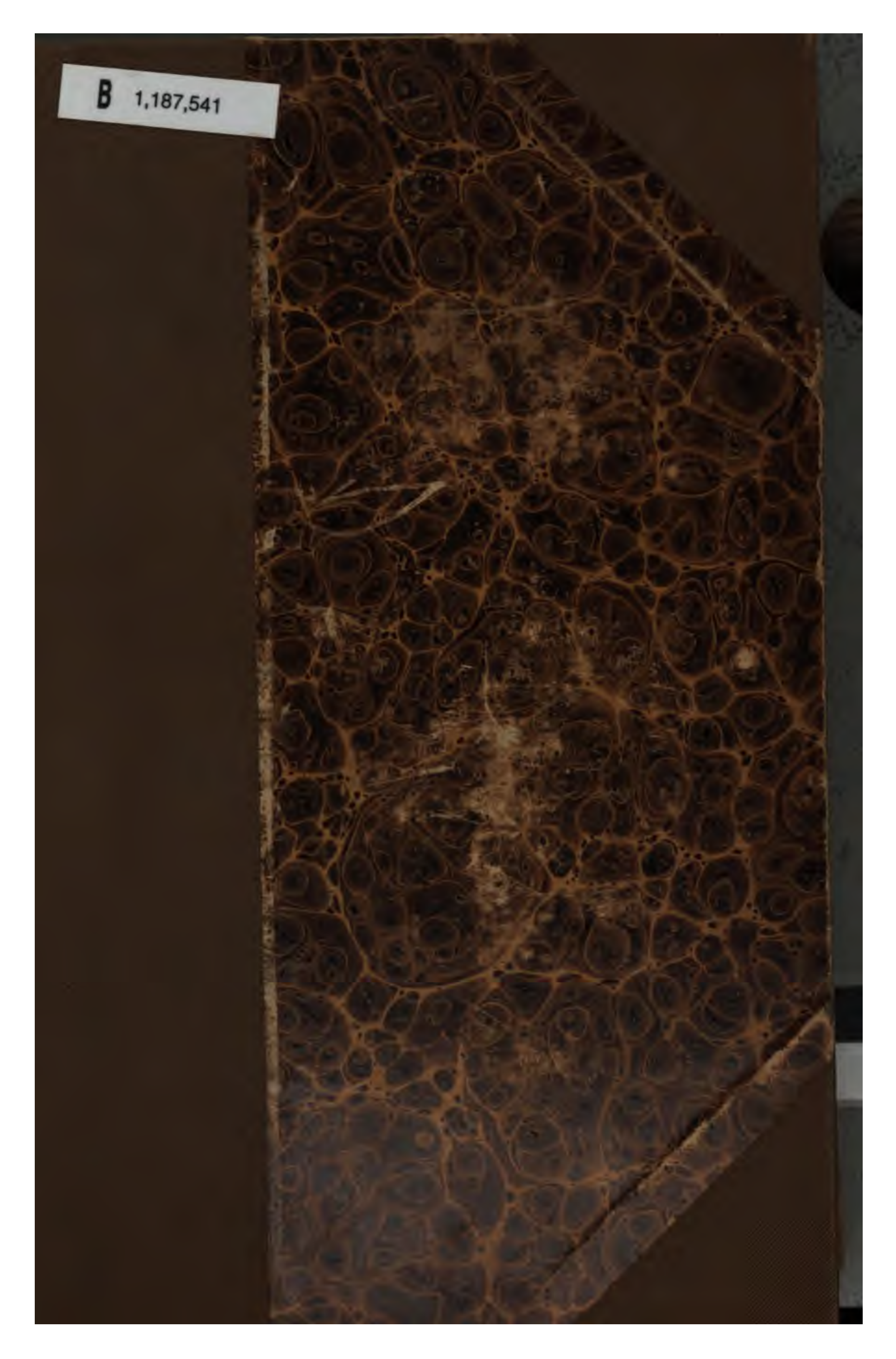
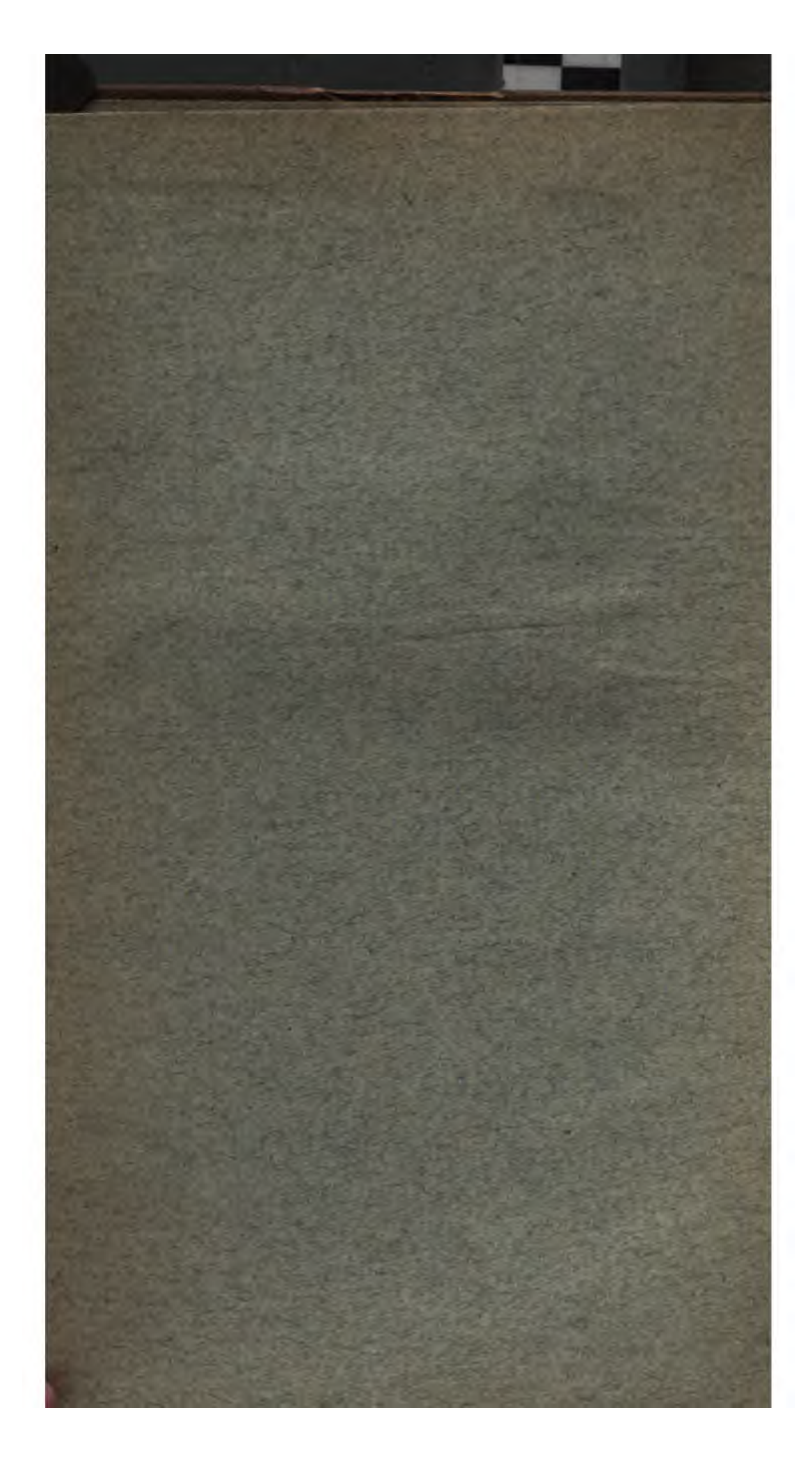
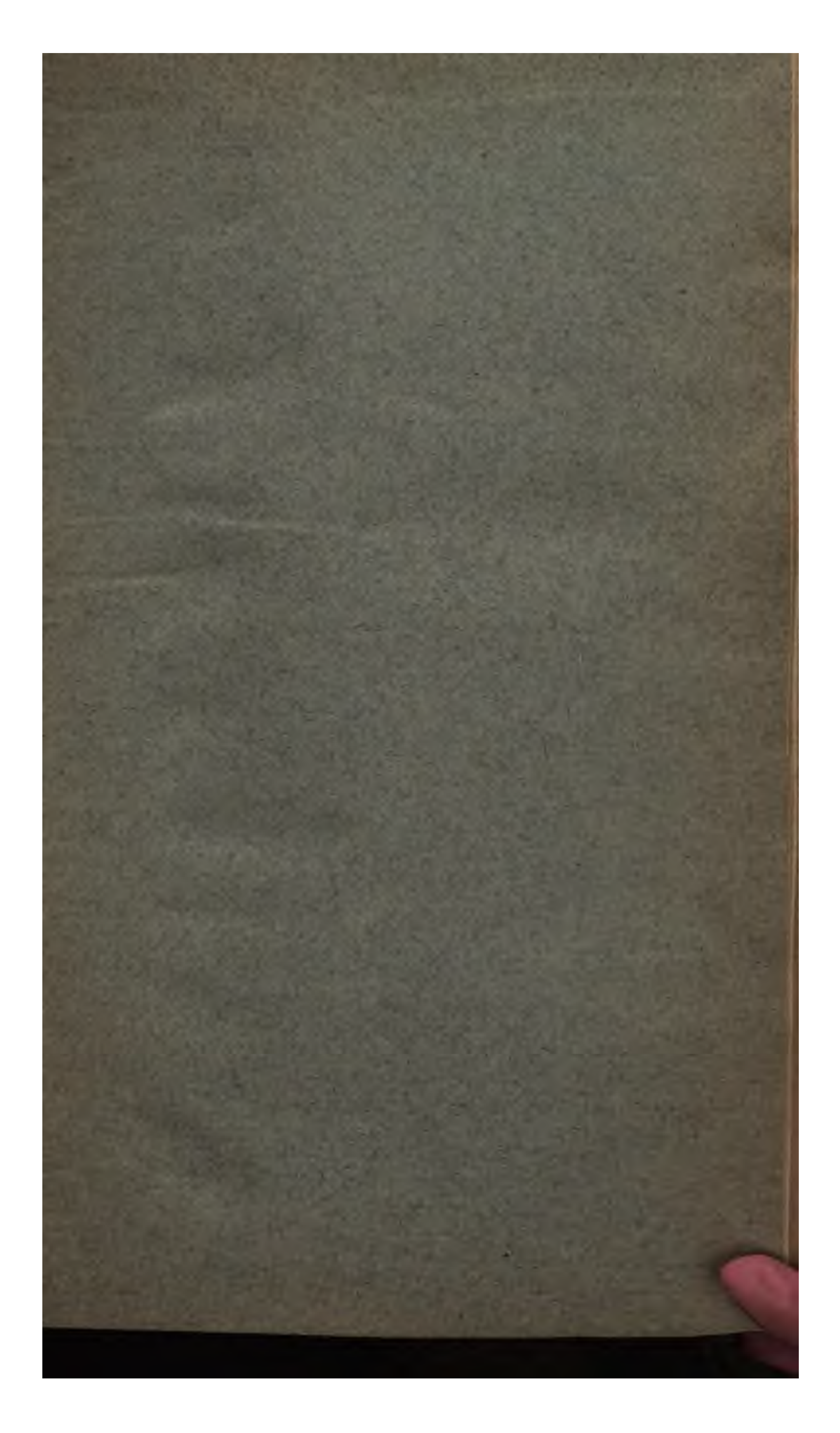
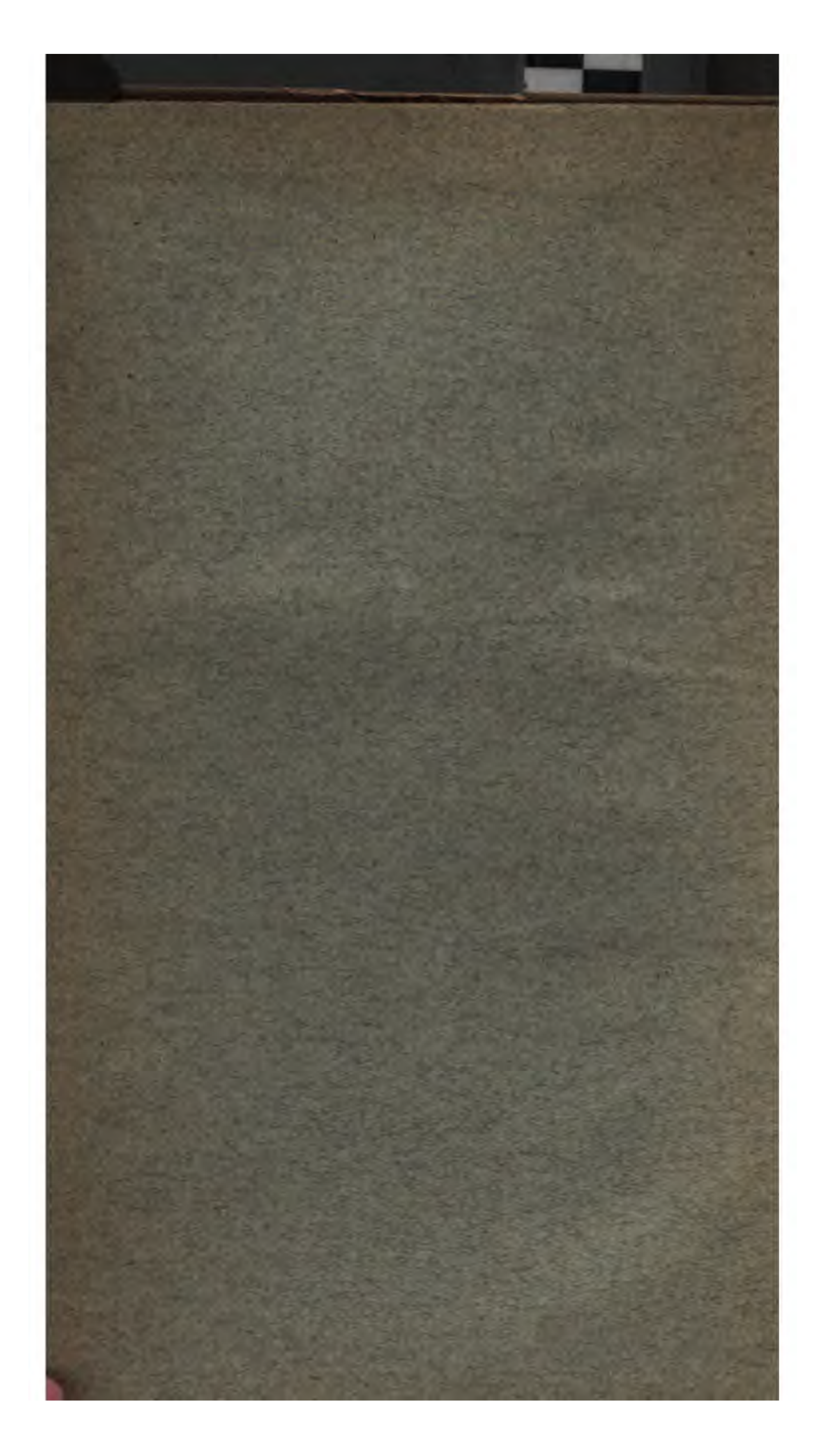












Zeitschrift

für den

deutschen Unterricht.

Begründet unter Mitwirkung

von

Rudolf Hildebrand.

Herausgegeben

von

Professor Dr. Otto Lyon.

14. Jahrgang.

BG

Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

1900.

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Inhalt des vierzehnten Jahrganges.

A. Allgemeines.

B. Lektüre.

C. Grammatik und Stilistik.

D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

F. Deutscher Aufsatz.

G. Bücheranzeigen.

Volkskunde und Gymnasialunterricht.

Von **Friedrich Beyschlag** in Neustadt a. H.

Was du ererbt von deinen Vätern hast,
Erwirb es, um es zu besitzen.
(Faust I, Nacht.)

Im letzten Jahrzehnt hat die jüngste der Wissenschaften, die Volkskunde, in Deutschland ganz gewaltige Fortschritte gemacht: neben dem von Weinhold geleiteten zentralen Verein für Volkskunde sind in rascher Folge in Mecklenburg, Bayern, Baden, Schlesien und Sachsen, in Deutschböhmen, in den Rheinlanden und in der deutschen Schweiz, ja in dem fernen Siebenbürgen mitgliederreiche Vereine entstanden, die mit Erfolg bestrebt sind, unter der Zuziehung und thätigen Mitarbeit der breitesten Schichten die Kunde vom inneren und äußeren Leben des deutschen Volkes vollständig zu erschließen und seiner Stämme reiche, individuelle Gliederung nach mundartlicher Sprachform und Dichtung, Glaube und Sage, Sitte und Brauch zu einem an künftigen Überraschungen sicher sehr reichen Gesamtbild zu vereinigen. Diese Thätigkeit hat auch erst unlängst wieder einer der berufensten und vielseitigsten Vertreter der deutschen Sprachwissenschaft, Hermann Paul, in einem viel beachteten Vortrag ausdrücklich als das Arbeitsfeld bezeichnet, das auch die germanische Philologie für die nächste Zukunft zu beschäftigen habe, um damit die Grundlage zu gewinnen für eine naturgemäße und vernünftige Volkserziehung, die erst auf der Kenntnis der geistigen Besonderheiten und Bedürfnisse des Volkes fußt. Und somit steht auch Eduard Hugo Meyer, der verdiente Herausgeber der 4. Auflage von Jakob Grimms Deutscher Mythologie, des Werkes, welches erst die Volkskunde zur Wissenschaft gestempelt hat, mit seiner Mahnung nicht außerhalb der Zeitströmung, unser Jahrhundert dürfe nicht schließen, ohne daß eine wirklich eingehende Kenntnis des Volkes in den weitesten Kreisen wenigstens angebahnt sei („Deutsche Volkskunde", Vorwort S. IV).

Indes, trotzdem den erwähnten Vereinen, speziell aber unserem Verein für bayrische Volkskunde, eine stattliche Anzahl von Gymnasiallehrern angehört, so scheint doch gerade das Gymnasium, die berufene Trägerin deutsch-nationalen Geistes, sich bisher jener Forderung ver-

schlossen zu haben, die Lyon in seinem Werk: „Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichtes in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Bildung", I. Vorwort S. VIII für den Kreis der Schule, besonders aber für das Gymnasium erhebt: „Auch der deutsche Unterricht soll eine gesunde, allumfassende Wissenschaft von deutscher Art und Sitte, von deutschem Geist und Gemüt in sich darstellen" und „Unsere Jugend soll im deutschen Unterricht erfüllt werden von dem, was von alters her im tiefsten Innern unseres Volkes als seine ureigene Gedankenwelt, als ureigene Art und Sitte gelebt und sich nach innen und außen bethätigt hat." Bundesgenossin zur Eroberung dieses noch ausstehenden Gebietes ist die treffliche Zeitschrift für den deutschen Unterricht, die, im Geiste des unvergeßlichen Rudolf Hildebrand fortarbeitend, dem deutschen Volkstum und seiner Verwertung für die Schule oft und gern Berücksichtigung schenkt. Aber sichtbare Früchte haben die Bemühungen nach der angegebenen Richtung bisher noch nicht getragen. Die Ursache dieser Erscheinung ist ja nicht eben schwer zu finden: sie liegt in dem konservativen Charakter der Schule überhaupt, die sich immer nur zögernd herbeiläßt, ein neues Stoffgebiet in ihren Rahmen einzupassen, zumal wenn es noch keinen, wenn auch nur vorläufigen und äußerlichen Abschluß gefunden hat. Aber gerade jetzt, wo das Verlangen nach nationaler Erziehung immer energischer erhoben wird, erscheint es doch an der Zeit, die deutsche Volkskunde einmal eingehend und im Zusammenhang auf den in ihr ruhenden erzieherischen Wert, auf ihre ideale und reale Bedeutung für den Gymnasialunterricht zu prüfen und, wenn ihr Wesen sich mit den Forderungen der Pädagogik vereinbaren läßt, die Mahnung nicht zu überhören, daß doch deutscher Art der Zutritt zu den Hallen nicht verschlossen bleibe, in welchen griechisches und römisches Kulturleben und Denken schon so lange eine treue Pflege finden. Es kann nicht oft und nachdrücklich genug betont werden, daß das Gymnasium seinen Bestand nur dann wird erhalten können, wenn es den Forderungen des nationalen Lebens gerecht wird und wenn auch die modernen Interessen der Nation aus seinem Bereich nicht verbannt bleiben. Eine derartige Weigerung erschiene aber, zumal auf dem hier berührten Gebiet, völlig rätselhaft: will doch gerade hier der nationale Geist den antiken nicht verdrängen, sondern sich an den hierfür geeigneten Punkten mit ihm in eine fruchtbringende Verbindung setzen und weiterhin nur ein Feld völlig durchdringen, das ihm ja doch eigentlich schon lange hätte angehören sollen: den deutschen Unterricht, und einige andere Unterrichtsgegenstände, welche sich mit den klassischen Fächern nicht direkt berühren.

I. Allgemeiner Teil.

Die Volkskunde und der erziehende Unterricht.[1])

Der moderne Staat hält es im Einklang mit den nationalen Bestrebungen im Volke selbst für eine seiner vornehmsten Aufgaben, die Schule trotz eines gelegentlichen Widerstandes, den sie aus dem oben angegebenen Grunde zuweilen noch leistet, mehr und mehr im modernen und nationalen Sinne umzugestalten; und diesem Streben kommt gerade die Volkskunde, die Wissenschaft vom Denken und Thun der Nation, bereitwillig entgegen — wenn man ihr überhaupt die Möglichkeit bietet, ihre Wirkung auf Kopf und Herz der Jugend voll zu entfalten. Denn hat in den Zeiten von Deutschlands tiefster Erniedrigung die Herausgabe von volkskundlichen Werken, wie „Des Knaben Wunderhorn" und der „Kinder- und Hausmärchen", die gedrückte deutsche Volksseele wunderbar aufgerichtet und erhoben, so wird auch heute, wenn schon unter ganz anderen politischen Verhältnissen, die Beschäftigung mit unseres deutschen Volkes Art auch auf unseren deutschen Schulanstalten nicht verlorene Mühe sein. So fordert denn Lyon (a. a. O. II, 1 Vorwort): „Vor allen Dingen muß auf der Oberstufe (Ober-IIIa—Ober-Ia) eine gründliche Einführung in die Sitten und Bräuche unserer Vorfahren erfolgen, so daß auch die Schüler, welche nur bis Untersekunda gehen und dann die Schule verlassen, ein festes Bild unserer Vorzeit in ihrem Herzen tragen und so gefeit sind gegen alle Anstürme, die später im Leben ihr deutsches

---

1) Vorliegende Arbeit war bereits mit Anfang August 1898 abgeschlossen, doch wurde ihre Veröffentlichung durch besondere Umstände verzögert. In der Zwischenzeit hat nun Dähnhardt in der Ztschr. f. d. d. U. XIII (1899) S. 1 flg. unter dem Titel „Volkskunde und Schule" einen Vortrag wiedergegeben, der sich seinem Inhalte nach mit dem hier behandelten allgemeinen Teil deckt, ohne ihn damit, wie ich hoffe, gegenstandslos zu machen.

In gleichem Zeitverhältnis steht die Arbeit auch zu Mogks Aufsatz „Deutsche Volkskunde" in den Neuen Jahrbüchern 1899 I, 1. Heft S. 62 flg., der sich wesentlich in historischen und kritischen Bahnen bewegt und dabei auch den Versuch streift, die Volkskunde in den Dienst der Schule zu stellen. Der bekannte Bearbeiter unsrer deutschen Mythologie giebt zu, daß die Volkskunde, „richtig angefaßt, dem Schüler Auge und Ohr für alles eröffnet, was um ihn her vorgeht, mehr als jeder andere Zweig historisch-philologischer Arbeit", hat aber noch das Bedenken, daß das Gebiet dieser Wissenschaft „noch nicht einmal fest begrenzt ist und sie noch mit der Methode zu ringen hat". Dieses Bedenken wird hinfällig, wenn man sich hier, wie bei jeder Schulwissenschaft, mit den festen Ergebnissen bescheidet und alles rein Problematische ausscheidet. Ob dies dem Verfasser hier durchweg gelungen ist, möge der Leser beurteilen.

Fühlen und Denken vernichten wollen. Denn ein klares, in sich gefestetes Deutschtum kann nur aus einer innigen Versenkung in Brauch und Sitte unserer Heimat hervorgehen. Diese aber wurzeln in unserer Vorzeit, und daher werden wir unsere Jugend zu einem wahrhaft deutschen Fühlen und Denken, das sich ebenso freihält von einem flackernden, aber innerlich haltlosen Chauvinismus wie von einem farb- und charakterlosen Weltbürgertum, nur dann erziehen, wenn wir sie mit eingehender Liebe und ohne pedantischen Formelkram in unser deutsches Altertum einführen, wie es uns in Sage und Dichtung so herrlich entgegentritt."

Anderseits aber behauptet Willmann in seiner „Didaktik" II S. 197, nur die nationale Dichtung und die mit ihr verwachsene Muttersprache seien diejenigen Güter der Nation, die in das Gebiet des Unterrichts fallen; die übrigen, Traditionen und Sitten, würden im Leben und durch das Leben übertragen. Das Leben sei auch das eigentliche Vehikel für den Vaterlands- und Heimatsinn; Erlebnisse und lebendige Tradition könne hier der Unterricht nicht ersetzen.

Es stehen sich also zwei Ansichten scheinbar ganz schroff gegenüber: Lyon verlangt hier und an der gleich eingangs angeführten Stelle eine innige, ja, was mir fast zu weitgehend erscheint, eine systematische Versenkung in deutsche Art und deutsche Sitte, während Willmann zwar, wie der Zusammenhang zeigt, indirekt zugiebt, daß die Würdigung von Tradition und Sitten den Heimat- und Vaterlandssinn fördert, aber diese Hingabe an unser inneres und äußeres Volkstum als ein ausschließliches Resultat der Schule des Lebens bezeichnet. Und er hat ja m. E. gewiß darin recht, wenn er erklärt, Erlebnisse und Traditionen könne hier der Unterricht nicht ersetzen, aber er wird nach seinen sonstigen Äußerungen (a. a. O. II S. 102, 126—7 und sonst) doch kaum leugnen können und wollen, daß die Schule eben durch ihr Eingreifen den Boden für frühere oder spätere Erlebnisse dieser Art lockern und das Einwirken der lebendigen Tradition auf die Schüler in nationalem Sinn vorbereiten kann. Und gerade dies ist dringend notwendig: es wird ja so häufig, zumal in akademischen Kreisen, die Klage laut, daß das Gymnasium bei seinen Zöglingen die Fähigkeit zur Beobachtung nicht zur Entwickelung und Ausbildung bringe. Diese Beobachtungsgabe fehlt also zweifellos unserer Gymnasialjugend zunächst auch noch für das Gebiet des Volkstums. Lernt sie aber hier nicht zusehen, und zwar scharf und genau zusehen, so wird der Heimat- und damit der Vaterlandssinn nur ein künstlich aufgepfropftes Reis sein und bleiben, nicht aber ein frischer Schoß, der aus dem innersten Herzen lustig emporsprießt. Nun vermag gerade die Volkskunde, auf der Schule bei jeder

Gelegenheit, besonders aber im deutschen Unterricht verwertet, die Gabe der Beobachtung an sich zu wecken und sodann durch Hinlenken zu einer liebevollen Vertiefung in unser Volkstum zu einer bewußten und gewollten Thätigkeit zu machen. Und die Beobachtungsgabe kann, einmal geweckt, noch verschärft und vertieft werden, wenn man die Schüler anhält, etwa auf gemeinsamen Schulausflügen oder privatim ihr Augenmerk auf des Volkes Art und Überlieferungen zu richten und das Ergebnis solcher Wahrnehmungen etwa gar zu Sammlungen zu vereinigen, wie sie Dr. Dähnhardt in Leipzig organisiert und unter dem Titel: „Volkstümliches aus dem Königreich Sachsen, an der Thomasschule gesammelt" herausgegeben hat, eine Thätigkeit, welche in dem beteiligten Schüler das berechtigte und erhebende Gefühl aufkommen lassen kann, nicht nur ein Stück positiver, auch wissenschaftlich verwertbarer Arbeit, sondern auch ein Stück nationaler Arbeit geleistet zu haben, da er nach seinen Kräften die unter dem Einfluß eines riesenhaften Verkehrs sich rasch zersetzenden Volksüberlieferungen vor dem Untergang bewahrt hat. Vermag man erst dem Schüler beizubringen, daß selbst das einfachste Kinderlied, welches äußerlich betrachtet oft so sinn- und formlos erscheint, im Zusammenhang der Äußerungen unseres Volkstums wertvolles Zeugnis für dessen Charakter und Eigenart abgeben, ja sogar die überraschendsten Einblicke in Geschichte, Mythologie, Ethnographie, Kulturgeschichte, Sprachwissenschaft, Rhythmik u.s.w. gestatten kann, so wird auch den Kleinsten vor dieser Seite unseres nationalen Lebens eine gewisse Ehrfurcht erfassen, die ja nach Goethe, welcher selbst für alle Regungen unseres Volkstums ein so warmes Herz besaß, die Grundstimmung im Werke der Erziehung sein soll. Diese Ehrfurcht vor dem uralten Erbgut unseres Volkes führt aber zur Verwirklichung eines anderen Wortes unseres Dichterfürsten: „Was du ererbt von deinen Vätern hast, erwirb es, um es zu besitzen", ein Wort, das unserer Darstellung als Leitwort vorangehen mag. Denn der Schüler, den solche Gesinnung beseelt, wird das, was er als Kind rein naiv in sich aufgenommen hat, später unter richtiger Führung in bewußter Reflexion betrachten, mit dem neu Gefundenen und Beobachteten vergleichen und alles in inniger Liebe in seinem Herzen bewahren lernen als ein Stück seines Volkes und seiner selbst. Wer so gewohnt ist, in die geheimnisvoll dunklen Tiefen der Volksseele zu blicken, und den unermeßlich reichen Hort wahrnehmen kann, der aus ihnen heraufglänzt, der glaubt noch an sein Volk und an seines Volkes Zukunft.

Zu den köstlichsten Kleinodien in diesem reichen Schatz gehören unsere deutschen Sagen, der tiefsinnigste und großartigste Ausdruck deutscher Volksphantasie und Volkspoesie. Richtig behandelt bieten sie ein ganz besonders

wichtiges Moment in der Erziehung in nationalem Sinne: vermag sie der Lehrer in der Lektüre so zu behandeln, daß er überall gleich- oder ähnlichlautende Sagen oder Sagenzüge aus der näheren Heimat der Schüler, beziehungsweise aus der Umgebung des Schulortes lebendig und mit dem innigen Ton eigener warmer Hingabe an den Stoff anführt, so gewinnt dem Schüler dadurch die Heimat eine erhöhte, poetisch verklärte Bedeutung; er schaut die Stätten, um die sich dem Epheu gleich dieselben schönen Sagen ranken, die er in seinem Lesebuch gefunden hat als das Eigentum anderer, oft weit entfernter Gegenden, mit ganz anderen Augen an. So wird z. B. der Schüler in Nürnberg oder Schweinfurt, der etwa die von den Brüdern Grimm aus Köln beigebrachte Sage von Richmodis von Adocht liest, in beiden Städten (für Nürnberg: vergl. Panzer: „Bayer. Sagen und Bräuche" II S. 180; für Schweinfurt: Beck: „Geschichten und Biographien" I und die noch lebendige mündliche Tradition, die selbst noch den Grabstein der Scheintoten zeigt) die Sage in der gleichen Weise wie in Köln ausgebildet, aber jedesmal stark mit Lokalkolorit versetzt wiederfinden und damit den Örtlichkeiten und Gegenständen seiner Heimat oder Schulstadt, an die sich das wundersame Geschehnis knüpft, das unmittelbarste Interesse entgegenbringen, das durch eine mythologische Interpretation der Sage womöglich noch eine Steigerung erfahren kann. Und wieder wird das Interesse der Schüler der Mainstädte sich z. B. einer Stelle, wie der in Schillers „Tell": „Es ist heut Simons und Judä, da rast der See und will sein Opfer haben" ganz besonders zuwenden, wenn der Lehrer an den auch am Main herrschenden Volksglauben erinnert, daß der Fluß jedesmal am Peter- und Paulstag ein Menschenopfer fordert, und diesen Glauben dann mit der altgermanischen Annahme von Wasserdämonen erklärt. Gerade der Umstand, daß von unserem Schiller der Volksglaube poetisch verwertet wurde, wird dem Schüler den Glauben selbst und die Örtlichkeit, an die er anknüpft, besonders wert machen. Bei derartiger Behandlung erwacht ihm auch die ihn umgebende Natur in Flur und Wald zu einem neuen, wundersamen Leben: aus dem Rauschen des Waldes hört er geheimnisvolles Raunen, im Plätschern der Quelle und im Flüstern des Schilfes am Ufer des seerosenbewachsenen Teiches läßt sich die Nixe vernehmen, am moosbewachsenen Felsen treibt der munteren Zwerge Schar ihr loses Spiel und vom verwitterten Gestein der Burgruine winken holde Gestalten in wallenden Schleiern: der Geist der Poesie ist ihm leibhaftig erschienen und breitet von nun an vor den Augen des erstaunten Sonntagskindes ihr Goldnetz in immer dichteren Maschen über die Heimatflur aus. Aus diesem Leben in und mit der beseelten Natur entwickelt sich in ihm ein starkes Heimatsgefühl, das sich

notwendig auch zum Vaterlandssinne auswachsen und erweitern muß. Es bietet sich also dem Lehrer in der Volkskunde ein dankbares Feld, im nationalen Sinne erzieherisch wirken und damit den Forderungen der Gegenwart nach dieser Seite hin voll entsprechen zu können.

Doch neben den Interessen an den Fragen des nationalen Lebens bewegt unser Volk nichts lebhafter als die sozialen Fragen und Schiebungen der Zeit. Auch ihrer Betrachtung hat sich das Gymnasium bisher verschlossen, aber auf wie lange noch? Ist doch gerade für Bayern die interessante Beobachtung gemacht worden, daß die Geschichte seiner Schulordnungen nichts anderes darstellt als den konkret gewordenen Niederschlag der jeweils mächtigen politischen, religiösen und kulturellen Zeitströmungen. So wird denn auch für die nächste Zukunft das Gymnasium sich jener mächtigen Bewegung, die unser Volk, ja ganz Europa in Atem hält, nicht ganz entziehen können. Aber ein besseres Mittel als Schulreden gegen den Umsturz, wie dies auch schon allen Ernstes vorgeschlagen wurde, gäbe wiederum unsere Volkskunde an die Hand. Denn vor allem wird ein Blick auf das innere und äußere Leben unseres Volkes zeigen, welche reiche charakteristische und individuelle Gliederung sich in allen seinen verschiedenen Stämmen kundgiebt, und so zugleich am schlagendsten die Aussichtslosigkeit der nivellisierenden Bestrebungen der öden Allerweltsgleichmacherei darthun. Das wäre vielleicht zugleich auch das Mittel, unsere Generation auch nach dieser Richtung wieder hoffnungsfreudiger in die Zukunft schauen zu lassen und sie mit Jean Paul zu lehren, in unserer (sozialen) Welt nicht mehr ausschließlich Wolfgruben, Beinhäuser und Gewitterableiter zu sehen, sondern auch wieder einmal ein wogendes Ährenfeld, das noch den Keim zu einer schöneren Zukunft in sich birgt. Aber nicht nur theoretisch, nein, auch praktisch könnte hier die Volkskunde eingreifen: durch Belehrung über Denken und Fühlen des Volkes wäre Gelegenheit geboten, die Kluft zwischen Gebildeten und Ungebildeten zu überbrücken und das Gefühl von Einheit und Zusammengehörigkeit von Stadt und Land zu stärken. Der Schüler gewänne ein warmes Empfinden für Leben, Dichten und Denken des Volkes und damit die Grundlage zu einer genaueren Bekanntschaft mit den Zuständen und Anschauungen auch des gemeinen Mannes, vor allem aber des Bauernstandes, von dessen urkonservativer Kraft, die sich ja auch im zähen Festhalten an den väterlichen Traditionen äußert, er erst jetzt eine richtige Vorstellung und ein richtiges Verständnis bekäme. Leider hat diese so hochwichtige Eigenschaft Scheingelehrsamkeit und Bildungsdünkel von alters her nicht als Tugend anerkennen wollen, und unter dem Einfluß solcher Vorurteile steht trotz eines Justus Möser und Riehl heute noch immer, das dürfen

wir uns nicht verhehlen, die größere Zahl der Stadtbevölkerung und damit auch unserer Stadtschüler. Dieser Gegensatz von Überbildung, oder soll man sagen Scheinbildung?, und schlichter, natürlicher Volksart tritt vor allem auf dem Gebiet der lebendigen Sprache und der Schriftsprache so scharf hervor, wie ihn Lyon a. a. O. II, 1 S. 182flg. beklagt: „Man kann mit vollem Recht sagen, daß gerade die studierten Kreise unseres Volkes ein pedantisches, farbloses, verknöchertes, kurz ein totes Deutsch schreiben. Und dieser Zustand ist tief zu beklagen: denn das lebendige Volk vermag eine solche Sprache im akademischen Paragraphenstil nicht zu verstehen; es fühlt sich nicht angeheimelt, sondern abgestoßen, und die Kluft zwischen den gelehrten Berufskreisen, die doch gerade vorzüglich die Leitung des Volkes in Händen haben, und dem Volk wird dadurch immer mehr und mehr erweitert. Regierende und Regierte verstehen sich immer weniger und damit wird der gesunde Zusammenhang der Glieder, der allein den Bestand und die gedeihliche Fortdauer des ganzen Organismus sichert, schließlich ganz zerrissen." Er fordert dann zur Abwehr dieses Notstandes mit Recht, daß die leitenden Kreise wieder mitten unter das Volk hintreten (um in Luthers kräftiger Weise zu reden: auf die Gasse und den Markt treten und den Leuten aufs Maul schauen) und in unausgesetzter inniger Verbindung mit ihm bleiben. Die Schule aber kann durch Darbietung der Ergebnisse der Volkskunde, also durch eine volkstümliche Erziehung den Weg zu diesem Ziele zeigen und muß vor allem auch dem Schüler einen Einblick in das Wesen der lebendigen Sprache und in das wahre Verhältnis von Schriftsprache zu Mundart gewähren. „Ein so erzogener Mensch wird die Mundart bald nicht mehr verachten, sondern er wird sie nach und nach mit Ehrfurcht betrachten lernen, als etwas Heiliges und Ehrwürdiges, das uns von unseren Vorfahren genau so überliefert ist wie Religion und Staat. Er wird dann auch den schlichten Mann aus dem Volke, der nur die Mundart spricht, mit anderen Blicken ansehen; er wird hier sich an der natürlichen Gestalt der Sprache erfreuen und dabei bald die natürlichen und gesunden, wenn auch oft rohen und derben Anschauungen des Volkes kennen lernen. Und wie der Mann des Volkes dabei von der Bildung des Höherstehenden lernt, so wird der Gebildete umgekehrt durch den Mann des Volkes wieder mit der Natur in Verbindung gesetzt und so seine eigene Bildung vor toter Abstraktion und trauriger Verstiegenheit bewahren. So lernen beide voneinander, und die Kluft zwischen gelehrt Gebildeten und Volk wird sich nach und nach vermindern und zuletzt ganz schließen." Und so allein wird es unserer Nation unter Mitwirkung der Schule gelingen, durch Milderung der Bildungs- und sozialen Gegensätze unsere zerrissene deutsche Volksseele wieder auf den

gemeinsamen Grundton zu stimmen zum Heile unserer gesamten Kultur: „Natur und Kunst werden sich immer inniger verbinden und eine neue Blüte unseres geistigen Lebens wird anbrechen.“

Mit diesem erhebenden Ausblick in die Zukunft verlassen wir diesen Punkt und gehen zu einem neuen über: da wäre neben der nationalen und sozialen Förderung, welche das Gymnasium seinen Zöglingen durch Pflege der Volkskunde angedeihen lassen könnte, etwa zu erwähnen, daß durch ihre Heranziehung in allen Unterrichtsgegenständen, bei denen dies überhaupt angeht, für diese oft recht heterogenen und auseinanderstrebenden Fächer ein Band der Zusammenfassung, der Konzentration geschaffen würde, d. h. alles und jedes in Bezug zu unseres Volkes Thun und Denken gesetzt würde; und weiter, daß damit das Interesse für diese Gegenstände selbst geweckt und erweitert würde. Denn die volkstümlichen Reime, Sprüche, Segen u. s. w., welche der Lehrer der Gegend des Schulortes entnimmt und zur Beleuchtung sprachlicher und sachlicher Erscheinungen vorbringt, sind ein Stück vom Leben des Schülers selbst. Es würde dies Verfahren also auch der pädagogischen Forderung entsprechen, alles an Bekanntes anzuknüpfen. Sodann würde sich damit eine, ich möchte sagen Hildebrandische Temperatur in der Klasse verbreiten, wenn der Lehrer selbst von Wärme für seine Sache erfüllt ist, und dem Schüler plötzlich, wie sich der Verfasser des goldenen Werkes „Vom deutschen Sprachunterricht“ so gerne ausdrückt, die grauen Schulwände sich aufthun und ein Stück seines Lebens, seiner sonnigen Kinderfreuden mit ihren Reimen, Spielen und Scherzen hereintreten und sich mit dem oft so trockenen und für ihn oft so toten Lehrstoff in eine belebende und erwärmende Verbindung setzen sieht. Daß ein solches Unterrichtsverfahren die Hebung des Gefühlslebens im Schüler, welches unter dem Einfluß der heutigen einseitigen Verstandesbildung leider zu leicht verkümmert, nur fördern kann, das ist doch keine Frage. Setzt dann hier noch das Streben ein, im Schüler die „Sprachbilder“ zu wecken, d. h. in ihm die Worte mit ihrem vollen, im Volke und vom Volke geprägten Anschauungsinhalt neu zu füllen, „so werden auch dadurch Phantasie und dichterischer Sinn eine Neubelebung und fortgesetzte Stärkung erfahren“ (Lyon a. a. O. S. 133 flg.). Material in reichster Fülle bietet hier Schraders Buch: „Der Bilderschmuck der deutschen Sprache.“

Doch wir lassen das alles und wenden uns zur Betonung der wichtigen Thatsache, daß die Behandlung der Volkskunde am Gymnasium auch formal bildenden Wert hat. Schon in anderem Zusammenhang wurde ihr die Erweckung und Vertiefung der Beobachtungsgabe zugeschrieben, die ja überall, besonders aber für die künftigen Vertreter der exakten Wissenschaften von so hohem Wert ist. Sodann kann sich

an ihr der wissenschaftliche Sinn überhaupt entwickeln, wenn anders Plato recht hat mit seiner Behauptung, daß das Staunen (θάμβος) über Merkwürdiges und zunächst noch Unbegreifliches der erste Schritt zum Streben nach wissenschaftlicher Einsicht sei. Zur Begründung dieser Aufstellung sei wiederum an die schon oben angeführte Sage von Richmodis von Adocht erinnert: wenn der Schüler in Nürnberg oder Schweinfurt erkennt, daß die Kölner Sage in denselben Grundzügen sich auch an seine Vater- oder Schulstadt knüpft und hier doch wieder eigene und lokale Züge zeigt, so erwacht in ihm, noch besonders angeregt durch das lokale Interesse, Verwunderung: er möchte gern den Grund dieser Erscheinung finden (den E. H. Meyer: „Deutsche Volkskunde" S. 348 andeutet), er fängt an, sich in diese Frage zu vertiefen, kurz, sein Geist ist in der Stimmung des rerum cognoscere causas. Und gerade dieser Stimmung vermag die Volkskunde stets neue Nahrung zuzuführen, wenn sie ihre dem Schüler bekannten Thatsachen mit solchen aus der Ferne zusammenstellt und überall den gemeinsamen Hintergrund ahnen läßt. So wird sich an ihr speziell auch der historische Sinn, die Haupterrungenschaft unseres Jahrhunderts, entfalten können, wenn der Schüler die ihm bisher nur rein thatsächlich bekannten Seiten des Volkstums immer und immer wieder als Ergebnis einer jahrhundertelangen Entwickelung vor sich erstehen sieht, deren Erkenntnis dann oft die Verbindung und richtige Beziehung zwischen den scheinbar ungleichartigsten Dingen herzustellen im stande ist. Ist es doch nach Meyer (a. a. O. Vorwort) das Wesen der Volkskunde, „das Alte liebevoll der Erinnerung zu bewahren und aus Älterem zu erklären und zugleich aufmerksam die Vorbereitung und Wendung zum Neuen nachzuweisen". Sie ist also eine historische, aber auch zugleich eine lebendige Wissenschaft, welche das in Büchern aufgespeicherte Wissen mit dem wallenden Strom des Lebens in Berührung setzt: „Über die Bücher hinweg erfaßt sie zunächst mit ihren eigenen Augen und Ohren die lebendige Gegenwart und alle deren Volksäußerungen, mögen sie alt oder neu, häßlich oder schön, dumm oder sinnig sein. Im Wirrsal der Erscheinungen sucht sie das Gesetz oder den Zusammenhang, der dann doch zu allertiefst in der Volksseele ruht und dort seine Deutung findet. Und weil die Gegenwart so viel Unverstandenes, Entstelltes und Halbverschollenes mit sich schleppt, bemüht sich die Volkskunde nun auch in die aufklärende Vergangenheit einzudringen. Da thut sich allmählich ein mächtiger Hintergrund hinter unseren Zuständen auf, wie noch unser alter Wald hinter den modernen Rübenfeldern steht."

Als Schlußergebnis dieser Untersuchung der Volkskunde auf ihren allgemeinen und erzieherischen Wert als Gegenstand des Gymnasialunterrichts sei folgender Satz aufgestellt:

Der volkskundliche Unterricht am Gymnasium erzielt neben der Vorbereitung der Schüler auf die nationalen und sozialen Forderungen der Gegenwart, neben der Weckung und Vertiefung des Interesses für die von ihm belebten Lehrgegenstände und neben einer günstigen Einwirkung auf das Gefühls- und Phantasieleben der Schüler im Geiste Hildebrands auch noch die Wirkung einer formalen Bildung des Geistes, nämlich Weckung und Schärfung der Beobachtungsgabe und Entwickelung des wissenschaftlichen Sinnes im allgemeinen und des historischen Sinnes im besonderen. Er entspricht schließlich auch der pädagogischen Forderung der steten Verbindung des Neuen, Unbekannten mit dem Alten und Bekannten und bietet für die in Betracht kommenden Unterrichtsfächer das einigende Band der Konzentration.

II. Besonderer Teil.

Die Volkskunde und die einzelnen Lehrfächer.

Um alle die bisher geschilderten günstigen Wirkungen des volkskundlichen Unterrichts am Gymnasium erzielen zu können, wird es sich jetzt darum handeln, ihm einen möglichst breiten Raum am Gymnasium einzuräumen, wobei allerdings zu betonen bleibt, daß ebenso die Volksschule schon vorher auch nach dieser Seite hin ihrer besonderen Bestimmung gerecht werden müßte, eine Vorschule des Gymnasiums zu sein. Ein Idealist würde demnach alsbald die Forderung erheben, man solle der Volkskunde an beiden Schulanstalten den Rang eines selbständigen Lehrfaches einräumen. Da es sich aber darum handelt, rein praktisch vorzugehen und mit den einmal gegebenen Verhältnissen zu rechnen, so geht mein Verlangen dahin, man solle der Volkskunde nicht neben den Lehrfächern, sondern in allen, in denen es überhaupt angeht, ihren Platz anweisen.

Die nun folgende Darstellung hat den Zweck, den Nachweis zu erbringen, inwieweit und in welchem Umfang dies am Gymnasium möglich sein wird. Das Ideal einer solchen Darlegung wäre freilich, einmal das Gesamtgebiet der Volkskunde in diesem Sinne zu untersuchen und sie dann als die bis in die kleinsten Einzelheiten thätige Dienerin der einzelnen Lehrfächer vorführen zu können. Allein selbst wenn dem Verfasser hierzu Kraft und Erfahrung genug zur Verfügung stände, so würde dies das Ziel und den Umfang eines derartigen Aufsatzes weit überschreiten, der kein Lehrgebäude, sondern nur anregende Richtlinien geben will. Die sich nun anreihenden Aufstellungen sollen also neben einigen eigenen Gedanken nichts anderes bringen als den Versuch einer

Zusammenfassung alles dessen, was schon früher über das Verhältnis der Volkskunde zu den einzelnen Lehrfächern gedacht und gesagt worden ist, wobei zur Entschuldigung dienen mag, daß sie eben überhaupt den ersten Versuch zu einer solchen zusammenfassenden Darstellung des in Frage kommenden Gegenstandes bilden. Jedenfalls aber wird sich auch so ergeben, daß die Volkskunde ihren förderlichen Einfluß auf eine große Zahl von Lehrfächern des Gymnasiums auszuüben in der Lage ist, wobei natürlich ihre Hauptdomäne der deutsche Unterricht sein und bleiben muß.

Ehe wir uns nun zur eigentlichen **Behandlung des deutschen Unterrichtes** in dem von mir geforderten Sinne wenden, müssen wir einleitungsweise noch ein paar grundlegende Fragen erledigen.

Auf dem genannten Gebiete besteht doch eigentlich die wichtigste Aufgabe in der Überbrückung der Kluft, die selbst für unsere sog. gebildeten Stände zwischen Schriftsprache, bez. Hochdeutsch einerseits und der Mundart anderseits besteht. Nun gehört ja auch die Mundartforschung in den Bereich der Volkskunde im weiteren Sinn, und deshalb sei hier in aller Kürze erwähnt, daß der Lehrer vor allem die Pflicht hat, schon für die Kleinsten eine gemeinverständliche Formel zu finden, die ihnen das Vorhandensein zweier, nach ihrem Gefühl scharf getrennten Sprachen, der offiziellen Sprache der Schule neben der Sprache des und ihres gewöhnlichen Lebens, erklärt. Und diese damit gewonnene Erkenntnis soll sich bei den älteren Schülern zu einer verständnisvollen Einsicht in die selbständige, teilweise aber auch recht „künstlich zubereitete und zugestutzte“ Entwickelung unserer heutigen hochdeutschen Schriftsprache aus dem Kreis der Mundart, „der natürlich gewachsenen und geschichtlich gewordenen Form unserer Muttersprache“[1]), heraus und über ihn hinweg erweitern. Eine solche Einsicht wird auch das Interesse unserer Schüler an den Sonderformen und Sondergebilden der Mundart wecken und sie ganz besonders vor dem landläufigen Irrtum bewahren, als sei die Mundart nichts anderes als eine Entartung oder Verschlechterung des Hochdeutschen; dabei kann der Lehrer selbst zum Segen für seine Schüler noch einmal in die Lehre gehen bei Meister Hildebrand („Vom deutschen Sprachunterricht“ S. 78), wo er von dem im Unterricht zu bethätigenden Anschluß des Hochdeutschen an die Mundart, „an das lebendige Deutsch mit seinem Inhalt“ spricht. Also geleitet kommt dann der Schüler zur Erkenntnis, daß doch in recht vielen Sprachabweichungen nur die Mundart das sprachgesetzlich Richtige bewahrt hat, verliert das Vorurteil der Halbbildung, als sei das Hochdeutsche an sich etwas

---

1) So Lyon: „Die Ziele des deutschen Unterrichts in unserem Zeitalter“, Ztschr. f. d. d. U. XII S. 19.

Feineres, Vornehmeres und Edleres als die Mundart, ja lernt an der Hand der Lektüre und unter Führung des Lehrers sehen, daß wir in unserer reichen Fülle von Mundarten einen unerschöpflichen Jungbrunnen besitzen, aus dem unsere Schriftsprache sich immer wieder neue Jugend und neue Kraft holt und sich so vor Stillstand und Versteinerung bewahrt.

In elfter Stunde kommt mir noch das treffliche Programm der Realschule von Ludwigshafen für 1899 in die Hand, dessen Verfasser, Dr. Ernst Dannheisser, ebenfalls „die Verwendung des Dialekts im Unterricht" in frischer und flotter Darstellung behandelt. Die zwei ersten Kapitel zeigen die Verwendung des Dialekts, u. z. des pfälzischen Dialekts, von dem der Verfasser fast durchweg ausgeht, im französischen und englischen Unterricht, zwei Kapitel, die hier um so dankbarer begrüßt und — benutzt werden, da sie eine schmerzlich empfundene Lücke in unserer Darstellung auszufüllen vermögen. Für beide Sprachen und die Erfassung ihres Lautstandes werden gewisse parallele Lauterscheinungen aus dem Dialekt beigezogen, die der hochdeutschen Schriftsprache fehlen, und gewisse Spracherscheinungen eben durch den Dialekt in das rechte Licht gerückt; so fürs Französische die Liaison durchs pfälzische gutnowend, der Partitif durchs echt-bayerische a bier mog i!, das „für manche jugendliche Geister schier unerschwingliche en" durchs fränkische ere; fürs Englische wird I go to Millers neben das pfälzische ich geh zu's Miller's gestellt. Weiterer Beispiele kann ich mich mit Fug überheben. Das dritte Kapitel: „Der Dialekt und die Naturwissenschaften" zeigt, wie man dem Schüler an der Hand der Mundart einige Blicke in den physiologischen Aufbau, kurz in das organische Leben der Sprache thun lassen kann. Im folgenden Kapitel „Der Dialekt und die allgemeine Bildung" wird der erzieherische Wert der Einführung des Dialekts in den Unterricht in ähnlicher Weise erörtert, wie es unser allgemeiner Teil thut. Und endlich das Schlußkapitel „Der Dialekt und der deutsche Unterricht" bietet eine willkommene Ergänzung unseres gleichlautenden Abschnittes. Wir wollen die anregende Abhandlung dem Leser aufs angelegentlichste empfehlen.

Im Anschluß an die Behandlung des Dialekts sei nochmals im allgemeinen darauf hingewiesen, wie notwendig es ist, daß die Jugend wahrzunehmen lerne, „daß jedem Wort und jeder Wendung eine sinnliche Anschauung zu Grunde liegt und daß sich diese Anschauung zwar oft im Laufe der Zeit in wunderbarer Weise wandelt, daß sie aber gerade den eigentlichen, geheimnisvollen Zauber ausmacht, der dem Wort seinen eigenartigen Duft, seinen besonderen Wert verleiht" (Lyon: „Die Lektüre" II, 1 S. 113). Zumal in der Oberklasse kann der Lehrer auf die Gefahr hinweisen, die in der immer weiter greifenden Sucht unserer Sprache zur Vergeistigung

und Verflüchtigung ihres sinnlichen Inhalts besteht, und darf auch die Ursache dieser Erscheinung nennen, die einmal in der Deutschen Lust an Reflexion und Abstraktion, dann aber nach meiner Ansicht in dem gewaltigen Einfluß beruht, den die Gedankenprosa des alten Goethe auf unsere ganze folgende Stilentwickelung ausgeübt hat.

Weiter verschmähe man es nicht, bei Gelegenheit auch die Volksetymologie beizuziehen, die so recht das Streben des Volkes zeigt, Sprachformen, in denen es keinen sinnlichen und verständlichen Inhalt mehr zu entdecken vermag, und besonders auch Fremdwörter unter Anschluß an ähnlich lautende Wörter mit einem solchen Inhalt zu füllen und so erst zu seinem Eigentum zu machen. Beispiele giebt Weises prächtiges Büchlein „Über unsere Muttersprache" S. 193. Trefflich verwertet diese Erscheinung auch Hildebrand („Ein Schulspaß", Ztschr. f. d. d. U. I S. 444) bei Gelegenheit eines Schulfehlers, der aus Göltzschthalbrücke eine Geldstahlbrücke macht, für einen anderen Zweck. Aber die feine psychologische Analyse der Entstehung dieses Fehlers kann in ähnlichen Fällen jedem Lehrer zum Vorbild dienen. Bei einer solchen Behandlungsweise erlangt vielleicht einer oder der andere Schüler eine Ahnung, „daß das Volk" wenigstens in der volksetymologischen Umschmelzung der Fremdwörter „in seiner Sprache weniger weltbürgerliche Neigungen, aber mehr Vaterlandsliebe und Sinn für Sprachreinheit zeigt als die Stände, denen ihre tiefere Geistesbildung auch hierin höhere Einsicht verleihen sollte." (Weise a. a. O., S. 194.) Endlich versage man es den Schülern nicht, einen Blick in die deutsche Volksart zu thun, wie ihn der Wortschatz unserer Sprache in so reicher und vielseitiger Weise darbietet. Auch hier kann Weises Büchlein gute Dienste leisten, welches auf den Seiten 47—59 unter diesem Gesichtspunkt über das innige Verhältnis des Deutschen zu Gott, Menschen und Natur, wie über seine persönlichen Eigenschaften, die sich in seinem Wortvorrat offenbaren, in gar liebenswürdiger Weise spricht. Dagegen halte ich für unbrauchbar für die Zwecke der Schule den sonst so interessanten Aufsatz von Freybe in den „Lehrproben" XXI S. 47 flg.: „Sprachlicher Gehalt in Grundanschauungen des deutschen Volkes", in dem der Verfasser unter Verwertung von Etymologie und Onomatik über die Grundanschauungen des deutschen Volkes, über Familie, Gesinde und Ehe; über die erweiterte Familie, die Sippe; die Ansiedlung; den Herd, das Haus und über die Sitten unseres Volkes fesselnd zu sprechen weiß. Und doch nenne ich diese „Lehrprobe" unbrauchbar für die Schule, weil sie mit Sprachmitteln (Sprachvergleichung, Idg., Urg., Ahd. u. s. w.) arbeitet, die unseren Schülern auch auf der oberen Stufe verschlossen sind und auf dem Gymnasium notwendig auch verschlossen bleiben müssen.

Ein derartiges Vorgehen im deutschen Unterricht bietet erst die unerläßliche Grundlage, auf welcher die Behandlung desselben unter dem von mir geforderten Gesichtspunkt sich mit Erfolg aufbauen kann, zeigt aber schon hier in der nur skizzierten Darstellung, wie recht Willmann hat, wenn er in seiner „Didaktik“ II S. 99 die Sprachkunde Volkskunde, das Studium von Grammatik und Wörterbuch Kulturstudien nennt. Dies gilt aber auch für das ganze, weite Gebiet des deutschen Unterrichts, den die Volkskunde in allen seinen Teilen mit Nutzen durchdringen kann, und bietet den Gesichtspunkt, unter dem wir den deutschen Unterricht behandeln wollen, u. z. zunächst den deutschen Sprachunterricht, aus dem wir vorerst nur zwei Punkte herausgreifen wollen, die Behandlung des Ablautes und der Allitteration.

Die reiche Abwechselung, welche der Ablaut im Wortinnern zur Darstellung der verschiedenen Zeiten der Thätigkeit in ein und demselben Verbum schafft, läßt sich nämlich gut vergleichen mit dem naiven Ablautsystem, das sich die lebendige Volksphantasie unter Verwertung ihrer uralten Sprachbildungsmittel, der Allitteration und der Reduplikation, geschaffen hat zur nachahmenden Darstellung einer zusammengesetzten Klangwirkung, indem sie z. B. zur tonmalenden Nachahmung des Läutens verschiedener Glocken **bimbambum** (Hoffmann v. Fallersleben: „Maiglöckchen und die Blumen“), des verhallenden Echos eines Schusses oder des Knallens mehrerer Schüsse **piffpaff(puff)** (Uhland: „Der weiße Hirsch“; Wunderh. S. 379 Recl.) gebraucht. Ähnlich tonmalende Wörter haben wir noch in **kliff** (und) **klaff** (Bürger: „Der wilde Jäger“ und „Der Hund aus der Pfennigschenke“) vom Bellen der Hunde, in **schnirrschnarr** (Bürger: „Fragment“) vom Schnarren der Stare, in **gickgack** (Wunderhorn S. 154 u. 602) von der bescheidenen Töneskala der Gans, in **tick tack** vom Ticken der Uhr, in **kling klang** vom Gläserklang (Goethe: „Faust“ I, Nacht. Straße v. Gr. Thür.), in **ping pang** vom taktmäßigen Hammerschlag (Kopisch: „Hütchen“), in **klipp klapp** vom Klang des Geldes (Grimm: K. M. Nr. 45), vom Klappern der Thüre (Grimm: K. M. Nr. 38), neben **tipp tapp** (Kopisch: „Die Nissen“ und „Der Weinkobold“) und **tripp trapp** auch vom Geräusch der Tritte und endlich vom Klappern der Mühle (die beiden letzten Klangwörter in zwei Verszeilen eines Schweinfurter Kinderreimes[1]): Geht die Mühle **klipp klapp**, Geht der Esel **tripp trapp**), in **schlipp schlapp** vom Schlürfen der Suppe (Kopisch: „Die Zwerge von Pinneberg“), in **plitsch platsch**

---

[1]) Die hier und im folgenden angeführten Volksreime u. s. w., deren Herkunft nicht eigens durch Quellenangabe belegt ist, stammen aus den volkskundlichen Sammlungen des Verfassers, die im Archiv des Vereins für bayer. Volkskunde in Würzburg niedergelegt sind.

vom klatschenden Hüpfen der Kröte (Grimm: K. M. Nr. 1), in pitsche patsche oder klitsche klatsche vom Händepatschen oder -klatschen (vergl. das Schweinfurter und Erlanger Kinderspiel: Pitsche patsche Peter, wobei der Name Peter doch wohl nur der Allitteration und des Reimes wegen eingeführt ist), letzteres auch als klitsch klatsch vom Platzen des „Kleen Männeken" bei Kopisch und vom Aufschlagen des Stockes im „Hexenritt" desselben Dichters, in knick und knack vom Krachen der in Bewegung gesetzten Wiege (Wunderh. S. 815) und schließlich in ritsch ratsch etwa vom scharfen Laut des zerreißenden Papieres, bei Grimm K. M. Nr. 12 vom schwirrenden Ton des Haarschneidens und im Wunderhorn S. 475 als riz raz vom Krachen der brechenden Brücke.

Den Zweck und die Grundbedeutung dieser zweifellos sehr alten Onomatopoesie, deren Gebrauch bei Kunstdichtern wie Bürger und Kopisch allerdings ebensogut auf glücklicher Nachahmung als auf reiner Wiedergabe dieses volkstümlichen Elements beruhen kann, bildet die Nachahmung eines Konglomerats von Tönen derselben Gattung. Doch in ihrer Weiterentwickelung hat sich diese Bedeutung verallgemeinert zur Darstellung eines Durcheinanders überhaupt, wobei Bildungen wie der Klingklang und der Singsang den Übergang geboten haben mögen. Hierher gehören dann der Mischmasch, der Wirrwarr, der Schnickschnack, der Krimskrams, der Kribskrabs[1]) (selbst Goethe: „Faust" I, Wald und Höhle), mehr mundartlich: Kribbeskrabbes, Kribbelkrabbel (Paul: „Wörterb."), chrippis chrappis, de Gribbel de Grabbel (Meyer: „Deutsche Volkskunde" S. 290), mit ähnlicher Bedeutung: „Durcheinander" auch Wischiwaschi (Tetzner: „Deutsches Wörterbuch" Recl.). Zu diesen Bildungen gehören endlich noch zick zack (Goethe: Faust I, Walpurgisnacht), risch rasch (Bürger: „Der wilde Jäger" u. ö.) und ripps rapps, letzteres in der Nürnberger Gegend von der „raschen Bewegung hastigen Aufklaubens": „dóu gäits ripps rapps, wers derwischt, der hats."[2]) Daß dieser eigenartige Ast am Baume unserer Sprache immer noch triebkräftig ist, zeigt das verhältnismäßig noch junge Wort Tingeltangel (angeblich nach dem Namen eines Berliner Gesangshumoristen Tange, also mit rückwärts wirkender Ablautung gebildet), aus dem wir

---

1) Die abgelauteten Reduplikata (onomatopoetischen Naturlaute) bei Goethe hat neuerdings Dr. Wilh. Ebrard auf S. 13 seiner Programmabhandlung: „Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe" (Alt. Gymn. Nürnbg. 1899) zusammengestellt, indes dabei die substantivierten Komposita dieser Art nicht durchgehends berücksichtigt: so habe ich Kribskrabs vergeblich gesucht. Dem geehrten Verfasser wird bei erneuter Musterung seines Materials dieses kleine Versehen kaum entgangen sein.

2) Freundliche Mitteilung des Herrn Lehrers J. Schmidkontz in Würzburg.

das „gemischte" Programm solcher Darbietungen herauszuhören uns gewöhnt haben. Eine neue Verästelung bedeuten hieraus abgeleitete Verbalbildungen wie **piffpaffen**, **ticktacken**, **sickfacken** (v. **sick fack**).

Eine derartige Darstellungsweise, für die es ja nur weniger, aber gut gewählter Beispiele bedarf, und die sich auf dem Vorstellungsvermögen der Schüler aufbaut, wird gewiß stets offene Ohren finden und bietet zugleich den Vorteil, neben einer Beleuchtung des Ablauts auch noch Einblick in eine interessante Gruppe von Wortbildungen zu gewähren. Ja man kann noch weiter gehen und zeigen, daß wir in **bimbambum** u.s.w. genau die Ablautreihe vor uns haben, die etwa in **binde**, **band**, **gebunden** vorliegt, eine Reihe, die in der nahverwandten auf i, a, o (**rinne**, **rann**, **geronnen**) ein Gegenstück besitzt, das in dem Eingang des Pfälzer Sommertagsliedes: **ri ra ro**, in **klipp klapp klopf** (Kopisch: „Puk"), in **stripp strapp stroll** (Grimm: K.M. Nr. 45) und sonst seinen Ausdruck findet. Auch hier sind also nicht willkürlich gewählte Vokalgruppen, das sieht der Schüler, sondern solche, die in einem streng festgelegten Laut- und Klangverhältnis zu einander stehen, was dann dem Schüler unter Führung des Lehrers einen orientierenden Blick in den Hintergrund des Ablauts, in das Wesen der Physiologie der vokalischen Laute, gewähren kann.

Hier vermag ich der Verlockung nicht zu widerstehen, im Vorübergehen einen kurzen Blick auf die in allen den oben angeführten Bildungen thätige Reduplikation zu werfen. Auffällig bleibt, daß sie in dem 3. Gliede der i a o-Reihe teilweise versagt, während sie umgekehrt oft ganze Wörter oder Verszeilen überwuchert und zum Unsinn wandelt. Hierfür zwei Beispiele: In Erlangen giebt es einen Kinderreim mit dem Anfang: Hintern Hansehirtehaus, der zum folgenden Inhalt recht wohl paßt. In Schweinfurt aber lautet der Eingang ganz korrupt: **Hinsehanse-Hirtehaus** u.s.w. Ist nun die Entscheidung über die Priorität zweier Varianten, einer sinnvollen und einer unsinnigen, an sich schon einfach, so wird sie noch erleichtert, wenn, wie hier, die Lösung der Frage nach dem Entstehen dieses Unsinns so auf der Hand liegt. Sie liegt in dem Behagen an der Klangwirkung einer abgelauteten Reduplikation, das sogar das Verlangen nach einem sinnvollen Inhalt zurücktreten heißt. Nun ein ähnliches Beispiel aus der Wortbildung: In Würzburg heißt man im Schimpfwort „einen langsam, undeutlich, verwirrt und halbnarrenmäßig Sprechenden, kurz einen Trottel[1])": **Dilledalle**, während man im älteren Nhd. und in den Mundarten für die gleiche Erscheinung das Wort Dilltap gebraucht. Da drängt sich förmlich die Vermutung auf, daß Dilletap (s. Grimm: D.W.-B. u. d. W.) die ur-

1) Freundliche Mitteilung des Herrn Lehrers J. Schmidkontz in Würzburg.

sprüngliche Form darstellt, während Dille**d**alle die spätere korrupte Form ist, deren Bildung die Bedeutung des Urwortes „ein im wirren Durcheinander Sprechender“ erleichtert hat. Denn die abgelautete Reduplikation dient ja auch, wie wir oben gesehen, zur Bezeichnung eines lautlich wirren Durcheinanders. Ein gewisser Einfluß des Verbums dallen wird allerdings bei dieser Umbildung mit in Betracht gekommen sein.

Ein durchaus organischer Übergang zwischen der Darstellung des Ablautes und des Stabreimes im allgemeinen wäre nun der, daß man mit der Behandlung des vokalischen Stabreimes beginnen würde. Denn auch in der Assonanz (so nenne ich den vokalischen Stabreim im Gegensatz zum konsonantischen, der Allitteration) stehen die in Betracht kommenden Vokale in einem gewissen Lautverhältnis zu einander. Doch ist dieses Lautverhältnis bis jetzt noch nicht wissenschaftlich ergründet, und mit dem Satz, daß der Vokal einer Stammsilbe mit einer ebensolchen mit irgend einem beliebigen Vokal anfangenden assoniert, scheint mir noch lange nicht das letzte Wort in dieser Frage gesprochen zu sein. Ich beschränke mich aus diesem Grunde auf die Allitteration im engeren Sinne. Wie beim Ablaut, so wird auch hier eine der vorangehenden entsprechende Behandlung unter Beiziehung der Volkskunde zu einem gleichen Endresultat, dem Erfassen des eigentlichen Wesens der Allitteration führen:

Nachdem das Prinzip der Allitteration von den Schülern an einer Reihe von angeschriebenen Beispielen, wie **M**ann und **M**aus, **H**aus und **H**of, **K**ind und **K**egel, **H**aut und **H**aar, **kl**ipp und **kl**ar gefunden und weiter als teilweise auch für die volkstümliche Komposition maßgebend erkannt worden ist, wie die Exempel: **b**itter**b**ös, **bl**itz**bl**ank, **bl**itz**bl**au, **f**uchs**f**euerrot, **r**osen**r**ot, **g**old**g**elb, **k**itz- oder **gr**itze**gr**au, **gr**as**gr**ün, **h**immel**h**och, **h**ölle**nh**eiß, **k**erzen**g**rad, **l**and**l**äufig, **l**enden**l**ahm, **l**ichter**l**oh, **n**agel**n**eu, **st**ock- oder **st**ecken**st**eif, **st**ock**st**ill[1]), **v**ogel**f**rei, **w**edel**w**arm, **w**indel**w**eich[2]) darthun (mehr Material[3]) z. B. **L**and**l**äufer, **M**ittels**m**ann bei

---

1) Paul Gerhards Testament v. J. 1676. (Wackernagel: „P. Gerhards geistl. Lieder“, Stuttg. 1843, Vorr. S. X.)

2) Nebenbei gesagt, geben fast alle diese Komposita einen Beitrag zum Kapitel vom „Bild in der deutschen Sprache“.

3) Leider zu spät kam mir die treffliche Abhandlung von Theod. Heinze: „Die Allitteration im Munde des deutschen Volkes“ (Progr. v. Anklam 1882) zur Hand, doch fand ich zu meinem Vergnügen viele meiner Aufstellungen durch die seinigen bestätigt. Hat Heinze mehr das Hochdeutsche, so hat Koulen: „Der Stabreim im Munde des Volkes zwischen Rhein und Ruhr“ (Progr. v. Düren 1896) eine Mundart verwertet. Hoffentlich ist damit der Anstoß zu einer Behandlung aller deutschen Mundarten nach dieser Seite hin gegeben. Denn erst dann wird die von Heinze geforderte Geschichte des deutschen Stabreimes eine abschließende Bearbeitung erfahren können.

Meyer: „Deutsche Volkskunde" S. 339), kann der Lehrer die oben bei der Behandlung des Ablauts gegebenen Beispiele nun auch unter dem Gesichtspunkt der Allitteration verwerten, darauf aus der Umgebung der Schulstadt allitterierende Kinderreime u. dergl. beibringen, etwa in Schweinfurt oder Erlangen den schon oben besprochenen: **H**inse**h**anse-**H**irte**h**aus bez. **H**intern **H**anse**h**irte**h**aus u. s. w., sodann zeigen, wie aus reiner Lust zur Allitteration der biblische Laban ohne jeden Anhaltspunkt in der hl. Schrift zum **l**angen **L**aban wurde (W. Cremer: „Die Sprache Luthers", Ztschr. f. d. d. U. IV S. 593), dem seiner Entstehung und Bedeutung nach der **l**ange **L**enz (Grimm: K. M. Nr. 168), die **l**ange **L**atte und das **l**ange **L**aster zur Seite treten. Eine später einsetzende vertiefende Repetition kann bei Gelegenheit der Lektüre des Volksliedes, deren Notwendigkeit weiter unten betont ist, diesen Punkt besonders aufgreifen und unter diesem Sehwinkel die volkstümlichen stereotypen Verbindungen betrachten, wie z. B. das **b**raune **B**ier, das **gr**üne **Gr**as, der **gr**üne **K**lee, das **R**öslein **r**ot, der **gr**üne **Kr**anz, das **t**iefe **T**hal, der **t**iefe **T**urm, das **h**ohe **H**aus, der **h**ohe **H**immel, das **k**ühle **G**rab, die **w**eite **W**elt, der **r**ote **R**ock. Ist es doch derselbe Grund, aus dem hier eine Frist mit dem **d**ritten **T**age oder **d**rei **T**agen, eine Summe mit **t**ausend **T**halern angesetzt wird. Ganz besonderen Eindruck aber wird der Nachweis hervorbringen, wie das Behagen am allitterierenden Klingklang ursprünglich anders und sinnvoll lautende Reime auch hier einfach in Unsinn umprägte, so den Anfang eines Johannisfeuerliedes aus Eckenhaid bei Erlangen: **S**umme^r **S**umme^r **F**äia in **S**umme^r **S**umme^r **S**äia. Man betrachte unter diesem Gesichtspunkt die erste Verszeile des appenzellerischen Kinderliedes **G**iggis **G**agis **G**eiermues neben dem andern: **G**ickes **g**ackes Eiermus (bei Hildebrand: „Metrisches aus dem Kinderlied", Ztschr. f. d. d. U. III S. 14). So lautet auch ein Storchenliedchen in der Umgebung von Erlangen: **St**orch **St**orch **St**àla neben **St**orch **St**orch Häla. (Dial. Diminutivum von Heine, Nbf. v. Heinrich, also ein Beitrag zum Kapitel: „Über Tiernamen im Volksmund" s. Glöde in der Ztschr. f. d. d. U. V S. 741 u. VII S. 115. Heinrich als Tiername bei Grimm D. W.-B. u. d. W. Heinrich u. s. Nbf. Heinz, Heinzel, Heinzlein.) Dementsprechend wird auch das Liedchen **St**orch **St**orch **St**einer (in der Schweinfurter Gegend) auf die ursprüngliche Form **St**orch **St**orch Heiner zurückzuführen sein. Läßt sich diese etwa gar noch belegen?

Übrigens fürchte man ja nicht das Lachen der Schüler über solche Reime. Denn es hat für das ganze Gebiet der Volkskunde im Gymnasialunterricht Bedeutung, was Hildebrand: „Vom deutschen Sprachunterricht" S. 79 über das Lachen der Schüler sagt, wenn sie den Lehrer dialektische Formen sprechen hören: „Dieses Lachen", führt er aus,

„ist in ihrer Seele der notwendige Durchgang vom alten, vornehmen Standpunkt zu dem neuen; aus dem Lachen ersprießt ein Gefühl, wie wenn ein Erwachsener sich zu einem Kinderspiel herunterläßt und es dadurch mit einer gewissen höheren Weihe umgiebt; und hat erst dies Gefühl die Seele durchzogen und erfüllt, so stellt sich die behagliche Lernlust ein und das Denken über die verlachte Volksform, die ihnen nun doch schon anders aussieht, hilft dieses niedrige Ding aus seiner Gemeinheit heben, ins Bewußtsein an seine Stelle setzen . . . Ohne etwas Humor, wenigstens in Stimme und Miene, darf man freilich das Niedrige nicht so vorbringen; voller, schwerer Ernst verfehlt das rechte Licht dafür; ja, das bloß Lächerliche kann der Herr bleiben." Damit kämen wir auf ein neues Kapitel: vom Humor in der Schule, das Hildebrand, der Mann mit dem goldnen Kinderherzen, so gern behandelt hat. Man vergleiche nur Ztschr. f. d. d. U. I S. 441: „Ein Schulspaß, dabei etwas vom Humor in der Schule überhaupt"; II S. 277: „Noch ein Schulspaß oder ein paar, dabei etwas von Denkübungen"; S. 294: „Ein Scherzspruch aus Volksmund, alt und neu"; und öfter. Will man dieses wahrhaft gemütveredelnde Feld mit Erfolg anbauen, so ist die Verwertung der Resultate der Volkskunde eine treffliche Unterstützung, wie sich dies aus Hildebrands Behandlung der Sache ergiebt.

Doch zurück zur Betrachtung des Stabreimes unter dem oben angegebenen Gesichtspunkt. Da bleibt noch übrig, den Schüler wiederum den lautphysiologischen Hintergrund schauen zu lassen, der auch bei der Allitteration in Betracht kommt, das Gesetz der konsonantischen Lautangleichung, das in ihm selbst unbewußt arbeitet, und zwar zu allermeist da, wo er es am allermindesten glaubt, in seinen Sprachfehlern, von denen ich einige aus der Praxis anführe:

Aus: schwach im Magen (Uhland: „Schwäbische Kunde") › schmach im **M**agen,
der alte Blücher sprach (Kopisch: „Blücher am Rhein") › **Br**ücher sp**r**ach und **Spr**ücher **spr**ach,
kühn trotzend jedem Streich (Hamerling: „Deutscher Festgesang") › **str**otzend jedem **Str**eich,
den schneeichten Lein (Schillers „Lied von der Glocke") › sch**l**eeichten **L**ein.

Wer möchte leugnen, daß eine derartige Behandlungsweise, auch auf die übrigen Gebiete des deutschen Sprachunterrichtes ausgedehnt, dem Schüler die oft so dürre Weide der Grammatik frisch und lebendig machen könnte!

In solcher Erkenntnis verlassen wir dieses Gebiet und begeben uns auf ein anderes, die Lektüre, deren besondere Behandlung unter dem

von mir ins Auge gefaßten Gesichtspunkt nach Lyons Werk: „Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache, sowie als Mittelpunkt nationaler Erziehung" allerdings als überflüssig erscheinen könnte. Indes, so sehr ich auch des Verfassers Ansicht über das Ziel des deutschen Unterrichts teile, so sehr weicht meine Anschauung von dem Weg, der zu diesem Ziele führt, von der seinigen ab. Man kann es sich ja immerhin noch gefallen lassen, wenn er z. B. im Anschluß an die Lektüre des Lesestückes von Curtius: „Die olympischen Spiele" eine systematische Darlegung der germanischen Zeitrechnung (II, 1 S. 154—165) und der germanischen Opfer und Feste (S. 165—182) anreiht. Aber zu weit geht es doch (ebendort S. 250—287), zur Erweckung der Stimmung für Goethes „Erlkönig" den ganzen Apparat einer weit aushebenden, systematischen Darstellung der deutschen Mythologie aufbieten zu wollen. Eine solche weitläufige und gelehrte Einleitung zur Erweckung der Stimmung muß ja notwendig das Gegenteil von ihrem Endzweck hervorrufen und das darauf folgende zarte Gedicht unter der Massenwirkung anderer Eindrücke in den Schülern förmlich ersticken. Ich hätte hier einen anderen Vorschlag: will man wirklich — und ich billige dabei Lyons Ansicht vollkommen, daß die beste Erziehung zu einem wahrhaft deutschen Denken und Fühlen in der Einführung in unser deutsches Altertum und damit in unser deutsches Volkstum überhaupt beruht — will man wirklich die deutsche Mythologie in einem gewissen Zusammenhange den Schülern vorführen, so geschieht dies wohl am besten an der Hand eines Kanons von poetischen und prosaischen Lesestücken, der sich ja in der Gruppierung wie in der Sacherklärung ganz gut an Lyons Darstellung der niederen Mythologie, soweit sie sich noch im lebendigen Volksglauben widerspiegelt, anschließen kann. Auszuscheiden sind jedoch alle nur nordischen Sagengebilde, die also in unserem deutschen Volksglauben keinen Boden haben. Denn gerade hier handelt es sich ja wieder darum, alles Vorzubringende womöglich an die in den Schülern wohnenden Volksvorstellungen anzuknüpfen. Einige Schwierigkeiten bietet ja immerhin der Umstand, daß manche Sagengestalten, wie etwa der Bilwis (Lyon a. a. O. S. 263), meines Wissens in der schönen Litteratur keine geeignete Verwertung gefunden haben. Doch kann der Lehrer solche Teile der niedern Mythologie mit verwandten Partien verknüpfen, so im vorliegenden Fall den Bilwis zwischen die Darstellung des Hexenglaubens und des Glaubens an die Kornmuhme einreihen.

Wir gewinnen unter einer derartigen Behandlung neben einem Gesamtbild der niederen Mythologie auch noch den Vorteil, den Schülern auch einen integrierenden Teil der deutschen Sagen im Gewand von

Poesie und Prosa vorführen zu können. Denn es bleibt ja dem Lehrer unbenommen, diese seine Darstellung nach den Prosastücken oder nach ihrer poetischen Einkleidung zu geben. Indessen ist eine dritte Möglichkeit, allerdings unter größerem Zeitaufwand, nicht ausgeschlossen, die einer Kombination von den beiden vorigen: Eine Sage, zunächst in Prosa gelesen, dann sachlich und unter Berücksichtigung des ganzen einschlägigen Ausschnittes aus der niederen Mythologie (unter Zugrundelegung von Lyons Darstellung) und im Anschluß an die in der Gegend des Schulortes herrschenden Vorstellungen besprochen, wird auf die Schüler eine ganz besonders tiefe Wirkung ausüben, wenn sie sich ihnen zum Abschied noch im Festgewand der Poesie zeigt. (Material giebt ein Vergleich der entsprechenden Einzelgruppen in den beiden unten mitgeteilten Kanones an die Hand. Für die Sagendichtungen Kopischs sei speziell auf Puls: „Über einige Quellen der Gedichte von August Kopisch" in der Ztschr. f. d. d. U. IX S. 191 flg. verwiesen.) Dies hat zugleich den Gewinn im Gefolge, daß der Schüler auf diesem Wege unbewußt allmählich den Unterschied zwischen der poetischen und der prosaischen Darstellungsweise eines und desselben Stoffes erkennen lernt und die Ausscheidung oder aber poetische Belebung rein prosaischer Momente beobachten kann.

Als Zeitpunkt der Vorführung eines solchen Kanons denke ich mir etwa die 4. bis 6. Klasse, also die Mittelstufe des Gymnasiums; nicht etwa die Unterstufe, weil diese für das Überschauen eines größeren Ganzen, wie es die Gesamtdarstellung der niederen Mythologie immerhin bildet, noch nicht reif genug ist und weil vielleicht auf der anderen Seite das Gemüt der Kleinen aus dem in so manchen Sagen wohnenden Element des Grauenhaften und Überphantastischen zu leicht Nahrung zieht. Immerhin wird der letzte Grund nicht zu scharf zu betonen sein, indem zu berücksichtigen ist, daß das Volk die grauenvollen Scenen seiner Sagen gern mit einem gewissen Humor umkleidet, für den die Kleinsten schon ganz wohl empfänglich sind. So habe ich die Ausgeburten der seltsamsten Phantasie in der Beschreibung des Zuges des wilden Heeres unter dem lebhaften Vergnügen der Allerkleinsten behandelt. Also gehören für diese Stufe auf diesen Gesichtspunkt hin sorgfältig ausgewählte Einzelsagen. Und in einer solchen Auswahl dürfen auch so tiefsinnige und dabei doch leichtverständliche Sagen wie „Das Christusbild zu Wittenberg" (bei Grimm: „Deutsche Sagen" I, 347) nicht fehlen, ein treffliches Zeugnis dafür, wie doch neben allem möglichen Heidenspuk auch das Christentum Wurzel in der tiefinnersten Volksseele gefaßt hat, weshalb ich gerade diese Sage in keinem Lesebuch vermissen möchte, obschon ich sie noch in keinem gefunden habe. Auf der Mittelstufe da-

gegen fallen die oben mitgeteilten Bedenken weg: hier besitzt der Schüler bei seinem immerhin noch überwiegenden Phantasieleben noch eine gewisse innere Empfänglichkeit für die Gestalten unseres Volksglaubens; auch steht ihm deren Überlieferung zeitlich noch näher im Gedächtnis als dem Schüler der Oberstufe, der unter dem Einflusse einer mehr aufs Logische gerichteten Entwickelungsperiode der Stimmung, welche die kindlich harmlosen Gebilde des ersten Jugendalters unseres Volkes fordern, gerade jetzt entwachsen ist. Da aber die drei Jahrgänge der Mittelstufe auch unter sich eine gewisse Verschiedenheit der Entfaltung des jugendlichen Geistes darstellen, so sind in jeder Einzelabteilung des poetischen Kanons mehrere Gedichte untergebracht, die eine Behandlung desselben in jeder der drei Klassen ermöglichen sollen. Wie schon erwähnt, hat sich der Versuch zur Aufstellung eines solchen Kanons an Lyons Einteilung der niederen Mythologie gehalten, nicht ohne gewisse Bedenken gegen ihre Haltbarkeit nach der wissenschaftlichen Seite hin und nicht ohne gewisse Schwierigkeiten, besonders die der Einzwängung in Lyons Schema widerstrebenden Zwergsagen (die Koboldnatur verleugnet sich eben auch hier nicht) überall glatt unterzubringen. Noch sei beigefügt, daß der Darstellung Lyons noch ein besonderer Abschnitt über Göttergestalten vorangestellt ist, die sich in unseren Sagen, oft unter der Maske historischer Personen und Namen, noch erhalten haben.

Es folgen nun die beiden Kanones:

a) Kanon poetischer Lesestücke.

I. Göttergestalten.

Hammer: „Die Schmiede am Bodensee“ (Zettel: „Deklamationsstücke“ I S. 70).
Geibel: „Rheinsage“ (Zettel I S. 76).
Rückert: „Der alte Barbarossa“ (Zettel I S. 36).
Geibel: „Friedrich Barbarossa“ (Stephan: „Poesie und Prosa“ S. 90, Linnig: „Lesebuch“ I[5] S. 314).

II. Seelische Geister (Luftgeister).

a) Wilde Jagd. Goethe: „Der getreue Eckart.“
Bechstein: „Die wilde Jagd“ (Stephan S. 5, Linnig S. 296).
Bube: „Das wilde Heer“ (Stephan S. 23).
Bürger: „Der wilde Jäger“ (Zettel I S. 441).

b) Druckgeister. Kopisch: „Alp“ (Gedichte S. 293 Recl.).
Simrock: „Der Rattenfänger von Hameln“ (vergl. Lyon a. a. O. S. 257).

c) Nornen. (Anknüpfung an das gemeindeutsche Kinderliedchen von den drei Jungfrauen Wunderh. S. 819.)

d) Hexen. Goethe: „Die erste Walpurgisnacht.“
Kopisch: „Der Hexenritt“ (a. a. O. S. 278).
Müller: „Die Hexe“ (Zettel I S. 465).

III. Elben und Wichte.

a) Elfen und Wichte. Goethe: „Der Erlkönig.“
Kopisch: „Der unsichtbare Flöter“ (S. 291). „Die Zwerge auf dem Baume“ (S. 167).
Strauß: „Die Zwerge“ (Stephan S. 431, Linnig S. 296).
Kopisch: „Des kleinen Volkes Überfahrt“ (S. 263).

b) Zwerge oder Erdelfen. Goethe: „Hochzeitslied“ (vergl. Lyon S. 278).
Kopisch: „Die Önnerbänkissen“ (S. 252).

c) Kobolde oder Hauselfen. X.: „Der Bauer und sein Kobold“ (Zettel II S. 36).
Kopisch: „Die Heinzelmännchen“ (S. 249). „Hütchen“ (S. 244). „Puck“ (S. 283).
Wunderhorn: „Das buckelichte Männlein“ (S. 809).

d) Feld- und Waldgeister. Schiller: „Der Alpenjäger.“
Kopisch: „Zeitelmoos“ (S. 272). „Klaus Tink“ (S. 268). „Das Wunder im Kornfeld“ (S. 154). „Die Roggenmuhme“ (S. 154).

e) Wassergeister. Goethe: „Der Fischer.“
Heine: „Lorelei.“
Uhland: „Das Glück von Edenhall.“
Moericke: „Geister am Mummelsee.“
Kopisch: „Der Jäger am Mummelsee“ (S. 137).
Schnezler: „Mummelsees Rache“ (Masius: „Lesebuch“ II S. 462).
Nadler: „Der Neckar in der Ghansdanacht“ („Pfälzer Gedichte“ S. 84 Recl.).
Kopisch: „Vetter Michel und der Wassermann“ (S. 270). „Bruder Nickel“ (S. 166). „Der Nöck“ (S. 289).

IV. Riesen.

Rückert: „Die Riesen und die Zwerge“ (Linnig S. 295, Stephan S. 344).
Chamisso: „Das Riesenspielzeug.“
Schwab: „Der Bau des Reißensteins“ (Zettel II S. 29).
Ebert: „Frau Hitt“ (Zettel I S. 72).

b) Kanon prosaischer Lesestücke.

I. Göttergestalten.

Br. Grimm: „Kaiser Karl im Untersberg“ (Deutsche Sagen I, 28). „Kaiser Karls des Großen Auszug“ (D. S. I, 26). „Friedrich

Rotbart auf dem Kyffhäuser" (D. S. I, 23). „Der Birnbaum auf dem Walserfeld" (D. S. I, 24).

II. Seelische Geister (Luftgeister).

a) Der wilde Jäger. Bäßler: „Der Hörselenberg und der treue Eckart" (Linnig S. 160).

b) Frau Holla. Grimm: „Frau Hollenteich" (D. S. I, 4).

c) Druckgeister. „Der Alp" (D. S. I, 81).

d) Hexen. „Der Hexentanz" (D. S. I, 252).

III. Elben und Wichte.

a) Elfen und Wichte. Grimm: „Die Zwerge auf dem Baum" (D. S. I, 148). „Der Zug der Zwerge über den Berg" (D. S. I, 154).

b) Zwerge oder Erdelfen. Grimm: „Des kleinen Volkes Hochzeitsfest" (D. S. I, 31).

c) Kobolde oder Hauselfen. Grimm: „Der Bauer und sein Kobold" (D. S. I, 73). „Die Wichtelmänner" (K. M. I. 39,1).

d) Feld- und Waldgeister. Grimm: „Der Gemsjäger" (D. S. I, 302). „Zeitelmoos" (D. S. I, 46). „Das Moosweibchen" (I, 42). „Das schwere Kind" (D. S. I, 14). „Die Roggenmuhme" (D. S. I, 90 in Bearbeitung!).

e) Wassergeister. Grimm: „Der Mummelsee" (D. S. I, 59). „Der Wassermann und der Bauer" (D. S. I, 52). „Bruder Nickel" (D. S. I, 55).

IV. Riesen.

Grimm: „Das Riesenspielzeug" (D. S. I, 17). „Frau Hütt" (D. S. I, 234).

Was den Zeitaufwand betrifft, den die Behandlung der Mythologie nach einem dieser Kanones erfordert, so berechne ich ihn auf höchstens 12 bis 15 Stunden, wobei immer noch die Möglichkeit bleibt, aus jeder mythologischen Gruppe nur eine, allerdings aber dann besonders charakteristische Sage oder Sagendichtung herauszugreifen und so den Kanon noch zu vereinfachen. Übrigens sei nicht verhehlt, daß die hier gegebenen Kanones nur flüchtig zusammengeraffte und theoretische Versuche bilden, während ein Kanon überhaupt doch eigentlich der Ausfluß aus der Praxis von Jahren sein soll. Ich will ja damit nicht zeigen, wie man es machen muß, sondern wie man's machen könnte. Weiterhin bin ich auf den Einwurf gefaßt, daß eine derartige Behandlungsweise den poetischen Duft von den Gedichten abstreifen könnte. Und allerdings liegt bei den zarteren Gedichten, die einen mehr lyrischen Charakter

tragen, wie etwa Goethes „Fischer“ oder Heines „Lorelei“, diese Gefahr nahe. Aber ich bin der festen Überzeugung, daß des Lehrers pädagogischer Takt, ohne den überhaupt nichts gelingt, den beiden Momenten, einer sachlich-mythologischen und einer ästhetisch-poetischen Interpretation, gerecht werden kann. Die anderen Gedichte, namentlich die von Kopisch, sind weniger empfindlich, da sie nichts als eine poetische Umschreibung einer Sage vorstellen wollen und vor allem nicht von dem Boden dieser Sage aus ins allgemein Menschliche hinüberstreben.

Die Behandlung der Einzelsage als solcher hat, ich betone es nochmals, immer wieder an die in der Gegend der Schule noch jetzt oder doch ehemals vorhandenen Sagen oder Sagenzüge gleichen oder wenigstens ähnlichen Inhalts anzuknüpfen. Denn leben sie noch, so kann sie der Lehrer eben zur Anknüpfung des Neuen verwerten; sind sie schon teilweise oder ganz abgestorben, so führt sie eine Erwähnung ins Leben zurück: gewiß eine lohnende Arbeit, dem Volk sein halb oder ganz verlorenes Erbgut wiedergewinnen zu helfen! Außerdem aber erhöht sich im Schüler das Interesse für den zur Besprechung vorliegenden, allgemein gehaltenen Sagenstoff durch die Art und Weise, wie man die lokale Sondergestalt desselben verwertet, und umgekehrt giebt wieder der allgemein gehaltene Sagenstoff seiner lokalisierten Ausgestaltung in den Augen der Schüler besonderen Wert. Denn den Jungen ist das gedruckt vor ihnen liegende Wort immer etwas fester Stehendes, mehr Vertrauenerweckendes, ja etwas Heiligeres als das flüchtige Wort der mündlichen Übermittelung, wie sie in der heimischen Sagentradition vorliegt. So wird nach beiden Seiten hin das Heimatgefühl geweckt und gefestigt, das die Vorstufe und Grundlage für das Vaterlandsgefühl bildet. Um dies hohe Ziel zu erreichen, wird also der Lehrer bei der Besprechung der Kaisersagen in Kaiserslautern gewiß mit Erfolg an die dortige Friedrichsage (Grimm D. S. I, 296), in Fürth und in Nürnberg an die dort heimischen Karlssagen (Panzer a. a. O. II S. 45 Nr. 56 und Grimm D. S. I, 22) anknüpfen.

Auch die Behandlung der deutschen Volksschwänke muß von diesem Gesichtspunkt ausgehen und den Schüler stets aus der Nähe in die Weite führen. So kann der Lehrer, wenn etwa ein Schildbürgerstücklein zu lesen ist, an örtlich näher liegende Schnaken anknüpfen — und welche Gegend hätte nicht ein Schilda oder Hirschau in ihrem Bereich? — auf Ortsneckereien, die zwischen den lieben Nachbardörfern im Umlauf sind, hinweisen und so den Schülern den Nachweis führen, daß diese harmlose Spötterei im Charakter unseres Volkes liegt und in der Überspannung einer Tugend, seines Familiensinnes, und der darauf beruhenden Lust an Absonderung begründet ist.

Von der Volkssage und dem Volksschwank kommen wir zur Betrachtung der deutschen Volksmärchen. Daß es sich bei der Märchenlektüre nicht empfiehlt, den mythologischen Hintergrund vor den Schülern zu erörtern, den Standpunkt teile ich mit Lyon (a. a. O. I S. 4 Anm.). Denn die Märchenlektüre gehört eben einmal der untersten Stufe an; und selbst wenn es der Lehrer verstünde, den Schülern diese für sie noch so schwer faßbaren Beziehungen klarzulegen, so würde er doch mit seiner gelehrten Auseinandersetzung bei den Kleinen die reflexionslose Lust am Wunderbaren schlechthin, die sie allein zum frohen Genuß der Märlein einlädt, zerstören. Aber es besteht für den Lehrer hier, wie bei der Sagenlektüre, eine andere Pflicht: bei der Besprechung der „Kinder- und Hausmärchen“ und teilweise auch der „Deutschen Sagen“ der Brüder Grimm darauf hinzuweisen, daß sie bis auf den wörtlichen Ausdruck das ureigene Besitztum des ganzen deutschen Volkes sind und von den Brüdern Grimm nicht etwa selbst gedichtet, sondern aus dem Volksmund gesammelt und oft, zumal bei den Märchen, bis auf die wörtliche Fassung der Erzähler aus dem Volke aufgezeichnet sind.

Die gleiche Pflicht erwächst dem Lehrer bei der Behandlung des deutschen Volksliedes, dessen stolzem Bau wohl weniger als manchem anderen die lapidare Widmung: „dem deutschen Volke“ versagt werden kann. Indessen findet gerade das Volkslied, dessen ethischer, ästhetischer und nationaler Wert heute immer mehr anerkannt wird, auf der Schule immer noch zu wenig Berücksichtigung, eine Erkenntnis, die Matthias zu einer trefflichen Auswahl von Volksliedern für Schulzwecke (besprochen in der Ztschr. f. d. d. U. IV S. 391) veranlaßt hat. Jedenfalls sollten vor allen Dingen unsere historischen Volkslieder ganz besondere Pflege erfahren. Außerdem hätte jede Schulleitung Sorge zu tragen, daß die jeweils in der Klasse besprochenen Volkslieder in den Singstunden auch gesungen werden; denn wer nur den Text der Volkslieder kennt, der kennt zwar Farbe und Gestalt der Rose, nicht aber ihre Seele, den Duft. Unter einer solchen Pflege könnte unser herrliches Volkslied dem Dornröschen im Märchen gleich aus seinem langen Todesschlaf erweckt und wieder ins Leben geführt werden, und böte zugleich dem Lehrer Gelegenheit, an ihm die Lehre von dem Unterschied, bez. Gegensatz zwischen Volks- und Kunstdichtung zu entwickeln und für die später einsetzende Litteraturgeschichte vorzubereiten, ein Gedanke, den Sahr in dem lesenswerten Aufsatz: „Die ältere deutsche Litteratur in der Schule“ (Ztschr. f. d. d. U. IV S. 353 flg.) in trefflicher Weise durchgeführt hat.

Auch in der Kunstdichtung selbst sind diejenigen Elemente, die sie aus der Natur- oder Volksdichtung herübergenommen hat, als solche ausdrücklich hervorzuheben; so ist die bekannte Thatsache zu verwerten,

daß Bürger die „herrliche Romanzengeschichte“ seiner „Lenore“ samt dem darin oft wiederholten Refrain: „Der Mond scheint hell. Wir und die Toten reiten schnell“ „aus einer uralten Ballade“, wie er selbst schreibt, „aufgestört hat“, deren Wortlaut im Wunderhorn S. 302 Recl. zu finden ist. Die in Geibels Ballade „Der reiche Mann von Köln“ aus dem Grabe des vertriebenen, armen Mägdleins hervorwachsenden drei Lilien sind aus dem deutschen Volksglauben zu erklären, der auch in unseren Volksliedern so oft poetische Verwertung gefunden hat, daß nämlich aus dem Grabhügel unschuldig Gemordeter (oder in Sünden Dahingegangener und durch Gottes Gnade Gerechtfertigter vergl. Grimm K. M. III (Anm.) S. 190 u. 212 Recl.) drei weiße Lilien emporsprießen. Und bei der Erklärung von Rückerts tiefempfundenem Gedicht „Aus der Jugendzeit“ ist nicht zu vergessen, daß der Dichter in der Strophe:

„Als ich Abschied nahm, als ich Abschied nahm,
Waren Kisten und Kasten schwer;
Als ich wiederkam, als ich wiederkam,
War alles leer.“

ein Schwalbenliedchen, und zwar, wie man von vornherein vermuten möchte bei einem Dichter, „bei dem jedes Gedicht ein Tagebuchblatt ist“ (Herman Grimm), ein mittlerweile verschollenes Schwalbenliedchen aus seiner eigenen Jugendzeit benutzt hat. Doch Meyer: „Deutsche Volkskunde“ behauptet auf Seite 313, wo er ein niederdeutsches Schwalbenliedchen im Wortlaut wiedergiebt, Rückert habe dies „verhochdeutscht“. Der Deutlichkeit halber gebe ich auch den niederdeutschen Text wieder:

As ik weg taug, as ik weg taug,
Woeren Kisten und Kasten vull;
As ik wedderquam, as ik wedderquam,
Wos der nist mehr!
Dat mein ik! dat mein ik!

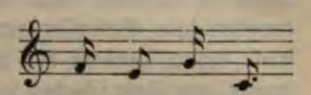
Stutzig an dieser Angabe macht uns schon ein Blick ins Wunderhorn S. 776 flg., wo in einem zweifellos oberdeutschen Gedicht: „Das Federspiel“ unter dem Buchstaben S auch die Schwalbe angeredet wird, und zwar in ganz deutlichem Anklang an das Schwalbenlied: Früh hast du Kisten und Kasten voll, Abends ist alles le le leer.

Die Existenz eines oberdeutschen Schwalbenliedes wird aber gesichert durch die Wiedergabe eines solchen aus Oberbayern bei Schmeller II, 631:

Feet wïe me furt san, wan alle Kistn und Kastn voll;
Huie wïe me keme san, findmer alls lar:
Habts alls votitschlt und votatschlt! (Repetatur.)

Ja das Liedchen läßt sich sogar für unsere fränkischen Provinzen belegen. Ich besitze aus der Windsbach-Ansbacher Gegend[1]) folgende Fassung:

|: Wenn i foägä :|
Senn alla Kistn un Kästn vull;
|: Wenn i widde(r)kumm :|
Is alles lër.



Es wird also nach Fassung und Herkunft des Liedchens kein Zweifel herrschen können, daß es in dieser oder einer ganz ähnlichen Form unserem Dichter auch sein fränkisches Jugendheimatdorf Ebern entlang geklungen ist! Doch zurück auf den Weg unserer Darstellung, von dem uns das Interesse hinweggelockt hat, das ein Sohn der Vaterstadt Rückerts an seinen Werken nehmen muß!

Zu dem Gemeingut unseres deutschen Volkes gehört auch das deutsche Volksrätsel. Wie tiefgegründet gerade im Deutschtum die indogermanische Lust an den vielverschlungenen Pfaden des Rätselspieles sich findet, das zeigt neben der obligaten Rätselecke in allen unseren deutschen Zeitungen und Zeitschriften wieder einmal so recht lebhaft eine jüngst erfolgte Publikation des Vereins für mecklenburgische Volkskunde, in der Dr. Wossidlo aus dem doch räumlich verhältnismäßig beschränkten Gebiet von Mecklenburg über tausend verschiedene Volksrätsel in Vorlage bringt. Diese Lust lebt und webt auch in unseren Schülern, besonders aber in den Kleinen, und sollte denn auch in der Lektüre besonderes Entgegenkommen finden, aber auch dies von neuem mit dem Hinweis, daß auch das Volksrätsel wiederum ein Produkt des ganzen deutschen Volksgeistes ist. So hübsche Volksrätsel, wie „Es flog ein Vogel federlos" u.s.w., so sinnige, wie das aus jener Mecklenburger Sammlung von Meyer (a. a. O. 335) mitgeteilte, das abermals zeigt, wie tief das Volksgemüt sich ins Christentum eingelebt hat, sollten in keinem Lesebuche fehlen. Und wie dies, so könnten auch noch andere mundartliche Rätsel Aufnahme finden. Das für die Unterstufe sonst so brauchbare Lesebuch von Linnig leidet an dem Übelstande, daß es fast ausschließlich Kunsträtsel, fast gar keine Volksrätsel bietet. Auch die einzelnen Stufengänge der Zettel-Nicklasschen Sammlung, die in Bayern weite Verbreitung gefunden hat, könnten nur noch gewinnen, wenn dem volkstümlichen Element noch breiterer Raum zu teil würde.

---

1) Durch liebenswürdige Mitteilung meines Freundes J. Steinbauer, Gymnasialassistenten in Windsbach, in dessen Familie sich dieses Liedchen bewahrt hat.

Da auch in diesem Abschnitt wiederum die mundartliche Sprachform betont werden mußte, so sei gleich hier eine abschließende Bemerkung über die Lektüre mundartlicher Stücke und endlich auch über die Verwertung der Mundart in der Schule überhaupt in aller Kürze angereiht, wobei ich auf die schon oben zu dem gleichen Gegenstand gelegentlich vorgebrachten Gedanken verweise. Auch die Lektüre mundartlicher Lesestücke könnte zunächst den Ausgangspunkt bilden für die geforderte Darlegung des Unterschiedes zwischen Schriftsprache und Mundart. Sodann böte sich Gelegenheit, an der Hand guter Lesestücke dieser Art die gegenüber unserer Schriftsprache so viel einfachere Syntax des Dialekts hervorzuheben, was vielleicht ein gewisses Korrektiv für unsere auf Stelzen daherschreitende, bandwurmartige Perioden bildende Schriftsprache gewähren könnte, die sich nachgerade nur mehr mit dem Auge und nicht mehr mit dem Ohr erfassen läßt, wie Hildebrand klagt. Auf den höheren Stufen könnte im Anschluß an die mundartliche Lektüre, namentlich niederdeutscher Stücke, ein oder das andere Kapitel aus unserer Sprachgeschichte, namentlich die Lautverschiebung, in kurzen, leichtverständlichen Umrissen vorgeführt werden. Auch hier könnte man in vielen Fällen von der heimischen Mundart ausgehen, so bei der Behandlung des Vokalismus zeigen, wie ein großer Teil unserer hochdeutschen langen Vokale aus alten Diphthongen entstanden ist, die sich in der Mundart noch erhalten haben: gut (guot — gout); Blut (bluot — blout); rot (roat — rout); Mut, Fuß, suchen; lieb (liab — lëib). (Erklärung des Dehnungs-e nach i, das im Westfälischen in Ortsnamen immer noch auch nach anderen Vokalen als i gebraucht wird [Soest, Roer u. s. w.]) Im Hochdeutschen lauten z. B. ei und au in allen Wörtern gleich, die Mundart dagegen unterscheidet noch überall: Zeit, Weite hat in der Mundart ein anders lautendes ei als zwei, (Ge)treide u. s. w., weil dort ein i, hier ein altes ei zu Grunde liegt. Ebenso in au bei Haus, Maus, aus gegen Frau, grau, laufen, Baum, weil dort aus û, hier aus ou entstanden. Nun ein Beispiel für den Konsonantismus: h erscheint heute vielfach nur als Dehnungszeichen, wo es früher ch lautete: ziach di (an) = zieh u. s. w.; was du nicht willst, das dir geschicht, das thu u. s. w.; rauh alt rauch, vergl. Rauchwerk. Neuhochdeutsches — loh(e) erscheint in Pfälzer Waldnamen als lôg. Eine ähnliche Verwertung verdienen auch eine Menge alter Sprichwörter, in denen sich altes Sprachgut erhalten hat, etwa: wie die Alten sungen u. s. w. Die genaue Beobachtung der Lautverhältnisse der Mundarten, besonders solcher, deren Lautbestand erheblich von der hochdeutschen Gemeinsprache abweicht, wie das bei der pfälzischen der Fall ist, könnte dem Lehrer auch in der Rechtschreibung erhebliche Förderung gewähren. Denn er

gewinnt damit einen Einblick in die Entstehung der orthographischen Fehler und damit den ersten Schritt auf dem Wege, der zur Vorbeugung solcher Fehler führt. So erscheint in der Pfalz ch im In- und Auslaut wie der Zischlaut sch, und deshalb wird in den Diktaten Mensch so leicht zu Mench und Mönch, und umgekehrt Mönch zu Mensch, Kirsche zu Kirche. Die gleiche Erscheinung macht sich bei g im Auslaut geltend und damit der häufige Hang zu Fehlern wie mißtrauig. Nun empfiehlt es sich aber, besonders bei den Schülern höherer Klassen, ihnen selbst einen Blick in ihre eigene Gedankenwerkstatt zu gewähren, und da sind gleichfalls orthographische Fehler, die auf die Mundart zurückzuleiten sind, ein willkommenes Mittel. Ein Fehler wie Erberb für Erwerb ist bei einem jungen Pfälzer ein falscher Analogieschluß; da b im Inlaut bei folgendem Vokal in der Pfalz wie w gesprochen wird, so glaubt er, wenn er w mit seinem leiblichen oder geistigen Ohr hört, auf ein b in der hochdeutschen Schriftsprache schließen zu dürfen. Inwieweit die Sprachformen der Mundart auch zur Illustrierung von Erscheinungen in den alten Sprachen heranzuziehen sind, davon soll weiter unten, im letzten Abschnitt die Rede sein. Nun aber noch ein letztes Wort zur Lektüre mundartlicher Stücke: da würde es den Schülern, glaube ich, immer wieder großen Spaß machen, wenn der Lehrer gelegentlich einmal aus dem Lesebuch eine Erzählung in fremdem Dialekt von einem Schüler, dem die heimische Mundart besonders gut liegt, mit Unterstützung der anderen in die einheimische Mundart übertragen ließe. Denn einmal hätten die Schüler dabei das Frohgefühl eigenen Schaffens, und dann könnten sie gar manchmal erkennen, wie die also behandelte Erzählung mit ihrer ursprünglichen dialektischen Einkleidung auch ihren ursprünglichen Charakter ablegt und mit dem Gewand des anderen Dialekts auch den Charakter des Stammes gewinnt, dem diese Mundart angehört. Das würde den Schülern einen rascheren Einblick in die deutschen Stammesunterschiede gewähren als lange theoretische Erörterungen über diesen Punkt. Endlich findet die heimische Mundart noch besondere Pflege in dem von den Schülern mit Lust geübten Erlernen und Vortragen von netten Gedichten, die ihrem Bereich angehören.

Nicht nur nach ihrer sprachlichen Seite, wie oben hervorgehoben werden mußte, sondern auch nach ihrem reichen ethischen Inhalt hin müßten des weiteren auch unsere deutschen Sprichwörter, „diese uralte Volksweisheit" voll echter Poesie, im deutschen Unterricht gebührende Berücksichtigung finden. Denn auch fürs Gymnasium hat Bedeutung, was Willmann a. a. O. S. 519 zunächst für die Volksschule sagt: „Die Volksdichtung muß dem Lesebuch den Stoff darbieten. Auch hier ist die

Aufgabe, zu erhalten, was noch irgend fortlebt, und dem Volke wiederzugeben, was es einmal besessen hat. Dazu gehört 'auch die Weisheit auf der Gasse', wie sie in den Sprichwörtern niedergelegt ist, die man mit Recht aus der Vergessenheit zu ziehen bedacht ist; in ihnen liegen auch zahllose Erinnerungen an die Vorzeit, und ihre geschickte Behandlung würde ein ganzes Stück Volkskunde zu Tage fördern." Trefflich hat den vorliegenden Gegenstand wiederum auch Hildebrand in seinem Aufsatz: „Etwas vom Sprichwort in der Schule" (Ztschr. f. d. d. U. I S. 473 flg.) erörtert. Er fordert vor allem, daß der einfache Vorgang, den gewöhnlich das Sprichwort aus der Natur bezieht und hinter dem es einen andern aus dem Menschenleben hervorleuchten läßt, in seiner Bedeutung als Dichtung, ich füge hinzu: als Volksdichtung gefühlt werde, und spricht weiter die Hoffnung aus, daß die Schule, welche die Aufgabe hat, das Volksmäßige, das immer und ewig der üppig gesunde Boden auch für alle höhere Bildung bleibt, für diese retten zu helfen, sich dieser Aufgabe auch beim Sprichwort bewußt bleibe, das fürs ganze Leben, nicht bloß für die Jugenderziehung seinen Wert habe. Die Behandlung der Sprichwörter auf der Schule darf nach ihm freilich nicht systematisch oder bloß unter dem litterarischen Gesichtspunkt geschehen, sondern immer in den Wegen des Lebens, d. h. da, wo sie von der Gelegenheit an die Hand gegeben werden, die sie zugleich erklärt. Fruchtbar könnte in höheren Klassen auch ein vergleichendes Zuziehen fremder Sprichwörter werden insofern, als der „volle, lebendige Hintergrund" weitergreifenden Gewinn davon hätte. Und dieser volle, lebendige Hintergrund, d. h. der Kreis der Selbsterfahrung des Schülers wäre die maßgebende Rücksicht, mit welcher Sprichwörter auch als Themata für Aufsätze zu verwenden wären. Unter diesem Gesichtspunkt würde der Aufsatz eigentlich zu einer Art Kunstübung insoweit, als die nachschaffende und ausmalende Phantasie geschult und in den Dienst der eigenen Erfahrung des Schülers gestellt würde.

Damit haben wir schon das Bereich der Lektüre verlassen und sind zur Verwertung der Volkskunde auf dem Boden des deutschen Aufsatzes gekommen. Einschlägig ist hier die Arbeit von Zehme: „Zur Einführung in die deutschen Altertümer im deutschen Unterricht" (Ztschr. f. d. d. U. X S. 29 flg.), in welcher er die Ansicht vertritt, man solle schon bei Gelegenheit der Lektüre in der Unterstufe Material für die kulturhistorische Kenntnis unseres Altertums einsammeln und zu anschaulichen Bildern gruppieren, ein Material, das sich auf der höheren Stufe theoretisch in einer systematischen Darstellung des deutschen Altertums und praktisch zu Themen für deutsche Aufsätze verwerten ließe. (Ob die dort S. 30 citierte Abhandlung von Koch: „Das deutsche Volks-

tum im deutschen Unterricht" in den „Bl. f. höh. Schulwesen" 1893, S. 32 flg. für mein Gesamtthema oder auch nur für die Darstellung des deutschen Unterrichts die Bedeutung hat, die ihr nach dem Titel zukommt, vermag ich nicht zu entscheiden, da mir jene Zeitschrift nicht zugänglich war.) Jedenfalls aber könnte nicht das deutsche Altertum allein, sondern auch die deutsche Gegenwart hier gewinnreiche Verwertung finden, wenn der Lehrer, zumal höherer Klassen, die Schüler und besonders die Schüler vom Land zur freiwilligen Beobachtung von allerlei Volkssitten und Volksbräuchen auffordern und anleiten wollte, die dann der Teil von ihnen, bei denen Interesse und Lust zu der Sache ganz unzweideutig hervortritt, als Themen für Aufsätze oder freie Vorträge, etwa unter Zugrundelegung des Leitgedankens, daß sie „die Sinnbilder der Volksgefühle und Volksgedanken" sind (Meyer a. a. O. S. 99), ausnutzen könnte. In erster Linie müßte hier der Lehrer auf eine Beobachtung der „Züge zarter Rücksichtnahme und Gemütstiefe in deutscher Volkssitte" hinweisen, wie sie Freybe in seiner liebenswürdigen Abhandlung gleichen Titels (Ztschr. f. d. d. U. XIII S. 297 flg.) vorführt. Aufsätze dieser Art schärfen das Auge des Schülers für das Leben seines Volkes und entsprechen der modernen Forderung der Pädagogik, daß der Aufsatz sich auf der Erfahrungswelt des Schülers aufbaue.

Wie die Volkskunde sogar für die Kenntnis der deutschen Metrik von Nutzen sein kann, das zeigt Hildebrand mit seiner Darstellung über „Metrisches aus dem Kinderliede" (Ztschr. f. d. d. U. III S. 1 flg.), und daß diese Kenntnis, vom Standpunkt der Volkskunde aus betrachtet, auch für die Schule nicht bedeutungslos ist, darüber urteilt er in einem zweiten Aufsatz über diesen Gegenstand: „Zur Urgeschichte der Metrik" (Ztschr. f. d. d. U. VII S. 1 flg.): „Die Sache liegt auch durchaus nicht außer dem Kreis der Schule, für welche ich Metrisches richtig, d. h. nicht gelehrt kalt, sondern warm lebendig behandelt, aufs innigste als Lehrstoff wünsche. Die Schüler greifen bei richtiger Behandlung mit wahrem Verlangen darnach, während die alte, kalte Schulmetrik mit ihrem eintönigen Gerede von lang und kurz zum Langweiligsten gehört, das es giebt." Und unter einer richtigen Behandlung versteht der Meister des deutschen Sprachunterrichts, wie aus beiden Aufsätzen zur Genüge erhellt, die stete Bezugnahme auch dieses Faches auf die metrischen Gebilde unseres Volkstums.

Damit verlassen wir den deutschen Unterricht und gehen zur Betrachtung des **Unterrichts in der deutschen Geschichte** unter dem von mir gegebenen Sehwinkel über. Ob es sich zunächst empfiehlt, diesem Unterrichtszweig eine sagengeschichtliche Vorstufe vorangehen zu lassen,

möchte ich bezweifeln, da die Erörterung der deutschen Heldensage doch ihrer Natur nach, die einen Verein von historischen, mythologischen und rein sagenhaften Elementen bildet, mehr dem deutschen Unterricht angehört. Aber jedenfalls ist es unerläßlich, im eigentlichen Geschichtsunterricht bei der Behandlung der einzelnen historischen Persönlichkeiten oder Begebnisse auch die sich an sie anknüpfenden Volkssagen oder Volksanschauungen vorzutragen, so bei Theodorich die Dietrichsage, bei Karl dem Großen die Karlssage, bei der Darstellung der Regierung Ottos III. die weitgreifenden chiliastischen Ideen jener Zeit, die nicht allein in christlichen Vorstellungen, sondern auch im alten deutschen Volksglauben ihre Wurzel hatten (man vergleiche darüber v. Petersdorff: „Die Entwickelung der deutschen Kaisersage" in den Neuen Jahrb. 99 Bd. III und IV Heft 3 S. 197), endlich bei der Besprechung der Hohenstaufen Friedrich I. und Friedrich II. die Friedrichsage, in der sich wiederum christlich-religiöse (Antichrist) und germanisch-heidnische Anschauungen (Wodan) so wunderbar verschlingen (vergl. v. Petersdorff a. a. O. S. 206). Auch sonstige Gestalten der Sage, die sich in gewissen Geschichtspartien festgesetzt haben, wie die weiße Frau in der Geschichte der Hohenzollern, sind vorzuführen und auch hier, wie in allen erwähnten Fällen, auf die germanische Mythologie zurückzuleiten. Ein solches Verfahren entspräche nur dem immer stärker hervortretenden Verlangen, mit der Allgemeingeschichte solle auch Kulturgeschichte übermittelt werden. Ganz besonders wäre dies der Fall, wenn man etwa von dem Ende der Jeanne d'Arc ausgehend eine Darstellung des Hexenglaubens und der Hexenprozesse geben will, als deren Quelle wiederum gewisse mythologische Vorstellungen hervortreten. Äußeren Anlaß hierzu bietet übrigens auch die Litteraturgeschichte bei den Gestalten eines Friedrich von Spee und Thomasius. Ist nun auch allerdings das Verständnis für die Geschichte eines Volkes an die Kenntnis von dessen innerem und äußerem Leben in Gegenwart und Vergangenheit gebunden, so sind doch anderseits auch die Reflexe, die der gewaltige Gang mächtiger Ereignisse oder das starke Licht einer strahlenden Persönlichkeit in das Volksgemüt wirft, nicht minder förderlich zu einer wahren Auffassung des Charakters solcher Zeiten und Personen. So wird auch die allermodernste Dorfsage von Bismarck[1]), an dessen Sarkophag Germania noch immer in Witwentrauer steht, einst Kunde geben müssen von der unvergeßlichen Reckengestalt des Schöpfers des neuen Reiches, unseres großen, eisernen Kanzlers.

Von der Geschichte begeben wir uns zur **Geographie,** die ebenfalls in der Volkskunde eine Gehilfin finden kann, wenn sie von ihr

1) Erwähnt bei Meyer a. a. O. S. 349.

Volksetymologie und wissenschaftliche Etymologie übernimmt. Denn der erste Geographieunterricht, der den Schüler in die Kunde von seinem Vaterland einführt, muß auch auf dem Gymnasium nebenbei immer etwas Heimatkunde mit heranziehen. So kann der Lehrer z. B. in einer allgemeinen Besprechung der geographischen Namengebung in Erlangen an die nächsten Orte der Umgegend anknüpfen und etwa bei den Namen Bubenreuth oder Neunkirchen den Schülern zeigen, daß das Volk diese Bildungen schon teilweise nicht mehr versteht und dort naiv etymologisierend von Buben reit! (statt Poponinreuth d. h. Reuth des Popo) oder hier von den neun Kirchen, die dieser unbedeutende Ort besessen haben soll (statt ze der niuwen kirchen), fabelt. Hieraus kann der Schüler einerseits ersehen, daß in den Ortsnamen teilweise noch sehr altes und den Einwohnern selbst nicht mehr verständliches Sprachgut verborgen ist, anderseits aber, daß in der Namengebung neben den Eigennamen (dazu noch Uttenreuth, Marloffstein, Egloffstein) auch vielfach die christliche Kultur eingewirkt hat (vergleiche dazu Münch- und Frauenaurach). Die wald- und wasserreiche Gegend führt zu Ortsnamenbildungen auf -loh(e) und -reuth, sodann auf -ach bei welch letzterem die Verwandtschaft des gotischen Wortes ahva mit dem lateinischen aqua selbst den Kleinsten einleuchten wird. (Nebenbei gesagt, spielt auch hier wieder ein Stückchen deutscher Kulturgeschichte mit herein: Tacitus schreibt in seiner Germania c. 16: colunt . . . ut fons . . ., ut nemus placuit. Ein lebendiges Beispiel zur Illustration dieser Stelle bietet besonders deutlich die Dorfanlage des nahen Ebersbach, dessen Name uns schon an das rauschende Revier des Waldes und der Wasser gemahnt.) Dieses -reuth findet sich im nordwestlichen Franken als -rot, in Thüringen als -roda, weiter nördlich als -rode; -loh(e) in anderen Gegenden als -lôg, -loe, -loo, -lohen und -lohn. Demnach stecken in den Ortsnamen auch noch mundartliche Besonderheiten. Dies wird noch deutlicher in der wasserbezeichnenden Endung -ach (vergl. Gründlach und die mit -aurach zusammengesetzten Namen), die sich in Thüringen in -a (vergl. Schwarza), in Norddeutschland in der stärkeren Form -ow (bez. au) und dem abgeschwächten -e (vergl. Leine, Hunte, Hase) wiederfindet. Diese Beispiele sind nach ähnlichen, in dem höchst lesenswerten Aufsatz von J. Schmidkontz[1]): „Die deutschen Ortsnamen und ihre Bedeutung für Erziehung und Unterricht" enthaltenen gebildet, ein Aufsatz, der leider nur an einem für weitere Kreise so schwer zugänglichen Ort wie dem „Schulanzeiger für Unterfranken" XIV, 1888, Nr. 4 u. 5 zu finden

1) Ich möchte an dieser Stelle nicht unterlassen, Herrn Lehrer Schmidkontz in Würzburg, dem rührigen Arbeiter auf dem Gebiet der Volkskunde, öffentlich Dank zu sagen für die unermüdliche und selbstlose Unterstützung, die er dieser Arbeit seit ihrem Entstehen hat zu teil werden lassen.

ist. In gleichem Sinne schrieb nur andeutungsweise Willmann a. a. O. S. 408, ausführlich dagegen Hildebrand in seinem Aufsatz: „Geographische Namendeutung" (Ztschr. f. d. d. U. III S. 297), wo er allerlei Erfreuliches und Belehrendes über Volksetymologie, kulturgeschichtliche, historische und mundartliche Momente in der Namengebung beibringt, ja sogar Spuren von Kanzleietymologie, die mundartliche Formen zu deuten suchte, in Vorlage giebt.

Der weiter fortschreitende Geographieunterricht bietet dann Gelegenheit, bei der Besprechung unserer deutschen Länder auch die Art und Sitten der verschiedenen deutschen Stämme zu berühren und so den Schülern knappe, aber charakteristische Kulturbilder zu entwerfen. Förderlich kann hier die deutsche Lektüre eingreifen, die durch geeignete Lesestücke dieser Art, für die Oberstufe etwa in dem Stil der „Land und Leute" Riehls, den Unterricht beleben wird.

Zum Schlusse sei einer hier noch anzuführenden Aufstellung gedacht, die Plaut im Vorwort seines Sammelwerkchens „Deutsches Land und Volk im Volksmund" macht: „Auch unterrichtlicher Wert ist vielen der vorliegenden Sprüche nicht abzusprechen. In kurzen, kräftigen, der Natur abgelauschten Zügen zeichnen sie die hervortretenden, auffallenden Eigentümlichkeiten und damit den Charakter einer enger oder weiter begrenzten geographischen Örtlichkeit und ihrer Bewohner, tragen also zur lebenswahren Auffassung eines geographischen Individuums bei und haben dazu den Vorteil, daß sie durch ihre Form dem Gedächtnisse sich leicht einprägen." Es läßt sich in der That nicht leugnen, daß der geographische Unterricht durch die Beiziehung charakteristischer und den Schülern womöglich schon bekannter Sprichwörter, Sprüche und Redensarten eine gewisse Belebung und Förderung erfährt, nur muß dann der Lehrer aus dem von Plaut gebotenen überreichen Material, welches das „germanische Mitteleuropa" umfaßt, eine strenge, den oben genannten Zweck scharf im Auge behaltende Auswahl treffen.

Ja sogar auf einem Boden, auf dem man es nicht für möglich halten sollte, **im naturkundlichen Unterricht,** kann die Volkskunde mit Vorteil beigezogen werden. Dies hat uns Karl Müllenhoff in seinem jüngst erschienenen Büchlein „Die Natur im Volksmunde" gezeigt, indem er auf die Genauigkeit der Naturbetrachtung des Volkes und auf die richtige Erklärung seiner Naturbeobachtungen hinweist. Da nun nach unserer bayerischen Schulordnung der Unterricht in der Naturkunde die Weckung und Erhaltung des Interesses an der Betrachtung von Naturgegenständen bezweckt und dazu dient, einen wesentlichen Bestandteil der allgemeinen Bildung zu vermitteln, so werden die am angegebenen Orte beigebrachten Belege und andere, die der Lehrer etwa sich selbst aus der

eigenen Erfahrung verschafft hat, ein belebendes Moment auch für die Erreichung jenes Zweckes bilden und zugleich dem Schüler das so lange verachtete „dumme Volk“ in einem anderen, höheren Licht erscheinen lassen.

Eine weitere Belebung und Förderung könnte dieser Unterrichtszweig auch durch die Verwertung der Volksnamen und der Volksmeinungen gewinnen, die sich an Tiere, Pflanzen und Mineralien knüpfen. Es wäre demnach in beständiger Beiziehung der jeweilig einschlägigen landschaftlichen Bezeichnungen und Anschauungen in der Zoologie auf die Ergebnisse zu verweisen, die Glöde in seinen beiden schon oben angeführten Aufsätzen: „Über Tiernamen im Volksmund“ in der Ztschr. f. d. d. U. V S. 741 und VII S. 115 gewinnt; für die Botanik auf Söhns: „Unsere Pflanzen hinsichtlich ihrer Namenserklärung und ihrer Stellung in der Mythologie und im Volksglauben“ (ebendort XI S. 92 flg.). Für die Mineralogie brauche ich nur auf die Namen Kobalt und Nickel (vergl. Kluge: „Etymol. Wörterb. d. d. Spr.“) hinzuweisen.

Nun noch ein Wort davon, daß sich auch der **Gesangunterricht** der Reihe der bisher genannten Unterrichtsfächer anschließen kann, indem er in Beziehung zur Volkskunde tritt. Es geschieht dies, wie schon oben bemerkt wurde, mit der Pflege des deutschen Volksliedes, bei dem nun einmal Text und Melodie nicht zu trennen sind, sondern erst in ihrem Verein ein einheitliches Ganzes bilden. Gilt es doch auch hier wieder nicht vom Gesangsunterricht der Volksschule allein, was Willmann a. a. O. S. 519 sagt: „Die Volksdichtung muß dem Gesangunterricht den Stoff darbieten. Auch hier ist die Aufgabe, zu erhalten, was noch irgend fortlebt, und dem Volke wiederzugeben, was es einmal besessen hat“, und weiter: „auch der Gesangunterricht hat Verlorenes wiederzugewinnen, die Verbindung und den Austausch von Kirchen- und Volkslied wieder herzustellen, das Ohr an das Edle, Echte, Innige“, das doch das Volkslied darstellt, „zu gewöhnen und dem Unedlen zu entfremden.“ Findet unser altes, schlichtes und eben in dieser schlichten Größe so ergreifendes Volkslied nicht jetzt noch, in elfter Stunde, die richtige Pflege, so wird es bei seiner bereits weit fortgeschrittenen Zersetzung nicht mehr als echte, rechte Frucht am Baume unseres Volkstums prangen, sondern das Scheindasein einer Zierfrucht führen müssen, die man dann und wann einmal zum Staat an den Weihnachtsbaum hängt. Indes giebt das gerade jetzt mehr und mehr um sich greifende musikalisch-ästhetische Behagen an ausländischen, besonders den niederländischen Volksliedern einige Hoffnung, daß sich unser deutsches Volk noch in letzter Stunde seines eigenen reichen Besitzes an köstlichen Volksliedern erinnern wird. So wäre es denn auch Sache des Patriotismus unserer Schulleitungen, jedesmal wenn in der deutschen Stunde Volks-

lieder inhaltlich besprochen worden sind, sie auch im Gesangunterricht klanglich wirken zu lassen, und umgekehrt sie nie singen zu lassen, bevor sie nach ihrer ethischen, ästhetischen und nationalen Seite im deutschen Unterricht gebührende Besprechung erfahren haben.

Schließlich kann ich der Versuchung nicht widerstehen, wenigstens andeutungsweise darzulegen, daß auch der **Unterricht in den alten Sprachen** sich in überaus fruchtbarer Weise die Ergebnisse der deutschen Volkskunde zu nutze machen könnte. Da kann gleich die Sprachlehre aus parallelen Erscheinungen in den Mundarten gefördert werden. So wird man die Geschlechtsformen der lateinischen Zweizahl duo, duae, duo in der Pfalz mit dem mundartlichen zween Füss', zwu Händ', zwei Auge (Meyer a. a. O. S. 286), im Fränkisch-Ausbachischen mit zwē Bûbn, zwû Kîh, zwâ Kinder verdeutlichen können, während das Griechische *εἰς* oder *ἐν Ἅιδου* (sc. *δῶμα* bez. *δώματι*) in der Pfalz wiederum durch das feststehende ins Ottmanns (sc. Haus) beleuchtet wird. Besonders auch die Lektüre vermöchte aus unserer Volkskunde gewinnbringende Parallelen herauszugreifen. Ich erinnere nur an die teilweise übereinstimmenden Züge in der antiken und germanischen Mythologie, denen Panzer in dem konstruktiven Teil seines oben genannten Werkes vielleicht nur zu sehr nachgegangen ist. Auf der Höhe der Zeit dagegen steht auch nach dieser Seite Rohdes grundlegendes Werk „Psyche“, eine Geschichte des Seelenkultus und des Unsterblichkeitsglaubens der Griechen, die fast überall die gleichen oder ähnlichen Erscheinungen auf dem Boden des Germanentums nachweist (ich erinnere nur an die a. a. O. I² S. 144 gezogene Parallele zwischen Amphiaraos [nach Soph. El. 836] und den germanischen bergentrückten Helden, wie Barbarossa), ohne damit den Gegenstand ganz und gar zu erschöpfen. So kommt er a. a. O. I² S. 242 Anm. zu einer Festsetzung der chthonischen Tiere für das Griechentum und gelangt dabei unbewußt zu demselben Ergebnis, das fünfzig Jahre vor ihm Panzer a. a. O. I S. 286 § 12 für das Germanentum gewonnen hatte. Wir stehen mit diesem Resultat also auf dem Boden des Indogermanentums. Das Gleiche ist ganz zweifellos der Fall bei einer Sage, deren Kern fürs Griechentum in dem Satze liegt: *Πὰν ὁ μέγας τέθνηκεν* (bei Plut. de defect. orac. 18), fürs Germanentum aber in einem doppelten Zeugnis überliefert ist: die Salome ist gestorben! (Panzer a. a. O. II S. 49) und di rauche Rintn is gstorbn! (Panzer a. a. O. S. 197 Nr. 340 u. 341, ein weiterer Beleg S. 570.) Die Einzelheiten decken sich in geradezu staunenswerter Weise, und doch hat sich die Sage auf beiden Gebieten ganz merkwürdig lokalisiert: aus ihrer griechischen Sondergestalt strömt uns der salzichte Hauch der Seeluft entgegen, während ihre Tiroler Fassung den Erd-

geruch an sich trägt, der in einem noch ausschließlich von Agrarwirtschaft behaupteten Lande alle Verhältnisse durchdringt. Obwohl die griechische Sage im Florilegium Graecum (IX) enthalten ist, einer Sammlung von griechischen Stücken zu rein stilistischen Zwecken, so glaube ich doch, man wird auch in der griechischen Stilstunde nicht umhin können, auch die deutschen Versionen der Sage, ihre beiderseitige lokale Sonderfärbung und ihren gemeinsamen Hintergrund zu besprechen. Die damit verbrauchte Zeit wird sicher durch das Interesse gedeckt, das die Schüler nun diesem Stoffe bei seiner Übersetzung entgegenbringen. Weiter könnte die Erörterung des antiken Festkalenders ebenso schlagende Ähnlichkeiten im deutschen Volksleben darbieten, ich verweise nur an die interessante Verwandtschaft zwischen den römischen Palilien und den deutschen Hirtenbräuchen, die Meyer a. a. O. S. 138 feststellt. Eine eingehendere Betrachtung von Liv. II und von Ovids Fasti nach dieser Seite hin würde wohl noch manches Merkwürdige zu Tage fördern. Sodann würde eine Verwertung der Ergebnisse der Volkskunde auch die sachliche Interpretation von Tacitus' Germania und der auf das Germanentum bezüglichen Teile der Annalen erheblich unterstützen. Die Fescennina iocatio, die Horaz (epist. II, 1,145) anführt, hat ihre Parallele in unseren oberbayerischen Schnaderhüpfln und Trutzreimen. Endlich könnte eine Einführung in die Entwickelung des griechischen Dramas, wie sie der Lektüre der griechischen Tragiker auf unseren Schulen gewöhnlich vorangeht, die Uranfänge des dramatischen Spieles bei den Griechen mit den primitiven dramatischen Ansätzen im deutschen Volkstum (Sommer- und Winterspiele, gewisse Kirchweihbräuche in Forth bei Erlangen, die in ihren mimischen, vom Wagen herab erfolgenden Darstellungen außerordentlich an den „Karren des Thespis" [σκώμματα ἐξ ἁμάξης] erinnern) in Vergleich bringen. Kurzum man braucht nur die Lektüre und das Leben des Altertums, das aus ihr hervorsteigt, einmal nach dieser Seite mit offenem Auge zu verfolgen, und es werden die fruchtbringendsten Analogien mit unserem Volkstum, die dem Schüler das antike Leben doch erst recht anschaulich und lebendig machen, überall zu Tage treten.

Ähnlich wie bei Behandlung der alten Sprachen wird sich auch die Verwertung der Volkskunde für die **modernen Sprachen** gestalten müssen. Da mir hier die Fachkenntnis fehlt, so sei hier nochmals auf die einschlägigen Kapitel der schon oben angeführten Programmabhandlung verwiesen, in der Dr. Dannheisser diese Frage bespricht.

Die Erreichung des Zieles, das die Volkskunde in ihrer Verbindung mit dem deutschen, geschichtlichen, geographischen, naturkundlichen, gesanglichen, ja sogar mit dem altklassischen und neusprachlichen Unterricht bezweckt,

nämlich einer wahrhaft volkstümlichen Erziehung im edelsten Sinne des Worts, wird noch gefördert durch eine entsprechende Ausstattung der Schulbibliotheken, welche die Schüler in den Stand setzt, ihrer erwachenden und wachsenden Lust an der Beschäftigung mit dem deutschen Volkstum volle Genüge zu thun. Grimms Märchen und Sagen, letztere allerdings in Auswahl und Bearbeitung, Sagensammlungen aus der engeren oder weiteren Heimat der Schüler für die Kleineren, und „Des Knaben Wunderhorn", das ja nach Goethe in jedem Hause zu finden sein sollte, H. E. Meyers „Deutsche Volkskunde", Riehls „Land und Leute" und „Wanderbuch", Müllenhoffs „Natur im Volksmunde" u. a. für die Größeren sollten in keiner Bibliothek fehlen. Für das Gebiet unserer Heldensage wird neuerdings besonders Klee: „Die deutschen Heldensagen" empfohlen.

Wir haben nun gesehen, zu welchem Zweck und in welcher Weise und Ausdehnung die Volkskunde am Gymnasium den Schülern vorgelegt werden soll. Es erhebt sich aber die weitere Frage, wie sich denn der Lehrer die Kenntnis der Ergebnisse der Volkskunde aneignen soll. Da sei denn doch zuerst gleich gesagt, wie es nicht geschehen soll: nicht auf dem Wege ministeriellen Anordnens eines Studiums der Volkskunde für so und so viele Semester (obwohl es höchst wünschens- und dankenswert wäre, wenn wir in Bayern an einer unserer drei Landesuniversitäten die Volkskunde unter die Zahl der akademischen Lehrfächer eingereiht sehen würden), und nicht auf dem Wege ihrer Einweisung unter die Examensfächer! Denn das würde auf die frischsprossende Begeisterung, die für die Sache als solche auch von seiten unserer jüngeren Philologen entgegengebracht wird, den Meltau des Zwanges fallen lassen. Nein! Interesse für die Sache an sich darf man in unserem Gymnasiallehrerstand allenthalben voraussetzen; und wer es nicht fühlt, der wird sie, die Volkskunde nämlich, auch auf dem Weg theoretischen Studiums nicht erjagen! Die Anforderung ist eine andere und hat den Vorzug, wiederum von Hildebrand: „Ein altes Kinderlied aus neuer Zeit" (Ztschr. f. d. d. U. II S. 475) auszugehen: „Der Lehrer", heißt es dort, „braucht vor allem die Erkenntnis und den Blick dafür, wie viel Wertvolles die nächste Nähe bietet, in der die Schüler stehen, aus der sie hervorkommen, die sie verstehen lernen sollen, um von da aus in die Weite zu gelangen."

Da thun sich aber gleich von verschiedenen Seiten Schwierigkeiten auf: zunächst wird eine Durchführung des in diesen Worten gegebenen Programms zu Gunsten der Volkskunde und des Gymnasiums an dem Schülermaterial in unseren deutschen Großstädten nur zum Teil möglich sein. Denn das Leben der Großstadt verflacht das Volkstum und trägt

einen gewissen internationalen Zug in sich. Hier wird man bei den Schülern wenig oder gar nichts voraussetzen können. Und auch die Schüler der Mittel- und Kleinstadt bestehen nicht ausschließlich aus Einheimischen. Es sind nur zu oft und zu viel Zugvögel darunter, die dem Leben ihrer jeweiligen Schulstadt fremd und kalt gegenüberstehen. Da heißt es denn in beiden Fällen, durch die Art der Behandlung für die Sache zu werben und zu wirken. Wie aber steht es mit dem Lehrer selbst? Der Lehrer, der einem großstädtischen Milieu entwächst, kann der Volkskunde ja wohl Interesse, auch Verständnis entgegenbringen, aber es fehlt ihm vor allem ein Wurzeln im Volkstum selbst. Der äußere Erwerb der einschlägigen Kenntnisse aber ist ungemein erschwert, denn der Charakter unseres Volkstums und seiner Überlieferungen ist ein sehr schwankender, verfließender: jede Provinz, ja jeder Gau bietet ein Sonderbild für sich. Und doch soll der Lehrer vor den Schülern in dem auch bei ihm so häufig wechselnden Wirkungskreis immer gerade das hervorheben, was die Nähe, ja womöglich die nächste Nähe gewährt. Der Weg des Erwerbes persönlicher Erfahrungen auf diesem Gebiet, und zwar in planmäßiger Weise, mit anderen Worten: der Weg des Sammelns von Volksüberlieferungen in der Form von Entdeckungsreisen, die ein bestimmtes Ziel nicht aus dem Auge lassen, ist ein so schwieriger und zeitraubender, daß er nicht jedem Lehrer zugemutet werden kann, zumal wenn er sich noch anderen Studien zugewendet hat. So bleibt denn doch nichts anderes übrig, als daß er neben dem Interesse, mit dem er die ihm zufällig entgegentretenden Äußerungen eines ausgeprägten Sondertums im Volksleben betrachtet, sich mit den einschlägigen Publikationen auf diesem Gebiet vertraut macht, die allerdings für Bayern bis jetzt noch sehr zerstreut auseinanderliegen und noch starke Lücken in der Beobachtung zeigen, und demnach als Bayer die Arbeiten Schmellers, Panzers, Schönwerths, Leoprechtings, Aug. Hartmanns und anderer, ferner das Sammelwerk Bavaria, das schöne Ruhmesmal, das sich der edle König Maximilian II. gesetzt hat, für seine Provinz zu Rate zieht. Mehr Material, und dies wohl hoffentlich erschöpfend und in einer Form, die allen anderen Anforderungen gerecht wird, ist von den Publikationen des Vereins für bayerische Volkskunde zu erwarten, die in nächster Zeit unter der bewährten Leitung von Herrn Prof. Brenner in Würzburg beginnen und nach und nach erscheinen werden. Sind diese einmal abgeschlossen, dann wird sich erst unter dem Eindruck der Fülle des auch für die Schule wertvollen Stoffes das Thema, für Bayern wenigstens, erschöpfend behandeln lassen, zu dessen Skizzierung in vorliegender Arbeit der erste Versuch gemacht worden ist.

Das wahre Lied von der Glocke.

Zum Jubiläum 1799—1899.

Von Prof. Dr. **K. Staedler** in Berlin.

Selbst gegenüber den irrigsten Beurteilungen hüllen die großen Künstler sich in Schweigen; sie wollen nicht die Erklärer ihrer Werke sein. Sind sie erst tot, so lassen sie sich über ihre Schöpfungen auch nicht einmal mehr befragen; nur was diese selber in ihrer fremdartigen Sprache uns von ihrer Bedeutung sagen, das wissen wir — wofern wir nicht mißverstehen. Das Mißverstehen aber ist hier leichter und üblicher als das Verstehen.

Schillers Lied von der Glocke ist von seinem ersten Erscheinen an bis auf den heutigen Tag mißverstanden worden. Ein hundertjähriger Nebel des Irrtums hängt verdunkelnd über dem größten deutschen Liede, gleich als gönnte eine neidische Macht dem deutschen Herzen nicht den Vollgenuß seines Schatzes. Denn das deutsche Herz ahnt ja die Herrlichkeit desselben trotz allem Nebeldunst seit langem und liebt diese schönen Verse, wie der Königssohn des Märchens das schöne tote Bild im Glassarge liebte.

Auch Schillers Sneewittchen kehrt hoffentlich wieder ins Leben zurück. Zuvor jedoch müssen wir sehen, wie es zu Tode kam.

Kaum war das Lied von der Glocke als letzte Gabe des letzten Musen-Almanachs (für 1800) erschienen, noch hatte niemand Zeit gehabt, in den Sinn dieses Gedichtes einzudringen, welches durch Neuheit der Form wie des Gegenstandes dem Verständnis so manche Schwierigkeit bot, da wurde es bereits vernichtet in drei gereimten Witzen A. W. Schlegels. Dem engeren Schlegelschen wie dem weiteren Athenäums-Kreise, und was freiwillig sich anschloß, war es als ein gründlich verfehltes Machwerk nachgewiesen und abgethan. Es ist fast komisch, wie des geistvollen Mannes allzu eilfertige Kritik in die nämlichen Verkennungen hineingeraten ist, die noch heute spuken. Schon ihm gilt das Gedicht als Geschwätz „die Kreuz und Quer“, als eine planlose Folge „schöner Reden“, die, ein „leeres Wortgepränge“, sich zäh und mühsam „weiterwälzen“, kaum durch ein äußeres Band, die Beziehung auf das „Glockengießen“, notdürftig zusammengehalten. Schon er schwankt bezüglich des Themas, ob es das „Los der Menschheit“ oder das „Lob der Glocken“ sein solle. Schon er vermißt die feste Verbindung dieser beiden Gegenstände und meint, die schönen Reden vom Lose der Menschheit seien

„vom Glockenturm gebrochen“ oder „sich etwas weit zerstreuende“ Abschweifungen vom Glockenlobe, so daß immer eins unmotiviert neben dem andern steht. Drei Fehler also wirft er dem Gedichte vor: schlotterigen Gedankengang, schielendes Doppelthema und innere organische Zerrüttung — gerade die drei Grundübel, von denen auch die ganze nachfolgende Kritik nicht ein einziges zu heilen gewußt hat. Sie können freilich einzeln überhaupt nicht geheilt werden.

Schiller, den die drei Epigramme äußerst armselig bedünken mußten, hat sich und sein Werk mit keinem Tropfen Tinte verteidigen mögen. Nach seinem Tode aber trat Goethe für ihn ein. In seiner so stillen und wirksamen Weise brachte er die Dichtung zu Ehren, indem er sie zweimal (1805 und 1815) von der Bühne herab dem Publikum zeigte, um Sinn und Geist zugleich gefangen zu nehmen. Das Experiment scheint ganz zu seiner Zufriedenheit ausgefallen zu sein; aber wenn sicherlich auch der allgemeine Eindruck von etwas Edlem und Schönem hervorgebracht und vielleicht gerade durch diese Aufführungen die stetig gewachsene Liebe zu dieser Dichtung gepflanzt worden ist, zur Widerlegung der Schlegelschen Vorwürfe geschah damit gar nichts. Nur einen Weg gab es, um die Einheitlichkeit aller Teile des Gedichts, die Einheit des Themas, die organische Zusammengehörigkeit auch des Glockenwesens mit dem übrigen Gedichtinhalt zu erweisen: wenn man nämlich die Einheit des Sprechenden nachdrücklich betonte und diesen, den Meister, zum Mittelpunkte der Dichtung machte dergestalt, daß dieselbe vom ersten bis zum letzten Verse nur ihn darzustellen diente. Goethe, unter dem Zwange der Bühne und ihrer unabweislichen Forderungen, that gerade das Gegenteil. Sein auf die zehn Strophen beschränkter Meister fand sich ganz an den Rand gedrängt durch die bunte Schar der übrigen Mitredner und -rednerinnen, denen die unstrophischen Stücke zugeteilt waren und die so viel unterhaltender und ergreifender zu sprechen hatten als er, daß sie notwendig als die Hauptpersonen erschienen. Im übrigen wird man die von dem Meister angeordneten Hantierungen, obwohl sie das Auge, wie Goethe meinte, „angenehm beschäftigten“, nun erst recht als unbequeme Unterbrechungen der geführten Reden empfunden haben, wie hinwider diese Reden, bei dem bunten Wechsel von Mann und Weib, von jung und alt, den Eindruck einer plan- und ziellosen Plauderei machen mußten. Kurz, wenn es einen Weg gab, die von Schlegel behaupteten Mängel des Gedichts recht augenscheinlich zu machen, so war es diese scenische Darstellung. So völlig richtig Goethe den dramatischen Charakter der Dichtung erkannte, ebenso schwer verkannte und verletzte er ihren streng monodramatischen Charakter; und damit war der einzige Zugang zum Verständnis verschüttet.

Als ob dieses noch nötig gewesen wäre, fand Goethe alsbald einen Bundesgenossen in Andreas Romberg, dem Komponisten des Liedes von der Glocke († 1821). Wie die theatralischen Forderungen zerstörend in den Bau der Dichtung eingegriffen hatten, ebenso nun auch die musikalischen. Die Bühne verlangte eine Vielheit der Redenden, die Musik eine solche der Singenden. Auch Romberg ließ dem Meister nichts als die zehn Strophen, deren Melodie sich fast ohne Modulation wiederholt, außerdem noch die Rede zwischen den beiden letzten; alles übrige hat er einem vierstimmigen Chore zugewiesen, der also nicht einmal mehr die Gesellen bedeuten kann, sondern eine ganz fremde, unbegrenzte Persönlichkeit vorstellt, die nun mit dem Glanz und der Mannigfaltigkeit ihrer Melodien — auch an Soli des Soprans, Tenors, Basses fehlt es nicht — kraftvoll in den Mittelpunkt der Dichtung tritt, völlig wie bei Goethe. Theater- und Musikdirektor stimmen darin überein, daß die vom „Menschheitslose“ handelnden Teile der Kern seien, alles andere samt dem Meister nur Schale und Nebensache. Der Tondichter, unbekümmert um die Absichten des Textdichters, hatte keine andre Sorge, als das einzelne Wort an seiner einzelnen Stelle musikalisch zu beleben; und durch diese bunte Masse des Einzelnen, die sich in Tönen noch ungleich mächtiger zum Ohre drängt als das gesprochene Wort, mußten von neuem die Zuhörer (und noch stärker als dort die Zuschauer) verleitet werden, die Bedeutung des Gedichtes in seinen disparaten Einzelheiten zu erblicken und nach einem tieferen Sinne gar nicht mehr zu fragen.

Das Unheil war fertig. Schon damals mag die zwischen Be- und Verwunderung geteilte Stimmung herrschend geworden sein: der Bewunderung großer Schönheit des Einzelnen, der Verwunderung über grobe Fehler des Ganzen; eine Stimmung, ganz dazu angethan, sich in Parodien Luft zu machen, die ja das Produkt aus gleichviel Anerkennung und Verwerfung des Parodierten sind. Solche Parodien erschienen nun gerade damals: 1822 Röllers „Kaffee“, 1827 Eginhardts „Lied vom Rocke“. Zweifellos spiegeln beide Gedichte das Urteil ihrer Zeit über Schillers Dichtung wieder. Beide bilden zunächst Schillers Form, diese so neue und glänzende Form, bis in alle Einzelheiten (Verszahl, Versbau, Reimstellung) getreulich nach. Beide auch lassen in den zehn Strophen vom ersten Anfange bis zur letzten Vollendung ein Etwas entstehen: jenes den Trank für eine geladene Kaffeegesellschaft, den unter der Hausfrau Leitung Hanne und Christel, die Mägde, in der Küche bereiten; dieses den Ballfrack eines Grafen, den in der Schneiderwerkstatt die Gesellen nach den Weisungen des Meisters kunstgerecht bauen. In diesen beiden Dingen war eben kein Mißverständnis möglich. Dagegen

offenbaren die neun eingeschalteten „Reden“ ein völliges Verkennen des Originals. Nicht allein behandeln sie die allerverschiedensten Dinge, oft ohne jeden Zusammenhang weder unter sich noch mit dem zu fertigenden Gegenstande, sondern sie sind auch, anstatt — wie das Vorbild forderte — Reden der leitenden Person (der Hausfrau, des Meisters) zu sein, dort durchweg Reden Röllers, hier ein verworrenes Gemisch aus Reden Eginhardts und seines Schneidermeisters. So wandeln offenbar diese beiden Poeten vergnügt auf dem Wege einher, den die Schlegel, Goethe, Romberg gebahnt hatten — oder falls sie etwa aus eigener Kraft auf diesen Irrpfad geraten wären, so würde dies nur beweisen, welch blödes Kunsturteil damals allgemein verbreitet war und wie hochnötig ein Geist gewesen wäre, ihm die Augen zu öffnen.

Da gab 1830 W. v. Humboldt seinen Briefwechsel mit Schiller heraus und nahm in der „Vorerinnerung“ die Gelegenheit wahr, dem Volke zu sagen, welches Kleinod es an dem Liede von der Glocke besäße. So war er dieser bevorzugte Geist, der alle Zweifel hob? Sein feines Urteil bei reichstem Wissen ist bekannt genug, um dies im voraus anzunehmen. Leider ist der Verfasser des „ästhetischen Versuchs“ über Hermann und Dorothea (1799) im Laufe eines Menschenalters kein anderer geworden. Jeder Leser jenes Versuches weiß, wie wenig derselbe, tief in theoretische Betrachtungen versenkt, von Goethes Epos zu sagen hat; dem philosophischen Zeitalter fehlte eben der Blick für das Konkrete, diese einzig zuverlässige Grundlage der Abstraktion. Nicht scharfblickender finden wir Schillers Gedicht charakterisiert. Schlegels „Los der Menschheit“ erscheint hier zwar ein wenig unterschieden in „Vorfälle des menschlichen und gesellschaftlichen Lebens“, und das Glockenläuten wird vom Glockengießen getrennt, zum Schluß aber bleiben doch wieder die „beiden Reihen“ übrig, die „zu gleichem Ende parallel nebeneinander herlaufen“. Die Schlegelschen Ausstellungen sind nicht im geringsten widerlegt, höchstens ein wenig abgeschwächt, und mit was für Gründen! Die Zwischenreden sollen ein wohlgefügtes einheitliches Ganzes bilden, weil sie „alle“ Vorfälle des Lebens zur Darstellung bringen, des „menschlichen“ sowie des „gesellschaftlichen“, d. i. des Einzel- wie des Gemeindelebens: alle?? Weil hieran wirklich sehr vieles fehlt und manches, wie die Feuersbrunst, in diesem Kreise als fremder Eindringling steht, hat auch Humboldts weitere Rede von dem „durch natürliche Grenzen umschlossenen Epos“, die ebenfalls planvollen Zusammenhang erweisen möchte, gar nichts zu bedeuten; wenn Schiller überhaupt ein solches „Epos“ sich zur Aufgabe gemacht, er hätte dieselbe wohl geschickter zu lösen gewußt. Sodann das unglückliche Glockenwesen: es soll mit den „Lebensvorfällen“ dadurch zusammenwachsen, daß es

einesteils als Glockenläuten den einzelnen Schilderungen zum Ausgangspunkte dient, anderenteils als Glockengießen die Anschaulichkeit derselben vermehrt. Man denke! Um eng Zusammengehöriges — denn das sind ja nach Humboldts Ansicht diese Schilderungen — im Zusammenhange vorzuführen, muß man es nicht in sich selbst zusammenfügen, sondern es stückweise an etwas ganz Fremdartiges, gezwungen Herbeigezogenes anschließen. Und um desto anschaulicher zu schildern, muß man nicht allein den Gegenstand der Schilderung dem geistigen Auge möglichst körperhaft darstellen, sondern diese Darstellung oftmals durch die noch lebendigere Schilderung eines beliebigen anderen Gegenstandes unterbrechen. Sollten diese Kunstmaximen wirklich Schillers Maximen gewesen sein, die im Ernste gewiß nicht einmal Humboldts waren? Und wenn auch: konnte Schiller denn gar nichts ausfindig machen, was mit den zu schildernden „Vorfällen" in natürlicherer, minder unbegreiflicher Verbindung stand als diese Glocken? So bleibt denn, neben der Unvereinbarkeit beider Gegenstände, auch das Doppelthema unangefochten bestehen, falls man sich nicht will überreden lassen, daß zwei parallele Linien eigentlich eine Linie seien. Bei solchem Endergebnis kann das hochtönende Wort von der „wundervollsten Beglaubigung vollendeten Dichtergenies", welche diese Dichtung enthalten soll, nur dumpfen Klang geben, ähnlich dem Klange der geborstenen Glocke. — Auch Humboldt sah ihn nicht, den Meister, der die Seele des ganzen Liedes ist und den er mit keiner Silbe erwähnt.

Die gehoffte Hilfe war also ausgeblieben. Und schlimmer als das: der Ton dieser Zauberpfeife lockte alles hinter sich drein. Der erste, welcher Humboldts Auffassung sich aneignete, war Moritz Retzsch, dessen prächtige „Umrisse zu Schillers Lied von der Glocke" 1834 erschienen. Wie fremd und unverbunden das Glockenwesen neben dem übrigen Stoffe steht, zeigt sich recht deutlich in der bildnerischen Darstellung: nur elf Blätter von 43 sind ihm gewidmet (1—5, 21, 28, 39, 41—43), und es gleicht in dieser Verkümmerung etwa den Arabesken, die einen Text umranken, ohne daß sie irgend eine Beziehung zu demselben zu haben brauchen. Noch mehr verschwindet gar der Meister, der nur auf sechs von jenen elf Blättern erscheint (zu Strophe 1, 2, 3, 4, 5, 10); auch sonst hat ihn der Künstler neben vielen mit größter Liebe ausgeführten Figuren geradezu vernachlässigt: ein nichtssagendes Greisengesicht, fast nur Haarsträhnen, Bart und Kappe, und überdies von Blatt zu Blatt unähnlich. Als eigentlicher Text des Gedichtes, den diese grilligen Arabesken einschließen, galten dem Zeichner vielmehr die neun Zwischenreden, die durch 34 Blätter illustriert sind. Von diesen 34 entfallen volle 25 auf die vier Stücke, die von Liebe, Ehe, Feuersbrunst und

Tod handeln: eben dieselben vier, die noch heute für jeden Leser den besten, wo nicht alleinigen Reiz dieser Dichtung bilden, weil deren wahre Bedeutung eben niemand kennt. Übrigens hat der Künstler in seiner Weise dem auch ihm fühlbaren Mangel an Einheit und Zusammenhang abzuhelfen gesucht, allerdings unter völliger Verkennung der Absichten des Dichters: er stellt alle in jenen vier Reden vorgeführten Ereignisse als Schicksale der nämlichen Personen, als eine Art Lebensgeschichte dar — eine Idee, welche vielen Lesern gefällt, die jedoch, weil sie Schillers Idee schnurstracks zuwiderläuft, abermals Irrwischamt verrichtet.

Nachdem nun so die Künste (Goethe, Romberg, Retzsch) und die Kunstphilosophie (Humboldt) das ihrige gethan, nahm auch die Gelehrtenwelt das Wort zu dieser Sache. Aber wo auch immer die Biographen und Kommentatoren, sowie andere Gelehrte des Liedes von der Glocke gedenken, stets wiederholen sie Humboldts Erklärung, beinahe mit Humboldts Worten, so unverbrüchlich, als wäre es die Erklärung Schillers selbst. Karl Hoffmeister (Schillers Leben, 1838/42) sagt: „Im ganzen betrachtet, zerfällt das Kunstwerk in zwei große Hauptpartien, ein Gemälde des häuslichen und ein Gegenbild des öffentlichen Lebens ... Das Läuten der Glocke ist das Motiv der Betrachtungen und ihr Guß das Motiv der Arbeitssprüche ... Das Lied von der Glocke faßt alle wesentlichen Verhältnisse des Menschenlebens zusammen ... es ist eine lyrische Universaldichtung.“ — Heinrich Viehoff (Schillers Gedichte, 1840) schreibt: „Die vorigen Betrachtungen betrafen sämtlich das Familienleben, die folgenden beziehen sich auf das Leben in der Gesellschaft und im Staate ... Der Meister erklärt, daß er belehrende Betrachtungen an die einzelnen Verrichtungen des Glockengusses anzuknüpfen gedenkt ... Reicher Gehalt ... Herrliche Dichtung ...“ — M. W. Götzinger (Deutsche Dichter) erklärt: „In der Glocke werden alle einzelnen wichtigen Vorfälle des häuslichen und gesellschaftlichen Lebens dargestellt ... Es knüpft sich hier alles an die verschiedenen Vorgänge beim Glockenguß ... Eine Reihe für sich bestehender Lebensbilder, welche durch die Anknüpfung an den Glockenguß ihren Vereinigungspunkt finden ... Die Glocke ist das Epos des häuslichen und geselligen Lebens ... eine der wundervollsten Dichtungen, die je entstanden sind.“ — August Lüben (Einführung in die deutsche Litteratur, 1854): „Das Gedicht führt uns einen Glockenguß vor und knüpft an jeden einzelnen Moment desselben ein Lebensgemälde; die Glocke erscheint daher fortwährend als Symbol der menschlichen Schicksale und Thätigkeiten ... Das ganze Kunstwerk zerfällt in ein Gemälde des häuslichen und ein Gegenbild des öffentlichen Lebens ... enthält so viel Haupt-

ideen als Lebensbilder ... gehört zu den vorzüglichsten Kunstwerken unsres großen Dichters." — Emil Palleske (Schillers Leben, 1858) meint: „Der Glocke läßt sich in der gesamten Poesie nichts an die Seite stellen ... Eine poetische Verklärung unseres Städtelebens ... Bewundernswürdig sind die Hauptmomente des Gusses in die Worte des Meisters eingewebt." — Heinrich Düntzer (Schillers lyrische Gedichte, 1864): „Der Dichter verbindet hier mit dem Glockengusse seine Gefühle über Glück und Unglück in der Familie und im Staate. Die eigentlichen Anknüpfungspunkte bot ihm das Geläute bei der Taufe, der Ehe, dem Brande, dem Aufruhre, dem Begräbnisse, zur Vesper, zum Gottesdienste und zur Festfeier ... Krone aller Schillerschen Gedichte." — D. Fr. Strauß (Der alte und der neue Glaube, 1872) urteilt: „Als die Krone aller lyrischen Leistungen Schillers haben wir das Lied von der Glocke zu betrachten, ein lehrhaftes Bild des menschlichen Lebens nach seinen verschiedenen Verhältnissen und Situationen, sinnreich an eine handwerkliche Verrichtung angeknüpft." — Selbst Eugen Dühring (Die Größen der modernen Litteratur, 1893) weiß nur: „An den Gebrauch der Turmglocke knüpfte Schiller das Bild einer Anzahl von Hauptverhältnissen und Hauptvorfällen des Lebens, ja in einem gewissen Sinne ein Gesamtbild des Menschenlebens überhaupt." — M. Evers (Schillers Glocke, 1893) behauptet: „Erstlich stellen vier Bilder das Privat- oder Familienleben dar ... sodann zwei Bilder das öffentliche Bürger- und Staatsleben ... Der Dichter gliedert das Gedicht in lauter einzelne Meistersprüche, die zusammen ein großes, rundes Ganzes darstellen. Dabei laufen sie in zwei deutlich unterschiedenen Reihen gleichsam nebeneinander her ... die allmähliche Vollendung der Glocke veranschaulichend, den Beruf der Glocke für das wechselnde Menschenleben entfaltend." — Endlich hören wir noch Wychgram (Schiller, 1895): „In der Glocke waltet allenthalben die Anknüpfung an die sinnliche Anschauung ... Der Glockenguß, sein Fortschreiten, seine Phasen, die handwerksmäßigen Kunstgriffe bilden die sinnliche Grundlage des Gedichtes ... An jeden Abschnitt schließt sich die manchmal fast allegorische Erweiterung des stofflichen Vorganges zu allgemeiner Betrachtung ... Zwei große Teile fallen sofort ins Auge, einer, der die Abwandlungen des einzelnen Lebens, ein zweiter, der die hervorspringenden Erscheinungen des gesellschaftlichen Lebens schildert ... Die Weltanschauung Schillers, ihre Tiefe, ihr hoher sittlicher Ernst hat in diesem Gedicht den klassischen Ausdruck gefunden." — Der Nebel, anstatt sich zu zerteilen, hat sich, wie dieser Überblick zeigt, nur noch verdichtet.

Anstatt Humboldts Irrtum einfach zurückzuweisen, haben die Kritiker sich bemüht, noch Stützen dafür herbeizuschaffen. Zwar „Menschenlos"

und „Glockenlob“, diese beiden „Parallelen“, miteinander zu vereinigen, darauf verzichteten sie als auf etwas Unmögliches — außer Evers, der es versucht, mit der Überschrift vollen Ernst zu machen, und als die „alles beherrschende und durchdringende Grundidee“ aufstellt „den mannigfaltigen Beruf der Glocke fürs Menschenleben, entfaltet und angeknüpft an die Stufen des Glockengusses“, und diese wundersame Verquickung von Glockengußschilderung und Glockenberufsbetrachtung erklären will durch die „Wechselbeziehung zwischen Hand und Herz, die dem denkenden Menschen eignet“, und schließlich findet: „Diese lebendige, fruchtbare Nachwirkung des äußeren Schaffens auf das innere Leben, dieser geistige Widerschein und Wiederhall der körperlichen Verrichtung in tiefsinnigen Gedanken, gemütvollen Empfindungen und beredten Worten, das erst ist es, was nun den eigentlichen Hauptgehalt der Dichtung bildet.“ Da hätten wir also nicht nur ein mystisches Pflaster auf einen sehr realen Riß, sondern gar auch noch das schon von Schlegel bespöttelte Küsterlied, welches wir um Schillers willen denn doch entschieden ablehnen. Dem Unmöglichen gegenüber ist Verzichten eben der einzige Rat. Dagegen gelang es, statt der unauffindbaren inneren Einheit einen Faden zu entdecken, der die 19 Teile des Gedichtes wenigstens äußerlich miteinander vereint. Viehoff bemerkte zur dritten Betrachtung („Denn mit der Freude Feierklange“ u.s.w.): „Die Konjunktion denn reiht zunächst die Betrachtung an den unmittelbar vorhergehenden Satz an: Rein schalle die Stimme der Glocke, denn sie soll das Kind freudig begrüßen. Dann verknüpft sie aber auch die Reflexion mit der vorhergehenden: Alles schlägt an die metallene Krone, denn zuerst begrüßt sie u.s.w. So steht überhaupt jede der eingeflochtenen Betrachtungen nicht bloß mit den nächst vorangehenden Meisterworten, sondern auch mit der vorigen Betrachtung in Verbindung.“ Diese Verbindung hat er noch aufgezeigt bei den drei nächstfolgenden Zwischenreden, keineswegs bei „jeder“. Ihm folgte Götzinger: „Es herrscht wirklich ein eigentümlicher innerer Zusammenhang. Jede Betrachtung steht in einer dreifachen Beziehung: sie knüpft sich zuerst unmittelbar an die jedesmalige Verrichtung beim Gusse; sie betrifft zweitens Vorfälle des Lebens, bei denen die Glocke ertönt; sie reiht sich endlich drittens der vorhergehenden Betrachtung auf das innigste an, so daß ohne die Arbeitssprüche des Meisters sich doch alles ineinander fügen würde.“ Dies „Zweitens“ ist Götzingers Erweiterung der Viehoffschen Entdeckung, gehört logisch gar nicht hierher, beweist jedoch den Wunsch, nebenher auch zwischen „Mensch“ und „Glocke“ womöglich noch ein bißchen Zusammenhang zu stiften. Ihm folgte Lüben: „Die kunstverständige Gestaltung liegt besonders in der Weise, wie die ver-

schiedenen Teile des Gedichtes zu einem Ganzen verbunden sind. Jedes der einzelnen Bilder in den beiden großen Kreisen des menschlichen Daseins knüpft sich nicht allein an die vorangehende Verrichtung des Gusses, sondern schließt sich auch an die frühere Schilderung an und stellt nur ein solches Ereignis des Lebens dar, welches durch die Glocke gefeiert oder verkündigt wird, so daß jedes Lebensbild dreifach bezogen ist.“ Ebenso Evers: „Dem oberflächlichen Blicke erscheint Schillers Glocke zunächst als weiter nichts denn eine bloße Reihe von Lebensbildern, geknüpft an die verschiedenen Abschnitte des Gusses und bezogen auf die Bestimmungen der Glocke eben für die Wechselfälle des Lebens ... Eine viel feinere und zugleich großartigere Organisation, ein das Ganze durchwaltendes Gesetz tritt zu Tage, welches mit erstaunlichem Scharf- und Tiefsinn und doch mit der bewundernswürdigen Kunst vollkommener Zwanglosigkeit und freier Anmut durchgeführt ist. Es verbindet sich nämlich jede der Betrachtungen in dreifacher Weise ebenso eng mit dem voraufgehenden Arbeitsspruch wie mit der vorhergehenden und der nachfolgenden Betrachtung.“ Düntzer hingegen begnügte sich, eine begriffliche Anknüpfung jeder Betrachtung nur an die vorhergehende Strophe festzustellen; vielleicht unterschied er besser als die Vorgänger Kunstwerk und Kunststück, oder es machte ihn ein seltsames Zugeständnis Götzingers bedenklich, welches lautet: „Diese Beziehungen der verschiedenen Betrachtungen unter sich geben dem Gedichte eben einen höheren Reiz und innere Organisation, werden aber von den meisten Lesern vermutlich gar nicht bemerkt.“ Bemerkt werden sie nun wohl, allein niemand wird diese losen, spielenden Beziehungen für „Organisation“ und „inneren Zusammenhang“ nehmen; sie erinnern als Rettungsmittel zu diesem Zwecke gar sehr an die gleichwertigen Strohhalme in Humboldts Erklärung.

Zweckdienlicher, um den Leser von der Zusammengehörigkeit des ganzen Gedichts zu überzeugen, möchte, trotz der Beschränkung auf die Zwischenreden allein, der andre Versuch erscheinen, den man Lüben verdankt. Dieser giebt eine „Disposition“ des Ganzen und unterscheidet — zwischen einer „Einleitung“ (V. 1—40) und einem „Schluß“ (V. 382—425) — zunächst zwei Hauptteile: „Gemälde des häuslichen Lebens“ (V. 41—265) und „Gemälde des öffentlichen Lebens“ (V. 266—381), subdividiert dann aber, hier wie dort, in „freundliche Bilder“ und „furchtbare Bilder“. Diese Unterscheidungen finden sich auch bei Düntzer wieder, der noch ein weniges vertieft: „Die Betrachtungen beziehen sich im ersten Teile auf das menschliche Glück von der frühesten Kindheit an bis zu einem gesegneten Hausstande; der zweite Teil enthält die Betrachtungen über das gewaltsam in das schein-

bar festgegründete Glück einbrechende Unglück. An die Beurlaubung der Arbeiter schließt sich die Betrachtung des Glückes geordneter bürgerlicher Zustände, an die Zerschlagung der Form die über die Gräßlichkeit von Staatsumwälzungen" — sowie bei Evers, welcher disponiert: „I. Das (private) Familienleben 1. im Bestehen (Glück): a) Vorbereitung (Kindheit, Jugend, Liebesglück), b) der Hausstand: α) seine Begründung, β) seine Entfaltung im Wirken von Mann und Frau, γ) sein Höhepunkt in Wohlstand und Glück — 2. im Vergehen (Unglück): a) Zerstörung des äußeren Hauses durch die Feuersbrunst, b) Zerstörung des inneren Familienglückes durch den Tod der Hausfrau. II. Das (öffentliche) Bürger- und Staatsleben 1. im Bestehen (Glück): Bürgertum und Staatswesen in Erholung und Arbeit, im Entstehen, Wachsen und Höhepunkt friedlicher Ordnung und Eintracht — 2. im Vergehen (Unglück): Zerstörung alles dessen durch Aufruhr und Bürgerkrieg." Man erhält hier wenigstens den Eindruck logischer Gliederung und Geschlossenheit, wo nach Schlegels Meinung das Durcheinander herrscht; leider ist es eine Gliederung voll grober Verstöße. Kein Teil dieses Gedankenganges wird irgendwie erschöpfend behandelt; die „freundlichen" Bilder des „öffentlichen" Lebens sind überhaupt keine „Bilder"; der ganze zweite Hauptteil stellt überdies nicht, wie er als Fortsetzung des ersten mußte, das persönlich bewußte Thun des Einzelnen dar, wie dort im „privaten", so hier im „öffentlichen" Wirkungskreise, sondern operiert teils mit Allgemeinheiten, teils mit Massenscenen. Schon dies alles ist ganz unschillerisch, wenn man auch auf eine nähere Prüfung dieser Dispositionen nicht eingeht, und so retten dieselben nicht einmal diejenigen Teile der Dichtung, welche sie betreffen, geschweige denn daß sie für die ganze einen Vorteil zu schaffen vermöchten.

So haben wir nun gesehen, wie Schillers schönes Lied gestorben ist unter den Händen seiner vielen Freunde und Pfleger, fast ehe es zu leben begonnen. Doch ist auch einer schon gekommen, der die Totenerweckung versuchte: K. Wenzig hat in einer Programm-Abhandlung vom Jahre 1894 eine durchaus abweichende Ansicht dargelegt, die bereits in A. Wehner (Die Glocke, ein Symbol menschlicher Vereinigung, o. J.) einen Anhänger und geschickten Interpreten gefunden hat. Letzterer spricht es offen aus, daß und warum Humboldts Auffassung zu verwerfen ist: danach nämlich wäre das Gedicht kein Kunstwerk. „Zum Kunstwerk erhebt es erst der Gedankenzusammenhang, der es in fortlaufender Gedankenentwickelung als ein einheitliches Ganzes hinstellt. . . . Die verschiedenen einzelnen Bilder des menschlichen Lebens sind unter sich und mit der Schilderung eines Glockengusses zu einem einheitlichen Ganzen verknüpft, jedoch nicht durch ein System überkünstlicher Einzelverbindung, sondern

als der Ausdruck einer das Ganze umfassenden Idee." Welch schöne Hoffnung erweckt nicht dieser Eingang! Welches aber ist nun diese Idee? —: „Die Glocke ist nach des Dichters Auffassung das Symbol der menschlichen Vereinigung überhaupt ... die ganze Entstehung der Glocke von ihren Anfängen bis zu ihrer Vollendung ein Symbol der Entwickelung der gesellschaftlichen Vereinigung ... Im Bilde des Werdens der Glocke schaute er das Werden derjenigen menschlichen Gesellschaftsform, die ihm als Ideal vorschwebte, der liebenden Gemeine ... Von einer mehr allegorischen Verbindung der Betrachtungen mit den Vorgängen des Glockengusses im Anfange erhebt sich der Dichter gegen Ende [d. i. in der letzten Rede] zu der symbolischen Identifizierung beider." Gewiß, eine bedeutsame Neuerung: die Lebensbilder stehen nicht mehr auf gleichem Boden neben- oder gegeneinander, sondern stufenweise übereinander, und eine dritte Stufe ist hinzugekommen als krönender Abschluß (die neunte Rede); die Glocke aber ist keine wirkliche Glocke mehr, der Glockenguß kein thatsächlicher Hergang, sondern beides nur ein körperhaftes Zeichen geistiger Dinge, Symbol des aufsteigenden Entwickelungsganges der Menschheit vom bellum omnium bis zur „concordia", dem Frieden auf Erden. Auch etwas recht Ansprechendes hat unleugbar die Neuerung: sie hebt nicht nur den störenden Dualismus auf, sondern giebt dem Gedicht endlich auch eine Pointe, die man in den früheren Erklärungen vermißt, zugleich eine solche, die eines Schiller nicht unwürdig erscheint. Nur eins fehlt — wenn man das sehr fragwürdige zeitliche Nacheinander jener drei Gesellschaftsformen nicht weiter prüft —: die Übereinstimmung mit Schillers Text. Nirgends eine Andeutung, um den Leser zu verständigen, daß die so ungemein realistisch vor seinen Augen entstehende Glocke nur Abstraktion, nur Gleichnis sein solle und am wesenlosesten gerade da, wo sie am greifbarsten vor ihm steht, in der letzten Zwischenrede. Um jedoch von allem Einzelnen abzusehen: wie hat denn Schiller nur die dritte und höchste Gesellschaftsform, das Hauptstück seiner Dichtung, so wunderlich kurz (mit 27 Versen) abfertigen können, während die erste, einfachste und bekannteste Form der Familienvereinigung den zehnfachen Umfang (292 Verse) hat, die zweite, der Staat, noch fast den vierfachen (100 Verse)? Jeder Schüler weiß doch, daß dies Verhältnis gerade das umgekehrte sein müßte! — Nein, das ganze Gedicht wehrt sich mit Hand und Fuß gegen diese Auslegung, nur die Überschrift scheint zuzuwinken. Indes die Schillerschen (wie die Goetheschen) Überschriften haben bekanntlich öfters den Schelm im Nacken.

Wir stehen also nunmehr vor der schier wunderbaren und doch, wie gezeigt, ganz natürlich zu stande gekommenen Thatsache, daß bis

heute das Lied von der Glocke niemand kennt. Was ungezählte Millionen seit hundert Jahren unter diesem Namen gelesen, studiert, auswendig gelernt und — geliebt haben, ist nimmer die glänzende Göttergestalt, die Schiller geschaffen und aufgestellt, sondern nur deren lächerlich verzogenes Schattenbild. Und wahrlich, an der Zeit ist es, daß man das falsche Lied von der Glocke ersetze durch das wahre. Falls dies gelänge, wäre es eine rechtschaffene Jubelfeier dieses beliebtesten und weitaus bedeutendsten aller Schillerschen Gedichte. (Schluß folgt.)

Sprache und Ethik.

Von Geh. Regierungsrat Dr. **Wilh. Münch,** Professor an der Universität Berlin.

Daß die menschliche Sprache mit dem gesamten inneren Leben aufs innigste verwoben ist, offenbart sich jedem, der dem Gebiete einige Beobachtung und etwas vergleichendes Nachdenken widmet. Oft genug wird ausgesprochen, das eine lasse sich vom andern überhaupt nicht scheiden. Das gilt am sichersten für das Gebiet der Begriffe und ihrer Beziehungen, gilt gewisser für das intellektuelle Leben als für das Weben des Gemütes, für die Regungen des Gefühls und des Strebens. Es ist auch dort, beim intellektuellen Leben, nicht so ganz wahr; man denke nur daran, daß die Sprache vielfach hinter den wirklichen Nuancen des Gedankens zurückbleibt, daß sie mit identischem Ausdruck belegt, was verschiedenen Sinn an verschiedener Stelle hat, daß sie der denkenden Auffassung bedarf, daß der Widerklang derselben Worte im Geist (auch des Sprechenden selbst) durchaus verschieden sein kann, ja thatsächlich sich innerhalb einer Sprachgemeinschaft nicht auf lange Zeit gleich bleibt. Aber noch deutlicher als für das Gebiet des Verstandes wird das alles sein auf dem des Fühlens und Wollens. Gewiß ist im großen und ganzen auch da die Sprache Spiegel oder Abdruck des Innern; indessen man ahnt wohl sogleich, daß sie nicht alle Tiefen wiedergiebt, nicht alle Fäden verrät, nicht alle Heimlichkeit aufdeckt. Ganz irrig wäre es z. B., von der Entwickelung des inneren Lebens der Kinder sich ein Bild machen zu wollen nach dem, was sie zum Ausdruck zu bringen vermögen! Wie wenig würde man sie da verstehen, wie sehr unrecht würde man ihnen thun! Fast so unrecht, wie wenn man die geistige Entwickelung eines Ausländers nach dem beurteilen wollte, was er in den ersten Monaten seines Verkehrs mit uns in unserer Sprache hervorbringt. Und gestehen nicht diejenigen, denen es vor anderen verliehen ist, deren große, göttliche Gabe es ist, in der Sprache reiner, voller, sicherer auszudrücken, was in ihrem Innern lebt, gestehen nicht die Dichter auf den Höhe-

punkten ihrer Ergießungen oft genug, daß sie vor dem Unaussprechlichen stehen? Also von einem wirklichen Zusammenfallen kann nicht die Rede sein. Aber von unvergleichlicher Innigkeit bleibt darum doch der Zusammenhang. Die Sprache ist ein Abbild auch des sittlichen Innenlebens. Sie enthüllt denn auch den Stand seiner thatsächlichen Entwickelung. Und sie zeigt zugleich, mittelbar wenigstens, die Bestimmbarkeit und Wandlung sittlichen Lebens und Fühlens. Was darin als Gesetz der Menschennatur wirkt, hinterläßt in der Sprache seine Zeichen und Spuren. Ist sie nicht immer Spiegel, so gewährt sie uns doch manches eigentümliche Guckloch in jene Sphäre hinein.

Das Wort des Diplomaten, daß die Sprache da sei, um die Gedanken zu verbergen, ist mehr als eine frivole Selbstcharakteristik und gilt auch keineswegs bloß für die unter besonderen moralischen Lebensbedingungen stehende Welt der Diplomaten. Auch brauchen wir nicht bloß an diejenige Erweiterung der Diplomatensphäre zu denken, die durch alle klugen oder verschmitzten oder trivialen Weltmenschen, Geschäftsleute, Parteiredner, Salonfiguranten u. s. w. gebildet wird. Selbst außerhalb dieses Gesamtkreises findet sich's immer wieder, findet sich's vielleicht bei uns allen, daß wir mit der Sprache gelegentlich mehr zudecken als offenbaren, absichtlich unbestimmt lassen, was wir sehr bestimmt fühlen, verschleiern, was wir nicht enthüllen wollen, abschwächen, was wir stark empfinden, oder auch verstärken, was nur schwach in uns lebt, und mit alledem den Diplomaten nicht so unähnlich werden, wie wir zu sein glauben. Auch ist das nicht etwa schlechthin unsittlich. Denn abgesehen davon, daß wir vielfach nur das Echo unserer Umgebung sind (die jungen Töchter gewisser Mütter haben überhaupt niemals „etwas Kopfweh", sondern immer nur „die fürchterlichsten Kopfschmerzen"): wenn wir unsere augenblicklichen inneren Regungen stets rückhaltlos äußern wollten, es wäre viel Schonungslosigkeit dabei, viel Erschwerung des Zusammenlebens, auch viel Täuschung über das wirkliche Interesse, denn das ist oft stetiger, wertvoller, als die Regungen des Augenblicks es erscheinen lassen würden. Auch ist es nicht bloß das Üble, das verhüllt bleiben mag, sondern oft ebensowohl das Gute. Selbst die Liebe verträgt nicht, daß alles Gefühlte an den Tag trete. Doch freilich, der anfechtbaren Verschiebung, der unsittlichen Verschleierung ist außerordentlich viel mehr, wenn auch die Wortsprache als solche vielleicht noch nicht einmal so viel darin leistet wie die Sprache der Mienen und des Tones. Im ganzen aber ist das Verhältnis zwischen Sprache und Moral nach dieser gesamten Seite hin kein so einfaches, wie es eine geradlinig bequeme Theorie hinzustellen geneigt ist. Die Wahrhaftigkeit ist von geistigerer Natur, als daß sie durch das Innehalten einer so konkreten Linie schon verwirklicht wäre.

Noch weniger einfach wird es sein bei der Sprache als planvoll gebrauchtem und sorgfältig gepflegtem Kunstmittel, das ja als solches in den Dienst sittlicher Zwecke wie auch unsittlicher genommen wird, und natürlich nicht selten auch solcher, die dem Redenden sittlich erscheinen, ohne es wirklich oder ganz zu sein. Es wäre außerordentlich schwierig, diejenigen, die sich in öffentlicher Rede ergehen, hinsichtlich der Echtheit und Wahrheit, also der Sittlichkeit ihrer Worte und Wendungen im einzelnen zur Verantwortung zu ziehen. Die Linie der wirklichen Empfindung und die Linie des Wortes bei sich immer in Deckung zu bringen, wie schwer wäre das für jeden, wie viel Ruhe und innerste Reife gehörte dazu und ein wie klares Bewußtsein! Namentlich der öffentliche Redner ist im allgemeinen selbst in lebhafter Erregung, er will einwirken, will auch im Flusse bleiben, er beschreibt oft ganz andere und viel weitere Kurven, als er müßte und möchte, er arbeitet vielfach mit füllendem phraseologischem Gemeingut, und er wird vielleicht selbst zum Knecht der Sprache, der Sprache im ganzen und — seiner eigenen Sprache, die ihn fortreißt, die ihn berauscht. Etwas von diesem Berauschtwerden findet sich bei den meisten der sogenannten glänzenden Redner; daß es nach Temperament, Blut und Stammesart verschieden ist, versteht sich. Wenn Daudet im Numa Roumestan recht hat, leisten die Südfranzosen darin das Stärkste; aber nicht wenig leisten auch im kühlen England oder Nordamerika die Baumstumpfredner, und nirgendwo ist dergleichen unerhört. Die Sprache, die Mittel sein soll, macht sich in ihrer Rolle so breit, daß sie aus derselben herauswächst und zum Zweck wird.

Ferner aber paßt die allgemeine Sprache, die das Innenleben einer großen Gemeinschaft zum Ausdrucke bringt, darum nicht genau für das Innenleben der einzelnen Persönlichkeit, und indem diese sich in das hineinfügen und hineinleben muß, was an fertigen Begriffen und Begriffsbezeichnungen ihr entgegengebracht wird, bleibt immer die Möglichkeit des nur Halbechten, nur Halbgeklärten, Halbbewußten. Es hat also mit alledem die Sprache, die einerseits das so unschätzbare Mittel zur klärenden Entwickelung des Innenlebens der nachwachsenden Individuen ist, doch auch die Wirkung der Trübung, und auch dies geht das sittliche Gebiet ebenso sehr an wie das intellektuelle. In Phrasen und Schlagworten stecken zu bleiben anstatt in anschaulicher Erkenntnis, Gefühle auszudrücken, die nicht klar und echt empfunden werden: das ist gewiß ein sittlich ebenso mißlicher Zustand, wie es, rein natürlich betrachtet, eine Unvollkommenheit ist.

Die Betrachtung liegt hier nahe, ein wie wichtiger Teil der geistig-sittlichen Erziehung der Jugend die Bildung klarer Begriffe vermittelst

der Sprache ist, die Kontrolle des wirklichen Verständnisses der vernommenen und namentlich der gebrauchten Worte, die Entwöhnung von bequemem Nachsprechen, die Abwehr der Phrase, von der sich gerade die reife Jugend in einem bestimmten Stadium sehr angezogen fühlt und die sie zu gebrauchen liebt, um sich selbst und andern kräftig, fertig und voll zu erscheinen. Daß auch gerade in dem nur halbgeklärten Verhältnis zur Sprache die so gewöhnliche Halbbildung liegt, ist offenbar; und wie nahe eine solche Halbbildung daran ist, ein sittlicher Defekt zu sein, braucht nicht erst ausgeführt zu werden.

Anderseits ist denn doch die Sprache zugleich das große Mittel zur Ausgestaltung auch der sittlichen Vorstellungen und selbst der bestimmten sittlichen Ideale. Vor allem erfolgt hier das für dieses Gebiet so wichtige Auseinandertreten der feineren Unterschiede, die bestimmte Differenzierung. Die Sprache ist es, welche z. B. Ehrgeiz, Ehrsucht, Ehrliebe, Ehrtrieb, Ehrgefühl scheidet und scheiden läßt und damit wertvolle Grenzen zieht für das, was seiner Natur nach immer ineinanderzulaufen geneigt ist. Eine höhere und feinere Organisation des sittlichen Lebens und Bewußtseins wäre ohne die Sprache überhaupt undenkbar. Ja, schon die ersten und einfachsten sittlichen Normen werden für das Bewußtsein des jungen Kindes erst etwas, werden von ihm erst gefaßt, indem das bezeichnende, das lobende oder tadelnde Wort der Mutter immer wiederkehrt und dieses Wort mit der Zeit die Gewähr der festgehaltenen Vorstellung und Norm wird. So stellen denn nach einiger Zeit Wortreihen wie artig und unartig, lieb und garstig, brav und ungezogen, auch wohl schon folgsam und unfolgsam, unordentlich, sauber und dergleichen den ersten Bestand an sittlichen Vorstellungen dar. Um den ersten Kreis schließen sich dann (oder sollten sich in sorgfältiger Folge schließen) weitere Kreise mit reicherem Inhalt und feineren Unterschieden. Mit scharfen Gegensätzen beginnt die praktisch sittliche Belehrung; zur Einfügung von Zwischengliedern gelangt man erst allmählich; ein sehr bedenklicher Erziehungsfehler ist die Verfrühung der entgegengebrachten sittlichen Begriffe wie der zugemuteten Auffassungen.

Im ganzen also wird die Sprache, ohne etwas wie Paragraphen oder Regeln oder Definitionen zu geben, unmittelbar der erste Sittenkodex, und dauernd zugleich der nächstliegende und feinste; das Lexikon für den inneren Gebrauch ist hier etwas anderes als ein Nachschlagebuch; die Worte sind schon Normen oder Ideale oder mindestens Bilder. Und sollte nicht auf dem gesamten Gebiet des Sittlichen das Eindringen in die — als ganze ja überreiche und in hohem Maße abstrakte — Sprache für den Einzelnen leichter und sicherer erfolgen,

als auf dem Gebiet des rein Intellektuellen? Denn das innere Erleben kommt hier mit ganz anderer Kraft zu Hülfe. Allerdings bleibt auch hier eine große Zahl der Volks- und Sprachgenossen in Enge und Stumpfheit gebannt; aber es ist Enge und Stumpfheit des persönlichen Fühlens viel mehr als mangelnde Klärung und Differenzierung. Übrigens kann man selbst der Phraseologie des geselligen Verkehrs, so hohl der Gebrauch derselben sein kann und vorwiegend sein mag, eine gewisse erzieherische Wirkung zuerkennen: das Aussprechen von Gefühlen und Gesinnungen an fest geordneter Stelle giebt auch Lehren über das, was gefühlt werden soll, und die auferlegten Worte sind nicht immer ohne Rückwirkung auf das Innere.

Es wäre die Möglichkeit, auf analytischem Wege, durch Ausgehn von dem Bestand an sprachlichen Bezeichnungen der Sittlichen, eine Ethik zu gestalten. Und zwar ebensowohl durch Analyse einer einzelnen Sprache wie durch die einer größeren Sprachengruppe. Weder das eine noch das andere könnte das Ziel einer kurzbemessenen Betrachtung wie die unsrige sein. Die theoretische Ethik geht übrigens in der That vielfach von sprachlich vorhandenen und unterschiedenen Begriffen oder Bezeichnungen aus. Unsererseits sei eine der angedeuteten verwandte Frage hier erhoben und ein wenig verfolgt. Nämlich: wie enthüllt — neben dem Bestand der vorhandenen und gebräuchlichen Worte — namentlich die Wandlung der Wortbedeutungen ein Stück der sittlichen Natur der Menschen?

Die wissenschaftliche Beobachtung des Bedeutungswandels überhaupt bildet ein interessantes Gebiet, das seit mehreren Jahrzehnten zwar noch nicht besonders häufig, aber einstweilen doch von trefflichen Pionieren in verschiedenen Ländern angebaut worden ist.[1])

Der vergleichenden Beobachtung der thatsächlichen Vorgänge auf diesem Gebiete ergiebt sich eine Reihe von ziemlich sicheren Gesetzen. Die Ursachen der Veränderungen sind teils mehr physischer und teils mehr intellektueller Natur, aber zu einem nicht unwesentlichen Teile können sie auch als sittliche bezeichnet werden. Und natürlich, vielfach

---

1) Eine neuere, sehr schätzenswerte Arbeit darüber ist an allzu bescheidener Stelle, nämlich als wissenschaftliche Beilage eines Schulprogramms, veröffentlicht worden: Dr. Karl Schmidt, Die Gründe des Bedeutungswandels, Berlin (Königl. Realgymnasium) 1894. Mit dem Inhalt dieser, auch mir erst spät bekannt gewordenen Studie treffen meine eigenen, im folgenden entwickelten Gedanken vielfach zusammen, und verschiedenes habe ich auch dankbar entnehmen können. Noch neuer ist der umfassende Essai de Sémantique von Michel Bréal (Paris, Hachette, 1897), der aber ein zu gewaltiges Gebiet überfliegt, um für unser besonderes Thema viel zu bieten.

wirken diese verschiedenen Ursachen durcheinander oder miteinander. Von dem Sittlichen ist mitunter das Physische und auch das Intellektuelle nicht recht zu scheiden.

Das ist der Fall bei denjenigen Erscheinungen, die auf der Abhängigkeit des Einzelnen von der Gemeinschaft, auf der gedankenlosen Angleichung, der individuellen Lässigkeit, der unkontrollierten Eingewöhnung beruhen. Die Sprache, die nach des Dichters bekanntem Worte „für uns dichtet und denkt", ist eben mit dem Denken für uns dem Einzelnen gefährlich, und der Entwickelung der individuellen Echtheit nachteilig. In Zeiten einer hohen Sprachkultur insbesondere; der Einzelne findet hier des in der Sprache fertig Gemünzten zu viel vor, er braucht zu wenig zu suchen und zu gestalten, es wird ihm zu leicht, in die fertigen Gewänder zu schlüpfen, die doch nicht so leicht zu seiner eigensten Person und deren Empfinden genau passen können. So übernimmt er nicht bloß eine Reihe stereotypierter Phrasen, deren Umfang übrigens viel größer ist, als man denken mag, sondern auch zahlreiche Einzelausdrücke, die für ihn nicht recht wesenhaft sind, und den Vorwurf, Unverstandenes nachzuschwatzen, überhaupt Worte zu sprechen, anstatt sich selbst auszusprechen, könnte man eigentlich fast jedermann in diesem oder jenem Maße machen. Aber das nur so in Bausch und Bogen Übernommene wird dann doch nicht mit irgend welchem Ernst gehütet, die Empfindung gleitet von der Linie ab, die innere Anschauung verschiebt sich, und es ist nach einer gewissen Zeit ein Mißverhältnis zwischen dem Gesagten und dem eigentlich Gemeinten gewöhnlich. Die Vielen denken eben nicht bestimmt wie der Einzelne (wie auch die Vielen körperlich nicht in einer Linie marschieren, sofern nicht ein gefürchteter Exerziermeister sie beherrscht).

Gröbere Beispiele hiervon sind die zahlreichen bildlichen Ausdrücke, die — aus älterer Zeit stammend und auf vergangene Kulturverhältnisse sich beziehend — nun von jedermann gebraucht werden ohne innere Anschauung des wirklichen Inhalts, ohne Bedürfnis des Wortverständnisses, in gedankenloser Nachahmung. Ist es etwa nicht so mit Wendungen wie klein beigeben, auf den Sand setzen, was ficht dich an, jemandem die Stange halten, Einem etwas aufbinden, und zahllosen anderen aus der alten Jäger-, Krieger- und Spielersprache? Bei manchen derselben irrt man sich auch, indem man sie zu verstehen glaubt; wer den Nagel auf den Kopf treffen sagt und dabei an ein Ausholen mit dem Hammer denkt, der trifft eben hier den Nagel durchaus nicht auf den Kopf, denn damit ist das Treffen mit dem Bolzen in den Mittelnagel der Scheibe gemeint, was ja offenbar etwas mehr besagt als das leichte Einhämmern des Nagels in die Wand, wobei die

fehlgehenden Hiebe doch grobe Stümperei wären. Wenn unsere Vorfahren ziemlich gedankenlos waren, als sie neben der Goldmünze, dem Gulden, plötzlich einen Silbergulden kursieren ließen, oder den Fensterscheiben, zu deren Natur also die Scheiben- oder Kreisform gehörte, viereckige Scheiben folgen ließen, oder wenn man noch vom Bücherband als einem volumen, volume sprach, nachdem vom Aufrollen (volvere) nicht mehr die Rede war, so hatte unser Jahrhundert die Augen nicht weiter offen, als beim Schreiben statt der veritablen Feder die widerspruchsvoll so bezeichnete Stahlfeder auftauchte, und heute kann man schon gelegentlich von einer goldenen Stahlfeder sprechen hören; das silberne Trinkhorn und die Wachszündhölzer sind nicht weniger seltsam, und diese Beispiele lassen sich vermehren. Gewiß wäre es pedantisch, dergleichen übel zu nehmen. Wenn auch nach Schiller „die Mehrheit der Unsinn" ist, so bekommt die Mehrheit doch in solchen Dingen recht; in Sachen der Sprache sind wir eine rote Republik und stimmen nach Köpfen ab. Wie rasch auch neu aufgenommene Bilder in gedankenlosen oder doch unbewußten Gebrauch übergehn, hat man zu unsern Lebzeiten an einer Anzahl militärischer Ausdrücke sehen können; denn Fühlung nehmen, eine halbe oder ganze Schwenkung machen, gegen jemanden oder etwas Front machen, mit geschlossener Front vorgehn, auf der ganzen Linie geschlagen werden: das alles entlieh man erst unlängst der Sprache und dem Leben des — nun so volkstümlich gewordenen und so Viele in seinem Banne haltenden — Heeres; aber schon ist den Ausdrücken der anschauliche Inhalt entschwunden, sie sind nichts geblieben als Vokabeln, deren sich Zeitungsschreiber, Redner, Kannegießer und alle übrigen Menschen alltäglich bedienen.

Diese Entleerung der Ausdrücke von ihrem Inhalt (ungefähr das Gleiche, was der Franzose Bréal décoloration nennt) geht nun aber weiter; in den soeben angeführten Fällen hat sie keine größere Tragweite, in anderen jedoch sehr wohl. Welche Fülle des Inhalts barg vor hundert und mehr Jahren das Wort Bildung, oder das Wort Humanität! Und wie viel matter, äußerlicher, einseitiger ist, was jetzt bei diesem Worte empfunden wird! Wie viel sagte einstmals das Wort freundlich! „In der Gestalt oder Weise eines Liebenden", das ungefähr wäre die Übersetzung der ersprünglichen Wortbestandteile. Was besagt es jetzt? Eine ganz niedere Stufe, eine alltägliche Bezeugung leichten menschlichen Wohlwollens: höchstens das, nicht mehr; so schwach ist es geworden, daß man es kaum noch ohne die Stütze eines begleitenden „sehr" zu entsenden wagt. Es bedurfte denn auch eines kräftigeren Nachfolgers, und als solcher kam liebenswürdig in Aufnahme. Aber wie lange hat es vorgehalten? Schon wieder ist es so abgegriffen, so aus-

gehöhlt, so entwertet, daß es gewissermaßen durch die Straße geschleift wird. Und ähnlich ist es mit den Bezeichnungen wie reizend, worin der Reiz längst erstorben ist, das nur noch einen gewissen Eindruck des Anmutenden wiedergiebt, und das in unsern Tagen durch entzückend abgelöst wird, ein Wort, welches man aus Frauenmund augenblicklich bereits bei jedem Anlaß und schon in ziemlich kühler Tonlage zu hören bekommt. Man kann nicht ohne Wehmut sehen, wie die besten Stücke unserer Herzenssprache verschleudert werden; als gütig wird schon eine beliebige Einladung zum Essen bezeichnet, und innig wird auf triviale Glückwunschkarten gedruckt; man fragt sich, was der nächsten Generation bleiben soll. Denn inhaltschöne Gefühlsausdrücke neu erfinden kann nicht jede, kann eben nur eine solche Generation, die schön und reich empfindet. Mitunter ist es auch weniger der Inhalt des Wortes, der durch den Verbrauch sich verflüchtigt, als die innere Stimmung, die von dem Inhalt sich hinweg verliert. Empfindsam sprach die Generation, die es erfand, mit einer Liebe oder Ehrfurcht aus, die bei uns eher in lächelnde Geringschätzung übergegangen sind.

Doch wer könnte den Einzelnen zur Verantwortung ziehen, wo er vom Strome der Gemeinschaft getragen wird, wo er der Mode folgt! In der That, die Gesetze, nach denen sich Mode bildet und bewegt, sie herrschen eben auch auf dem Gebiet der Sprache. Wie sollten sie nicht, da des Sprechens doch so viel ist und der Trieb zur Abwechselung nicht ruhen kann? Das Bedürfnis der Veränderung, der Neuerung, der sich abhebenden neuen Form, und das Bedürfnis der Angleichung des Einzelnen an das Allgemeine, sie bestimmen miteinander auch hier das Leben der Mode. Auch hier sind es, wie bei den Kleidern und den Sitten, gewisse Stände oder Gruppen, die die Führung haben. Es ist einmal die sich fühlende und nach Geltung strebende Jugend, es sind überhaupt solche, die sich mit kleinen laufenden Mitteln interessant machen wollen, es sind die Eingeweihten auf bestimmten Gebieten, die das Neue aufbringen oder, um kaufmännisch zu reden, vertreiben. Stimmungsvoll ist durch einen dieser Kreise aufgekommen, schneidig durch einen andern, öde wohl durch einen dritten. Spielerische Veränderungen wie lachhaft oder lächerbar haben denselben Ursprung, wenn sie auch nicht so weit durchdringen; aristo für aristocrate im Französischen, photo, exam und vieles ähnliche im Englischen haben schon volleren Erfolg aufzuweisen. Großenteils sind diese Ausdrücke Mittel, sich als engere Gemeinschaft von der Gesamtheit abzusondern, oder sich ein wenig zu verstecken, und so finden alle die Arten von Jargon und cant ihre Pflege. Man denke auch an das behagliche Selbstgefühl, mit welchem die Sonntagsjäger die altvererbte Jägersprache anwenden. Aber

vielfach thut sich auch nur ein mutwilliges Lebensgefühl in spielerischen Sprachbildungen Genüge; es ist das nur eine Erneuerung der bekannten Stufe des Kindesalters, wo nach erworbener erster Herrschaft über die Sprache Versuche eigenmächtiger Umbildung gemacht werden; es ist eine Art von Recidiv oder von Atavismus, wenn anders das Kind als der Großvater (avus) des jungen Mannes betrachtet werden kann.

Das Bedürfnis, auf irgend eine Weise Eindruck zu machen, hat natürlich noch außerdem seine große Geltung. Eben die Allgemeingültigkeit der Sprache und die sich damit einstellende Wirkungslosigkeit bringt das mit sich; wer sich nur in gewohnter Form bewegt, thut nicht persönliche Wirkung, es sei denn durch die dennoch kundgegebene Selbständigkeit und Gediegenheit, und dann noch nicht einmal auf diejenigen, die selbst gewöhnlich sind. Man kann nun Eindruck machen wollen mit seiner Sache oder mit seiner Person. Auf der letzteren Linie bewegt sich Eitelkeit und Ziererei. Daß diese Eigenschaften sich im Gebrauch und den Wandlungen der Sprache fühlbar machen, ist nicht schwer zu beweisen. Geziert kann ja schon die Aussprache sein, auf die hier nicht weiter eingegangen werden soll; nur möge man nicht, wie in manchen deutschen Landschaften üblich ist, für Ziererei jedes Bestreben erklären, sich über die Lässigkeit der gemeinen Mundart zu erheben: diese Verwechselung ist eine spezifisch deutsche, und sie hat doch auch ihre sittliche Seite insofern, als Kontrolle der Selbstdarstellung zu den feineren Pflichten gerechnet werden darf. Das Gezierte oder Gesuchte kann ja aber außerdem auf andere Weise sich geltend machen. Die Preziösen in dem Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts sind allbekannt, und immer wieder hat es seitdem ähnliche Neigungen gegeben, die meist mit lobenswerten Absichten einen gewissen Zusammenhang hatten und dann meist aus der Tugend eine Albernheit machten. Bei uns in Deutschland ist das Hauptmittel, sich verfeinert zu zeigen, der Gebrauch der Fremdwörter gewesen. Hier kamen die soziale Aristokratie und die Kreise der höheren geistigen Bildung auf einer Linie zusammen (was bekanntlich nicht das Gewöhnliche ist). Natürlich erwies sich dieses Mittel als wenig haltbar, denn aus den niederen Regionen griff man rasch nach dieser bequemen Art von Nobilitierung, und so sind denn viele der superfeinen Fremdwörter in einem mäßigen Zeitraum bis in das Vokabular der Dienstmädchen hinabgeglitten, wo sich nun plaisir, égal, bouteille, amusieren, merci und wahrscheinlich gegenwärtig auch schon pardon eingenistet haben, während viele andere allerdings noch weiter oben festsitzen.

Doch das Nobilitierungsstreben hat ja auch außerdem in der Sprache reichlichen Erweis und Niederschlag gefunden. Fast ist es

tröstlich, zu sehen, wie alle Nationen und alle Geschlechter der Menschen hier übereinstimmen. Mit Ausnahme der wirklich höher Gebildeten durchläuft anscheinend jeden ein schönes Wohlgefühl, wenn er durch Anrede und Bezeichnung um eine Standesstufe erhöht wird, und die Sehnsucht nach dem Titel des nächst Höheren ist ein heimlich starkes Gefühl in dem Doppelherzen manches Ehepaars. Und so findet denn auch viel Erhöhung auf eigene Hand statt. Artisan war einst Bezeichnung des Künstlers; es ist aber von den Handwerkern so reichlich in Anspruch genommen worden, daß es zur regelmäßigen Bezeichnung des Handwerkers nun längst geworden ist. So nennen sich gegenwärtig bei uns alle Schlosser, die etwas auf sich halten, Mechaniker. Die Bezeichnung Künstler ist von so viel fragwürdigen, Kunststücke machenden Subjekten in Anspruch genommen worden, daß sie geradezu in Gefahr kommt, nichts Respektables mehr zu bezeichnen. Vielen, die nicht mehr heißen mochten, was sie waren, haben Fremdwörter eine Art von dünner Glorie geborgt: stellen wir uns den Coiffeur vor, den marchand tailleur, den chef (de cuisine), denen sich übrigens in gewissen deutschredenden Gegenden der massivere charcutier anschließt.

Von der Eitelkeit ist es nicht weit zum Hochmut. Bekanntlich wählt derselbe nicht ungern die Farbe der Bescheidenheit, und bei manchen Wendungen und Formen weiß man in der That nicht recht, ob sie Bescheidenheit ausdrücken oder Hochmut; sie können als das eine und das andere gelten, je nachdem das Licht von dieser oder jener Seite darauf fällt. Allezeit und überall hat der Hochmut der Geburt sich mit geschickter Reserve kundgethan: generosus (= von Abstammung) hieß bei den Römern, wer einer vornehmen Abstammung sich bewußt sein konnte, und das Wort wurde dann die Bezeichnung edlen Wesens, als ob es das außerhalb vornehmer Geburt nicht geben könne. Und ebenso tritt im Französischen die Bezeichnung de qualité auf, oder de famille, im Deutschen von Stande; in der Schweiz ist jahrhundertelang von den Geschlechtern die Rede, und auch in deutschen Bürgerstädten spricht man wohl in gleichem Sinne von den Familien. Manche Frau hat das klägliche Schicksal, keine Geborene zu sein. Deutlicher ist der Anspruch erhoben in dem englischen Ausdruck good people. Und wie bereitwillig geht die übrige Welt auf solchen Anspruch ein! Als die besseren Stände, bessere Leute, guter Leute Kind erkennt man allerwärts die sozial Bevorzugten an. Das Entgegenkommen von unten her war zu allen Zeiten mindestens so groß wie der Anspruch von oben.

In der That bilden Schmeichelei und Servilität einen neuen Faktor in der Veränderung der Sprache und insbesondere auch der Wortbedeutungen. Nur so haben (die Nationen befinden sich hier wieder in tröst-

licher Übereinstimmung) das mittelhochdeutsche vrouwe und vröuwelîn aus ihrer hochgebornen Sphäre in die der allgemeinen Weiblichkeit hinabsinken können, wozu sie allerdings doch mehrere Jahrhunderte gebraucht haben; denn wenigstens das letztere Wort ist erst im Laufe der letzten 60 Jahre auf dem bürgerlichen Boden angelangt, um die Bezeichnung Jungfrau gänzlich abzulösen, die dann ihrerseits für eine Art von besseren Dienerinnen beibehalten worden ist; ebenso aber ist es ja mit Herr ergangen, das fast nur noch in dem Ausdruck Herrenhaus in seiner alten Würde fortlebt, und ebenso mit dame oder madame, mit gentleman, mit don und donna, ähnlich ferner mit Wohlgeboren, Hochwohlgeboren (das in gewissen Ländern jetzt schon die Geschäftsreisenden auf ihren Briefadressen vorfinden), mit dem spanischen usted (= Euer Gnaden), mit italien. Ella oder Lei, wobei ein Wort wie Signoria im Hintergrunde schwebt, und nicht anders mit unserm Sie; das letztere rutscht gegenwärtig vor unsern Augen oder Ohren bis auf ansehnlichere Straßenjungen und zarte Familienkinder herab und wird wohl, wie gy in Holland und you in England, auch das letzte Stück Weges noch zurücklegen. Da wäre denn Gleichheit das Ergebnis all des Emporstrebens. Daß in derselben Zeit auch Meister in die bloße Handwerkersphäre hinabgeglitten ist (während maître in Frankreich doch noch ein Ehrentitel für gewisse schöne Stellungen ist und maëstro im Italienischen eine hohe Kunstwürde einschließt), und daß mit dem Meister die Werkstatt gemein geworden ist und ein Atelier über sich errichtet sehen mußte, und mit dem Herrn auch der Gaul, der einst hoch vornehme cavallus, und mit der Herrin auch die Dienerin, die bonne (= bonne servante, höhere Dienerin), das und manches andere ist allbekannt. Alles also Ergebnis der Schmeichelei, zum Teil serviler Schmeichelei von der einen Seite und sozialen Höhentriebs von der andern; doch mag auch wohlwollende Herablassung von oben nach unten mit eingewirkt haben. Jene Servilität hat dabei noch ein Complement in der äußerlich freiwilligen Selbsterniedrigung, die auch ihrerseits zahlreiche Spuren in der Sprache hinterlassen hat — ein Gebiet, das hier nicht verfolgt werden soll und auf dem übrigens die halbzivilisierten Völker und selbst die unzivilisierten noch ganz anderes leisten als wir. Ist doch dieses ganze Spiel so recht eine Erscheinung der Halbbildung, die im Äußerlichen stecken bleibt und die Maße verfehlt, an denen die wahre Bildung sich kundgiebt.

Es wurde vorhin berührt, daß die steigernde Übertreibung in der Sprache ebensowohl um der Sache willen, d. h. um der Sache Nachdruck zu geben, erfolgen könne, wie zur Geltendmachung der redenden Person. Dabei kann doch auch diese Art der Steigerung entweder naiv sein oder

berechnet. Die Linie der Berechnung, die uns ja soeben beschäftigt hat, sei nun nicht weiter verfolgt. Die naive Art der Steigerung wäre also die des Affekts, und ohne Zweifel ist diesem ja ein großer Teil aller sprachlichen Veränderungen zu verdanken. Dabei ist es natürlich nicht der geistig maßgebendste Teil der Sprachgemeinschaft, der die Steigerungen in den Ausdruck bringt, denn dieser weiß eben Maß auch zu halten. Es sind die besonders Impressionablen, von Eindrücken leicht Überwältigten, und die, denen starke Reaktion auf starke Eindrücke natürlich ist: die Jugend also vor allem, aber auch die große Schar der Naiven sonst, und der Halbgebildeten überhaupt. Die gesteigerten Ausdrücke übertragen sich leicht von Person zu Person, sie kommen alsbald als eine Art Reflex zum Vorschein. In unserer Zeit kommen noch alle die Leute mit der erhöhten nervösen Reizbarkeit hinzu. Und so findet denn bei den steigernden Attributen und Partikeln ein beständiges Überbieten statt, in allen — wenigstens modernen — Sprachen ungefähr gleichmäßig; aber die Wirkung stumpft sich immer wieder ab und der vollste Ausdruck wird nach einer gewissen Zeit fast nichtssagend. Das deutsche fast (das wir hier gebrauchten), noch zu Luthers Zeit so viel als in hohem Grade, wie es ja das alte Adverb zu fest ist, hat den Charakter der Festigkeit so wenig bewahrt, daß es nun unter die Linie des Positiven geraten ist und nur noch annähernd bedeutet. Bei dem Adverb recht empfindet man gegenwärtig je nach der Betonung eine ernstliche Steigerung oder nur eine kühle Affirmation: es schwankt also um die Linie herum. Das Wort sehr hat noch entschieden steigernde Kraft; aber wie matt und abstrakt ist es doch geworden seit der Zeit, wo es wund, also bis zum Wehethun, bedeutete! Es genügt ja übrigens der lebendigen Verkehrssprache keineswegs mehr. In dieser folgen und jagen und drängen sich äusserst, ausserordentlich, höchst, riesig, furchtbar, ungeheuer, kolossal, grossartig und noch andere, sie überschreien sich gewissermaßen, um doch ja noch Gehör oder Glauben zu finden, noch Eindruck zu machen, und das französische terriblement nebst seinen Konsorten, das englische awfully, dreadfully, exceedingly, extremely, hugely, vastly u. s. w. ertönen in ähnlicher Weise. Oder man denke an die bestimmteren Bezeichnungen für Zustände der Erregung, des Erstaunens, der Ergriffenheit: wie leicht wiegen jetzt z. B. im Französischen die von Hause aus entsetzlichen Ausdrücke tourmenter und gêner, auf Folter- und Höllenqualen ursprünglich deutend, wie wenig ernst sind noch abîmé, terrassé, désolé, au désespoir, oder auch ravi, enchanté, charmé, auch adorer! Im Englischen hat z. B. anxious seinen starken Inhalt sehr eingebüßt. Auch die Sprache der Zärtlichkeit erweist sich als kaum haltbarer, und wie in einer gewöhnlichen Ehe die ursprünglich innigsten Anreden nach einiger Zeit nur

noch eine Art von Zeichensprache sind, ohne daß noch irgend ein süßer Hauch davon auszugehen vermöchte, so ist es auch in der weiten Sprachgemeinschaft; zum Teufel geht immer wieder der Spiritus, und nur das Phlegma bleibt. Die vollen Worte werden leer, die einst in den Herzen widerklingenden klanglos, der Mißbrauch gefährdet sie, der Verbrauch ist unausbleiblich. Es ist dies ja auch der Weg, den die Bilder in der Sprache nehmen. In starker Erregung, in dem mächtigen Bedürfnis, sich wirklich auszudrücken, findet der Einzelne das Bild oder finden es auch wohl einzelne immer neu. (Ich nehme das letztere für manche Bilder an, z. B. das vom „Stich ins Herz geben", das jede natürlich empfindende Frau aus dem Volke gelegentlich finden kann, weil das Leben diese Wirkung immer wieder bringt.) Sie werden dann übernommen, nachgeahmt, bald allzu leichthin und auch etwas schief verwendet, werden gemein und unlebendig, werden zu einer umständlicheren Art von Vokabeln. Eine ähnliche Art von Entkräftung findet statt, wenn der eigentlich einem großen Gefühl als Quelle geltende Ausdruck für einen vielleicht sehr äußerlichen und nur scheinbaren Erweis angewandt wird: Almosen oder aumône bedeutet ursprünglich die christliche Barmherzigkeit selbst, aber in wie kleine Münze hat sich diese große Herzensbewegung umsetzen lassen müssen, wie wenig Inneres spricht noch daraus! Auch was der Franzose als charité schenkt oder sich schenken läßt, pflegt sehr kleine Abschlagszahlung zu sein auf die wirkliche christliche Nächstenliebe, für die das Wort der Name ist.

Wie fast alles Leben sich in Strom und Gegenstrom fühlbar macht, so geht im Leben der Sprache der vielfachen Steigerung des Ausdrucks eine ebenso ausgebreitete Abschwächung zur Seite. Und dabei giebt sich denn das Gesetz zu erkennen, daß, während die gesteigerten Ausdrücke alsbald entkräftigt werden und ihre Wirkung verlieren, auch die absichtliche Abschwächung des Ausdrucks ihre Bedeutung nicht zu bewahren vermag, so daß durch alle Milderung oder Verhüllung hindurch die starke Sache selbst immer wieder redet. Durch die Wortsprache lassen die Menschen sich nicht lange ein x für ein u machen, sie empfinden und verstehen etwas neben und hinter und trotz der Wortsprache. Jene Abschwächung erfolgt im ganzen auf verschiedenen Linien, und sie hat verschiedene Gründe. Es giebt eben im Leben gar vielerlei Gründe, weshalb man mit der Sprache nicht recht herausrücken will. Dabei findet sich neben der eigentlichen Abschwächung, dem Ersatze des vollbezeichnenden Ausdrucks durch einen bloß andeutenden oder halb so viel sagenden, auch die Umgehung, ein Ausbiegen von der Wahrheit nach irgend einer Seite hin. Und die moralischen Hintergründe für all das? Sie können ganz schätzbar, ja wirklich von sittlicher Art sein, aber auch das Gegenteil,

und außerdem auch von mehr neutraler Art. Unaufrichtigkeit, Mangel an moralischem Mut bilden eine starke Quelle, und da diese Seelenverfassung sich sehr häufig findet und wiederholt, so wird die abschwächende Redeweise rasch allgemeiner, und die Verantwortlichkeit des Einzelnen wird wenig mehr empfunden, sie wälzt sich ab auf die Gesamtheit. Der neue Gebrauch wird wohl gar zur festen Gesellschaftsform und übt eine starre Herrschaft aus über Individualität, Charakter, sittliche Ehrlichkeit. Neben den genannten Ursachen für die Abschwächung der Rede walten dann aber auch berechtigte Scheu, Rücksicht auf persönliches Leben, Schonung, Diskretion, und es macht sich neben dem jedesmaligen persönlichen Verhältnis auch ein allgemein kulturelles Bedürfnis geltend. Die Schamhaftigkeit, das Zartgefühl auf sinnlichem Gebiete haben ihr gutes Recht. Zur Zurückhaltung in sittlicher Beurteilung oder Verurteilung mag ein löbliches Bewußtsein der Menschlichkeit veranlassen, aber es kommt vielfach auch eine erstaunlich weitgehende und bedenkliche Toleranz zum Ausdruck. Und oft ist es ein Unbestimmtes zwischen all diesen verschiedenen Regungen, oder eine Kombination des einen mit dem andern, was wirkt oder gewirkt hat.

Daß man dem Diener gern die bestimmte Bezeichnung des Dienstverhältnisses erspart, ist sehr allgemein. Griechen und Römer haben für den Sklaven vielfach die einfache Bezeichnung als Junge (παῖς, puer, por). Unsere Offiziere folgen ihnen mit ihren Burschen. Der dienende Kellner wird harmlos als garçon gerufen. Die — meist jugendliche — Dienerin hieß bis in unsere Tage hinein einfach mit dem schönen Namen Magd (= Jungfrau), in der Schweiz noch schöner Tochter, in Frankreich ebenso harmlos fille (de chambre), und bei uns ja auch noch immer Mädchen. Geistige Inferiorität verhüllt man ebenso gern wie soziale unter schonend wohlwollenden Namen und gebraucht beschränkt oder borniert für dumm, wie ja auch einfältig von Hause aus nichts Ungünstiges besagt und selbst dumm einmal ungefähr den Sinn von jugendlich unerfahren gehabt hat. Es ist, als ob das Vorhandensein von Dummköpfen gar nicht anerkannt werden sollte, aber das Mittel hilft nicht. So hat man denn auch im Französischen béat und benêt und bonhomme, die doch alle nur von glückselig, gesegnet und gutmütig sprechen, man hat im Englischen silly, das — einst unserem selig entsprechend — die Sinnverschiebung von happy über innocent, harmless, simple bis zu foolish durchgemacht hat, man hat daneben innocent selbst in gleichem Sinne. Und die Ausdrücke für geistige Krankheit, die uns nun alle so häßlich angrinsen, wie zurückhaltend und zart sind sie doch ursprünglich gewählt! Wahnsinn ist nichts als unrichtiger, irrender Sinn, Blödsinn verneint nur die Frische und Lebendigkeit des

Sinnes, verrückt deutet nur auf eine Verschiebung hin (und wie vieles in der Welt ist irgendwie verschoben!); gestört ist noch milder und läßt namentlich an einen zufälligen Anlaß und eine vorübergehende Dauer denken, und noch milder ist irre, denn Irren ist bekanntlich recht allgemein menschlich. In anderen Sprachen sind die Bezeichnungen (aliéné ꝛc.) ähnlichen Ursprungs; selbst mad, das jetzt so erbarmungslos bestimmt klingt, besaß eine viel glimpflichere Bedeutung. Übrigens dürfte bei der Zurückhaltung auf diesem ganzen Gebiete eine Art von abergläubischer Scheu sehr mit im Spiele gewesen sein.

Ähnliche Rücksicht nun dehnt sich weiter aus, ja sie geht wirklich weiter, als nach unserm jetzigen Gefühl nötig wäre, aber man ist gerade auf niedrigerer Kulturstufe vorsichtiger im Verkehr, mißtrauender, verschlossener und mit alledem auch leicht ein bißchen verlogener. Von Kranksein einem Kranken oder seinen Angehörigen zu sprechen, war zu mißlich, und so mußte das deutsche Wort siech, das diesen Zustand bezeichnete, weichen, um dem Worte krank, das bloß schwach bedeutete, Platz zu machen. Auch unser leidend ist ja ein ähnlich schonender Ausdruck. Vom Tode oder von Toten hört man erst recht nicht gern reden, und für Leichnam ist uns eben nur dieses Wort übrig geblieben, das aber gar nichts anderes heißt als Körper, ebenso im Englischen corpse, das ja auch nichts anderes ist als corps, corpus. Nicht ganz den gleichen psychologischen Untergrund hat es, wenn wir von Sterben und Tod als Verscheiden, Hinscheiden, Hingang und ähnlich reden: es spricht wohl mehr die verklärende Empfindung des gebildeten Menschen. Und wenn die in der Schlacht Getöteten nur einfach gefallen oder nur geblieben sind, so liegt in diesen harmlosen Ausdrücken vielleicht, daß der Soldat nichts Außerordentliches im Todeslose sehen soll oder sehen will. Selbst von höherem Lebensalter spricht man ungern, und so ist das neutrale Wort Alter die Bezeichnung für hohes Alter, old age, Greisenalter geworden. Das Wort Greis selbst, das ja eigentlich nur auf das Grauwerden oder Grausein hindeutet, also den Jahren etwa um 50 gebührt, ist mehr und mehr gemieden worden und bleibt jetzt den 70- bis 80jährigen vorbehalten, obwohl schon die 40jährigen großenteils mit grauem Haar oder sogar mit blanker Kopfhaut einherwandeln. Sehr zurückhaltend sind ja auch die Bezeichnungen bejahrt, betagt. Alte Leute giebt es eigentlich in guter Gesellschaft nicht mehr, sondern nur ältere. Das Wort alt selbst aber, wenn wir es weiter zurückverfolgen wollten, würde sich in der harmlosen Bedeutung aufgewachsen darstellen. Schon die früheren, scheinbar ganz unmittelbar redenden Wörter sind vielfach ihrerseits Ablösung von noch älteren und unmittelbareren, obwohl das anscheinende Umgehen der rechten Sachbezeichnung auf früher Sprach-

und Kulturstufe auch unsichere und kümmerliche Begriffsbildung und Unterscheidung zum Grunde hat.

Die Empfindlichkeit, die Scheu geht weit. In guter Gesellschaft verletzt man sich überhaupt nicht am Bein, sondern nur am Fusse, und erst wenn die Körpergegend zwischen Bein und Rücken zu nennen wäre, darf das Bein zur Sprache kommen. Daß die Franzosen nur noch embrasser zu sagen wagen, wo die Lippen in ihre freundliche Funktion treten, überrascht uns (weniger überreife) Germanen. Aber auch uns ist manches Wort für diskrete Verhältnisse allzu deutlich geworden, und wir bemühen uns angelegentlich, immer von neuem verhüllende Ausdrücke zu finden: die Sache selbst dringt durch die Hülle, die Phantasie läßt sich nichts vormachen, und wie geschickt und zartfühlend auch eine Bezeichnung gewählt sein mag, wie emsig man immer neue Fremdwörter, neutrale Zeichen, geruchlose Phantasiebilder sucht, es hilft nichts; doch das Bemühen muß konstatiert werden. So ist es denn z. B. mit den Ausdrücken für das niedere Liebesleben ergangen: Buhle war einst ein harmlos schöner Name, maîtresse sogar ein ritterlich verehrungsvoller, amant ein natürlich argloser. Was ist aus ihnen und allem Ähnlichen geworden! Auch Ausschweifung besagt ja nur ein zeitweiliges Aus-der-Bahn-schweben und wäre wenig, wenn es nicht viel geworden wäre. Adultère hätte nach dem lateinischen Wort adulterare nur etwa den Inhalt von verändern, wechseln; tromper ist, in Beziehung auf Ehegatten gebraucht, längst nicht mehr ein beliebiges Täuschen, etwa über die Höhe von Schneiderrechnungen oder über Anlässe zur Verlängerung abendlichen Ausbleibens. Unzucht ist von Hause aus eine ganz glimpfliche Aberkennung der Zucht, der guten Erziehung.

Und ebenso ist, um in das allgemeinere Gebiet überzugehen, unverschämt nur das Absprechen von Verschämtheit, Unart nur das Leugnen der rechten Art, selbst nichtsnutzig noch kein eigentlich negatives Urteil, ungezogen ein fast entschuldigender Hinweis auf die noch nicht durchgeführte Erziehung, und eine Reihe ähnlicher Zusammensetzungen wäre anzufügen; auch französische Worte wie ignoble oder indigne sagen buchstäblich so wenig und dringen jetzt doch so tief! Durch die Sprache hindurch, die bloßen Abzug am Guten vorbringt, wirkt immer wieder die Sache selbst, die blasse Hülle bekommt die grelle Farbe des Inhalts. Wie schwächlich ist es eigentlich, eine Gesinnung nur gemein zu nennen (d. h. aller Welt gemeinschaftlich eigen, nicht über das Gewöhnliche sich erhebend), die den schweren Tadel des Niedrigen haben soll, oder auch den Ausdruck gewöhnlich so zu setzen, oder das Fremdwort ordinär! Wie schwächlich war es auch, ruchlos zu sagen (d. h. ursprünglich sorglos, unbekümmert, leichtsinnig), wo die verderbteste Gesinnung gemeint

ist! Das ist natürlich erst nach und nach so gekommen, weil eben die Menschen immer gleich nachsichtig und feige bleiben und so im Laufe der Generationen die Prädikate immer weiter abgleiten. Auch das englische knave (Schurke) hat ja einst nur junger Bursche (Knabe) geheißen; das nicht minder starke villain besagte doch nur: Mann von nicht vornehmem Stande. Im Grunde sind auch leichtsinnig und leichtfertig mehr entschuldigende oder doch neutrale Ausdrücke als tadelnde; impertinent hieße eigentlich nur nicht hergehörig, insolent bedeutete einmal, wenigstens in seiner lateinischen Zeit, nur ungewöhnlich und mußte also einen weiten Weg machen bis zu seinem jetzigen Inhalt. Wir wissen gar nicht, wie wenig grob wir sind — mit unsern gröbsten Worten! Züchtigen ist ja nur eine Art des Erziehens, Zuchthaus ebenso ein diesem anständigen Zweck bestimmtes Gebäude, ein Korrektionshaus giebt es bloß, weil die Handlungen einiger jüngeren Menschen zuweilen einer gewissen Korrektur bedürfen; ein Laster ist seiner alten Bedeutung nach nur ein Fleck, ein Makel, also der Lasterhafte war nicht fleckenlos; Schmach drückte einst nur das Geringe, Kümmerliche aus (wie es ja auch in schmächtig mit diesem Sinne fortlebt); das saufen sagt ja gar nichts als schlürfen, und noch darf man sehr öffentlich seinen Mokka, seine Fleischbrühe und auch seinen Sekt schlürfen; der häßliche, gemeine Schnaps ist nichts anderes als ein harmloser Schluck (vergl. schnappen): die letztere Wortwahl verdankt man allerdings nicht sowohl der schonenden Beurteilung der Öffentlichkeit, als dem verschämten Ausweichen der Trinker selbst, die mit ihrem schlechten Gewissen nach allen möglichen Wortsurrogaten greifen (la goutte und dergleichen).

Infolge ähnlichen Ausweichens in die Region des Neutralen haben die unschuldigen Wörter Kreatur, Geschöpf, Person, Mensch mindestens in gewisser Verbindung oder Betonung einen ganz häßlichen Geschmack bekommen; das eigentlich ebenso unschuldige Sippschaft (= Verwandtschaft) sogar endgültig; Weib hat sich zwar die dichterische und sonstige gehobene Sprache noch nicht rauben lassen, aber es figuriert doch auch sehr am andern, verächtlichen Ende, und Weibsbild, Weibsperson, Mannsbild, Frauenzimmer, alles einst edle oder doch neutrale Ausdrücke, sind längst auf die Gasse geraten. Mitunter wählt man auch klüglich geradezu ein Wort, das ein Lob enthalten kann, wo man einen sittlichen Tadel aussprechen will; z. B. genau, wo man geizig meint, fast so, wie man auf dem körperlichen Gebiete den Fettgewordenen stark nennt oder ihm nur das erfreuliche Zeugnis des embonpoint giebt. Ein Gelehrter sprach vor einiger Zeit von der Tendenz der Wörter, eine schlimmere Bedeutung anzunehmen. Woher käme den Wörtern diese Tendenz? Es

ist nur die Kehrseite der Thatsache, daß die Menschen das Bessere anwenden für das Schlechtere, das verhältnismäßig Gute für das thatsächlich Schlechte.

Einige Zeugnisse von besonderer Bedenklichkeit seien noch angefügt. Pirat hieß in der altgriechischen Form πειρατής nur: der Unternehmer, der etwas Versuchende, Wagende; es scheint also auf eine Zeit oder einen Lebenskreis hinzuweisen, wo man nichts Schlimmes in der Seeräuberei fand. Das französische mentir - ist in seiner lateinischen Form mentiri nichts als eine Ableitung von mens (Geist) und konnte also nur ersinnen bedeuten: wiederum eine sehr wohlwollende Rubrizierung für das Lügen. Poison ist ja nur Trank (lateinisch potionem), als ob das Beibringen eines solchen Tränkleins nichts Außerordentliches sei. Aber unser deutsches Gift läßt uns in keinem besseren Licht erscheinen, denn es bedeutet nichts als Gabe, und unter dem simplen vergeben verstand man eine Zeit lang das, was jetzt vergiften heißt. Doch braucht dahinter nicht schlechthin gewissenloser Hohn zu stecken, auch Mißtrauen und Furcht mögen daraus sprechen. Eine Art von Umkehr dieses Verhältnisses ist es, wenn ein Wort bösen Inhalts auf eine gar nicht unlöbliche oder doch verhältnismäßig harmlose Sache angewandt wird. Wie hat nur das italienische vezzoso, das doch (auf lateinisch vitiosus zurückgehend) eigentlich nichtsnutzig bedeutet, zu einer Anerkennung für Gefälliges werden können? Man scheint da in der Abweichung vom Pfad der Tugend vor allem das Gegenteil des Banalen, Philiströsen, Abhängigen gesehen zu haben, in der Durchtriebenheit nur die Gewandtheit und an der Gewandtheit das Gefällige. Wir unsrerseits sind nicht ganz so weit gelangt, wenn wir Schalk oder Schelm oder gesprächsweise gern auch Spitzbub für das Neckisch-Mutwillige anwenden, und zwar die beiden ersteren Wörter nur noch in diesem Sinn, während sie doch sämtlich den Bösewicht eigentlich bedeuten oder bedeuteten. Das beweist noch nicht, daß man das Böse nicht ernstlich nehmen wollte, sondern daß der Affekt für kleine Dinge große Ausdrücke setzt und der Scherz von je zum Übertreiben geneigt war. Auch daß der englische Sprachgebrauch für gaunerhaft verschlagen das einfache sharp hat, mit der Ableitung sharper, darf zu keinem weitgehenden Schluß veranlassen; solche Ausdrücke gelangen aus der Sprache einer engeren und mitunter zweifelhaften Sphäre allmählich in die allgemeine Sprache, wo sie nicht mehr viel auf ihren Gehalt angesehen werden. Eher kann uns eine andere Erscheinung wieder zu einem moralischen Schlusse leiten, nämlich die, daß (in den verschiedenen Sprachen) das Böse, anstatt mit den ihm gebührenden Urteilen, vielmehr nur als das zu Bemitleidende bezeichnet wird, so daß die Wörter erbärmlich, jämmerlich, lamentable, pitoyable,

wretched u. s. w. nicht mehr Erbarmen oder Jammer zum Ausdruck bringen, sondern Verachtung und Geringschätzung, was doch wieder eine Art von Ausweichen vor der Verurteilung ist.

In dem Gesagten bot sich schon mehr als einmal ein kulturhistorischer Durchblick dar. Und solche Durchblicke sittengeschichtlicher Art gewährt die Sprache natürlich auch außerdem noch viele. Wenn die lateinischen Wörter für Feind und Gast (hostis und hospes) nur Differenzierung einer Bezeichnung sind, so deutet das eben in die Zeit mißtrauender und überallhin kampfbereiter Barbarei zurück, wie sie übrigens keineswegs das römische Volk allein aufzuweisen gehabt hat. Wenn das englische wretch ursprünglich den Vertriebenen bezeichnet, so erinnert dies daran, wie ein Leben außerhalb der Heimat wirklich Elend ohnegleichen einzuschließen pflegte, und paßt dazu, daß ja auch unser Wort Elend nichts anderes als Ausland bedeutete. Wenn to slay mit dem deutschen erschlagen eines Sinnes ist und to kill mit quälen dasselbe Wort ist, so fühlen wir, wie einmal das Schlagen von fürchterlichem Ernst zu sein pflegte, und dann, wie das Töten nichts weniger als auf eine schmerzlose Art angestrebt wurde (wie jetzt bei Verbrecherhinrichtungen in Amerika, Japan und demnächst wohl auch bei uns). Wenn anderseits belle-mère für Stiefmutter eintrat, so leuchtet uns ein, wie viele Stiefmütter den früheren harmlosen Namen (marâtre) in Mißkredit gebracht haben müssen, daß man ihnen nur noch einen so süßlichen zu hören geben mochte. Wenn rival (lat. rivalis) vom Bache (rivus) abgeleitet ist, so sehen wir im Geiste all den ewigen Hader, der zwischen den Benutzern desselben Wasserlaufs in der Vorwelt gewesen ist (denn das ist die Entstehung des Ausdrucks). Und wenn anderseits das lateinische invitare (einladen) sich an invitus (ungern) anschließt, wieviel gesellige Ziererei und artifizielle Gastfreundschaft läßt sich ahnen, daß das Einladen mit einem so eindringlichen Nötigen zusammenfallen konnte. Übrigens verrät ja unser Wort nötigen (bei Tische) eine ähnliche Geschichte. Ebenso, wie macht sich die Schonung in der Form fühlbar, wenn ordre zwar Befehl bedeutet und doch nur Ordnung oder allenfalls Anordnung besagt, oder wenn unser Wort befehlen eigentlich nur übermitteln, übergeben, anvertrauen ausdrückt und unser gehorchen nur das wirkliche und vollständige Hören, ferner commander ebenfalls ursprünglich nur übertragen, anempfehlen, taxer und censurer noch nicht den Tadel einschließen, sondern nur das Abwägen und Urteilen. Ein schätzenswertes Zartgefühl verrät sich auch darin, daß Wörter, die für heilige Dinge in Anwendung gekommen sind, dann in profanen Gebrauch nicht mehr genommen werden. So taufen, das ja nur tauchen, untertauchen bedeutete, oder das französische cieux, neben dem nun ein technisch-profaner Plural ciels hergeht.

Doch auch der Aberglaube (dessen oben schon flüchtig gedacht wurde) hat seine bestimmten Spuren hinterlassen; schon im lateinischen sinister (= was als Vorzeichen von der linken Seite herkommt und darum schlimme Bedeutung hat), im Französischen influence, welches auf ein von den Sternen ausströmendes Fluidum zurückdeutet, oder ascendant, welches vom Emporsteigen eines Sternes galt. Aber doch noch eine ganz andere Reihe läßt sich verfolgen: diejenige nämlich, die uns die Vertiefung sittlicher Begriffe in der Folge der Zeitalter fühlen läßt. Verzeihen war einst nichts als Verzicht leisten, auf Ersatz oder Buße nämlich, Busse selbst nichts als das Herstellen des Normalverhältnisses, das Ausgleichen des Schadens, Schuld nur das einem Andern Geschuldete, das zu Leistende, Demut die Gesinnung von Dienenden, züchtig das der guten Lebensart Gemäße, Milde das Bereitsein zum Geben, edel soviel als von gutem Geschlecht, bescheiden etwa: nicht unverständig, gediegen das, was nicht mißlungen ist.

Diese ganze Reihe ist zufällig der deutschen Sprache und Lebenssphäre entnommen; daß die Nachbarsprachen Entsprechendes aufweisen. wird ja wohl schon durch das gemeinsame Christentum verbürgt, dessen allmählich verbreiteter Wirkung diese Vertiefung zu verdanken ist, wie wenig auch nationale Verschiedenheit in der Erfassung und Verarbeitung der allgemeinen christlichen Begriffe zu leugnen ist. Werfen wir aber doch ausdrücklich noch einige Blicke auf das National-Ethische in der Sprache. Den üblichen wohlfeilen Urteilen über fundamentale Unterschiede im sittlichen Wert der Nationen wollen wir nicht nachgehn. Die „Aufrichtigkeit der Germanen“, die „Gemütstiefe der Deutschen“, die „Oberflächlichkeit der Franzosen“ und dergleichen wird sich aus der Natur der Sprachen ebensowenig bequem und bindend nachweisen lassen wie auf anderem summarischem Wege. Jedenfalls enthält jede Sprache der ungefähr gleich hoch zivilisierten Völker die Mittel zum Ausdruck alles Menschlichen und auch Sittlichen in seinen Nuancen. Es ist nur sehr mißlich, eine Sprache an einer andern zu messen. Denn jene verhältnismäßige allgemeine Gleichheit ist mit einer durchgehenden Ungleichheit im einzelnen verbunden! Von den Begriffen für sittliches, ja überhaupt seelisches Leben deckt sich kaum ein einziger hüben und drüben. Das Französische cœur fällt nicht wirklich zusammen mit dem deutschen Herz, âme nicht genau mit Seele, ami nicht mit Freund und das noch näher stehende englische friend nicht mit Freund, amour nicht schlechthin mit Liebe, Hochmut nicht mit hauteur und auch nicht mit haughtiness, content nicht mit zufrieden, heureux nicht mit glücklich, Welt nicht mit monde, Leidenschaft nicht mit passion, grausam nicht mit cruel, Busse nicht mit pénitence, kühl nicht mit engl. cool, Charakter nicht

mit engl. character, amant nicht mehr mit Liebhaber, désir deckt sich nicht mit Verlangen, bravoure nicht mit Tapferkeit, penchant nicht mit Neigung, pardon nicht mit Verzeihung, cordial nicht mit herzlich, ridicule weckt etwas andere Empfindung als lächerlich, adorer andere als anbeten. Daß die Wörter das eine oder andere „bedeuten“, ist der Standpunkt, der Schulkindern genügen muß, über den aber freilich ach viele Alte nicht hinausgekommen sind.

Ob die große Zahl französischer Fremdwörter im Deutschen mehr eine zufällige kulturgeschichtliche Entstehung habe, oder ob sie unserer Sprache Begriffe lieferte, die diese nicht besaß oder gar nicht hatte erzeugen können, darüber ist man zum Teil noch immer verschiedener Ansicht; auf keiner dieser Linien liegt die genaue Wirklichkeit. Sicherlich ist durch die Übernahme französischer Ausdrücke zeitweilig oder dauernd in unsere Sprache eine Anzahl solcher Begriffe gekommen, die sich zwischen die von uns ausgebildeten stellen und einschieben, dadurch die Reihe bereichern, gleichsam der französischen Anschauungsweise noch neben der deutschen Einlaß gewähren und jedenfalls solche Begriffe verkörpern, die der spezifisch französische Geist und die besondere französische Kultur hervorgebracht haben. Diese gerade aufzugeben, wird uns bei aller grundsätzlichen Bereitwilligkeit schwer; wir können es nicht, ohne uns vorläufig verarmt oder behindert zu fühlen. Das erspart uns nicht die Aufgabe, Ersatz aus eigenem Wachstum zu suchen oder zu schaffen, und der Schaden jener äußeren Einschiebungen ist eben der, daß der Trieb zur sprachlichen Weiterbildung innerhalb des eigenen Bereichs darüber zu verkümmern droht. Für unsere gegenwärtigen Betrachtungen aber gewährt uns eine Übersicht über die mit einer gewissen Hartnäckigkeit in unserer Rede festgehaltenen französischen Wörter zugleich einen Einblick in die spezifisch französische geistig-sittliche Begriffsbildung und zum Teil auch in die Eigenart der französischen Wesensanlage. Man denke an eine Begriffsreihe wie galant, coquetterie, esprit, verve, élan, point d'honneur, discrétion, cajoler, coulant, comme il faut, poltron; aber man kann wohl auch hinzufügen: brillant, ennuyant, charmant, nonchalant, suffisant, brusque, salope, prude, raffiné, ménager. Alle diese wollen aus unserem Begriffsvorrat noch nicht schwinden, alle stellen — mehr oder weniger bestimmt — spezifische französische Produkte dar. Sie sind uns entweder Spiegel des fremdnationalen Geistes, oder doch der besonderen nationalen Maßstäbe, oder auch der nationalen Lebensgestaltung und Kultur. Als Fremdwörter sind sie uns ja zugleich eine Erinnerung an die zeitweilige freiwillige Unterordnung unserer höher gebildeten (das Leben feiner empfindenden und unterscheidenden) Kreise unter den fremden Nationalgeist samt seiner Sprache. Und diese Eingewöhnung spielt denn

auch mit, wenn wir noch manche andere, eigentlich französische Wörter in unserem Sprachvorrat weiter führen oder doch führen hören, die neben den gleichwertigen deutschen nur so hergehen, wie penibel, rüde, sich moquieren, difficile, Ambition, conduite, generös, graziös, nobel, auch wohl formidabel u. s. w. Aber wir wahren uns mit dieser zweiten Garnitur doch zugleich eine eigne Nuance, wir wollen damit doch die fremdnationale Nuance der Begriffe beibehalten. Ob wir diese wirklich treffen und festhalten, ist fraglich; man kann leicht beobachten, daß alle jene Begriffe durchweg einen mehr äußerlichen Charakter haben als unsere entsprechenden (nobel gegen edel, Ambition gegen Ehrgeiz, generös gegen edelmütig u. s. w.); das beweist aber noch nicht, daß das Empfinden drüben ein oberflächlicheres sei; wir sind nur gewohnt, jene Ausdrücke in einer solchen Sprechweise oder Lebenssphäre zu hören, wo mit den Sachen nicht der vollste Ernst gemacht wird. Doch diese Frage ist zu schwierig, um hier im Vorbeigehen abgehandelt zu werden.

Der gesamte spezifisch französische Wortschatz hat ja seine Stärke in der verfeinerten Unterscheidung und Kennzeichnung alles dessen, was die geselligen Beziehungen und Berührungen, was das Fühlen und Gebaren des Menschen als Gesellschaftsmitgliedes angeht. Darauf deuten auch wesentlich die obigen Reihen. Aber es dürften sich noch einige andere Züge des Wesens fühlbar machen. Natürlich wäre es ganz thöricht, etwa aus der reichen Entwickelung der Bezeichnungen des Furchterregenden (terrible, horrible, formidable, épouvantable, redoutable, effroyable) auf eine besondere Rolle von Angst und Furcht in der Nation schließen zu wollen, etwa auch noch im Hinblick auf den leichten Gebrauch von trembler und frémir; diese Reihe beweist wesentlich nur die Eindrucksfähigkeit und nervöse Lebhaftigkeit des Volkes. Aber mit Recht würde man schon die Nuance, welche das Wort triste erhalten hat, auf die nationale Schätzung eben dieser Lebendigkeit und Soziabilität zurückführen. Von dem Gefühl, mit welchem das Wort gloire drüben gebraucht wird, ist unter uns tausendfach die Rede gewesen; in der That kommt sein Sinn dem des Glorienscheines, der Gloriole ziemlich nahe: es geht wie ein heller Lichtschein in die Seele der Beteiligten, während unser Wort Ruhm mehr an das Rühmen durch fremden Mund in Nähe und Ferne, an das Wissen sehr Vieler um die Person und Leistung, an die Dauer des Andenkens, an das Gewicht der Person in der Erinnerung der Geschlechter denken läßt. Den Ausdruck glänzen (durch irgendwelche Eigenschaften) haben wir offenbar als bloße Übertragung von briller in Gebrauch genommen; er entspricht unserer eigenen Gefühlsweise nicht. Aber auch eine Gruppe wie se glorifier de quelque chose, se féliciter und se louer de qch. (denen bei uns nichts recht entspricht) zeigt wieder,

wie der einzelne Franzose innerlich sich selbst als einem sozialen Wesen gegenübertritt, um seine Erfolge zu bemessen, seinen Wert zu konstatieren, sich glücklich zu fühlen im Bewußtsein seiner Geltung. Man nennt das wohl Eitelkeit, aber unter diesem Namen gehen ziemlich verschiedene Dinge. Auch der häufige und leichte Gebrauch von admirable, admirer, admiration ist nicht Zufall; diese Art von Erregbarkeit hängt mit der soeben berührten nahe zusammen. Der verhältnismäßig ebenso leichte Gebrauch des Ausdrucks triompher, wo uns überwinden und siegen vollständig genügen, läßt wieder an jenes strahlende Licht des Erfolges denken, das alsogleich mit aufgeht und in die Herzen scheint. Und ein Wort wie adorer liegt derjenigen Gefühlsweise näher als uns, bei der intensives seelisches Wohlgefallen stets in Kultus überzugehen neigt, wie wir das bei unsern Nachbarn immer wieder beobachten, obwohl es mitunter auch der Kultus des Hasses ist, der obenauf kommt. Übrigens war ja die Grenze zwischen dem Anbetungswürdigen und dem nur Liebenswerten für den französischen Geist (vielleicht den romanischen) niemals so tief wie für uns Germanen, und das macht einen großen Wesensunterschied zwischen uns aus; das erklärt eine wesentliche Seite des Rittertums, erklärt die nahe Berührung von Frauendienst und Marienkult, erklärt manche feierliche Spielerei auch der Gegenwart. Unsere Feierstimmung ist eine andere. Wir leben weniger zwischen Himmel und Erde, wir heben und senken uns schwerer.

Wie auch das Englische seine besondere Reihe von eigentümlichen ethisch-sozialen Begriffen ausgemünzt hat, wie auch diese im Ausland einen ihrem Wert ungefähr entsprechenden Kurs haben, sei nur flüchtig berührt. Fair, snob, gentleman, sport u. a. sind heutzutage aller Welt geläufig, und andere, wie mettle (das sehr charakteristisch ist), stehn im Hintergrunde. Der Raum gebietet, abzubrechen.

Natürlich ist das nationale Ethos nicht bloß in dem Wortschatze fühlbar, sondern in der Betonung, in der Aussprache, und zwar nicht bloß in dem Charakter der einzelnen Laute, woran man bei Aussprache wesentlich denkt, auch nicht bloß im Tempo der Worte und selbst der Laute, sondern auch in der Emission der Stimme. Hier unterscheiden sich ja schon unsere deutschen Stämme und Landschaften erheblich: in der Rheinpfalz z. B. ein höchst lebendiges, aber im einzelnen nachlässiges Herausgeben der Worte, und im Nordwesten und sonst am Meere eine weit zurückhaltendere, sozusagen verschlossenere Art, die Rede von sich zu geben; dort volle Offenheit, sorglose Unbefangenheit und frisches Lebensgefühl, hier Selbstkontrolle und still gehaltene Energie. Und so könnte man weiter fortfahren, zu unterscheiden. Auf den Unterschied von Deutschen im allgemeinen und Engländern überträgt sich dies fast von

selbst, und der zwischen Deutschen und Franzosen entspricht auch hier dem gesamten Wesen.

Ist es nun — und damit sei ein letzter Punkt anhangsweise berührt — für die Entwickelung des sittlichen Charakters, der mit demjenigen der Sprache in so unverkennbarem Zusammenhang steht, gleichgültig, oder ist es vielleicht von Vorteil, oder bedeutet es im Gegenteil Gefahr und Schaden, wenn die sprachliche Ausbildung der jugendlichen Individuen in verschiedenen Zungen zugleich erfolgt? Wird sich die Einwirkung summieren oder vielleicht neutralisieren? Offenbar kann sowohl das eine wie das andere eintreten. Die Frage scheint demnächst wieder praktisch bedeutend werden zu sollen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts war man in der besseren Gesellschaft darüber sehr unbefangen; man ließ Französisch mit der Muttersprache lernen, d. h. gewissermaßen über der Muttersprache; und in manchen Ländern und bei uns in einer gewissen, nun dünneren Schicht ist das ja noch so. Seit der Vertiefung unseres nationalen Selbstbewußtseins aber hat man die Verderblichkeit dieser Art von Doppelzüngigkeit mit großem Ernst ausgesprochen. Auch ein so umsichtiger und maßvoller Geist wie Schleiermacher äußerte sich darüber bestimmt abweisend. „Keine Duplizität!" ruft er aus. Eine der Sprachen werde zurückstehen; wenn man aufhöre ursprünglich in der Muttersprache denken zu lehren, so sei das eine Art von Nationalverrat. Auch müsse das ganze Wissen eines Kindes oberflächlich werden, insofern es kein festes System von Begriffen bekomme. Gegenwärtig läßt gleichwohl das immer steigende Bedürfnis allgemeiner Verkehrsfähigkeit die Vielsprachigkeit wieder sehr wünschenswert erscheinen, und jene Befürchtungen lassen sich vielleicht erschüttern oder widerlegen. Es wird ja darauf ankommen ob fremde Sprachen die Muttersprache wirklich drücken sollen oder zu ihr ohne Schädigung nur hinzukommen. Jedenfalls aber darf man über die Bedenken nicht allzu leicht hinweggehen. Nur gründliche psychologische Erwägung zusammen mit reicher und eindringender Beobachtung kann zu entscheidendem Wort berechtigen. Die ganze Untersuchung dürfte sich schwieriger erweisen als die unserige, über das Verhältnis von Sprache und Ethik.

Michael Albert, sein Leben und seine Werke. Von Adolf Schullerus. Hermannstadt. Druck und Verlag von W. Krafft. 1898. gr. 8°. 206 Seiten.

Einem deutsch-siebenbürgischen Theologen und Germanisten, Gymnasialprofessor Dr. Oskar Netoliczka, dessen — mit seinem Kollegen Hans Wolff herausgegebenes — meisterhaftes „Deutsches Lesebuch für Mittel-

schulen" in der „Ztschr. f. d. d. U." Bd. X und XII ausführlich angezeigt wurde[1]), verdanke ich seit etlichen Jahren den Genuß einer wahren Dichterpersönlichkeit durch Vermittelung des Bändchens: „Gedichte von M. Albert".[2]) Eine reckenhafte, sittlich völlig in sich und der Erde, aus der sie entsproß, gefestete Gestalt mit urdeutschen Zügen, und deshalb auch nicht einer gewissen Milde und Weichheit des Empfindens bar, wo es sich um die Schönheiten der Schöpfung, um Seelengröße, um geschichtliche Großthaten, um der Heimat harte Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft dreht, tritt uns da entgegen: ein Mann, der die völkische Ausdauer und selbständige Weiterentwickelung eines seit Anbeginn, freilich durch eigene Wahl, von der Hauptmasse seiner Sprachgenossen getrennten Absprengsels herrlich verkörpert. Lyrik und Epik, eingeborene Gefühle des Einzelwesens und des ganzen Stammes Gedanken, Ernst und Scherz, Geschichte und Sage, einheimische Feste und die Feiern Schillers, Goethes, Rückerts, auch des angeeigneten verwandten germanischen Genius Shakespeare — all das klingt daraus in gediegenster Form, die künstlerisch fein durchgebildet und doch nach Bedarf volksmäßig gefärbt ist, vom südöstlichen Karpathenfuße nach dem Deutschen Reiche her. Man schwärmt jetzt immer so laut für „alldeutsche Verbrüderung", man begeistert sich eifervoll wie niemals für innigen Zusammenhang mit Deutschböhmen, mit siebenbürgischen Sachsen, mit Ostseeprovinzlern, sogar für Vlämen und Buren. Aber das geistige Haben der deutschen „Außenforts" kennen zu lernen, ihren und unseren Besitzgrund wechselseitig aufzufrischen und zu befruchten, daran denkt man noch wenig. Und doch liefert z. B. (nicht weniger übrigens unsere Angehörigen im „Wenzelsreich" und am Dünaufer) das kleine 200 000-Völkchen in Transsylvanien seit Jahrzehnten eine schier unabsehbare Fülle echtester Blüten deutschen Geistes in Wissenschaft und Poesie.

„Unbestritten derjenige sächsische Dichter, welcher der Eigenart dieses deutschen Stammes den entsprechendsten Ausdruck geliehen hat", wie ich in dieser Zeitschrift Bd. XII S. 653 citierte[3]), ist eben Michael

---

1) „Ein Blick in den deutschen Unterricht der Siebenbürger Sachsen" und „Noch ein Blick in den deutschen Unterricht der Siebenbürger Sachsen", welche beiden Artikel bei den folgenden Auslassungen durchweg vorausgesetzt werden.

2) Hermannstadt. Druck und Verlag von W. Krafft. 1893. 297 Seiten. Den Taufnamen des Verfassers, mit dem er übrigens auf dem ganzen „Sachsenboden" bekannt ist, hätte man ausschreiben sollen, damit niemand Abkürzung weiblicher Urheberschaft, wie sie damit oft verschleiert werden soll, argwöhne.

3) Aus M. Zitters nettem Aufsatze über „Neuere litterarische Strömungen in Siebenbürgen" im „Magazin für Litteratur" (66. Jahrg., 1897, Nr. 32), das unter Leitung des Deutschösterreichers Rud. Steiner wie seit alters auswärtigen deutschen Litteraturbestrebungen nach Gebühr Rechnung trägt.

Albert (1836—1893). Zweimal schon nahm ich Gelegenheit, auf diesen wackeren Lehrer und Dichter seiner Landsleute aufmerksam zu machen, Zeitschrift Bd. X S. 477 flg. und Bd. XII S. 653, an ersterer Stelle näher seine vielseitige Wirksamkeit würdigend; auf diese knappe Charakteristik sei hier zurückverwiesen. Mittlerweile nahm der auf reichsdeutschen Universitäten germanistisch, litterarisch und pädagogisch geschulte, also nach allen drei Hinsichten Albert verständnisvoll nachempfindende Herausgeber des regster Förderung bei uns würdigen „Korrespondenzblattes für siebenbürgische Landeskunde", Dr. Adolf Schullerus[1]), eine gründliche, liebevolle und fesselnde Biographie des vortrefflichen Albert vor. Was meine angezogenen flüchtigen Bemerkungen aus Mangel an Raum und Sonderkenntnis nur andeuteten, das findet man hier mit Takt, um nicht das objektive Interesse und Urteil durch übertriebene landsmännische Anteilnahme erdrücken zu lassen, ausgeführt, ferner mit Geschmack, um auch ungelehrte Leser weiteren Wissensdranges anzuziehen, mit vollster Herrschaft nicht allein über die Daten — die kann der Fleiß jedes energischen Forschers zusammenbringen —, sondern auch über Alberts weitausgreifendes Dicht- und Arbeitsfeld. Kurzum wieder einmal ein litterarisches Ehrenmal, aus den Kreisen der siebenbürgischen Gelehrtenrepublik einem ihrer herzerfrischendsten Mitglieder errichtet. Die ganze eigentümlich verästelte Zivilisation der Siebenbürger Sachsen fängt sich wie in einem Brennpunkte im Bildungsgange und Wirken ihrer Mittelschullehrer, besonders natürlich derer, die das Deutsche vertreten. Alberts Schaffensfreudigkeit als geistiger Führer seiner Volksgenossen, als ringender Poet wurzelt in seiner Gymnasial- und Seminarlehrerthätigkeit. Wieso und inwieweit eine solche bei einem so vielfach auf das enge landschaftliche Gesichtsfeld angewiesenen Volksbruchteil wie unseren Brüdern an der rumänischen Grenze einen ungeahnten Rang als Stütze des gesamten Fortschritts und der Geschlossenheit der deutsch-siebenbürgischen Kulturentwickelung erlangen kann, davon überzeugt uns das warmherzige Lebensbild Alberts aus Schullerus' sorgfältiger sicherer[2]) Feder.

---

1) Lieblingsschüler Friedrich Zarnckes und von ihm auf dessen selbstentdeckten homo curiosus Christian Reuter behufs Neudrucks (1885) hingewiesen; auch veranstaltete er eine gediegene kritische und erläuterte Ausgabe Gellerts (1890) in „Meyers Klassiker-Ausgaben".

2) Leider fehlt nicht nur ein Namenverzeichnis, das sehr willkommen gewesen wäre, sondern auch eine Übersicht der zehn chronologisch abgehobenen Kapitel. Ist Alberts Interpunktion, namentlich betreffs des Kommas, so ungeregelt, wie Schullerus' Citate mehrfach zeigen? In unsern Citaten ist etliches der Art ausgeglichen. Eine sorgsame Besprechung des Buches, die Alberts Entwickelungsgang übersichtlich heraushebt, liefert A. H(auffen) im „Euphorion" VI 423 f.

Auch die straffen Fäden, die zu seinen landsmännischen Musen- und Sinnesgenossen führen, legt Schullerus bloß, eine Menge gleichstrebender Männer derselben nährenden Scholle wandern da greifbar über die Scene. Deutsche Sprache und Sitte rein fortgepflanzt, die heißeste Liebe zu muttersprachlicher — man kann ja in Anbetracht des Verhängnisses der staatlichen Sachlage nicht sagen: der vaterländischen — Dichtung, gleichviel, ob Pflege der großen klassischen oder Nachahmung von deren bewunderten Meistern, bedeuten dort etwas ganz anderes in Schule, Haus und Leben wie bei uns, unendlich mehr als auf unangefochtenen Strecken deutscher Kultur. So erweitert sich dies philologisch peinlich[1]) aufgebaute Lebens- und Charakterbild Alberts, wofür des Titelhelden Schwiegersohn, Dr. Hans Wolff[2]), grundlegende Aufzeichnungen des Nachlasses verfügbar machte, zu einem bedeutsamen Ausschnitte deutscher Zivilisation im fernen Südosten. Des Litteraturfreundes tieferer Verfolgung der aufgenommenen Auszüge und Inhaltsangaben von Alberts und seiner poetischen Mitstreiter Gedichten sorgten vergleichende Notizen vor. Erquicklich und belehrend liest sich diese tüchtige Darstellung eines ernsten und würdigen Inhalts, dem wir uns hingeben mit der Erwägung, wie stark sich doch der heutige Horizont unserer Bildungswelt nach derselben Windrichtung hin von jenem des Durchschnittsdeutschen vor einem Jahrhundert unterscheidet, da Goethes Faust diesen als völlig unberührt schilderte „wenn hinten weit in der Türkei die Völker aufeinanderschlagen". Ebendort, wo die Siebenbürger Sachsen unter der Last der Halbmondstyrannei und zweihundertjährigen Kämpfen wider letztere ihre germanische Sonderart, beiderseits von mongolischer Übermacht umzirkt, treu bewahrt haben, zeichnete sich Albert kurz vor seinem Tode selbst einem Busenfreunde gegenüber wie folgt: „Du hältst den Blick starr nach rückwärts gewandt und möchtest die alte liebgewordene Heimstätte der Gedanken, die blauschimmernden und immer mehr im Dufte der Ferne versinkenden Berge des Idealismus mit ausgestreckten Armen festhalten; ich wieder blicke vor mich hinaus, in Spannung gehalten durch alles Neue, das am Horizonte auftaucht, mich im Vorübereilen streift oder mir gar den Hut vom Kopfe reißt. Dabei greife ich entschlossen nach rechts und links in die blühenden Hecken, an denen es dem ewig quellenden Leben nirgends mangelt, und raufe mir eine Handvoll Blüten heraus, an ihrer Neu-

1) Eine genaue Bibliographie sämtlicher Schriften M. Alberts, auch der in kleineren Zeitschriften und Kalendern verstreuten Aufsätze, siehe im „Korrespondenzblatt u. s. w.", das Schullerus leitet, Oktober 1898 (XXXI Nr. 10).

2) Gymnasialprofessor in Schäßburg, Netoliczkas Mitherausgeber des obengenannten „Deutschen Lesebuchs".

heit und Eigenart den Sinn erlabend; reißt mir dabei ein Dorn in die Hand und quillt Blut, so sage ich den Schmerzen: ‚Schon recht! Eins ums andere! Ich verstehe dich; du nimmst dich bezahlt, alter Wucherer!‘ — Und so möchte ich am Ziele veratmend einer ewigen Jugend in die Arme sinken und an ihrer Brust vergehen.[1]) Jung denke ich mir den Gott, der alles regiert, ich sehe sein Walten überall greifbar um mich herum, im Wechsel verjüngt er sich ewig, erfaßt alles Alternde und schleudert es verächtlich von sich, alles Jugendliche aber überschüttet er mit einer Fülle von Pracht und Herrlichkeit. Vom Menschen will er, daß er nicht murre und daß er allem Künftigen herzhaft in die Augen schaue; dann durchströmt er sein Herz mit dem Hauche seiner Kraft, und die Großväter sehen sich auferstehen und verjüngt in blühenden Enkeln." Diesem schönen Bekenntnisse des Menschen und Dichters setzt Schullerus als Schlußstein seines abgerundeten Gefüges nur drei klare Sätze zur Seite: Daß er in seinen Dichtungen seinen Volksgenossen ein Stück dieser ewigen Jugend zurückerobert hat, darin sehen wir das unvergängliche Lebenswerk Michael Alberts. Er hat wie kein anderer vor ihm und neben ihm in das Volksleben seiner Gegenwart hineingegriffen und den Volksgenossen die Gefühlswerte dieses Lebens erschlossen. Und so ewig dieses Leben ist, so ewig ist seine Dichtung.

Aschaffenburg. **Ludwig Fränkel.**

Die stilistische Entwickelungstheorie in der Volksschule. Theorie, Praxis und Methode des Aufsatzunterrichtes. Eine neue Schulstilistik für Volksschullehrer von Max Schießl, königl. Rektor der Realschule zu Rosenheim. In dessen Auftrag vollendet von Dr. Adolf Stempfle, königl. Reallehrer [seit 1898 k. Professor]. Zweite Auflage. München, Verlag von Max Kellerers Hofbuchhandlung, 1896. XIV und 339 S. 8°. Preis M. 2.80.

Wenn man seit längerer Zeit für die Dutzende von Aufsatzstoffen, die einem wesentlich mit Deutsch beschäftigten Realschullehrer durch den Kopf schwirren, nach einem System sucht, woran sich ohne Zwang die verschiedenen Gattungen und Schwierigkeitsstufen einhaken können, so heißt man ein solches auch dann herzlich willkommen, wenn es im Gewande einer Volksschulstilistik und für deren Pfleger berechnet auf-

---

1) Man beachte diese ungezierte, durchaus gemütvolle Form desselben Gedankens, den Georg Herwegh mit überschwenglicher Phrase umschrieb in dem berühmten „Ich möchte hingehen wie das Abendrot . . .“

tritt. Wie Bismarck, der „skrupellos" Gescholtene, nehmen wir für die Mittelschule das Gute, wo wir es eben finden. Und wenn ich in diesen Zeilen nach längerem erprobenden Gebrauche auf ein ausgezeichnetes Hilfswerk obbezeichneter Art nachdrücklichst aufmerksam mache, so hoffe ich, daß sie auch vielen strebsamen Volksschullehrern in die Hände kommen, die doch vollberechtigte Gäste einer „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" sind. Die Kollegen von den realistischen, technischen und auch die von den stolzen humanistischen Anstalten mögen sich deshalb und wegen der Urbestimmung des betreffenden Buches nicht stolz fernhalten: es gilt hier, sich einen höchst dankbaren Erwerb zu sichern.

Man spricht in dem unserem Fache so engverwandten der modernen Philologie soviel von neuer Methode, redet ihr teilweise begeistert das Wort und sieht sie durch die zähe Überzeugungstreue ihrer Verteidiger Schritt um Schritt vorwärtsrücken: und doch handelt es sich dort wesentlich um dasselbe Ziel bei den Konservativen und den Reformern. Hier aber werden Aufgabe und Ideal des Lehrgebiets ganz neu und eigentümlich erfaßt, und ich glaube am besten Schießls, des kaum 41jährig 1889 Geschiedenen, Art und Bedeutung näher zu bringen, indem ich aus des philosophisch, didaktisch und in den Realien sorgsam durchgebildeten Mannes amtlichem Nekrolog von F. M. Thoma (Jahresbericht über die königl. Realschule zu Rosenheim für 1888/89, S. 45—50) die bezüglichen Stellen aushebe: „„Für die Stilistik war er Feuer und Flamme. Ihr widmete er vollauf, was ihm über seine öffentliche und erzieherische Thätigkeit an Kräften übrig blieb. Bald nach seiner Anstellung in Kaiserslautern (1873) drückte ihm die Zerfahrenheit, die Systemlosigkeit, die Experimentiererei, die im Aufsatzunterrichte herrschte, die Feder in die Hand, auf daß er zunächst die Mängel und die Schäden des bisherigen Verfahrens aufdecke. Gar manche nicht unbemerkt gebliebenen Artikel sind in den (damaligen) „Blättern für das bayerische Gymnasial- und Realschulwesen" von seiner und seines Mitarbeiters Götz Hand erschienen, die scharf angriffen, dabei aber auch schon ahnen ließen, daß es dieser Kritik nicht allein ums Niederreißen, sondern auch ums Aufbauen zu thun sei. Letzteres verspricht uns Schießl bereits im Jahre 1879 in der Buchausgabe einer Reihe von Artikeln, die in der „Rheinischen Schulzeitung" über die „Notwendigkeit einer prinzipiellen Neugestaltung der Stilistik" erschienen sind (J. J. Tascher, Kaiserslautern 1879). Aber erst nach weiterem fünfjährigen Studium, nach tausenderlei eingehenden Erwägungen erschien 1884 sein grundlegendes Werk „System der Stilistik" (Attenkofer, Straubing 1884). In diesem Buche zeigen sich reiche Früchte des Philosophiestudiums, dem Schießl schon an der Universität so eifrig nachging. Hier haben wir die Summe seines

stilistischen Wollens zunächst in der Theorie. Hier versucht er aus einem Fundamentalsatze, aus einem einheitlichen Prinzip die Lehren für die ganze stilistische Produktion zu gewinnen. Das Buch ist — abgesehen von einigen Breiten und Wiederholungen — ein Vorbild fließenden Stils, das man gerne liest, ist nicht wie so manche Stilbücher ein Buch, aus dem man nur ersieht, wie man nicht schreiben darf. Schießls „System der Stilistik" hat denn auch in den Kreisen derjenigen, welche es, ohne in die alten Schablonen vernarrt zu sein, ernst mit der Sache nehmen, Anklang gefunden. Bald nach Vollendung seines „Systems der Stilistik" schritt Schießl von der Darlegung der Theorie zur Anwendung seiner Prinzipien in der Praxis. Mit unendlichem Fleiße arbeitete er an dem Werke, das sich „Die stilistische Entwickelungstheorie in der Volksschule" nennt (M. Kellerer, München 1889). Der Titel des Buches bezeichnet zwar dasselbe als speziell für die Bedürfnisse der Volksschule und deren Lehrer geschrieben. Aber unter der Arbeit, teilweise während der Drucklegung, ist dasselbe so weit gediehen, daß es auch für die Lehrer der Mittelschule eine reiche Quelle der Belehrung werden kann. Ich verweise hier besonders auf die der Abhandlung gewidmeten Abschnitte. Das Werk ist etwas breit, vielleicht zu breit geschrieben, aber es ist viel, sehr viel Gutes und Neues darin enthalten. Und wie wäre es vielleicht geworden, wäre Schießl es noch vergönnt gewesen, die letzte Feile anzulegen an das letzte Viertel etwa des Ganzen! Dr. Stempfle, dem Schießl noch in gesunden Tagen die eventuelle Vollendung des Werkes übertrug, durfte, wollte er nicht die Eigenart des Werkes schädigen, nicht ändernd eingreifen, und so mag wohl nicht alles vor dem Kritiker bestehen, was sich im bezeichneten Teile findet. Aber der Wille, der Plan, die Idee ist ersichtlich und strahlt sonnenklar, und jeder, der einen guten Willen hat, zu lesen, wird Aufklärung und Gewinn finden. Rektor Schießl hat uns ein Vermächtnis hinterlassen, wofür wir ihm nicht genug danken können, das, wollen wir es nützen, hundertfältige Früchte tragen kann. Dank ihm dafür!'"

Den Ernst, mit dem Schießl sich für diese seine ausgezeichneten Spenden zur Theorie und Praxis des deutschen Aufsatzes vorbereitet und gerade anderthalb Jahrzehnt der Ausgestaltung durchdachter Ergebnisse gewidmet hat, offenbart schon diese Geschichte des Werdens und Wachsens seines Gebäudes. Die fünf pädagogischen Journale, deren Referate mir vorliegen (Mittelschule; Ztschr. f. Erziehung u. Unterricht; Bayer. Lehrerzeitung; Pädagogische Rundschau; Allg. dtsch. Schulztg.), erkennen ja gewiß „das Vermächtnis des genialen Reformators auf stilistischem Gebiete" nachdrücklich an, „empfehlen es wärmer den Lehrern des deutschen Unter-

richts, namentlich denen, die den deutschen Aufsatz in der Schule zu pflegen haben", mahnen jeden Lehrer, nach Kenntnisnahme dieses Zeugnisses großen Fleißes und pädagogischen Geschicks, das „eine Fundgrube im besten Sinne des Wortes" sei, „mit seiner bisherigen Freischreiberei ins Gewissen zu gehen", u. s. w. Aber recht sich daran gewagt zu haben, zu erkennen, wieso Schießl darin „mit der bisherigen Methode des Stilunterrichtes bricht", scheint keiner. Das 1884 erschienene „System der Stilistik" trägt den Untertitel „Eine wissenschaftliche Darstellung und Begründung der stilistischen Entwickelungstheorie" — was er dort aus lange gesammelten Bausteinen errichtet und zu einer dauerhaften Einheit vermörtelt hat, tritt in dem 1889 durch seinen Kollegen und Fachgenossen Dr. Adolf (nicht Adam, wie auf dem Außentitel der neuen Ausgabe) Stempfle pietätvoll im weiteren Drucke aus dem Nachlasse überwachten Lebenswerke fertig, stattlich und harmonisch schön vor das Publikum. Die zweite Auflage von 1896 blieb textlich völlig unverändert und erhielt nur einen „Anhang" (S. 337—339), der die Litteratur der stilistischen Entwickelungstheorie an Büchern, Broschüren und längeren Abhandlungen sauber verzeichnet. Unter den letzteren stehen die vielen Artikel von Rudolf Knilling voran, der seit Jahren unermüdlich aus begeisterter innerster Überzeugung heraus für Schießls Methodik wirbt und zu diesem Behufe auch eine selbständige „Einführung in die stilistische Entwickelungslehre" verfaßt hat. Diese begeisterte kleine Schrift lege ich allen Freunden der gewaltigen Verbesserungen, die wir seit einem Vierteljahrhundert für die Unterweisung und Anleitung im muttersprachlichen Stil errungen haben, warm ans Herz; sie wird zweifellos viele zum eindringlichen Studium der Originalwerke des viel zu früh verblichenen Aufsatzmeisters anreizen. Es war nun eigentlich meine Absicht, an diesem Orte eine sogenannte Reproduktion der Schießlschen Systematik recht knapp vorzutragen und auf die sowohl psychologisch feinen als didaktisch mustergiltigen Auslassungen durch einen übersichtlichen Auszug aufmerksam zu machen. Wie Schießl über der Ausbildung für den Tagesbedarf den Gesichtspunkt der Ästhetik nirgends vernachlässigt, wie er im Stil die künstlerische Seite energisch betont und so auf völlig andern Wegen als G. Gerbers geistvolles Handbuch „Die Sprache als Kunst" veranschaulicht, das sollte dabei ebenso deutlich gemacht werden wie die erstaunliche Fülle an Denk- und Besprechungsstoff, den man im Verlaufe einer aufsteigenden Schülergeneration nicht einmal äußerlich ganz erschöpfen kann. Ich verzichte aber jetzt[1]) lieber darauf, weil jeder selbst an der

1) Geschrieben Frühjahr 1898.

Quelle trinke. Aufrichtig zufrieden wäre ich, wenn ich vor allem recht vielen norddeutschen Fachgenossen (denn die von ihnen meistens gelesenen kritischen Organe gingen bislang wohl samt und sonders an Schießl vorbei) den Mund nach dieser leckeren Speise wässerig gemacht hätte. Freilich sie verlangt gesunden Appetit, tüchtiges Kauen, unverwöhnten Magen und sorgfältiges Verdauen.

München (jetzt Aschaffenburg). **Ludwig Fränkel.**

Erich Schmidt und Veit Valentin, Festreden bei der Akademischen Feier in Frankfurt a. M. zu Goethes 150. Geburtstag, veranstaltet vom Freien Deutschen Hochstift und der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Druck und Verlag von Gebrüder Knauer, 1899.

Unter den Städten, die den 150. Geburtstag Goethes festlich begingen, steht selbstverständlich des Dichters Vaterstadt obenan. Und hier ist es wieder das Haus am Großen Hirschgraben, von dem die kräftigste und nachhaltigste Anregung zur Feier des Tages ausging: nicht allein als das Geburtshaus des größten Sohnes der freien Stadt Frankfurt, sondern auch als die Heimstätte des Freien Deutschen Hochstiftes, das gerade in letzter Zeit durch den Anbau und die Eröffnung des den Beziehungen Goethes zu Frankfurt gewidmeten Museums einen neuen Anziehungspunkt zum Besuche der „eingeweihten" Stätte geschaffen hat. Was aber an den Frankfurter Festtagen mit ganz besonderer Freude begrüßt werden durfte, das war das einmütige Zusammenwirken des Hochstiftes mit der jüngeren, aber durch glückliche Fügung mit reicheren Mitteln ausgestatteten Schwester, der Goethe-Gesellschaft, Mittelpunkt Weimar, wie denn auch schon vor den letzten Tagen des August die „Festgrüße der Großherzogl. Bibliothek, des Goethe-Nationalmuseums und des Goethe-Schiller-Archivs" und die „Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht vom Freien Deutschen Hochstift", als gemeinsame Einladung zur Feier hinausgegangen waren.

Über den reichen Inhalt dieser Festgaben haben die Zeitungen und Zeitschriften schon vor Monaten, zumeist in freudig gehobener Stimmung, berichtet. Als Nachlese dazu gebe ich einen kurzen Überblick über die beiden Festreden, die das Hochstift als Ergänzungsheft zu seinen „Berichten", Jahrgang 1899, daneben aber auch als Sonderausgabe (Preis M. 1.50) in der Ausstattung seiner Festschrift herausgegeben hat. Voran geht natürlich die Rede des Gastes, „Goethe und Frankfurt" von Erich Schmidt: nicht eine historische Abhandlung, wie sie Otto Heuer unter

„Goethes Beziehungen zu seiner Vaterstadt" in der Festschrift oder die Redaktion des Goethe-Jahrbuchs unter dem Titel „Goethe in Frankfurt a. M. 1797" als besondere Schrift erscheinen ließ; aber eine echte und rechte „Festrede", für die festlich gestimmten Ohren der Hörer berechnet — und das Rechnen ist bekanntlich nicht jedes Festredners Sache — und dennoch auch für den mit den einzelnen Thatsachen vertrauten Leser ein hoher Genuß. — Als Probe mögen hier einige wenige Stellen folgen. Zunächst aus der Einleitung der Satz von dem Genius, 'der da sprach: „Bin Weltbewohner, bin Weimaraner" und der zeitlebens mit Nachklängen seiner Muttersprache den Frankfurter Heimatschein stolz und froh bewahrt hat'. Sodann aus der Darstellung der ersten Frankfurter Zeit: 'Erstes Liebesleid birgt sich im Scheinglanz der müden Kaiserherrlichkeit — aber nicht auf diese Schaustellung des heiligen römischen Reiches kommt es an, sondern darauf, daß Goethes Vaterstadt ihm allenthalben ein bedeutendes historisches Leben vor Augen rief und die hier jederzeit rege Geschichtsforschung solchem Anschauungsunterricht zu Hilfe kam.' Und aus der Zeit zwischen Leipzig und Straßburg: 'Sie (die derbe, bilderfrohe Mundart) drang nach der Leipziger Dressur keck auf den litterarischen Markt, erfrischte, zumal in Knittelversen, auch altes Gut und entschwand, zwar früh gebändigt, nie ganz aus seinem Königreich, denn noch der stilisierende Meister mahnt uns wieder mit saftigen Volksworten an die Neckerei des „Götz von Berlichingen": „Gegen Frankfurt liegt ein Ding über, heißt Sachsenhausen".'[1]) — Auch die Beziehungen des Weimaraners zu Frankfurt a. M. und seine kürzeren und längeren Besuche in den Jahren 1779, 1792, 1797, 1814 und 1815 gelangen zu gleich geistvoller Darstellung, und gerne stimmen wir ein in den Dank, den der Redner zum Schluß der Frankfurter Forscherschar darbringt, und in das begeisterte Lob der Frankfurter Bettina, die von ihrem Denkmal schreibt: „Unten am Sockel hab' ich, ein Frankfurter Kind wie Du, meiner guten Stadt Frankfurt Ehre erzeigt".

Nicht zu den letzten unter den Goetheforschern, denen der berühmte Akademiker, der Finder des „Urfaust", im Namen der Goethe-Gesellschaft seinen Dank ausgesprochen hat, gehört der zweite Redner des Tages, Veit Valentin, der das Thema „Natur und Kunst bei Goethe" in Angriff genommen hat. Und der Vorsitzende des „Akademischen Aus-

---

1) Nicht ganz einverstanden kann ich mich mit dem Ausfall auf den Pietismus als 'fremden Tropfen im Frankfurter Blut' erklären, den der Schöpfer des „Jahrmarktsfestes", des „Pater Brey", des tönereichen „Ewigen Juden" 'rasch ausgeschieden'. Vergl. Richard Weißenfels, Goethe im Sturm und Drang, Bd. 1 S. 95—98.

schusses" am Hochstift hat durch seine bisherigen Arbeiten, insbesondere durch sein Buch „Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit dargestellt" und die daraus erwachsene Schulausgabe „Erläuterung zu Goethes Faust", zur Genüge dargethan, daß auch eine bescheidenere Stellung in der universitas litterarum zu eingehender Beschäftigung mit den höchsten litterarischen Fragen berechtigt. Denn: 'Was der sehergleich ahnende Dichter schon früh als das Wesen des künstlerischen Schaffens geschaut hat, bietet dem wissenschaftlichen Forscher den Schlüssel zum Verständnis des Schaffens der Natur, und was er auf diesem Wege schließlich als das Wesen der schöpferischen Natur erkannt hat, bestätigt ihm zugleich seine Auffassung von der schaffenden Thätigkeit des Künstlers'. Die Ausführung dieses Gedankens knüpft der Redner an eine Stelle des Gedichtes „Kenner und Künstler" und den entsprechenden „Monolog des Liebhabers" an. Da aber die logische Entwickelung eines so tiefgreifenden Gedankens nur in des Redners eigenen Worten wiedergegeben werden könnte, begnüge ich mich mit der Heraushebung zweier Sätze aus dem Schluß der Rede: gerade dieser, weil in ihnen die praktische Anwendung, das ethische Ergebnis der akademischen Beweisführung ausgesprochen liegt. Sie heißen (S. 30): 'Daß wir aber auf dem Wege sind, den Künstler und den Forscher, zugleich aber auch den Menschen Goethe besser verstehen zu lernen, das beweist die in immer weitere Kreise hineinwachsende Kenntnis seiner Werke, das zeigt die allseitige Feier dieses hundertfünfzigsten Geburtstages: wo deutsches Herz erbebt, wo deutscher Geist erblitzt, da ist sie, laut oder leise, lebendig geworden. Und wenn die Menschheit jetzt wieder an des Jahrhunderts Neige steht, den Palmenzweig in der erhobenen krönenden Hand, so reicht sie ihn als Ruhmeszeichen unserem Goethe: er ist ein Markstein, der rückwärts auf eine langsam durchlaufene Bahn hinweist, der aber vorwärts den Zutritt zu einem Fortschreiten eröffnet, das sein Einwirken auf die Deutschen, ja auf die ganze strebende Menschheit in beständigem Wachstum zeigt'.

Darmstadt. **Karl Landmann.**

Aus deutschen Lesebüchern. Fünfter Band. Wegweiser durch die klassischen Schuldramen. Bearbeitet von Dr. O. Frick. I. Abteilung. 3. Auflage von Dr. Georg Frick. Gera und Leipzig, Theodor Hofmann, 1898.

Wenn von einem Werke wie Fricks Wegweiser durch die klassischen Schuldramen eine dritte Auflage erscheint, so geziemt es sich wohl für diese Zeitschrift, ihre Leser mit einigen Worten darauf hinzuweisen. Der

Herausgeber derselben, ein Sohn Fricks, hat in weiser Beschränkung von selbständigen Änderungen des Textes abgesehen, da dies Werk in der That nicht so rasch veraltet, „daß die Nachkommen schon nach kurzer Zeit daran denken könnten, es umzugestalten". So ist der Band scheinbar fast unverändert geblieben, auch die Anzahl der Seiten ist nur um 5 gewachsen. Sieht man indessen genauer zu, so bemerkt man, daß der Herausgeber mit großem Fleiße und außerordentlicher Belesenheit vieles aus der neuen einschlägigen Litteratur nachgetragen hat, was für das Verständnis der behandelten Dramen und die didaktische Verwertung wertvoll ist. Bei einer Vergleichung dieser neuen mit der zweiten Auflage habe ich an dreißig Stellen derartige Zusätze gefunden. Um aber das Auffinden von Citaten nach den früheren Auflagen zu erleichtern, ist dankenswerterweise der Druck so zusammengerückt, daß der bisherige Umfang fast erhalten ist.

Wir finden eine große Anzahl von neueren Programm-Abhandlungen und Aufsätzen in pädagogischen u. a. Zeitschriften, besonders in dieser, verwertet, wie die neueren Werke über Goethe von v. Bielschowsky, R. M. Meyer, K. Heinemann, Fr. Thalmayr, Disselhoff; ferner R. Franz, Der Aufbau in den klassischen Dramen; O. Jäger, Lehrkunst und Lehrhandwerk; H. Grimm, Weltcharaktere I in der „Deutschen Rundschau"; G. Wendt, Didaktik und Methodik des deutschen Unterrichts u. a. m.

Die meisten und ausführlichsten Zusätze entdecken wir natürlich bei der Behandlung von Goethes Iphigenie. Hier sei besonders auf den geistvollen Vortrag des Sekretärs der königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt Prof. Heinzelmann, Goethes Iphigenie, Erfurt 1895, aufmerksam gemacht. Eingehend ist vorzüglich die Entsühnung des Orestes durch seine Schwester untersucht. Aber auch zum Tasso, Egmont und Götz wie zu Lessings Emilia Galotti, Minna von Barnhelm und zu seinem Nathan sind zahlreiche Hinweise auf neuere Schriften angebracht; so sind vor allem R. Werders Vorlesungen über Lessings Nathan, Berlin 1894, berücksichtigt.

Kurz, es ist dem Bearbeiter durchaus gelungen, das Werk seines Vaters in wissenschaftlicher und methodischer Hinsicht auf seiner Höhe zu erhalten, und jeder Lehrer des Deutschen muß ihm aufrichtig dankbar sein.

Marburg. **K. Knabe.**

Kleine Mitteilung.

Die Buchhandlung Gustav Fock, G. m. b. H. in Leipzig, hat soeben einen neuen Katalog über Germanistik unter dem Titel „Bibliotheca Germanica" erscheinen lassen, in dem 7556 Werke und Abhandlungen aus den verschiedensten

Gebieten der germanischen Philologie verzeichnet sind. Der systematisch geordnete Katalog, der die Bibliothek des verstorbenen Prof. Dr. Rudolf Kögel von der Universität Basel enthält, umfaßt das gesamte Gebiet der Germanistik, einschließlich Volks- und Altertumskunde und deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Als besonders reichhaltig sei noch auf die klassische Periode, die allein 430 Nummern aus der Goethelitteratur enthält, hingewiesen. Es befinden sich in diesem Verzeichnis sehr wertvolle Zeitschriften und Werke über Germanistik, sowie eine vollständige Serie der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, der Zeitschrift für deutsches Altertum, sowie alle anderen germanistischen Zeitschriften von Bedeutung. Hingewiesen sei auch auf die außerordentlich große Anzahl von Dissertationen und Abhandlungen über deutsche Sprache u. s. w., die in diesem wertvollen Kataloge enthalten sind.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1899. Nr. 9. September: Nagl und Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte, bespr. von W. Golther. — Gerhard von Minden, Fabeln, herausgegeben von Leitzmann, bespr. von Behaghel. — Jakob Freys Gartengesellschaft, herausgegeben von Bolte, bespr. von Stiefel. — Riehemann, Bemerkungen zu Annette v. Droste-Hülshoffs Dichtungen, bespr. von Leitzmann. — Pfaff, Die Vokale des mittelpommerschen Dialekts, bespr. von Leitzmann.

—— Nr. 10. Oktober: Delbrück, Vergl. Syntax der indogermanischen Sprachen, bespr. von Bartholomae. — Günther, Recht und Sprache, bespr. von Behaghel. — Küchenthal, Die Mutter Gottes in der altdeutschen schönen Litteratur, bespr. von Helm. — Mathesius, Ausgew. Werke, Bd. III, Luthers Leben in Predigten, bespr. von Haupt.

—— Nr. 11. November: Stilgebauer, Geschichte des Minnesangs, bespr. von Panzer. — Piquet, Étude sur Hartmann d'Aue, bespr. von Ehrismann. — Schönbach, Studien zur Erzählungslitteratur des Mittelalters, bespr. von Helm. — Das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, in nhd. Übertragung von Ottmann, bespr. von Ausfeld. — Kühnemann, Herders Leben, bespr. von Lambel.

Neu erschienene Bücher.

Otto Lyon, Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 202 S. Preis etwa 3 M. (Der Verfasser giebt eine auf objektive Gesetze gegründete Ästhetik und weist an der Hand dieser Gesetze die Vorzüge und Fehler der modernen Dichtung und Malerei sowie der wichtigsten Erscheinungen des modernen Lebens nach. Zugleich stellt er neue Ziele für die Entwickelung unserer Kunst und unseres Lebens auf.)

Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1900. 242 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher rc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Reiseskizzen von Dr. **Woldemar Schwarze** in Dresden.

Wenn ich in den folgenden Blättern eine Arbeit über Italien veröffentliche, so will ich nicht der großen Zahl zünftiger Gelehrten neue, epochemachende Forschungen über diesen oder jenen Gegenstand vortragen, sondern verfolge mit meinen Ausführungen nur einen bescheidenen doppelten Zweck. Einerseits nämlich entspreche ich einem persönlichen Herzensbedürfnisse, wenn ich all das Schöne und Erhabene zu Papier bringe, was ich im Verlaufe einer im Herbst des Jahres 1898 unternommenen Studienreise[1]) in dem wonnigen Lande Italia gesehen, gelernt und erfahren habe, anderseits soll die anspruchslose Arbeit für alle diejenigen im Leserkreise der vorliegenden Zeitschrift, die schon so glücklich waren, jenes Land zu schauen, eine *δόσις δ' ὀλίγη τε φίλη τε* sein, ein Erinnerungsblatt an unvergeßliche, einst im Süden verlebte Stunden. Und wenn endlich ein oder der andere der freundlichen Leser, der auch gen Süden pilgern will, aus meiner schlichten Darstellung hie und da einen Wink oder Rat für sich selbst entnehmen sollte, so fühle ich mich für meine Arbeit reich belohnt. Daß ich aber die Spalten gerade dieser Zeitschrift zur Veröffentlichung wähle, dazu glaube ich mich einigermaßen berechtigt, weil ich immer und immer versucht habe, an der Hand des größten Sterblichen, der einst auf jenen sonnigen Gefilden gewandelt ist, Italien kennen zu lernen und zu verstehen, an der Hand Goethes.[2])

1) Auch an dieser Stelle sei nochmals der König Johann-Stiftung ehrerbietigster Dank ausgesprochen für die hochherzige Municifenz, mit der sie die Ausführung der schon lange geplanten Studienreise dem Verfasser der vorliegenden Arbeit ermöglicht hat.

2) Ich halte es für meine Pflicht, an dieser Stelle ausdrücklich zu betonen, welch reiche Förderung ich bei meinen Studien der im Verlage von C. G. Naumann (Leipzig) seit einer Reihe von Jahren unter dem Namen „Kennst du das Land?“ erscheinenden Sammlung zierlicher, hübsch ausgestatteter Bändchen verdanke, welche aus der Feder einer Anzahl geistvoller, gewandter Autoren, unter denen wir Namen wie Paul Heyse, Woldemar Kaden, Richard Voß u. a. begrüßen, geflossen sind. Diese Schilderungen wenden sich an alle Freunde des schönen Italien und wollen denjenigen, die ihren Wanderstab gen Süden zu setzen beabsichtigen, eine lehrreiche Vorbereitung bieten, ferner diejenigen, die bereits

Gebieten der germanischen Philologie verzeichnet sind. Der systematisch geordnete Katalog, der die Bibliothek des verstorbenen Prof. Dr. Rudolf Kögel von der Universität Basel enthält, umfaßt das gesamte Gebiet der Germanistik, einschließlich Volks- und Altertumskunde und deutsche Kultur- und Sittengeschichte. Als besonders reichhaltig sei noch auf die klassische Periode, die allein 430 Nummern aus der Goethelitteratur enthält, hingewiesen. Es befinden sich in diesem Verzeichnis sehr wertvolle Zeitschriften und Werke über Germanistik, sowie eine vollständige Serie der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, der Zeitschrift für deutsches Altertum, sowie alle anderen germanistischen Zeitschriften von Bedeutung. Hingewiesen sei auch auf die außerordentlich große Anzahl von Dissertationen und Abhandlungen über deutsche Sprache u. s. w., die in diesem wertvollen Kataloge enthalten sind.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1899. Nr. 9. September: Nagl und Zeidler, Deutsch-österreichische Litteraturgeschichte, bespr. von W. Golther. — Gerhard von Minden, Fabeln, herausgegeben von Leitzmann, bespr. von Behaghel. — Jakob Freys Gartengesellschaft, herausgegeben von Bolte, bespr. von Stiefel. — Riehemann, Bemerkungen zu Annette v. Droste-Hülshoffs Dichtungen, bespr. von Leitzmann. — Pfaff, Die Vokale des mittelpommerschen Dialekts, bespr. von Leitzmann.

—— Nr. 10. Oktober: Delbrück, Vergl. Syntax der indogermanischen Sprachen, bespr. von Bartholomae. — Günther, Recht und Sprache, bespr. von Behaghel. — Küchenthal, Die Mutter Gottes in der altdeutschen schönen Litteratur, bespr. von Helm. — Mathesius, Ausgew. Werke, Bd. III, Luthers Leben in Predigten, bespr. von Haupt.

—— Nr. 11. November: Stilgebauer, Geschichte des Minnesangs, bespr. von Panzer. — Piquet, Étude sur Hartmann d'Aue, bespr. von Ehrismann. — Schönbach, Studien zur Erzählungslitteratur des Mittelalters, bespr. von Helm. — Das Alexanderlied des Pfaffen Lamprecht, in nhd. Übertragung von Ottmann, bespr. von Ausfeld. — Kühnemann, Herders Leben, bespr. von Lambel.

Neu erschienene Bücher.

Otto Lyon, Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 202 S. Preis etwa 3 M. (Der Verfasser giebt eine auf objektive Gesetze gegründete Ästhetik und weist an der Hand dieser Gesetze die Vorzüge und Fehler der modernen Dichtung und Malerei sowie der wichtigsten Erscheinungen des modernen Lebens nach. Zugleich stellt er neue Ziele für die Entwickelung unserer Kunst und unseres Lebens auf.)

Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. 2. Aufl. Leipzig, Teubner, 1900. 242 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 421.

An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Reiseskizzen von Dr. **Woldemar Schwarze** in Dresden.

Wenn ich in den folgenden Blättern eine Arbeit über Italien veröffentliche, so will ich nicht der großen Zahl zünftiger Gelehrten neue, epochemachende Forschungen über diesen oder jenen Gegenstand vortragen, sondern verfolge mit meinen Ausführungen nur einen bescheidenen doppelten Zweck. Einerseits nämlich entspreche ich einem persönlichen Herzensbedürfnisse, wenn ich all das Schöne und Erhabene zu Papier bringe, was ich im Verlaufe einer im Herbst des Jahres 1898 unternommenen Studienreise[1]) in dem wonnigen Lande Italia gesehen, gelernt und erfahren habe, anderseits soll die anspruchslose Arbeit für alle diejenigen im Leserkreise der vorliegenden Zeitschrift, die schon so glücklich waren, jenes Land zu schauen, eine *δόσις δ'ὀλίγη τε φίλη τε* sein, ein Erinnerungsblatt an unvergeßliche, einst im Süden verlebte Stunden. Und wenn endlich ein oder der andere der freundlichen Leser, der auch gen Süden pilgern will, aus meiner schlichten Darstellung hie und da einen Wink oder Rat für sich selbst entnehmen sollte, so fühle ich mich für meine Arbeit reich belohnt. Daß ich aber die Spalten gerade dieser Zeitschrift zur Veröffentlichung wähle, dazu glaube ich mich einigermaßen berechtigt, weil ich immer und immer versucht habe, an der Hand des größten Sterblichen, der einst auf jenen sonnigen Gefilden gewandelt ist, Italien kennen zu lernen und zu verstehen, an der Hand Goethes.[2])

---

1) Auch an dieser Stelle sei nochmals der König Johann-Stiftung ehrerbietigster Dank ausgesprochen für die hochherzige Munificenz, mit der sie die Ausführung der schon lange geplanten Studienreise dem Verfasser der vorliegenden Arbeit ermöglicht hat.

2) Ich halte es für meine Pflicht, an dieser Stelle ausdrücklich zu betonen, welch reiche Förderung ich bei meinen Studien der im Verlage von C. G. Naumann (Leipzig) seit einer Reihe von Jahren unter dem Namen „Kennst du das Land?" erscheinenden Sammlung zierlicher, hübsch ausgestatteter Bändchen verdanke, welche aus der Feder einer Anzahl geistvoller, gewandter Autoren, unter denen wir Namen wie Paul Heyse, Woldemar Kaden, Richard Voß u. a. begrüßen, geflossen sind. Diese Schilderungen wenden sich an alle Freunde des schönen Italien und wollen denjenigen, die ihren Wanderstab gen Süden zu setzen beabsichtigen, eine lehrreiche Vorbereitung bieten, ferner diejenigen, die bereits

Uralt, so alt wie unser Volk selbst ist der Wandertrieb in der Brust des Germanen. Kein Land der Erde aber zog die blondlockigen Söhne des Nordens so mächtig an, als die lieblichen Gefilde Italiens, über das die gütige Natur das Füllhorn ihrer Gnade verschwenderisch reich ausgegossen hatte. Die Goten und zahllose andere deutsche Stämme wanderten nach dem verführerischen Süden, die deutschen Kaiser vergangener Zeiten holten sich ihre letzte, höchste Weihe in St. Peter, der deutsche Jüngling des 16. und 17. Jahrhunderts suchte die Alma Mater in Bologna, Padua oder Pisa auf, um hier am Born höchster menschlicher Weisheit seinen Wissensdurst zu kühlen. Dieser altgermanische Drang nach Italien hat sich bis heute auf die Nachkommen vererbt. Das Band zwischen beiden Ländern ist auch nie ganz zerrissen worden, und eine Reise nach Italien gilt mit Recht schon seit Jahrhunderten als der Schlußstein einer wahrhaft gediegenen, vornehmen Erziehung und Bildung. Auch Goethe trieb, wie er aus Rom am 3. November 1786 an den Herzog schreibt, „ein unwiderstehliches Bedürfnis", das schließlich „eine Art von Krankheit wurde, von der nur der Anblick und die Gegenwart heilen konnte", nach den gesegneten Auen Italiens; „die Begierde, dieses Land zu sehen, war überreif". Welcher Deutsche, zumal wenn er noch klassischer Philolog ist, hätte diese Goethesche Sehnsucht in seinem Herzen noch nicht verspürt?

I. Von München bis Florenz.

So zog auch ich denn hinaus in die Ferne, heiße Sehnsucht im Herzen nach dem Wunderlande Italien, auf dem Wege, den schon Tausende vor mir gepilgert waren. In wie kurzer Zeit jagt heute der moderne Reisende auf eisernen Schienenwegen dem sonnigen Süden zu! Während

wieder in die Heimat zurückgekehrt sind, durch anregende, fesselnde Lektüre den ganzen Zauber einer italienischen Reise nochmals in der Erinnerung durchkosten lassen und endlich den zahlreichen Menschen, deren Auge das Wunderland jenseits der Alpen noch nicht geschaut hat, das Ziel ihrer Sehnsucht wenigstens geistig näher bringen: ein ausgezeichneter Gedanke, der bisher aufs trefflichste durchgeführt worden ist. In dieser Sammlung hat sich Jul. R. Haarhaus die nicht leichte, aber äußerst dankenswerte Aufgabe gestellt, den Pfaden Goethes in Italien nachzugehen („Auf Goethes Spuren in Italien", Band I. Oberitalien, Band VIII Mittelitalien, Band IX Unteritalien). Haarhaus hat mit dieser fleißigen Arbeit einen musterhaften, erschöpfenden Kommentar zu Goethes Italienischer Reise geliefert, der trotz aller wissenschaftlichen Gründlichkeit sich in glücklicher Weise vom trocknen Gelehrtenton freihält und die Ergebnisse oft mühsamer Forschungen in glänzendstem Stile und geistreicher Plauderei darbietet, so daß das Werk die wärmste Anerkennung und Aufmerksamkeit nicht nur der Goethe-Philologen, sondern auch jedes gebildeten Deutschen verdient.

vor hundert Jahren Goethe nach seinem fluchtartigen Aufbruch aus Karlsbad in einunddreißig Stunden Regensburg erreichte und über die „unglaubliche Schnelle" der uns Kindern des ausgehenden 19. Jahrhunderts freilich wie eine Schneckenpost erscheinenden Reise sich freute, gelangt man heutigestags schon innerhalb weniger Stunden nach München, der prächtigen Stadt an der grünen Isar, um nach kurzem Aufenthalt über Rosenheim und Kufstein gen Innsbruck weiterzueilen. Die schneebedeckten Voralpen tauchen auf, durch meilenweite dunkle Forsten, deren Baumriesen in düsteres Schweigen versunken sind und dem in die Fremde ziehenden Landsmann noch einen wehmütigen Abschiedsgruß zunicken, braust der Zug dahin, bis endlich die majestätischen Ketten des Hochgebirges immer schärfer sich gegen den Horizont abheben. Ein schriller Pfiff ertönt: wir halten im Bahnhof des schönen Innsbruck, das malerisch in der Mitte einer breiten, fruchtbaren, von gewaltigen schneebedeckten Berggipfeln umgrenzten Thalebene an beiden Ufern des rauschenden Inn liegt. Liebliche Landschaftsbilder entzücken auch fernerhin noch unser Auge; schön geformte Berge, dunkle Wälder, lachende Fluren, saftige Matten, von prächtigen Viehherden belebt, sprudelnde krystallklare Alpengewässer ziehen in anmutigem Wechsel an uns vorbei. Doch stärker und stärker beginnt die Bahn zu steigen, keuchend und schnaubend arbeitet sich das Dampfroß zur Brennerhöhe empor. Der Brennersattel ist ja der niedrigste Übergang über die Hauptkette der Alpen; er wurde als Heerstraße daher schon von den Römern benutzt und ist von allen Alpenstraßen zuerst (1772) fahrbar gemacht worden. Heute hat die moderne Ingenieurkunst dem Bergrücken ein eisernes Joch aufgezwungen und mit dem Bau der Eisenbahn (1864—67) einen stolzen Triumph feiern dürfen. Gewaltige Untermauerungen, wie von Riesenhänden emporgetürmt, Kanäle von größter Dimension, die zur Ableitung der tosenden Gebirgswässer dienen, zahlreiche Galerien als Schutz gegen die verheerende Wut der Lawinen, 22 Tunnels, darunter zwei sogenannte Kehrtunnels, über 60 Brücken und Viadukte legen Zeugnis ab von dem Kampfe, den hier der Mensch gegen die wilde Gebirgsnatur führen mußte, ehe er seinen Willen durchsetzen konnte. Fast von allen Punkten dieser genial gebauten Hochbahn genießt man eine Fülle der entzückendsten Landschaftsbilder. Tief eingeschnittene Thäler, wildschäumende Bäche, die trotzigen, ungestümen Söhne der noch ungebändigten Alpennatur, kühn emporsteigende, teils kahle, teils mit tannengekrönten Häuptern geschmückte Felsen, dahinter, um mit Goethe zu reden, die beschneiten höchsten Gipfel auf einem tiefern Himmelsblau, das sind köstliche, ewig abwechselnde Bilder. Nachdem die Bahn den höchsten Punkt erreicht und die Wasserscheide zwischen dem Schwarzen und Adriatischen Meere überschritten hat, senkt sie sich allmählich wieder,

berührt an der Stelle, wo die Heerstraßen aus Kärnten und Italien sich treffen, die starke Franzensfeste und führt uns nach dem freundlichen Städtchen Brixen. Hier beginnt der gesegnete Weinbau, dessen Kultur wir noch heute treffend mit Goethes Worten beschreiben können: „Über lange niedrige Lauben sind die Stöcke gezogen; die blauen Trauben hängen gar zierlich von der Decke herunter und reifen an der Wärme des nahen Bodens.“ Bald darauf gelangt man nach Bozen, das einst im Mittelalter Hauptstapelplatz des venetianischen Handels mit dem Norden war; interessant ist, daß Goethe „die vielen Kaufmannsgesichter“, die er hier sah, angenehm berührten. Heute ist der Handel freilich gesunken, die Stadt erfreut sich aber eines regen Fremdenverkehrs, den die schon von Goethe gerühmte „milde, sanfte Luft“ dorthin gezogen hat. Die Nähe Italiens verrät sich hier schon auf Schritt und Tritt, sowohl in der immer üppiger werdenden südlichen Vegetation, als auch bei einem Gange durch die Straßen, in denen man außer allerlei italienischen Erzeugnissen auch schon italienische Namen öfters antrifft. Um so anheimelnder ist es für den Deutschen, wenn ihn auf seiner Wanderung durch die winkligen Gassen plötzlich auf dem Johannplatze ein lieber, alter Freund begrüßt: Herr Walter von der Vogelweide, dessen Standbild seit 1889 hier steht. Auf unserer Weiterfahrt nach Süden sehen wir alsbald Trient, die erste nach Bauart und Volksleben wirklich italienische Stadt, in der schon fast ausschließlich die italienische Sprache herrscht. Mit Recht bemerkt Haarhaus, daß sich offenbar die Sprachgrenze im letzten Jahrhundert zu Ungunsten des Deutschen nordwärts verschoben hat, da Goethe ausdrücklich das südlicher gelegene Roveredo als den Ort, „wo die Sprache sich abschneidet“, bezeichnet und uns erzählt, daß er hier zum ersten Male einen stockwelschen Postillon bekam, der Wirt kein Deutsch mehr sprach und er nun seine Sprachkünste versuchen mußte. „Wie froh bin ich“, ruft er begeistert aus, „daß nunmehr die geliebte Sprache lebendig, die Sprache des Gebrauchs wird!“

Nach kurzer Zeit verlassen wir bei der kleinen Station Mori die Hauptbahn, um mit einer in ihrer ganzen Einrichtung schon etwas an italienische Verkehrsverhältnisse gemahnenden Dampftrambahn den Weg aus dem Etsch- nach dem Sarcathal, nach Riva zurückzulegen und so den Gardasee zu erreichen. Auch Goethe machte diesen Umweg, ehe er Verona besuchte, um noch die „herrliche Naturwirkung, ein köstliches Schauspiel“, eben den Anblick jener Perle unter den Seen Italiens, zu genießen. Während man vor hundert Jahren meist, wie auch Goethe, das kleine Torbole als Ausgangspunkt für einen Besuch des Gardasees wählte, ist heute Riva an dessen Stelle gerückt. Das freundliche, saubere Städtchen, dicht am Fuße des steilen Monte Giumella gelegen und überragt von der runden Turmruine eines angeblich von den

Scaligern erbauten Schlosses, blüht von Jahr zu Jahr mehr auf; gute Hafenanlagen, hübsche Promenaden, auf denen schon die Palme und andere südliche Gewächse als Zierpflanzen erscheinen, anmutige Spaziergänge und Ausflüge in die nähere und fernere Umgebung, vor allem aber die unvergleichliche Lage an dem herrlichen See, dessen Wasser mit dem tiefen, gesättigten Blau des italienischen Himmels wetteifert, rechtfertigen den Ruf Rivas. „Wie sehr wünschte ich meine Freunde einen Augenblick neben mich, daß sie sich der Aussicht freuen könnten, die vor mir liegt", rief ich im Geiste mit Goethe aus, als ich von dem Deck des schmucken Salondampfers, der mich nach Desenzano bringen sollte, die Bucht von Riva und die weite Wasserfläche, in der sich gewaltige, schroff abstürzende Felsen widerspiegelten, entzückt betrachtete. Das Ufer glänzt, um mit Goethe zu reden, von unzähligen kleinen Ortschaften, und schon dem ersten Orte an der Westseite des Sees, dem hübschen Limone, geben, wie er sagt, „die Berggärten, die terrassenweise angelegt sind, und worin die Citronenbäume stehen, ein reinliches und reiches Aussehen". Ein fast feierliches Gefühl erfüllt das Herz des nordischen Fremdlings, wenn er zum ersten Male die Citronen und Orangen, die duftigen Kinder des Südens, erblickt und die manchmal haushohen Bäume, mit Hunderten der noch grünen oder schon goldgelb gefärbten Früchte, in üppiger Fruchtbarkeit prangen sieht. Der Citronenbau wird überdies noch heute am Gardasee in ganz ähnlicher Weise betrieben, wie es Goethe so treffend mit den Worten schildert: „Der ganze Garten besteht aus Reihen von weißen viereckigen Pfeilern, die in einer gewissen Entfernung voneinander stehen und stufenweise den Berg hinaufrücken. Über diese Pfeiler sind starke Stangen gelegt, um im Winter die dazwischen gepflanzten Bäume zu decken." Ein Stück südlich von Limone auf einem Vorsprunge des Ostufers liegt, in graugrüne, eintönige Olivenwaldungen eingebettet, das Städtchen Malcesine, mit seinem alten Schloß, weltberühmt durch Goethes Abenteuer, der hier beim Zeichnen der malerischen Ruine als ein der Republik Venedig gefährlicher Spion beinahe festgehalten worden wäre; jeder Goethefreund kann ja mit Leichtigkeit die hübsche, von gesundem Humor gewürzte Erzählung des lustigen Vorfalles in der Italienischen Reise nachlesen. Das Dampfboot wendet sich nun wieder dem Westufer zu, wo sich jetzt eine Reihe kleiner, malerischer Städtchen wie die Perlen an einer Schnur aneinanderreihen. Es ist der wärmste, sonnigste, fast ganz windgeschützte Strich des Gardasees, die Riviera von Gardone, deren Schönheit Goethe preist, indem er ausruft: „Keine Worte drücken die Anmut dieser so reich bewohnten Gegend aus. ... Es ist ein Garten meilenlang und breit, der, am Fuße hoher Gebirge und schroffer Felsen, ganz flach in der größten Reinlichkeit daliegt." Hier wuchert der Lorbeer üppig

empor; mächtige Fruchtkastanien breiten ihr schattenspendendes Geäst aus, Oleander-, Granat- und Feigenbäume, Mispeln, ja sogar Palmen stehen im Freien und brauchen dank dem milden, warmen Klima keinen besonderen Schutz im Winter, während die Blumen sich hier schon mit einem Glanze färben, den ihre Schwestern im kalten Norden nicht kennen. Den letzten Gruß von diesem lieblichen Gestade sendet uns das freundliche, in einer geräumigen Bucht reizend gelegene Salò; auf seinem Hafenplatz herrscht zu jeder Tageszeit ein buntes Gewimmel von Fischern, Schiffern, Händlern und Müßiggängern, die sich einem echt italienischen Dolce far niente hingeben. Der Bucht von Salò ist die Isola di Garda vorgelagert, auf der sich ein Franziskanerkloster befindet, umschattet von himmelanstrebenden Pinien und Cypressen, die auch hier, wie so oft in Italien, in die heiterste Landschaft einen feierlich ernsten, fast wehmütigen Zug mischen. Alsbald erscheint im Süden die zwischen Peschiera und Desenzano weit in den See vorspringende Halbinsel Sermione, die schon lange als schmaler grauer Strich sich gezeigt hatte. Hier, auf der äußersten Spitze der Halbinsel, ragten einst die Mauern des Landhauses empor, das einer der liebenswürdigsten, feurigsten Dichter Roms, L. Valerius Catullus, sich erbaut hatte, um fern von dem Getriebe und Lärm der Weltstadt am Tiber behaglicher Ruhe zu pflegen. Begeistert preist er das liebliche Fleckchen Erde mit den Worten:

„Augapfel aller Inseln und Halbinseln,
So viel der zwiegestaltige Neptun
In klaren Seen und weiter Meerflut trägt,
Mein Sirmio, wie grüß' ich froh dich nun!“ Theod. Stromberg.

Noch heute zeigt man als Zeugen verschwundener Pracht einige Trümmer antiker Bauten, die mit Recht oder Unrecht für die Villa des römischen Dichters gelten. Auffälligerweise übergeht Goethe diese Erinnerung an seinen großen Vorgänger. Die Uferberge des Sees, die anfangs hoch und trotzig in die blauen Lüfte emporstrebten, verflachen sich allmählich, je mehr wir nach Süden kommen, und dachen sich nach der Po-Tiefebene sanft ab. Noch eine kurze Fahrt trennt uns von Desenzano, wo wir von den blauen, im Gold der Abendsonne zauberisch schimmernden Fluten des Gardasees Abschied nehmen, um nun auf Flügeln des Dampfes dem alten, ehrwürdigen Verona zuzueilen.

In dieser schönen Stadt Catulls, Dietrichs von Bern und des alten mächtigen Scaligergeschlechts erhält man den ersten Vorgeschmack von Rom; abgesehen von der geographischen Lage erinnern bedeutende Reste des Altertums, insbesondere das stattliche Amphitheater, eine Reihe prächtiger Renaissancepaläste und schöner romanischer Kirchenbauten an die „ewige Stadt“. „Römisches, byzantinisches und mittelalterliches

Altertum", sagt Viktor Hehn in seinem geistvollen, gedankentiefen Werke über Italien, „ist in Verona mit der Renaissance ganz durchwachsen, jeder Schritt durch die Straßen, über die Plätze ist von Bedeutung, gewährt sinnvolle, reiche Architekturbilder. Fast alle Häuser schließen viereckige, mit Fresken gezierte hochschwebende Arkadenhöfe ein, alle Fassaden sind in malerischer Unregelmäßigkeit durchbrochen, mit Säulen, merkwürdigen Thüren und Fenstern, alten Steinbildern, Zinnen geschmückt; die Straße führt durch Thore und Bogen; Wasserstrahlen plätschern in Becken am Fuße verwitterter Statuen. Die Piazza dei Signori dehnt sich wie ein vornehmer Saal mit steinernem Fußboden und seltsamen schönen Palastflächen; daran stößt die von ebenso verworrenen Bauzierden umgebene, mit populärem Leben gefüllte längliche Piazza d'Erbe. Wenn der Vollmond dies alles beleuchtet, dann verwandelt es sich vollends in Traum und Märchen." Das glänzendste Denkmal des Altertums, das zugleich „das erste bedeutende Monument der alten Zeit" ist, das Goethe sah, ist das schon erwähnte Amphitheater, meist die Arena genannt, der deutschen Sage als das Haus Dietrichs von Bern bekannt. Goethe erklärt beim Anblicke dieses imposanten Bauwerks in höchst geistreicher Weise den Ursprung amphitheatralischer Bauten im allgemeinen; vor seiner lebhaften, rastlos arbeitenden Phantasie bevölkert sich bald der luftige Bau mit Tausenden von Zuschauern, die in atemloser Spannung der Dinge warten, die da kommen sollen. Es muß in der That ein gewaltiger Anblick gewesen sein, wenn der Riesenbau sich füllte mit einer erregten Menge, jenem „vielköpfigen, vielsinnigen, schwankenden, hin und her irrenden Tier", um mit Goethe zu reden. Mit Recht lobt dieser die Veroneser wegen der trefflichen Erhaltung des Bauwerks, das leider während des barbarischen Mittelalters als Steinbruch ausgebeutet, dann aber seit dem 16. Jahrhundert wiederholt restauriert worden ist, zum Teil allerdings nicht in antikem Sinne. Vor hundert Jahren fanden zuweilen noch Tierhetzen in dem Amphitheater statt, die aber dann bald aufgehoben wurden. Heine erzählt, daß, als er 1828 in Verona war, auf einer kleinen, mitten in der Arena gezimmerten Holzbühne italienische Possen gespielt wurden, während heute manchmal wandernde Künstlertruppen Zirkusvorstellungen darin veranstalten; sic transit gloria mundi! Die Aussicht von den obersten Stufen des Bauwerks, auf der Kante des amphitheatralischen Kraters, wie Goethe sagt, ist äußerst anmutig; der Blick auf die weite, grüne, fruchtbare oberitalienische Ebene und nach den Vorbergen der Alpen, die in bläulichem Duft in der Ferne zu verschwimmen scheinen, entzückt jedes für Naturschönheit empfindliche Herz. In der Geschichte der Architektur nimmt Verona, wie schon angedeutet, eine hervorragende Stelle ein; ist es doch der Geburtsort des

Fra Giocondo, eines der gelehrtesten Baumeister der Frührenaissance, und die Heimat des Michele Sammicheli, dem die Stadt eine Reihe prächtiger Schöpfungen verdankt, so den vornehmen Palazzo Pompei, der heute, als Museo civico eingerichtet, naturgeschichtliche Sammlungen und wertvolle Gemälde, meist von Veroneser Künstlern, enthält, sowie den berühmten Palazzo Bevilacqua, dessen „köstliche Sachen" auf dem Gebiete der Malkunst und Bildhauerei einst Goethe entzückten. Er ist von diesen Eindrücken so begeistert, daß er ausruft: „Es liegt in meiner Natur, das Große und Schöne willig und mit Freuden zu verehren, und diese Anlage an so herrlichen Gegenständen Tag für Tag, Stunde für Stunde auszubilden, ist das seligste aller Gefühle." Unter den kirchlichen Bauten Veronas ragen besonders hervor der Dom, ein gotischer Bau aus dem 14. Jahrhundert mit romanischer Fassade und prächtigem, reichgeschmücktem Portal, ferner S. Zeno Maggiore, von vielen als der schönste romanische Bau Oberitaliens gepriesen, geschmückt mit alten Reliefs aus der Schöpfungsgeschichte, dem Leben Jesu und der Dietrichsage, während im Innern Mantegnas herrliche Madonna uns entzückt, endlich die kleine, aber so geschmackvolle Cappella Pellegrini an der ehemaligen Klosterkirche S. Bernardino von Sammicheli, „ein Schmuckkästchen der Architektur".

Das Volksleben Veronas ist echt südlich lebendig und von Goethe trefflich geschildert worden. „Das Volk", sagt er, „rührt sich sehr lebhaft durcheinander; besonders in einigen Straßen, wo Kaufläden und Handwerksbuden aneinanderstoßen, sieht es recht lustig aus. Da ist nicht etwa eine Thüre vor dem Laden oder Arbeitszimmer, nein, die ganze Breite des Hauses ist offen, man sieht bis in die Tiefe, und alles, was darin vorgeht. Die Schneider nähen, die Schuster ziehen und pochen alle halb auf der Gasse; ja die Werkstätten machen einen Teil der Straße." Das bunteste Volksgewimmel herrscht fast beständig auf der schönen, marmorgepflasterten Piazza d'Erbe, auf der noch heute der geflügelte Löwe von S. Marco wie in allen Städten der ehemals mächtigen venetianischen Republik als Symbol einer stolzen Vergangenheit prangt. An Markttagen nimmt das Getümmel auf dem malerischen Platze oft lebensgefährliche Dimensionen an. Auch Goethe hat sich daran belustigt. „Gemüse und Früchte unübersehlich", ruft er aus, „Knoblauch und Zwiebeln nach Herzenslust!" Manch prächtiges Stillleben, von dem goldenen Lichte der italienischen Sonne überflutet, erfreut hier das Herz des Malers. Um den Eindruck des ganzen Bildes zu erhöhen, kommt noch die südliche Geschwätzigkeit und Lebhaftigkeit der feilschenden Käufer und Verkäufer und des müßigen Marktpublikums hinzu. Wie sehr das milde Klima, der heitere, warme Sonnenschein und der blaue, ungetrübte italienische Himmel auf Charakterbildung und

Sinnesart des Volkes einwirken, ist dem scharfen, beobachtenden Blick unseres großen Landsmannes nicht entgangen. „Sie schreien, schäkern und singen den ganzen Tag", sagt er, „werfen und balgen sich, jauchzen und lachen unaufhörlich. Die milde Luft, die wohlfeile Nahrung läßt sie leicht leben. Alles, was nur kann, ist unter freiem Himmel . . . Ein solches Übergefühl des Daseins verleiht ein mildes Klima auch der Armut, und der Schatten des Volkes scheint selbst noch ehrwürdig." Noch anziehender und interessanter als die Piazza d'Erbe ist die nahe Piazza dei Signori, die von einem Kranze hoher Palastbauten malerisch umrahmt ist und an die sich für die Veroneser so manche stolze und so manche schmerzliche Erinnerung knüpft. „Mit überwältigender Fülle", sagt Haarhaus, „ergießt sich das goldne Licht des Tages in die tiefen Palasthöfe, es weckt wunderbare Farbeffekte an dem alten Gemäuer und verklärt die scharf geschnittenen Züge Dantes, dem man hier, wo er das harte Brot der Verbannung aß, ein Denkmal errichtet hat. Aber das schönste von allem ist der reine Himmel, der sich darüber wölbt, so blau, so unglaublich blau, wie man ihn zuweilen auf Aquarellen gemalt sieht." Hinter der Piazza dei Signori liegen die großartigen, in strenger Gotik durchgeführten Denkmäler der Scaliger, ehrwürdige Zeugen vergangener Jahrhunderte. Wie friedlich ruhen hier die ehemals so mächtigen Herren des schönen Verona, nachdem sie bei Lebzeiten so oft grausam gegen ihre eigenen Blutsverwandten und andere der Nobili gewütet hatten! Einen Besuch verdient endlich noch der stattliche Giardino Giusti, ein schöner, trefflich gepflegter Park, auf den die Veroneser mit berechtigtem Stolze blicken. Auch Goethe besuchte ihn und bewunderte die riesenhaften, hocherhobenen Hauptes zum Himmel emporstrebenden Cypressen, die bei einer Höhe von 30—40 Metern zum Teil auf ein Alter von 4—500 Jahren zurückblicken. Ernst, ehrwürdig und würdevoll schauen diese Baumriesen wie alte Patriarchen auf das Leben und Treiben der Zwerge zu ihren Füßen; Menschengeschlechter kamen und gingen und verflogen wie die Spreu vor dem Winde, jene Giganten der Pflanzenwelt aber überdauerten den Wechsel der Jahrhunderte und trotzten dem Sturm der Zeiten, für die Ewigkeit scheinen sie bestimmt zu sein. Die untersten Teile des Parks sind mit Blumenbeeten, Orangenpflanzungen und Springbrunnen geschmückt und im Geschmacke der deutschen Gärten des 17. Jahrhunderts gehalten, während die höher liegenden, an den Bergabhang angelehnten Terrassen mit allerlei Buschwerk, Lorbeer, Myrten und Granaten bewachsen und schließlich mit einem hübschen Tempelchen gekrönt sind. Von diesem Punkte aus eröffnet sich ein herrliches Panorama; das Auge schweift entzückt über die volkreiche Stadt und die vielfach gewundene Etsch hinweg

nach den fernen Apenninen, deren scharfe, charakteristische Linien sich plastisch vom Himmel abheben, und nach den schön geformten Brescianer Alpen.

Mit diesem reichen, farbenprächtigen Gemälde im Herzen verließ ich das ehrwürdige Verona, um nun Mailand, Milano la grande, wie es sich heute nennt, aufzusuchen. Die günstige Lage der Stadt im Mittelpunkt der fruchtbaren Po-Ebene unweit der Mündung mehrerer wichtiger Alpenpässe sicherte ihr schon in der Römerzeit und später im Mittelalter eine so hohe Blüte, daß „die Königin der Lombardei" es ja sogar wagen konnte, sich mit Friedrich Barbarossa in einen Kampf auf Leben und Tod einzulassen. Auch heute noch ist die Stadt eine der wohlhabendsten Handels- und Fabrikstädte des Königreichs Italien, in der ein reges Leben pulsiert. In der Geschichte der italienischen Kunst hat Mailand ebenfalls eine Rolle gespielt, zumal als der große Meister Bramante und Leonardo da Vinci in den Mauern der Stadt weilten.

Der Stolz Mailands, das Wahrzeichen seiner Größe und Pracht, ist der Dom, eine der edelsten Perlen gotischer Baukunst und zugleich eine der größten Kirchen der Christenheit, für etwa 40 000 Menschen berechnet. Das imposante Bauwerk ist ganz aus weißem Marmor erbaut; das gewaltige Dach schmücken 98 zierliche Fialentürmchen, während über die Außenseite der Kirche eine schier verwirrende Fülle marmorner Bildsäulen (angeblich über 2000) verstreut ist. Dem erhabenen Eindruck, den der Dom von außen macht, entspricht das Innere mit seinen 52 Pfeilern von 16 Schritt im Umfang und einem reich gezierten Fußboden aus Marmormosaik. Eine stattliche Anzahl plastischer Meisterwerke aus Marmor und Bronze, goldstrotzende Altäre, mit kostbaren Gemälden geschmückt, und schöne moderne Glasmalereien an den Fenstern vervollständigen den erhebenden Eindruck. Unter den übrigen Kirchen Mailands, die zum Teil noch auf antiken Grundlagen ruhen, zieht vor allen S. Maria delle Grazie den Fremdling an. Es ist zwar nur ein Backsteinbau aus dem 15. Jahrhundert, aber es birgt sich innerhalb der Mauern dieses ehemaligen Klosterbaus in dem alten Refektorium ein Kleinod, das aus der gottbegnadeten Hand eines der größten, unsterblichen Meister hervorgegangen ist: das weltberühmte, jedem Christen durch zahllose Nachbildungen bekannte Abendmahl des Leonardo da Vinci. Die wunderbare, über dieses Werk ausgegossene Stimmung hat am genialsten Goethe erfaßt, indem er sagt: „Das Aufregungsmittel, wodurch der Künstler die ruhig-heilige Abendtafel erschüttert, sind die Worte des Meisters: Einer ist unter euch, der mich verrät! Ausgesprochen sind sie; die ganze Gesellschaft kommt darüber in Unruhe; er aber neigt sein Haupt, gesenkten Blickes; die ganze Stellung, die Bewegung der Arme, der Hände, alles wiederholt mit himmlischer Er-

gebenheit die unglücklichen Worte, das Schweigen selbst bekräftigt: Ja, es ist nicht anders! Einer ist unter euch, der mich verrät!" Das Bild, mit Ölfarben auf die Mauer gemalt, macht auch noch heute trotz der durch Feuchtigkeit herbeigeführten Verwitterung und Verblassung der Farben einen erhabenen, Herz und Gemüt tief erschütternden Eindruck. Mit wunderbarer Sicherheit ist die Stimmung der Jünger in Gesicht und Körperhaltung ausgedrückt; jeder ist verschieden behandelt, entsprechend seinem Naturell und Charakter, aber in aller Erscheinung spiegelt sich das namenlose Entsetzen wider, das jene verhängnisvollen Worte des todgeweihten Meisters hervorgerufen haben. Interessant ist auch die Anordnung der zwölf Jünger in vier scharf voneinander sich abhebenden Gruppen, die allemal ein in sich geschlossenes, harmonisches Ganzes ergeben. Unter den sonstigen Kunstschätzen Mailands ragt noch besonders die im Palazzo di Brera untergebrachte Gemäldesammlung hervor, die außer Raffaels kostbarer Vermählung Mariä noch die schönen Fresken von Bernardino Luini, sowie mehrere treffliche Schöpfungen von Tizian, Lorenzo Lotto, Rubens, van Dyck, Rembrandt u. a. enthält. Desgleichen befinden sich in dem Gebäude noch eine wertvolle Münzsammlung, Abgüsse von Antiken, ein archäologisches Museum, vor allem aber die altehrwürdige, 1170 gestiftete öffentliche Bibliothek, die vielgefeierte Ambrosiana, die mit ihren 300000 Bänden und 15000 Manuskripten von teilweise ganz unschätzbarem Werte (darunter der Homerische Kodex aus dem 4. Jahrhundert) das Entzücken aller Philologen bildet.

Von den Theatern Mailands ist das bedeutendste das leider nur im Winter geöffnete im 18. Jahrhundert von Piermarini erbaute Opernhaus della Scala, nach San Carlo in Neapel das größte Theater Italiens. Erwähnt sei zum Schluß noch unter den staunenswerten Leistungen moderner Architekten die Galleria Vittorio Emanuele, die schönste und großartigste unter den überdeckten Kaufhallen Europas, 1865—67 von Mengoni erbaut, der durch einen Sturz von dem Portal 1877 das Leben verlor. Es ist ein mächtiger Bogengang, welcher ein 14 m breites Kreuz mit kürzeren Seitenarmen bildet und vier Paläste auseinander hält, die im Erdgeschoß mit Cafés und glänzenden, eleganten Kaufläden ausgestattet sind. Im mittleren Achteck finden sich an der Decke prächtige Fresken, an den Eingangsbogen Wissenschaft, Industrie, Kunst und Ackerbau dargestellt, während 24 Statuen berühmter Italiener die Galerie zieren. Wenn das ganze stolze Bauwerk abends von elektrischem Licht überflutet wird, bietet sich ein zauberischer Anblick dar, der durch den südlich lebhaften, bis in die späte Nacht dauernden Verkehr der Fremden und Mailänder, für die die Halle ein beliebter Spaziergang ist, noch gesteigert wird.

Von Mailand nach Genua braucht der Schnellzug etwa drei Stunden. Die Bahn führt vorbei an dem altersgrauen Pavia, der einstigen stolzen Hauptstadt der langobardischen Könige, weiter über Novi und bietet, indem sich dann der Zug auf gemauerten Dämmen durch das enge, wilde Felsenthal des Scrivia hindurchwindet, Landschaftsbilder, die an Großartigkeit und malerischem Charakter der Scenerie mit den gefeiertsten Gegenden der Schweiz wetteifern dürfen. Die Landschaft gestaltet sich dann freundlicher und heiterer; an den Bergabhängen und auf den mit Reben bepflanzten Hügeln tauchen allmählich die schmucken Landhäuser der Genuesen auf. Man erreicht alsbald Sampierdarena, die westliche Vorstadt Genuas, wo am Bahnhofsgebäude eine Gedenktafel den Deutschen an die Begrüßung des aus San Remo zurückkehrenden todkranken Kaisers Friedrich durch König Humbert (am 11. März 1888) erinnert und wehmütige Gedanken in unserem Herzen wachruft. Nur noch wenige Minuten vergehen, da steigt vor uns der Leuchtturm und das Kastell Genuas auf, unter welchem ein Tunnel nach dem Bahnhofe der Stadt führt.

Genua, la superba genannt wegen seiner prächtigen Lage an dem blauen, schön geschweiften Meerbusen und wegen seiner stolzen Marmorpaläste, Erinnerungen an die einst so glänzende Aristokratie der Republik Genua, ist heutzutage eine durchaus moderne Großstadt, in deren Verkehrsadern ein außerordentlich reges Leben herrscht; beträgt doch die Zahl der jährlich in dem großartigen, durch riesige Dämme gegen das offene Meer geschützten Hafen ein- und auslaufenden Schiffe etwa 15 000. Nennenswerte Altertümer kann die Stadt nicht aufweisen, und auch die Kunstwerke, die sich in ihren Mauern bergen, treten weit gegen die anderer italienischer Städte zurück. Am besten ist noch die Architektur vertreten mit einer Reihe schöner Paläste, deren Aufführung das ungünstige, meist steil ansteigende Terrain oft große Schwierigkeiten entgegenstellte; am sehenswertesten sind der Palazzo Rosso und Bianco, der Palazzo Marcello Durazzo, von Alessi erbaut, mit stolzer Fassade und prächtigem Treppenhause, der Palazzo Balbi-Senarega mit seinem imposanten Hof und dem berühmten Durchblick in den Orangengarten, der Palazzo dell' Università, endlich der Palazzo Reale mit einer stattlichen Zahl reich geschmückter Prachtsäle. In den genannten Palästen befinden sich die bedeutendsten Kunstschätze der Stadt, namentlich eine Anzahl trefflicher Bilder von Rubens und van Dyck, die wiederholt ihre Kunst in den Dienst des Genueser Adels stellten, um hervorragende Mitglieder desselben in lebensvollen Porträts zu verewigen.

Besondere Erwähnung verdienen die schönen, in üppigster südlicher Vegetation prangenden Gartenanlagen Genuas, namentlich die reizend angelegte Villetta di Negro, die sich inmitten der Stadt auf Terrassen bis zu

einer etwa 40 m hohen Bastion emporzieht. Von hier aus bietet sich, insbesondere bei Abendbeleuchtung, wenn der untergehende Sonnenball seine letzten feurigen Grüße über die Landschaft ausstreut und alles in magisches Licht getaucht erscheint, dem Beschauer eine entzückende Aussicht dar. Soweit das Auge blickt, ist das sanft ansteigende Hügelgelände mit Oliven-, Maulbeer-, Orangen- und Weinpflanzungen bekleidet; ein dünner Schleier umwallt die feinen, zarten Umrisse der Landschaft in Nähe und Ferne, duftig schweben die charakteristischen Linien des schmalen Küstensaums der beiden Rivieren im Lichtmeer, in reinerem Glanze als unsere nordischen Meere leuchtet die krystallene Flut des Südens in unendlich mannigfaltigen Farbentönen, „bald rötlich angehaucht mit silbernen Rändern, bald wie ein starrer glühender Metallspiegel, bald wallend wie schwerer Seidenstoff, in Höhlen oder im Schatten der Uferfelsen wie flüssiger Ultramarin oder Smaragd und unter Ruderschlägen in funkelnden Tropfen blitzend" (Hehn). Eine hervorragende Sehenswürdigkeit Genuas ist endlich noch der Campo santo, der Friedhof, der in stiller Abgeschiedenheit, fern von dem lärmenden Getriebe und ruhelosem Hasten der Stadt, im Thale des Bisagno auf mächtigen Felsterrassen emporsteigt. Schon die architektonische Anlage des ganzen Werkes mit den majestätischen, hochgewölbten, marmorgeschmückten Säulenhallen, sowie der mächtigen, kuppelgekrönten Rotunde, deren innere Galerie von ernst und feierlich wirkenden monolithen Säulen aus schwarzem Marmor getragen wird, macht einen tiefen, ergreifenden Eindruck. Derselbe wird jedoch noch in gewaltiger Weise verstärkt durch die zahlreichen großartigen Grabdenkmäler, welche in wahrhaft verschwenderischer Fülle die Liebe der Überlebenden den teuren Entschlafenen hier gesetzt hat. Obgleich sich naturgemäß unter diesen plastischen Werken manches Erzeugnis einer schon handwerksmäßig anmutenden Technik findet, erblicken wir doch anderseits hier einen solchen Reichtum wahrhaft edler, aus echtem Künstlergeist und reichster Phantasie geborenen Schöpfungen, daß man mit Recht diesen Friedhof ein Museum moderner Skulptur nennen könnte. Ewig unvergeßlich wird mir vor allen anderen ein Werk sein, das die treue Liebe einer Gattin ihrem allzu früh verklärten Lebensgefährten errichtet hat. Die noch jugendliche, gramgebeugte, in ihrem herben Schmerze unwiderstehlich wirkende Witwe steht am Grabe des Gatten; zur Linken kniet ein Knabe, die Händchen fromm im Gebet gefaltet, den reinen, unschuldigen Kindesblick zum Sarge des Vaters erhoben, während ein kleines Mädchen von der Mutter emporgehoben wird, um den Mund des Vaters, dessen Bild als Medaillon die eine Seite des Sarkophags schmückt, zu küssen: ein ergreifendes, echt menschliches Motiv, das in seiner wunderbar gelungenen Ausführung auf den Beschauer erschütternd wirkt und in die

Augen jedes fühlenden Menschen Thränen des Mitleids treibt. Welch reines, himmlisches Glück hat hier die finstere, grausige Macht des Todes mit kalter, unerbittlicher Hand zerstört!

Das nächste Ziel auf unserer ferneren Reise war Pisa. Die Bahnlinie nach dieser Stadt berührt die bekannte Riviera di Levante und zieht sich an jäh abstürzenden Felshängen, rebenbepflanzten Hügeln, durch fruchtbare, üppige Thäler, zumeist aber hart am Gestade des blauen Tyrrhenischen Meeres hin, das unter donnerartigem Brausen und mit wild aufbäumenden Wogen, deren Schaum manchmal bis an die Fenster des dahinbrausenden Zuges spritzt, an den Felsen sich bricht. Herrliche Blicke auf das wogende, ungestüme Element, auf die klippenreiche Küste, auf die mit Landhäusern übersäten, olivenbewachsenen Abhänge des Apennin, auf dichtbelaubte Orangen- und Zitronenpflanzungen eröffnen sich, bis man zunächst Spezia erreicht, schon von Ennius als Lunai Portus gepriesen, jetzt der Hauptkriegshafen Italiens, umgeben von anmutigen Bergen, auf denen waffenstarrende, trotzig herniederblickende Forts Wacht halten. Die Bahn durcheilt alsdann meist fruchtbares Gelände, berührt bei Luni die Ruinen der alten Etruskerstadt Luna, führt in einiger Entfernung an den wie mächtige Schneefelder im Lichte der Sonne erglänzenden Marmorbrüchen von Carrara vorüber, tritt dann in die sumpfigen Niederungen des Serchio und erreicht endlich das alte, ehrwürdige Pisa.

Die Stadt, schon im Altertum als eine der Zwölfstädte Etruriens oft genannt, war später jahrhundertelang die mächtige Nebenbuhlerin Venedigs und Genuas, nahm an den Kreuzzügen und Kämpfen gegen die Sarazenen rühmlichen Anteil und erfreut sich noch heute einer schon seit langer Zeit blühenden, hochberühmten Universität. Die Denkmäler des Altertums sind bis auf ganz geringe Reste verschwunden, dafür aber besitzt die Stadt glänzende Zeugnisse von dem Erwachen der italienischen Baukunst im Mittelalter. Den stolzesten Beweis für die Leistungsfähigkeit pisanischer Bürgerkraft liefert der prächtige Domplatz, der in weihevoller Abgeschiedenheit, fern von dem geräuschvollen Treiben der Nachgeborenen und unberührt von dem Schmutze des Tages, die nordwestliche Ecke der Stadt unmittelbar an der Stadtmauer einnimmt. Der Dom, nach einem Seesiege der Pisaner über die Sarazenen bei Palermo 1063 bis 1118 erbaut, ist ganz aus weißem Marmor aufgeführt, mit schwarzen und farbigen Inkrustationen. Ein Meisterwerk ist vor allem die fein gegliederte Fassade, die in vier aufeinandergetürmten Reihen durch Rundbogen verbundener Säulen emporsteigt. Das Innere der Basilika ruht auf 68 antiken Säulen, welche die siegreichen Pisaner auf ihren Kriegszügen erbeutet haben, und ist mit 12 Marmoraltären, einer kostbaren Bronzelampe und Gemälden von Andrea del Sarto, Perin del Vaga

und anderen geschmückt. Gegenüber der Hauptfassade des Doms erhebt sich das ebenfalls im Glanze weißen Marmors jungfräulich erstrahlende Baptisterium, die Taufkapelle, ein riesiger Kuppelbau, mit gotischen Zuthaten aus dem 14. Jahrhundert, gekrönt von der Bronzestatue des Täufers. Das wertvolle Kleinod des Innern ist die berühmte freistehende Marmorkanzel von der Hand des Niccolò Pisano, mit prachtvollen, fein ausgeführten Reliefdarstellungen. Hinter dem Dome erhebt sich endlich der zierliche, von Bonannus von Pisa und Wilhelm von Innsbruck erbaute cylindrische Glockenturm, weltbekannt unter dem Namen „der schiefe Turm". Von freien Säulenarkaden umgeben, steigt er in acht Geschossen keck in die Lüfte empor. Ob seine berühmte schiefe Neigung, die außen 4,3 m beträgt und von Galilei benutzt wurde, um Experimente über die Gesetze des Falles anzustellen, absichtlich oder zufällig ist, bildet von jeher eine Streitfrage, von der es nach dem Horazischen Worte ebenfalls adhuc sub iudice lis est heißt. Wahrscheinlich hat man anfangs gerade bauen wollen, und erst als infolge einer Senkung des Baugrundes die schon errichteten unteren Stockwerke eine schiefe Stellung annahmen, hat man dieselbe, am Absonderlichen, Ungewöhnlichen Gefallen findend, aus kapriziöser Laune festgehalten. Wer jemals die drei erwähnten Bauwerke, die man mit Recht Perlen mittelalterlicher Architektik genannt hat, in ihren edlen Formen in weißem Marmorglanze hat erstrahlen sehen, in dessen Erinnerung wird das originelle, phantastische Bild unverwischbar haften. An den Domplatz stößt endlich noch Pisas Campo santo, von dem Erzbischof Ubaldo de Lanfranchi gegründet, der in 53 Schiffen Erde aus Jerusalem hierher gebracht hatte. Das Gebäude, in toskanisch-gotischem Stile im 13. Jahrhundert von Giov. Pisano erbaut, hat eine einfache Außenseite, im Innern einen rechteckigen Korridorumgang mit 62 Arkaden und enthält treffliche antike Skulpturen, sowie eine Anzahl ausgezeichneter römischer und altchristlicher Sarkophage, auf einem der ersteren eine berühmte Darstellung des Raubes der Proserpina. Unter den mittelalterlichen Sarkophagen zieht namentlich der eine den deutschen Fremdling in stiller Andacht zu sich hin; birgt er doch die Überreste eines deutschen Kaisers, Heinrichs VII. von Luxemburg, des Beschützers des ghibellinisch gesinnten Pisa. An den Wänden der den Hof umgebenden schönen Hallen zieht sich eine Reihe phantastischer, teilweise etwas bizarr wirkender Freskobilder hin, welche aus dem 14. und 15. Jahrhundert stammen. Am berühmtesten von ihnen ist die von den Brüdern Ambrogio und Pietro Lorenzetti aus Siena gemalte, unter dem Namen „Triumph des Todes" bekannte Gruppe, sowie die 24 Kompositionen des Benozzo Gozzoli aus Florenz, die hervorragende Scenen des Alten Testaments behandeln. — Der glänzende Mittelpunkt des politischen

Lebens der Republik Pisa war die malerische Piazza dei Cavalieri mit der im 16. Jahrhundert erbauten Stephaniterkirche und der Marmorstatue des Großherzogs Cosimo I., nach dem Entwurfe des Giov. da Bologna. Unter den anderen kirchlichen Gebäuden Pisas verdienen noch Erwähnung die Kirche S. Francesco, ein gotischer Bau des 13. Jahrhunderts, in jüngster Zeit nebst dem dazu gehörigen Kloster als Museum eingerichtet, das neben Teppichen florentinischer und flandrischer Kunst namentlich Gemälde der ältesten toskanischen Meister birgt, sowie die zierliche, im italienisch-gotischen Stile erbaute Kirche S. Maria della Spina mit überreicher Ornamentierung und mit Bildwerken von Schülern des Giov. Pisano geschmückt.

Der lebhafteste Verkehr der sonst ziemlich stillen Stadt herrscht heute auf dem breiten Kai des Lungarno. Hier liegt eine Anzahl stattlicher Hotels und stark besuchter Kaffeehäuser, in denen die wackeren Bürger Pisas gern mehrere Stunden des Tages und Abends in regster Unterhaltung und lebhaftem Gedankenaustausch bei den Klängen einer Guitarre oder den Weisen schwermütiger Volkslieder verbringen; hier hält die elegante Welt Pisas nach Sonnenuntergang ihren Korso, während die Wellen des Arno ihr melodisches Lied rauschen.

Die Fahrt von Pisa nach Florenz bietet keine hervorragend schönen landschaftlichen Bilder, führt aber an einer Reihe interessanter Städte, wie Lucca, Pistoja, Prato, vorüber, die ebenfalls reich an Denkmälern der mittelalterlichen und Frührenaissancekunst sind, aber von Florenz, der stolzen Königin Toskanas, in den Schatten gedrängt wurden. Im Gebiete der alten Etrusker gelegen, die einst, wie jetzt noch die Toskaner, der gebildetste Stamm Italiens waren, erhielt Florenz nach Zerstörung des römischen Kaiserreichs eine aristokratische, später eine republikanische Verfassung, bis es unter die Herrschaft der reichen Familie der Medici kam, von denen besonders Lorenzo, il Magnifico genannt, als Staatsmann, Dichter und begeisterter Kunstmäcen unsterblich geworden ist. Während im Altertum Rom durchaus der Mittelpunkt ganz Italiens war, nicht nur in politischer, sondern auch in künstlerischer Beziehung, ging im Mittelalter und der Neuzeit die geistige Entwickelung und Blüte Italiens auf dem Gebiete der Kunst von der schönen, herrlichen Arnostadt aus, so daß man ihr mit Recht den Namen des italienischen Athen geben könnte. In Florenz stand die Wiege eines Dante, Boccaccio, Donatello, Brunelleschi, Benvenuto Cellini; hier wirkten Leonardo da Vinci, Michelangelo und Galilei. Eine erstaunliche, fast verwirrende Fülle von Kunstschätzen birgt sich in den Museen von Florenz. Um so mehr müssen wir uns wundern, mit welcher Eile Goethe im allgemeinen das an hehrsten Schöpfungen der Kunst so reiche Toskana durchreist und im besonderen Florenz gleichsam nur mit flüchtigem Fittich gestreift hat. Nur drei

Stunden hat er nach seinem eignen Zeugnisse sich in der Stadt aufgehalten und dabei den Dom, sowie das Baptisterium, „an denen beiden Gebäuden der Menschenwitz sich nicht erschöpft hat", besichtigt, ohne besonders davon entzückt zu sein. Von außen prachtvoll mit toskanischem Marmor in Gelb, Weiß und Schwarz bekleidet, bietet der Dom im Innern ein ergreifendes Bild stillen Ernstes; eine imposante Kuppel schließt das gewaltige Bauwerk ab. Ihm gegenüber liegt das Baptisterium, das in der Kunstgeschichte eine hervorragende Rolle spielt wegen der herrlichen Bronzethüren, die, in vierzigjähriger Arbeit von Lorenzo Ghiberti gefertigt, von Michelangelo würdig genannt wurden, die Pforten des Paradieses zu sein. Auch von ihnen erwähnt Goethe kein Wort; all seine Gedanken, sein Herz und seine Seele weilten, während er sich körperlich noch in Florenz befand, schon fern am Tiberstrom; dort, in der ewigen Roma, glaubte er ein neues Paradies und damit wieder die Ruhe seiner Seele zu finden, wenn sein Jugendtraum sich erfüllt hätte und Rom vor seinen Augen läge. Daher rührt die fast fieberhafte Eile, mit der er durch die gesegneten Fluren Toskanas, ja selbst durch Florenz, la bella, eilte. Am glühendsten spricht sich diese Sehnsucht nach Rom wohl in den Worten aus, die er am 27. Oktober 1786 in Terni schrieb: „Rom, Rom! Ich ziehe mich gar nicht mehr aus, um früh gleich bei der Hand zu sein. Noch zwei Nächte! und wenn uns der Engel des Herrn nicht auf dem Wege schlägt, sind wir da." In Florenz that sich Goethe, wie er treffend bemerkt, eine ganz neue, nicht nur ihm, sondern in ihrer überreichen Fülle wohl manchem Nordländer unbekannte Welt auf: die Frührenaissance.

Wochen, ja Monate könnte man diese Kunstepoche an der Hand der Florentiner Sammlungen durchstudieren, unter denen wiederum die Uffizien und die Sammlungen des Palazzo Pitti alle anderen überragen. In ihnen werden die höchsten Erzeugnisse der Kunst aus alter und neuer Zeit aufbewahrt. Am ergreifendsten unter den antiken Skulpturen wirken die siebzehn römischen Kopien nach der berühmten griechischen Gruppe der Niobe. Wie wunderbar ist es hier dem Künstler gelungen, den wahnsinnigen Schmerz der unseligen Mutter, die durch die mordenden Pfeile des göttlichen Geschwisterpaares ihres höchsten irdischen Glücks, ihrer Kinder, beraubt wird, uns vor die Seele zu stellen! Ein Kind, den jüngsten Sohn, besitzt sie noch, aber auch er bricht schon sterbend zusammen; mit ihrem Gewand umschlingt ihn die verzweifelte Mutter und fleht zu den grausamen Unsterblichen, doch den letzten Rest ihres einst so stolzen Glücks ihr zu lassen. Mit halbgeöffnetem Munde, qualdurchzucktem Antlitz und ihren schönen, nach oben um Gnade und Erbarmen flehenden Augen steht diese Mater Dolorosa des Altertums vor uns und läßt ein Schwert auch durch unsere Seele dringen, indem wir all ihren unsäglichen Kummer

mitansehen, mitfühlen und mitleiden. Gewissermaßen das Allerheiligste in den Uffizien ist die sog. Tribuna, ein hohes achteckiges, kuppelgekröntes Gemach, dessen Fußboden mit prächtigem Marmor belegt ist. Während die Mitte des Raumes von fünf ausgezeichneten antiken Marmorbildwerken eingenommen wird (unter ihnen befindet sich der berühmte Satyr, mit angeblich von Michelangelo ergänztem Kopf und Armen, und eine prächtige Venus), zieren die Wände ringsum Perlen der Malerei, besonders Gemälde von Raffael und Tizian. Zu den von üppigster Phantasie und glühender Sinnlichkeit zeugenden, aber doch von dem Glanze hinreißender Schönheit umstrahlten Werken Tizians („Venus von Urbino“ und „Venus und Amor“) stehen in schroffem Gegensatz die lieblichen, keusch und innig empfundenen Schöpfungen Raffaels, so die berühmte „Madonna mit dem Stieglitz“, denen sich würdig mehrere Bilder Correggios anreihen. Aber welche Fülle von Meisterwerken anderer Künstler aus den verschiedensten Jahrhunderten umschließen außerdem noch die Uffizien und die Pittigalerie! Dazu kommen noch die Schätze des Nationalmuseums und der sog. Accademia delle Belle Arti, in der der vielgepriesene David des Michelangelo, il Gigante genannt, steht und eine hervorragende Gemäldegalerie sich befindet, die den Entwickelungsgang der florentinischen Malerei vom 14. bis 16. Jahrhundert trefflich widerspiegelt. Endlich enthalten auch die zahlreichen Kirchen von Florenz einen so unermeßlich reichen Schmuck an plastischen Werken, Gemälden, Fresken, Mosaiken u. a. m., daß man in Verlegenheit ist, wie man diese künstlerischen Schätze bewältigen soll. Wenn man aber dann nach sorgfältiger Vorbereitung und an der Hand guter, verständiger Leitfaden unter weiser Beschränkung auf die anerkannten Meisterwerke längere Zeit die Museen und Sammlungen von Florenz durchwandert hat, so dringt man allmählich etwas tiefer in das Wesen der Kunst jener Zeiten ein; allmählich teilt sich die Fülle des buntgemischten Stoffs und sondert sich in Gruppen, Gleichartiges findet sich zusammen, feinere Unterschiede eröffnen sich dem Auge, und mit den Namen Giotto, Fra Angelico, Andrea del Sarto, Botticelli, Filippino Lippi, Fra Bartolommeo u. s. w. verbinden sich wirkliche, lebendige, künstlerische Vorstellungen und Anschauungen.

Den Mittelpunkt des städtischen Lebens bildet die schöne Piazza della Signoria, mit dem altersgrauen Palazzo Vecchio, dem ehemaligen Sitze der Regierung der Republik, und der prächtigen Loggia dei Lanzi. Diesen Bau, eine offene Halle mit weiten Kreuzgewölben, ziert eine Reihe ausgezeichneter plastischer Werke, so der Raub der Sabinerinnen von Giov. da Bologna, Benv. Cellinis Perseus, die bekannte antike Gruppe des Menelaos mit dem Leichnam des Patroklos, endlich die hehre Germania devicta (sog. Thusnelda). Mit Recht bemerkt ein geistvoller

Italienfahrer[1]), daß den deutschen Fremdling bei der Betrachtung des letzten Werkes eine seltsame Bewegung überkommen wird, wenn er bedenkt, daß er hier auf italienischem Boden in einer Halle, der gotische Baukunst die Form, deutsche Lanzknechte den Namen gaben, vor einem Kunstwerke steht, in welchem ihm der an griechischer Kunst erstarkte römische Meißel ein Weib seiner altgermanischen Heimat vor Augen stellt!

Dem Reichtum an Kunstschätzen, über den Florenz verfügt, entspricht auch eine Fülle landschaftlicher Reize in der Umgebung der anmutigen Arnostadt. Eine der reizendsten Promenaden bildet die fast 6 Kilometer lange „Hügelstraße". In imposanten Windungen emporsteigend und von Rosenhecken, Platanen, Ulmen und Lorbeerbäumen eingefaßt, umzieht sie in halber Höhe die Stadt und bietet die entzückendste Aussicht auf das weite, fruchtbare Arnothal, die begrenzenden Bergzüge und die schöne Stadt mit ihren zahlreichen Kirchen, Türmen und Palästen, unter denen immer wieder und wieder der kühn in die blauen Lüfte sich emporreckende Palazzo Vecchio, der wie ein stolzer Gebieter auf die zu seinen Füßen liegenden Vasallen herabschaut, unsere Augen auf sich zieht. Der beliebteste Nachmittagsausflug führt den Fremden aber nach Fiesole, der hochgelegenen Gründung der städtebauenden Etrusker. Uralte, zerfallene cyklopische Mauern, eine antike Wasserleitung, Reste eines Theaters und ein etrurisches Grab bezeugen das ehrwürdige Alter des Ortes. Von der Terrasse des Klostergartens aber entfaltet sich vor uns ein entzückendes Landschaftsgemälde: das gesegnete, duftumwobene Thal, vom Arno durchschlängelt, ringsumher von dem eintönigen, silberglänzenden Grau der Olivenwälder und dem üppigen Grün der Weinberge umsäumt, dazwischen prächtige Villen, lachende Dörfer und Flecken verstreut, inmitten aber Florenz selbst, „mit der riesigen Domkuppel königlich prangend, wie die Rose unter den Blumen", das ganze Bild malerisch im Hintergrunde abgeschlossen durch die im bläulichen Dunst verschwimmenden Ketten des Apennin. Lange, lange verweilten wir auf der Höhe von Fiesole bei wunderbarster Abendbeleuchtung. Das sinkende, in feurigem Purpur erglühende Tagesgestirn war hinter Wolken getreten, so daß das ganze Landschaftsbild wie von bläulichen Schleiern umwallt erschien. Nicht lange dauerte es, da senkte sich am fernen Horizont die Dämmerung nieder und breitete ihre düsteren Schatten gespensterhaft über das Thal, aus dem allmählich nur noch die höchsten Kuppeln und Türme der Stadt, sowie eine Reihe der gigantischen, für Florenz so charakteristischen Cypressen gleich riesigen Ausrufzeichen scharf sich abhoben. Nur schwer trennten wir

---

1) Peter Sirius: „Kennst du das Land?" Wander- und Wundertage in Italien und Sizilien. München 1896. S. 34.

uns von diesem zauberischen Bilde und kehrten erst spät heim, als schon in Florenz das elektrische Licht aufblitzte und seinen Schein über eine fröhliche, nach des Tages Last und Hitze behaglich in den Straßen der Stadt schlendernde Bevölkerung ausgoß.

Schon nach kurzem Aufenthalt in Florenz ergreift unser Herz, wie Sirius treffend sagt, „eine ruhige, erhabene Grundstimmung, in der sich ernste Weihe und eine göttliche Heiterkeit seltsam durcheinanderschlingen. Dessen kann man sich wohl gerade in Florenz so recht bewußt werden, und wer dies Bewußtsein hat, wird sich in dieser Stadt gleich merkwürdig heimisch fühlen. Denn eben diese vornehme Ruhe, diese edle, Kunst und Leben, Natur und Sitte durchdringende Erhabenheit scheinen hier recht eigentlich ihre Stätte gefunden zu haben. Blendender wirkt der funkelnde Glanz Mailands, fremder Bolognas romantischer Zauber — in Florenz bau' deine Hütte, Seele, wenn du der Schönheit Quell, den klaren, lautern, in ruhigen, langsamen Zügen still genießen willst."

Das Hauptziel derer, die nach Siena pilgern, ist der herrliche Dom. Dieser Prachtbau, angeblich auf der Stelle eines alten Minervatempels gegründet, thront als Wahrzeichen auf dem höchsten Punkte der Stadt und bildet das glänzendste Zeugnis italienischer Gotik. Seine reich mit Skulpturen verzierte Fassade, nach dem Modell des Giovanni Pisano erbaut, erstrahlt in rotem, schwarzem und weißem Marmor. Dieser äußeren Pracht entspricht das Innere; weißer und schwarzer Marmor, goldgestirnte Gewölbe, herrliche Marmormosaik-Fußböden mit kunstvollen Darstellungen von Scenen aus der heiligen Schrift, dazu die achteckige, aus weißem Marmor gefertigte Kanzel, ein Meisterwerk des Niccolò Pisano, entzücken das Auge des Kunstfreundes. Außer mehreren reich geschmückten Kapellen zieht endlich noch die berühmte Dombibliothek den Fremden an, welche zehn ausgezeichnete Fresken aus dem Leben des Aeneas Sylvius Piccolomini (des Papstes Pius II.) von Pinturicchio und gegen 30 alte mit kostbaren Miniaturen geschmückte Chorbücher enthält. Die Hauptsehenswürdigkeit Sienas nächst dem Dome ist das Haus der heiligen Katharina, die im 14. Jahrhundert lebte und durch ihre Visionen berühmt wurde, unter denen die bekannteste die ihrer Verlobung mit Christus ist.

Ein eigener Zauber liegt über Siena, das von seiner stolzen Höhe im Laufe der Jahrhunderte herabgeglitten, noch heute die Zeugin einer großen Vergangenheit ist, ein Zauber, den Paul Heyses liederreicher Mund in seinen „Versen aus Italien" mit den Worten besungen hat:

„Ich sah dich hellgeschmückt vom jungen Lenz,
Du höchstgetürmte von Toskanas Städten,
Und Blütenbanner friedenvoll umwehten
Die einst'ge Nebenbuhlin von Florenz.

Dein Ruhmesanrecht — nur der Forscher kennt's.
Der Wettstreit ruht; du bist zurückgetreten.
Doch Aug' und Herz der Künstler und Poeten
Bestreiten der Jahrhunderte Sentenz.

Hier folg' ich gerne jener Heil'gen Spuren,
Die rührend edel Welt und Himmel maß
Mit reinstem Blick begnadeter Naturen.

Und wer, der jemals sie geschaut, vergaß
Die andern Wunderwerke dieser Fluren,
Die wonnigen Gestalten Sodomas!" (Fortsetzung folgt.)

Geheimer Rat Franz Wilhelm Kockel.

Ein Gedenkblatt zu seinem 70. Geburtstage.

Von **Otto Lyon.**

Am 6. Januar 1900 feiert ein hochverdienter sächsischer Schulmann seinen 70. Geburtstag. Der Dezernent des sächsischen Volksschulwesens im Kgl. Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts Franz Wilhelm Kockel wurde am 6. Januar 1830 zu Löbau in Sachsen geboren. Er blickt an seinem 70. Geburtstage auf eine arbeitsvolle, aber reich gesegnete Laufbahn im Dienste des sächsischen Schulwesens und damit zugleich der deutschen Schule überhaupt zurück. Noch steht er ungebeugt in der Fülle seiner Kraft, noch hat das Alter ihm seine Spuren nicht aufgeprägt, frisch und rüstig wie ein angehender Fünfziger steht er seinem Amte mit derselben Elasticität und Gewandtheit wie seither vor, unermüdlich widmet er allen Fragen des Unterrichts und des Lehrerstandes, des Volkswohls und des Bildungswesens seinen tiefgehenden und weitgreifenden Anteil, fest und energisch, klar und bestimmt weiß er noch heute wie immer in die Gestaltung des Schulwesens einzugreifen, ideen- und gedankenreich giebt er neue Anregungen und Anstöße auf allen Gebieten seiner weitverzweigten, unendlich schwierigen Verwaltung, mit mildem Herzen und freundlichem Wohlwollen fördert er jedes berechtigte Streben und weiß Kummer und Sorge von manchem Hause hinwegzuscheuchen und Not und Leid zu lindern, wo er nur kann. Überall hat er Vertrauen gesät und Dank und Liebe geerntet. Seine imponierende, hochgewachsene Gestalt, die ein bedeutender Kopf mit mächtiger Stirn und dichtem, kurz geschnittenem Haar krönt, zeigt in ihrer Haltung noch keinerlei Ermüdung oder Abspannung, elegant und sicher bewegt sich der Dezernent des sächsischen Volksschulwesens auf dem Parkett des Hofes wie in den Salons der Residenz. Wahrlich ein gott-

begnadetes Alter, wenn der Siebzigjährige an Geist und Körper, Herz und Gemüt noch den vollen Eindruck eines in der Vollkraft des Lebens stehenden Mannes macht.

Kockel hat als Schulmann eine glänzende Laufbahn durchmessen, wie sie Schulmännern nur selten beschieden ist. Nicht nur daß er sein Amt als Geheimer Schulrat bereits fünfundzwanzig Jahre verwalten durfte, die Huld seines Landesherrn hat ihn auch sonst mannigfach ausgezeichnet: schon 1872, noch als Seminardirektor, empfing Kockel das Ritterkreuz I. Klasse des Civil-Verdienstordens, 1891 wurde er zum Komtur des Albrechtsordens, 1899 zum Komtur des Verdienstordens ernannt, und bereits 1897 verlieh ihm Se. Majestät den Rang und Titel eines Geheimen Rates in der zweiten Klasse der Hofrangordnung, eine Ehre, die bisher im Dienste nur hervorragenden Juristen verliehen worden ist, Geh. Schulräten aber seither nur dann und wann einmal bei der Pensionierung zu teil wurde. Wie der gesamte Lehrerstand Sachsens an diesen Ehrungen eines der Ihren, der von der Pike auf gedient hat, den lebendigsten und freudigsten Anteil nimmt, wie diese Ehrungen Zeugnis davon ablegen, daß die Schule und ihre Vertreter immer größere Anerkennung in den leitenden Kreisen, bei unserem Minister und beim Landesherrn finden, so blickt der gesamte Lehrerstand Sachsens einhellig mit Liebe und Verehrung zu dem hochverdienten Träger dieser Auszeichnungen empor. Sind doch Hochmut und Stolz dem verehrten Manne stets fern geblieben, hat er doch immer sein höchstes Glück in einem lebensfreudigen Schaffen am Werke gefunden, ist er doch bei allen Erfolgen die wahrhaft bescheidene, freundliche, warmherzige und hilfbereite Lausitzer Kernnatur geblieben, als die ihn jeder kennt, der auch nur einmal in seinem Leben ihn sprechen gehört hat. Findet doch der genauere Sprachbeobachter in Kockels ganzer Redeweise manchen Anklang an die Sprache der Lausitz, manches dem Volksleben jener Gegend entlehnte Bild, manches echte Lausitzer Schlagwort und in seiner ganzen humorsprühenden, gemütvollen, stets kurz und knapp den Kern der Sache treffenden, mit wenig Strichen die ganze Sachlage klar beleuchtenden Art zu sprechen ein deutliches Erbe der deutschen Volksart, wie sie gerade in der Lausitz noch so echt und stark erhalten ist.

Diese echt deutsche Kernnatur, verbunden mit hervorragender Begabung, bildet die Grundlage der bedeutsamen Entwickelung, die Kockels Lebensgang genommen, und der wichtigen Dienste, die er dem sächsischen Schulwesen gewidmet hat. Nie ist in ihm die angeborene Natur durch Verbildung, durch die leere Spreu und den Wust toten Wissens verschüttet und erdrückt worden, immer hat seine starke Natur unter steter ringender und vorwärts dringender Selbstthätigkeit jedes neue Wissensgebiet, in das er

eintrat, seinem Kern und Wesen nach erfaßt und in Fleisch von seinem Fleisch und Blut von seinem Blut umgewandelt. Daher ist er auch immer sein ganzes Leben hindurch nie ein fertig Abgeschlossener gewesen, wie der Bildungsphilister unserer Zeit, der mit dem Staatsexamen seinen Studiersack für alle Zukunft zuschnürt und von seiner „Vorbildung“ bis ins hohe Alter sein Geistesleben dürftig ernährt, sondern er ist immer ein Werdender und Suchender geblieben, noch als Mann immer Neues ergreifend, eifrig lernend und umlernend, immer von neuen Gesichtspunkten aus die Welt betrachtend und nach neuen Zielen spähend und strebend. So errang er wie jeder aus dem Volke Aufsteigende unter schweren Lebenskämpfen sich eine gesunde, harmonische Bildung, eine wahre und tiefe Humanität, die ihn befähigten, dem Seminar- und Volksschulwesen Sachsens, unterstützt von hervorragenden Mitarbeitern, das Gepräge seiner Persönlichkeit zu verleihen und es auf die jetzige hohe Stufe zu heben. In dieser fortwährenden siegreichen Herrschaft seiner angeborenen Natur über alles von ihr Aufgenommene, in diesem steten Überwiegen des Eignen über das Angeeignete, in diesem fortgesetzten Werden und Suchen sehe ich das sichere Zeichen einer genialen Natur. Es ist hier nicht Raum dazu, das Wesen der genialen Begabung und deren Unterscheidung von dem wenn auch noch so reich begabten Talent eingehender zu untersuchen. Ich verweise vielmehr auf meine Schrift: „Das Pathos der Resonanz, eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens“[1]), in der ich diese Untersuchung über den Geniebegriff auch im Hinblick auf die Männer der Verwaltung eingehend geführt habe. Man wird daraus ersehen, daß die dort dargelegten Züge der genialen Natur durchgängig auf Männer wie Kockel und ähnliche Erscheinungen in der Verwaltung eines Staates oder einer großen Gemeinde Anwendung finden. Und wie nur dem Fertigen nichts recht zu machen, der Werdende aber für jede Anregung und jede, wenn auch oft unscheinbare Leistung dankbar ist, so ist es auch eine Eigentümlichkeit Kockels, der sich immer als Werdender fand und fühlte, überall jede, auch die bescheidenste Leistung, jeden, wenn auch geringen Fortschritt, jede neue Anregung, auch wenn sie von einem schlichten Dorfschullehrer ausging, jeden neuen Gesichtspunkt, auch wenn er oft in heftigem Streite der Meinungen und zuweilen ohne die rechte Form und den rechten Takt aufgeworfen wurde, zu achten, mit Freude zu begrüßen und in besonnener Weise für das Ganze zu nutzen. Warmherzigkeit paarte sich immer bei ihm mit klarer Besonnenheit und geduldiger Vorsicht. Ein vornehmer Takt nach oben und unten war ihm bei all seinem Handeln durchaus eigen. Seine ausgleichende, vermittelnde Persönlichkeit war wie geschaffen

---

1) Leipzig, B. G. Teubner, 1900.

zum Vorstande eines großen Verwaltungszweiges. In dem allen, wie wir es in Kürze hier darzulegen versucht haben, sehen wir das eigentliche Geheimnis seiner Erfolge.

Als er mit 36 Jahren bereits zum Direktor des Kgl. Seminars zu Dresden-Friedrichstadt berufen wurde, sah es um das sächsische Volksschulwesen vielfach noch recht bedenklich aus. Galt doch noch wesentlich unverändert das Volksschulgesetz vom 6. Juni 1835, das erste Elementarschulgesetz, das Sachsen überhaupt erhalten hatte. Ich brauche hier nur auf den trefflichen Aufsatz des Schulrats Dr. Kühn in der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung 1899, in den Nummern 129 und 130 zu verweisen: „Die Entwickelung des sächsischen Volksschulwesens in den letzten 25 Jahren". Gab es doch noch im Jahre 1874 unter den Volksschulen Sachsens nur 429, die überhaupt einen Lehrplan besaßen; gab es doch damals noch 1046 zweiklassige und 374 dreiklassige Schulen mit nur einem Lehrer; waren doch die Schulhäuser, namentlich auf dem Lande, zum Teil recht dürftiger und ungenügender Natur. Man braucht nur an die 2378 prächtigen Schulhäuser, die Sachsen gegenwärtig für den Bedarf der Volksschule besitzt, zu denken, um den ungeheuren Umschwung zu begreifen, der seit 1874 stattgefunden hat. Im Seminarwesen stand es bei Kockels Eintritt in das Direktorat schon wesentlich besser, hatte doch die neue „Ordnung der evangelischen Schullehrerseminare im Königreiche Sachsen" vom Jahre 1859, die bis 1874 bestand, bereits manchen bedeutsamen Fortschritt, vor allen Dingen im wesentlichen den sechsjährigen Seminarkursus, und auch sonst für Methode und Ausbildung viel Förderliches zur Geltung gebracht. Aber doch gab es auch hier noch viele Wünsche zu erfüllen, und es war vor allen Dingen die Organisationskraft Kockels, die nach und nach immer neue Verbesserungen und Umwandlungen dem Ministerium vorschlug und auch den Erfolg hatte, alle diese Neugestaltungen zunächst im Friedrichstädter Seminar einführen zu dürfen. Erlangte er doch sogar die Genehmigung, von 1870 an gedruckte Jahresberichte über sein Seminar herauszugeben, und somit die Zubilligung einer Einrichtung, die bisher die Gymnasien als ihr eigenstes und heiliges Vorrecht eifersüchtig gehütet hatten. Kockel war ein entschlossener Feind aller und jeder Schablone. Er forderte vor allen Dingen, daß der Lehrer beim Unterricht entwickeln und die Selbstthätigkeit des Schülers anregen und fördern solle. Er verlangte lebendige Anschaulichkeit, Knappheit, Klarheit, Schärfe, Kürze, Bestimmtheit im Unterrichte. Seine eigenen Unterrichtsstunden im Deutschen, in Religion, Pädagogik und anderen Fächern werden noch heute von seinen früheren Schülern als wahre Muster eines lebendigen und anregenden Unterrichts gerühmt. Trotzdem er seinen Schülern größere Freiheiten gewährte, als sie auf anderen Seminaren üblich waren, trotz-

dem er alle kleinlichen Verbote und Disciplinvorschriften grundsätzlich mied, oder vielmehr gerade deshalb (denn nur das Verbotene reizt) war die Disciplin seiner Anstalt musterhaft, und seine Schüler setzten ihre Ehre und ihren Stolz darein, diese Freiheit niemals zu mißbrauchen. Gerade dieses vorzügliche Verhalten der Friedrichstädter Seminaristen, das im Grunde darauf beruhte, daß Kockel seinen Schülern Vertrauen entgegenbrachte und namentlich keinerlei Spioniersystem, weder ein durch Lehrer noch durch Schüler ausgeübtes, duldete, hat in der sächsischen Residenz wesentlich mit dazu beigetragen, die mannigfachen und teilweise nicht unbegründeten Vorurteile gegen die damalige Seminarbildung zu mildern und zu beseitigen. Kein Wunder, daß durch Kockels emsige und unermüdliche Thätigkeit das Friedrichstädter Seminar bald einen Weltruf erhielt und daß hervorragende Pädagogen aus allen Kulturländern der Erde herbeiströmten, um die Einrichtungen des Friedrichstädter Seminars und durch Hospitieren die Unterrichtsmethode kennen zu lernen.

Das Geheimnis der großen Erfolge Kockels als Mitorganisators des sächsischen Seminarwesens sehe ich in seinem Grundsatze, dem Schüler zwar eine abgeschlossene Bildung zu geben, aber doch eine solche, die der Lernende selbst niemals als abgeschlossen betrachten durfte, sondern lediglich als die gesicherte Grundlage zu einer gesunden und selbständigen Weiterbildung. Tief hinein in die Seele des Schülers senkte er das Gefühl: Du mußt für dein ganzes Leben ein Lernender, ein Werdender und Suchender bleiben, wenn du zur Vollendung vordringen willst. So gab er der ganzen Seminarbildung eine geniale Grundlage, die seinem eigenen Wesen entsprang. Nicht auf die Zahl der Fächer, die Menge des Wissensstoffes, die Zahl der Stunden in einem Fache kam es ihm an, sondern auf ausgiebige Ausnutzung jeder Stunde durch die in Knappheit, Kürze und Klarheit vorgehende heuristische Methode und durch die gründliche Vertiefung in ein kleines Gebiet, das aber nach allen Seiten hin voll erfaßt werden mußte. Er sammelte in dem kleinsten Punkte die größte Kraft. Das neue Seminargesetz, das später in Sachsen erlassen wurde, beruht im wesentlichen mit auf Kockels Erfahrungen und Ratschlägen. Wenn auch heute wieder ein Sturm und Drang nach vertiefter und erweiterter Seminarbildung durch die Kreise des Volksschullehrerstandes geht, so kann man nicht dringend genug zur Ruhe, Besonnenheit und geduldigem Prüfen mahnen. Entschieden entgegentreten muß man dem Irrwahne, als ob durch Vermehrung der Fächer und des Wissensstoffes an sich die Seminarbildung gehoben werden könnte. Es könnte vielmehr dadurch, bei der nicht geringen Zeit, die der Seminarunterricht auf die Ausbildung in Pädagogik und praktischer Bethätigung verwenden

muß, sehr leicht eine Verflachung eintreten. Allerdings wird man auf die Dauer dem Einfügen des Französischen in den Lehrplan der Seminare, und zwar einzig und allein unter Beibehaltung des Lateinischen, nicht widerstehen können, aber allen weiteren Plänen möchte ich vorläufig ein wohlgemeintes Halt! zurufen. Möge man die geniale Grundlage der Seminarbildung, wie wir sie oben geschildert haben, nie verlassen. Wenn Unkundige, die niemals die Seminarverhältnisse, -Lehrpläne und den ganzen großartigen Betrieb in diesen Unterrichtsanstalten eingehend studiert haben, auch noch so verkehrte Urteile über die Seminarbildung fällen und mit dem bekannten Bildungsdünkel kleiner Geister und schwach Begabter, die auf ihre Bildung oder vielmehr Vorbildung so stolz sind, lediglich weil ihnen die Erwerbung so schwer und sauer geworden ist, auf den Volksschullehrer herabblicken, so ist es heilige Pflicht des Volksschullehrers, sich durch solche wertlose, wenn auch zum Teil gehässige Urteile nicht den Kopf warm machen und sich aus seiner besonnenen Ruhe zu ungestümen und überspannten Forderungen nach Erweiterung der Seminarbildung hinreißen zu lassen. Besonnenheit und leidenschaftslose Ruhe bilden die Sonne, die alles Große bisher zur Reife gebracht hat. Auch der Volksschullehrer hat durch diese umsichtige Besonnenheit sich vor allem die ehrenvolle Stellung erkämpft, die er heute, wenigstens in Sachsen, einnimmt. Wenn er aber sein Heil statt in der Stärkung einer genialen Naturanlage durch einen innig vertieften und vollständig beherrschten, wenn auch kleineren Bildungsstoff in der ungemessenen Häufung des Wissensstoffs und in der Erlangung einer lediglich abstrakt-gelehrten Bildung sehen sollte, so wird er dadurch die Fähigkeit zu einem wahrhaften Künstler, als den man den Lehrer durchaus auffassen muß, verlieren und vor allen Dingen die Lust zu selbständiger Fortentwickelung in der Wissenschaft, auf die beim Lehrer alles ankommt, durch die Überbürdung mit totem Wissensstoff vollkommen einbüßen. Nur wer selbst immer ein Werdender und Suchender bleibt, kann die werdende und suchende Kindesnatur verstehen und führen. Das ist die geniale Grundlage aller Lehrkunst, und an dieser Grundlage, wie sie durch Kockel begründet worden ist, wollen wir für alle Zeiten, und zwar nicht bloß in Volksschule und Seminar, sondern auch in den Realschulen und Gymnasien festhalten. Wenn Männer wie Treitschke über den Volksschullehrer wie über den Gymnasiallehrer mit gleicher Geringschätzung in wegwerfender Weise geurteilt haben, wenn ein Gustav Freytag von den „Rackers, den Schulmeistern“ spricht, wenn Berthold Auerbach die Seminare verunglimpft u. s. w., so möge man doch solche Urteile als das betrachten, was sie sind: Äußerungen einseitiger Gelehrsamkeit, die mit Scheuklappen durch die Welt läuft, die Dinge daher gar nicht richtig zu

sehen vermag, trotzdem nach bekannten Mustern über alles urteilt, auch über das, was sie gar nicht kennt und versteht. Man kann von solchen, die einst mit Recht für Größen unseres Volkes galten, ruhig sagen: Sie wissen nicht, was sie thun, wenn sie die Männer, die Lehrer verunglimpfen, die ihnen erst unter schweren Kämpfen einzig und allein im Volke die Resonanz verschafften, welche jene Verlästerer des „Schulmeisters" besaßen. Wer liest denn heute noch Treitschke und Freytag? Außer den Lehrern sicherlich niemand, und auf Befehl der Lehrer erst wieder die Schüler. Wer hat den Ruhm Treitschkes und Freytags in unserm Volke verbreitet und durch alle Welt getragen? Nur die Lehrer, die ihre Begeisterung für Treitschke und Freytag von den großen Mittelpunkten in Berlin, Leipzig, Dresden, München u. s. w. bis in die kleinsten Städte, Dörfer und Erdwinkel trugen. Und wenn nun ungezählte kleine und kleinste Geisterchen in ihrem angeborenen Herdengefühle Treitschkes und Freytags Vorwürfe gegen den Lehrerstand nachsprechen, ohne auch nur jemals die Schulverhältnisse anders als einstmals als unreife, urteils- und beobachtungsunfähige Schulbuben kennen gelernt zu haben, so möchte man jedem dieser gedankenlos nachsprechenden Geistchen zurufen: Lern' dieses Volk der Lehrer kennen, Knabe! Möge man sich also durch solche unbesonnene und thörichte Urteile, an denen sich die wahrhaft Großen unseres Volkes nie beteiligt haben, in Lehrerkreisen niemals zu unbesonnenen und ungestümen Forderungen hinreißen lassen. Ein solches Verhalten ist nicht genial, und es wird daher nichts damit erreicht und gewonnen. Wenn sozialdemokratische Abgeordnete im sächsischen Landtage die Bildung der Volksschullehrer aus vollständigem Mangel an Sachkenntnis beschimpft haben, so hat Se. Excellenz Herr Staatsminister Dr. von Seydewitz derartige Beschuldigungen in glänzender Weise zurückgewiesen und die gegenwärtige Seminarbildung in ebenso sachlicher als gerechter Weise verteidigt.

Die Zeit, in der Kockel als Seminardirektor thätig war, gestaltete sich zugleich zu einer Zeit des Sturmes und Dranges für die Volksschule. Man forderte tiefgehende Änderungen, ein neues, den Zeitverhältnissen gerecht werdendes Volksschulgesetz, Aufsicht durch Fachmänner und eine technische Vertretung durch einen besonderen Dezernenten im Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts. Die Wogen des Kampfes gingen hoch; wie immer zu solchen bewegten Zeiten wurde viel Gutes, aber auch viel Thörichtes und Verkehrtes gesprochen und geschrieben, leidenschaftliche Erregung trieb zu Forderungen, die über das Ziel hinausschossen, aber schließlich kam doch etwas Treffliches zu stande, aus der Gärung ging ein guter Wein hervor. Das Ergebnis dieses Ringens und Kämpfens war das neue Volksschulgesetz vom 26. April 1873. Die Durchführung desselben und die ganze neue Ausgestaltung des Volks-

schulwesens war wesentlich das Werk des seit Michaelis 1874 zum vortragenden Rat im Kultusministerium ernannten Kockel, dem dabei vor allem die neu berufenen 25 Bezirksschulinspektoren halfen, die durchweg aus verdienten Schulmännern bestanden und denen von vornherein ein fester Rang in der vierten Klasse der Hofrangordnung (unter Nummer 14) verliehen wurde, während selbst die Gymnasialdirektoren (abgesehen von den Rektoren der beiden Fürstenschulen) damals noch keinen Hofrang besaßen. Innerlich und äußerlich bedeutet das neue Volksschulgesetz für die sächsische Volksschullehrerschaft einen ungeheuren Erfolg. Wenn dieser aber ein bleibender und dauernder wurde, so ist dies hauptsächlich das Verdienst Kockels, der aus den Berichten der Bezirksschulinspektoren, welche ihre Erfahrungen wieder unmittelbar von den Lehrern und aus dem Verkehr mit diesen erhalten hatten, mit scharfem und klarem Blicke das heraushob, was der Volksschule dienlich war, und dann in von ihm bearbeiteten Lehrplänen und Hilfsbüchern für den Unterricht zusammenfaßte.

Wie umsichtig, ruhig und besonnen Kockel auch hier vorging, zeigt der Umstand, daß er seinen Religionslehrplan erst am 27. November 1876, den Lehrplan für die einfachen Volksschulen am 5. November 1878, den Lehrplan für die Fortbildungsschulen, die 1874 erst neu gegründet worden waren, erst am 18. Oktober 1881 erscheinen ließ. Kockel hat stets das allmähliche Werden und Wachsen der neuen Verhältnisse, eine große Summe von Erfahrungen der Lehrer, Direktoren und Bezirksschulinspektoren abgewartet, ehe er den Lehrplan irgend eines Faches oder einer Schulgattung festlegte. Seine Lehrpläne sind aber zugleich bei aller Bestimmtheit in den Grundlinien so gearbeitet, daß der gesunden Weiterentwickelung und der schöpferischen organisatorischen Kraft der Lehrer, Direktoren und Bezirksschulinspektoren hinreichender Spielraum gelassen wird. Auch in Bezug auf die Klarheit, Knappheit und Genauigkeit der Sprache sind diese Arbeiten als musterhafte Leistungen zu bezeichnen. Die neue Gestaltung des Volksschulwesens führte auch zur Herausgabe kleiner Hilfsbücher für den religiösen Memorierstoff, für die neue Rechtschreibung, für die Zeichensetzung und Fremdwörterverdeutschung. So knapp diese Bücher sind, so verraten sie doch einen gründlichen Kenner der Religionswissenschaften und der deutschen Sprachwissenschaft. In einer klaren und sicheren Darstellung ist alles knapp und kurz ausgewählt, was für die Volksschule nötig ist. Diese Bücher fanden aber auch in sämtlichen höheren Schulen Sachsens fleißige Verwendung. Sie kommen so zutreffend in allen Punkten den Bedürfnissen des Unterrichts entgegen, daß man wohl sagen kann, daß sich darin eine ganz hervorragende pädagogische Gestaltungskraft des Verfassers, vor allem aber auch die hervor-

ragende Begabung zum Verwaltungsbeamten offenbart. Denn weniger als litterarische Leistungen, als vielmehr als Ausflüsse der Verwaltungsthätigkeit sind diese Schriften zu beurteilen. Der Verfasser hat es darin verstanden, den unzähligen, allerverschiedensten, oft diametral entgegengesetzten Wünschen der Geistlichen und Lehrer, der Orts- und Bezirksschulinspektoren gerecht zu werden. Seine Sachkunde, Umsicht und Besonnenheit hat die schwierigsten Gegensätze auszugleichen und leidenschaftliche Erregung der streitenden Parteien zu glätten gewußt. Im Verein mit dem Geheimen Regierungsrat Kretzschmar bearbeitete Kockel außerdem noch die dritte Auflage der von dem Staatsminister Dr. von Seydewitz verfaßten Ausgabe des Volksschulgesetzes. Auch in der Aufsicht über die Taubstummenanstalten, die ihm seit 1879 übertragen wurde, hat Kockel gleicherweise wie bei der Volksschule überall Liebe und Verehrung geerntet.

Alle die Errungenschaften Kockels wären aber nicht möglich gewesen, hätte er nicht mächtige Förderer seiner Bestrebungen gefunden, welche seine geniale Kraft erkannten und in genialer Weise zu verwerten verstanden. So verdankt Kockel vor allem dem verstorbenen Kirchen- und Schulrate Dr. Gilbert außerordentliche Förderung. Gilbert hat für das gesamte sächsische Schulwesen eine ganz hervorragende Bedeutung, die einmal eine eingehendere Würdigung verdiente, als es bisher geschehen ist. Für die Volksschule und ihre Entwickelung ist er geradezu ein guter Genius gewesen, und mit innigstem Danke muß jeder Lehrer dieses scharf ins Wesen der Dinge blickenden und darum auch den Volksschullehrer aus seiner früheren Niedrigkeit befreienden Mannes gedenken. Vor allen Dingen sind es aber die beiden Staatsminister Dr. von Gerber und Dr. von Seydewitz gewesen, die immer den Anschauungen und Gedanken Kockels ein geneigtes Ohr liehen und, wie sie oft seiner Thätigkeit neue Anregung gaben und neue Wege erschlossen, umgekehrt aus seinen Vorträgen alles aufnahmen und zu praktischer Verwirklichung führten, was ihnen annehmbar und verwirklichungsfähig erschien. Darum sei auch dieser Männer hier mit ehrendem Danke gedacht.

Kockels 70. Geburtstag wird ihm manche Ehrengabe und manches Zeichen der Liebe und Verehrung bringen. So erscheint von früheren Schülern Kockels eine Festschrift bei Alwin Huhle in Dresden, die unter dem Titel „Franz Wilhelm Kockel, aus dem Leben eines sächsischen Schulmannes“ eine warmherzig und mit liebevoller Hingabe geschriebene Biographie des verdienten Mannes bringt. Daran schließen sich folgende Aufsätze früherer Schüler:

Über das Wesen und die Bedeutung der Methode im Unterrichte. Von Dr. Heinrich Stoerl, Leipzig. — Die Erziehung der Jugend zum

selbständigen Denken und Handeln. Von Ernst Hahn, Dresden. — Religion und Religionsunterricht. Von Direktor P. Schneider, Nossen. — Ansprache an die Konfirmanden Ostern 1895. Von Direktor E. A. Stötzer, Dresden. — Ansprache an die Kinder bei der Weihnachtsbescherung in der Mädchenbeschäftigungsanstalt am 21. Dezember 1894. Von Direktor E. A. Stötzer, Dresden. — Eine Gehaltszulage vor 200 Jahren. Von Direktor Paul Schulze, Dresden. — Zur Neubegründung der Dresdner Volksschule im Beginne des 18. Jahrhunderts. Von Direktor Paul Schulze, Dresden. — Die Entstehung des Gedankens, besondere Schulen für schwachsinnige Schüler zu errichten, und die Art, wie dieser Gedanke in der Nachhilfeschule zu Dresden-Altstadt Verwirklichung gefunden hat. Von Direktor Paul Tätzner, Dresden.

Auch diese Aufsätze sind wertvolle und beachtenswerte Beiträge zur pädagogischen Litteratur.

Wir entnehmen der Festschrift, um zugleich eine Probe ihres lebensvollen Inhaltes zu geben, folgenden anmutigen Zug aus Kockels Leben.

Als Kockel Seminarlehrer in Nossen war, schloß er mit dem späteren Musikdirektor Rudolph, der damals gleichfalls junger Seminarlehrer in Nossen war, einem hervorragenden Musiker, Lehrer und ausgezeichneten Klavier- und Orgelvirtuosen, einen Freundschaftsbund fürs Leben. „Rudolph", so berichtet nun die Festschrift, „gewann für seine Konzerte auch vielfach erste Dresdner Kräfte. So hat die spätere Kammersängerin Alvsleben schon als Mädchen in Nossen gesungen. Nun hatte ein biederer Gutsbesitzer sein Herz an die Diva vollständig verloren, kam eines Tages zu dem ihm befreundeten Rudolph, offenbarte ihm seinen Zustand und fragte, ob er der Sängerin nicht irgendwelches Zeichen seiner Dankbarkeit und Verehrung übermitteln könne. Rudolph meinte, ein Korb der vorzüglichen Kirschen, die in des Gutsbesitzers Garten wüchsen, könnte der Dame wohl Vergnügen bereiten. Nun war aber wieder wegen des Begleitschreibens guter Rat teuer. Da erbarmten sich die beiden Musikfreunde des Gequälten. Kockel dichtete einen allerliebsten Achtzeiler des Inhaltes, daß Absender in seinen Garten kommt und dort die Sperlinge von den Kirschen scheucht, da diese für die Dresdner Nachtigall bestimmt seien. Rudolph setzte die Strophen in Musik. Beim nächsten großen Konzert hatten Dichter, Komponist und Kirschenspender die Genugthuung, das Liedchen aus dem Munde der Dame zu hören, der das originelle Geschenk außerordentliche Freude bereitet hatte."

Mit diesem Hinblick auf den Dank seiner früheren Schüler, die man wohl um einen solchen Lehrer mit Recht beneiden kann, schließen wir unsere kurze Charakteristik des hochverdienten Mannes. Möge ihm

noch ein langes, glückgesegnetes Alter und Segensfülle aus der Höhe in Amt und Haus beschieden sein! Unsere Zeitschrift aber, zu deren gütigen Förderern er von der Begründung an gehört hat, konnte diesen so wichtigen Abschnitt in dem Leben des rastlos thätigen Mannes nicht vorübergehen lassen, ohne ihm den aus der Tiefe des Herzens aufsteigenden Wunsch zuzurufen:

„Möge der achtzigste Geburtstag den frohgemuten Jubilar in gleicher Kraft und Frische schauen!"

Das wahre Lied von der Glocke.

Zum Jubiläum 1799—1899.

Von Prof. Dr. **K. Staedler** in Berlin.

(Schluß.)

Zwei Fragen sind zu beantworten: die nach dem Gegenstande der Darstellung und die nach der Darstellung des Gegenstandes. Wir fragen erstlich: welches das Thema ist desjenigen seiner lyrischen Gedichte, dem Schiller mehr Zeit und Fleiß gewidmet als irgend einem anderen, und: ob dies Thema der aufgewendeten Mühe auch wert sei. Wir fragen ferner: welche poetische Form der Dichter für dieses Thema gewählt, und: wie er sie demselben anzupassen gewußt habe.

1. Alleiniges und ausschließliches Thema des Liedes von der Glocke ist der Meister Glockengießer.

Was nach des Dichters Meinung dem Leser sofort von selbst einleuchten sollte, muß heute, dank der angerichteten Verwirrung, durch mühsame Beweisführung glaubhaft gemacht werden.

Schon der erste Beurteiler Schlegel hat den Meister völlig übersehen. Der die Kreuz und Quere schwatzende „jemand" ist ihm der Dichter, und „der Dichter" weiß ins Glockengießen u.s.w., der „Dichter" bricht die schönen Reden u.s.w., und so ist ihm auch „der idealische Glockengießer" niemand anders als Schiller selbst. Ein Dasein neben dem Dichter gönnten zwar seinem Meister die Goethe, Romberg, Retzsch, aber ein so kümmerliches, daß die Dichtung dabei vielleicht noch mehr Schaden nahm als bei Schlegels Gleichsetzung: das Theater machte ihn zur Marionette, die Musik zu einer amüsanten Baßnote, die Malerei zur Vignette.

Humboldts Schweigen sodann sagt wohl laut genug, daß er Schlegels Auffassung teilt, und Humboldts Nachfolger vermögen nun

ebenfalls den Dichter und sein Geschöpf nicht mehr voneinander zu trennen; nirgends findet sich in den Kommentaren der leiseste Versuch dazu, und Lüben, in seiner reinlichen Weise, spricht es offen aus: „Der Meister ist nichts weniger als ein schlichter Glockengießer; als solcher erscheint er höchstens in den Meistersprüchen, nicht aber in den organisch damit verknüpften Betrachtungen. Es ist der Dichter selbst, den wir uns als hinter dem Meister stehend denken müssen." Auch Evers weiß nichts weiter, als daß Schiller „sein ganzes Gedicht dem bei einem Glockengusse die gesamte Arbeit leitenden Meister in den Mund legt" und daß „im Meister die Einheit der Person ruht" — eine der vielen Einheiten, die er in diesem Gedicht entdeckt hat; und wenn er hie und da einmal zu einem kleinen psychologischen oder sozialpolitischen Exkurs über den Charakter des Meisters verschreitet, so geschieht es doch immer ohne jeden Gewinn für das Gedicht. Bei Wenzig und Wehner jedoch darf man, gemäß ihrer vergeistigten Auffassung der Dichtung, nur die völlige Verflüchtigung des Meisters und Identifizierung mit dem Dichter erwarten; samt jenem verflüchtigt sich sogar die ganze Werkstatt, denn aus der Symbolik des Gedichtes, wie Wehner sagt, stammt auch „die oft unklare, nur andeutungsweise ausgeführte Beschreibung der technischen Vorgänge, die dem Dichter ja nebensächlich, nur ein sinnlicher Halt sind für den Verlauf seiner geistigen Anschauung".

So finden sie sich alle in dem Todesurteil zusammen, die halbblinde Tadelsucht, die ganz blinde Not, die ästhetische Übersichtigkeit und der in Scheuklappen gehende Autoritätsglaube. Eine der lebensvollsten Gestalten und die vielleicht bedeutungsreichste, die Schillers Muse ersann, wird einhellig für ein wesenloses Scheinbild erklärt, für eine hohle Maske, die der Dichter, spaßeshalber, sich vor das Gesicht gebunden.

Die Ungunst des Schicksals hat uns leider jede Äußerung aus Schillers eigenem Munde versagt, die als Zeugnis wider solche Verdunkelungen dienen könnte. Mit Goethe mag er, der bald nach dem Erscheinen des Almanachs nach Weimar übersiedelte, sich mündlich erklärt haben (was Goethe bis 1805 freilich wieder vergessen haben müßte); in Humboldts Briefen, der damals in Paris, Spanien, Rom sich aufhielt, fehlt das Lied von der Glocke ganz, und so auch in des Dichters Antworten; Körner schrieb eine kurze Bemerkung, die zu keiner weiteren Auslassung aufforderte. Nicht einmal Karoline v. Wolzogen hat, trotz mehrfacher Erwähnung des Gedichtes, irgend ein Wörtchen, welches über Inhalt oder Absicht desselben aufklärte gegenüber sich schon immer mehr ausbreitendem Irrtum (sie schrieb erst 1828).

Aber nein, es ist vorhanden, dieses kostbare Wörtchen, ist sogar von Schiller selbst; wie hat man es nur so lange übersehen können! Steht es

doch auch an hochbedeutsamer Stelle, nämlich da, wo der Dichter zum ersten Male seines Gedichtes erwähnt. Am 7. Juli 1797 schrieb er an Goethe, er sei jetzt an sein „Glockengießerlied“ gegangen. Hier haben wir offenbar den echten Titel: es sollte ein Gedicht werden, worin ein Glockengießer die Hauptsache sein würde. Das ist so klar und deutlich gesprochen, wie man es von Schiller gewohnt ist.

Allein schon an den Namen des noch Ungeborenen heftete sich das Unglück, das bislang den Meister verfolgt. Gleich am nächsten Tage (8. 7. 97) schrieb Goethe, der Freund möge „die Glocke“ glücklich zu stande bringen; zwar gewiß nicht in dem bösen Sinne der Späteren, er möge ein Gedicht auf die Kirchenglocken zu stande bringen, sondern in scherzender Anspielung: er möge des Glockengießers Werk rechtzeitig fertig werden lassen; doch aber schon in bedenklicher Unbestimmtheit, ob der Glockengießer nicht am Ende der Dichter selber, der ganze Glockenguß nur Einkleidung und Maske sei. Schiller nahm die scherzhafte Wendung arglos auf (30. 8. 97): er habe keine Zeit für seine „Glocke“ gefunden, die „noch lange nicht gegossen“ sei — nämlich von seinem trefflichen Meister; Goethe aber dürfte nun doch wohl verstanden haben: von Schiller. Denn vierzehn Tage später (12. 9. 97) wiederholt er jene Wendung, die, wenn auch zuerst, so doch kaum noch jetzt in uneigentlichem Sinne gemeint sein konnte: Schiller möchte doch „zu stande kommen mit der Glocke“. Also Dichter und Glockengießer sind nun eins. Schiller, die richtige Vorstellung lebhaft vor Augen, scheint die sich einschleichende Mißdeutung wiederum nicht erkannt zu haben; drei Tage danach (15. 9. 97) giebt er sogar, auf Goethes Benennung eingehend, seinem Gedichte den neuen Titel des „Liedes von der Glocke“ — natürlich immer der von seinem Meister wirklich und leibhaftig, nicht etwa einer von ihm selbst nur scheinbar zu gießenden, selber auch nur scheinbaren Glocke, die bloß als Attrape für einen ganz andersartigen Inhalt zu dienen hätte. Für diesen stark abgeschliffenen, immerhin noch verständlichen Titel schreibt er fortan (noch zweimal: 22. 9. 97 und 12. 8. 99) der Kürze halber „die Glocke“, indem er die bequeme Weise des Freundes acceptiert, keinesfalls jedoch den gefälschten Sinn, den er schwerlich auch nur argwöhnte; sonst wäre Berichtigung und entsprechende Änderung wohl nicht ausgeblieben. Goethe aber spricht, wenige Wochen darauf (14. 10. 97), sogar von der Glocke, die „nur um so besser klingen müsse, als das Erz länger im Fluß erhalten und von allen Schlacken gereinigt“ werde, d. h. je länger Schiller das Gedicht unter der Feder behalte, es durcharbeite, forme und feile: er identifiziert also offenbar — nur nicht für den durch besseres Wissen gegen den Widersinn blinden

Schiller — Glocke und Gedicht, mithin auch Dichter und Glockengießer: wie eben noch heute geschieht.

Unstreitig haben wir an dem Wörtlein „Glockengießerlied" ein vollwichtiges Zeugnis des Dichters selbst über das Thema seines Gedichts. Übersehen haben die Kommentatoren es gerade nicht, aber gar lustig ist, wie sie sich mit diesem all ihre Erklärungen umstoßenden Worte abzufinden wissen. Götzinger erörtert, ein wenig unklar, die Frage, welcher poetischen Gattung das Gedicht einzureihen sei, und erklärt: „Die Sprüche des Meisters bilden zusammen ein Glockengießerlied in abgegrenzter Strophenform; die daran geknüpften Betrachtungen gehören vorzugsweise der Elegie an, erheben sich aber teilweise nach Form und Gehalt zur Ode." Diesen Einfall hat sodann Lüben wörtlich in seine Erläuterung übernommen, während Viehoff, Düntzer u. a. die Sache am besten durch Stillschweigen zu erledigen meinen; dagegen behauptet noch wieder Evers, die zehn Spruchstrophen bildeten eine fortlaufende Reihe von Arbeitssprüchen und somit „eine Art Glockengießerlied", welches die allmähliche Vollendung der Glocke veranschauliche.

Dem einen Worte erging es eben um nichts besser als dem ganzen Gedicht, das man ja gleicherweise als ein Zeugnis des Dichters selbst, ein recht umständliches obendrein, über das von ihm behandelte Thema zu betrachten hat. Ob wir indes die Bezeichnung „Glockengießerlied" vielleicht doch nicht im eigentlichen Wortsinne, sondern nur für einen (bei Schiller sonst freilich wohl kaum begegnenden) lapsus calami nehmen müssen, diese Frage möge eine kurze, stets recht nützliche, hier aber noch von niemand angestellte Erörterung über die Entstehung des Gedichtes entscheiden helfen.

Das Einzige, was wir von der Empfängnis der Uridee wissen, berichtet K. v. Wolzogen, und es ist recht wenig: „Schon bei seinem Aufenthalt in Rudolstadt ging er oft nach einer Glockengießerei vor der Stadt spazieren, um von diesem Geschäft eine Anschauung zu gewinnen." Wenig, wie gesagt, und, was die angedeutete Absicht betrifft, gewiß auch irrig; und dennoch ein Sätzchen gerade so kostbar wie das vorhin besprochene Titelwort; wir brauchen es nur zu ergänzen durch die ebenso lebendige wie anmutige Schilderung, welche die Biographin von jenem schönen Sommer 1788 entwirft.

In diesen Tagen der ersten glücklichen Liebe, wo die Seele allem Guten und Großen williger sich öffnete denn je, so daß sie freudig wahrnahm, woran sie sonst achtlos vorüberging, trat Schiller zuweilen auf dem Spaziergange in eine Gießerwerkstatt am Wege ein und sah dort mit vergnügten Sinnen einen erfahrenen Meister im Kreise geschickter Gehilfen walten, sicherlich als der schon vielgenannte Dichter

gern und mit Ehrfurcht begrüßt. So traf es sich wohl, daß er einmal oder öfter zu dem nicht alltäglichen Schauspiel eines Glockengusses eingeladen ward und Zeuge war, wie der Meister bei dem schwierigen und verantwortungsvollen Geschäfte die Gesellen verständig anleitete und ihnen mit manchem lehrenden, manchem erklärenden Worte ihre Arbeit anwies; vielleicht auch, daß manchmal die Erklärung sich mehr an den vornehmen Gast und Zuschauer richtete.

So lernte der Dichter hier zweierlei Neues: das Verfahren bei Herstellung einer Glocke und — was ihm ungleich wertvoller wird gewesen sein — die achtbare Tüchtigkeit eines klugen Meisters, der die Jüngeren in seiner Kunst übte und unterrichtete und sie gelegentlich wohl auch mit mancher guten Lehre aus einer reichen Lebenserfahrung zu fördern suchte. Er brauchte die ganze Scene nur abzuschreiben, um ein eigenartiges und anziehendes Gedicht zu gewinnen, welches etwa das Handwerk feierte in einer achtungswerten Persönlichkeit und bei einer nicht unwürdigen Arbeit; spiegelt doch gewissermaßen diese Figur des fleißigen, redlichen Handwerksmannes die gesunde Tüchtigkeit des ganzen Volkes wieder. Leicht begreift sich's, daß Schiller, wie Karoline mitteilt, oft mit den Schwestern davon gesprochen als von einer Dichtung, von welcher „besondere Wirkung" zu erwarten sei, und daß er diesem Problem einer Dichtung zum Preise des schaffenden Volkes zwölf volle Jahre nachgehangen, bis ihm die Lösung in dem schönsten seiner Gedichte gelang.

Wir dürfen uns demnach denken, daß auf diesem Wege und in dieser Gestalt die Idee des Gedichts sich dem schöpferischen Geiste zuerst darstellte; man erzählt von Watt vor dem Theekessel, von Newton unter dem Apfelbaum: dieser Schiller aber im Gießhause, den wir Karolinen verdanken, ist sicherlich nicht minder lehrreich. Er lehrt uns, daß sein „Glockengießerlied" wirklich sein sollte, was der Name sagt.

2. Der Meister im Glockengießerliede ist das Ab- und Ehrenbild des deutschen Bürgertums.

In der That, weder Geist noch Herz, weder Wissen noch Erlebnis konnten einen würdigeren Gegenstand liefern, als es hier die nüchterne Wirklichkeit im Verein mit glücklichem Zufall gethan; freilich wollte der Edelstein mit scharfem Blick erkannt und mit sicherer Hand geschliffen sein.

Aus dem einfachen Rudolstädter Glockengießer machte Schiller das Idealbild eines Handwerkers und Bürgers, eine Hochgestalt zugleich des deutschen Volkes.

Nicht unter der Landbevölkerung fand er sein Muster, da diese, obgleich damals noch weit mehr als heute die größere Zahl ausmachend,

doch nicht den geistigen Vorrang behauptet; erst in der engeren Vereinigung des städtischen Lebens entbrennen jene eifernden Kräfte, deren Streit wie deren Bund so Großes wirkt, daß man Kern und Kraft des Volkes in den Städten sucht. Und wiederum wählte Schiller sein Vorbild nicht unter dem müßigen Teile der Stadtbevölkerung, sondern dem arbeitenden, nicht unter dem geistig arbeitenden, auch nicht dem bloß herbeischaffenden Teile, sondern dem schaffenden: im Handwerkerstande. Und er wählte dieses eigentlich nicht, er fand es; der Zufall führte ihn gunstreich zu einem Handwerker, den die überragende Würde seiner Werke an die Spitze aller stellt: nicht dem niedern Alltagszweck des kurzlebenden Einzelnen dienen ja die Glocken, sondern dem heiligen Festgebrauch ewig dauernder Gemeinschaften. In keiner Gestalt konnte mithin die Tüchtigkeit des Volkskerns (jener Zeit) so treffend und zugleich so vornehm verkörpert werden wie in derjenigen dieses Glockengießermeisters.

Mit allen Tugenden, die ein Mann aus der Mitte unseres Volkes haben kann und als Träger der bezeichneten Idee haben muß, hat nun Schiller seinen Meister ausgestattet.

Erfahren in seinem Fache und mit allen Werkregeln wohlvertraut, stellt sich derselbe auch dar als geschickten Lehrer seiner Kunst, dem zahlreiche Gesellen freudig dienen; als einen gesuchten Meister, dem viele und schöne Aufträge zufließen; als begeisterten Lobredner seines Berufes, ganz erfüllt von der hohen und frommen Bedeutung seiner Arbeit; dazu als selbstbewußten Vertreter seines Standes, der sich auch vor Fürsten nicht gering erachtet.

Aber er ist nicht bloß Handwerksmann, er ist auch Mitglied eines Gemeinwesens, hat sich richtige Anschauungen und Urteile gebildet vom Wert, Wesen und Werden städtischer wie staatlicher Vereinigung, erkennt einsichtsvoll die Bedingungen sowie die Segnungen ihres ungestörten Bestandes und weiß über alle diese Dinge seine Ansichten mit klaren, einfachen Worten vorzutragen, so daß wir nicht zweifeln, er werde in seiner Stadt einer der angesehensten Bürger, Zunftmeister und Ratsherr gewesen sein.

Und Mensch endlich ist er. Wenn wir den tüchtigen und fleißigen Handwerker, den wackern, wohlgesinnten Bürger schätzen, so müssen wir diesen guten und treuen Menschen lieben. Schon bei Jahren, hat er sein Leben mit Bedacht gelebt, glücklich an der Seite eines braven Weibes, froh der wohlerzogenen Kinder, des aufblühenden Hauswesens; hat auch wohl schon an der Gattin Grabe geweint; die Schrecken eines Stadtbrandes hat er durchmachen und danach etwa selber den Wohnsitz wechseln müssen und sich wie im Glücke, so auch im Unglück allezeit

wohlbewährt: wie könnte er sonst von alledem so wahr, so freudig sprechen, wie er es thut?

Zu allen diesen Eigenschaften jedoch, die des gemeinen Mannes Ruhm und Zierde sind, fügte der Dichter noch eine, welche diesen Mann unserm Herzen erst recht nahebringt: die echt deutsche Art seines Thuns, Denkens und Empfindens. Im Verkehr mit den Gesellen keine kalte sachliche Miene, keine mürrische oder stolze Wortkargheit, sondern die Gemütlichkeit eines Vaters mit seinen Söhnen, der ihnen die heiße Mühe der Arbeit durch muntere Rede zu erleichtern trachtet und dabei mit treuem Sinne auf die Bereicherung und Klärung der noch unerfahrenen Geister bedacht ist, ja bei der Erinnerung an die eigene schöne Jugendzeit wieder jung zu werden versteht im Kreise der Jungen. In bürgerlicher Beziehung keinerlei Hinneigung weder zu unruhig neuerungssüchtigem Wesen noch zu kriegerischem Auftrumpfen vor anderen Völkern, sondern Liebe zu fester Ordnung und sicherem Frieden, in deren Schutze allein des Volkes schönste Güter, die Arbeit, die Bildung, die Vaterlandsliebe, gedeihen mögen. Endlich innerhalb der Familie welche Treue als Gatte und Vater, welch unermüdliche Sorge für das Wohl der Seinen, des besten Schatzes auf dieser Erde, der für allen Verlust tröstet, für dessen Verlust nichts andres zu trösten vermag. Und über alles dieses eine schlichte, stille Frömmigkeit, die allewege ihr Werk mit dem Aufblick zu Gott beginnt und endet und gewiß auch sonst den Herrn immerdar vor Augen und im Herzen hat, wenn auch nicht auf den Lippen.

Alles dies ist deutsche Sitte, deutscher Sinn und Herzenszug von alters her, diese ernste Gemütlichkeit, diese würdige Friedensliebe, diese selbstlose Hingebung, dieser treuherzige Gottesglaube; erst mit dieser Tugend der Deutschheit wird der tüchtige Mensch, Bürger und Arbeiter uns recht vertraut, erscheint er uns als wahrer und feiner Abdruck unsres eigenen Wesens, als Idealbild des echten deutschen Mannes aus dem Volke, ja unsres Volkes selbst.

Diese Hochgestalt seinem damals, ach, so verachteten Deutschland zur öffentlichen Ehre und heimlichen Freude in einem Gedicht von ganz neuer Schönheit und Zierlichkeit abzubilden, war zweifelsohne Schillers Absicht im Glockengießerliede.

Die Deutschen aber waren blind genug, nichts davon zu merken — wofern man die gedruckten Äußerungen als Meinung des Publikums betrachten darf. Der einzige Körner, in der einzigen von ihm überlieferten Bemerkung über dies Gedicht, urteilte: es könne sich neben Schillers vorzüglichste Gedichte stellen; es sei darin ein „gewisses Gepräge von echt deutscher Kunst, das man selten findet und das manchem bei aller Prätension auf Deutschheit sehr oft mißlingt“. Vielleicht er-

laubt der etwas verschwommene Ausdruck die Annahme, daß Körner einen Hauch ·Seines Geistes verspürt habe. Von da an kein Wort weiter, welches sich nur entfernt in diesem Sinne deuten ließe, weder bei Humboldt noch bei den Humboldtianern, so wortreich und öfters überschwenglich diese Dichtung überall auch gepriesen wird. Nur Evers, der jüngste dieser Descendenz, bietet unter der Überschrift „Vaterländisch-nationale Bedeutung und Volkstümlichkeit" einen verdienstlichen Exkurs, worin zum allerersten Male auch auf diese Seite der Dichtung nachdrücklich hingewiesen wird; leider nur als auf eine Seite neben allerlei andren, nicht als auf das eigentliche und einzige Hauptstück, überdies ohne jeden Zusammenhang mit dem Meister, da auch Evers die alles tragende Mittelsäule für ein bloßes Ornament hält.

Kein Wunder indes, daß die Erklärer die wahre Absicht des Dichters nicht errieten; haben sie doch nicht einmal die zehn Arbeitsstrophen richtig zu charakterisieren gewußt, wenn sie überhaupt sie zu charakterisieren gesucht. Vorwiegend, wo nicht ausschließlich bedacht, über die darin vorkommenden Technica aufzuklären — übrigens eine in Schillers Sinne höchst unnütze, ja schädliche Bemühung —, übersahen sie völlig das, was der Dichter gerade hervorkehren wollte: den milden Ton des väterlich gesinnten Lehrherrn, der über die Beschwerden und Gefahren der Arbeit durch ermutigende Erinnerung, freundliche Belehrung, eine gütig gewährte Erholung, durch Erregung des gemeinsamen Gefühls beim möglichen Mißlingen, beim glücklichen Gelingen, durch freigebig gespendetes Lob und feierlichen Spruch bei der endlichen Vollendung des großen Werkes unablässig hinwegzuhelfen und zu erheben versteht — und dazu den fröhlichen Eifer seiner Schüler und Mitarbeiter als den natürlichen Erfolg und Abglanz so trefflicher Leitung. Anstatt dieses schönen Bildes eines rechtschaffenen Meisters, was fanden die Erklärer? Lüben „Befehle" und eine dazu passende „bestimmte, kräftige Sprache"; Düntzer „Befehle"; Viehoff (letzte Ausgabe) „Befehle"; Evers, überall vollständiger als die Vorgänger, „Zuruf, Befehl, Ermahnung, Warnung, Frage, Ausruf"; die übrigen gar nichts der Rede Wertes. —

Nimmt man also das Lied von der Glocke in dem vorbezeichneten Sinne einer Verkörperung des deutschen Volkes in der Gestalt des ehr- und tugendsamen Handwerksmeisters, so gewinnt man für diese in Schillers gesamter Lyrik einzig dastehende Schöpfung zwei bedeutsame Beziehungen, welche zur Unterstützung jener Annahme beitragen.

Erstlich nämlich stellt sich das Glockengießerlied mit seinen 430 Versen wie ein Zwillingsbruder dicht neben das 481 Verse umfassende Gedicht von den „Künstlern", mit dem es gleichzeitig, in jenem ergebnisreichen Sommer 1788, empfangen ward, obzwar es zu seiner Ausreifung

zehn volle Jahre mehr brauchte, da es ja nicht wie jenes fertige Ideen, sondern noch erst zu machende Erfahrungen zu verarbeiten hatte. Weist schon dies zeitliche Zusammentreffen so ungewöhnlicher Entwürfe auf eine innere Verwandtschaft beider Dichtungen hin, so bekundet sich dieselbe auch in ihrem Inhalt. Dort wird der Künstler über alles andre Volk, sein Beruf über jede andere menschliche Thätigkeit erhoben — hier das Volk selbst und seine Arbeit gepriesen; dort den Jüngern der Kunst aufgetragen, die Würde der Menschheit zu bewahren — hier in einem schlichten Werkmanne die Würde des Volkes dargestellt; dort dem Dichter die Aufgabe zugewiesen, unter der Hülle des Schönen das Gute und Wahre zu verkünden — hier, in Erfüllung eben dieser Aufgabe, unter anmutiger Verhüllung gezeigt, was uns für wahr und gut gilt in den höchsten Angelegenheiten des Lebens. Dort noch die kühle, blendende Allegorie, hier das warme, traute, freudige Leben; dort noch der Aufschwung des von seiner Mission berauschten jugendlichen Künstlers, hier bereits der klare, liebevolle Geist und Ton des gereiften Volksmannes und Volksfreundes. So erscheint das Glockengießerlied wie die entfaltete Purpurblüte an dem grünenden Strauche des Künstlergedichtes, und man hätte sich nur zu wundern, daß von solcher Wechselbeziehung weder Schillers noch irgend eine andere Hand die geringste Kunde hinterlassen, da Karolinens Angabe, daß Schiller „eine besondere Wirkung" erwartete, zu unbestimmt lautet.

Indes eine deutlichere Bekundung fehlt keineswegs; sie liegt in der Schrift „Über Bürgers Gedichte", die Schiller im Winter 1790/91 verfaßte. Auch diese nämlich wirft, gleichwie die „Künstler", ein helles Licht auf das Lied von der Glocke, wofern man es als das Lied vom Glockengießer versteht, ja sie bildet recht glücklich das Band zwischen den beiden großen Dichtungen. Einesteils enthält sie, zurückgreifend, die Anwendung der in den „Künstlern" aufgestellten Kunstforderung auf G. A. Bürger, der in einem Aufsatz „Von der Popularität der Poesie" eine ganz ähnliche Ansicht von dem erhabenen Berufe der Dichtkunst angedeutet hatte; anderenteils, vorausweisend, eine genaue Beschreibung des jener Kunstforderung entsprechenden Gedichtes, die Punkt für Punkt auf das Glockengießerlied zutrifft. Denn da finden wir „die glückliche Wahl des Stoffes": die typische Volksgestalt des Meisters — und „die höchste Simplicität in Behandlung desselben": dieser Meister trägt, im Alltagskleide, sich selber vor. Und dieser Stoff ist gewählt „unter Situationen und Empfindungen, die dem Menschen als Menschen eigen sind": was ist menschlicher als das Wesen und Thun des Volkes? Die Behandlung aber hält alles fern, wozu „Erfahrungen, Aufschlüsse, Fertigkeiten gehören, die man nur in positiven und künstlichen Verhältnissen erlangt",

und ruft vielmehr „den verlorenen Zustand der Natur" zurück: selbst dem Ungelehrtesten ist jedes Wort des Gedichtes verständlich. Hier wird „den Leidenschaften der Liebe, der Freude, der Andacht, der Traurigkeit, der Hoffnung ein reiner und geistreicher Text untergelegt", hier „die erhabenste Philosophie des Lebens in die einfachen Gefühle der Natur aufgelöst" und die „Vernunftwahrheiten in reizender Hülle unter das Volk" gebracht, hier darum auch der Dichter zum „aufgeklärten, verfeinerten Wortführer der Volksgefühle" und sein Gedicht ein echtes Volksgedicht, das nicht allein „den Vortrefflichen" gefällt, sondern „allen ohne Unterschied". Muß nicht diese Charakteristik einer höchst vollkommenen Dichtung, die in vielen Punkten weder auf Homer noch auf Ossian noch auf Shakespeare (die damaligen Hauptvertreter volkstümlicher Poesie), wohl aber in allen auf Schillers eigenes Glockengießerlied zutrifft, muß sie nicht nach eben diesem Liede entworfen sein, das bereits damals in fester, unverrückbarer Gestalt vor des Dichters Seele schwebte?

Aber wir besitzen ja in dem Liede von der Glocke selbst das allerzuverlässigste Dokument: mit seiner Auffassung als Glockengießerlied muß seine Fassung sich in durchgängigem Einklang befinden. Wir gehen also von der Betrachtung des Inhalts zu derjenigen der Form über.

3. Der Gießermeister stellt sich selbst dar in einem Monodram.

Es giebt nichts Einfacheres und Lichtvolleres als den Aufbau des Liedes von der Glocke, wofern man das Thema kennt. Das Gedicht ist, was die Kommentare verschweigen, eine dramatische Scene mit einer sprechenden und mehreren stummen Personen; es scheint, sie fürchteten sich vor dem Widerspruch eines dramatischen „Liedes". Mit Unrecht: das Lied ist ja nicht bloß lyrisch, sondern anerkanntermaßen oft episch — oder was wären denn die Balladen? Oft aber findet es sich auch von (ganz oder fast ganz) dramatischer Anlage bei Schiller wie bei Goethe, und zwar — wenn man von „Hektors Abschied", der „Kindesmörderin", dem „Erlkönig" absieht — gerade in den Jahren 1796 bis 1803. Die „Klage der Ceres" eröffnet diesen Reigen; schnell folgten die „Begegnung", der „Schatzgräber", der „Zauberlehrling", das „Blümlein Wunderschön", der „Junggesell und der Mühlbach" und „Der Müllerin Reue"; weiter die „Erwartung", das „Lied von der Glocke"; späterhin „Kassandra", „Thekla", „Wanderer und Pächterin": der überall, zumal bei Schiller, hervortretende Zug der Ballade zum Dramatischen ist hier vorherrschend geworden und hat sich auch für andre als balladenartige Liedstoffe verwendbar gezeigt. Der Liedcharakter aber wird durch diese

dramatische Formung so wenig beeinträchtigt wie durch die epische, denn längst enthalten die Begriffe Lyrik, Epos, Drama nicht mehr lediglich Merkmale der Form.

Das Glockengießerlied stellt also eine dramatische Scene dar; es ist eine Art (nicht Monolog, sondern) Monodram mit einer größeren Anzahl gemeinsam thätiger Personen und einer Hauptperson, die zu denselben spricht. Diese Hauptperson ist der Meister, und die Scene bezweckt nur, wie so oft auch im Bühnenspiel, die Darstellung des Charakters dieser einen Person.

Freilich handelt es sich hier nicht um die Hervorkehrung solcher Züge, wie sie dem begrenzten Einzelwesen zeitlich anhaften, sondern um die dauernden Grundzüge der Volksnatur. Das diese Darstellung vermittelnde Einzelwesen, der Meister Glockengießer, ward darum zunächst aus demjenigen Stande genommen, der den Kern der Stadtbevölkerungen bildete, und ferner von denjenigen Seiten geschildert, die unsres Volkes Eigenart widerspiegeln. Dieser Mann muß demnach zweierlei vertreten: seinen Stand und sein Volk, beides natürlich gesondert. Jenes geschieht in den zehn Strophen, die ihn in Ausübung seines Berufes vorführen; dieses in den neun Zwischenreden, die seine ganze innere Welt vor uns erschließen.

So, und nicht anders, gehören die strophischen und die unstrophischen Stücke zu einander; so verbunden bilden sie untrennbar ein Ganzes, gleichwie zwei Flügel eines Vogels: die eine wie die andre Gruppe für sich allein genommen, nach Art der Kommentare, die nur äußerlich zusammennähen, bedeutet gar nichts.

Und mehr noch: mit wahrhaft genialem Schlage hat Schiller die beiden sich logisch ergänzenden Gedichtteile auch scenisch zusammengeschweißt, indem er die Zwischenreden ebenfalls als Ausfluß beruflicher Thätigkeit erscheinen läßt, eines Meisters nämlich, der seine Gesellen nicht bloß für die Arbeit, sondern auch für das Leben zu bilden strebt. Eben hierdurch gewann er sich das Recht, die eine mit der anderen Angelegenheit im Texte beständig wechseln zu lassen, bei auffälligstem Wechsel sogar des Rhythmus. Gerade dieser, weit entfernt, zu stören oder zu zerreißen, bewirkt vielmehr eine desto lebendigere Anschauung d r ganzen Werkstattscene, indem er den Leser durch das Ohr jetzt an die thätig bewegte Schar der Arbeitenden, jetzt an das gemütlich ruhige Sprechen und Zuhören der Unbeschäftigten erinnert.

Die Erklärer geben auch hierüber keinerlei befriedigenden Aufschluß. Nicht minder haben sie vergessen anzuführen, daß — von zahlreichen anderen Beispielen abgesehen — ein hübsches Gedicht desselben Dichters, welches in dem nämlichen Almanach fast unmittelbar vor dem Liede von

der Glocke steht — die „Erwartung“ — durch einen ganz gleichen Wechsel des Rhythmus eine ganz gleiche Wirkung hervorbringt, so daß es, in derselben Zeit (1796—99) entstanden, ganz wie ein Seitenstück, ja wie eine Vorbereitung auf die größere Dichtung erscheint. Sogar ihre tiefsinnige dreifädige Naht konnten sie auch hier in optima forma entdecken, die allerdings hier so überflüssig ist wie dort. Bedeutet doch im Glockengießerliede der so sinnfällige Gegensatz von Arbeit und Rede durchaus keine grundsätzliche Verschiedenheit beider, wie etwa sonst im Leben oder gar in der Logik: Handlung ist diese wie jene; der Meister soll sein Wesen ausdrücken als Handwerker, Hausvater, Bürger und thut ersteres wirkend, letzteres beides redend, daher denn diese seine Rede so gut eine That ist wie jenes sein Thun ein Reden. Und damit der Meister desto mehr in ungebrochener Einheitlichkeit dastehe, hat Schiller ihn auch zum alleinigen Redner gemacht, die Gesellen nur zu seinen hörenden und handelnden Gehilfen. Bei so enger und offenkundiger Zusammengehörigkeit der strophischen und der unstrophischen Teile verzichten wir gänzlich auf die Hilfe der drei Fäden, von denen ohnehin nur einer wirklich vorhanden ist.

Schließlich eine kurze Beschreibung des dramatischen Verlaufs, welche die Erklärer, einzig beschäftigt mit ihrem Katechismus der Glockengießerei, sich durchweg erlassen haben.

Folgende sechs Abschnitte oder Akte lassen sich erkennen: 1. Der Meister versammelt frühmorgens die Gesellen um sich im Gießhause — 20 Verse (erste Strophe und erstes Astrophon). 2. Die Metalle werden geschmolzen — 126 Verse (von der zweiten Strophe bis zum vierten Astrophon). 3. Das Glockengut wird in die Form gelassen — 80 Verse (fünfte Strophe und fünftes Astrophon). 4. Die Glocke kühlt ab — 112 Verse (von der sechsten Strophe bis zum siebenten Astrophon); während dieses Zeitraums verläßt alles das heiße Gießhaus, um draußen der abendlichen Kühle und des heiteren Ausblicks in die Feierabendstimmung ringsum zu genießen. Die Abendglocke tönt herüber, und jeder mag sich nach Wunsch ein Weilchen „gütlich thun“, wer nicht etwa vorzieht, bei dem Meister zu bleiben, der auch hier, angesichts der lieblichen Landschaft, ein neues Gespräch anzuspinnen weiß; jedoch nicht um sich zu „plagen“: denn diese Anspielung auf den Arbeitsschluß überhaupt paßt ja nicht auf die anstrengenden Gießtage, die nicht gestatten, die Arbeit vor gänzlicher Beendigung allein zu lassen. 5. Man begiebt sich wieder in das Haus, wo die Außenform zerschlagen wird — 48 Verse (achte Strophe und achtes Astrophon). 6. Die freigelegte Glocke wird geprüft und aus der Grube emporgewunden — 44 Verse (von der neunten Strophe bis zu Ende); hiernach werden die Gesellen entlassen

und das Gießhaus zu später Stunde des Sommertages geschlossen. Es wechselt also zweimal (bei 4. und 5.) die Scene.

Die auffällig verschiedene Länge dieser Abschnitte deutet ebenso verschiedene Dauer der Zeiträume an: am kürzesten (20 bez. 44 Verse) sind der erste und der letzte Abschnitt, die Zeit vor dem Beginn und nach der Beendigung der Arbeit; am längsten und nahezu gleich lang (126 bez. 112 Verse) der zweite und vierte Zeitraum, worin sich die Schmelzung des Gußmetalls und die Kühlung desselben vollziehen; der dazwischen stehende dritte Zeitraum (80 Verse) enthält den Ausguß in die Form und ist der längste nächst den beiden ihn einschließenden, mit etwa zwei Dritteln ihres Umfanges, während der fünfte (48 Verse), die Zertrümmerung und Abräumung des Mantels, wenig über halb so lang ist wie dieser dritte.

Dies alles stimmt trefflich zu dem wirklichen Zeitbedürfnis der innerhalb jedes Abschnittes vorzunehmenden Hantierungen; dasselbe gilt von der Anzahl der jedem Abschnitt zugeteilten Arbeitsstrophen. Der Antritt der Gesellen zur Arbeit, die Auslassung der Gießmasse, die Mantelsprengung (1., 3., 5. Abschnitt) haben nur je eine solche Strophe; drei dagegen die mühsame Metallschmelze (2. Abschnitt). Die Prüfung und die Hebung der Glocke (im 6. Abschnitt vereinigt) erfordern zwei Strophen, und ebensoviele finden wir für die Kühlpause (4. Abschnitt), obwohl auch hier eine einzige genügt hätte, die etwa enthielte, was je die erste Hälfte der sechsten (In die Erd' u. s. w.) und der siebenten Strophe (Bis die Glocke u. s. w.) sagt. Allein diese Anordnung hätte eine übermäßig lange Zwischenrede bewirkt von ca. 120 Versen gegen sonst nur 12 bis höchstens 72; da es nämlich nicht anging, die Kühlzeit durch eine geringere Verszahl vorzustellen, zumal dieselbe ohnehin, der poetischen Ökonomie zu liebe, wider die Wirklichkeit stark verkürzt erscheint, so setzte Schiller in diesen Abschnitt eine zweite Strophe hinein und gewann dadurch den weiteren Vorteil, anstatt einer einzigen Rede zwei mit wechselndem Gegenstande anbringen zu können, wie sein Grundplan es vielleicht erforderte. Es liegt in der That zwischen beiden Reden ein wichtiger Einschnitt des Sinnes, der auch durch den hier stattfindenden Scenenwechsel kräftig betont wird, durch den gemeinsamen Rahmen aber des gleichen Zeitraumes wieder schön verbunden erscheint.

4. Des Meisters Reden haben zum Thema die Glocke, sofern sie überhaupt eins haben dürfen.

Das kleine Drama also, das sich im Liede von der Glocke vor uns abspielt, soll das Charakterbild des Meisters zeichnen, nicht als einer Einzelnatur, sondern als Vertreters der deutschen Volksnatur; und

es soll dies thun nicht vermittels einer tragischen oder komischen Bühnenhandlung — was ein echtes Drama ergeben hätte —, sondern an einer alltäglichen Verrichtung, mittels der bei einer solchen vorfallenden Reden.

Natürlich durften diese Reden nicht in einem Vortrag über deutsche Art und Sitte bestehen, weil es ein ganz unwahrscheinliches Ding sein würde, daß ein Handwerksmeister seinen Gesellen nicht nur einen derartigen, sondern überhaupt einen Vortrag hielte; sie mußten vielmehr, in getreuer Nachbildung der Wirklichkeit, als ganz ungezwungene, ganz ungeplante Äußerungen erscheinen, die von nichts weniger zu handeln schienen, als von dem hohen Thema des Dichters, welches nun einmal kein Werkstättenthema ist. Gewiß, eine schwierige Aufgabe. Indes Schiller hatte zum Glück die Lösung zuerst in der Hand: er fand sie, ungesucht, in der Rudolstädter Gießerwerkstatt, und hinterher auch die Aufgabe zu dieser Lösung.

Er wies seinem Meister, damit auch dieser einen für ihn und für die Situation passenden Gegenstand hätte, das Allernächstliegende zu, die eben zu schaffende Glocke, ließ ihn jedoch in Wahrheit weder über diese Glocke sprechen — was ja wohl bald erschöpft gewesen wäre — noch gar im allgemeinen über die Glocke und ihren Gebrauch zu verschiedenem Behufe — was allenfalls auch der Lehrjunge hätte besorgen können — sondern beschränkte ihn auf eine bloße Anknüpfung, eine gelegentliche Anspielung, um ihn, ohne vorgestecktes Ziel, in bequemer Plauderweise sich ergehen zu lassen. Doch betrachten wir das Einzelne, und zwar zuerst Anfänge und Schlüsse seiner kleinen Reden.

Eine jede derselben nimmt ihren Ausgang von einer während der Arbeit gethanen Äußerung: 1. Das den Meister lobende Werk muß mit angestrengtem Eifer vollführt werden — das mit angestrengtem Eifer zu vollführende Werk sollen gehaltvolle Reden begleiten. 2. Die Metallmischung muß regelrecht hergestellt werden — die daraus gefertigte Glocke soll von der Kunst ihrer Verfertiger zeugen. 3. Der Klang der Glocke muß rein und voll sein — sie soll bei freudigen Anläßen feierlich ertönen. 4. Das spröde Kupfer und das weiche Zinn müssen innig verschmolzen werden — die innige Verbindung der Gegensätze lautet wohl. 5. Die feurige Masse strömt in die gewiesene Bahn — die beherrschte Glut ist nutzbringend. 6. Die Gußmasse ist in die unterirdische Form verschwunden — das Werk ist der Erde übergeben. 7. Für den Meister giebt es keinen Feierabend — alles, Mensch und Tier, begrüßt freudig den ruhespendenden Abend und die Nacht. 8. Die Form muß zerbrochen werden — nur der Meister soll die Form zerbrechen. 9. Das Werk ist trefflich gelungen — kommt alle herbei und sehet! Keine von

allen diesen Reden also knüpft an die vorausgegangene Rede an, weder wissentlich noch unwissentlich, sondern nur an die vorhergehende Strophe.

Denn jede dieser Reden erfreut sich ihres besonderen, bedeutsamen, wirklich abschließenden Schlusses: 1. Mit Bewußtsein schaffen ist des Menschen Gabe und Pflicht. 2. Die Glocke ist die tönende Krone des Schicksals. 3. Die schönste Zeit ist die kurze Liebeszeit. 4. Der Übermut des Glücklichen ist thörichte Sicherheit. 5. Aller Verlust ist gering gegen denjenigen geliebter Menschen. 6. Die Stelle einer Mutter ist unausfüllbar. 7. Furchtbar sind die Leiden des Krieges. 8. Die Vernunftraserei ist alles Bestehenden Untergang. 9. Alles Irdische ist vergänglich. Kraftvoll, Sinn und Gefühl gleichmäßig erregend sind alle diese Schlüsse, die meistens auch eine sehr schöne Metapher auszeichnet; selbst der Schluß des ganzen Gedichtes ist nicht nachdrucksvoller. Sie laden den Gedanken so recht zum Verweilen ein, und gern stellt man sich vor, daß zwischen ihnen und der neu einsetzenden Arbeit eine Pause liegt, worin an den Hörern in Wink und Miene und geflüstertem Wort die Wirkung des Gehörten sichtbar wird.

Zu glauben, daß jedes dieser Schlußworte den kunstgerecht vorbereitenden Übergang zu einem folgenden Teile der Abhandlung bilde, heißt glauben, daß der Meister einen fertigen Vortrag in der Tasche mitgebracht habe, womit denn die ganze hübsche Werkstattscene gründlich verwirrt und verwüstet wäre.

Also der Meister knüpft an, wie der Zufall eben einen Punkt darbietet, und redet, wie der Geist ihn gerade treibt; beides nach Art eines klugen alten Mannes, der bei allerlei Anlaß Gutes und Wahres zu sagen weiß und, ob auch ohne eigentliches Thema, dennoch nicht ohne Ordnung und Ergebnis spricht. Und wie redet er so natürlich, jedem gerade ergriffenen Gegenstande so angemessen: wie mahnt er mit eindringlichem Ernste; wie schildert er mit gerührter Wärme, mit lebendiger Kraft, mit heiterer Klarheit; wie warnt er mit aufwallendem Gefühl und segnet mit feierlichem Schwunge — ganz nach der Weise eines frischen, frohsinnigen Greises!

Und was redet er? Lauter Dinge, die seinen jungen Werkgenossen ebenso nützlich wie faßlich sind: 1. daß man seine Arbeit nicht stumpfsinnig, sondern mit innerer freudiger Teilnahme thun müsse; 2. daß eine Glocke zu bauen doch nichts so Geringes sei; 3. daß dem Menschen kein schöneres Glück blühe als eine reine Jugendliebe; 4. daß im Ehestande aller Segen auf treugemeinsamem Schaffen beruhe; 5. daß auch bei schwerstem äußeren Verluste noch Trost und Kraft geschöpft werde aus der Pflicht, für andere zu sorgen; 6. daß eine geliebte Gattin und Mutter das höchste Gut des Mannes wie der Kinder sei; 7. daß im

Staate zugleich Gesetz und Freiheit herrschen müssen bei äußerem wie innerem Frieden; 8. daß der neueste Versuch, wovon die Zeitungen berichten, durch ungesetzliche Gewalt das Volkswohl zu fördern, gerade das Gegenteil hervorbringe; 9. daß die soeben vollendete Glocke, die Zunge gleichsam des Schicksals, nur Eintracht und Frieden künden müsse.

Von all diesen Reden weist wohl die zweite leicht auf die erste zurück, ebenso die achte auf die siebente und sicher auch die neunte auf die achte; alle andern jedoch, namentlich die vierte, fünfte und sechste, haben eine solche rückwärts weisende Beziehung nicht, wenn man einmal genau hinsehen will: was hätte denn die Paarung der Gegensätze mit der jungen Liebesseligkeit zu thun? was die Kulturmacht des Feuers mit dem Unbestand menschlichen Glückes? was die Unsterblichkeitshoffnung mit der Freude der glücklich Erretteten? Man möchte eher meinen, der Dichter habe durch den so sichtlich abspringenden Gedanken vor falscher Ideenverknüpfung geflissentlich warnen wollen, wenn nicht schon deutliche Anzeichen anderer Art davor bewahrten, welche die Kommentare allerdings übersehen haben, so daß auch dieser Punkt hier einmal erörtert werden muß.

Man denkt sich jene vier Reden, welche die häuslichen Tugenden darstellen (wenn dieser Ausdruck erlaubt ist, um den Gegensatz der bürgerlichen Tugenden zu bezeichnen, die in zwei weiteren Reden behandelt sind), gewöhnlich zu einem Ganzen verbunden durch Einheit der Person. Retzsch war es, der diesen Irrtum in das Gedicht einführte, indem er auf den 25 hierher gehörigen Blättern vermöge durchgängiger Portraitähnlichkeit den Knaben, Weltreisenden, Jüngling und Mann, den Grund- und Handelsherrn, den Abgebrannten, den trauernden Witwer als einen und denselben darstellte; und gerade er hätte durch die Mittel seiner Kunst die Meinung des Dichters so leicht zum Ausdruck bringen können. Ihm sind dann die Götzinger, Viehoff, Rudolph (Schiller-Lexikon), Evers gefolgt, während Düntzer sich auf diesen Punkt nicht einläßt und Lüben die Sache für unentscheidbar hält.

Nun giebt aber Schillers Darstellung die deutlichsten Fingerzeige, daß ein solcher Zusammenhang jener vier Stücke nicht besteht, sondern mit jeder neuen Rede auch Scene und Person sich erneuern. Der „Knabe“ in der dritten Zwischenrede ist augenscheinlich ein Handwerkslehrling, der aus seinem Dorfe zu einem Meister in die Stadt geht und erst nach beendeter Lehr- und Wanderzeit wieder heimkommt; denn auf einen Gymnasiasten und Studenten, einen Handlungslehrling und Geschäftsreisenden oder dergleichen werden die zuhörenden Gießergesellen schwerlich verfallen, auch wenn der „Wanderstab“, der „Brüder“ wilde Reihen es nicht schon verböten. In der vierten Rede dagegen handelt

es sich offenbar um einen Landmann, der klein, etwa als Pächter, anfängt und durch seinen und seines Weibes Fleiß zu ansehnlichem Besitz gelangt; alles deutet hier auf Obstpflanzung (die „duftenden" Laden), Schafzucht, Flachsbau hin, wozu die Schlußworte den Kornbau fügen, nichts dagegen auf Übung eines Handwerks. Die fünfte Rede wiederum führt uns in ein Landstädtchen; der „Mensch", welcher hier bei einem verheerenden Brande all seine Habe verliert, ist sicherlich weder Guts- noch Hausbesitzer, da ein solcher nimmermehr fortziehen könnte, sondern vielmehr ein Gewerbtreibender mehr kaufmännischer Art, etwa ein Bäcker, Gastwirt, Krämer, der in jedem andern Wohnorte eher hoffen darf, sein Fortkommen zu finden, als in dem soeben verarmten. Endlich in der sechsten Zwischenrede befinden wir uns in einer größeren Stadt, wie der „Dom" andeutet, sodann aber auch in einer vornehmeren, gebildeten Familie, etwa eines höheren Beamten, Arztes, Offiziers u. s. w., denn hierauf weisen sowohl die gewählteren Ausdrücke hin, womit der Tod und die Gestorbene bezeichnet sind, als auch besonders der Umstand, daß eine „Fremde" (ein bezahltes Hausfräulein) Kinderpflege und Wirtschaftsaufsicht übernimmt und nicht, wie es in mittleren und unteren Ständen üblich, eine Anverwandte.

So gelangen wir denn auch auf diesem Wege zu der Einsicht, daß irgend ein vorbedachter Zusammenhang, ein planmäßiges Fortschreiten zwischen den Reden des Meisters nicht stattfindet, dieselben vielmehr rechte Eingebungen des Augenblicks sind, ohne einheitliches Ziel und gemeinsames Thema, wie es die Wahrscheinlichkeit der nach dem Leben gezeichneten Scene ja verlangt.

Allerdings (um dies nicht zu übersehen) entsteht auf diese Weise anstatt des abgewiesenen ein ganz neuer und beachtenswerter Zusammenhang dieser vier Stücke nicht nur untereinander, sondern auch mit den beiden folgenden: wie nämlich letztere nicht den Einzelnen, sondern das Volksganze vor Augen stellen, ebenso thun dies nun auch die ersteren. Auch sie führen nicht sowohl einen Einzelnen vor als vielmehr Stände: des Handwerkers, Landmanns, Gewerbtreibenden, Beamten, in der Gestalt eines „Knaben" und „Jünglings", eines „Mannes", eines „Menschen", des zuletzt nicht einmal mehr genannten Witwers. Also erscheint uns auch hier das Ganze des Volkes, nur aufgelöst in seine natürlichen Teile, und jeder derselben poetisch verkörpert in allgemeinster, unbestimmter Einzelgestalt. Dieser Bezug jedoch und Zusammenhang ist so fein angelegt, daß jeder gern zugeben wird, unser Meister habe ihn weder gewollt noch gewußt.

Geht doch die vom Dichter geschaffene Übereinstimmung mit der natürlichsten Wirklichkeit noch viel weiter. Wovon plauderte man denn

in den Werkstätten? Zuerst über die liebe Nachbarschaft: von Braut- und Liebesleuten, von diesem Mann und jenem Weibe, wie sie es treiben im Beruf, im Hause; zu zweit über Glück und Unglück, zumal über letzteres: von Gewitter und Hagelschlag, von Brand und Krankheit und Todesfällen; zu dritt über Politik: von den neuesten Weltbegebenheiten, von Verfassung und Standesvorrechten und besonders von der großen Revolution mit ihren Verheißungen und ihren Greueln. Und Schillers Meister — bringt nicht auch er all diese großen Dinge der Reihe nach aufs Tapet? Freilich alles erhöht und geadelt, wie er selber im Grunde ja auch kein gewöhnlicher Glockengießer ist.

Wenn nun solchermaßen die neun Reden des Meisters nur mit der jedesmal voraufgehenden Strophe, unter sich aber in keinerlei Zusammenhang stehen: wo bleibt dann das Glockenthema? Es droht gänzlich zu entschwinden.

Schillers Thema ist der Meister; des Meisters Thema — der sich ja natürlich nicht selbst zum Thema nehmen kann — mag allenfalls die Glocke sein; nahegelegt wird diese Meinung wenigstens durch die einleitenden Worte: „Laßt uns betrachten, was durch unsere Thätigkeit entsteht" — auch bestätigt durch die alsbald beginnende Betrachtung über die mancherlei Ämter der Glocke; eine Betrachtung, die sogar am Schlusse des Gedichts in höherem Tone wiederkehrt, nachdem inzwischen noch siebenmal des Dienstes der Glocke gedacht worden ist.

Nach schulmäßigen Begriffen genügt es nun freilich nicht, daß man einen Aufsatz mit der Ankündigung beginnt, man wolle, sagen wir einmal, die Verdienste Psammetichs mit Fleiß betrachten, und ihn mit einer erhabenen Lobpreisung desselben Fürsten beschließt, während man dazwischen etwa von der neuesten Erforschung Afrikas handelt und dabei siebenmal den Namen Psammetichs so wunderseltsam einflicht, daß die ihn enthaltenden Sätze ebensogut auch fehlen könnten, dieweil kein Leser die geringste Lücke im Texte wahrnehmen würde — und ganz und gar unglaubwürdig ist es, daß Schiller, in Versen oder in Prosa, eine derartige Abhandlung sollte geliefert haben.

Allein gerade diese durchaus schulwidrige Art der Behandlung, welche unbedingt verbietet, dies Thema dem Dichter unterzuschieben, berechtigt uns, es dem Meister beizulegen, der weder auf dem Gymnasio Dispositionen geübt hat, noch überhaupt einen geordneten Vortrag zu halten gedenkt. Er begnügt sich, seinen Gesellen 1) zu sagen, daß sich bei ihrer Arbeit thörichtes Geschwätz so wenig zieme wie verdrossenes Schweigen, sondern ein verständiges, auf ihr Werk gerichtetes Gespräch; 2) ihnen vorzustellen, wie hervorragend würdig ihr Werk erscheine im Vergleich mit demjenigen andrer Handwerke; 3) an diese und jene unter

der Arbeit fallende Bemerkung mehr oder minder lose eine lehrhafte Gedankenreihe anzuknüpfen und im Laufe derselben, wo schickliche Gelegenheit sich findet, sie jedesmal zu erinnern: Seht, auch hier haben unsere Glocken ein Wörtchen mitzusprechen; 4) am Rande der geöffneten Dammgrube, angesichts der wohlgelungenen Arbeit, durch priesterlich klingenden Weihespruch die Geister zu einer höheren Anschauung zu erheben, indem er ihnen dieses mächtige, gewaltig tönende, sterngleich blinkende Werkzeug fast wie ein belebtes Wesen vorstellt, schwebend zwischen Erde und Himmel, die „Nachbarin des Donners", mit „metallenem Munde", doch „herzlos" und „ohne Mitgefühl", die Begleiterin des Menschenlebens, die Lehrerin der Vergänglichkeit.

Für einen Werkmeister und sein Publikum muß dies als eine durchaus angemessene Leistung gelten, gerade um so angemessener, je weiter von kunstgerechtem, vorbedachtem Aufbau entfernt. Schiller sah gewißlich mit hellen Dichteraugen seinen Meister lebendig vor sich und ließ ihn daher nichts thun, nichts sagen, was ein Mann seiner Art — aus dem Gedicht in die Wirklichkeit übersetzt — nicht thun, nicht sagen könnte.

5. Des Meisters zwanglose Plauderei ist eine planvolle Abhandlung des Dichters.

So tritt sie denn vor uns hin, die Seele des Volkes mit all ihrer Tiefe und Tugend, in der lebensvollen Gestalt dieses Mannes aus dem Volke, in einem anmutig und würdevoll bewegten Bilde, in einer Dichtung zugleich voll natürlichster Wahrheit und verklärenden Aufschwunges und — was hier vor allem wichtig — voll wohlberechneten Bezuges aller Einzelheiten aufeinander wie auf den darzustellenden Gegenstand. Die Fragen alle und Zweifel, womit die Kommentare den achtsameren Leser ängstigen, sind zum Schweigen gebracht, ausgestoßen die zahlreichen Zeugen menschlicher Bedürftigkeit, die nach der bisherigen Deutung dem Gedicht innewohnten, und jetzt erst wird erkennbar, wie unser Schiller sich mit diesem Werke ein überaus herrliches Reis für seinen Ruhmeskranz gepflückt, welches Deutschlands Volk, solange es deutsch verbleibt, mit immer neuer Freude in seiner Rechten erblicken wird.

Allein Schiller hat noch mehr vermocht, und erkennen wir auch dieses, so beugen wir uns erst ganz vor der Feinheit und Kraft seines Geistes: es ist die strenge, gewissenhafte Organisation der Charakter-Reden, d. i. derjenigen sechs, worin die Charakter-Eigenschaften des Meisters zur Darstellung kommen.

Daß sich in diesen sechs Zwischenreden ein von den Erklärern noch niemals enthülltes Kompositionsgeheimnis birgt, hat E. Hasse erkannt

in seiner Abhandlung „Einteilung und Erklärung von Schillers Glocke" (Programm des Gymnasiums zu Bartenstein, 1896). Diese bemerkenswerte Schrift legt einen durchgeführten Parallelismus aller Glieder folgendermaßen dar: es entsprechen einander 1) die dritte Rede (a. „Denn mit der Freude Feierklange ... Die schöne Zeit der jungen Liebe") und von der siebenten die erste Hälfte (b. „Munter fördert seine Schritte ... Wob, den Trieb zum Vaterlande"); 2) die vierte Rede (a. „Denn wo das Strenge mit dem Zarten ... Und das Unglück schreitet schnell") und von der siebenten die andere Hälfte (b. „Tausend fleiß'ge Hände regen ... Wildem Brande schrecklich strahlt"); 3) die fünfte Rede (a. „Wohlthätig ist des Feuers Macht ... Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt") und die achte (b. „Der Meister kann die Form zerbrechen ... Und äschert Städt' und Länder ein"); endlich 4) die sechste Rede (a. „Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde ... Wird die Fremde, liebeleer") und die neunte (b. „Herein, herein ... Daß alles Irdische verhallt").

Der Verfasser sagt von diesen vier Paaren, die ersten drei stimmten „sowohl in ihrer Reihenfolge als auch in ihrer Stellung nebeneinander wunderbar" überein, sobald man den Inhalt berücksichtige, den er folgendermaßen angiebt: 1) a. Das Naturgesetz bestimmt die Vereinigung der Menschen zum ehelichen Bunde; b. die göttliche Ordnung vereinigt die Menschen zur staatlichen Gemeinschaft. — 2) a. Bethätigung des Einzelnen als Mitglied der Familie, aber das Glück kann zerstört werden; b. Bethätigung des Bürgers im Staate, Furcht vor Krieg und Aufruhr. — 3) a. Die Feuersbrunst zerstört des Menschen Habe; b. die Revolution vernichtet den Staat. — Im 4. Paare jedoch klinge a. in einen Grabgesang aus und das Auge bleibe in hoffnungslosem Schmerz der Erde zugewendet, während b. das über die fertige Glocke gesprochene Gebet enthalte und den Blick voll Hoffnung zum Himmel emporrichte.

Die Thatsache der parallelen Gliederung ist richtig, aber Hasses Gegenüberstellungen sind es nicht, was am sichtbarsten bei seinem vierten Paare hervortritt.[1]) Nicht nur muß sich dasselbe mit einem Gegensatze anstatt der Übereinstimmung behelfen, sondern dieser Gegensatz widerstreitet auch den Worten des Gedichtes, welches in der sechsten Rede

---

1) Seine Wahrnehmung eines logischen Parallelismus hat übrigens den Verfasser auf eine seltsame Idee geführt, die er vor allem zu erweisen sucht, daß nämlich das ganze Gedicht nach dem Vorbilde des Chorliedes der griechischen Tragödie gebaut und sogar aus altklassischen Textstellen, die er sämtlich beibringt, zusammengewoben sei. Beides ist Schiller gewiß nicht zuzutrauen, weder eine solche Belesenheit in den Alten noch ein solches Verfahren in seiner Kunst.

nichts weiß von „hoffnungslosem Schmerz", sondern gerade von Hoffnung schöneren Loses, und in der neunten nichts von einem „Blick voll Hoffnung", sondern vielmehr vom Verhallen alles Irdischen; der Rest aber (hier „Grabgesang", dort „Gebet") reicht zur Herstellung einer Korresponsion nicht mehr aus. Wer das wahre Thema der Dichtung kennt, weiß auch, daß die neunte Rede mit den sechs vorhergehenden nicht zusammengefaßt werden darf, wie bei Hasse geschieht. Denn sie stellt den Meister als den in seinem Berufe freudig und sinnig schaffenden Werkmann dar, die anderen hingegen gewähren Einblick in die Grundsätze, die den Hausvater und Bürger charakterisieren; nur diese also können gewissermaßen als Einheit aufgefaßt werden, und auf sie beschränkt sich die Doppelreihe. Dieselbe stellt vielmehr einander gegenüber 1) die dritte Rede (a. „Denn mit der Freude Feierklange ... Die schöne Zeit der jungen Liebe") und von der siebenten [nicht das erste Viertel (Munter fördert ... Gesetzes wacht), welches im Anschluß an die siebente Strophe (Bis die Glocke ꝛc.) lediglich die abendliche Landschaft vor dem Gießhause beschaut und als Übergang zwischen den Hausvater-Reden und den Bürger-Reden steht; sondern] das zweite Viertel (b. „Heil'ge Ordnung, segenreiche ... Wob, den Trieb zum Vaterlande"); 2) die vierte Rede (a. „Denn wo das Strenge mit dem Zarten ... Und das Unglück schreitet schnell") und von der siebenten das dritte Viertel (b. „Tausend fleiß'ge Hände regen ... Ehret uns der Hände Fleiß"); 3) die fünfte Rede (a. „Wohlthätig ist des Feuers Macht ... Und sieh, ihm fehlt kein teures Haupt") und von der siebenten das letzte Viertel (b. „Holder Friede ... Wildem Brande schrecklich strahlt"); endlich 4) die sechste Rede (a. „Dem dunkeln Schoß der heil'gen Erde ... Wird die Fremde, liebeleer") und die achte (b. „Der Meister kann die Form zerbrechen ... Und äschert Städt' und Länder ein").

Nur diese Gliederung entspricht den Worten des Textes, die schon in zahlreichen, mehr oder minder auffälligen Anklängen die zusammengehörigen Stücke bezeichnen; man vergleiche 1) a. „Gebild aus Himmelshöhn" mit b. „Himmelstochter"; a. „flieht der Brüder wilden Reihn" mit b. „den ungesell'gen Wilden"; a. „Errötend folgt er" ꝛc. mit b. „gewöhnt zu sanften Sitten"; a. „O zarte Sehnsucht, süßes Hoffen" mit der ähnlichen Apostrophe in b: „Heil'ge Ordnung" ꝛc.; — 2) a. „reget ohn' Ende die fleißigen Hände" mit b. „Tausend fleiß'ge Hände regen" ꝛc.; a. „Die Speicher, vom Segen gebogen" mit b. „Segen ist der Mühe Preis"; — 3) a. „Aus der Wolke ... ohne Wahl" mit „Holder Friede ... dieser Stadt", wo der gleiche Rhythmus der vier Verse das entsprechende Bild einleitet; a. „Rot wie Blut Ist der

Himmel: Das ist nicht des Tages Glut" mit b. „Wo der Himmel, Den des Abends sanfte Röte Lieblich malt, Von ... Wildem Brande schrecklich strahlt"; — 4) a. „Von dem Dome ... letzten Wege" mit b. „Da zerret ... zur Gewalt", sofern an diesen beiden Stellen das Glockengeläute ausführlicher erwähnt wird als irgendwo sonst; a. „Des Hauses zarte Bande Sind gelöst" mit b. „es lösen sich alle Bande frommer Scheu"; a. „Ach, die Gattin ist's, die teure" mit b. „Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte", wo jedesmal das Bild mit dem Klagelaut eingeleitet wird; a. „An verwaister Stätte" mit b. „Der Gute räumt den Platz". Wie man diese An- und Gleichklänge auch erkläre, ob man glaube, Schiller habe sie absichtlich geschaffen, oder er sei, bei Bearbeitung der gleichartigen Gedichtpartien, unwillkürlich auf gleiche oder ähnliche Worte, Wendungen, Figuren, Rhythmen geraten, immer beweisen sie, daß die Korresponsion der Stücke, worin sie vorkommen, vom Dichter geplant war.

Den bessern Beweis müssen jedoch diese Stücke selbst erbringen, durch ihren Inhalt. Und das thun sie. In zwei großen Massen stehen sie einander gegenüber; die eine (um mit Worten Schillers zu reden) gruppiert sich um „des Hauses zarte Bande", die Familienliebe, die andere um „das teuerste der Bande", die Vaterlandsliebe.

Beide handeln von den wichtigsten Beziehungen des Menschen und den darin waltenden Grundsätzen, und ein zwiefaches Band eben ist es, welches den Mann (natürlich den M a n n, denn der Redende ist einer, und seine Zuhörer sind es auch) mit der Menschheit verknüpft: der Bund des Mannes mit dem Weibe, der „zarte", und der Bund des Mannes mit dem Manne, der „teuerste", beide von der Natur geordnet, jener die Grundlage von Haus, Ehe, Familie, dieser von Gemeinde, Staat, Gesellschaft. So, und nicht anders, ergiebt sich die Zweiteilung.

Innerhalb derselben aber behandelt Schiller je drei Fragen: Wie entsteht dieser Bund? Wie bethätigt er sich? Wie zergeht er? — und beidemale auch doppelte er die mittlere Frage in: Wie bethätigt er sich an und in sich selbst, wirkend? wie nach außen gegen Fremdes, wehrend? Seine Antworten lauten: Der Bund des Mannes mit dem Weibe entsteht durch die Liebe, bethätigt sich wirkend in besitzschaffender Arbeit, wehrend in verlustüberwindender Festigkeit, zergeht durch den Tod des Weibes, das Ende der Liebe; der Bund des Mannes mit dem Manne entsteht durch die einigende Ordnung, bethätigt sich wirkend im Frieden durch einträchtigen Wettbewerb aller, wehrend im Kriege durch gemeinsame Opfer an Gut und Blut, zergeht aber durch die Entzweiung der Bürger, die Auflösung der Ordnung. Der Parallelismus ist so vollständig wie möglich.

Und schön laufen beide Kreise in sich selbst zurück. Der erste betont an hervorragender Stelle des Anfangs („O, daß sie ewig“ 2c.) die Liebe und endigt da, wo der Tod dieselbe gegenstandslos gemacht hat, mit dem Worte liebeleer; dazwischen aber klingt es an bedeutsamer Stelle mehrmals an: „Die Liebe muß bleiben“ ... „Er zählt die Häupter seiner Lieben“. Ganz ähnlich der andre Kreis, wo die Ordnung zuerst bezeichnet wird als „die der Städte Bau gegründet“, während das Schlußwort vom Wahnsinn der Unordnung sagt: „er äschert Städt' und Länder ein“; und auch hier wiederholt sich das leitmotivische Wort an wichtigen Stellen noch zweimal: „von der Dörfer, von der Städte wildem Brande“ ... „Weh, wenn sich in dem Schoß der Städte“ 2c. — In Wahrheit, bewundernd steht man vor diesem sinnreichen Aufbau, wie vor der symmetrischen Formenfülle einer gotischen Domfassade.

Und doch sollte nach des Dichters Willen all dieser Zusammenhang und Zusammenklang sich nicht laut hervordrängen, damit ja nur nicht der Sprechende den Schein eines akademischen Redners annähme, was die ganze Scene entstellen, ja vernichten müßte. Nur dem tiefer hineinblickenden Leser soll er sich zeigen und ihm gewährleisten, daß die hier zu behandelnden Beziehungen vollzählig (es sind ihrer zwei) und lückenlos (nach je vier Gesichtspunkten) und übereinstimmend (in gleicher Fassung und Ordnung der Gesichtspunkte) behandelt sind. Übrigens hat Schiller zur Verhüllung seiner Disposition trefflich geeignete Mittel gefunden, die allerdings ihre Absicht nur allzu gut erfüllten.

Einesteils stellte er von der dritten zur vierten Rede, von der vierten zur fünften, von dieser zur sechsten und noch einmal von der siebenten zur achten, ja auch von der achten zur neunten, einen ganz anderen, oberflächlichen Zusammenhang her: an die Worte „O, daß sie ewig“ 2c. schließt sich gar bequem das „Ach, des Lebens schönste Feier“ 2c. an; ebenso an „Und das Unglück schreitet schnell“ das „Zuckt der Strahl“; an „Ihm fehlt kein teures Haupt“ lehnt sich „Ach, die Gattin ist's, die teure“ 2c., sowie an das „Holder Friede, Süße Eintracht“ 2c. die Schilderung des Bürgerkrieges, und nicht minder gut an den Satz „Gefährlich ist's“ 2c. die Namenschöpfung „Concordia“ samt dem darauf folgenden Friedenswunsche — Zusammenhänge, die sich dem Redenden, der ja seine kaum verhallten Schlußworte noch nicht vergessen hat, ganz natürlich und ungesucht ergeben mußten, die man aber keinesfalls für Anzeichen eines geplanten Vortrages und dessen inneres logisches Band — einen „Faden“ — halten darf, wie die Kommentare uns überreden möchten.

Andernteils dient zur Verhüllung des logischen Skeletts auch die Ungleichheit des Umfangs und der Verteilung bei aller inhaltlichen

Gleichheit der korrespondierenden Stücke: die Reden 1a, 2a, 3a bestehen aus zusammen 162 Versen, die entsprechenden 1b, 2b, 3b aus nur 34 Versen, und letztere drei sind zwischen zwei Strophen zusammengedrängt, während erstere in die Lücken von vier Strophen verteilt sind. Diese Dreiteilung der siebenten Zwischenrede ist bisher vollkommen unbemerkt geblieben. Wem übrigens diese außerordentliche Verkürzung gegen das Gebot harmonischer Abmessung zu verstoßen scheint, der wolle sich erinnern, daß Schiller dieselben Stoffe unlängst zuvor in besonderen Gedichten dargestellt hatte: die Anfänge des Staates im „Eleusischen Fest" (1798), die kulturelle Arbeit der Völker im „Spaziergange" (1795), die Schrecken des Krieges in der „Zerstörung von Troja" (1792); er durfte sich Wiederholungen mithin wohl erlassen, um der höheren Rücksicht zu genügen. Nur die Schilderung der Schreckenstage von Paris war aus seiner Feder noch neu und erhielt breiteren Raum.

Hoffentlich ist es gelungen, den Nebel zu verscheuchen, der unser Gedicht so seltsam unkenntlich machte, und dasselbe so, wie es aus des Dichters Händen kam, unverhüllt und unverstellt, in seiner echten Schöne allen denen zu zeigen, die bereits ungeduldig darnach ausgeschaut. Schon in seiner Entstellung hatte das Lied von der Glocke in allen deutschen Herzen einen Ehrenplatz, in seiner wahren Gestalt nimmt es würdig den Hochsitz ein. Und mit dieser Erhöhung, die ihm von Anbeginn gebührte, feiere es sein erstes Hundertjahrsfest!

Sprechzimmer.

1.

Mord- und Sühnkreuze.

Wer heute beim Betreten der Marienkirche zu Berlin seinen Blick etwas seitwärts wendet, sieht vor dem altertümlichen Thore des Gotteshauses ein einfaches, steinernes Kreuz stehen. Tausende gehen achtlos daran vorüber, und doch weiß der stumme Stein soviel zu reden von Drangsal und Not, von blutiger Rache und grausamer Strafe. Er versetzt uns zurück in die Zeiten des beginnenden vierzehnten Jahrhunderts, da die Berliner, aufs höchste erbittert über die ungerechte Behandlung, die sie von dem Propste Nikolaus von Bernau erfahren hatten, mit Freude die Gelegenheit ergriffen, um den harten Dränger, der im Jahre 1335 zu festlicher Gelegenheit zu ihnen kam, büßen zu lassen. Am Eingange der Marienkirche hauchte der Unglückliche unter den Mißhandlungen der erbitterten Bevölkerung sein Leben aus. Aber die Strafe blieb nicht aus, der Papst schickte die Polen ins Land und

belegte die Stadt mit Bann und Interdikt. Harte Buße erwartete die Aufrührer, als sie sich endlich doch unterwerfen mußten, und zum Andenken an die grauenvolle That mußten sie einen Altar stiften, von dem aus dem Erschlagenen unzählige Seelenmessen gelesen wurden; vor dem Thore der Kirche aber, an der Stelle der Blutthat (nicht wo es heute steht) wurde jenes steinerne Kreuz errichtet, einst viel höher als jetzt, da nur noch das Oberteil sichtbar ist. Aber die Jahrhunderte hat es überdauert und erzählt noch heute von Mord und Sühne.

Es ist nicht das einzige seiner Art. Weit über ganz Deutschland hin ziehen sich diese Kreuze, in den mannigfachsten Formen, von den ältesten christlichen Zeiten an bis in die Reformationszeit, da denn die neue Lehre ganz von diesen äußeren Sühnemitteln absah, die alte Kirche aber allmählich zu dem Gebrauche der noch heute in katholischen Ländern allenthalben üblichen „Marterln" (d. h. Märtyrerbildern) überging. In neuerer Zeit erst hat die Wissenschaft begonnen, sich mit diesen Denkmälern zu beschäftigen, an verschiedenen Orten erfolgen statistische, auch photographische Aufnahmen, ja hie und da, so in Sachsen und Österreich, ist der Staat für ihre Erhaltung und Untersuchung eingetreten. Das Volk freilich hatte sie nie aus dem Auge verloren; mit geheimnisvollem, oft grausigem Sagengewebe umspann es die stummen Zeugen der Vorzeit, benutzte sie als Wahrzeichen für Acker und Feld — wo es nicht ein materialistisch denkender Ortsvorstand neuerer Zeit vorzog, sie zur Erbauung eines Brückensteges, zur Reparatur seines Backofens oder zum Ausflicken des Spritzenhauses zu verwenden. Doch findet man noch heute unter den Flurnamen Deutschlands gelegentlich die Bezeichnung: „Beim steinernen Kreuz", so zweimal ganz in der Nähe der böhmischen Stadt Asch, und von hier ist auch die beste neuere Arbeit über unsern Gegenstand ausgegangen.[1]) Mannigfach sind die Ansichten der Gelehrten über die Kreuze gewesen, das Volk aber sah fast immer in ihnen die Erinnerung an irgend eine blutige That. Und oft wird auch die Sage das Richtige geben. So finden wir in der Nähe von Lessings Vaterstadt Kamenz einen schönen Stein aus späterer Zeit, der die Form des eisernen Kreuzes und mitten darauf eine zierlich geformte Armbrust zeigt. Der Volksmund giebt die wohl allein richtige Erklärung, daß hier im Ausgange des Mittelalters ein Bürger den andern beim Scheibenschießen aus Unvorsichtigkeit getötet habe. Nach dem strengen Worte der Schrift sollte, wer Blut vergossen, auch sein Blut durch Menschenhand verlieren. Ich glaube nicht, daß man den unglücklichen Schützen mit dem Tode

1) Karl Alberti, Bürgerschuldirektor in Asch, Über die Bedeutung der Kreuzsteine, insbesondere des Ascher Bezirkes. Asch 1897. Im Selbstverlage des Verfassers. Preis 40 Pfennig.

bestraft haben wird. Aber er mußte, gewissermaßen ein ins christliche übersetztes altgermanisches Wergeld, mit bedeutenden Kosten — wenigstens für jene Zeit — ein Kreuz errichten lassen zur Strafe und zum warnenden Merkmal für ihn, aber auch zur Beförderung der Seelenruhe des ohne Empfang der Sterbesakramente Verschiedenen, zur Erlösung seiner Seele aus dem Fegefeuer. Und so erkläre ich mir die alte Sitte überhaupt. Man kam im Mittelalter in Verlegenheit, sobald unsere Begriffe „Mord" und „fahrlässige Tötung" in Kollision miteinander traten oder wenn der Thäter ein Mann war, den man nicht so leicht zur Verantwortung ziehen mochte, oder endlich wenn der Verbrecher sich selbst gerichtet hatte. In diesem Falle halfen die Kreuze als Sühnmittel trefflich aus.

Wir wollen noch einige solche Mordkreuze und die damit verknüpften Sagen vorübergehend mustern.

Von dem Kamenzer Armbrustkreuze haben wir bereits gesprochen, aber auch die Gegend von Oschatz, die überhaupt an Kreuzen sehr reich ist, weist zwei Kreuze auf, die in Fällen unvorsätzlicher Tötung von den Thätern errichtet wurden. Daß die Gerichte, nicht die Kirche, solche Kreuzstiftung anordneten, wo sie nicht mit der ganzen Schärfe des Gesetzes einschreiten konnten oder wollten, beweisen uns zwei Stellen in der Altenzellschen Chronik, deren eine dem Totschläger aufträgt, er solle „bestellen in jar und tage eyn steynern kreutze dreyer Ellen lang", nach der andern soll er „ein kreutze setzen, das eines kreutzes wert ist". Auch der ohne Überlegung in der Wut verübte Totschlag wurde auf diese Weise gesühnt. Man sieht noch das Nachwirken der milden, altgermanischen Rechtsanschauungen, die noch nicht durch die blutgetränkte Halsgerichtsordnung Karls V. verdrängt waren. An einem Kreuze der Gegend von Asch haftet die Sage, hier hätten sich einst zwei Mähder mit ihren Sensen bekämpft, bis einer von ihnen tot auf dem Platze blieb. Vielleicht sah das Gericht gerade in dem Erschlagenen den eigentlichen Schuldigen, es nahm an dem Thäter nicht volle Rache, aber es kümmerte sich auch um die Seelenruhe des Toten, und so wurde das Kreuz errichtet. Ja, diese religiöse Besorgnis trat nicht selten geradezu in den Vordergrund und führte bei plötzlichen Unglücksfällen zur Stiftung eines Steines, wie jenes bei Neuberg in Böhmen, der eine Pflugschar aufweist und von dem man erzählt, er sei zum Andenken an einen Schloßknecht gesetzt, der von scheugewordenen Pferden unter dem Pfluge bis an diesen Platz geschleift worden und daselbst schwer verwundet gestorben sei. Im letzten Grunde aber ist die Sitte doch dem Rechtsbewußtsein entsprungen.

Von einem Kreuzsteine der Stadt Plan erzählt man sich eine andere Geschichte. Dort soll einst ein kaiserlicher Offizier ein Bäuerlein erstochen

haben, weil es nicht rasch genug auswich. Der Offizier wurde hierauf seines Ranges für verlustig erklärt und mußte zur Sühne den Stein errichten lassen. In Anbetracht des im Mittelalter bedeutenden Standesunterschiedes, und zumal da man es mit einem kaiserlichen Beamten zu thun hatte, erachtete man wohl die Strafe für ausreichend. Ebensowenig konnte die volle rechtliche Verfolgung bei den wohl sehr häufigen Todesfällen im Duell stattfinden. Auch davon erzählt die Sage, und z. B. bei Gottmannsgrün in Nordböhmen steht ein Stein, von dem berichtet wird, unter ihm liege ein im Zweikampfe gefallener Offizier begraben. Darauf lassen sich vielleicht auch viele der Kreuzsteine zurückführen, die der Sage nach gefallene Offiziere decken sollen. Meist erzählt man von schwedischen Obersten, wie denn auch die Steine in Norddeutschland oft „Schwedensteine" heißen. Unter der Schwedenzeit aber versteht man schlechthin die Zeiten des Dreißigjährigen Krieges. Ihre Erinnerung wurde dann im Volksbewußtsein nicht selten durch die napoleonische Zeit verdrängt, und so wird denn abwechselnd von schwedischen und französischen Offiziersgräbern erzählt. Richtigere Angaben aber umschweben wohl den Stein von Röthenbach bei Asch, bei dem zwei Ritter einander im Zweikampf getötet haben sollen.

Das führt uns auf die Fälle auch von Verbrechen, bei denen der schuldige Teil mit umgekommen war, bisweilen auch durch Selbstmord. In diesem Falle mag wohl die Gemeinde für die Errichtung eines Kreuzes gesorgt haben.

So erzählt eine böhmische Sage: An einem schönen Morgen bewegte sich eine fröhliche Hochzeitsgesellschaft von Mähring nach Asch. Alles war in bester Laune und niemand ahnte Böses, als plötzlich, aus dem dichten Walde, der zu jener Zeit noch bis an die Landstraße reichte, ein junger Mensch sprang, der Nebenbuhler des Bräutigams. Ehe ihn jemand aus dem Hochzeitszuge daran hindern konnte, ermordete er Braut und Bräutigam und dann sich selbst.

Eine ganz ähnliche Erzählung knüpft sich an ein zweites Kreuz bei Kamenz. Ein anderer Fall liegt vor, wenn berichtet wird, zwei Knechte oder Mägde seien miteinander in Streit geraten und hätten sich gegenseitig umgebracht. Also beiden Schuldigen wurde das Kreuz errichtet, ja, wir können sogar Sagen nachweisen, die bei leichtsinnigem, selbstverschuldetem Unglück doch dem Todten die Ruhe im Grabe gönnen und ihm zur Erlösung den Stein setzen lassen.

So erzählt man in Bautzen von einer leichtsinnigen Wette, die ein Bauer aus dem Dorfe Baruth eingegangen war. Er wollte einen ganzen Scheffel Hirse auf seinen Schultern von Baruth nach Bautzen tragen, kam aber nur bis an die Stelle, wo ihm später das Kreuz errichtet ward, und sank tot nieder.

Ähnliches erzählt man in Brambach von einem Mädchen, das zwei Scheffel Gerste in die Mühle und zurück tragen wollte, unterwegs erfror und dann von Wegelagerern erdrosselt wurde; auch ihrem Andenken ist ein Kreuz geweiht.

Wir haben eine beträchtliche Zahl von Sagen aufführen können, die sich an die Sühnkreuze schließen. Nicht immer liegt ihnen ein historischer Kern zu Grunde, ein wirkliches Ereignis, das genau mit dem Berichte übereinstimmte. Aber eins macht sie uns wichtig: sie sind noch aus demselben deutschen Volksgeiste herausgeboren, der einst die Kreuzsteine errichten ließ, sie lassen uns die Stiftung dieser alten Denkmäler von allgemeinen Gesichtspunkten aus verstehen, und in diesem höchsten Sinne sind unsere alten Volkssagen allerdings historisch.

In späterer Zeit ging bisweilen die ursprüngliche Bedeutung der Steine dem Volksgedächtnis verloren. Auch gab man ihnen einen andern Zweck. In weitem Gürtel umzieht die Stadt Asch ein Ring von solchen Kreuzen, die alle nach dem Marktplatze, d. h. der Gerichtsstätte, der Stadt zugekehrt sind, also die Grenze ihrer Gerichtsbarkeit (ursprünglich wohl der ihr zustehenden Macht, die Errichtung solcher Sühnsteine anzuordnen oder überhaupt in Kriminalsachen zu entscheiden) andeuten sollten. Es lag nahe, allmählich diese Grenzbezeichnung auch für die Grenzen von kirchlichen Sprengeln anzuwenden, und glücklich schätzte sich der Bauer, auf dessen Ackerfelde ein solcher Stein errichtet ward; er glaubte es geschützt vor Hagel und bösem Wetter. Die alten Sühnkreuze aber sanken hie und da zu Marksteinen der Felder herab, oder wo sie besonders ins Auge fielen, dienten sie als Versammlungspunkt für Wallfahrer. Ja, wir haben für das Kreuz von Wildstein einen glaubwürdigen Bericht, daß es einst einer französischen Heeresabteilung als Sammelpunkt gedient habe und auf der Generalstabskarte eines französischen Offiziers verzeichnet gewesen sei.

Vielleicht regen diese Zeilen dazu an, auch an anderen Orten, als bisher geschehen, den Kreuzsteinen nachzuspüren. Zur Einführung sei Albertis Schriftchen nochmals angelegentlich empfohlen.

Würzburg. **R. Petsch.**

2.

Bereits = Fast.

Zur Beantwortung der von Herrn J. E. Wülfing in Nr. 11 d. Ztschr. aufgeworfenen Frage kann ich folgenden kleinen Beitrag liefern.

Bald nach meiner im Jahre 1880 erfolgten Übernahme des hiesigen Realgymnasiums hatte ich einen der einheimischen Primaner wegen versäumter Ablieferung eines Aufsatzes zur Rede zu stellen. Auf meine

Vorhaltung antwortete der Jüngling: „Ich bin bereits fertig!", und als ich ihm darauf, wie es mir zunächst lag, bemerkte, daß er die Arbeit, wenn sie wirklich fertig sei, doch sofort abzugeben habe, wiederholte er lediglich seine erste Antwort unter starker Hervorhebung des „bereits", also: „Ich bin bereits fertig, Herr Direktor!" Die scheinbare Dreistigkeit des Inkulpaten, sowie die Miene halbgekränkter Unschuld, mit der er vor mir stand, zogen begreiflicherweise ein kräftiges Wetter auf ihn herab, das er zwar mit gesenktem Haupte, aber doch ohne sichtbare Reue über sich ergehen ließ. Erst die Erklärungen seiner Mitschüler brachten das nötige Licht, und die drückende Spannung löste sich in allgemeiner Heiterkeit.

Mein guter N. N. hatte also gemeint, „er sei fast mit seiner Arbeit fertig", und damit nach Schülerart sein Vergehen in ein milderes Licht rücken wollen.

Seit dieser Zeit ist mir „bereits" im Sinne von „fast" in Stadt und Kreis Reichenbach unzähligemal entgegengetreten. Es lebt hier geradezu im Munde des Volkes, das von seinem Synonym nur widerwillig Gebrauch macht, während die höher gebildeten Kreise es zwar gern verleugnen möchten, aber in unbewachten Augenblicken nicht immer vermeiden. Gedruckt ist es mir allerdings bisher nicht vorgekommen.

Und nun das Interessanteste. Der fragliche Gebrauch war mir, wie der angeführte Vorfall beweist, zunächst vollkommen unverständlich. Dabei aber war ich vor meiner Übersiedelung nach Reichenbach 10½ Jahre nacheinander in folgenden Orten Schlesiens und seiner unmittelbaren Nachbarschaft amtlich thätig gewesen: Görlitz, Ratibor, Rawitsch. Daß unter den Tausenden von Schülern und Schülerinnen, die in dieser Zeit an mir vorübergegangen sind, niemand einen so auffälligen Ausdruck gebraucht haben sollte, wenn er überhaupt in seinem Sprachbereiche lag, ist wohl undenkbar. Aber auch früher, auf einer ziemlich bewegten Lebensfahrt, kann er mir nicht begegnet sein, weder in meiner Heimatprovinz Sachsen noch in dem ihr benachbarten Königreich, weder in Pommern noch bei den Deutschen des slawischen und romanischen Auslandes. Dagegen habe ich ihn 6 Jahre nach der ersten Bekanntschaft wiedergefunden im schlesischen Landeshut.

Der Schluß aus diesen Thatsachen ist einfach. „Bereits" für „fast" ist weder in den bezeichneten Ländern und Landschaften heimisch, noch auch in Schlesien, soweit wenigstens die durch jene obengenannten drei Städte nach Lage und Umfang ziemlich genau bestimmte linke Oderseite in Frage kommt. Auszunehmen aber ist eine dem Nordabhang der Sudeten vorgelagerte Sprachinsel, als deren Endpunkte ich zunächst nur Reichenbach und Landeshut feststellen kann.

Ich hatte bisher an einen der zahlreichen Austriacismen gedacht, die in die südschlesischen Grenzgebiete eingedrungen oder als Spuren früherer politischer Angehörigkeit darin zurückgeblieben sind. Herrn Wülfings Mitteilungen machen eine derartige Annahme hinfällig; aber die zwischen dem äußersten Osten und dem äußersten Westen herrschende Übereinstimmung, die anscheinend durch kein Zwischenglied vermittelt wird, ist um so auffälliger.

Reichenbach i. Schl. **Gustav Weck.**

Lehrplan für den deutschen Unterricht in den lateinlosen Unterklassen der Dreikönigschule (Realgymnasium) Dresden-N., als Entwurf eines Lehrplans für den deutschen Unterricht in den Unterklassen der Reformanstalten und Realschulen. Von Rektor Prof. Dr. Th. Vogel. Leipzig, B. G. Teubner, 1899. VIII und 83 S.

Der vorliegende Lehrplan, dessen erster Teil (Vorwort und Sexta) schon durch das diesjährige Osterprogramm der Dreikönigschule bekannt geworden ist, wird von vielen Seiten mit großer Freude begrüßt werden. Füllt er doch thatsächlich eine Lücke aus, indem er — in Ergänzung der Lehrpläne von Klee (Gymnasium) und Hentschel (Realgymnasium) — vornehmlich denjenigen höheren Unterrichtsanstalten zu dienen berufen ist, welche die grammatische Schulung nicht wesentlich an eine Fremdsprache anschließen können; denn das meist rein analytisch betriebene Französisch, wie es Reformgymnasien und Realschulen in ihren Unterklassen haben, eignet sich dazu entschieden nicht. Fällt aber die grammatische Grundlegung für den gesamten Sprachunterricht in diesen Schulen dem Deutschen zu, so verschiebt sich naturgemäß auch der Schwerpunkt ihres Deutschlehrplans bedeutend nach der Seite der Grammatik hin, und diesem Umstand trägt die Vogelsche Schrift gebührend Rechnung: fast die Hälfte des Umfanges kommt der grammatischen Unterweisung zu. Die Grundsätze, auf denen die Ausführungen des Verfassers ruhen, gehen zum großen Teil auf K. V. Stoy zurück, dessen Andenken darum auch das Buch gewidmet ist. Ihnen gemäß sollen „die allen Schulsprachen gemeinsamen Begriffe und Gesetze nur in der Muttersprache gefunden und festgestellt werden"; alle grammatische Weiterbildung muß sich an das im Schüler vorhandene Sprachmaterial und Sprachgefühl anschließen, das „die mechanische Darbietung ebenso wie die gedächtnismäßige Aneignung des grammatischen Stoffes sorgfältig zu vermeiden" gebietet; die Methode ist dementsprechend die analytische (Anschluß des grammatischen Unterrichts an die Besprechung der Lesestücke); das Interesse der Schüler ist dadurch

zu wecken und zu erhalten, daß „man sie ununterbrochen zur Arbeit heranzieht und sie selbst durch Beobachtung, Zergliederung, Vergleichung und Schlußfolgerung bei Erkenntnis der Sprachgesetze und ihrer Feststellung thätig sein läßt", wobei namentlich auf der untersten Stufe streng heuristisch verfahren wird. — Man sieht, Herbartsche und Hildebrandsche Anschauungen sind hier zu einer schönen Einheit verschmolzen und in den Dienst eines Stoffes gestellt, der seiner Sprödigkeit wegen von manchem Fachgenossen gefürchtet wird. In frischer, Lust erregender Arbeit sollen sich Lehrer und Schüler in die grammatischen Erscheinungen vertiefen, ohne daß — wenigstens in Sexta und Quinta — das Wort Grammatik überhaupt ausgesprochen wird. Ja selbst die Benutzung eines grammatischen Leitfadens oder einer entsprechenden Aufgabensammlung soll unterbleiben, und zwar wird dies mit einer Entschiedenheit gefordert, der wir uns kaum anschließen können[1]), so sehr wir den Grund dafür billigen: bei dem hohen Ziele dieses Lehrfaches ist es nämlich dem Verfasser in erster Linie darum zu thun, daß Lehrer und Schüler zur angespanntesten Aufmerksamkeit und Hingebung an ihre Arbeit gezwungen werden. Die Intensität des Unterrichtsbetriebs kommt auch dadurch zum Ausdruck, daß in regelmäßiger Abfolge (in Sexta allwöchentlich) die Einlieferung einer grammatischen Arbeit (Aufstellung von Mustersätzen, Satzanalyse u. s. w.) in Reinschrift zur Korrektur des Lehrers verlangt wird, ja daß eine solche Ausarbeitung auch als Prüfungsarbeit außer dem üblichen Examenaufsatz geschrieben und zur Gewinnung der Abschlußzensur stark herangezogen werden soll.

Die Stoffauswahl und Stoffverteilung erscheint durchaus zweckmäßig; die Aufsparung der Konjunktive für V. z. B. entspricht dem Gang des französischen Unterrichts, wie ihn die verbreitetsten Lehrbücher dieser Sprache einschlagen. — Höchstens würden wir in Sexta und Quinta das Verb etwas früher heranziehen. Die zur Verarbeitung vorgeschlagene Stoffmasse sollte niemand abschrecken; will sie uns auch für Quarta insbesondere etwas reichlich dünken, weil in dieser Klasse zugleich alles früher Durchgenommene wiederholt und befestigt werden muß, so bleibt doch immer noch die Möglichkeit, manches minder Wichtige bloß zu streifen, so daß alles Bedeutungsvolle zur festen Einprägung gelangen kann. Referent, dem es vergönnt war, als freundlich aufgenommener hospes einer Grammatikstunde in einer Quarta der Dreikönigschule gegen Ende des Jahreskurses beizuwohnen, kann bestätigen, daß die den Gipfel des Grammatikpensums bildenden, wirklich schwierigen Satzumwandlungen

1) Auch uns will nicht recht einleuchten, was für Schaden durch ein solches Hilfsmittel angerichtet werden könnte, sofern es nur richtig vom Lehrer verwendet wird. Die Leitung d. Bl.

(S. 67 flg.) von den Schülern gern und mit schönem Erfolg geleistet wurden. — Die grammatische Auffassung des Werkchens bietet eine Reihe großer Feinheiten, für die wir besonders dankbar sind; ich verweise z. B. auf die Klarlegung der Bedeutung von dennoch und zwar (S. 69 Anm.), auf die Auseinandersetzung über die scheinbaren Nebensätze mit während und mit relativischem Anschluß, namentlich aber auf die eingehende Behandlung des Infinitivs mit zu (S. 56 flg. Anm.). Auf die Kernschen Reformvorschläge geht der Verfasser nicht ein — mit Recht, wie wir meinen. So gewiß die Schule verpflichtet ist, in engster Fühlung mit der Wissenschaft zu bleiben, so sehr muß sie sich hüten, ungeklärte Ergebnisse der Forschung der Jugend zur Verarbeitung anzubieten. Nie darf sie zum Tummelplatz wissenschaftlicher Kontroversen gemacht werden. Muß es nicht die größten Bedenken erregen, wenn Ketzer in seinem Grammatischen Anhang die graphische Darstellung des einfachen Satzes mit Unterordnung des Subjektswortes unter das finite Verb auf Grund der Forderung Kerns giebt, während Wüseke in den Grundzügen der deutschen Grammatik gerade gegen diesen Punkt aufs entschiedenste und nicht ohne schwerwiegende Gründe polemisiert, obwohl er doch sonst mehr als ein anderer von Kerns Neuerungen annimmt? Die Knaben sollen doch nicht etwa von Klasse zu Klasse das, was sie sich angeeignet haben, je nach dem wissenschaftlichen Standpunkt ihrer Deutschlehrer umzulernen gezwungen sein! Aus diesem Grunde erklären wir uns auch einverstanden, daß der Vogelsche Lehrplan in Sätzen wie: Ich weiß es, daß ..., oder: Ich bin im unklaren darüber, ob ... von stellvertretenden Pronomen und Adverbien spricht, die auf die Nebensätze hinweisen. Freilich ist diese Darstellung im Grunde nur da zulässig, wo Pronomen oder Adverb unbeschadet des Sinnes weggelassen werden kann, also nicht bei dem konzessiven trotzdem (S. 62, Nr. 52) und in Sätzen wie: Ich bin dem nicht abgeneigt, was ... Kern bezeichnet alle Nebensätze solcher Art als erläuternde, und das ist logisch kaum anzufechten; sprachgeschichtlich aber trifft es nur für die bei Vogel nicht einwandfrei erklärten Sätze zu. — Sehr glücklich bricht Vogels Schrift mit dem, was sich aus der historischen Grammatik in die Schule eingedrängt hat, bei der Behandlung der starken Verben, indem er alles auf die 3 Formen aba (Präs. und Part. haben gleichen Vokal), abb (Präs. und Prät. haben gleichen Vokal) und abc (die 3 Stammformen haben verschiedene Vokale) zurückführt. Wir möchten raten, ungescheut noch weiterzugehen in dieser Richtung und Verba wie bitten, liegen einfach in die 3. Reihe abc zu stellen. Eine genauere Gruppierung hat für den Schüler, der gerade hierin sich getrost auf seine Sprachbeherrschung verlassen kann, keinen Wert, und eine klare Einsicht wird

erst mit der Kenntnis des Altdeutschen gewonnen. — Das Maßhalten, dessen sich Vogel bei der graphischen Darstellung zusammengesetzter Sätze befleißigt (die Geltung der Nebensätze wird im Satzbild nicht veranschaulicht, sondern besonderer Erörterung vorbehalten), verdient allen Beifall; hingegen möchten wir für Klasse V nicht auf eine graphische Wiedergabe der Struktur des einfachen Satzes verzichten, weil eine solche für die Satzanalyse gleichzeitig eine Vereinfachung und eine Vertiefung bedeutet (vergl. Ketzer und Wüseke a. d. a. O.).

Vielleicht werden manche in dem Buche genauere Anleitung zur Ausnutzung des Lesestückes für grammatische Zwecke vermissen, wie sie etwa in der Form einer ausgeführten Lehrprobe gegeben werden könnte. Aber offenbar will der Herausgeber die Bewegungsfreiheit des Lehrers in keiner Weise einschränken, und jüngere Fachgenossen finden bei Lyon (Lektüre I) in knapper Form, aber doch vollkommen genügend angedeutet, in welcher Weise man eine einzelne grammatische Erscheinung vom Lesestück ausgehend fruchtbringend behandeln kann. Der Gefahr, daß das Lesestück zu stark zerpflückt und dadurch dem Schüler verleidet werden kann, ist sich Vogel wohl bewußt; er warnt deshalb vor zu langem Verweilen bei einer Nummer, und der Lehrer hat sich jedenfalls sein grammatisches Pensum auf möglichst viele Musterstücke zu verteilen. Vogel schreckt deshalb auch nicht davor zurück, selbst die behandelten Gedichte für die grammatische Unterweisung auszubeuten (S. 9), und macht darauf aufmerksam, daß die Schüler von selbst beim Aufsuchen von Mustersätzen mit Vorliebe in die Gebiete der Poesie und der Religion hinübergreifen. Auf dem Standpunkt der Quinta und noch mehr der Quarta hebt dann auch der Verfasser mit allem Nachdruck hervor, daß das Gedicht „als Kunstwerk aufzufassen“ sei, „an das Lehrer und Schüler von vornherein mit einem Gefühl der Sammlung heranzutreten“ haben. Jedenfalls muß hierin der Eigenart des Lehrers freier Spielraum gelassen werden. Das Wesentliche bleibt immer das, daß nach der Stoy-Vogelschen Methode mit dem analytisch-induktiven Betrieb der deutschen Grammatik entschieden Ernst gemacht werden muß. Es führen viele Wege nach Rom, und jedenfalls kann man, wenn man sich zu so intensiver Behandlung des grammatischen Unterrichts entschließt, auch auf anderem Wege (etwa mit Zugrundelegung von Lyons Handbuch oder Böttichers Übungen zur deutschen Grammatik oder auch Gurckes Hauptpunkten) Vorzügliches leisten. Nirgends aber konnten wir bisher eine solche Freudigkeit bei diesem Unterrichtszweig beobachten, wie sie aus Vogels Lehrplan herausklingt. „Es ist eine Lust, Grammatik zu lehren!“ möchte man da ausrufen, und schon aus diesem Grunde fühlt man sich geneigt, den hier ausgebauten Weg einmal zu betreten. Die dabei in

erster Linie in Betracht kommenden Realschulen stehen allerdings einem großstädtischen Realgymnasium in Bezug auf die Güte des Schülermaterials im Durchschnitt bedeutend nach; dafür verfügen sie aber über eine größere Zahl von Unterrichtsstunden (auf alle Fälle in V. über 6 statt 5 im Realgymnasium), und genau genommen ist ja nur der Weg steiler gelegt, das Wegziel selbst nicht nennenswert höher als bisher. Mit feinem Gefühl für den formalen Bildungswert des Sprachstoffes scheidet Vogel vieles von der Formenlehre aus, um desto mehr Zeit für die syntaktischen Erscheinungen zu gewinnen, so daß thatsächlich die größere Belastung auf der einen Seite durch eine wesentliche Erleichterung an anderer Stelle ausgeglichen wird, und sollten schließlich auch die Verkürzung der Nebensätze (über die grammatische Auffassung vergl. man Wendt in Baumeisters Handbuch) sowie der Gliedersatz (S. 63, Kap. III und IV) nach dem Pensum der 3. Klasse abgeschoben werden müssen (der ebenfalls eine Wochenstunde mehr zugemessen ist dem Realgymnasium gegenüber), so wäre das ja kein Fehler — kurz, wir möchten einer versuchsweisen Einführung des Vogelschen Lehrganges und Lehrverfahrens an Realschulen entschieden das Wort reden. Je mehr die Reformbewegung auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts um sich greift, um so mehr fällt die ganze Last der grammatischen Durchbildung des Schülers dem Deutschen zu. — Es sei gleich hier gesagt, daß Vogel selbst in einem Anhang, worin der Lehrplan für die drei Mittelklassen des Realgymnasiums skizziert wird, für III B die Einführung eines knappen grammatischen Leitfadens vorsieht; für die 3. Klasse der Realschule aber muß ein solcher um so bestimmter gefordert werden, da an dieser Stelle die systematische Zusammenfassung des gesamten grammatischen Stoffes notwendig vorgenommen werden muß; denn gerade in den beiden Oberklassen der Realschulen, mit denen die Mehrzahl unserer Schüler den Deutschunterricht fürs Leben abschließt, machen Litteraturgeschichte, Stilistik und Poetik ihre Rechte so nachdrücklich geltend, daß für grammatische Fragen gar wenig Raum übrig bleibt.

Die übrigen Zweige des deutschen Unterrichts behandelt der Vogelsche Lehrplan kürzer, aber nicht minder liebevoll und anregend. Beherzigenswerte Winke verraten überall den erfahrenen Schulmann und Schulleiter, den feinsinnigen Sprachkenner. Besonders wertvoll erscheint uns, was über die Bildung des mündlichen Vortrags (sorgfältigste Behandlung der Leseübungen!) und die Deklamation gesagt ist. Den Schwerpunkt der Leistungen des Deutschunterrichts legt natürlich auch Vogel in die Stilarbeiten; in überzeugender Weise wird dargelegt, wie die Schüler vom Leichteren zum Schwereren zu führen sind; dabei ist eine so große Reihe ansprechender Aufsatzthemen eingestreut, daß sich diese Abschnitte fast zu

einer praktischen Stilschule zusammenschließen. — Am wenigsten Aufmerksamkeit schenkt Vogels Lehrplan der Rechtschreibung, ja er verweist wegen des Genaueren hierüber einfach auf Hentschel; die Schmerzen, die andere Anstalten an dieser Stelle fühlen, scheinen der Dreikönigschule kaum bekannt zu sein. Nach den neuesten Untersuchungen von Schiller (Schiller und Ziehen, Abhandlungen II, 4) ist ja auch auf ein besonderes Heilmittel hierfür nicht zu hoffen: Reihenbildung, sorgsame Gewöhnung des Ohres und Auges muß das Beste thun. Die auf S. 6 empfohlenen Gedächtnisniederschriften von auswendig gelernten Gedichten gefährden m. E. leicht das, was für die Zeichensetzung erarbeitet worden ist — wenigstens auf der untersten Stufe. Die Zeichensetzung könnte noch entschiedener, als es hier und sonst geschieht, in die Grammatik verwiesen werden; nur aus soliden Kenntnissen in der Satzlehre ergiebt sich eine sichere Interpunktion, und jede übersichtliche Wiederholung der Satzteile und Satzarten sollte man zugleich für die Lehre von den Satzzeichen fruchtbar zu machen suchen, wenn es auch die Unterrichtspraxis mit sich bringt, daß ihre Einübung hauptsächlich mit dem Orthographiediktat verbunden werden muß.

Wir haben jedenfalls guten Grund, dem Verfasser dankbar zu sein für den Einblick, den er uns durch die Veröffentlichung dieses Lehrplans in eine vorzügliche Unterrichtswerkstätte und in ihre Arbeit an einem so hervorragenden Punkte gewährt, wie es das Deutsche der Unterklassen ist. Zweifellos werden die dabei gegebenen Anregungen nicht verloren gehen, sondern vielfach weiter verfolgt werden und fördernd wirken.

Auerbach i. V. **Alfred Müller.**

Th. Vogel, Goethes Selbstzeugnisse über seine Stellung zur Religion und zu religiös-kirchlichen Fragen. In zeitlicher Folge zusammengestellt. Zweite Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. VI, 242.

Wem daran liegt, daß die wahre Einsicht in Goethes Wesen und Art, das echte und rechte Verständnis unseres Dichterfürsten immer mehr gewonnen und die Erkenntnis seiner Größe immer klarer, sicherer und inniger werde, der wird es mit lebhafter Freude begrüßen, daß die vorliegende Schrift in neuer Auflage erschienen ist. Wie daraus hervorgeht, daß sie schon viele Freunde gewonnen hat, so wird sie auf ihrem neuen Gange durch die gebildete Lesewelt ganz von selbst neue Freunde werben und erweiterte und vertiefte Anschauung von Goethes innerstem Fühlen und Denken in deren Herzen senken.

Wer sich in unserer Goethelitteratur einigermaßen umgesehen hat, der weiß auch, daß mindestens drei Viertel derselben weniger dem Ver-

ständnis Goethes als der Person des Verfassers der Goetheschrift dienen, indem der Verfasser den Hauptwert auf seine eigene Zuthat legt, durch die er Goethes Aussprüche zu würzen und damit für den litterarischen Feinschmecker erst wahrhaft genußreich zu machen glaubt. Daß solche Goetheerklärer aber, welche Goethe lediglich zum Schemel machen, auf den sie ihre eigene kleine Person stellen, nur das reine Verhältnis zu Goethes Dichtung, zu dem unser Volk nach und nach heranwachsen soll, trüben und stören, diese Erkenntnis fängt doch allmählich an überall aufzudämmern, und die scharfen Worte, welche die Goethephilologie bei der verflossenen Feier zu Goethes Andenken von allen Seiten zu hören bekam, hatte jener große Bruchteil der Goethepriester wohl verdient. Giebt es doch schon längst eine Goethegemeinde eigener Art, nämlich eine solche, die das Goetheverständnis in Generalpacht genommen hat und für die das geistige Bild Goethes nun ein für allemal feststeht, eine Gemeinde, die jeden, der an diesem flachen und unzutreffenden Bilde durch Vertiefung in Goethes Lebenswerk selbst auch nur einen Zug zu ändern sucht, mit fanatischer Wut anfällt wie einen Tempelschänder, der unbefugt in den geweihten Kreis einzudringen gewagt hat. Nur schade daß uns aus diesem aus willkürlich herausgegriffenen Zügen zusammengestoppelten Bilde nicht Goethes, sondern lediglich „der Herren eigener Geist" anblickt. Wenn heute der junge Goethe wiedererstände, er würde wahrhaftig wohl eine seiner kräftigsten Satiren gegen solche „Freunde" schleudern, die in seinen edlen Wein das Wasser ihres eignen „Geistes" gegossen haben.

Wahrhaft wohlthuend wirkt es daher, wenn man von diesem Treiben einer großen litterarischen Meute seinen Blick auf die echte Forschung lenkt, bei der der Forscher in vollster Hingebung und Selbstverleugnung hinter seinem Gegenstande zurücktritt, um diesen in voller Reinheit auf uns wirken zu lassen. Von solchen Büchern haben wir in der Goethelitteratur eine zwar kleine, aber um so wertvollere und gewichtigere Zahl, und das vorliegende schöne Werk Vogels gehört zweifellos zu diesen bedeutsamen Gaben. Hat doch hier sogar der Verfasser völlig auf Zwischenreden und Zwischenbemerkungen zwischen den von ihm gesammelten Selbstzeugnissen Goethes verzichtet, um durch nichts den Eindruck des Goethewortes zu stören. Wenn wir auch diese Enthaltsamkeit und Selbstverleugnung keineswegs als die *alleinige* Art der Goetheforschung hinstellen wollen, sondern die sachliche Aussprache über Goethe und seine Dichtung als notwendig und vollberechtigt anerkennen, so ist es doch sehr heilsam, wenn auch einmal, wie hier, lediglich Goethe selbst zum Worte kommt. In überaus dankenswerter Weise hat Vogel Goethes Äußerungen über Religion und religiös-kirchliche Fragen in seinen Werken, Briefen und

Gesprächen aufgesucht und hier in fünfzehn sachliche Gruppen geordnet, innerhalb deren er die einzelnen Zeugnisse wieder in ihrer zeitlichen Folge giebt. Schon die Gruppen, die Vogel aufgestellt hat, zeigen uns den feinen Sinn des Verfassers und seine Begabung für eine solche Aufgabe. Es sind folgende: a) Der Zug nach der Höhe. b) Gott und Gottesverehrung. c) Gott-Natur. d) Leib und Geist. e) Kämpfen und Wirken. f) Dulden und Entsagen. g) Einkehr und Buße. h) Fortdauer nach dem Tode. i) Des Dichters „Christentum für den Privatgebrauch“. k) Offenbarung. l) Die Wunder. m) Christus. n) Das Urchristentum. o) Die sichtbare Kirche, Lehre und Kultus. p) Kirchengeschichtliches.

Ebenso schwierig war die Aufgabe, für die den Werken entnommenen Stellen immer die Zeit der Entstehung zu ermitteln. Selbstverständlich konnte der Verfasser hier an manchen Stellen nicht über Vermutungen hinauskommen; aber überall ist der für die Zeitbestimmung aus der Goethelitteratur zur Verfügung stehende Stoff mit ungemeiner Sachkenntnis und großer Sorgfalt herangezogen worden. Es ist eine Freude, sich in das schöne Buch zu versenken, und vielen, die Goethe nur als den glänzenden Heiden kennen, wird der Dichter hier als ein ganz Anderer und Neuer erscheinen. Das gesamte geistige und soziale Leben unseres Volkes wird aus Vogels schönem Werke reichen Gewinn ziehen, namentlich aber ist der Freund und Verehrer Goethes dem Verfasser für seine mühevolle und selbstlose Arbeit zu wärmstem Danke verpflichtet. Wie sehr Vogels echt philologisches Verfahren bei den wahren Goetheforschern Beifall gefunden hat, geht auch daraus hervor, daß sein Vorbild Schule gemacht hat. So ist Biedermanns Sammlung von Goethes Gesprächen im Grunde nichts anderes als eine solche Zusammenstellung von Selbstzeugnissen, und erst vor wenig Monaten hat Otto Pniower in einem wertvollen Buche Zeugnisse und Exkurse zur Entstehungsgeschichte von Goethes Faust in zeitlicher Folge gesammelt.

Die neue Auflage des vorliegenden Werkes enthält nur geringfügige Änderungen. Dankenswert sind namentlich die alphabetischen Register, die der Verfasser dieser Auflage beigefügt hat. Ganz besonders für den deutschen Unterricht ist das Buch eine reiche Fundgrube. Es gehört in die Hand jedes deutschen Lehrers. Ich habe es in Oberprima fast in jeder Goethestunde benutzt und weiß, was ich ihm verdanke. Das Werk ist mir aber nicht nur als Hilfsmittel für den Unterricht lieb und wert, es ist mir schon lange zu einem treuen und unentbehrlichen Führer durchs Leben geworden. Ich wünsche nur, daß es auch recht vielen anderen solche Dienste leisten möge.

Dresden. **Otto Lyon.**

Kleine Mitteilung.

Das 50jährige Jubiläum einer litterarisch=kritischen Zeitschrift. Am Ende dieses Jahres vermag das Litterarische Centralblatt für Deutschland, welches 1850 von Friedrich Zarncke begründet wurde, auf eine 50jährige Thätigkeit zurückzublicken. Diesen Erfolg verdankt das Blatt vor allem seiner unermüdlichen Thätigkeit und dem gewissenhaften Festhalten an seinen altbewährten Prinzipien: dem Publikum ein treues Bild der gesamten Litteratur, sowie des geistigen Lebens im deutschen Sprachgebiete zu geben. Bei der gewaltig anwachsenden Menge der litterarischen Produktion ist das Litterarische Centralblatt von Jahr zu Jahr umfangreicher geworden und hat sich neuen aussichtsvollen Gesichtspunkten erschlossen. Vom 1. Januar 1900 ab wird über die moderne schöne Litteratur in einer besonderen Beilage eingehender zweimal monatlich berichtet werden. Diese Beilage ist berufen, die leider eingegangenen „Blätter für Litterarische Unterhaltung“, deren Mitarbeiter fast sämtlich an dem neuen Unternehmen thätig sein werden, zu ersetzen, was bei dem billigen Abonnementspreis von M. 6.— jährlich (Preis für Hauptblatt und Beilage zusammen M. 7.50 vierteljährlich) zweifellos einen großen Leserkreis zum Halten des Beiblattes veranlassen wird. Die Jubiläumsnummer des „Litterarischen Centralblattes“ (Nr. 1 Jahrg. 1900) wird ein vollständiges Mitarbeiter=Verzeichnis, sowie ein Bild Friedrich Zarnckes enthalten. Probenummern beider Blätter liefert jede Buchhandlung, sowie gratis und franko die Verlagsbuchhandlung von Eduard Avenarius in Leipzig.

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1899. Nr. 12. Dezember: Meyer, Deutsche Volkskunde, bespr. von Schullerus. — Warkentin, Nachklänge der Sturm= und Drangperiode in Faust=Dichtungen des 18. und 19. Jahrh., bespr. von Drescher. — Uhland, Gedichte. Vollst. krit. Ausgabe von Er. Schmidt und J. Hartmann, bespr. von Bohnenberger. — Heilig, Grammatik der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes, bespr. von Horn. — Horn, Die Deutsche Soldatensprache, bespr. von Golther.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 2. Jahrgang 1899, III. u. IV. Bandes 9. Heft. I. Abteilung (3. Band). Das österreichische archäologische Institut und seine Zeitschrift. Von Prof. Dr. Franz Studniczka in Leipzig. Probleme in der Walthariusforschung (Schluß). Von Oberlehrer Dr. Karl Strecker in Dortmund. II. Abteilung (4. Band). Die älteste deutsche Zeitschrift für höheres Schulwesen. Von Gymnasialoberlehrer Dr. Ernst Schwabe in Meißen. Die Pädagogik der Jesuiten und der Pietisten (Schluß). Von Pfarrer Dr. Georg Mertz in Bahlingen (Baden). Individualgeist und Gesamtgeist. Von Dr. August Messer in Gießen.

—— 10. Heft: I. Abteilung (3. Band). Die Stellung der arbeitenden Klassen in Hellas und Rom. Von Oberlehrer Dr. Friedrich Cauer in Friedeberg i. d. Neumark. Zum Macbeth Shakespeares, Schillers und Davenants. Von Oberlehrer Dr. Carl Steinweg in Halle a. S. II. Abteilung (4. Band). Ästhetische und ethische Bildung in der Gegenwart. Von Geh. Reg.=Rat Prof. Dr. Wilhelm Münch in Berlin. Die älteste deutsche Zeitschrift für höheres Schulwesen. (Schluß). Von Gymnasialoberlehrer Dr. Ernst Schwabe in

Meißen. Ludwig von Strümpell. Von Dr. Alfred Spitzner in Leipzig-Gohlis. Bemerkungen zum Anschauungs- und Kunstunterricht auf dem Gymnasium. Von Oberlehrer Dr. Gerhard Schultz in Steglitz b. Berlin.

Alemannia. 27. Jahrg., 1. u. 2. Heft. Neue Weistümer des Gotteshauses und der Gotteshausleute von Amorbach. Von Archivar Dr. P. Albert, Freiburg i. B. Zum Begharden- und Beghinenstreite in Basel zu Beginn des 15. Jahrhunderts. Von P. M. Straganz, Hall, Tirol. Eine Teufelsaustreibung aus dem Jahr 1701. Mitgeteilt von Bibliothekar Dr. F. Pfaff, Freiburg i. B. Eine bisher unbekannte Schrift Daniel Zangenrieds. Von Lic. Dr. O. Clemen, Zwickau. Die Flugschrift: Von den vier größten Beschwernissen eines jeglichen Pfarrers (1521). Von Lic. Dr. O. Clemen, Zwickau. Ein Brief über die Verhältnisse im Elsaß von 1611. Von Prof. Ph. Ruppert, Freiburg i. B. Die Euphemismen und bildlichen Ausdrücke unserer Sprache über Sterben und Totsein und die ihnen zu Grunde liegenden Vorstellungen. Von Dr. F. Wilhelm, Jena. Mittwoch = Wodanstag. Von Gymnasiallehrer Dr. J. Miedel, Memmingen. Von dem leben, von dem tode und von der welt. Herausgegeben von Bibliothekar Dr. F. Pfaff, Freiburg i. B. Altdeutsche Segen aus Heidelberger Handschriften. Veröffentlicht von Prof. O. Heilig, Kenzingen. Sprichwort und Lebensklugheit aus dem 18. Jahrhundert. Mitgeteilt vom Rechtsprakt. Dr. C. Th. Weiß, Baden. Lebensregeln aus dem Jahre 1541. Mitgeteilt von Privatdozent Dr. A. Cartellieri, Heidelberg. Die Allgäuer Alpen in den ersten Stadien ihrer Erforschung. Von Amtsrichter a. D. P. Beck, Ravensburg. Ein kaum mehr bekanntes Gedicht des Sigwart-Miller. Von Amtsrichter a. D. P. Beck, Ravensburg.

Euphorion VI, 2. Heft (1899): Die Synekdoche. Von Emil Stern in Wien. — Der junge Opitz. Von Max Rubensohn in Berlin. 2. Hipponax und Aristarchus Ernst Schwabe von der Heiden (Fortsetzung). Zugabe: Vom Hofmeister zum Rittergutsbesitzer. Zwei Metamorphosen nebst zahllosen Variationen. — Ronsard und Schwabe von der Heide. Von Rudolf Schlösser in Jena. — Der Gassenhauer auf Marlborough. Von A. Kopp in Berlin. — Halems und Schillers Wallenstein. Von K. Albrecht in Oldenburg. — Der dänisch-deutsche Dichter Schack von Staffeldt. Von Richard Palleske in Kattowitz. — O. Ludwigs Genovefa-Fragmente. Von Heinrich Kraeger in Zürich. — Friedrich Hebbel und Arnold Schloenbach. Nachträge von Richard Maria Werner in Lemberg. — Ein falsches Citat in Lessings Hamburgischer Dramaturgie. Aus Michael Bernays' Nachlaß mitgeteilt von Georg Witkowski in Leipzig. — Ein unbekanntes Gedicht Schillers. Von Albert Leitzmann in Jena. — Zur Günderode. Von Reinhold Steig in Berlin. — Zu Wilhelm Müllers „Muscheln aus Rügen". Von J. Bolte in Berlin. — Zu Euphorion 6,84 flg. Von Theodor Zachariae in Halle a. d. S.

—— 3. Heft (1899): Zu dem Hamlet Kuno Fischers. Aus dem litterarischen Nachlasse von Carl Hebler. Das glückliche Ehepaar. Von Karl Euling in Münster. Lessing und die Engländer. Von Josef Caro in Frankfurt a. M. Swedenborg im Faust. Von Max Morris in Charlottenburg. Schillers Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Abfall der Niederlande. Studien zur Entstehungs- und Druckgeschichte. Von E. F. Koßmann im Haag. Zur Schillerforschung. Von Otto Harnack in Darmstadt: 1. Die Entstehungszeit der Theosophie des Julius. 2. Über die Entstehung des „Menschenfeinds". 3. Zur Recension von Bürgers Gedichten. 4. Der Zeitpunkt der entscheidenden Annäherung Goethes und Schillers. 5. Über die beiden Prosaaufsätze von 1801. Zur Biographie August

Gottlieb Meißners. Von Stefan Hock in Wien. Jean Pauls litterarischer Nachlaß. Von Josef Müller in München. Inhalt der auf der Berliner königlichen Bibliothek aufbewahrten Schriftstücke. A. Nr. 1—5. Exzerpte. Litterarhistorisches aus Franz Pulszkys Memoiren. Von Julius Jung in Prag. — Miscelle. Zu Justinus Kerners Briefwechsel. Von Alfred Rosenbaum in Prag.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Nr. 11, November 1899: Bericht über die 11. Hauptversammlung in Zittau. Von Oberst a. D. Friedhelm Schöning. — Eine neue Unterrichtsvorschrift in Österreich. Von Dr. F. Vollmann. — Wieder einmal ein Gegner und — Förderer. Von Prof. Dr. Knoche. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 12. Dezember 1899. Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Von H. Dunger. Englisch wird Weltsprache. Von O. Streicher. Germanisation und Chemiserie. Derselbe. Von Lhdt. Kleine Mitteilungen. Sprechsaal.

Pädagogische Reform. 23. Jahrgang Nr. 41: Aug. Mühlhausen, Rudolf Hildebrand als Seelsorger. Zwölf Briefe von ihm.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius, 1899. Heft 10, E. F. Thienemann, Gotha: Lewin, Die Vorbildung des Lehrers, Kahl, Ludwig Strümpell.

—— Heft 11: Israel, Beiträge zur näheren Kenntnis des Pestalozzischen Instituts in Iferten und die Verbreitung der Pestalozzischen Ideen in Deutschland. Bär, Natorps Sozialpädagogik.

—— Heft 12: Israel, Beiträge zur näheren Kenntnis des Pestalozzischen Instituts in Iferten und der Verbreitung der Pestalozzischen Ideen in Deutschland. (Schluß.) Heilmann, Die äußere Mission in der Schule.

Modern Language Notes. Vol. XIV. Nr. 8. Zu Goethes hundertundfünfzigstem Geburtstag. Von Jul. Goebel.

Das litterarische Echo, Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde. 2. Jahrgang, 2. Heft, 15. Oktober 1899: Leo Greiner. Das junge Bayern. — Eduard Bertz. Die neue Ethik. — Eduard Engel. Der deutsche Maupassant. — Guy de Maupassant. Auf dem Lande. — A. L. Jellinek. Ein Bibliophilenwerk. — Dr. E. Mensch. Zur Kulturgeschichte der Frau. — Hermann Conrad. Antonius und Kleopatra.

—— 3. Heft, 1. November 1899: Heinrich Bulthaupt. Etwas vom „Libretto“. — Leo Berg. Der Zukunftsroman. — H. Thurow. Edouard Pailleron. — Ernesto Gagliardi. Italienische Bücher. — Georg Hermann, Ein Glücklicher. — Koloman Mikszath. Ein Salomonsurteil. — Neue Lyrik.

—— 4. Heft, 15. November 1899: S. Lublinski. Wiener Romantik. — Albert Geiger. Gertrud Franke-Schievelbein. — Hermann Conrad. Neue Shakspere-Litteratur. — C. Viebig. „Pharisäer.“ — Multatuli. „Parabeln.“ — Eugen Zabel. Der neue Roman Emil Zolas.

—— 6. Heft, 15. Dezember 1899. Harry Mayne. Das Schlaraffenland. Reinhold Schoener. Eine italienische Litteraturgeschichte. Georg Borchardt. Georg Freiherr von Ompteda. Max Dreyer. „Der Probekandidat.“ Nicolaus Krauß. „Weihnachten im Walde.“ Albert Geiger. Gedichte. Richard Sternfeld. Aus Fontanes Jugendzeit. Max v. Waldberg. Jakob Bächtolds Nachlaß. Paul Seliger. Von der griechischen Tragödie. Laurenz Kiesgen. Zur Jugendschriften-Kritik.

Leipziger Zeitung. 1900. Nr. 4, 2. Beilage. „Der Dreikönigstag.“ Von Dr. Karl Reuschel in Dresden.

Neu erschienene Bücher.

G. Witkowski, Goethe. Leipzig, Berlin u. Wien, Seemann u. Gesellschaft für graphische Industrie, 1899. 270 S.

G. Berlit, Martin Luther, Thomas Murner und das Kirchenlied des 16. Jahrhunderts. Leipzig, Sammlung Göschen, 1900. 160 S.

Herm. Dunger, Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins (F. Berggold), 1899. 20 S.

Ant. E. Schönbach, Gesammelte Aufsätze zur neueren Litteratur in Deutschland, Österreich, Amerika. Graz, Leuschner u. Lubensky, 1900. 443 S.

Fr. Kretzschmar, Handbuch des Preußischen Schulrechts. Leipzig, C. E. M. Pfeffer, 1899. 336 S.

Ludw. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. Leipzig, R. Voigtländer, 1900. 381 S. Preis 5 M. 40 Pf.

Rob. F. Arnold, Geschichte der deutschen Polenlitteratur. I. Band. Halle a. S., M. Niemeyer, 1900. 298 S.

Th. Matthias, Kleiner Wegweiser durch die Schwankungen und Schwierigkeiten des deutschen Sprachgebrauchs. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, Brandstetter, 1899. 154 S. Preis geb. 1 M. 40 Pf.

H. Heinze u. W. Schröder, Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen. Drittes Bändchen, Aufgaben aus Wallenstein. Zweite Auflage. Leipzig, W. Engelmann, 1899. 135 S.

—— Dreizehntes Bändchen, Aufgaben aus Kleists „Prinz Friedrich von Homburg“, der „Hermannsschlacht“ und Körners „Zriny“. Leipzig, W. Engelmann, 1899. 110 S.

K. Borinski, Das Theater. Sein Wesen, seine Geschichte, seine Meister. Leipzig, Teubner, 1899. 139 S.

O. König, Geschichte der deutschen Litteratur. Vierte Auflage. Leipzig, Teubner, 1899. 152 S.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. 20. Jahrgang. Zweite Abteilung. Dresden u. Leipzig, C. Reißner, 1899. 458 S.

A. Heintze, Deutscher Sprachhort. Erste Lieferung. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1899. (Insgesamt sechs Lieferungen zu je 2 M.) 128 S.

H. Rademacher, Auswahl von Gedichten und volkstümlichen Liedern für höhere Mädchenschulen. Zweite, verbesserte Auflage. Hannover u. Berlin, C. Meyer (Gustav Prior), 1900. 297 S.

U. Gaede, Schillers Abhandlung „Über naive und sentimentalische Dichtung“. Berlin, A. Duncker, 1899. 72 S.

Ed. Castle, Die Isolierten. Varietäten eines litterarischen Typus. Berlin, A. Duncker, 1899. 76 S.

C. A. Behmer, Laurence Sterne und C. M. Wieland. Berlin, A. Duncker, 1899 62 S. Preis 1 M.

K. Richter, Ferdinand Freiligrath als Übersetzer. Berlin, A. Duncker, 1899. 106 S.

E. Consentius, „Freygeister, Naturalisten, Atheisten —“ ein Aufsatz Lessings im „Wahrsager“. Leipzig, Ed. Avenarius, 1899. 86 S.

W. Uhl, Das deutsche Lied. Leipzig, Ed. Avenarius, 1900. 314 S.
Fr. Zöllner, Einrichtung und Verfassung der Fruchtbringenden Gesellschaft. Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins (F. Berggold), 1899. 123 S. Preis 1 M. 80 Pf.
K. Kehrbach, Texte und Forschungen zur Geschichte der Erziehung und des Unterrichts in den Ländern deutscher Zunge. I. A. Bömer, Die lateinischen Schülergespräche der Humanisten 2. Berlin, Harrwitz' Nachf., 1899. 236 S.
M. Lechner, Zur Jubelfeier des Liedes von der Glocke. München, F. P. Datterer u. Co., 1899.
Cobenzl und Marina, Palestra tedesca. Corso completo di grammatica e lingua tedesca. Zwei Teile. Triest, F. H. Schimpff, 1899.
G. Lembcke, Die Entwickelung der Oberbegriffe. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung Verlagskonto, 1899. 119 S. Preis 2 M.
F. Förster, Kritischer Wegweiser durch die neuere deutsche historische Litteratur. Berlin, Joh. Räde, 1900. 58 S.
E. Soffé, Bunte Blätter. Brünn, Fr. Irrgang, 1899. 222 S.
H. Schrohe, Über die Verbindung des deutschen und lateinischen grammatischen Unterrichts auf der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums. Beilage zum Programm des Großherzogl. Gymnasiums in Bensheim, Ostern 1899. 36 S.
H. Seeger, Bemerkungen zur Organisation des grammatischen Unterrichts. Beilage zum Programm des Realgymnasiums und der Realschule zu Güstrow, Ostern 1900. 41 S.
—— Hinter der Mauer. Beiträge zur Schulreform. Marburg, N. G. Elwert, 1899. 92 S.
Ed. Kuenen, Goethes Hermann und Dorothea, erläutert und gewürdigt. Vierte, verbesserte Auflage. Leipzig, H. Bredt, 1899. 123 S.
W. Evers, Goethes Iphigenie auf Tauris, erläutert und gewürdigt. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, H. Bredt, 1899. 226 S.
J. Unold, Aufgaben und Ziele des Menschenlebens. Leipzig, B. G. Teubner, 1899. 150 S.
Alex. Ehrenfeld, Schulmärchen und andere Beiträge zur Belebung des deutschen Unterrichts. Nebst einem Anhange von Schülerarbeiten. Zürich, E. Speidel, Akademische Verlagsbuchhandlung, 1899. 136 S. Preis 2,40 M.
K. Borinski, Lessing. 2 Bände. Berlin, Ernst Hofmann u. Co.
Max Dreyer, Der Probekandidat. Drama in vier Aufzügen. 4. Auflage. Leipzig und Berlin, G. H. Meyer, 1900. 182 S.
Adolf Heinzes Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. Gänzlich umgearbeitet von Dr. Herm. Heinze. 6. Auflage. 2. Bändchen. Leipzig, Wilh. Engelmann, 1899. 130 S.
Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. Aufl. Von Edm. Goetze. 21. Heft. Dresden, L. Ehlermann, 1899.
Heinr. Düntzer, Über Goethes Vaterlandsliebe. Separat-Abdruck aus dem Kölner Tageblatt, Nr. 731 (25. November 1899). Kölner Verlagsanstalt, 1899. 23 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Reiseskizzen von Dr. **Woldemar Schwarze** in Dresden.

(Fortsetzung.)

II. Rom.

Gar zu gern wären wir noch länger in dem schönen Toskana geblieben, wo mit der Blüte der Kunst sich die Gesundheit des Klimas harmonisch vereinigt, denn der Winter tritt hier fast stets sehr mild auf, während die sommerliche Glut durch erfrischende Winde gemäßigt wird; aber die unerbittliche Zeit drängte allzu rasch vorwärts, und, um mit Goethe zu reden, die Begierde, nach Rom zu kommen, war so groß, wuchs so sehr mit jedem Augenblicke, daß kein Bleiben mehr war, selbst nicht in dem schönen, mit allen Reizen der Natur und der Kunst so herrlich ausgestatteten Florenz. So trug uns denn in raschem Fluge das Dampfroß durch fruchtbare, gesegnete Landschaften wieder zurück nach Pisa, von wo aus der Blitzzug in 6—7 Stunden den modernen Reisenden nach dem Ziele seiner Sehnsucht, der stolzen Städtekönigin am Tiberstrome, bringt. Die Bahn folgt der antiken Via Aurelia und läuft durch die sogenannten Maremmen, jenen sumpfigen und ungesunden, von der Malaria heimgesuchten Landstrich am Tyrrhenischen Meere. Blühendes Leben herrschte einst hier. Aber mit der Zerstörung des Römerreichs hatte auch die alte Schaffenskraft geendet; niemand kämpfte mehr gegen die Macht feindlicher Naturgewalten an. Die Wasserläufe wurden durch Schlamm und Geröll verstopft, Thäler und Küstengebiete versumpften. Noch heute erblicken wir überall uralte verwilderte Olivenpflanzungen, Reste ehemals betriebener Bergwerke, Ruinen mächtiger Türme, Thorbogen, Reste von Amphitheatern und Bädern. Jetzt seufzt die ganze Gegend unter dem Fluche des Himmels; die Malaria hat das blühende Land in eine verödete, menschenleere Wildnis verwandelt, die das Grab mancher glänzenden alten Etruskerstadt geworden ist. Bald ist Civitavecchia, die Hafenstadt Roms, auf unserer Fahrt erreicht, der Blick auf die ernste, düstere Campagna wird immer freier, rechts im Hintergrunde tauchen die malerischen Umrisse des Albanergebirges, links davon das Sabinergebirge auf, bis endlich immer deutlicher aus bläulichem Dufte

eine gewaltige Wölbung sich emporbaut — die Kuppel von Sankt Peter, bei deren bloßem Anblick schon Millionen von Menschen das Herz höher geschlagen hat! An den Bogen einer antiken Wasserleitung und dem Tempel der Minerva Medica vorüber läuft unser Zug endlich schnaubend und pustend in den römischen Hauptbahnhof, Stazione Termini genannt, ein.

So erreicht der moderne Reisende das ewige Rom; weit erhebender war vor alter Zeit der Eintritt in die ehrwürdige Roma, als der nordische Fremdling auf der Via Flaminia durch die stolze Porta del Popolo schritt und auf der Piazza del Popolo zum ersten Male den heiligen Boden Roms betrat. Dieser prächtige, mit einem mächtigen Obelisken aus Heliopolis geschmückte Platz, von dem drei Hauptstraßen, der Corso, die Via del Babuino und Via di Ripetta, nach Süden ausstrahlen, ist so recht eine „poetische Vorrede zu Rom". Durch jenes Thor zog auch Goethe am Abend des 29. Oktober 1786 in Rom ein; erst hier „war er gewiß, Rom zu haben". Welche Fülle neuer, ungeahnter Eindrücke bestürmt unser Herz hier in Rom! Sie ist so groß und gewaltig, unsere Augen werden so unausgesetzt von neuen, fremdartigen Erscheinungen gefesselt, unsere Seele von so vielen großen, erhabenen Dingen in Anspruch genommen, daß wir von einer Überraschung zur anderen gleiten und anfangs wie in einem Rausche oder Traume zu leben wähnen. „Rom ist", sagt Goethe, „ein zu sonderbarer und verwickelter Gegenstand, um in kurzer Zeit gesehen zu werden, man braucht Jahre, um sich recht und mit Ernst umzusehen". Und nach mehrmonatlichem Aufenthalt schreibt er: „Nun wird es mir immer schwerer, von meinem Aufenthalte in Rom Rechenschaft zu geben; denn wie man die See immer tiefer findet, je weiter man hineingeht, so geht es auch mir in Betrachtung dieser Stadt. Man kann das Gegenwärtige nicht ohne das Vergangene erkennen, und die Vergleichung von beiden erfordert mehr Zeit und Ruhe" (25. Januar 1787). Einen Fingerzeig zur richtigen Betrachtung Roms hat er uns aber gegeben, indem er mit Recht fordert, „das alte Rom aus dem neuen herauszusuchen". Treffend nennt er dies ein „saures und trauriges Geschäft; doch muß man es, und es giebt die beste Freude. Man trifft Spuren einer Herrlichkeit und einer Zerstörung, die beide über unsere Begriffe gehen. Was die Barbaren stehen ließen, haben die Baumeister des neuen Rom verwüstet." Mit diesen Worten hat Goethe den Stadtcharakter Roms aufs trefflichste gekennzeichnet. Jahrtausendalte Erinnerungen und modernstes Leben wohnen nachbarlich bei einander: neues Leben blüht aus den Ruinen, indem in den altehrwürdigen Überresten eines antiken Gebäudes sich ein neuer römischer Bürger eingenistet hat und dort sein Handwerk betreibt; aus einem prächtigen Brunnen, den päpstliche Freigebigkeit der Stadt

einst zum Geschenke machte, sprudelt noch heute dasselbe klare Wasser, das in den Röhren einer antiken Wasserleitung von den Höhen des Albanergebirges schon seit Jahrhunderten herbeiströmt; das Klingeln und Rasseln elektrischer Straßenbahnwagen tönt herab zu dem Fremdling, der sinnenden Geistes die ernsten Ruinen des Forum Romanum durchwandert!

Jedes Jahrhundert hat der Stadt Rom unverwischbare Spuren eingegraben. Seit mehr als zwei Jahrtausenden, ja fast so lange, wie es eine Geschichte von Europa giebt, ist Rom, schon im Altertum als die „ewige Stadt" bezeichnet, der Brennpunkt aller abendländischen Kultur und Zivilisation gewesen, eine Weltstadt sondergleichen, das Herz und Hirn des ganzen orbis terrarum. Jahrhundertelang stand die Welt im Banne des allmächtigen Zeichens S.P.Q.R., jahrhundertelang gehorchte der Erdkreis dem Machtgebote römischer Cäsaren. Als dann der Glanz der Kaiserkrone erblich, und Germanias reisige Söhne das morsch gewordene Römerreich mit siegender Faust zertrümmerten, da erhob sich im Lateran der stolze Herrschersitz der Päpste, und das alte kaiserliche Rom wurde der glänzende Mittelpunkt einer geistlichen Weltherrschaft ohnegleichen. Seit dem Jahre 1870 endlich thront auf dem Quirinal, dem mit den beiden kolossalen marmornen Rossebändigern, Nachbildungen ausgezeichneter griechischer Arbeiten, geschmückten Hügel, der König des geeinigten Italien; von seinem Palast aus schweift das Auge hinüber nach dem Vatikan, dem heutigen fürstlichen Wohnsitze des „gefangenen" Papstes, so daß sich gerade an dieser Stelle der Gedanke an den uralten Kampf zwischen geistlicher und weltlicher Macht immer wieder erneuert.

Der Schwerpunkt der antiken Stadt war ein anderer als der der heutigen. Während das moderne Rom vor allem im Osten rings um den Quirinal sich immer machtvoller entfaltet, während zu Goethes Zeiten und später das päpstliche Rom den Nordwesten und Westen einnahm, lag das antike Rom im Süden. Der Palatin ist die Wiege römischer Größe. Er ist die Stätte der romulischen Roma quadrata; von der alten Burgmauer sind in neuer Zeit noch stattliche Reste aufgedeckt worden. Umrankt von der römischen Sage und geschmückt mit vielen jedem Römer teuren Erinnerungen, wurde der Berg mit Vorliebe von den Patriziern bewohnt, am Ende der Republik auch vom Beamtenadel. Cicero, Hortensius u. a. angesehene Römer besaßen hier Häuser. Augustus endlich, der auf dem Palatin geboren war, verlegte nach der Schlacht bei Aktium seinen Herrschersitz nach dem ehrwürdigen Wohnort der alten Könige. Jetzt stiegen all die glänzenden, marmorgeschmückten Kaiserpaläste auf dem Palatin empor, deren Ruinen nach einem Wort Goethes noch heute wie Felsenwände dastehen. All diese Herrlichkeit sank dann bei den Eroberungszügen germanischer Völker in Schutt und Asche; Odoaker,

Theoderich und selbst Karl der Große haben noch vorübergehend auf dem Palatin geweilt. Seit dem 10. Jahrhundert aber nehmen Festungstürme, Klöster, Vignen und Parkanlagen die riesige Trümmerstätte ein, die seit 1861 planmäßig aufgedeckt und ausgegraben wird. Unter den gewaltigen Überresten römischer Architektur zieht besonders der kaiserliche Palast, die Domus Augustana, unsere Aufmerksamkeit auf sich; unsere Phantasie hat hier, wo nur noch ödes Gemäuer uns entgegenstarrt, wo die Wände ihrer Marmorbekleidung beraubt sind, wo die goldstrahlenden Decken fehlen, Nischen und Postamente ihren Skulpturenschmuck eingebüßt haben, reichlich Gelegenheit, aus den Trümmern das Bild einstiger Pracht und Herrlichkeit sich zu rekonstruieren. Neben den zahlreichen Palästen und Heiligtümern hat sich nur ein einziges Bürgerhaus auf dem Palatin behauptet; man vermutet in ihm das aus Pietät erhaltene Haus der Livia, in dem Augustus geboren worden ist. Es würde zu weit führen, all die baulichen Überreste vergangener Jahrhunderte auf dem Palatin genauer zu betrachten. Stundenlang kann man in diesem Irrgarten von Trümmern stolzer Kaiserpaläste, deren Säle einst mit Gold und Edelsteinen ausgelegt waren, hin- und herwandern, aber immer wieder zieht es den Fremden nach den Ruinen des Severus-Palastes, wo sich von dem sog. Belvedere aus ein herrliches Panorama unseren Augen darbietet. Auch Goethe hat die köstliche Aussicht gerühmt, und sie ist, namentlich gegen Sonnenuntergang, von unvergleichlichem Zauber. Die Stimmung des prächtigen Landschaftsbildes geben wir mit den Worten von Haarhaus wieder, der sagt: „Drunten, zu unseren Füßen liegt das Forum Romanum bereits im Schatten der westlich daranstoßenden Häuserquartiere und des Kapitols. Zur Rechten glüht der Riesenkrater des Kolosseums in gesättigtem Rot, das nur durch die violetten Schatten der Fensterhöhlen unterbrochen wird. Rötlich überhaucht sind auch die zahllosen Häuserfronten des Esquilins, Viminals und Quirinals. Über das Meer der dunklen Ziegeldächer ragen die scharfen Silhouetten des Kapitolturms, des Türmchens von Ara Coeli, der Trajanssäule, der Kuppeln von S. Bernardo, S. Luca e Martino und des Campanile von S. Francesca Romana empor, während ganz fern im Südosten die golden schimmernde Kuppel der Laterankirche die Grenze des Stadtgebiets andeutet. Auf den dunkelgrünen Hügeln der weiteren Umgebung glühen die Fenster der Villen und Vignen im Abendschein, langsam geht das Blau der Berge von Tivoli und des Albanergebirges in ein dunkles Violett über, das Kloster auf dem Monte Cavo schimmert eine Weile als blendend weißer Punkt, und die Fenster von Rocca di Papa sprühen plötzlich Feuer, aber nur einen Augenblick — dann tritt mit wunderbarer Schnelligkeit die Dämmerung ein, und auf die ewige Stadt senkt sich die Nacht herab."

Auf der Ostseite des Palatin steigt man nach der Niederung hinab, in der sich das Forum Romanum hinzieht. In der guten alten Zeit war das Forum der eigentliche Stadtmarkt, an dessen Langseiten sich die Läden der Handwerker und Verkäufer von Lebensmitteln befanden. Im Laufe der Zeiten aber verschwanden diese primitiven Anlagen, zwei Basiliken, prachtvolle großstädtische Kaufhallen, traten an ihre Stelle. Dazu bedeckte sich das Forum mehr und mehr mit öffentlichen Gebäuden, Tempeln, Säulengängen, Ehrenstatuen und Triumphbogen; prachtvoller Schmuck von vergoldetem Erz und kostbarem Marmor erhöhte den Glanz dieses eigenartigen Platzes, auf dem sich jahrhundertelang das politische Leben Roms abspielte. Etwa bis in das 6. nachchristliche Jahrhundert blieb das Forum im allgemeinen unversehrt. Dann führte jedoch das fanatische Mittelalter wie gegen alles Heidnisch-Antike, so auch gegen das Forum einen Vernichtungskampf. Kirchen wurden in die Tempel und Basiliken hineingebaut, allerlei Profanbauten bezogen ihre Säulen und Steinblöcke aus den Überresten der Bauwerke des Forum, ja es wurden sogar auf dem klassischen Boden Kalkbrennereien errichtet, in denen der reichlich vorhandene, kostbare Marmor zu Kalk und Mörtel verarbeitet wurde! Auf diese Periode der Zerstörung folgte eine solche der Verschüttung, stellenweise bis zu 13 m über dem antiken Pflaster. Zur Kuhweide, zum Campo vaccino war der Schauplatz ehemaliger römischer Herrlichkeit herabgesunken, während auf dem benachbarten Kapitolshügel, dem Monte caprino, lustig die Ziegen sich tummelten. So war, als Goethe in Rom weilte, das Forum noch im Schutt begraben, und wir erst, die Epigonen, sind so glücklich, auf dem sauber bloßgelegten Mittelpunkte antiken Lebens uns ergehen und die ehrwürdigen Zeugen einer großen Vergangenheit studieren zu dürfen.

Wir besuchen zunächst einmal das Kapitol. In der Mitte desselben erhebt sich die treffliche antike Reiterstatue des Kaisers Mark Aurel aus vergoldeter Bronze, den kraftvollen Imperator darstellend, wie er mit ausgestrecktem Arme der Welt den Frieden verkündet, das edle Antlitz von Milde und Güte überstrahlt. Im Hintergrunde aber dehnt sich der prächtige Senatspalast aus, dessen Fundamente samt der herrlichen Freitreppe noch von Michelangelo herrühren. Zur Rechten und Linken schließen sich zwei seitliche Flügel an, das Kapitolinische Museum und der sog. Palast der Konservatoren, d. h. des Stadtrats von Rom, erst im Laufe des 17. Jahrhunderts, und zwar mit einigen Abweichungen von den Plänen Michelangelos, erbaut. Schreiten wir nun die kurze Via del Campidoglio hinunter, so öffnet sich bald der berühmte Gesamtblick über das Forum. Auf hoher Warte stehen wir; zu unseren Füßen breitet sich das Bild aus, das aus zahllosen Darstellungen uns seit

langer Zeit vertraut ist, um ein Wort Goethes hierauf anzuwenden, alles alte Bekannte, wie Freunde, die man sich in der Ferne durch Briefwechsel gemacht hat und nun von Angesicht sieht. Zunächst linker Hand liegt unten der Saturntempel mit seinen acht unkannelierten Säulen, schön und noch in ihrer Zerstörung herrlich und bewundernswert, dann die drei Säulen des Vespasiantempels, der prächtige Triumphbogen des Septimius Severus, der, ein ragendes Denkmal siegender Römerkraft, mit seinen kriegerischen Basreliefs, Trophäen und der deutlichen Inschrift stolz noch heute über der Via Sacra sich erhebt. Dann taucht vor unseren Augen die Phokassäule auf, im 7. Jahrhundert dem byzantinischen Tyrannen Phokas zu Ehren errichtet, ferner die Basilica Julia, die drei schlanken Säulen des Kastortempels aus parischem Marmor, weiterhin der Mauerkern des Rundtempels der Vesta und des Cäsartempels. Noch weiter zurück links erblickt unser Auge den in eine Kirche verwandelten Faustinatempel, den Rundtempel des Romulus mit der Kirche SS. Cosma e Damiano, ferner die riesenhaften Bogen der Konstantinsbasilika, die mit ihren Gewölben von kühnster Spannung vielen neueren Architekten, z. B. beim Bau der Peterskirche, als Vorbild gedient haben. Auf die Konstantinsbasilika folgt endlich am Fuße des Palatin der stattliche, besonders wegen seiner schönen Reliefs viel bewunderte Triumphbogen des Titus, während schließlich das Kolosseum das ganze malerische Bild wie eine gewaltige Felsenmauer, unser Auge bannend, abschließt. Immer wieder und wieder wird der Fremde, der Herz und Sinn für die Größe des alten Rom hat, des Forums stille Ruinen-Majestät aufsuchen, alle Baulichkeiten im einzelnen genau studieren, sich in die Überreste einer großen Vergangenheit andachtsvoll versenken und den Hauch vergangener Geschichte, der durch dieses Trümmerfeld weht, auf sich wirken lassen. Wie mit zauberischer Gewalt zog es uns aber immer wieder nach den Ruinen des Kolosseums, jenes gigantischen, himmelan strebenden, aus Travertinblöcken gefügten Bauwerks, das von jeher als Symbol der Größe und Herrlichkeit Roms galt.[1]) Wie schnell verblaßt beim Anblick dieses Riesenbaus mit seinen gewaltigen Stockwerken das Andenken an Veronas Amphitheater! Obwohl zwei Dritteile des ungeheuren Werkes, in dem fast 90000 Zuschauer Platz gefunden haben sollen, nicht mehr vorhanden sind und obwohl Ripettas Hafen, die Cancellaria und die gewaltigen Paläste Farnese und Venezia bloß aus seinem Schutt aufgebaut worden sind, bleibt doch der Rest noch überwältigend; ein Architekt des 18. Jahrhunderts berechnete den Wert

1) Vergl. das römische Sprichwort: „Solange das Kolosseum steht, wird Rom stehen; wenn das Kolosseum fällt, wird Rom fallen, und mit Rom fällt die Welt.“

des übrig gebliebenen Materials allein auf etwa acht Millionen Franken. Wie zwergenhaft erscheint das alte und neue Rom ringsumher gegen dieses Werk! Auch auf Goethe machte es einen großen Eindruck. Mit Recht hebt jedoch Haarhaus hervor, daß Goethe es nur von der malerischen Seite betrachtete, kein einziges Mal aber den Versuch machte, sich von der künstlerischen Bedeutung der ganzen Anlage oder von der Bestimmung der einzelnen Räume, Gewölbe, Gänge und Treppen Rechenschaft zu geben. „Abends", schreibt er am 11. November an Herder, „kamen wir aus Colisee, da es schon dämmrig war; wenn man das ansieht, scheint wieder alles Andere klein, es ist so groß, daß man das Bild nicht in der Seele behalten kann, man erinnert sich dessen nur kleiner wieder, und kommt man dahin zurück, kommt es einem aufs Neue größer vor."[1]) Noch heute wird unser Geist, wenn wir in der Arena stehen, so lebendig erregt, daß wir jeden Augenblick glauben, die todgeweihten Gladiatorenscharen würden ihren Einzug halten und nach dem Ave, Caesar, morituri te salutant! ihrer rauhen Kehlen den grauenhaften Kampf um ihr elendes Leben beginnen! Aber nichts dergleichen ereignet sich; eine feierliche, ernste Stille erfüllt den weiten Raum, die Gladiatoren sind dahin: tandem vicisti, Galilaee!

Als eine prächtige Fortsetzung reihten sich dann an das republikanische Forum Romanum die sogenannten Kaiserfora an, großartige Prachtanlagen mit Tempeln, Säulengängen, Kauf- und Gerichtshallen, Ehrendenkmälern und reichen Kunstschätzen. Durch diese glänzenden Bauwerke wollten sich die Kaiser des 1. Jahrhunderts ein Denkmal aere perennius errichten; indessen all dieser strahlende Glanz ist heute verblichen, und in einem Labyrinth großer und kleiner Gäßchen tauchen inselartig nur noch einzelne Trümmerreste jener gewaltigen Bauten auf. Nur vom Trajansforum können wir uns noch heute eine deutliche Vorstellung machen. Unweit der vom regsten Verkehr durchwogten Piazza Venezia, in welche der belebte Corso ausläuft, breitet sich mitten zwischen Reihen von bürgerlichen Häusern ein weiter Platz aus, welcher mit Trümmerwerk von Säulen der fünfschiffigen Basilica Ulpia, ihren Knäufen und Kapitälen, von verstümmelten Statuen, Piedestalen und unerkennbaren anderen Steinen bedeckt ist. Um den Platz für die Riesenanlage zu schaffen, ließ Trajan den ganzen Höhenrücken, der sich vom Quirinal zum Kapitol hinüberzog, abgraben; die Höhe der an der Nordseite des Platzes majestätisch emporstrebenden Trajanssäule (29 m) bezeichnet noch heute die Stärke der Erdschicht, die bei dieser Terrainveränderung von den

---

1) Vergl. auch seinen Brief vom 3. Februar 1787 an Frau von Stein, in dem er eine lesenswerte Schilderung eines nächtlichen Besuchs des Amphitheaters bei Mondschein giebt.

Arbeitern des Kaisers abgetragen werden mußte. Um die Außenseite der erwähnten Säule zieht sich ringsum ein Band kostbarer Basreliefs, die Siegeszüge Trajans gegen die Dacier vorstellend, mit etwa 2500, durchschnittlich 60—75 cm hohen menschlichen Figuren, seltsamen Gestalten in reichem Waffenschmuck, vielen Tieren, Kriegsmaschinen u. s. w. Gekrönt war die Säule einst von dem vergoldeten Erzstandbilde Trajans, der aber im 16. Jahrhundert der Bronzestatue des Apostels Petrus weichen mußte. Goethe erwähnt die Trajanssäule nur als Aussichtspunkt, von wo er bei Sonnenuntergang das Kolosseum, das Kapitol und den Palatin betrachtet; so sehen wir auch hier wieder, daß der Dichter die antiken Reste Roms nur mit dem Auge des Künstlers beschaut.[1]) Auf rein archäologischen Standpunkt stellt sich Goethe fast nie; daraus erklärt sich auch, daß er in seinen Reiseberichten von den verschiedenen großartigen Thermenanlagen nirgends eingehend spricht, nur die Bäder Diokletians nennt er zusammen mit dem Kolosseum „Gegenstände der stillen und ernstesten Bewunderung“ (7. November 1786).

Es ist ja bekannt, daß die Römer leidenschaftliche Freunde des Badens waren und ihre Thermen selbst an den entferntesten Grenzen des Reichs nicht missen wollten. Das Bedürfnis zu baden war ja im Altertum auch ein viel größeres als heute, weil Arme und Beine unbekleidet waren, und die Wollstoffe, die man fast ausschließlich trug, seltener gewechselt wurden. Das Baden hatte sich dann vor allem in der Kaiserzeit zu einer höchst mannigfaltigen Leibeserfrischung ausgebildet. Die Kaiser wetteiferten geradezu, die griechischen Gymnasien zu überbieten und durch Anlage von Räumen für Gymnastik und Spiele, sowie von Lesesälen, Gemälde- und Skulpturensammlungen die Bäder zu einem unentgeltlichen Vergnügen der großstädtischen, nach Genüssen eines üppigen Lebens verlangenden Bevölkerung Roms zu machen. Zwar sind die Thermen des Titus, Caracalla und Diokletian in Trümmer gesunken, kahle Mauermassen, oft von Epheu und anderem Grün umrankt, starren uns entgegen, aber trotzdem können wir nach den Grundrissen ihrer Konstruktionen, dem einzelnen Mauer-Trümmerwerk und insbesondere aus den auf Marmortafeln uns überlieferten Plänen, welche so viele unschätzbare Aufschlüsse über die versunkenen Herrlichkeiten Roms geben, uns einen Begriff von ihrer Pracht und Verschwendung machen. Ungeheuer war die Ausdehnung der Thermen; da reihten sich Baulichkeiten aller Art aneinander, Quadrate, Oblonge, Oktogone, Rondels, Kuppeltürme, Säle und ganze Reihen von Badekammern, Bassins, Wandel-

1) Desgleichen gedenkt Goethe der stattlichen Mark Aurel-Säule auf der schönen Piazza Colonna, deren Reliefdarstellungen die Kämpfe des Kaisers gegen die Markomannen und andere deutsche Stämme an der Donau verherrlichen, nur wegen des Beleuchtungseffekts bei Mondschein.

hallen, Korridore, Säulengänge, Springbrunnen, Kaskaden, dazu andere Räume zur Unterhaltung und Erholung jeglicher Art. Über das Ganze aber hatten die Künste, Skulptur und Malerei, all ihren Zauber ausgegossen, so daß die antiken Thermen an Bequemlichkeit und Eleganz ihrer Anlage und Ausstattung mit dem Raffinement moderner Klubhäuser gewetteifert haben müssen. Eine Menge kostbarer Statuen, unter ihnen z. B. der farnesische Stier, der farnesische Herkules und die Flora (alle drei jetzt in Neapel befindlich[1]), herrliche Mosaiken u. a. m. wurden in den Caracalla-Thermen gefunden. In die Diokletians-Thermen, die größte Bäderanlage Roms, in der gleichzeitig gegen 3000 Menschen baden konnten, hat Michelangelo die Kirche S. Maria degli Angeli hineingebaut, die letzte That des großen Meisters für Rom. Acht kolossale Monolithe von rotem ägyptischen Granit stehen noch seit den Zeiten Diokletians; die Kirche soll das Warmbad oder die Pinakothek der Thermen gewesen sein. Die großartige Wölbung des Schiffes prangt im Schmucke reicher Vergoldung, während die schönsten Marmorarten die Mosaik des Bodens bilden und treffliche Gemälde von Guido Reni, von Domenichino u. a., sowie Kolossalstatuen von Houdon Wände und Nischen zieren. Ein Karthäuserkloster, ebenfalls von Michelangelo erbaut, stößt an die Kirche; auch die Gruppe riesiger Cypressen im Klosterhofe, den hundert Travertinsäulen dorischer Ordnung einfassen, soll der unsterbliche Künstler eigenhändig gepflanzt haben. Endlich befindet sich in dem alten Thermengebäude noch das Museo nazionale delle Terme Diocleziane, welches die neueren Funde auf staatlichem Boden innerhalb des Stadtgebiets enthält und schon eine Reihe herrlicher Marmorskulpturen und Bronzewerke umfaßt. In der Mitte der Piazza delle Terme schleudert ein prächtiger, nachts elektrisch beleuchteter Springbrunnen, der aus der 1874 wiederhergestellten Aqua Marcia gespeist wird, über 100 große und kleine Wasserstrahlen in hohem Bogen um den Mittelstrahl empor; so reichen sich auch hier Vergangenheit und Neuzeit schwesterlich die Hände.

Das **Pantheon**, das einzige in seinen Mauern und Gewölben vollständig erhaltene antike Gebäude Roms, erwähnt Goethe nur mit einem Worte, indem er es „das größte Werk der inneren Großheit nach" nennt. Dieser Prachttempel Roms, mit seinen fast 7 m dicken, mit Marmor und Stuck bekleideten Mauern wie für die Ewigkeit gefügt, hat nicht nur über den Sturm der Zeiten, sondern auch über den Sturz der heidnischen Götter gesiegt und seine riesige Rundhalle den heiligen Ge-

---

1) Die Überführung dieser Kunstwerke nach Neapel vollzog sich gerade während Goethes Anwesenheit in Rom. Er schreibt unter dem 18. Januar 1787: „Der Herkules Farnese wird nach Neapel gebracht, worüber das ganze Künstler-Rom trauert; es ist ein Werk von unbegreiflicher Kunst und Schönheit."

stalten des christlichen Kultus eingeräumt. Eine weihevolle Stimmung wie in keinem anderen Tempel der Welt, eine hohe, wahrhaft göttlich-majestätische Ruhe herrscht in dem gewaltigen Rundbau; er wird nur durch eine imponierende Rundung in der Decke von über 8 m Durchmesser, durch die das Licht des Himmels wie ein riesiges blaues Auge von oben herableuchtet, in zauberischer Weise erhellt. Die Grabstätte des großen Raffael, geziert mit dem eleganten Distichon aus der Feder des geistreichen Kardinals Pietro Bembo:

Ille hic est Raphael, timuit quo sospite vinci
Rerum magna parens et moriente mori!

und die Gruft Viktor Emanuels, des kraftvollen Einigers des Vaterlandes, erhöhen noch die ernste im Pantheon herrschende Stimmung. Endlich erwähnt Goethe auch das Mausoleum des Augustus nur beiläufig, als ein „inwendig leeres, oben offenes, ganz rundes Gebäude, wie eine Art Amphitheater“. Einst auf dem Marsfeld gelegen, ist es heute, von engen Gassen umrahmt, in einem chaotischen Häusergewirr vergraben. Die Prachtkuppel, die sich einst über der Nacht des Kaisergrabes wölbte, ist verschwunden samt aller Säulen-, Marmor- und Getäfelzier; nur das Grundgemäuer ist erhalten und dient jetzt noch als Raum für Zirkusvorstellungen, Feuerwerke und andere Schaustellungen.

So wird man überall in Rom auf Schritt und Tritt erinnert, daß man auf weltgeschichtlichem Boden steht, und sehr richtig bemerkt Goethe einmal, daß, während man an anderen Orten das Bedeutende aufsuchen muß, man hier davon überdrängt und überfüllt werde. „Ich bin nun“, so schreibt er am 7. November 1786, „zehn Tage hier, und nach und nach thut sich vor mir der allgemeine Begriff dieser Stadt auf. Wir gehen fleißig auf und ab, ich mache mir den Plan des alten und des neuen Roms bekannt, betrachte die Ruinen, die Gebäude, besuche eine und die andere Villa, alsdann nehmen wir die größten Merkwürdigkeiten ganz langsam, ich thue nur die Augen auf und sehe und gehe und komme wieder. Der Menschen wird auch nicht vergessen, und so macht sich's nach und nach. Denn gewiß, man kann sich nur in Rom auf Rom bereiten.“ So muß man Rom durchstudieren und die einzelnen Perioden seiner geschichtlichen Entwickelung zu sondern suchen, wie verschiedenartige aufeinander lagernde geologische Schichten des Erdbodens.

Ewig wechselnd ist der Charakter, vor allem der Baucharakter des ewigen Rom: mannigfach aus alten und neuen Zeiten gemischt, reizvoll und mangelhaft, prunkend und verfallen, gedrängt und einsam. Dazu wird alles wie im Spiele der auf- und absteigenden Welle des Meeres in sanfter Bewegung auf dem schwellenden Boden auf- und niedergehoben; Rom ist ja die Siebenhügelstadt. Daher, so

sagt Hehn ganz richtig, hat jeder der sieben Hügel, dazu der Pincio, Janiculus und Monte Mario, sein Panorama, seine nur ihm eigenen Ausblicke: so vom Kapitol der Turm des Senatorenpalastes und das Dach des Palazzo Caffarelli[1]), in der Nähe des Forums die Höhe der Basilika des Konstantin und das oberste Stockwerk des Kolosseums, auf dem Palatin die Gärten und Ausgrabungen, auf dem Coelius der Rundgang des Klostergartens von S. Giovanni e Paolo und die Villa Mattei, auf dem Pincio das Kasino der Villa Ludovisi, auf dem Janiculus die sich nach St. Peter öffnende Terrasse und das Belvedere der Villa Pamfili — um von vielem nur einiges Hervorragende zu nennen. Die übergroße Fülle von Eindrücken, die das alte Rom in uns hervorruft, wird noch erheblich dadurch gesteigert, daß der ganze Erdkreis seine Schätze und Kostbarkeiten beisteuern mußte zur glänzenden Ausschmückung seiner stolzen Herrin am Tiberstrome. Griechenland und Asien mußten ihre Kunstwerke hergeben, sie füllen noch heute die römischen und anderen Museen; Ägypten sandte seine Obelisken zum Schmuck der großen Plätze Roms; edelster Marmor, kostbare Erze wanderten aus den fernsten Ländern in die Werkstätten der römischen Künstler und Handwerker und harrten dort der Verarbeitung, kurz, Rom bot wie in einem Kaleidoskop ein Bild der ganzen Welt im kleinen.

So nimmt es uns nicht Wunder, daß die Stadt sogar ihre Pyramide besitzt, aus Backsteinen erbaut und mit Marmorquadern bekleidet, die ein reicher Römer Gajus Cestius errichtete, um durch dieses Grabmonument nach Art der ägyptischen Könige sich die Unsterblichkeit zu sichern. Heute bildet das seltsame Denkmal das ernste, schwermütige Wahrzeichen des protestantischen Friedhofs, der, von hohen Cypressen beschattet, manchem müden Erdenpilger aus dem deutschen, englischen, amerikanischen und russischen Volke die letzte Ruhestätte bot. Nördlich von ihm dehnt sich der Aventin aus, die umfänglichste aller Höhen der Siebenhügelstadt, einst in alter Zeit der Hauptsitz der römischen Plebs. Das dichtbevölkerte Plebejer-Stadtviertel verfiel dann im Mittelalter, die Kirche legte ihre große Hand auch auf dieses Stück des alten Rom, und noch heute bedecken größtenteils nur Klöster und Kirchen den Hügel. Daß die christliche Baukunst gern heidnisch-antike Baureste zum Schmucke christlicher Gotteshäuser benutzte, lehrt auch die alte Kirche S. Sabina, in der 24 prachtvolle korinthische kannelierte Säulen von parischem Marmor den offenen Dachstuhl tragen. In neuerer Zeit soll aber auch der Aventin, der wachsenden Bevölkerung der Stadt entsprechend, ebenso wie die östlichen Hügel mit neuen modernen Mietshäusern bebaut werden.

---

1) Erbaut im 16. Jahrhundert, jetzt Sitz der deutschen Botschaft.

Wandert man am Fuß des Aventin entlang, so hat man die volle Aussicht auf den Tiber, welcher noch heute wie zu den Zeiten Vergils multa flavus harena gelb und undurchsichtig, mit einer Farbe, die wunderbar zu dem heißen, sonnigen Klima Roms paßt, seine trüben Fluten dahinwälzt. Schreitet man weiter, so kommt man nach der sogenannten Marmorata, dem ehemaligen Lande- und Lagerplatze des karrarischen Marmors, sowie nach dem antiken, erst seit 1867 freigelegten Emporium, dem Stapelplatze, wo die den Tiber hinaufkommenden Schiffe zu löschen pflegten, auch Magazine für Marmor und anderes kostbares Baumaterial sich befanden. Südwärts vom Emporium erstreckt sich bis zur Stadtmauer der neubebaute Stadtteil Quartiere del Testaccio, genannt nach dem Monte Testaccio. Es ist dies ein vereinzelter, 35 m über dem Tiber aufragender Hügel von fast 1000 Schritt Umfang. Wie schon sein Name besagt, besteht er aus Scherbenschutt, den eine römische Sage des Mittelalters auf die Trümmer der Gefäße zurückführte, in denen einst die Völkerschaften des Erdkreises ihr Gold und Silber als Tribut nach Rom gebracht haben sollten. Gründlichere Nachforschungen haben aber eine weit weniger poetische Erklärung gebracht, wonach nämlich der Scherbenschutt den großen irdenen Transportgefäßen (Amphoren) entstammt, die meist, aus Spanien und Afrika kommend, in dem nahen Emporium abgelagert wurden; das beweisen vor allem die Ziegelstempel der Scherben aus den Fabriken der fremden Länder. Zahlreiche Osterien, die sich in dem Hügel eingenistet haben, erfrischen mit einem kühlen Trunke die Fremden, die gern hierher wandern, um die von Poussin verherrlichte köstliche Aussicht auf Rom, die Campagna und das prächtig sich aufbauende Gebirge zu bewundern.

Schon wiederholt hatten wir Gelegenheit, anzudeuten, wie geschickt es die katholische Kirche verstand, die Erzeugnisse und Errungenschaften antiken Geistes und alt-heidnischer Kunst in ihren Dienst zu stellen. Langsam und allmählich, aber mit unwiderstehlicher Zähigkeit und unerschütterlicher Ausdauer haben die klugen Herrscher auf dem Stuhle Petri es verstanden, die alte weltliche Reichshauptstadt zum Mittelpunkt eines neuen, gleich mächtigen geistlichen imperium Romanum zu machen. Die äußere Umgestaltung des heidnischen Rom in das christliche verrät sich noch jetzt auf Schritt und Tritt. Das Mailänder Edikt Konstantins (i. J. 313), das die Anerkennung der christlichen Religion feierlich verbürgte, ist zugleich der Ausgangspunkt einer völligen Umwandlung Roms, die Grundlage des Kirchenbaus und der allmählichen Herrschaft der Kirche. Denn die Gleichberechtigung aller Religionen gab ja nun auch für die Christen den Kirchenbau frei. Schon mit dem großen Gregor I. (Ende

des 6. Jahrh.) hat sich die Verwandlung des römischen Staats in die römische Kirche vollzogen. Seit der Mitte des 7. Jahrhunderts war Rom wieder die Sehnsucht der Völker geworden, das heißersehnte Ziel, dem aus aller Herren Ländern die frommen Gläubigen zupilgerten, um an den heiligen Stätten zu beten oder zu den Füßen des Nachfolgers Petri Absolution zu erflehen. Wie klug aber war es von den Priestern gehandelt, den Dienst des neuen, einst so verachteten Gottes und seiner Heiligen just an diejenigen Stätten anzuknüpfen, die den Enkeln des Romulus seit alter Zeit durch die Verehrung ihrer Götter teuer waren! Dieser Maßregel verdanken wir vor allem die Erhaltung des herrlichen Pantheons und einer Reihe von Bauten auf dem Forum Romanum, die heutigestags christliche Kultstätten bergen. Eine wie innige Verquickung von Heidentum und Christentum auf diese Weise entstanden ist, zeigt schon der Name der einen von den etwa 80 Marienkirchen Roms. Es ist die Kirche S. Maria sopra Minerva, die auf den Trümmern des von Domitian erbauten Minervatempels steht: die jungfräuliche Minerva hat der reinen Jungfrau, der Himmelskönigin Maria, der Mutter des einst so bitter gehaßten Heilands der Welt, weichen müssen. Die christlichen Basiliken ferner sind in ihrem Bau ja noch durchaus an antike Vorbilder gebunden. Aber auch zur inneren Ausstattung der Kirchen entlehnte man den viel gelästerten Heiden manch kostbares Stück. Manches alte Säulenkapitell umschließt heute in künstlich geschaffener Höhlung das von Priesterhand geweihte Wasser; in mächtigen antiken Sarkophagen ruhen die Gebeine von Heiligen und Märtyrern, unbekümmert darum, daß an den Außenseiten dieser heidnischen Särge oft Scenen der griechisch-römischen Mythologie dargestellt sind; in einer Kapelle der Peterskirche wird das Taufbecken durch einen porphyrnen Sarkophagdeckel aus dem Mausoleum Hadrians gebildet! Insbesondere die prächtigen buntfarbigen Marmorsäulen der heidnischen Tempel und römischen Basiliken mußten sich unter die Last des Daches christlicher Gotteshäuser beugen und bilden noch heute deren stolzesten Schmuck. Auf Schritt und Tritt begegnet uns also in Rom die ecclesia triumphans, erhobenen Hauptes dahinschreitend und unter ihre wuchtige Sohle das alte Heidentum zwingend.

Wo entfaltet sich aber die Macht und Herrlichkeit der Kirche strahlender und glänzender als drüben jenseits des Tiber, wo der Vatikan lagert, breit und mächtig, geheimnisvoll wie eine Sphinx? Schreiten wir auf der berühmten Engelsbrücke[1]), die zum Teil noch auf antiken, von Kaiser Hadrian erbauten massiven Travertinbogen den Tiber überspannt, hinüber,

1) So heißt heute der alte Pons Aelius, nachdem im 17. Jahrhundert die Brücke nach Berninis Entwurf mit den Kolossalstatuen der zehn Passionsengel, „die zärtlich mit den Marterinstrumenten kokettieren", geschmückt worden ist.

so stehen wir wiederum vor einem staunenerregenden Werke römischen Unternehmungsgeistes, vor dem Grabmal Hadrians. Die Geschichte des ehrwürdigen Bauwerkes ist eine Geschichte Roms im kleinen. Von Hadrian bis auf Caracalla wurden hier alle Kaiser mit den Ihrigen begraben. Als die Goten unter dem streitbaren Vitiges 537 Rom belagerten, schleuderten die Römer die kostbaren Marmorstatuen, die das Gebäude ringsum schmückten, auf die stürmenden Feinde. Vom 10. bis 14. Jahrhundert diente der Bau häufig Gewalthabern als Festung, bis er seit Ende des 14. Jahrhunderts in den Besitz der Päpste kam. Unter Alexander VI. wurde er mit Schanzen, Mauern, Gräben und fünf unterirdischen Gefängnissen versehen, auch baute man einen festen Gang nach dem Vatikan hinüber. Im 18. Jahrhundert wurde als Krönung des Bauwerks hoch oben die Bronzestatue des Erzengels Michael errichtet, in Erinnerung an die Pest-Prozession, bei welcher Gregor d. Gr. über dem Kastell den Erzengel sein Schwert als Zeichen des Aufhörens der Seuche einstecken sah. Seit 1870 endlich weht auf der „Engelsburg" die Trikolore mit dem Kreuz von Savoyen, und die Gewölbe hallen von dem schweren Schritt königlich italienischer Soldaten wider.

Nur noch wenige Schritte trennen uns vom Petersplatze. Wessen Herz wird nicht gewaltig ergriffen, wenn er diesen würdigen Vorhof der größten und glänzendsten Kirche der Christenheit betritt! Zu beiden Seiten wird er von der herrlichen Rundung der majestätischen Kolonnaden Berninis umrahmt, in der Mitte ragt der schönste und der einzige ungebrochene unter den Obelisken Roms auf[1]), neben dem zwei mächtige Wasserpyramiden emporsteigen und mit ihrem Rauschen und dem leuchtenden Farbenspiel der glitzernden Wassermasse den Platz wunderbar beleben. Dahinter aber steigt die Peterskirche selbst, das Riesenwerk menschlicher Kunst, gleich einem Gebirge empor, während zur Seite im Hintergrund in unregelmäßigen Stockwerken und Höfen der größte aller Paläste, der Vatikan, mit seinen etwa 11000 Sälen, Zimmern, Kapellen, Korridoren, Säulenhallen u. s. w. sich auftürmt, alles nach einem Worte Hehns in gigantischen und doch klaren Verhältnissen. Welch ein imposantes, jedem ewig unvergeßliches Bild! Schon viele haben vor dem Verfasser des

---

1) Der Obelisk ruft dem Goethefreund aufs lebhafteste jenes anmutige Idyll ins Gedächtnis, das der Dichter in einem Briefe an Frau von Stein vom 22. November 1786 hervorzaubert, indem er schreibt: „Es war das schönste, ruhigste Wetter, ein ganz heiterer Himmel und warme Sonne. Ich ging mit Tischbein nach dem Petersplatze, wo wir erst auf- und abgehend, und wenn es uns zu warm wurde, im Schatten des großen Obelisks, der eben für zwei breit genug geworfen wird, spazierten und Trauben verzehrten, die wir in der Nähe gekauft hatten."

vorliegenden Aufsatzes richtig beobachtet, daß die Peterskirche zwar gleich beim ersten Sehen einen ungemein erhabenen Eindruck macht und unsere Seele mit Staunen erfüllt, daß aber dieser erste Eindruck durch wiederholtes Sehen immer machtvoller und geradezu überwältigend wird. Mit jedem Male, da man das Bauwerk von neuem sieht, wächst es vor unserem körperlichen und geistigen Auge an innerer Größe und Erhabenheit, so daß wir wohl Goethe beistimmen dürfen, der sagt, die Kirche sei „das größte Werk dem Maße nach, wie denn wohl nun kein größer Gebäude in der Welt steht". In der That, es ist das majestätischste christliche Baudenkmal, nach einem anderen Wort Goethes „gewiß so groß gedacht und wohl größer und kühner als einer der alten Tempel". Die geniale Idee des großen Architekten Bramante, „er wolle das Pantheon auf die Konstantins-Basilika stellen", bezeichnet die Größe und Kühnheit des Bauplans. Seine Nachfolger, zum Teil kleinere und weniger bedeutende Geister, von Raffael abgesehen, änderten immer wieder und wieder an dem Grundplan, bis endlich Michelangelo, der neidlos seinen Vorgänger Bramante als den größten Baumeister seit den Zeiten der Alten bezeichnete, dessen Grundriß, den er als „nicht voll Verwirrung, sondern klar und einfach, hell und von allen Seiten freistehend" rühmt, rettete. Insbesondere blieben seine Anordnungen maßgebend für den kühnen Bau der Riesenkuppel; er hinterließ bei seinem Tode ausreichende Zeichnungen und Modelle, um das Werk zu vollenden. Die Fassade wurde erst im 17. Jahrhundert durch Maderna und Bernini vollendet, die leider wieder in gewissen Punkten von den Plänen Michelangelos abwichen und dadurch vor allem die Riesenwirkung der Kuppel für den auf dem Petersplatze stehenden Beschauer sehr beeinträchtigten. Das Innere der Kirche ist zu allen Zeiten als ein Triumph der Baukunst gepriesen worden. Nicht die gigantische Größe der einzelnen Bauglieder[1]), sondern die genial berechneten harmonischen Raumverhältnisse, in denen all diese Glieder zu einander stehen, üben die überwältigende Wirkung auf uns aus. Dazu hat die Tiefe der Erde ihre Schätze an edlem Gestein und Metall zur Ausschmückung des Baues gespendet, und die bildenden Künste haben gewetteifert, ihre Kräfte in den Dienst der Kirche zu stellen. Unter den Meistern der Bildhauerkunst, welche dem hehren Gebäude die Werke ihrer Hand gereicht haben, nennen wir nur Michelangelo und Canova. Obwohl einen großen Teil des kostbaren Baumaterials die Herrlichkeit des alten Rom lieferte, und namentlich der

---

1) „Die Gesimse, über welchen die Tonnengewölbe der Mittelschiffe ansetzen, sind bereits höher als das Berliner Schloß, und dieses hätte bequem im Mittelschiffe Platz."

Hochaltar mit seinen Säulen und dem Baldachindache aus dem Erz des Pantheons bereitet wurde, hat dennoch der Bau und die Ausschmückung mehr als 260 Millionen Lire gekostet, während die jährlichen Ausgaben für Erhaltung der Kirche gegen 160000 Lire betragen. Einen eigenartigen Genuß, einer Bergpartie vergleichbar, gewährt eine Besteigung der riesigen Kuppel der Peterskirche. Zunächst führen acht Treppen mit 142 bequemen Stufen auf das Dach der Kirche, wo eine Anzahl kleiner, von Arbeitern und Wächtern bewohnter Gebäude in die Augen fallen. Hier stand einst auch Goethe. Er schreibt unter dem 22. November 1786: „Endlich bestiegen wir das Dach der Kirche, wo man das Bild einer wohlgebauten Stadt im kleinen findet. Häuser und Magazine, Brunnen, dem Ansehen nach, Kirchen und einen großen Tempel, alles in der Luft, und schöne Spaziergänge dazwischen.“ Von hier ist die Kuppel immer noch fast 100 m hoch. Man sieht beim weiteren Aufsteigen die ungeheuren Eisenreifen, durch welche im 18. Jahrhundert den drohenden Rissen und Sprüngen im Gewölbe Einhalt gethan wurde. Von den Galerien innerhalb des Tambours öffnet sich ein imposanter, fast schwindelerregender Blick in die jähe Tiefe des Gotteshauses, in der die Menschen wie winzige Insekten uns erscheinen. Endlich erreichen wir die Höhe der Kuppel, von der sich uns ein überraschendes Panorama entfaltet. Wir überblicken da nicht nur ganz Rom, dessen labyrinthartiges Häusergewirr durch den Tiber in zwei ungleiche Teile getrennt wird, sowie die altersgrauen Ruinen des alten Rom, Thermen, Paläste und des Kolosseums düstere Massen, sondern wir sehen auch über fast alle die Stadt umgebenden Hügel hinweg, nur die breite Linie der Gebirge, die von Norden bis Südwesten sich in weitem Bogen herumziehen, begrenzt den Blick. Da, wo das Gebirge von der schön geformten Höhe des Monte Cavo, des Königs im Albanergebirge, sanft abfällt in die große Ebene nach Terracina zu, blitzt ein Silberstreifen auf: es ist das ewige Meer, das den Horizont malerisch gegen Süden und Westen abschließt. Zwischen Gebirge und Stadt lagert sich ernst und düster die öde Campagna, die „wie ein Gürtel von Grauen und Leere sich rings zieht um den Prachtleib Roms“ (Woermann). Dort erblicken wir den breiten Streifen der Via Appia, besetzt mit uralten Ruinen, Grabmälern und Vignen; nur hie und da unterbricht ein alter Aquädukt mit seiner nüchternen, aber doch malerischen Bogenreihe die öde Einförmigkeit der riesigen Heide. All diese landschaftlichen Elemente vereinigt, Meer und Gebirge, die unermeßliche Campagna und die riesige Stadt, aus deren Häuserchaos nur die zahllosen Kuppeln und Kirchtürme gigantisch emportauchen, darüber der tiefblaue italienische Himmel ausgespannt und das ganze Bild von dem goldenen, warmen Licht der südlichen Sonne überflutet,

alles dies zaubert einen Anblick hervor, der unvergeßlich in der Brust jedes Sterblichen haften wird, der jemals das Glück hatte, ihn von St. Peters Höhe zu genießen. Auch Goethe bewunderte die prächtige Aussicht. Er schreibt unter dem 22. November: „Wir bestiegen die Kuppel und besahen die hellheitere Gegend der Apenninen, den Berg Soracte, nach Tivoli die vulkanischen Hügel, Frascati, Castel Gandolfo und die Plaine und weiter das Meer. Nahe vor uns die ganze Stadt Rom, in ihrer Breite und Weite, mit ihren Bergpalästen, Kuppeln u. s. w."

Nachdem wir wieder den festen Boden der Mutter Erde erreicht hatten, besuchten wir zum ersten Male die vatikanischen Sammlungen, und zwar zunächst die Antikensammlung. Hier wurde besonders unter Klemens XVI., Pius VI. und Pius VII. eine solche Fülle von Perlen der antiken Kunst an Statuen, Büsten, Basreliefs, Sarkophagen, Altären, Vasen, Mosaiken und anderem mehr aufgestapelt, daß man nur schwer Worte finden kann, um all diese Herrlichkeiten recht zu würdigen. Tiefe Bewunderung und stille Andacht erfüllt uns, wenn wir immer wieder und wieder diese Fülle von Meisterwerken betrachten, die der menschliche Geist, vor allem der griechische Genius, nimmer rastend aus sich heraus geboren hat, ewig jung, ewig neu, unvergänglich und unsterblich! Was soll man hier mehr bewundern, den herrlichen Apollo, der als Musagetes im langen Festgewande großartig und würdevoll einherschreitet, oder den machtvollen Zeuskopf von Otricoli mit seinen wallenden Locken und dem ruhigen Blick der tiefliegenden „unergründlichen" Augen [1]), oder die Laokoon-Gruppe, von Michelangelo „das Wunder der Kunst", von Goethe „das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit" genannt [2]), ein Werk, das den höchsten, erhabensten Ausdruck menschlichen Leidens darstellt, oder den weltberühmten Torso des Herkules, eine der herrlichsten Schöpfungen spätgriechischer Kunst, oder den in strahlender Jugendfrische prangenden Hermes, nach einem Worte Poussins „das schönste Modell der menschlichen Proportionen", oder endlich den

1) „Die Bildung des Vaters und des Königs der Götter hat hier die ganze Gestalt des Löwen, des Königs der Tiere, nicht allein in den großen, weit geöffneten Augen, in der Völligkeit der anwachsenden und gleichsam geschwollenen Stirn und in der Nase, sondern auch in den Haaren, die gleich den Mähnen des Löwen von dessen Haupt herabfallen, von der Stirn aber sich erheben und geteilt in einem Bogen sich wiederum heruntersenken" (Winckelmann).

2) Vergl. auch hier die Worte Winckelmanns, der sagt: „Der Weise findet darin zu forschen und der Künstler unaufhörlich zu lernen, und beide können überzeugt sein, daß mehr in demselben verborgen liegt, als das Auge entdeckt, und daß der Verstand des Meisters noch viel höher als sein Werk gewesen. Dieses Werk ist ein unerschöpflicher Quell von Beobachtung der Natur und der Weisheit, noch mehr aber der Kunst; wie ein ewiges Bild der kämpfenden und leidenden Menschheit steht das Bild vor dem Beschauer."

vielgepriesenen Apollo di Belvedere? Die Originalstatue der uns vorliegenden, wahrscheinlich im Beginn der Kaiserzeit gemachten Kopie war jedenfalls dem Gott zu Ehren gefertigt worden, als er, in seiner allmächtigen Hand die Ägis haltend, gallische Raubhorden von seinem delphischen Heiligtume abgewehrt hatte (278 v. Chr.). Diesen Moment hat der Künstler mit wunderbarer Lebhaftigkeit und Naturwahrheit in dem Werke erfaßt, so daß schon Winckelmann in ihm „das höchste Ideal der Kunst unter allen Werken des Altertums" sieht; „sein Gang ist wie auf flüchtigen Fittigen der Winde, keine Anstrengung der Kräfte und keine lasttragende Regung der Glieder spürt man in seinen Schenkeln, Zorn schnaubt aus seiner Nase und Verachtung wohnt auf seinen Lippen, aber sein Auge ist wie das Auge dessen, der in einer ewigen Ruhe wie auf der Fläche des stillen Meeres schwebt; von der Höhe seiner Genügsamkeit sieht er herab mit einem Blick, unter welchem alle menschliche Größe sinkt und verschwindet; ein ewiger Frühling der Jugend bekleidet die vollkommene Männlichkeit dieses Körpers". Ganz auf diesem bewundernden Standpunkt steht auch Goethe, der bezeichnenderweise allein den Apollo unter allen Skulpturen des Museo Pio-Clementino des Vatikans der Erwähnung für würdig hält, ohne „des übrigen vielen Guten und Herrlichen zu gedenken". Er nennt das Götterbild „das genialischste, daß man sagen muß, es scheint unmöglich". „Denn, fährt er fort, „so viel ich auch Abgüsse gesehen habe, selbst ein gutes Bruststück besitze, so glaubt man doch die Natur nie gesehen zu haben" (Brief an Frau v. Stein vom 7. November 1786). Und am 20. Dezember schreibt er: „Von gewissen Gegenständen kann man sich gar keinen Begriff machen, ohne sie gesehen, in Marmor gesehen zu haben, der Apoll von Belvedere übersteigt alles Denkbare, und der höchste Hauch des lebendigen jünglingsfreien, ewigjungen Wesens verschwindet gleich im besten Gypsabguß." Dies Feuer der Begeisterung wird noch heute jeden durchglühen, der sich andachtsvoll und in der rechten Stimmung in dieses ewig junge Werk des griechischen Genius versenkt. Nächst dem Apollo erregte noch die reizende antike, heute ebenfalls im Besitze des Vatikans befindliche Tänzerin aus pentelischem Marmor[1]), die aus dem Palazzo Caraffa Colombrano in Neapel stammt, dermaßen die Aufmerksamkeit Goethes, daß bei ihm „der Gedanke, dieses Wesen zu besitzen, tiefe Wurzel gefaßt hatte"; die eindringlichen Vorstellungen seiner Freundin Angelika Kauffmann hielten ihn jedoch vom Kaufe ab. Seinen gewählten künstlerischen Geschmack hat Goethe hier wieder glänzend bewiesen. Die Statue, ein griechisches Werk etwa aus dem 3. Jahrhundert, gekrönt von einem bezaubernden Köpfchen

1) Gabinetto delle Maschere Nr. 425.

von „dionysischer Süßigkeit“ (Burckhardt), zeigt eine anmutige, elegante Bewegung; wie eine Elfe schwebt die leichtfüßige Gestalt dahin, das Unterkleid läßt die zarten Körperformen durchschimmern und verrät mehr, als es verhüllt, der Mantel soll eben graziös zum Tanze entfaltet werden: kurz, das Ganze ist ein Kabinettstück griechischer Skulptur und bildet noch heute das Entzücken aller Kunstfreunde. Von den übrigen antiken Skulpturen Roms erwähnt Goethe noch die Juno Ludovisi[1]), von der er sagt: „Es war dies meine erste Liebschaft in Rom! in göttlicher Hoheit und Heiterkeit wie ein Gesang Homers“, und die heute im Braccio nuovo des Vatikans stehende Minerva Giustiniani, meist Minerva Medica genannt, die „seine ganze Verehrung hatte“.[2]) Die von uns erwähnten Meisterwerke der Skulptur sind aber nur die Hauptzierden der vatikanischen Sammlungen; an sie schließt sich noch ein Heer ähnlicher gewaltiger Schöpfungen an, die nicht aufgezählt werden können, ebenso wie man sich bei der Beschreibung eines majestätischen Hochgebirges darauf beschränken muß, nur die höchsten, imponierendsten Spitzen hervorzuheben, die ihre Umgebung gewaltig überragen.

Aber damit sind die reichen Kunstschätze des Vatikans noch nicht erschöpft; ebenso wertvoll sind die in der Sixtinischen Kapelle, in Raffaels Stanzen und Loggien, sowie in der päpstlichen Gemäldegalerie aufbewahrten Kunstwerke auf dem Gebiete der Malerei. Die Sixtinische Kapelle verdankt ihren Ruhm dem herrlichen Freskenschmuck. Während die Wandgemälde an den Langseiten Scenen aus dem Leben des Moses und Christi in paralleler Gegenüberstellung behandeln und von florentiner und umbrischen Meistern des 15. Jahrhunderts geschaffen worden sind, rühren die Deckengemälde von Michelangelo her. Sie schildern uns in gewaltigen Zügen die Schöpfung der Welt und des Menschen, den Sündenfall mit seinen Folgen, die Vertreibung aus dem Paradiese und die Sündflut, die wunderbare Errettung des auserwählten Volkes, die kommende Zeit der Erlösung, angedeutet durch die Darstellung der in stiller Erwartung des Messias harrenden Vorfahren Christi und der Propheten und Sibyllen, die den Heiland verkünden: ein Meisterwerk Michelangelos, das uns in seiner wunderbaren Harmonie wie ein herrliches, streng abgeschlossenes Gedicht anmutet. Fast dreißig Jahre später malte derselbe Meister an der Altarwand der Kapelle das vielgefeierte „Jüngste Gericht“, ein

---

1) Heute im Museo Boncompagni-Ludovisi im Palazzo Piombino, leider dem Publikum jetzt durchaus verschlossen.

2) Vergl. die Worte Bernoullis: Es wird kaum noch ein Werk der Bildhauerkunst geben, welches mit diesem Grad von Leidenschafts- und Bedürfnislosigkeit so viel Anmut verkündet, oder wenigstens so anmutig auf den Beschauer wirkt.

Riesenwerk von imponierender Kühnheit der Komposition, das der Künstler in acht Jahren vollendet und am Weihnachtsabend des Jahres 1541 aufgedeckt haben soll, zur Bewunderung Roms, ja der ganzen Welt. Auch Goethe konnte sich dem machtvollen Eindrucke dieser Werke nicht entziehen. Er schreibt unter dem 22. November 1786 an Frau von Stein: „Das Jüngste Gericht und die mannigfaltigen Gemälde der Decke von Michel Ange teilten unsere Bewunderung. Ich konnte nur sehen und anstaunen. Die innere große Sicherheit und Männlichkeit des Meisters, seine Großheit geht über allen Ausdruck." Und nach dem zweiten Besuch der Sixtinischen Kapelle schreibt er am 2. Dezember: „Ich bin in dem Augenblicke so für Michel Ange eingenommen, daß mir nicht einmal die Natur auf ihn schmeckt, da ich sie doch nicht mit so großen Augen wie er sehen kann. Wäre nur ein Mittel, sich solche Bilder in der Seele recht zu fixieren! Wenigstens was ich von Kupfern und Zeichnungen nach ihm erobern kann, bring' ich mit." Wir teilen noch heute diese Bewunderung für den großen Meister. Das Jüngste Gericht ist und bleibt trotz aller Aussetzungen im einzelnen, die gemacht worden sind, ein Meisterwerk ohnegleichen. An ihm sieht man recht deutlich, daß die Malerei ohne genaue Kenntnis der Gesetze der Skulptur eigentlich unmöglich ist. Ganz richtig nannte Michelangelo die Skulptur die Leuchte (lucerna) der Malerei, und es wäre ihm wohl nie gelungen, den Gestalten in seinen Bildern jene vollkommene plastische Lebenswahrheit einzuhauchen, wenn er nicht zugleich ein so genialer, unübertrefflicher Bildhauer gewesen wäre. Von der Sixtinischen Kapelle aus besucht man gewöhnlich die sogenannten Stanzen Raffaels, jene Fresken, welche der Meister in den Jahren 1508—17 im Auftrage der Päpste Julius II. und Leo X. in den päpstlichen Gemächern (italienisch Stanze oder Camere) schuf. Diese Werke, vor allen anderen die unsterblichen Schöpfungen in der Stanza della Segnatura, die Disputa, der Parnaß und die Schule von Athen, stellen wohl den höchsten Triumph menschlichen Geistes und dichterischer Phantasie auf dem Gebiete der Malerei dar; die Stanzen Raffaels werden für ewige Zeiten, solange der Funke künstlerischer Begeisterung in der Brust des Menschen noch nicht erloschen ist, ein geweihtes Heiligtum der Kunst bleiben, zu dem die Menschheit immer wieder und wieder pilgern wird, um in stiller Andacht daselbst dem unsterblichen Geist des großen Urbinaten zu huldigen. Um so auffallender ist das kühle Urteil Goethes über diese Werke. Er schreibt am 7. November 1786: „Die Logen von Raphael und die großen Gemälde der Schule von Athen u. s. w. habe ich nur erst einmal gesehen, und da ist's, als wenn man den Homer aus einer zum Teil verloschenen, beschädigten Handschrift herausstudieren sollte. Das Vergnügen des ersten Eindrucks ist unvollkommen; nur wenn man

nach und nach alles recht durchgesehen und studiert hat, wird der Genuß ganz." Die schon mehrmals erwähnten Loggien Raffaels waren ursprünglich ein langer offener, Wind und Wetter preisgegebener Korridor an der einen Fassade des Vatikans, der nach Raffaels Entwürfen und unter seiner Leitung durch seine Schüler mit Stuccaturen und Fresken ausgeschmückt worden ist; jedes der 13 Kuppelgewölbe enthält in viereckigen Umrahmungen vier biblische Scenen, die „Bibel Raffaels" genannt. Der Meister steht hier unter dem Einflusse der zu seiner Zeit wiedergefundenen prächtigen Reste antiker Wanddekorationen in den Titus-Thermen, so daß Haarhaus in den mit anmutsvollster Phantasie und geistreichster Anordnung gemalten Loggien mit Recht den „schönsten rein sinnlichen Ausdruck der Freude an den Schätzen des wiedererstandenen Altertums" sieht Goethe nennt die Deckenstücke der Loggien „so frisch wie gestern gemalt, zwar die wenigsten von Raffaels eigner Hand, doch gar trefflich nach seinen Zeichnungen und unter seiner Aufsicht", aber er ist doch, zumal in dem Briefe vom 2. Dezember 1786, durch den Anblick der gigantischen Leistungen Michelangelos in der Sixtinischen Kapelle noch so sehr in Fesseln geschlagen, daß ihm die rechte Stimmung zur Würdigung der Loggien fehlt. Er schreibt nach seinen begeisterten, oben citierten Worten über Michelangelo: „. . . Wir gingen von da auf die Logen Raphaels, und kaum darf ich sagen, daß man diese nicht ansehen durfte. Das Auge war von jenen großen Formen so ausgeweitet, daß man die geistreichen Spielereien der Arabesken nicht ansehen mochte, und die biblischen Geschichten, so schön sie sind, hielten auf jene nicht Stich."[1])

Die vatikanische Gemäldegalerie enthält zwar nur 42 Nummern, darunter aber hervorragende Meisterwerke. Die beiden kostbarsten Stücke der Galerie sind wiederum von Raffaels gottbegnadeter Hand: die Madonna von Foligno, ein Bild von hinreißender Wirkung und wahrhaft himmlischer Kunst, sowie die berühmte Verklärung Christi (la Trasfigurazione), nach Volkmann für das „vornehmste Gemälde in der Welt" gehalten, das letzte Werk Raffaels, das bei seinem Leichenbegängnisse dem Sarge

---

1) Überhaupt erfreut sich Michelangelo im allgemeinen viel mehr der ununmwundenen Anerkennung Goethes als Raffael. Mit seinem künstlerischen Verständnisse hat aber Goethe einen der hervorstechendsten Charakterzüge im Talente des großen Malers fixiert, indem er sagt: „Raffael war niemals von dem Raum genirt, den ihm die Architektur darbot, vielmehr gehört zu der Großheit und Eleganz seines Genies, daß er jeden Raum auf das Zierlichste zu füllen und zu schmücken wußte, wie er augenfällig in der Farnesina dargethan hat. Selbst die herrlichen Bilder der Messe von Bolsena, der Befreiung des gefangenen Petrus, des Parnasses, wären ohne die wunderliche Beschränkung das Raumes nicht so unschätzbar geistreich zu denken."

vorangetragen wurde. Beim Anblicke dieses Bildes drängt sich uns die schmerzliche Frage auf: Was hätte Raffaels göttlicher Geist der Menschheit noch für herrliche Werke schenken können, wenn ihm das tückische Schicksal statt eines so frühen Todes die hundert Lebensjahre Tizians beschieden hätte? Das letztgenannte Bild ist manchmal getadelt worden wegen der doppelten Handlung (oben der Heiland mit ruhig verklärtem, sonnig-heiterem Blick göttlich im Lichtmeer schwebend, die Arme zum Vater erhoben, unten die Jünger des Herren, die sich vergeblich bemühen, einen mondsüchtigen Knaben zu heilen, und durch Deutung nach oben nachdrucksvoll zu verstehen geben, daß allein Jesus, der Verklärte, der wahre Heiland ist); gegen diesen Vorwurf hat schon Goethe das Bild verteidigt, indem er schreibt: „Wundersam bleibt es immer, daß man an der großen Einheit einer solchen Konzeption jemals hat mäkeln dürfen." „Wie will man das Obere und Untere trennen? Beides ist eins: unten das Leidende, Bedürftige, oben das Wirksame, Hilfreiche, beides auf einander sich beziehend, ineinander einwirkend."

Unter den übrigen kostbaren Schätzen des Vatikans zieht insbesondere den Philologen noch die vatikanische Bibliothek an, die nicht nur wegen der Wichtigkeit und Seltenheit ihrer Handschriften (etwa 26000 Manuskripte und über 200000 gedruckte Bände) die bedeutendste Bibliothek Europas ist, sondern auch eine Reihe auserlesener Kunstwerke in sich birgt, so z. B. die berühmte Aldobrandinische Hochzeit, ein antikes Wandgemälde aus den Titus-Thermen, sowie eine Zahl von Odysseelandschaften, die wertvollsten antiken Landschaftsbilder, endlich allerlei Merkwürdigkeiten, Kandelaber, Vasen, Kreuze u. a. Ehrengeschenke an die Päpste, Erinnerungen an gefeierte Jubiläen u. s. w.

Die reichste Sammlung antiker Skulpturen enthält nächst den Schätzen des Vatikans das sog. Kapitolinische Museum. Es kann nicht unsere Aufgabe sein, dessen künstlerische Bedeutung an dieser Stelle eingehend zu würdigen; außer einer Anzahl prächtiger Sarkophage, einer fast vollständigen Reihe trefflicher Kaiserbüsten, sowie den interessanten Marmorfragmenten des berühmten antiken Stadtplans von Rom, des einzigen im Original uns erhaltenen Denkmals altrömischer Kartographie, seien nur die beiden hervorragendsten Zierden des Museums genannt: der sog. sterbende Gallier und die vielbesungene kapitolinische Venus. Das erstgenannte Werk, aus der Villa Ludovisi angekauft, entstammt der pergamenischen Bildnerschule und zeigt eine geradezu erstaunliche Meisterschaft in der anatomischen Behandlung; das Ringen des kraftstrotzenden Körpers mit dem allbezwingenden Todesgotte, dessen schaurige Schatten schon die Stirne des Fechters umflattern, die Erschlaffung der Muskeln, der starre Blick des brechenden Auges, das letzte Zucken der bebenden Lippen: dies alles ist

mit einer wahrhaft erschütternden Naturwahrheit, einem packenden Realismus, wie man ihn selten wiederfinden wird, geschildert. Und nun im Gegensatze zu diesem ergreifenden düsteren Bilde des Todes ein Werk, das volles, blühendes Leben atmet, das „wie ein Gebild aus Himmelshöhen" aus den heiteren Gefilden des Olymps zu uns armen Staubgeborenen hinabgestiegen zu sein scheint: die herrliche kapitolinische Venus. Sie ist ein griechisches Original, aus parischem Marmor gefertigt, unter allen uns bekannten Nach- und Weiterbildungen der knidischen Aphrodite des Praxiteles die vorzüglichste. Dargestellt ist die Göttin als vollentwickelte, reife Frauengestalt. Der starre Stein hat unter dem Meißel des Bildhauers eine so wunderbare Weichheit und Zartheit der Formen angenommen, daß das Werk bei längerem Anschauen zu leben und zu atmen scheint. Das Gewand hat die Göttin soeben fallen lassen und hält die Hände schützend vor, den Blick zur Flut des Bades gesenkt; aber trotz seiner Nacktheit wirkt das Götterbild so unendlich keusch, so schamhaft auf unsere Phantasie ein, daß bei längerer Betrachtung sich unwillkürlich die Worte Wielands auf unsere Lippen drängten: „Die Gewalt ihrer Reize zu verdoppeln, gab die Natur dem Weibe die Scham, die holdseligste der Grazien." Der ewige Jugendglanz der seligen Götter ist über diesem unsterblichen Werke ausgegossen, zu dem jeden, der es nur einmal geschaut, immer wieder und wieder mit zauberischer Gewalt eine stille Sehnsucht hinzieht, um es immer von neuem schönheitstrunkenen Auges zu bewundern.

Gegenüber dem Kapitolinischen Museum erhebt sich, wie schon oben erwähnt, der sog. Palast der Konservatoren, der Büsten berühmter Italiener, eine Sammlung antiker Bronzen, eine neue Abteilung von Fundstücken auf städtischem Gebiete, antike Reliefs von Triumphbogen, die berühmten, zu Augustus' Zeiten auf Marmorquadern eingegrabenen Triumphal- und Konsularfasten, eine kostbare etruskische Sammlung und eine Gemäldegalerie enthält. Unter den Bronzen erregen vor allen anderen zwei unser Interesse. Die eine ist der sog. Dornauszieher, ein Werk, das einen jugendlichen Wettläufer darstellt, der sich während des Laufs einen Dorn in den Fuß getreten hat und denselben jetzt nach gewonnenem Siege zu entfernen sucht, eine geschmeidige Jünglingserscheinung, „so in sich selbst vertieft dargestellt wie ein wahres Idyll, so rein, einfach und bewegungswahr wie ein echtes griechisches Originalwerk" (Gsell Fels). Die andere Bronze ist die berühmte kapitolinische Wölfin. Sie wird für dasselbe Erzbild gehalten, das, von etruskischen Künstlern gefertigt, die Ädilen Cn. und Qu. Ogulnius im Jahre 296 v. Chr. zu Ehren der von einer Wölfin gesäugten Zwillinge Romulus und Remus in Rom aufgestellt haben sollen; mit Recht bemerkt der eben genannte Kritiker, daß die steife Eckigkeit des Tieres mit dem

grimmigen Ausdruck das Werk in die älteste Kunstzeit Roms zurückweist. — Außer den genannten Museen besitzt aber Rom noch eine große Zahl von Privatsammlungen, deren Pforten sich früher nur bei Empfehlung von besonders hoher Seite dem kunstsinnigen Fremdling öffneten, heute aber fast sämtlich dem Besuche des großen Publikums offen stehen. Zu ihnen gehören die Galleria Barberini (mit Raffaels reizender Fornarina und dem Bilde der unglücklichen Beatrice Cenci von der Meisterhand Guido Renis), ferner die Galleria Colonna mit den berühmten Tempera-Landschaften von Gaspar Poussin, die Galleria Corsini, die Villa Farnesina, der graziöseste Renaissancebau Roms, dem Vasari das elegante Kompliment „non murato, ma veramente nato“ macht und den Goethe „das Schönste, was er von Dekoration kenne“, nennt. Hierher eilen seit alters die Kunstfreunde, um die nach Raffaels Entwürfen gefertigten reizenden, lebensfrischen Fresken aus der Geschichte der Psyche, sowie die ganz eigenhändig von Raffael gemalte prächtige Galatea zu bewundern, die Haarhaus treffend als einen Hymnus auf die Allgewalt der Liebe preist, ein Werk, das der Künstler noch schuf, während sein Geist ganz mit der ernsten Arbeit in den vatikanischen Stanzen beschäftigt war. Ein anderes, von allem Duft zartester Poesie überhauchtes Bild ist die weltberühmte Aurora von Guido Reni im Kasino Rospigliosi, „ein volltöniger Lobgesang auf das Licht“, ein Werk von hinreißender Schönheit, von olympischer Heiterkeit, gemalt mit höchster technischer Vollendung, was die wohldurchdachte, fein durchgeführte Abstufung der Farbentöne betrifft. Endlich nennen wir — last not least — unter den Privatsammlungen Roms die Borgheseschen Kunstschätze. Es sind dies sowohl eine ansehnliche Skulpturensammlung teils antiker, teils neuerer Werke, so z. B. von der Hand Canovas (Fürstin Pauline Borghese, Schwester Napoleons I., als Venus), Berninis (David mit der Schleuder; Apollo und Daphne, Äneas und Anchises) u. a. hervorragender plastischer Künstler, als auch eine Gemäldegalerie, die noch heute, trotzdem daß manche Perle im Laufe der Zeiten entfernt worden ist, mehr Meisterwerke aufzuweisen hat als irgend eine andere der Privatgalerien Roms. Hier bewundern wir außer einer großen Reihe genialer Schöpfungen Domenichinos („Diana“), Raffaels, Correggios („Danae“), Garofalos u. a. vor allen anderen jenes herrliche Bild Tizians „Himmlische und irdische Liebe“, d. h. die Liebe als Weib, wie Gott es schuf, und als Frau gedacht, wie die menschliche Gesellschaft sie umbildete und modelte, ein echter künstlerischer Gedanke, mit der ganzen ihm eigenen dramatisch-lebendigen Kompositionsgabe von dem großen Koloristen glänzend ausgeführt, so daß das Werk mit Recht als Tizians schönstes allegorisches Bild von „traumhaftem Zauber“ gilt.

Doch genug von diesen herrlichen, unsterblichen Schöpfungen menschlichen Geistes und menschlicher Phantasie aus alter und neuerer Zeit auf dem Gebiete der mannigfaltigsten Künste! Angesichts dieses embarras de richesse überkommt den ernsten Beschauer oft fast ein Gefühl der Verzweiflung, da man sich sagen muß, daß es selbst bei mehrmonatlichem Aufenthalt unmöglich ist, all die hervorragenden Kunstschätze der ewigen Stadt gebührend zu würdigen. „Man schwelgt hier", um mit Goethe zu reden, „in soviel Kostbarkeiten, daß man sich oft genötigt sieht, einige Tage auszuruhen und sich mit gleichgültigeren Sachen zu beschäftigen oder die Zeit zu vertrödeln." In der That strengt das fortwährende, intensive Sehen und Aufnehmen neuer künstlerischer Vorstellungen und Gedanken die Nerven bald derartig an, daß jedem Romfahrer als Gegengewicht gegen die angreifenden künstlerischen Genüsse der dringende Rat gegeben werden muß, die Nachmittage möglichst zu Spaziergängen und Ausflügen in die herrliche Umgebung der Stadt zu benutzen. Rückkehr zur Natur muß auch hier unsere Losung sein.

Unter den näheren Spaziergängen Roms ist der nach dem Monte Pincio der beliebteste. Von der malerischen Piazza del Popolo steigt auf Terrassen der prächtige Fahrweg zu den schönen Promenadenanlagen hinan, die in der Zeit der kurzen napoleonischen Herrschaft entstanden. Wohlgepflegte Rasenstrecken, prächtige Palmen, reizende, geschmackvoll angelegte Rabatten und ein südlich üppiger Blumenflor entzückt unser Auge; dazwischen sind auf Hermen die überlebensgroßen Büsten hervorragender Söhne Italiens aufgestellt. Der schönste Schmuck des Pincio aber ist die herrliche Aussicht über die zahllosen Kirchen, Kuppeln, Türme, Paläste und das ganze Häusermeer des modernen Rom, malerisch im Hintergrunde abgeschlossen durch die sanft geschwungenen, blauen Linien der römischen Gebirge. Hier oben auf dem Monte Pincio ist etwa zwei Stunden vor Sonnenuntergang bei den fröhlichen Klängen der Musik der Sammelplatz der vornehmen Welt. Wenn dann das blaue Himmelszelt sich über diesem lieblichen Erdenfleckchen ausspannt, und die goldene Sonne ihr warmes Licht über diese lustwandelnde oder in leichten Gefährten dahinjagende, in lebhafter Unterhaltung begriffene Menge leichtlebiger glücklicher Erdenkinder ausgießt, so genießt man ein Bild von unvergeßlichem Zauber.

Äußerst lohnend sind auch Wanderungen in die schweigende Einöde der Campagna di Roma. Eine fast elegische Stimmung nennt Haarhaus das Gefühl, das uns beschleicht, wenn wir von der Campagna hören oder lesen, „jenem weitgedehnten, grauen, mit Trümmern überdeckten und von elendem Volk bewohnten Hügelland, dem verlassenen Theater der Geschichte und öden Gräberfeld tausendjähriger Herrlichkeit". Wie oft ist schon von großen und kleinen Dichtern in allen Zungen jene mit nichts zu vergleichende

öde, unheimliche und doch so unendlich poetische Stimmung der Campagna besungen worden! Wie oft hat der Pinsel des Malers die charakteristische Landschaft dargestellt! Heute fast ganz unbewohnt und unbebaut, bedeckt mit Höhlen, Schluchten, Steinbrüchen und Gräbern, übersät mit den Überresten alter Villen sowie den Riesentrümmern antiker Wasserleitungen und anderen Bauwerken, ist die traurige Einöde nur noch von großen Herden und ihren in Tierfelle gekleideten, finster dreinblickenden Hirten belebt. Wenn man die Via Appia, die stolze regina viarum des römischen Volks, hinauswandert, wirkt jener über der Campagna, dem majestätischen Weltfriedhof, ausgegossene Zauber in unwiderstehlicher Weise auf unser Herz. Ehe man das berühmte, in Campagnabildern als Staffage so oft wiederkehrende Grabmal der Caecilia Metella, das nach einem Wort Goethes „einem erst den Begriff von solidem Mauerwerk giebt", erreicht, berührt man die Katakomben, jene unheimlichen, von feuchtem Modergeruch erfüllten unterirdischen Räume, in denen sich anfangs scheu das Christentum verbarg. Von einem Mönch geführt, besucht heute bei Fackellicht der Fremdling diese Labyrinthe unter der Erde; Tausende von Christen haben hier in länglichen, in die Wände hineingearbeiteten kastenartigen Vertiefungen und Nischen ihre letzte Ruhestätte gefunden, eine dicht über der anderen, geschmückt mit einfachen Malereien und den bekannten christlichen Symbolen, als Kreuz, Kleeblatt, Fisch u. s. w. Die bekannteste Katakombe ist die des hl. Callistus, die Goethe aber nirgends erwähnt. Er besuchte nur die von San Sebastiano, und es ist charakteristisch für seine sonnige Natur, die sich zu dem warmen, blühenden Leben vielmehr als zu den finsteren Mächten des Todes hingezogen fühlte, daß ihm nach seinen eigenen Worten die ersten Schritte in diese dumpfigen Räume alsobald ein solches Mißbehagen erregten, daß er sogleich wieder ans Tageslicht hervorstieg.

Zu weiteren Ausflügen bietet besonders das Sabiner- und Albanergebirge vorzügliche Gelegenheit. Im ersteren lockt das durch seine Wasserfälle und den reizenden kleinen Sibyllentempel hochberühmte Tivoli, das vielbesungene Tibur des Horaz, noch heute den Wanderer an[1]); auf dem Hinwege besucht man gern die Villa Adriana, eine Prachtanlage des kunstsinnigen Hadrian, in der der weitgereiste Kaiser, um mit den Worten seines Biographen Spartian zu sprechen, ein Wunder der Baukunst schuf; den einzelnen

---

1) Auch Goethe weilte hier. Er schreibt im Juni 1787: „Dieser Tage war ich in Tivoli und habe eins der ersten Naturschauspiele gesehen. Es gehören die Wasserfälle dort mit den Ruinen und dem ganzen Komplex der Landschaft zu den Gegenständen, deren Bekanntschaft uns im tiefsten Grund reicher macht... Das ist wieder ein Gipfel irdischer Dinge. Ein sehr komplizierter Fall in der Gegend bringt die herrlichsten Wirkungen hervor."

Teilen der Villa legte er nämlich die berühmtesten Namen von Gegenden und Orten Griechenlands sowie Ägyptens bei, so z. B. Lyceum, Akademie, Prytaneum, Kanopus, Tempe, ja um nichts fehlen zu lassen, bildete er sogar das Schattenreich nach.

Noch weit anziehender wegen seiner entzückenden Landschaftsbilder ist aber das Albanergebirge. Sein höchster Punkt, der basaltische Monte Cavo, dessen Gipfel einst das uralte Heiligtum des Latinischen Bundes, der Tempel des Jupiter Latiaris krönte, bietet eine entzückende Aussicht. Erst im Jahre 1783 ließ der Herzog von York, Erzbischof von Frascati, die letzten Tempelruinen beseitigen und auf dem Berge ein Kloster erbauen, dessen Räume jetzt eine meteorologische Station und ein bescheidenes Gasthaus in sich schließen.

Am Nordabhang des Gebirges liegt das weinberühmte Frascati, im Süden aber reihen sich wie Perlen an einer Kette die malerischen Felsennester Albano, Ariccia, Genzano aneinander, mit allerlei Erinnerungen aus großer Vergangenheit. Das letztgenannte Städtchen thront hoch über der stillen Flut des Nemisees. Unberührt von Winden, so recht ein Abbild der jungfräulichen, keuschen Diana, die ja hier eine uralte Kultstätte mit einem heiligen nemus (daher der Name!) besaß, liegt der See in lauschiger Abgeschiedenheit, fern von allem unruhigen Getümmel der Welt, ein wundervolles Idyll, ein Stück reinster Poesie, das vom Himmel auf diese arme Erde als ein Geschenk der seligen Götter herabgefallen erscheint. „Spiegel der Diana" nannte das poetische, tiefsinnige Altertum diesen köstlichen Edelstein des Albanergebirges, und wahrlich der See ist würdig, dem Antlitz einer Unsterblichen als Spiegel zu dienen und die göttliche Majestät in olympischer Klarheit widerzuspiegeln. Lieblich ist auch der Anblick der steilen Wände, die in den See abstürzen — er ist in den ausgebrannten Krater eines uralten Vulkans eingebettet —, nicht kahl und nackt, sondern bedeckt mit dem üppigen Grün von Weinbergen und Obstpflanzungen, zwischen denen schmucke, weiß schimmernde Landhäuschen hervorschimmern; jenseits des Sees aber erheben sich, malerisch wie ein Schwalbennest an die Wände des Kraters angeklebt, die Häuser des schon im Mittelalter genannten Städtchens Nemi, überragt von einem altersgrauen Wartturm, der trotzig und selbstbewußt in die Landschaft hinausblickt, auch heute noch bereit, den Frieden dieses Idylls zu schirmen und zu schützen. So sehen wir, daß, wie alles in der ewigen Stadt von einzigartigem Zauber ist, auch ihre Umgebung mit den landschaftlichen Reizen ganz Italiens wetteifern kann.

Der letzte der schönen in die Umgebung Roms unternommenen Ausflüge galt dem schon oben erwähnten Frascati. Die Stadt, nur 17 km von Rom entfernt, schmiegt sich als ein anmutiges Idyll an

den Abhang des Albanergebirges, unterhalb des alten Tusculum mit seinen zahlreichen Ruinen aus römischer Zeit, noch heute, wie einst zu Ciceros Zeiten, wegen seiner prächtigen, gesunden Lage ein beliebter Sommeraufenthalt für Einheimische und Fremde. Auch Goethe hat hier wiederholt geweilt und glückliche Stunden verlebt. Am 15. November 1786 schreibt er aus Frascati: „Wir haben ein paar schöne, regenfreie Tage hier gehabt, warm und freundlichen Sonnenschein, daß man den Sommer nicht vermißt. Die Gegend ist sehr angenehm; der Ort liegt auf einem Hügel, vielmehr an einem Berge, und jeder Schritt bietet dem Zeichner die herrlichsten Gegenstände. Die Aussicht ist unbegrenzt; man sieht Rom liegen und weiter die See, an der rechten Seite die Gebirge von Tivoli und so fort. In dieser lustigen Gegend sind Landhäuser recht zur Lust angelegt, und wie die alten Römer schon hier ihre Villen hatten, so haben vor hundert Jahren und mehr reiche und übermütige Römer ihre Landhäuser auch auf die schönsten Flecke gepflanzt. Zwei Tage gehen wir schon hier herum, und es ist immer etwas Neues und Reizendes." Schon die Fahrt nach Frascati bietet eine Reihe anmutiger Landschaftsbilder. In starker Steigung zieht sich die Straßenbahn den Berg hinan, und bald haben wir unser Ziel erreicht. Wir schreiten über die von einem lachenden, plaudernden, sonntäglich geputzten Publikum erfüllte Piazza und wenden uns bergan nach der vielgerühmten prächtigen Villa Aldobrandini. Die herrlichen alten Eichenhaine, die rauschenden Wasserfälle und kühlen Grotten im Parke, vor allem aber die über alle Beschreibung schöne Aussicht von der Terrasse auf Rom und das römische Land entzückten einst schon Goethe. Auf schmalem Wege klimmen wir weiter empor zur Stätte des alten Tusculum. Wir erreichen zunächst ein kleines, gut erhaltenes Amphitheater, dann eine ausgedehnte Trümmerstätte, die als Ciceros berühmte Villa gilt. In der Nähe liegen Theater und Forum, und da erblicken wir noch einen Überrest der alten trotzigen Stadtmauer. Lange standen wir sinnenden Geistes hier auf der Höhe von Tusculum und kehrten erst spät, als schon der Abend seine dunklen Schleier über die römische Landschaft ausbreitete, nach Rom zurück.

So war der letzte Tag unseres Aufenthaltes in der ewigen Stadt verstrichen. Bei der Erinnerung an das, was wir gesehen, überkam uns wieder und wieder der Gedanke:

Wieviel Schönes und Erhabenes, wieviel Geist und Gemüt mächtig Ergreifendes haben Natur und Kunst auf diesem kleinen, von der Huld der Götter so reich gesegneten Fleckchen Erde zusammengedrängt! Rom sehen und auf diesem durch die Jahrhunderte geweihten Boden auch nur die kurze Spanne von ein oder zwei Monaten gelebt zu haben, erweitert den

Blick des Menschen in ungeahnter Weise und giebt seinem Geiste neuen, wunderbaren Schwung. „Gewiß ist in Rom alles zu studieren, wer Sinn und Trieb hätte“, ruft Goethe mit Recht in einem Briefe vom 18. Januar 1787 aus. Ebenso können wir aus vollem Herzen ihm beistimmen, als er, begeistert von seinem römischen Aufenthalt, den unermeßlichen Wert, der in dem eingehenden Studium Roms liegt, in die Worte faßt: „Was aber das Größte ist und was ich erst hier fühle: wer mit Ernst sich hier umsieht und Augen hat zu sehen, muß solid werden, er muß einen Begriff von Solidität fassen, der ihm nie so lebendig ward. Mir wenigstens ist es, als wenn ich alle Dinge dieser Welt nie so richtig geschätzt hätte als hier.“

Sprache und Sprachlaune.

Von Prof. Dr. **J. Mähly** an der Universität zu Basel.

Die Kompositionsfähigkeit der deutschen Sprache ist nicht lediglich ein Vorteil, sie hat auch ihre Schattenseite. Schon J. Grimm hat geklagt über diese Leichtigkeit, Wörter zu bilden, die für ein gesundes Sprachgefühl wahre Ungetüme sind. Gegen diese wuchernde Exuberanz — wem dieses Fremdwort nicht gefällt, mag sagen: Unerschöpflichkeit — muß selbst das Griechische zurücktreten. Ihre Masse ist buchstäblich zahllos, schon darum, weil jeder Tag deren neue ausheckt. Regeln für diese Produktion giebt es nicht, ein jeder ist mehr oder weniger auf sein eigenes Urteil, das übrigens ein Geschmacksurteil ist, angewiesen. Schiller wagte, in der früheren Periode seines Schaffens, Lebenslampenschimmer, Körperweltgewichte, Schauernachtgeflüster — Beispiele, die nicht ansprechen, wiewohl immer noch eher als sein „geheulergossener (sic!) Kläger“ (der vor dem sprachlichen Tribunal seinen Prozeß schwerlich gewinnen wird!). Auch moderne Bildungen, wie Gutzkows (nicht etwa zum Hohn, sondern ohne alle Tendenz zusammengeschweißtes) Monstrum „Familienphysiognomiebeliebäugelung“ (sic! es sind vierzehn Silben) oder auch nur „Enthusiasmierungsbefähigung“, erweckt unser Mitleid mit solcher Verirrung! Nicht minder Wagnisse allerneuesten Datums (in Zollings „Gegenwart“), wie „stammesentwicklungsgeschichtliche“ Reihen, „Keimzellenstammzweige“, „Leihbibliothekdurchschnittsbücher“ (im Magaz. f. Litt.), oder „Alltagsgegenwartsdrama“, oder gar „Gegenwartswirklichkeitswiedergabe, in welchem Milieu ein „proletariocentrischer“ Standpunkt, oder eine „Eisenbahnarbeiterorganisation“, Familienfideikommißbibliothek, Apothekerreformbewegung, Offiziersbekleidungsreglement sogar noch erträglich klingen und auch ein „Fernsprechver-

mittlungsamt" oder eine „Höflichkeitsredensart" (was von Puristen für „Telephonamt" und „Kompliment" vorgeschlagen wurde) noch Hoffnung wenn auch nicht auf Freisprechung, so doch auf eine „Verurteilung unter mildernden Umständen" hegen dürfte. Auch hätte Frau Marholm (Ola Hansson) für die von ihr realiter gewünschte, verbaliter verpönte „Frauenemanzipation" (die wohl kein Ansturm mehr aus dem Zeitbewußtsein und seinem Wörterbuch wegblasen wird) ein einfacheres und strammeres Wort als „Frauenverfreiheitlichung" finden dürfen. Warum nicht „Frauenbefreiung" oder „Frauenentlastung"? Für Monstra halten wir auch Wagnisse allerneuesten Datums, als da sind: Eisenbahnverstaatlichungskommission, Parkettbodenlegergeselle, Geldsendungskorrespondenzkarte, Centralgenossenschaftskasse, Majestätsbeleidigungsprozeß — (wovon einige aus vier selbständigen Wörtern zusammengesetzt!).

Diesen langen und langweiligen Zusammensetzungen zur Seite geht eine andere gleichartige Strömung unserer Sprache, nämlich das Zusammengesetzte noch mit Ableitungssilben zu versehen, sogenannten Präfixen und Suffixen. Geschieht das bei Wörtern wie be—fürwort—en, so kann man sich's im Interesse der Kürze (statt, in uns. Beispiel, „Fürsprache einlegen für") gefallen lassen, wo aber schon ein einfaches, den auszudrückenden Begriff völlig deckendes Wort vorhanden ist, führt die Neubildung dem Sprachschatz bloß Schutt, aber kein Erz zu. Solchen Schutt hat besonders die löbliche „Kanzley" auf dem Gewissen, welcher z. B. ein „belobigen", ein „vereinnahmen" u. a. keinen Skrupel verursacht hat; ebenso überflüssig erscheint uns ein „vergewissern", „verabreichen", ein „beaugenscheinigen" (das Wieland braucht), ein „bewerkstelligen" (Gellert), ein „beschlagnahmen" (was doch kaum kürzer ist als „in Beschlag nehmen", dagegen um vieles häßlicher!). Zwischen „übervorteilen" und „benachteiligen" mag noch eine Nuance von Bedeutungsunterschied gefunden und darum beiden die Existenz belassen werden, ebenso einem „verlangsamen" als direktem Gegensatz zu „beschleunigen", im allgemeinen aber, und „unvorgreiflich" besserer Belehrung, scheint uns eher eine Warnung vor als eine Ermahnung zu dem Schaffen solcher Wortgebilde am Platze zu sein, wär's auch nur im Hinblick auf die Länge derselben. Vollends verwerflich aber sind die (gleichfalls der Kanzlei zu verdankenden) Kompositionen von Substantiven, die eine ganze Redensart in ein Wort zusammenfassen: Inanklagezustandversetzung, Zurdispositionsstellung, Zurannahmebringung u. a. Man braucht der Kürze nicht um der Kaufleute willen, denen Zeit Geld ist und die sich bei ihrem „Versand" (statt Versendung) oder

dem stereotypen „Ihr Gestriges“ (statt Ihr gestriges Schreiben), wenn nicht gar noch „Ihr Gestriges richtig empfangen beeile ich mich u. s. w.“ statt: „Nachdem ich Ihr Gestriges richtig empfangen, beeile ich mich u. s. w.“) — man braucht also nicht um dieser Stilverächter willen der Kürze das Wort zu reden, sondern um der Sprache selber willen; die Kürze spannt den Nerv des Ausdrucks, sie macht ihn beweglicher, als wenn er noch Vor- und Nachsilben mitschleppen muß. So ist z. B. „Undank“ ein kräftigeres Wort als „Undankbarkeit“, „Ungebühr“ besser als „Ungebührlichkeit“ — aber von vornherein darf diese Kürzung nicht als Regel aufgestellt werden; zwischen Dank z. B. und „Dankbarkeit“ ist ein Bedeutungsunterschied, ein noch größerer zwischen Unsitte und Unsittlichkeit, zwischen Unmaß und Unmäßigkeit. Hier ist der Sprachgebrauch maßgebend. Der Befund ist seit Goethe adoptiert, aber immer noch vom „Befinden“ in der Bedeutung unterschieden (wie „Betrag“ von „Betragen“), und einstweilen hat Empfund für Empfindung noch niemand zu sagen gewagt, obwohl es ja ganz analog wäre; der „Versand“ hat sich schon ziemlich, der „Verhalt“ (von Voß statt „das Verhalten“) weniger fest in der Sprache behauptet; Abbruch ist heute ein ganz geläufiges Wort, ebenso Abhub, Aufschub, Vorschub, Abfuhr, Zufuhr (aber nicht auch Vorfuhr, Wegfuhr für Vorführung u. s. w.), während Unterbruch für Unterbrechung nur erst vereinzelt, Verschub, Einschub sich noch gar nicht hervorgewagt haben. Aber wer weiß, wie lange noch! Unterkunft und Unterkommen halten sich dermalen noch die Wage.

Jede Sprache hat ihre „Schrullen“, und diese stammen teils aus den Tiefen der Sprachschöpfung, teils rühren sie von den Sprachmeistern oder denen, die es sein sollten, her. Beidemal ist es gewöhnlich die Analogie, die zum Abweichen von dem richtigen Wege verleitet; aber auch euphonische Gründe können maßgebend sein, oder auch: der wirkliche Grund bleibt uns verborgen, wenn er nicht in einer bloßen „Laune“ zu suchen ist. Der bedeutendste Schriftsteller aus dem zweiten Drittel dieses Jahrhunderts, C. Gutzkow, hat in einer kleinen Abhandlung „Fürwort für ein Fürwort“, die ihre Spitze gegen den Gebrauch von welcher, e, es (statt der die das) richtet, sein Verdikt gegen das Kompositum „zweifellos“ in Sätzen wie „der Rücktritt des Ministers so und so ist zweifellos“ abgegeben. Er argumentiert: „Seit wann ist denn ‚der Zweifel‘ passiv gebraucht?“ und schreibt dieses böse Wort „unserem neuen Telegramm- und Reptilienfondsstil“ zu. Dagegen bildet er selber den ihm richtig erscheinenden Satz: „Die Zeitungspresse ist ohne Zweifel berechtigt, ausdrücklich hervorzuheben, daß...“ Aber ist denn „ohne Zweifel“ nicht ganz dasselbe was zweifellos? und ist im angeführten

Satze Gutzkows das Wort Zweifel nicht passivisch gebraucht? Uns erscheint das unzweifelhaft. Nicht die Presse zweifelt an jener Berechtigung, sondern es wird überhaupt und von jedermann bezweifelt; es kann ja gar kein Zweifel sein, daß — wie gerade in diesem angefangenen Satze! — „der Zweifel“ auch das „Bezweifeltwerden“ bedeutet. Und zwar hat er das gemein mit einer großen Zahl anderer Wörter. Oder ist es anders mit „die Furcht des Herrn“, die aller Weisheit Anfang ist? Fürchtet sich Gott, oder wird er gefürchtet? So ist es auch mit der glänzenden Verteidigung des Advokaten X und mit der Verteidigung des Angeklagten durch den Advokaten X, mit dem Ruf der Schildwache und dem Ruf eines Gelehrten, mit der Verheißung Gottes und der Verheißung des Landes Kanaan, mit dem Verbot Lykurgs und mit dem Verbot der Goldprägung, mit den Schilderungen L. v. Rankes und der Schilderung dieser oder jener Schlacht, mit der Beobachtung eines Astronomen auf der Sternwarte und der Beobachtung einer Sonnenfinsternis, mit der Verleugnung Petri und mit der Verleugnung seines Herrn, mit der Versicherung eines Fachmannes und der Versicherung eines Hauses, mit der Behandlung des Arztes und der Behandlung eines Kranken, mit dem Geständnis eines Verbrechers und dem Geständnis eines Verbrechens, mit der Übersetzung Homers und mit der Übersetzung Vossens, mit dem Plan Napoleons und dem Plan eines Feldzuges u. s. w. Diese Beispiele werden genügen, um zu zeigen, daß das Wort „zweifellos“ in jener Umgebung und Bedeutung durchaus kein „Unsinn“ ist, wie Gutzkow meint. Unsinn, oder vielmehr Widersinn, und zwar nicht bloß ein beiläufig und einstweilen geduldeter, sondern ein festgewurzelter und kaum mehr ausrottbarer, ist es, wenn (auch bei sogenannten Schriftstellern) von „stattgefundenen“ oder „stattgehabten“ Versammlungen, Sitzungen u. s. w. die Rede ist, während denn doch zum Glück, die „mitführenden Hunde“ und die „bei sich tragenden Stöcke“ aus den Affichen verschwunden sind. Was soll man aber sagen, wenn selbst ein Rosegger sich den Satz erlaubt: „Es war aber nur der Freudenschrei der sich so plötzlich Gefundenen?“ — und (etwas erträglicher zwar, aber immer noch inkorrekt genug): „Eine sich abgezwungene Zärtlichkeit war alles“? Wenn ferner ein sonst gut gesattelter Journalist sich einen „Urheber des sein Land betroffenen Unglücks“ leistet? oder von einem „sich schon längst fühlbar gemachten Bedürfnis“, oder von einem „sich davongemachten Zuschauer“, ein anderer von „den sich zahlreich eingefundenen Konzertbesuchern“ spricht? Der „gewalteten Diskussion“ kann man in Schweizerblättern täglich begegnen! Der „betreffende“ Journalist könnte sich zwar, da er nun doch einmal auf jenem Lapsus „betroffen“ worden ist, mit dem jetzt allgemein adop-

tierten, nur umgekehrten Unsinn im Gebrauch von „der Betreffende" entschuldigen wollen — aber letzterer hat eben, leider, den Usus für sich! Dies ist auch der Fall mit dem französischen une rue passante (eine begangene Straße), une musique chantante (Musik, wozu gesungen wird), une soirée dansante (Abendunterhaltung, wobei getanzt wird), un café chantant (ein Kaffeelokal, wo gesungen wird), und ähnliches haben sich auch die Lateiner erlaubt in gignentia (Erzeugnisse). Der Gebrauch heiligt eben viel. Wollte jemand sagen: „er hat mir mit dem Dreschflegel gewinkt" und „er hat mir mit der Hand gewunken", so würde das jedermann auffallen, denn „gewinkt" und „gewunken" müssen ihre Stelle vertauschen, wenn es recht sein soll. Aber recht heißt hier: wie es der Gebrauch verlangt, denn recht nach der Logik wäre eigentlich „gewinkt", in beiden Fällen. Und das Zünglein an der Wage des Gebrauches hängt bald mehr der rechten, bald mehr der linken (unrechten) Schale zu. Zwar Schillers „klimmte (statt klomm) zu den Seligen hinan" bietet wohl eine heute ganz aufgegebene Form und desselben Dichters „und es gleichte (statt machte gleich) schon die Wage an dem Himmel Nächt' und Tage", von einen transitiven „gleichen" richtig gebildet zum Unterschied von dem intransitiven „glich" (vergl. hängte und hing), ist gleichfalls außer Kurs gekommen. Aber: „ein Pfeil stak in der Wunde" oder „steckte" in der Wunde — was ist gebräuchlicher? — die starke oder die schwache Form? „Der beständige Regen verdarb oder verderbte die Saat"? hat sie verderbt oder verdorben? Man hängte oder man hing die Verbrecher? Man hat es reiflich erwägt oder erwogen? Soll man beim Zeitwort bedingen die starken Formen (bedang, bedungen) oder die schwachen (bedingte, bedingt) vorziehen? Ursprünglich war natürlich, wie bei pflegen (pflag gepflogen und pflegte gepflegt) nur eine Form vorhanden; und der Unterschied im Gebrauch richtet sich nach dem Unterschied in der Bedeutung, wenn er nicht völlig dem Belieben des Individuums anheimgestellt ist. Zu der Form frug aber (statt „fragte") hat entschieden nur die Analogie von schlug und trug verleitet — immerhin sonderbar genug, da bei sagen, klagen, plagen, wagen u. a. die richtige Form hätte warnen können.

Zeigt der Dialekt eine Doppelform, so wird in der Schriftsprache die zu gelten haben, welche letztere aufweist. G. Kellers „gespiesen" statt gespeist ist daher abzuweisen, und noch entschiedener sein zügeln im Sinne von ausziehen = (die Wohnung wechseln), weil jenes „zügeln" im Schriftdeutschen eine ganz andere Bedeutung hat.

Neubildungen, im eigentlichen Sinne, sind in jeder Kultursprache selten; wäre es anders, so wäre eben die in Betracht kommende Sprache noch keine Kultursprache, und die aus einer fremden Sprache aus Laune

oder aus Zwang herübergenommenen und durch Vor- oder Nachsilben heimatlich zugestutzten Wörter, sowie die aus schon vorhandenen Wörtern neu zusammengesetzten können nur in beschränktem Sinne als Neubildungen gelten, weil ja eigentlich nichts Neues, früher nicht Dagewesenes an ihnen zu sehen ist. Aus den beiden genannten Quellen aber fließt die Masse der „Neubildungen" (neben welcher die Zahl der übrigen beinahe verschwindet). Eine glückliche Neubildung solcher Art war Lessings „empfindsam" und „Empfindsamkeit", Vossens „Emporkömmling" und „Vervollkommnung", auch kann man nicht umhin, eine Anzahl von Übersetzungen in Schwang gekommener Fremdwörter, wie „Stelldichein" (für das Fremdwort Rendez-vous), „Zartgefühl" (für Delikatesse), „folgerichtig" (für konsequent), „prickelnd" (für pikant), „Flugschrift" (für Pamphlet), „Beweggrund" (für Motiv), „Lehrgang" (für Kursus), „Staatsumwälzung" (für Revolution), „Zerrbild" (für Karikatur), als gelungen zu bezeichnen, obschon die entsprechenden Fremdwörter damit noch lange nicht abgeschafft sind und es schwerlich jemals werden. Auch „Zustand", „Reisebild", „zeitgenössisch" sind modernen Ursprungs und willkommene „Neubildungen", die für unvertilgbar gelten dürfen. Sehr zweifelhaft ist dies für das Zeitwort „heimaten" (für heimisch werden), das neulich auftauchte, wogegen „nächtigen" (statt „übernachten") nach und nach sich einzubürgern scheint. Ob „unterlegen" als Adjektiv sich als solches in gleicher Weise wie sein Gegenteil „überlegen" (X ist dem Y an Scharfsinn weit überlegen, an Kenntnis dagegen weit unterlegen) behaupten wird, steht dahin. Neulich ist die Form „Ehrung" zu Ehren gekommen und scheint bereits sattelfest zu sein; ob sich der Neubildung „Bethulichkeit", das sich ein moderner gediegener Stilist erlaubt, das gleiche Prognostikum stellen läßt, ist fraglich; dasselbe ist der Fall mit dem „barmen" und „jammern um Freiheit" und dem „bäuchlings" (Bismarck anbeten) des genannten Stilisten. Bei solchen Bildungen haben Geschmack, Feinfühligkeit (oder Feingefühl?) das erste Wort zu sprechen, und diese Feinfühligkeit dürfte, beispielsweise, dem neulich geschaffenen, als Äquivalent für sie dienen sollenden „Offenporigkeit" schwerlich Patin stehen wollen! Wir führen hierorts noch eine Anzahl anderer allerneuster Ausdrücke zu Lust und Frommen unserer Leser an, wobei wir ihnen die hoffentlich nicht allzuschwere Entscheidung über Zulässigkeit derselben, beziehungsweise Feinfühligkeit ihrer Schöpfer überlassen:

Himmelwärts tatzen — Ein schniepelig zierer Geck — Ein höhlengeheimes Wehsal — Eine frechschnauzige Affektation — Etwas Beamtliches oder Gewappeltes — unauferstehlich tot — von einem Fluß eingeinselt — die Bande der Ehe werden in diesem Stück

verhohneckelt — der Train ist verrattiert — Mauerzinnen grimmen bissig durch die Blaunacht — die Funkenglitzerherde um die Sonne (nämlich die Sterne!) — eine kümmrige Stimme — eine angelenzte Temperatur — grauschwarze Dämmerungsflocken — neben seiner Liegstatt — Glücksuchtsraserei — ein Mischmensch — Vermittelmäßigung — weder die Bräuchlichkeit in den stumpfumzirkelten Engen ichsüchtiger Selbstheit noch u. s. w. — ein dunkelheitsnächtiges Wettergewölk — eine blasige Teigheit des Gesichtes — eine abgebrochene Geständnishaftigkeit — die Oftheit!

Diese und ähnliche „Blüten" am Baume der Sprache tragen den Wurm zu fühlbar in sich, als daß sie je zur Frucht reifen könnten; man braucht nicht einmal auf die Zeit und ihre „reinigende Kraft" zu warten. Gegen solche Exuberanzen sind die Franzosen gefeit — nicht zwar durch ihre im klassischen Gleise wandelnde, besser: ruhende Akademie, sondern durch ihren feinern Geschmack. Wenn sie für neue Begriffe oder Begriffsnuancen neue Wörter brauchen, so greifen sie ohne Scheu in den Sprachschatz, der ihnen ja von jeher am nächsten liegt und aus dem sie den größeren Teil ihrer eigenen Sprache geschöpft haben — nämlich das Latein, retouchieren den gefundenen Ausdruck — wenn's überhaupt noch nötig ist —, tauchen ihn in das Verjüngungsbad der französischen Aussprache — und siehe da, das neue Wort tritt fix und fertig in echt französischem Chic in die Reihen seiner Kameraden! Die Engländer machen's ebenso. Uns Deutschen fehlt dieses wirksame Mittel des Acclimatisierens, und unsere Endsilben ent — ant — enz — anz — ik — ion — tät — ar — or — al — ur u. a. dienen noch vollends dazu, das Fremdwort als solches sofort zu kennzeichnen. Ist ein solches nicht gleich zur Hand, so sieht sich der Franzose in den Räumen herum — es giebt deren genug —, wo das echte Argot geprägt wird, und er findet sicher die ihm passende Münze. Das französische Volk arbeitet entschieden rüstiger und mit mehr Interesse an seiner Sprache als das deutsche. Es ist wahrhaft erstaunlich, wie es sie sozusagen täglich bereichert — und wie sich die Schriftsteller (und Journalisten) dies zu Nutze machen. Man nehme den ersten besten — sogar die „Parnassiens" nicht ausgenommen — zur Hand, und man wird auf Ausdrücke stoßen, die noch in keinem „vollständigen" Dictionnaire gebucht sind, dafür aber im Munde des Volkes leben. Manche dieser Münzen fühlt sich freilich rauh an und ist nicht vom saubersten „Korn", sie wird darum auch bei der „besseren Gesellschaft" nie in Kurs kommen, aber das ist ja nicht bloß „das Los des Schönen auf der Erde". Auch im Deutschen übrigens ist nicht jeder neue Fund gerade schön. Man hat neulich geglaubt, einen solchen in dem Worte Ausstand für das Fremdwort „Strike" — warum nicht kurzweg

Streik? — gemacht zu haben. Aber nun für die Mitglieder des „Ausstandes“?

Doch wohl „die Ausständischen“ (nach Analogie der Aufständischen) oder Ausständigen (vergl. die Verständigen)? Aber Ausstand und sein Adjektiv hatten ja bisher — und werden es ferner haben — eine ganz andere Bedeutung, dasselbe wäre der Fall mit den „Ausstehenden“, die allerdings manchmal viel „auszustehen“ haben; aber das will man ja nicht sagen; die Form „Ausständer“, von einer Person gesagt (der „Ständer“ kommt also hier nicht in Betracht), könnte sich auf Analogien berufen, wie ein Schwarzwälder, ein Taglöhner, Urwähler, Städter, Bürger, Töpfer, Krüger, Förster, Pfründner („Fischer“ u. a. sind direkt vom Verbum, nicht vom Substantiv [vergl. Tisch—ler] abgeleitet), wäre also immerhin noch zu verantworten, während das jüngst auf Schweizerboden entstandene „Eisenbahner“ (statt Eisenbahnarbeiter oder, wenn dieses Kompositum zu langatmig sein sollte, kurzweg die „Bahnleute“ — warum denn nicht?) allem Sprachgefühl widerspricht. Richtig gebildet wäre „Eisenbähnler“ (vergl. Sonderbündler, Kantönler, Garnisönler, Frömmler, Landschäftler, Dörfler, Freischärler); wenn dieses Suffix dem „Begriff“ einen Stich ins Verächtliche zu geben scheinen sollte, so dürften doch Bildungen wie der Tischler, der Künstler, der Älpler u. a. diesen Verdacht zerstreuen.

Wenn die Franzosen in ihrem eigenen Bereich für einen Begriff, den sie brauchen, kein geeignetes Wort finden, so sind sie übrigens auch gegen das Deutsche nicht durchaus spröde; so sagen sie: le lied, le kulturkampf, le réitre (Reiter), le brandwin, le landsquenet, la landwehr, le vasistas, la bière, le bivouac (Beiwacht), le havresac, le bissac (Beisack), le birambrot (= Bier und Brot, Kalte Schale), le crumpir (Grundbirne), la rosse (Roß), le hère (Herr), bigot (= bei Gott), la schlitte (Schlitten), schlitteur und schlittage, le schloff (Schlaf), schloffer und faire schloffe (= zu Bette gehen), le schlague (das Schlagen, eine Strafe beim Militär), héberger (beherbergen), le boc (Bockbier), le braunspath und andere technische Ausdrücke, wie le feldmaréchal u. s. w.

Auch bei den Engländern machen sie Anleihe, wie wir auch, und wie die Engländer bei ihnen, und sagen: le grog, le tunnel, les docks, fashionable, un gentleman, une lady, un gin, un beefsteak, un rostbeef, un cottage, le spleen, un reviewer, un interviewer, un dandy, un steeple-chase, le wagon, le tender, le train, le steamer, un cab, un puff, un toast, un sport, un Sandwich, un punch, un bischof, le meeting, un turf, le lawntennis, le humbug, le humour u. a. Das sind,

unter vielen andern, nur solche Beispiele, die auch ins Deutsche Eingang gefunden haben (teilweise auch finden mußten, wenn nicht der Begriff durch einen ganzen Satz umschrieben werden sollte!). Wer wird hierüber sich wundern, oder gar klagen wollen? Bei den Franzosen wenigstens niemand. Ebensowenig bei den Engländern, da diese, deren Sprachmaterial ja zur Hälfte französisch, zur Hälfte germanisch ist, mit der Zeit noch eine Masse, meist französische Ausdrücke frisch- und kurzweg, d. h. ohne sie zu „anglisieren“, in ihre Sprache herübergenommen haben: Von den zahllosen Worten mit den Ableitungssilben — ment — ence — ance — tude — tion (z. B. encouragement, diligence, complaisance, altitude, imitation u.s.w.) ganz abgesehen, tragen ja Wörter wie tour, detour, chamois, chemise, avenir, sauce, restaurant, vivandière, soirée, entreprise, avenue, environs, serpent, poison, elegant, hotel, courage, avalanche, accident, concert, envelope, notice, patient, ragout, moustache, champignon, champion, present, detail, plateau, brochet, amateur, portrait, bracelet, corset, parasol, coupon, affront, edifice, chiffonnier und hunderte andere — ihr französisches Gepräge so unverändert an sich, daß es ohne gründliche Prüfung selbst Landeskindern schwer fallen dürfte, bei vielen derselben zu entscheiden, ob sie dem ursprünglichen Bestande der englischen Sprache angehören oder erst später aus dem Französischen importiert worden sind.

Die Engländer haben auch dem Lateinischen eine ziemliche Anzahl von Ausdrücken (meist technischer Natur) entnommen, und zwar unverändert. Man vergleiche: the stratum, the vertigo, the terra firma, the gutta serena, the aurora borealis, the peninsula, the umbrella, the vertebrae (Plural), the viva voce, the testamur, the convolvulus, the stamina (Plural), the amaranthus, the gladiolus, the terminus, the gymnasium, the praemium u.s.w. Die zuletzt angeführten Wörter erinnern uns daran, daß auch das Deutsche diesen sprachlichen Import der früher bis zum krassen, lächerlichen Übermaß betrieben wurde, auch heute noch, wenn auch in maßvoller Beschränkung, anerkennt. Das „Monstrum“ eines lateinisch-deutschen mixed-pickle ist von den Rittern des Geistes glücklich gebändigt und bis auf wenige Reste in den Abgrund geworfen worden. Diese Reste können sogar von einem taktvollen Schriftsteller, je nach Umständen, recht brauchbar verwendet werden. Das ist kein „Petitum“, kein „Desideratum“ mehr, sondern ein „Faktum“, und als solches braucht es vor keinem „Referendum“ mehr zu zittern.

Rücksichtsvoller übrigens gegen ihr Sprachidiom sind die Franzosen, welche der Aufnahme des unveränderten lateinischen (oder irgend eines andern) Fremdwortes dadurch zu entgehen pflegen, daß sie ihm an sein Stammesende eine kleine französische Etikette (gewöhnlich das stumme e) an-

kleben — dann sieht es französisch aus: le rhythme, le prisme, le diocèse, la rime, le luxe, le narcisse u.s.w. — oder daß sie die fremdsprachliche Etikette einfach wegkippen: le consulat, le sénat, le contract, le laureat, le candidat. Letzteres gestattet sich bei denselben Wörtern auch das Deutsche, auch bei Eigennamen, wie Vespasian, Konstantin, Macrin, Tibér, Elagabal, besonders bei bekannten Schriftstellern, wie Horaz, Virgil, Tibull, Ovid u. a. — „Liv" für Livius klingt indessen häßlich, ebenso Apulej! Auch gegen Kürzungen, wie Patriotism, Sophism, Neologism u. a. sträubt sich das Sprachgefühl, während Strategem, Theorem, Amalgam, Extrem, Carcinom u. a. sich ohne Anstoß lesen. Das Englische hat die Eigentümlichkeit, daß es für manche Begriffe Doppelwörter besitzt von durchaus gleichem Werte, und zwar nicht so, daß wie im Deutschen das gleichbedeutende Fremdwort neben dem ursprünglichen Geltung hätte (was ja in Tausenden von Fällen geschieht), sondern so, daß zuweilen beide Ausdrücke gleich gut englisch, nur vermöge der Doppelnatur dieser Sprache — germanisch und französisch — verschiedener Abstammung sind. So finden wir brotherly und fraternal, freedom und liberty, earthly und terrestrial, chevalrous und knightly, odious und hateful, cordiality und heartiness, bloodthirsty und sanguinary, laughable und ridiculous, dreadful und formidable, frightful und terrible, maidenhood und virginity, likeness und resemblance, hellish und infernal u.s.w.

Im Französischen giebt es Doppelformen des gleichen Stammwortes mit der gleichen Bedeutung: soupçon neben suspicion, surface neben superficie, rendre neben redonner, raisonner neben ratiociner, recouvrer neben récupérer (letzteres auch wegen des Accents merkwürdig, wie refléter und réfléchir!) oder aber: die Doppelform differenziert auch die Bedeutung, wie im Deutschen: Christenheit und Christentum, im Italienischen: il saluto, la salute, im Französischen potent und puissant der Auslaut die Verschiedenheit bedingt. Bei costume und coûtume liegt dieser Unterschied in der Nuance des Inlautes.

Bekanntlich giebt es Fälle, wo dasselbe Grundwort durch den Artikel differenziert wird: das Maß und die Maß, der Mensch und das Mensch, der Schrot und das Schrot, im Dialekt der Bank und die Bank, im Französischen un exemple und une exemple („die Vorschrift"), hie und da schwankt, auch bei gleicher Bedeutung, das Geschlecht: das Schoß und der Schoß, das Met und der Met, das Münster und der Münster, der Barometer und das Barometer, der und das Thermometer u.s.w., während stets: der Hexameter, Pentameter u.s.w. Merkwürdig bleibt: das Gift und die Mitgift (da doch sonst das Grund-

wort für das Geschlecht maßgebend ist), ebenso der Mut und die Großmut, die Demut, die Wehmut, dagegen der Kleinmut, der Unmut, der Hochmut, der Übermut; am auffälligsten wohl: das Wort und die Antwort. Merkwürdig, daß im Dialekt das Geschlecht mehrerer Wörter vom Schriftdeutschen abweicht. In der schweizerischen Mundart heißt es: die Floh, der Schneck, der Schnook (die Schnake), der Bank, der Zeug (dagegen wieder: das ist dummes Zeug!)

Was das Geschlecht der Wörter betrifft, so entzieht sich das Ursächliche gewöhnlich unserem Verständnis, und es scheint, als ob die Sprache hier ihre Laune habe walten lassen. In die Werkstätte, worin das ursprüngliche Wort geprägt wurde, ist uns nur äußerst selten ein Einblick gegönnt, und wir dürfen kaum hoffen, daß es in diesen Gegenden jemals heller werde — aber auch aus den Zeiten des Niederganges blühender Kultursprachen, wo dem alten Stamme neue Reiser eingepfropft wurden und diese zu neuer Frucht ausreiften, also mitten im Licht der Geschichte, ist noch mancher Vorgang dunkel. Wie kommt es, daß so viele lateinische Wörter, welche in die romanischen Sprachen übergingen, ihr Geschlecht vertauscht, und daß selbst innerhalb dieser Tochtersprachen dieselben Wörter ein verschiedenes Geschlecht angenommen haben? Ja, daß auch noch später, bei Aufnahme von Fremdwörtern das Geschlecht bei so vielen Wörtern ein anderes geworden ist?

Die lateinischen Wörter auf — or z. B., sei dieses stammlich oder Suffix, sind, wo sie nicht Personen oder wenigstens Concreta bezeichnen, im Französischen vorwiegend zu Feminina geworden: la fleur, les moeurs, la liqueur, la valeur, la rigueur, l'ardeur, la vapeur, la pudeur, la terreur, la chaleur u. s. w., dagegen le labeur. Warum ist le midi gen. masc., dagegen l'après-midi fem. gen.? Warum l'orgue masc., dagegen les orgues fem.? Warum im Französischen la comète und la planète, une obole, le marc, le mille (Meile), la grosse (Gros), la panthère, la silure, la martre, le merle, la carpe, la mode, le grouppe, le quadrille, une écrevisse, le cèdre, la flamberge, la flanelle, la mousseline, le bouldog, le cloaque, la rime, le contrôle, le dividende (die Dividende), le bastion, le carrosse, le domaine, le phylloxéra, un équipage, un épitaphe, le réséda, un hortensia, une éméraude (der Smaragd), une achate, une topaze, une turquoise, le parallèle, un axe, un ermitage, le blasphème, un uniforme, le jury, le diocèse, le synode, la pantouffle, le bagage, le yacht, un brigantin, le calice, la carabine, une idole, la circulaire, la bandouillère, la bajonnette, un épisode, le pore, le débat, une alcove, le taux, un escadron, un escarmouche (Scharmützel), un opéra u. s. w., während das Lateinische (beziehungsweise Griechische), oder das Deutsche,

oder beide zusammen ein anderes Geschlecht aufweisen (wobei übrigens zu bemerken, daß obiges „Warum?“ in manchen der angeführten Fälle dem Deutschen gilt; vergl. noch: der Marsch, das Katheder oder der Katheder, der Pomp, die Klimax, der Appendix, der Dom, die Nummer u. a.).

Warum ferner lassen die Italiener die Maus männlich, den Hasen weiblich sein — il sorcio, la lepre — die Franzosen umgekehrt, die Maus weiblich, den Hasen männlich: la souris, le lièvre, während im Latein beide gen. masc. sind? Warum sagen die Italiener il dente, die Franzosen la dent? Warum heißt es in der einen Sprache un affare, in der anderen une affaire, il carico und la charge, la predica und le prèche, un' aria und un air, il ghiaccio und la glace, il pensiero und la pensée, il raccolto und la récolte, la menzogna und le mensonge, la piega und le pli, il fango und la fange, la segala und le seigle, il grasso und la graisse, un ombrella und une ombrelle, una opera und un opéra, la bagaglia und le bagage u. s. w.?

Über das ausgiebige (mehr als wünschbar wäre, ausgiebige!) Kapitel der Fremdwörter ist zwar im einzelnen noch immer viel, im allgemeinen aber, was Regel und Prinzip für Annahme oder Abweisung derselben betrifft, nach den neueren Untersuchungen von Kluge und von Rümelin in seiner Schrift „Die Berechtigung der Fremdwörter“ (1887) nicht mehr viel zu sagen. Jeder, der etwas von Sprache versteht, wird mit dem Grundsatz des erstgenannten Forschers übereinstimmen, daß „die Pflege der Muttersprache eine Pflicht der Dankbarkeit“ ist, aber wie diese Pflicht anzusehen und in der Praxis zu üben sei, darüber herrscht noch keineswegs Übereinstimmung. Daß sie sich nicht, wie übertriebene Puristen („Reindünkler“ nach Leibnizens, „Sprachausfeger“ nach Rümelins Ausdruck) wollen, auf Ausmerzung sämtlicher Fremdwörter erstrecken dürfe, ja auch nur könne, ohne daß die Muttersprache aufs ärgste verwässert, verunstaltet, verkümmert und verstümmelt würde — von anderen Nachteilen ganz abgesehen —, darüber sind alle Einsichtigen, und wären sie noch so sehr für Vaterland und Muttersprache begeistert, einig. Noch keine Kultursprache, die diesen Namen führen darf, hat sich auf ihren ursprünglichen Wörtervorrat beschränken können, oder sie hätte sich hermetisch gegen jeden Einfluß von außen abschließen müssen — aber dann wäre es auch mit der Kultur und mit der Kultursprache aus gewesen. Jede Kultur hat ihre Stufen, und jede neue Stufe kommt nur durch einwirkende Kräfte, durch ein Einströmen von außen zu stande: dieser Strom bringt neue Begriffe und Begriffsnuancen, und diese wollen durch Ausdrücke bezeichnet sein. Findet

man solche nicht auf eigenem Boden, so nimmt man sie von da, wo sie entstanden sind. Das hat sogar das Volk der Griechen thun müssen, obschon sie sich doch wahrlich gegen die „Barbaren" eifrig genug abschlossen. Und wie war doch zu jener Zeit der Völkerverkehr, mit dem heutigen verglichen, so idyllisch einfach und auf die Küsten des Mittelmeeres beschränkt! — Wieviel haben dann später die stolzen Römer von den Griechen und der Griechensprache annehmen können — und annehmen müssen, wenn sie Schritt halten wollten mit der Kultur? Und sie haben doch ihre eigene Sprache auch hochgeachtet, wie alle Kulturstaaten alter und neuer Zeit. Nur klagten sie und diese anderen Völker nicht über das Eindringen und Wuchern von Fremdwörtern, wie dies in deutschen Landen geschieht. Man braucht weder gegen sein Vaterland, noch gegen seine Muttersprache gleichgiltig zu sein, wenn man fühlt, daß letztere ergänzt und erfrischt und genährt werden muß, um fortleben zu können. Was Horaz vor bald zweitausend Jahren gesagt hat: . . . „Erlaubt war immer und bleibt es, neu ein Wort zu prägen, sobald es den Stempel der Zeit trägt. Wie bei der Neige des Jahres die Bäume des Schmuckes sich entkleiden — und des früh'sten zuerst — so schwinden die alternden Worte, Und es ergrünen die neuen und blühn in Fülle der Jugend" — gilt heute wie damals, ja, in noch höherem Grade als damals, weil der riesig ausgedehnte und immer weiter sich ausdehnende Verkehr eine Masse neuer, d. h. internationaler Wörter, mit deren Formgebung sich jedes einzelne Kulturvolk abfinden muß, nötig macht. Jene Germanen im Westen und Süden haben es auch erleben müssen, daß sie samt ihrer Sprache durch die römische Kultur romanisiert wurden — wie wären sonst die romanischen Sprachen entstanden? Wo das Reich der Wissenschaft und Kunst sich erweitert, wo Handel und Gewerbe im Wettstreit der Völker neue Produkte und Werte schaffen, wo auch der Staat in neuen Weltgegenden sich umsieht und das dort Entdeckte zu seinen Zwecken auszubeuten und heimisch zu machen sucht, wo die Flut des Völkerverkehrs die Dämme der engeren Heimat mehr und mehr durchbricht oder überflutet, da hat auch der starren Nationalität die Stunde geschlagen. Wenn nicht alles täuscht, so weist der Zeiger der Geschichte auf kommende Jahrtausende der Entnationalisierung. Das mag mancher bedauern, aber das Jammern hilft nichts und kann den Gang der Entwickelung nicht aufhalten. Wollte man unsere Sprache von allen Fremdwörtern reinigen und dem Zudrang von außen her einen Damm setzen, so hätte man vor tausend und mehr Jahren anfangen müssen — jetzt, nachdem Sprache und Litteratur sie aufgenommen und acclimatisiert haben, ist es zu spät; ausgemerzt kann nur das Entbehrliche werden — das heißt, was

durch ein völlig zutreffendes deutsches Wort ersetzt werden kann, und selbst das nicht einmal immer, nämlich dann nicht, wenn das Fremdwort durch Verjährung geschützt ist. Trotzdem z. B. das Wort „Fehlbetrag“ für „Defizit“ ein völlig deckender Ersatz ist, wird es schwerlich das letztere verdrängen, weil dieses, in Gesellschaft vieler anderen Fremdwörter, seit langer Zeit zum eisernen Bestande des kaufmännischen „Inventars“ (auch ein Fremdwort!) gehört. Und dasselbe darf auch von dem Fremdwort „Revolution“ gesagt werden: es wird neben der „Staatsumwälzung“ seinen Platz in der Sprache behaupten. Und wer etwa das Wort „Magister“ in unserem deutschen Wörterbuch streichen wollte, weil ja das deutsche Wort „Lehrer“ zu Recht bestehe, der würde nur beweisen, daß ihm der Sinn für Begriffsnuancen abgeht. Das Fremdwort Magister setzt dem „Lehrer“ noch ein gewisses Imponderabile von Charakteristik zu, das sich mehr fühlen als aussprechen läßt. Nicht jeder Lehrer ist im heutigen Sinne ein Magister, wohl aber jeder Magister ein Lehrer. Das Fremdwort dient also zur Begriffsdifferenzierung; noch deutlicher zeigt sich dies in der Form Magister und Meister, beides eigentlich dasselbe Fremdwort, und doch ist die Differenz der Begriffe eine ziemlich große. Und noch viel größer ist diese in den beiden weiblichen Formen dieses gleichen Fremdwortes: Magisterin und Maitresse. — Ein ferneres Beispiel der Differenzierung durch ein Fremdwort ist „Kapitän“ (bei der Marine); bei der Infanterie heißt er Hauptmann, bei der Reiterei Rittmeister. Wir haben bei allen Kulturvölkern, gewesenen und gegenwärtigen, kleinere und größere Anleihen aufgenommen und sie bei uns. Wollte man diese Anleihen (Lehnwörter) je nach ihrem Ursprunge buchen, so müßten für unsere frühere Sprachperiode alle bis auf einen kleinen Rest dem Latein gutgeschrieben werden, für die späteren das meiste dem Französischen und dem Englischen. Die Sprache macht es wie die Menschen, sie nimmt da, wo etwas zu holen ist. Beispiele aus den genannten Sprachen anzuführen, ist überflüssig, da sie zu Tausenden vorhanden sind; es genügt an die Fachsprache des Kriegswesens zu Land und zu Wasser, des Seewesens, des Handels- und Verkehrswesens, des Kleider- und Modewesens, der Theaterwelt vom Direktor bis zum Souffleur, von der Primadonna bis zum letzten Statisten herunter, mit allem, was dort lebt und webt, weint und lacht, glänzt und gleißt, zu erinnern! Aber auch die Araber haben uns einiges wenige, unter anderem den Kaffee und den Kattun, die Gurke und die Mütze, das Sofa und die Matratze, die Perser den Taffet, den Diwan, durch Vermittlung des Latein den Pfirsich und die Limone, die Inder den Reis und den Zucker, die Chinesen den Thee, die Mexikaner die Schokolade, die alten Ägypter die Cichorie, die alten Karthager die

Mappe, die Türken das Saffian, die Slawen die Peitsche, Karbatsche, Knute, die Droschke, Kutsche, Kalesche, den Dolch, die Krawatte u. s. w. geliefert!

Manches dieser Wörter sieht so heimisch-deutsch aus, als ob es nie über die „Grenze" (ein russisches Wort!) gekommen wäre, und an ein Abschaffen derselben ist gar nicht zu denken. Wo sollten wir überhaupt mit der Läuterungsprozedur anfangen und wo aufhören? Die Sprache ist nicht nur für die Gelehrten da; welcher Laie (auf gutdeutsch: Nicht-Gelehrte) weiß aber, daß sein Allerheiligstes, das heißt das Gebiet der Religion (auch ein Fremdwort!), von lauter Fremdwörtern lateinischen und griechischen Ursprungs bevölkert ist: Tempel und Kirche, Priester, Pfarrer, Prediger, Pastor und Kanzel, Münster und Kloster, Propst und Mönch, Engel und Teufel, sogar Christus „der Gesalbte"!

Die wird er sich schwerlich durch irgend ein Sprachreinigungsdekret, und käme es auch von höchster Stelle, nehmen lassen. Wir werden freilich auch nicht mehr nach dem Beispiel eines Schriftstellers aus Opitzens Zeit schreiben: „Aus manquement einiger occasion habe ich bis dato mein officium re ipsa nicht praestiren können" — was damals noch keinen Geschmack verletzte, auch manches Jahrzehnt später nicht, als der bedeutende Gelehrte und Dramatiker Chr. Weise, ein Verfechter des Deutschen, und Verfasser der „curieusen Gedanken von deutschen Versen", sich die „irraisonnable Expedition von einem Cavalier" erlaubte und erlauben durfte —, ebensowenig einem Herrn Hermann v. Übell nachahmen, der in unserem Jahrhunderte sich folgendes Urteil über Platen leistete: Er macht von den Avantagen des morgenländischen Kostüms einen viel diskreteren Gebrauch und nähert sich in einer deutlich wahrnehmbaren Tendenz der Simplicität, — wo die Häufung entschieden geschmacklos ist, während außer dem ersten und dem letzten die übrigen hier gebrauchten Fremdwörter an sich und vereinzelt heute zum unentbehrlichen Bestand der deutschen Sprache gehören, unser „behutsam" und „Absichtlichkeit" decken die beiden Fremdwörter nicht.

Es lassen sich für den Gebrauch und Nichtgebrauch der Fremdwörter, mag man sie in exotische (eigentliche Fremdwörter) und Lehnwörter oder wie sonst einteilen, keine durchaus bindenden Regeln und Vorschriften aufstellen. Auch die Litteraturgattungen: Poesie und Prosa und in letzterer wieder die rednerische, die philosophische und die geschichtliche Darstellung sind höchstens für das „mehr oder weniger" maßgebend, innerhalb dieser sehr unbestimmten Abgrenzung hat aber die Subjektivität einen weiten Spielraum. In letzter Instanz werden also wohl der Geschmack und die Individualität entscheidend sein, und es werden sich heutzutage wohl wenige mehr finden, welche den Jahnschen Vorschlägen:

leutholb (für human), Gleißwort (für Euphemismus), Sendamtsgeld (für Porto), Allwagen (für Omnibus) Geschmack abzugewinnen vermögen. Man hat sich die Mühe gegeben, hervorragenden Stilisten ihre Fremdwörter auf einer bestimmten Zahl von Druckseiten nachzurechnen und diesen Betrag durch eine Verhältniszahl (5 Prozent, 6 Prozent u. s. w.) auszudrücken. Diese Zahl schwankt bei den verschiedenen Autoren nicht unerheblich, und diese neuere „Wissenschaft der vergleichenden Fremdwörterstatistik" hat wenigstens das erwiesen, daß man auch mit Zusatz ausländischer Würze ein gutdeutsches, schmackhaftes Gericht zubereiten kann.

Der Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und Tonkunst und das deutsche Lesebuch.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Bisher war es gesetzlich gestattet, einzelne Gedichte, Aufsätze oder Teile eines Litteraturwerkes in ein Lesebuch aufzunehmen und daran vom pädagogischen Standpunkte aus nach Befinden zu ändern. Der Entwurf eines neuen Gesetzes über das Urheberrecht hebt jedoch in § 23 diese Freiheit, an den in das Lesebuch aufgenommenen Stücken zu ändern, völlig auf, macht vielmehr etwaige Änderungen, die durch Rücksicht auf den Unterricht und die Erziehung geboten sind, von der Zustimmung des betreffenden Schriftstellers abhängig, so daß also ohne seine Einwilligung ein auch nur in Kleinigkeiten abgeändertes Stück von ihm nicht in das Lesebuch eingefügt werden darf. Gegen diese Bestimmung richtet sich eine Eingabe an die Unterrichtsverwaltungen, die von 99 der angesehensten Verlagshandlungen unterzeichnet ist, und folgenden Wortlaut hat:

„Die ganz ergebenst unterzeichneten Verleger von Schulbüchern und insbesondere von Schullesebüchern gestatten sich die Aufmerksamkeit der hohen Unterrichtsverwaltungen auf die in § 23 des Entwurfs eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der Litteratur und Tonkunst zu lenken und auf die Bedenken hinzuweisen, die für den Unterrichtsbetrieb sich ergeben dürften, falls dieser Paragraph in der jetzigen Form Gesetzeskraft erlangen würde.

Während in dem § 18 des Entwurfes unter Ziffer 3 eine Einschränkung des Urheberrechtes übereinstimmend mit den jetzigen gesetzlichen Bestimmungen dahin gegeben wird, daß es „als Nachdruck nicht angesehen" werden soll, „wenn einzelne Gedichte, einzelne Aufsätze von geringem Umfang oder kleinere Teile eines Schriftwerkes nach dem Erscheinen in eine Sammlung aufgenommen werden, in der Werke einer größeren Zahl von Schriftstellern für den Kirchen-, Schul- oder

Unterrichtsgebrauch vereinigt sind", erfährt diese Bestimmung eine erhebliche Modifikation durch die in § 23 des Entwurfes gegebene Bestimmung, daß „auf Grund der §§ 18—22 die Benutzung eines fremden Werkes nur zulässig" sein soll, „wenn an den benutzten Teilen keine Abänderung vorgenommen wird". Diese Bestimmung wird aus der Theorie des „Individualrechtes" des Urhebers begründet und verteidigt, und es ist in den Verhandlungen des außerordentlichen Ausschusses des Börsenvereins der deutschen Buchhändler für Urheber- und Verlagsrecht von daran beteiligter juristischer Seite geäußert worden, daß man zwar die praktischen Bedenken, die sich für die Unterrichtslitteratur aus der strikten Durchführung dieses neuen Prinzips ergäben, nicht verkennen könne, daß man es aber für unzulässig erachten müsse, einen „Bruch des Systems" dadurch herbeizuführen.

Ohne auf die juristische Haltbarkeit dieser — durchaus nicht allgemein geteilten — Ansicht näher einzugehen, gestatten wir uns nur den Hinweis, daß ja auch nach anderer Seite Ausnahmen von dem unbedingten Schutz des Urhebers gemacht werden zu Gunsten von Interessen der Allgemeinheit — wie z. B. eben im § 18, 3 zu Gunsten der Bedürfnisse des Unterrichts —, und beschränken uns darauf, im folgenden näher anzuführen, daß ein Zustand, wie er durch die Bestimmung des Entwurfes geschaffen werden würde, zu den begründetsten Bedenken im Interesse des Unterrichts Anlaß zu bieten scheint. Durch das neue Gesetz würde die geringste Änderung in einem Lesestück auch bezüglich Kleinigkeiten, wie z. B. „der Vermeidung eines Fremdwortes, kleiner Auslassungen, der Einführung einer gleichmäßigen Interpunktion 2c.", ohne ausdrückliche Zustimmung des betreffenden Urhebers unmöglich gemacht, was jedenfalls nicht im Interesse des Unterrichts liegen dürfte, und bei der thatsächlichen teilweisen Unzugänglichkeit nichtpädagogischer Schriftsteller würden viele für den Unterricht wertvolle Lesestücke demselben verloren gehen.

Die praktischen Konsequenzen einer solchen gesetzlichen Bestimmung würden daher unseres Erachtens derartige sein, daß die nach § 18, 3 im Interesse des Unterrichts als notwendig anerkannte und gesetzlich festgelegte Ausnahme nahezu bedeutungslos werden dürfte. Denn wenn auch in neuerer Zeit immer mehr seitens der Pädagogik selbst die Forderung erhoben worden ist, alle unnötigen Abänderungen des Urtextes zu vermeiden, so kann doch, was keiner näheren Ausführung bedürfen wird, von solchen völlig niemals abgesehen werden, wenn es gilt, ein ursprünglich für allgemeine Zwecke bestimmtes litterarisches Werk für den Schulgebrauch zu verwenden. So erscheint ein so weitgehender Schutz des Individualrechtes des Urhebers mit Rücksicht auf die erwähnte pädagogische Strömung, die sich, soweit wir unterrichtet zu sein glauben, auch der Zustimmung der hohen Unterrichtsverwaltungen zu erfreuen hat, sowie mit Rücksicht auf die seitens dieser stattfindenden Mitwirkung bei der Einführung von Lesebüchern für den Schulgebrauch, praktisch kaum berechtigt. Anderseits aber kann die Freiheit für eine Abänderung deshalb um so weniger entbehrt werden, als man neuerdings immer mehr bestrebt ist, neben dem bewährten Alten auch Wertvolles aus der neueren Litteratur in die Schule einzuführen, sowie für gewisse Schulgattungen, namentlich für Fortbildungsschulen, Lesestücke aufzunehmen, die gegenwärtige Zustände des staatlichen, wirtschaftlichen und gewerblichen Lebens behandeln, die einer fortwährenden Veränderung unterliegen, der wieder in den Lesestücken wird Rechnung getragen werden müssen.

Bei der allgemeinen, somit durchaus notwendigen Freiheit, Abänderungen vorzunehmen, würde nach der in § 23 beabsichtigten Bestimmung praktisch die

Möglichkeit der Aufnahme eines Lesestückes in die Hand des Urhebers gelegt und somit die nach § 18, 3 im Interesse der Schule gewährleistete Freiheit illusorisch gemacht werden. Denn abgesehen davon, daß durch diese Bestimmung es dem Urheber möglich ist, durch Versagung der Zustimmung zu einer notwendigen Änderung jederzeit die Aufnahme eines Stückes zu verhindern, kann im allgemeinen auch nicht angenommen werden, daß er die Notwendigkeit einer Änderung vom pädagogischen Gesichtspunkte aus zu beurteilen im stande ist. Es handelt sich also nicht darum, daß die Zusammenstellung eines Lesebuches lediglich durch die Einholung der Genehmigung zu Abänderungen eine größere Arbeit erfordern würde, sondern es würde, wie wohl einleuchtend, bei der thatsächlich gegebenen Möglichkeit der Einschränkung der freien Auswahl die Zusammenstellung eines Lesebuches, dessen Charakteristikum ja doch eben in erster Linie in der Auswahl besteht, unmöglich gemacht werden.

Einer besonderen Aufmerksamkeit scheint uns der Umstand noch zu bedürfen, daß diese Bestimmung auch für die neuen Auflagen der vorhandenen Lesebücher Geltung erlangen würde, und es bedarf wohl keiner näheren Ausführung, welche Konsequenzen dies haben dürfte. Es würde voraussichtlich eine völlige Umarbeitung sämtlicher bestehender Lesebücher sich notwendig machen, da ja vorauszusehen sein wird, daß seitens der Urheber das neu zugesprochene Recht an den gesetzlich geschützten Lesestücken nachdrücklich gehandhabt werden dürfte, so daß dann eine größere Anzahl Stücke, für die die Genehmigung zu der jetzt vorgenommenen Abänderung nicht erteilt würde, durch andere ersetzt werden müßten.

Indem wir geglaubt haben, unserer Pflicht als gewissenhafte Verleger zu entsprechen, wenn wir auch unsererseits die Aufmerksamkeit der hohen Unterrichtsverwaltungen auf diese Frage lenken und es ihrer geneigten Erwägung und Prüfung anheimstellen, ob das Interesse der Schule nicht erheischt, gegen eine gesetzliche Bestimmung, wie sie in § 23 des Entwurfes geplant ist, Einspruch zu erheben, zeichnen wir in ehrerbietiger Hochachtung u. s. w."

Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß diese Frage nicht nur die Verlagsbuchhändler angeht, sondern auch die Schulmänner. Und das veranlaßt mich, sie hier zur Sprache zu bringen. Zunächst möchte ich bemerken, daß heute zu einer so strengen Bestimmung, wie sie der neue Entwurf beabsichtigt, im Hinblick auf den gegenwärtigen, im allgemeinen hohen wissenschaftlichen Stand unserer Lesebuchlitteratur kaum eine Veranlassung vorliegt. Wenn früher in den Lesebüchern oft in unglaublicher Weise an den Lesestücken geändert wurde, so daß häufig starke Entstellungen des Sinnes und bedauerliche Verwässerungen der ursprünglichen Schöpfungen entstanden, so konnte man es begreiflich finden, daß sich mancher Schriftsteller über derartige Willkürlichkeiten empörte. Heute aber herrscht doch ein ganz anderer Geist in unserer Lesebuchlitteratur. Ein strengerer philologischer Geist durchzieht heute die ganze Lehrerschaft, und dieser giebt sich auch darin kund, daß man zu Änderungen der Lesestücke nur greift, wenn es die unterrichtliche und erziehliche Aufgabe der Schule unbedingt fordert. Dieses Recht zu ändern muß aber, unter der angegebenen Einschränkung, der Schule durchaus

gewahrt bleiben. Denn in der Schule ist der höchste Richtstuhl, vor dem alle Fragen entschieden werden müssen, die Seele des Kindes. Und es wäre zu wünschen, zum Heil unseres gesamten Volkes, daß auch die Allgemeinheit, die Gesetzgeber, die Männer der Wissenschaft, des Gewerbes und des Handels, und nicht zum letzten auch die Männer der Öffentlichkeit, die Staatsmänner, Dichter, Schriftsteller u.s.w. etwas mehr Respekt vor der Seele des Kindes hätten, als es in der Regel der Fall zu sein scheint. Denn in der Seele des Kindes und ihrer Entwickelung ruht doch zuletzt die Zukunft unseres Staates und unseres Volkes. Und nur ein kurzsichtiger Egoist denkt bei seinem Handeln und seinen Entscheidungen lediglich an seine eigene Gegenwart. Hierauf beruht vor allem auch die übermäßige Betonung des Individualrechts. Die Erziehung des jungen Geschlechts ist eine Aufgabe der gesamten Nation, keineswegs etwa bloß der Schule und der Lehrer. Jeder Schriftsteller und Dichter sollte daher freudig das Seine dazu spenden, wenn es gilt, die jungen Seelen in gesunder Weise zu nähren und zu fördern. Und wie kann er denn dieser großen und wichtigen Pflicht bequemer und leichter genügen, als dadurch, daß er ein kleines Teilchen eines oder einiger seiner Werke einem Lesebuche überläßt, auch wenn nun daran einige Sätze geändert oder gestrichen werden müssen? Er sollte sich sagen: das ist ein Tribut, den du der Seele des Kindes, der Zukunft deiner Nation und der Menschheit zahlst. Hat doch der Schriftsteller von diesem Tribut sogar noch Vorteil; denn durch die Aufnahme ins Lesebuch wird er mit einem Schlage im ganzen Volke bekannt, und seine Wirkung wird um so größer und eindringlicher, in je mehr Lesebücher oder Anthologien Stücke seiner Werke aufgenommen werden. Viel wichtiger als das Stück selbst ist doch dabei der Umstand, daß nun der betreffende Schriftsteller oder Dichter nach seinem Lebensgang und seiner Bedeutung in allen Schulen geschildert wird und daß seine Werke nach ihrer Stellung in der Litteratur und im Volksleben eingehend gewürdigt werden. Ein gesunder und großer Staat wird daher dieses geringe Opfer für die Gesamtheit und für die Jugend der Nation von jedem Schriftsteller oder Dichter fordern, ohne befürchten zu müssen, dadurch dem Individualrecht allzu nahe zu treten oder berechtigte Interessen zu verletzen.

Es würde tief zu beklagen sein, wenn der § 23 des Entwurfes zum Gesetz erhoben würde. Denn der mächtigste Fortschritt in unserer Lesebuchlitteratur und damit in unserm Schulwesen überhaupt: die Hereinziehung der Schöpfungen unserer lebenden Dichter und Schriftsteller in den Unterricht, die dadurch ermöglichte Erziehung unserer Jugend zur Teilnahme an dem litterarischen Leben unserer Zeit, die Einprägung der

Sprache der Gegenwart an den besten lebenden Meistern und Mustern, die unbedingt der immer mehr veraltenden Sprache der Klassiker gegenüber gefordert werden muß, das alles würde uns durch ein solches Gesetz in außerordentlicher Weise erschwert, ja zum Teil unmöglich gemacht. Unsere ganze Lesebuchlitteratur, und damit unsere gesamte nationale, ästhetische und sprachliche Erziehung und Schulung würde dadurch bei dem geringen Verständnis für die pädagogische Arbeit, ja bei der Mißachtung, die gerade in den litterarischen Kreisen der Thätigkeit der Schule entgegengebracht zu werden pflegt, unermeßlichen Schaden erleiden. Die angezogene Bestimmung würde die fröhliche und glückliche Entwickelung und die gesunde Ausgestaltung des deutschen Unterrichts um viele Jahrzehnte zurückschrauben; denn die lebende Litteratur würde gerade in ihren besten Erzeugnissen nach und nach aus den Lesebüchern verschwinden, und der veraltete Sprachgebrauch würde in den Schulen das Scepter führen, wahrlich nicht zum Segen des Ganzen. Jeder, der die knorrige, eigenwillige Art unserer Litteraturgrößen, der das geringe Verständnis für Erziehung und Unterricht bei diesen, der die Neigung der Dichter, sich auf sich selbst zurückzusetzen und für die Gesamtheit kaum etwas von ihren vermeintlichen selbstherrlichen Rechten des Individuums und der Persönlichkeit zu opfern, genauer kennt, jeder, der zugleich aber auch weiß, wie dringend nötig Änderungen um der höchsten erziehlichen Zwecke und der heiligen Unantastbarkeit der Kindesseele und der jungen, sprossenden Geistestriebe willen oft sogar in Meisterwerken sind, vermag die Gefahr zu erkennen, die in einem solchen, unserer Meinung nach verfehlten Gesetze schlummern würde. Auf diese drohende Gefahr die maßgebenden Kreise aufmerksam zu machen, ist der Zweck dieser Zeilen. Unsere Zeitschrift hält es für ihre Pflicht, in dieser hochwichtigen Angelegenheit auf die bedenklichen Folgen einer solchen Bestimmung hinzuweisen und so ihrer verantwortlichen Aufgabe auch nach dieser Richtung hin gerecht zu werden. Möchten die Unterrichtsverwaltungen nachdrücklich gegen eine derartige Bestimmung auftreten. Ihr Einspruch wird doch schließlich auch die für das Individualrecht schwärmenden Juristen besiegen und so einem verhängnisvollen Paragraphen den Eintritt in das neue Urheberrecht verwehren.

Sprechzimmer.

1.

Zu H. v. Kleist, Prinz v. Homburg.

II, 9 (V. 734) Wer's immer war, der sie zur Schlacht geführt,
Ich wiederhol's, hat seinen Kopf verwirkt,
Und vor ein Kriegsrecht hiermit lad' ich ihn. —

Weismann in der Cottaschen Schulausgabe bemerkt hierzu: „Kriegsrecht, dem Sinne nach falsch, statt Kriegsgericht dem Vers zuliebe; so auch 789, 841, 860, 862, 869, 1737". Auch die übrigen Herausgeber sehen dies als eine Kleistsche Spracheigentümlichkeit an. Dem gegenüber ist zu bemerken, daß der Ausdruck dem Sprachgebrauch des 18. Jahrhunderts entspricht, wofür folgende Stellen aus der merkwürdigen Lebensgeschichte des Freiherrn Friedrich von der Trenck (zuerst erschienen 1787) sprechen. Ich citiere nach der von Dr. Ad. Kohut besorgten Ausgabe in Reclams Universal-Bibliothek, Nr. 3761,62 S. 51: Ich schrieb an den König und bat um Verhör und Kriegsrecht (vergl. V. 841: Du standst, dem Kriegsrecht, Arthur, im Verhör), S. 59 u. 138: ohne Verhör noch Kriegsrecht, S. 77: Man erwies, daß sein angeordnetes Kriegsrecht parteiisch und ungerecht verfahren, ebenda daß man das ganze Kriegsrecht, nebst dem damals allgewaltigen Hofkriegsrat von Weber, hätte kassieren müssen. S. 79: Graf Löwenwald, sein ärgster Feind und Präsident seines ersten Inquisitionskriegsrechtes. — Es ist wahrscheinlich, daß Kriegsrecht in dieser Bedeutung neben Kriegsgericht, das Kleist II, 9 V. 720 (vor ein Kriegsgericht bestell' ich ihn) verwendet, zu des Dichters Lebzeiten noch allgemein gebraucht wurde.

Northeim. **R. Sprenger.**

2.

Zu den Buchstaben der Indogermanen.

Wir möchten den Lehrer bitten, seinen Schülern die Anschauungen Distels einstweilen noch vorzuenthalten, nach denen die Buchstaben der Indogermanen aus geometrischen Zeichen entstanden sind (Bd. XIII, S. 756 dieser Ztschr.). Es ist schwer verständlich, wie jemand sich getrauen mag, eine der schwierigsten, umstrittensten Fragen der Forschung in sechs Zeilen spielend zu lösen. Wir sind heute glücklich soweit, zu erkennen, daß die indogermanischen Alphabete aus dem Semitischen stammen; darüber hinaus, von dem Ursprung der semitischen Buchstaben selber wissen wir einfach nichts.

Gießen. **O. Behaghel.**

3.

Zur Etymologie des Straßennamens Katthagen.

In verschiedenen Städten Niederdeutschlands findet sich der Straßenname Katthagen. Man hat ihn zu erklären versucht, indem man an

das Volk der Katten oder an die Kriegsmaschinen (Katten), die in der Straße aufbewahrt seien, oder auch an den niederdeutschen Namen unseres Haustieres dachte. Mit dem Volksstamme der Katten hat er aber schwerlich etwas zu thun, an die Kriegsmaschinen ist nicht zu denken. Die Beziehung auf die Katzen ist freilich nicht ohne weiteres abzuweisen, wenn man auch nicht glauben kann, daß dieser Hagen ein besonders beliebter Aufenthaltsort der Katzen gewesen sei. In einem braunschweigischen Dorfe habe ich wenigstens eine Kattenstrate vorgefunden, die wirklich nach einer Katze genannt ist. Das hatte aber eine besondere Veranlassung. Diese Straße, die hinter dem Dorfe lag, wurde nämlich besonders gern von einer Hexe aufgesucht, die angeblich die Fähigkeit hatte, sich in eine Katze zu verwandeln. Nach ihr nannte man die Straße Kattenstrate, nachdem es vorgekommen war, daß die Katze auf einen Mann, der sie hatte schlagen wollen, losgesprungen war. Er aber hatte sie auf den Kopf getreten, so daß die Frau nach der Verwandelung die Spuren der Nägel im Gesichte hatte. Das ist aber ein einzelner Fall, der nicht verallgemeinert werden darf.

Meiner Ansicht nach enthält nun der erste Teil des Wortes Katthagen überhaupt kein Substantivum, sondern ein Adjektivum, nämlich das niederdeutsche quat = böse, schlecht. Wie es sich als charakteristischer Zusatz bei Personen findet, z. B. Otto der Quade, so habe ich es auch in einem Personennamen in einer Urkunde der Neustadt Braunschweig gefunden. Dort heißt im Jahre 1430 ein Einwohner Hinrick Quathagen. Daß er seinen Namen von der Stätte hatte, an der er oder seine Vorfahren einst wohnten, ist nicht zu bezweifeln. Danach ist also Katthagen der böse Hagen und hat von seiner Lage in der Ortschaft seinen Namen. Ob diese Straßenbezeichnung auch heute noch den Verhältnissen entspricht, ist eine andere Frage.

Braunschweig. **Otto Schütte.**

4.

Speichellecker ei.

Für den Ausdruck Speichelleckerei giebt Herr Prof. Dr. M. Schneidewin im ersten Hefte (Jahrg. 13) dieser Zeitschr., Sp. 53 flg., eine ebenso fernliegende wie sprachlich verkehrte Erklärung. Er argumentiert, wie folgt: Bei Tieren und Menschen wird beim Anblick einer leckeren Nahrung eine starke Speichelabsonderung erregt, vergl. die Redensart: „Ihm läuft das Wasser im Munde zusammen. . . .“ „Nun ist es eine Beobachtung, daß die innere Seelenstimmung, die sich nach außen als Schmeichelei entlädt, mit einer ähnlichen physiologischen Wirkung verbunden ist, wie die eben für das durch den Anblick lockender Speise gereizte Hunger-

gefühl konstatierte es ist." Wie konnte aber dieser absonderliche physiologische Vorgang, selbst wenn wir ihn zugestehen wollten, zu der Bezeichnung „Speichellecкerei" d. h. „Lecken des Speichels" führen? Warum soll denn dieser Ausdruck nicht wörtlich genommen werden? Die Schmeichelei ist eine widerliche Untugend, die nicht treffender als in dem Bilde der Speichelleckerei gemalt werden kann. Die bekannte Gewohnheit der Hunde, das aufzulecken, was ihr Herr hingespieen, hat wohl dazu Anlaß gegeben, solche erbärmliche Kreaturen, die sich zu hündischer Schmeichelei erniedrigen, Speichellecker zu nennen.

Elbing. Dr. **F. Graz.**

5.

Sprachliches zu einer mittelalterlichen Inschrift auf einem denkwürdigen Schwerte im königlichen historischen Museum zu Dresden.[1])

Auf meinen Gängen durch die königlich sächsischen Sammlungen habe ich öfters kleine Blumen auch nebenher gepflückt, von denen ich hier einige als loses Sträußchen darbiete. Wie würde wohl mein früherer teurer Lehrer Rudolf Hildebrand, der große sprachliche Botaniker, seine Sekundaner und Studenten daran haben riechen lassen!

Unterm 19. März 1568 übersandte Graf Hans Georg von Mansfeld mit einem mir im königlichen sächsischen Hauptstaatsarchive vorgelegenen Schreiben[2]) dem Kurfürsten August zu Sachsen einen mächtigen Einhänder, der im Welfsholze, dem Orte der Niederlage Kaiser Heinrichs V. (11. Februar 1115), unversehrt gefunden worden war. Die Waffe trägt auf beiden Seiten der Klinge eine gereimte Inschrift, über die ich hier, dem Lehrer das Weitere überlassend, knapp handeln werde. Die Worte sind von Johann Gottlob von Quandt[3]) 1834 — arg verballhornt — also wiedergegeben worden:

Vor Vinters tet er hochgemvt
Lagarz[4]) deheime uz er rvt
Chvnrat vil verder shenke
Hie bi dv mir gedenke.

Unter Trennung der bei einander stehenden Reimzeilen lese ich — wohl unumstößlich — wie folgt:

---

1) Alle über diesen Gegenstand bisher veröffentlichten Beschreibungen lassen immer noch mehr oder weniger zu wünschen übrig!

2) Man vergl. Distel im „Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit" 1882, Sp. 129.

3) Man vergl. dessen Katalog des betr. Museums.

4) Ganz unmögliche Partizipialform (unser „lagernd")!

Chvnrat vil verder shenke
Von Vintersteten hohgemvt
Hie bi dv min gedenke
La ganz dehaine[n][1]) iisenhvt.

Die Waffe hat also der schwäbische Schenk Konrad von Wintersteten, über den wir gut unterrichtet sind[2]), getragen: Jeden, der ihm feindlich in den Weg treten würde, solle er damit niederschlagen. Wie deutsch im goldenen Jahrhunderte der Nibelungen, des Sachsenspiegels 2c. empfunden!

Ein Hildebrand kannte, mir auffälligerweise, die geistvollen Forschungen Moritz Haupts[3]) nicht, als ich bei ihm auf das Schwert einst zu sprechen kam und hinzufügte, daß wohl Rudolf von Ems der Stifter der Wehr sei, habe er doch in seinem für den Beschenkten gedichteten „Wilhelm von Orleans" Worte aus der Widmungsinschrift aufgenommen und sei „hohgemut", das erst Herder, dann Simrock wieder gebraucht, ein Lieblingsausdruck desselben gewesen. Auf Bitten Konrads dichtete übrigens Ulrich von Türheim zu Gottfrieds von Straßburg „Tristan" den Schluß, auch darin finden sich dieser Inschrift verwandte Wörter.

Eine offene Frage ist und wird aber bleiben, wie das Schwert an den Fundort gekommen ist; denn sein Träger, der Großvater (nicht Bruder) des Minnesängers Ulrichs von Wintersteten, lebte, als der jüngere Wiprecht von Groitzsch den Grafen Hoier im erbitterten Zweikampfe erschlug, noch nicht; im Februar 1243 ist er erst gestorben.

Blasewitz. **Theodor Distel.**

6.

Zum mecklenburgischen Wortschatz.

IV.

Spijök, spijöken — Spaß, sich lustig machen über. Hê makt mi to'n Spijök = Er macht mich lächerlich; hê spijökt hinner mi her, auch: hê spektakelt hinner mi her = Er macht Bemerkungen, lacht hinter mir her.

sick afextern = sich mit etwas abquälen, wohl aus franz. exciter.

quüchen = husten; ne: to cough.

---

1) „Keinen": Das Abkürzungszeichen für n fehlt freilich.

2) Man vergl. das Personalregister in Vochezer „Geschichte des fürstlichen Hauses Waldburg in Schwaben" I. (1888). Dort befindet sich u. a. eine ungenaue Abbildung des Schwertes, der Ruine Wintersteten und des Siegels Konrads.

3) In der „Zeitschrift für deutsches Altertum" I. (1841), 194 flg. Dort ist das Schwert ebenfalls, doch auch nicht ganz genau wiedergegeben. Haupt hat das erwähnte Schreiben von 1568 selbst nicht gekannt, er ist einem alten Inventarium gefolgt.

glupsch = rasch.
herutekeschери: Felix Stillfried, Wilh. Köſterl. I S. 235/236: Dor würd de Preuß sei bald herutkeschert hewwen.
nedden. Felix Stillfried, Wilhelmshäger Köſterlüd I 236: Dor nedden (v. Bayern).
Gördel. Der Wechsel von g und d nach r findet sich häufig im Niederdeutschen; z. B.: Ördel statt Örgel = Orgel (Reuter, Dörchläuchting).
Slart = Riß im Kleid; z. B.: Slart an slart. Felix Stillfried, Wilhelmshäger Köſterlüd I 266.
Ötigkeit = geziertes Wesen; z. B.: Felix Stillfried I, 269.
fraud: Stillfried braucht in den Wilhelmshäger Köſterlüd das Adjektivum ‚fraud‘ in einer sonst im Niederdeutschen seltenen Wendung. Der Ausdruck entspricht aber vollständig dem niederdeutschen Sprachgebrauch vor fünfzig Jahren.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

7.

Wie ist das Wort „Backfisch" zu erklären?

Darüber hat sich vor einiger Zeit in der bekannten Wochenschrift: „Die Nation" ein Streit entsponnen, der indes eine Lösung nicht gefunden hat. Der bekannte Schriftsteller J. V. Widmann, der namentlich auch als Reiseschilderer unübertrefflich ist, hatte bei der Besprechung eines neuen französischen Romans (Aphrodite von Pierre Louys) die Bemerkung gemacht, der Verfasser habe auch vom deutschen „Backfisch" läuten hören und der Ausdruck ihm so gefallen, daß er „einmal die kleine Myrtokleia mit den Worten zum Sprechen auffordert: ‚Allons, parle poisson frit!‘ Aus dem Backfisch", fährt Widmann fort, „ist ein gebackener Fisch gemacht worden. Man darf diese kleine Verwechselung dem Franzosen freilich nicht zu sehr übel nehmen, da auch viele Deutsche nicht wissen, daß ‚Backfisch‘ in der Anwendung auf junge Mädchen nicht etwa auf Fische anspielen will, die ‚gebacken, gut schmecken würden‘, sondern auf die noch zu kleinen Fische, welche von den Fischern nach dem Fang wieder über ‚Back‘ (d. h. über Bord) ins Wasser geworfen werden." — Widmann fand aber mit seiner Erklärung sofort Widerspruch; die von den Fischern über Bord geworfenen und in diesem Zusammenhang als „Backfische" bezeichneten Fische seien zu klein, als daß mit ihnen halbwüchsige Mädchen könnten verglichen werden; auch wurde gegen Widmann die Autorität des Grimmschen Wörterbuchs angerufen, wo es heißt: „Backfisch, Fisch zum Backen, noch nicht zum Sieden, dann ein junges, unaufgewachsenes Mädchen: Backfischlein" u. s. w.

Von anderer Seite wurde dann noch behauptet, die Backfische hätten ihren Namen vermutlich daher, daß die kleinen, nicht zum Verkaufe geeigneten Fische von den Fischern auf die „Back", d. h. den Tisch, an dem sie ihre Mahlzeiten einnehmen, geworfen würden, um von ihnen selber verspeist zu werden; „über Back" heiße auch nicht, wie Widmann meine, „über Bord"; es müßte dann im Gegensatze zu „Steuerbord" „Backbord" heißen. Eine vierte Erklärung endlich lautet: „Backfische" komme von „back" = zurück her und bezeichne kleinere, jüngere Fische, die hinter den großen herschwimmen.

Man sieht, alle angeführten Erklärungen lassen sich hören, aber keine ist völlig einwandsfrei. Sollte eine solche überhaupt nicht zu finden sein?

Remscheid. **R. Eickhoff.**

8.

Das Wachsen der Mädchen auf Bäumen

(Ztschr. 8, 543. 703; 10, 153; vergl. Hildebrands Aufsätze S. 142) wird wohl nur des Reimes wegen nach Sachsen verlegt; zu meinen Nachweisen (Die deutschen Lügendichtungen bis auf Münchhausen S. 97 flg.) füge ich noch aus Turmaiers Bayerischer Chronik 1, 1, 83 (Schriften IV, 1): „Reußen, Winden, welche völcker kommen sein auß Germanien als auß ainer werchstat, da man die leut inn schmidt, und auf den päumen wachsen und herab fallen nach sag der alten, die's darumb also nennen ‚Germaniam' von dem lat. wort germinare, so wachsen, außfallen und herfürschießen haist." Dieselbe Vorstellung lebt noch in Dan. Schoppes erster Sammlung von Teutschen Gedichten, Frankfurt und Leipzig 1722, S. 9:

Die Büffgen[1]) würde man doch ohne scharfes Rütteln
Wie reif gewordnes Obst von denen Bäumen schütteln.

Dresden. **Carl Müller.**

Hermann Dunger, Wider die Engländerei in der deutschen Sprache. Berlin 1899, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold). 20 S. Preis 30 Pf.

Mit scharfem Blicke hat Hermann Dunger, der eigentliche wissenschaftliche Träger der Sprachvereinsbestrebungen von der Gründung des Vereins an (was Richard Meyer wohl nicht gewußt hat, da er in seiner

1) = Bübchen; vergl. Picander (Henrici), Gedichte 2, 180:
Offt will man mit Gewalt zum Freyer sich bemühen
Und bitt ein Stutzergen, ihr Wohnhauß zu beziehen,
Ein Püffgen, welches erst von hohen Schulen zeucht,
Und das noch ziemlich stark nach Struv und Hoppen reucht.

Litteraturgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts bei der Schilderung des Sprachvereins Dungers Namen nicht einmal erwähnt), eine neue Gefahr erkannt, die unserem sprachlichen und nationalen Leben droht: die Engländerei. Schon Wustmann hatte in seinen weitverbreiteten und anregenden „Sprachdummheiten" diese Gefahr in drastischer Weise beleuchtet, aber mehr nach der allgemeineren Seite der gesellschaftlichen Unarten und Modenarrheiten hin. Auch die sprachliche Seite wurde von Wustmann gestreift, Dunger aber ist dieser Angelegenheit nun eingehend näher getreten und hat in der vorliegenden Schrift mit gründlicher Sachkenntnis die sprachlichen Eindringlinge gesammelt und zugleich die ganze Entartung, die sich in dieser Massenaufnahme englischer Ausdrücke ausspricht, mit eindringlicher Schärfe und humorvoller Satire gegeißelt. Man staunt, wenn man aus der vorliegenden Schrift ersieht, wie weit die Engländerei sich in der deutschen Sprache schon eingenistet hat, und man kann sich des Gefühls leider nicht erwehren, daß wir heute erst am Anfang dieser unheilvollen Bewegung stehen. Bei der ungeheuren Gleichgiltigkeit des Deutschen gegen seine Eigenart, Sitte und Sprache, bei der rückgratlosen Verbeugung des Deutschen vor allem Fremden, besonders wenn es mit herrischer Gebärde, getragen von politischer Macht und wirtschaftlichem Reichtum, bei uns auftritt, bei der unverwüstlichen Eitelkeit deutscher Tröpfe, sich mit fremden Sprachbrocken den vermeintlichen Anstrich einer „höheren" Bildung zu geben, ist es freilich kein Wunder, daß wir aus einer Ausländereidummheit in die andere verfallen. Aber das darf uns nicht müde machen im Kampfe. Und unseren ganzen Beifall und begeisterten Dank verdienen die Männer, die unser Volk immer wieder, mit Maß und Besonnenheit fest auf wissenschaftlichem Boden stehend, auf dieses Grundübel der deutschen Natur hinweisen. Unter diesen Männern nimmt aber zweifellos Dunger schon seit vielen Jahren den ersten Platz ein, und jede Schrift, die seinem lebendigen Geiste und seiner feinen Feder entspringt, begrüßen wir daher mit besonderer Freude. Auch in der vorliegenden, warm und geistvoll geschriebenen Arbeit, die ein erweiterter, auf der 11. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins gehaltener Vortrag des Verfassers ist, hat Dunger mit solcher Beherrschung des Stoffes, solcher Herzhaftigkeit und Frische, solcher umsichtigen Klarheit die Frage angefaßt und behandelt, daß wir die Arbeit aufs wärmste allen Deutschen, Männern und Frauen, Lehrern und Schülern, zur Lektüre empfehlen. Jeden Tag fluten ja neue englische Wörter zu uns herein, ist doch heute schon der skyscraper bei uns täglich zu hören und zu lesen, obwohl wir solche Wolken- oder Himmelskratzer, wie man das Wort nicht ungeschickt verdeutscht hat, bei uns gar nicht haben. Und so könnte man noch

durch viele andere ähnliche Eindringlinge, die erst in den letzten Tagen aufgetreten sind, Dungers Sammlung ergänzen. Leider werden gerade die Dümmlinge, die als die eigentlichen Träger dieser englischen Sprachpest bezeichnet werden müssen und schon äußerlich in ihrer fratzenhaften englischen Verblödung in den Straßen der Großstädte zu erkennen sind, Dungers Schrift nicht lesen oder sie, wenn sie doch einmal von einem gesunden Deutschen mit der Nase hineingedrückt werden sollten, nicht verstehen, aber das macht es uns gerade zur unabweisbaren Pflicht, für Dungers fesselnde Flugschrift die weiteste Verbreitung zu fordern. Vielleicht hätte Dunger zur Kennzeichnung solcher Affen der Engländer noch mit auf ein schon ziemlich altes, gutes deutsches Sprichwort hinweisen können, das, wie immer solche Volksworte, auch hier das Wesen derartiger Erscheinungen klar trifft: „Es thut mir nichts, daß ich dumm bin, wenn ich nur den richtigen englischen Chic habe."

Möge die mächtige und eindringliche Streitrede Dungers das deutsche Wesen durchrütteln und durchschütteln, daß alle englischen Flitter und Narrenspossen von uns abfallen. Besonders dankenswert ist ein Anhang: „Verdeutschung der englischen Lawn-Tennis (Netzball)-Ausdrücke". Die Verdeutschungen sind durchgängig wohlgelungen und warm zu empfehlen, wie die ganze köstliche Schrift des hochverdienten Vorkämpfers für deutsche Sprache und Art.

Dresden. **Otto Lyon.**

Verdeutschungsbücher des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. IX. Tonkunst, Bühnenwesen und Tanz. Verdeutschung der hauptsächlich in der Tonkunst, der Schauspielkunst, dem Bühnenbetrieb und der Tanzkunst vorkommenden entbehrlichen Fremdwörter. Im Auftrage des Vereins zusammengestellt von Prof. Dr. A. Denecke. Berlin, Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold), 1899. 60 S. Preis 60 Pf.

Die Verdeutschungsarbeiten des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins schreiten rüstig vorwärts. Die Abfassung des vorliegenden Bändchens war mit besonderen Schwierigkeiten verknüpft, da ja auf den hier behandelten Gebieten das Fremdwortwesen am üppigsten wuchert, zugleich am gedankenlosesten und verworrensten, und da gute Verdeutschungen hier in unzähligen Fällen noch gar nicht vorhanden und schwer zu prägen sind, wenn auch in vielen anderen Fällen bereits gute eingebürgerte Verdeutschungen zur Verfügung stehen. Professor Denecke hat sich mit großem Geschick und gutem Geschmack der Aufgabe unterzogen, die von vielen, auch oft recht dilettantischen Köpfen beigebrachten Samm-

lungen und Vorschläge zu sichten und etwas Brauchbares zu schaffen. Wenn wir auch durchaus nicht jeder Verdeutschung zustimmen können, so wünschen wir doch dem Hefte weite Verbreitung und fleißige Benutzung, damit es gerade auf diesem Gebiete, wo sich weder ein festgeprägter logischer, noch ein besonders tiefer Gefühlswert an die oft recht oberflächlichen fremden Benennungen heftet und daher bei der Verdeutschung Verletzungen nach dieser Seite hin kaum zu fürchten sind, gründlich besser werde. Besonders wertvoll ist die sechzehn Seiten umfassende, von Prof. Denecke geschriebene Einleitung, die niemand ungelesen lassen möge. Denecke hat sich durch seine nicht leichte und mit so großem Geschick erledigte Arbeit den Dank jedes Freundes unserer Muttersprache erworben.

Dresden. **Otto Lyon.**

Max Dreyer, Der Probekandidat. Drama in vier Aufzügen. 4. Aufl. Leipzig und Berlin, G. H. Meyer, 1900. 182 S.

„Es ist lange her, daß das „Deutsche Theater" von solchen Beifallsstürmen durchbraust wurde. Eine Erregung, wie sie nach dem dritten Akt des neuesten Schauspiels Max Dreyers zum Ausbruch kam, habe ich überhaupt wohl noch nicht im Theater erlebt." So schrieb vor einigen Wochen Heinrich Hart, der feinsinnige Kritiker, in der „Täglichen Rundschau", und seitdem hat „Der Probekandidat" ebenfalls auf einer stattlichen Anzahl anderer Bühnen siegreich seinen Einzug gehalten und das Publikum mächtig ergriffen und hingerissen. Unterziehen wir uns darum jetzt einmal der gewiß interessanten Aufgabe, ein solches Stück, das fast überall einen derartigen Theatererfolg errungen hat, etwas genauer unter die kritische Lupe zu nehmen.

Das Stück entlehnt nicht nur seinen Helden aus der großen pädagogischen Welt, sondern auch die Schule samt ihrem ganzen Apparat, wie Schulandacht, Lehrerkonferenz, Lehrstunden und dergl., wird auf die Bühne gebracht. Die Handlung spielt in einem norddeutschen Kleinstaat an einem Realgymnasium, an dem ein junger Probekandidat, noch erfüllt von der wissenschaftlichen Begeisterung des Universitätsstudiums, den Versuch, seine lernbegierigen Schüler aus dem Dunkel althergebrachter überwundener Lehren auf die sonnigen Höhen der Wissenschaft emporzuführen, mit der Vernichtung seiner Zukunft büßt. Max Dreyer hat ein unleugbares Geschick, in seinen Lustspielen an weltbewegende Fragen anzuknüpfen, so in der köstlichen Komödie „In Behandlung" und in dem Drama „Hans" an die Frauenfrage. Interessant und dramatisch wohl verwertbar ist auch der Vorwurf seiner jüngsten Arbeit: der starre Gegensatz zwischen der freien, mannhaften Überzeugung und der strengen

Dogmatik, die jede abweichende Meinung als Ketzerei verdammt und alles unter ihr schweres Joch beugen will. In äußerst geschickter, wohlberechneter Weise hat der Dichter dieses Motiv noch zu steigern verstanden, indem er jenen Gegensatz hineingestellt hat in die lernende, strebende Jugend. Soll sie, die Zukunft, die Hoffnung und der Stolz unsres Vaterlandes, in den alten ausgefahrenen Gleisen der Überlieferung erzogen werden oder soll sie einen Hauch des neuen Geistes freier wissenschaftlicher Forschung verspüren? Diese ernste Frage, die oft schon die Besten der Nation lebhaft beschäftigt hat, auch im Rahmen der Bühne zu behandeln, ist gewiß reizvoll und spannend.

Der Gang der Handlung ist klar und einfach. Dr. Fritz Heitmann, dem Probekandidaten, wird vertretungsweise der wissenschaftliche Unterricht in der Oberprima übertragen. Dabei entwickelt er, indem er vor seinen Schülern die innigen Zusammenhänge zwischen der organischen und unorganischen Welt darlegt, darwinistische Lehren anstatt der glaubenstreuen, auf biblischer Grundlage beruhenden Ansichten eines dazu eingerichteten Schulbuchs. Von dieser naturwissenschaftlichen Ketzerei erfährt der orthodoxe Präpositus der Anstalt durch seinen Sohn, der Oberprimaner ist. Jetzt soll der Atheist widerrufen. Auch er hat jetzt den schweren Kampf zwischen Pflicht und Gewissen einerseits und Liebe anderseits zu kämpfen, jenen uralten Seelenkampf, aus dem ja seit Jahrtausenden schon die herrlichsten, tiefsinnigsten Dramen geboren worden sind. Dr. Heitmann ist nämlich glücklich verlobt. Eine schöne Zukunft eröffnet sich ihm, wenn er nach erfolgter Anstellung, die ihm bereits winkt, die geliebte Braut heimführen kann. Dazu möchte er gern seiner alternden Mutter, die sich und den Vater, einen heruntergekommenen Säufer und Spieler, durch ein Putzgeschäft kümmerlich erhält, eine Erleichterung schaffen. So entschließt er sich schweren Herzens zum Widerruf. Aber im Augenblick der Entscheidung, als er in der vom Direktor anberaumten Probelektion vor versammeltem Lehrerkollegium steht, und seine Jungen begeistert an seinen Lippen hängen, überkommt ihn mit unentrinnbarem Zwange die Macht der freien Überzeugung. Er bekennt sich unumwunden zu den Lehren seiner Wissenschaft und schließt mit den Worten:

„Wer die Wahrheit kennet und saget sie nicht,
Der ist fürwahr ein erbärmlicher Wicht“,

Worte, auf die das begeisterte Publikum nicht nur bei der Erstaufführung in Berlin mit demonstrativem Beifall auf offener Scene antwortete. Die kühne That zieht die sofortige Entlassung nach sich. Dr. Heitmanns Zukunft ist zunächst vernichtet; auch seine Braut, unter dem Druck

geistig nicht sehr hoch stehender, materialistisch gesinnter Eltern, giebt ihn auf.

Daß ein so begabter Dichter wie Dreyer zum Helden und unerschrockenen Streiter für geistige Freiheit gerade einen Lehrer wählt, ist für unseren Stand gewiß sehr erfreulich und ehrenvoll, nicht so einverstanden können wir uns aber mit dem Bilde erklären, das Dreyer von dem übrigen Kollegium entwirft. Denn dasselbe besteht fast nur aus Heuchlern, Muckern, Strebern und Dummköpfen, unter der Leitung eines Direktors, der in der Hand des orthodoxen Präpositus ein willenloses Werkzeug ist und seinen banausischen Standpunkt in die famosen Worte faßt: „Wissenschaft gehört gar nicht in die Schule!" Das klingt allerdings, als ob unsere höhere Schule noch im Mittelalter, „im stockfinstersten, knüppeldicksten" (S. 12) lebte, und man kann wohl behaupten, daß derartige Karikaturen sich im deutschen Vaterlande heute nicht mehr finden. Um so mehr müssen wir uns wundern und Verwahrung einlegen gegen ein Urteil, das eine pädagogische Zeitung fällt, indem sie schreibt: „Die bekannte Streberfigur fehlt selbstverständlich auch nicht, und der übrige Teil des Kollegiums fügt sich mehr oder weniger willenlos den Wünschen des Direktors. Man wird dem Dichter zugestehen müssen, daß er die Wirklichkeit konterfeit hat." Der Wirklichkeit im deutschen höheren Lehrerstande entspricht etwas Derartiges heute doch wohl nicht mehr. Überhaupt gefällt sich Dreyer, den wir doch sonst, besonders aus seinen Novellen, als einen Dichter von Geist und Geschmack kennen, in seinem jüngsten Drama in manchen recht wenig geschmackvollen, wohl allzusehr auf den Beifall der Galerie berechneten Übertreibungen.

Fassen wir jetzt den jungen Helden nochmals schärfer ins Auge, so müssen wir zunächst feststellen, daß derselbe absolut keine persönlichen Eigenschaften entwickelt, die ihn uns interessant machen und unserm Herzen besonders nahe bringen könnten. Denn daß er verlobt ist, daß es seinen Eltern schlecht geht, daß er in ein unter dem orthodoxen Regiment fast ganz verknöchertes Kollegium gerät, das sind, wie schon andere Kritiken richtig hervorgehoben haben, Umstände, aber keine Eigenschaften. Das ganze dramatische Leben ergiebt sich demnach nur aus seinem beruflichen Auftreten, aus jenem Konflikt zwischen Pflicht und Liebe, in den ihn seine freie, ehrliche wissenschaftliche Überzeugung treibt. Er siegt zwar endlich in diesem Kampfe und giebt, ohne an seine und der Seinigen Zukunft zu denken, der Wahrheit die Ehre; das ist schön und edel, ihn aber deshalb, weil er etwas thut, was doch unter Ehrenmännern als selbstverständlich gilt, zum Helden zu stempeln, ist doch unberechtigt. Darin erblicken wir vor allem die Achillesferse des Stückes, abgesehen davon, daß auch der Umschwung in der Seele des Probe-

kandidaten, der anfangs entschlossen ist, in der Probelektion vor versammeltem Kollegium zu widerrufen[1]), dann aber doch mutig sich zu dem als wahr Erkannten bekennt, zu schnell sich vollzieht und zu wenig motiviert erscheint.

Alles Licht läßt der Dichter auf seinen Helden fallen; um diesen herum erblicken wir nur Milieufiguren, die ohne Einfluß auf die Handlung sind. Bloß in der Person der Volksschullehrerin Marie, in der ein Kritiker mit Recht „die für Dreyer typische Frauenfigur, halb hysterisch, halb furchtbar gescheit" sieht, sucht der Autor neben dem Hauptkonflikt noch einen zweiten in sein Drama einzuflechten, ein Versuch, der aber mißlungen ist. Die Mutter des Probekandidaten, die von früh bis abends in ihrem Putzgeschäft die Hände rührt, und die Braut, ein schwächliches Geschöpf, das nicht die Kraft findet, bei dem verfemten Geliebten auszuharren, sondern sich von ihm mit einem Bouquet weißer Rosen, „mit denen man Gräber schmückt", verabschiedet, machen keinen irgendwie tiefen Eindruck auf uns. Am originellsten sind noch die beiden Gestalten des Vaters Malte Heitmann und eines wissenschaftlichen Hilfslehrers Paul Benefeldt behandelt. Ersterer ist eine, wenn auch nicht erfreuliche, so doch trefflich gezeichnete Figur. Er ist früherer Rittergutsbesitzer und charakterisiert sich selbst als einen Mann, „der sich sonst bloß mit Superlativen abgab, der die meisten Rennen im Lande geritten hat, der nachher der rausgeschmissenste (!) Versicherungsagent Ostelbiens war und nun (mit einer Anspielung auf sein Podagra) ein humpelndes Nichts und — Schweinigelbändiger". Er täuscht mit seiner meist unbeabsichtigten Komik und seinem drastischen Auftreten über manche matte und schleppende Scene des Dramas hinweg. Der andere, Paul Benefeldt, durch das Bier und die Weiber abgestumpft, tritt als vollendeter Cyniker und Weltverächter auf; seine Lebenserfahrungen gipfeln in den Worten: „Es ist ja alles so schnuppe!", sein Wahlspruch heißt: „Alles verachten, sich selbst natürlich auch!" Neben ihm steht der aufgeregte Oberlehrer Störmer; er wird beständig zwischen der Furcht, durch ein unüberlegtes freies Wort beim Direktor in Ungnade zu fallen, und den Regungen des Zornes und Ärgers über die orthodoxe Tyrannei im Kollegium hin- und hergeworfen, so daß ihn Paul Benefeldt mit Recht „die Spottgeburt von Angst und Zorn" nennt.

Doch genug von all diesen wenig erfreulichen Erscheinungen. Fassen wir unser Urteil nochmals kurz zusammen, so ist „Der Probekandidat"

---

1) Auch die Frage, ob der Direktor berechtigt ist, einen Lehrer ohne weiteres, weil er „den Darwinismus gepredigt hat", zu einem Widerruf vor der Klasse zu nötigen, dürfte kaum von allen Fachgenossen im bejahenden Sinne beantwortet werden.

trotz mannigfacher Schwächen jedenfalls ein spannendes, bei geeigneter Rollenbesetzung den Zuschauer packendes und seine Teilnahme dauernd fesselndes Stück mit einem interessanten Konflikt, der freilich auch schon in vielen Dramen nicht minder nachdrucksvoll dargestellt worden ist, z. B. im Uriel Acosta.

Zum Schluß noch ein Wort über den Stil und die Sprache des Werkes. Diese ist bisweilen nicht nur nachlässig und salopp, sondern verletzt manchmal geradezu ein feineres ästhetisches Gefühl. Außer den schon oben kurz berührten Stellen heben wir nur noch folgende hervor: „Aus 'm Schweineschwanz wird sein Lebtag keine Krawatte", „O du gerechter Strohsack!", „Und was geht's dich schließlich an, wenn ich hier bei lebendigem Leibe verfaule!", „Auf der Straße herumdammeln", „Jeder kommt hier nun mal in den großen Wurstkessel", „Zum Donnerwetter, Maurermeister — wirklicher geheimer Lehmrat! Geben Sie mir was zu saufen, oder ich zerschmettere Sie zu künstlichem Dünger!", „Am ekelhaftesten ist ja dies schleimige Gewürm, der Balduin", „Ich hab' ihm aber auch schön in die Schnauze gehauen" u. s. w. u. s. w. Wir glauben, dies Verzeichnis von Stilblüten genügt, um die Sprache des Dreyerschen Werks zu richten. Freilich gehören wir noch zu denen, die die in den Augen der Modernen als veraltet und längst überwunden erscheinende Ansicht vertreten, daß die Bühne dazu da ist, uns über die Alltäglichkeiten und Gemeinheiten des Lebens zu erheben, und daß insbesondere auch die Sprache, die von der Bühne zu den Ohren des Volks herabtönt, mit dazu dienen soll, den Geschmack desselben zu läutern, zu bilden und zu veredeln: ein Zweck, der allerdings durch Werke im Stile Dreyers kaum erreicht werden dürfte.

Dresden. **Woldemar Schwarze.**

J. Stuhrmann, Das Mitteldeutsche in Ostpreußen (3. Teil). Progr. des kgl. Gymnasiums zu Deutsch-Krone. Ostern 1898. 19 S. gr. 8°.

Der vorliegende dritte Teil von Stuhrmanns Arbeit ist ein Beitrag zur Kenntnis der oberländischen Mundart in Ostpreußen. Er schließt sich eng an die Programmabhandlung des Jahres 1896 an.[1]) Er soll die dort begonnene Zusammenstellung des mitteldeutschen Sprachgutes in Ostpreußen fortsetzen und im wesentlichen abschließen. Der enge Anschluß ermöglichte eine kürzere Fassung; doch erwies es sich als unzweckmäßig, nur die Abweichungen vom Breslauschen zu verzeichnen. Es mußten vielmehr der Übersichtlichkeit wegen sämtliche Beispiele, soweit sie aufgefunden werden konnten, in oberländischer Form angeführt werden. Abweichungen sind in Klammer gesetzt, und auf das Fehlen von Wörtern ist in be-

1) Vergl. meine Anzeige in der Ztschr. f. den dtsch. Unterr. XI[8] S. 531 u. 532.

sonderen Fällen aufmerksam gemacht. Zu Grunde gelegt ist die Sprechweise von Dörfern des Kreises Pr. Holland. Die auch nicht wesentlichen Abweichungen anderer Teile sind nicht systematisch gesammelt. Das Oberländische unterscheidet sich vom Breslauschen in folgenden Hauptpunkten: Der im Breslauschen recht ausgedehnte Übergang von b zu w fehlt. Der Übergang von mhd. nd zu ng ist nicht so allgemein wie im Breslauschen; mhd. nt (nz) bleibt unverändert. Im Oberländischen wird beim Sprechen der Kiefer weniger nach unten gezogen als im Breslauschen. Darauf sind zum großen Teile die Abweichungen im Vokalismus zurückzuführen. Altem e, ë entsprechendes a, â ist selten. Manche Vokale klingen geschlossener als im Breslauschen, insbesondere ô, œ und der ei-Laut. Geschlossenes kurzes e klingt im Oberländischen oft scharf nach i. Die im Breslauschen ziemlich ausgedehnte Entrundung des o zu ^{o}a fehlt. Langes offenes o fehlt im Oberländischen, dafür ^{a}ô; r vokalisiert nicht wie im Breslauschen zu a, sondern zu ä, das allerdings in manchen Gegenden a sich nähert. Stuhrmann behandelt nun S. 4 flg. die Vokale â und a, ê und e, æ, ä, i und î, ô, ^{a}ô und o, û und u, darauf ei und au. S. 12 flg. wird der Lautwandel im starken Zeitwort behandelt. Das Part. Praes. fehlt. Der Konjunktiv findet sich nur bei wenigen Zeitwörtern. Die Pronomina sind ech, dû, de (unbetont), ä (er), wêä (wä unbetont), êä (ä unbetont), se. Die Konsonanten wechseln in den Stämmen auf b und g, soweit nicht Besonderheiten angegeben sind, nach folgenden Mustern:

reibe reiben, Präs. reib, reipst, reipt, reibe, reipt, reibe; Imp. reib, reipt; Prät. rêp, rêpst, rêp, rêbe, rêpt, rêbe; Part. jerêbe. — lîge lügen, Präs. lîg, lîkst, lîkt, lîge, lîkt, lîge, Imp. lîg, lîkt; Prät. lôk, lôkst, lôk, lôge, lôkt, lôge; Part. jelôge.

Der Verfasser ordnet die starken Verba nach 5 Klassen, hinzu kommen Anomalien wie seie (sein), tûe (thun), gene (gönnen), kene (können), derfe (dürfen), tære (wagen), sule (sollen), muse (müssen), tôge (taugen), wele (wollen), bränge (bringen), dängke (denken) u. a.

In Bezug auf den Konsonantismus ist es einer der Hauptunterschiede zwischen dem Breslauschen und dem Oberländischen, daß nach langem Vokal und nach Konsonanten fast ausnahmslos wie im Neuhochdeutschen b steht. Die Passarge bildet in dieser wie in mancher andern Beziehung eine scharfe Grenze. r bleibt entweder, oder es wird zu ä. Dieses ä wird in manchen Gegenden ganz rein ausgesprochen, in andern nähert es sich dem a. Doch wird das r hinter dem ä überall empfunden und vielfach, verschieden nach Gegenden und Individuen, mehr oder minder stark anschlagend gesprochen. In manchen Teilen des Gebietes wird es ganz deutlich und ziemlich scharf gesprochen. Ein Hauptunterschied

zwischen dem Oberländischen und Breslauschen besteht bezüglich des Überganges von mhd. nd und nt (nz) zu ng. Dieser Übergang ist im Oberländischen bei weitem nicht so allgemein, und wo er stattfindet, werden auch schon vielfach dem Schrifthochdeutschen angeglichene Nebenformen gebraucht. Die einzelnen Teile des Gebietes weisen in dieser Beziehung Verschiedenheiten auf.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 21. Jahrg. Nr. 1. 1900. Rudlieb Heyne, Übertragung des ältesten deutschen Heldenromans, bespr. von Althof. — Schönbach, Dichtungen und Sänger, das Hof- und Minneleben bis 1270. Aus „Geschichte der Stadt Wien", bespr. von Lambel. — Schönbach, Mitteilungen aus altdeutschen Handschriften. 6. Stück: Über ein mitteldeutsches Evangelienwerk aus St. Paul, bespr. von Helm. — Schmidt, Die Rieser Mundart, bespr. von Horn. — Holthausen, Altsächsisches Elementarbuch, bespr. von Behaghel.

Zeitschrift des Allgem. Deutschen Sprachvereins. 15. Jahrg. Nr. 1. Januar 1900. Die Häßlichkeit der Fremdwörter von B. Buchrucker. — Welcher. Von O. Behaghel. — Erfolge. — Heinrich von Treitschke und Gustav Freytag über den A. D. Sprachverein. Von K. Lohmeyer. — „Interessant." Von M. Müller. — Schlechte Übersetzungen. Von L. Hussong. — Kleine Mitteilungen. — Allerhand Heiteres aus dem Gerichtsleben.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 3. Jahrgang. 1900, V. und VI. Bandes 1. Heft. I. Abteilung (5. Band): Das sogenannte Theseion und sein plastischer Schmuck. Von Dr. Walther Amelung in Rom. Attische Liebestheorien und die zeitliche Folge des Platonischen Phaidros sowie der beiden Symposien. Von Professor Dr. Ivo Bruns in Kiel. Die gegenwärtige Krisis in der Auffassung der älteren römischen Geschichte. Von Professor Dr. Otto Eduard Schmidt in Meißen. Zur Geschichte der deutschen Reformation und Gegenreformation. Von Professor Dr. Erich Brandenburg in Leipzig. II. Abteilung (6. Band): Die Frage der Schulreform auf der 45. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Bremen 1899. I. Gedanken über das Wesen und die Organisation des Gymnasiums in unserer Zeit. Von Professor Ferdinand Hornemann in Hannover. II. Die Reformschule und der Unterricht in den Sprachen. Von Realgymnasialdirektor Dr. Ernst Schlee in Altona a. E. III. Weltwirtschaft und Nationalerziehung. Von Professor Dr. Alexander Wernicke, Direktor der Oberrealschule in Braunschweig.

Das litterarische Echo, Halbmonatsschrift für Litteraturfreunde. 2. Jahrgang, 9. Heft, 1. Februar 1900: Ernst von Wolzogen. Die Grundlagen des Jahrhunderts. — Richard Maria Werner. Ein pariser Abenteuer Hebbels. — Dr. A. Kohut. Ungedrucktes von Carl Beck. — Anton E. Schönbach. Wilhelm Hertz als Übersetzer. — Otto Harnack. Eine moderne Litteraturgeschichte. — Helen Zimmern. Antonio Fogazzaro.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius, 1900. Heft 1, E. F. Thienemann, Gotha. Inhalt: Muthesius, Über pädagogische Bildung. — v. Sallwürk, Das wissenschaftliche Programm der Lehrerbildung.

Neu erschienene Bücher.

Ernst Lüttge, Die Bildungsideale der Gegenwart in ihrer Bedeutung für Erziehung und Unterricht. Leipzig, E. Wunderlich, 1900. 69 S. Preis 80 Pf.
Rupert Kreller, Die Völkerwanderung von Hermann Lingg und das Gesetz der epischen Einheit. München, C. Haushalter, 1900. 92 S. Preis 1 M. 20 Pf.
L. Sütterlin, Die deutsche Sprache der Gegenwart. Leipzig, Voigtländers Verlag, 1900. 381 S.
J. A. Seyfferth, Deutsche Aufsätze für die Mittelklassen der Volksschule. Leipzig, E. Wunderlich, 1899. 100 S. Preis 1 M.
—— Deutsche Aufsätze für die Oberklassen der Volksschule. Leipzig, E. Wunderlich, 1900. 237 S. Preis 2 M. 40 Pf.
Richard Seyfert, Naturbeobachtungen. Zweite, verbesserte Auflage. Leipzig, E. Wunderlich, 1900. 32 S. Preis 1 M. 20 Pf.
Richard Wossidlo, Mecklenburgische Volksüberlieferungen. Zweiter Band, Die Tiere im Munde des Volkes. Erster Teil. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung, 1899. 504 S.
G. A. Brüggemann, Der erste Leseunterricht nach phonetischen Grundsätzen. Leipzig, E. Wunderlich, 1900. 39 S. Preis 40 Pf.
Richard Seyfert, Der Aufsatz im Lichte der Lehrplanidee. Leipzig, E. Wunderlich, 1900. 38 S. Preis 40 Pf.
Gustav Rudolph, Der Deutschunterricht, Entwürfe und ausgeführte Lehrproben für einfache und gegliederte Volksschulen. II. Abteilung: Oberstufe. Zweite Auflage. Leipzig, E. Wunderlich, 1900. 176 S. Preis 2 M.
Deutsche Dichter in Auswahl fürs Volk, herausgegeben von Ludwig Jacobowski, Nr. 1. Goethe, mit Portrait und Einleitung. Verlag Kitzler, Berlin S. 160 S. Preis 10 Pf.
J. Fink, Dichterworte. München, Lindauersche Buchhandlung, 1899. 167 S.
Carl Schilling, Lottchens Christabend, ein Weihnachtsfestspiel. Leipzig, E. Wunderlich, 1900. 25 S. Preis 40 Pf.
Richard Seyfert, Übungs- und Lernstoff für die Rechtschreibung in den ersten vier Schuljahren. Leipzig, E. Wunderlich, 1900. 16 S. Preis 20 Pf.
Ch. Wirth, Erste Anleitung zur selbständigen Fertigung deutscher Aufsätze. Dritte vermehrte Auflage. Bayreuth, Heinr. Heuschmanns Kunstverlag, 1900. 34 S. Preis 50 Pf.
Ed. Heydenreich, Das älteste Fuldaer Cartular im Staatsarchive zu Marburg. Mit zwei Faksimile-Tafeln. Leipzig, B. G. Teubner, 1899. 59 S.
W. Wedekind, Sprachfehler oder Sprachentwickelung? 1. Bändchen: Das Hauptwort in der Einzahl. Berlin, W. Wedekind, 1900. 56 S.
Euripides' Iphigenie auf Tauris in der Übersetzung von Donner, neu herausgegeben von F. Mertens. Leipzig, G. Freytag, 1900. 83 S. Preis 60 Pf.

Berichtigung.

In meinen Artikel im Dezemberhefte des vorigen Jahres hat sich ein sinnstörender Druckfehler eingeschlichen. Die Worte „bisweilen auch einfach morgenden Tags", Zeile 10 und 11, müssen nach „Tages" stehen, Zeile 9.

Paris. **Alfred Bauer.**

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Reiseskizzen von Dr. **Woldemar Schwarze** in Dresden.

(Fortsetzung.)

III. Süditalien.

Die Brust voll ähnlicher Gedanken und Gefühle, schieden wir von Rom mit seinen stolzen und oft doch so wehmütigen Erinnerungen aus alter, großer Zeit: der Süden Italiens, wo die Natur mit noch glühenderen Farben malt, und das Blut rascher in den Adern der Menschen pulsiert, lockte mit Sirenenstimmen allzu mächtig den nordischen Fremdling nach seinen Zaubergärten und Paradiesen. So ging's denn an einem prächtigen Oktobertage gen Neapel, vorüber an Anagni, das im Mittelalter manchen Papst beherbergte, an Aquino, der malerisch am Abhange des Gebirgs gelegenen Stadt, wo der Satiriker Juvenal und der Scholastiker Thomas einst das Licht der Welt erblickten, vorüber ferner an dem ehrwürdigen Benediktinerkloster Monte Cassino, das, auf stolzer Höhe thronend, seit alter Zeit eine der vornehmsten Pflegstätten der Wissenschaften war und, bei der Aufhebung der Klöster in Italien 1866 zum Nationaldenkmal erklärt, heute als geistliche Erziehungsanstalt fortbesteht, bewohnt von etwa 40 Mönchen und 200 Schülern. Nicht lange dauert es mehr, so verläßt die Bahn das Thal des Garigliano, die Berge rücken näher zusammen, köstliche Gebirgsaussichten bieten sich dem Auge des Reisenden dar. Dann geht es weiter durch die Ebene des Volturno, des größten Flusses in Unteritalien. Wir erreichen jetzt die Schwelle des gesegneten Kampaniens, einer der fruchtbarsten Gegenden Europas, wo die Arbeit der fleißigen Landleute und Winzer eigentlich in keiner Jahreszeit ganz ruht, und der üppige Boden außer dem Ertrage der reichen Baum- und Weinpflanzungen zwei Frucht- und eine Futterernte liefern kann. Bekannt ist ja die klassische Würdigung der Campania felix durch Plinius (Nat.-Gesch. III. 5), die mit Recht auch Goethe in seiner Italienischen Reise erwähnt. Die ewige Jugend, das Vorrecht der seligen Götter, scheint über diesen lachenden Fluren ausgebreitet. „Die blühende Kultur Toskanas", sagt Haarhaus, „ist die

Frucht menschlichen Fleißes, den allerdings eine gütige Natur und ein mildes Klima begünstigen, der Reiz der römischen Campagna ist Leichenschönheit und Ruinen-Schwermut, aber der Zauber Kampaniens liegt in der unermeßlichen und unerschöpflichen Fruchtbarkeit des Bodens, der, wie im goldenen Zeitalter, heute noch seine Gaben gleichsam freiwillig spendet." Doch weiter jagte der Schnellzug, vorüber an Capua und Caserta, „dem Potsdam oder Versailles von Neapel". Immer deutlicher hoben sich jetzt vom abendlichen Himmel, an dem hie und da schon ein Stern aufblitzte, die charakteristischen, fein gezeichneten Konturen des Vesuv ab, aus dessen Krater eine unheimlich feurige Glut emporleuchtete, der Widerschein der geschmolzenen Lava im Krater auf die über diesem schwebenden Dampfwolken: ein erhabenes, unvergeßliches Schauspiel! „Ich war", um mit Goethe zu reden, „still für mich erfreut, daß ich diesen merkwürdigen Gegenstand endlich auch mit Augen sah." Aus diesen Betrachtungen riß mich plötzlich der Ruf des Konduktеurs, der mit gellender Stimme Napoli! ausrief: ich war in der schönen Parthenope, der Lieblingsstadt Vergils, angelangt.

Schwer ist es, den unendlichen Zauber, den die gütige Mutter Natur mit verschwenderischer Fülle über dieses lieblichste Stückchen Erde ausgegossen hat, mit Worten zu würdigen; den Ausruf des Horaz:

Ille terrarum mihi praeter omnes
Angulus ridet

möchte man am liebsten auf dieses entzückende Landschaftsbild anwenden, angesichts dessen selbst Goethe in stille Bewunderung versank und schrieb: „Von der Lage der Stadt und ihren Herrlichkeiten, die so oft beschrieben und belobt sind, kein Wort! Vedi Napoli e poi muori! sagen sie hier. Siehe Neapel und stirb!" Und an einer andern Stelle sagt er: „Daß kein Neapolitaner von seiner Stadt weichen will, daß ihre Dichter von der Glückseligkeit der hiesigen Lage in gewaltigen Hyperbeln singen, ist ihnen nicht zu verdenken, und wenn auch noch ein paar Vesuve in der Nachbarschaft stünden. Man mag sich hier an Rom gar nicht zurückerinnern; gegen die hiesige freie Lage kommt einem die Hauptstadt der Welt im Tibergrunde wie ein altes, übelplaciertes Kloster vor."

Wie ein von Riesenhänden geformter Bau steigt die Stadt an den Abhängen einer sanft zum Meere abfallenden Hügelreihe empor. Kap Miseno, Procida und Ischia bilden auf der einen Seite, die Landzunge von Sorrent und die Insel Capri auf der anderen Seite die natürliche Umrahmung des herrlich blauen Golfes und seinen Schutz gegen die wilden Gewalten des offenen Meeres. Durch keine drückenden Fesseln einer Stadtmauer eingeengt, fließt Neapel mit den Hunderten anmutiger Land-

häuser, deren flache Dächer, um mit Goethe zu reden, schon „auf eine andere Himmelsgegend deuten“, und welche außerhalb der Stadt zwischen Reben und Pinien liegen, in eins zusammen; die Stadt bedeckt mit den Ortschaften Portici, Resina, Torre del Greco und anderen, die sich am Fuße des Vesuv entlang in fast ununterbrochener Kette nach Osten hinziehen, einen Küstenstrich von über 100 Kilometer. Im Südwesten schließt sich der Posilip an die Stadt an, ein mit Gärten von südlich üppiger Vegetation und zahlreichen reizenden Villen besäter langer Bergrücken, dessen Name von dem Landhause des berüchtigten Schlemmers Vedius Pollio (Pausilypon = Sorgenfrei, Sanssouci) stammt. Die berühmte Grotta di Posilipo, ein Meisterwerk antiker Baukunst, wahrscheinlich unter Augustus angelegt, im Mittelalter der allmächtigen Zauberkunst Vergils zugeschrieben, der auf der Höhe in einem altrömischen Kolumbarium schlummern soll, hat Goethe noch am 27. Februar 1787 durchwandert; heute ist sie nicht mehr zugänglich und durch einen neuen, 734 m langen Tunnel ersetzt worden, der bei Gelegenheit des Baues der Straßenbahn nach Pozzuoli angelegt wurde. Unbeschreiblich schön ist der Blick, den man von der Strada nuova di Posilipo aus genießt, die anfangs am Meere entlang, dann allmählich ansteigend, den südlichen Abhang der Höhe umzieht. Entzückt schweift das Auge über das tiefblaue, von zahllosen Segeln bedeckte Meer, dessen Wogen melodisch an die felsige Küste schlagen, hinüber nach dem zackigen, in grotesken Formen aufgebauten Capri und wieder zurück nach dem so malerisch sich auftürmenden Vesuv. Aus seinem Krater kräuseln sich fortwährend leichte Rauchwölkchen in der bekannten Pinienform empor, während an seinem Fuße sich eine Anzahl blendendweißer Ortschaften anschmiegen, uneingedenk der furchtbaren verheerenden Mächte, die nur zeitweilig in den Eingeweiden des Bergriesen schlummern, um dann wieder einmal verderbenschwanger jäh über die blühende Landschaft hereinzubrechen. Dazu verfügt die südliche Sonne, namentlich gegen Abend, über eine Fülle von Mannigfaltigkeit des Kolorits, wie sie der Norden gar nicht kennt; der Vesuv schimmert dann in den prächtigsten Farben, erst noch von dem Purpurrot der untergehenden Himmelskönigin übergossen, das sich allmählich in Violett, dann in Tiefblau wandelt, bis sich endlich die düsteren schwarzen Schatten der einbrechenden Nacht auf den Berg legen und ihre finsteren Schleier zum nächtlichen Schlummer über seine Riesenglieder ausbreiten.

An solch herrlichen Blicken sind die Neapel überragenden Höhenzüge unendlich reich; fast überall aber, wo man steht, dringt aus der grauen, oft in Dampf und Dunst gehüllten Häusermasse ein seltsames Brausen wie von einem Riesenwasserfall, ein fast sinnverwirrendes Ge-

töse, an unser Ohr. Es ist das Schlachtgeschrei im harten, unerbittlichen Kampfe um das Dasein, es sind die Wogen des Lebens einer Stadt, die über eine halbe Million von Einwohnern zählt, deren griechisch-orientalische Beweglichkeit und Lebhaftigkeit sich seit Jahrhunderten unverändert erhalten hat. Neapel ist eine der geräuschvollsten Städte Europas. Vom frühen Morgen bis in die späte Nacht werden die Straßen von gellenden Rufen erfüllt. Teils sind es Schneckenhändler, Kuchenbäcker, Maccaroniköche, Verkäufer von gesottenem Fleisch, von Lungen, Lebern und Eingeweiden, Olivenhändler, Austräger von gebackenen Kastanien und Pinienkernen, Orangen-, Citronen- und Grünwarenverkäufer, Blumenmädchen, Schwammhändler u.s.w. u.s.w., teils ganze Horden von Zeitungsverkäufern, die mit unermüdlicher Beredsamkeit ihre Blätter anpreisen. Dazu kommt noch das Hämmern der Handwerker, die hier schon meistens auf offener Straße ihre Werkstatt aufgeschlagen haben, das Peitschengeknall der Kutscher, das Geschrei der geduldigen Esel und Maultiere, das Gemecker der Ziegenherden, die zweimal täglich durch die Stadt getrieben und vor den Häusern oder auch in den Häusern selbst, bis zu deren höchsten Stockwerken sie emporsteigen, gemolken werden: kurz, es herrscht hier ein geradezu betäubender Lärm. Jede Äußerung menschlicher Thätigkeit ist hier beinahe fieberhaft gesteigert; Leben und Treiben des Volkes tritt in Neapel, dieser großen Kinderstube, wie es ein moderner Reisender nicht unpassend nennt, mit größerer Freiheit an die Öffentlichkeit, als in irgend einer anderen Stadt Europas. Mit Recht räumte deshalb auch Goethe in seiner Italienischen Reise, namentlich während seines zweiten Aufenthalts, der Schilderung des Volkslebens den größten Raum ein, und sehr richtig hat er die Lebensfreude, den heiteren, leichten Sinn der Neapolitaner, die auf einem verschwenderisch ausgestatteten Boden unter einem fast ewig blauen Himmel wohnen, mit den Worten charakterisiert: „Alles deutet dahin, daß ein glückliches, die ersten Bedürfnisse reichlich anbietendes Land auch Menschen von glücklichem Naturell erzeugt, die ohne Kümmernis erwarten können, der morgende Tag werde bringen, was der heutige gebracht, und deshalb sorglos dahinleben. Augenblickliche Befriedigung, mäßiger Genuß, vorübergehender Leiden heiteres Dulden!“ Passend nennt er deshalb an einer anderen Stelle Neapel die Schule des leichten und lustigen Lebens, und über die Bewohner der Stadt fällt er ein andermal das treffende Urteil: „Gewiß wäre der Neapolitaner ein anderer Mensch, wenn er sich nicht zwischen Gott und Satan eingeklemmt fühlte.“

Der Hauptschauplatz neapolitanischen Volkslebens ist die Strada S. Lucia, ein am Meere hinlaufender Quai, dessen Häuser mit

zierlichen Balkons versehen sind, von denen herab die mehr oder weniger weiße Wäsche ihrer Besitzer lustig im Winde flattert, während vor den Thüren Weiber und Mädchen ungeniert ihre Toilette machen, Hausarbeiten verrichten oder den lieben Kleinen das Ungeziefer absuchen. Die Kinder, unter denen man oft prächtige Gestalten mit schöner, gebräunter Gesichtsfarbe, glänzend schwarzem Haar und tiefdunklen Augen sieht, laufen vielfach ganz nackt oder nur mit einem elenden, schmutzigen, zerlumpten Kleidungsstück bedeckt umher. An der Seeseite der Straße ist der Stand der Austernhändler, die die frutti di mare feilbieten. „Bei Santa Lucia", sagt Goethe, „sind die Fische nach ihren Gattungen meist in reinlichen und artigen Körben, Krebse, Austern, Scheiden, kleine Muscheln, jedes besonders, aufgetischt und mit grünen Blättern unterlegt." Dann fährt er fort: „Die Läden von getrocknetem Obst und Hülsenfrüchten sind auf das Mannigfaltigste herausgeputzt. Die ausgebreiteten Pomeranzen und Citronen von allen Sorten mit dazwischen hervorstechendem grünen Laube, dem Auge sehr erfreulich. Aber nirgends putzen sie mehr als bei den Fleischwaren, nach welchen das Auge des Volks besonders lüstern gerichtet ist, weil der Appetit durch periodisches Entbehren nur mehr gereizt wird." Wem fallen bei dieser Schilderung nicht die im Museum zu Neapel aufbewahrten köstlichen pompejanischen Frucht- und Küchenstücke in Fresko und Mosaik ein, die mit einer geradezu verblüffenden realistischen Naturtreue ausgeführt sind?

In geschichtlicher und künstlerischer Beziehung wird Neapel von den mittel- und oberitalienischen Städten weit übertroffen. Eine Kunstgeschichte, wie sie Venedig, die toskanischen oder umbrischen Städte besitzen, hat Neapel nicht; große Denkmäler des Altertums, wie wir sie staunenden Blicks noch heute in Rom schauen, oder stolze Erinnerungen der Renaissance, wie sie Florenz uns bietet, finden sich in Neapel nicht. Nur die kostbaren Funde aus Pompeji und Herkulaneum, welche uns ganz ungeahnte Einblicke in das Leben der Alten gewähren und uns die intimsten Einzelheiten ihres häuslichen Lebens eröffnen, können uns hier dauernd fesseln. Alle diese Schätze birgt jetzt das Museo nazionale, das, ursprünglich (1586) als Reiterkaserne errichtet, seit 1790 für die königlichen Sammlungen der Altertümer und Gemälde bestimmt wurde. Es vereinigt jetzt in sich die Kunstschätze der Krone Neapel, die aus Rom und Parma stammende Farnesische Sammlung, sowie jene aus den Palästen von Portici und Capodimonte, endlich die Ergebnisse der Ausgrabungen von Pompeji, Herkulaneum, Stabiae und Cumae. Dieses Museum, dessen schier verwirrende Fülle an kostbarstem Material unvergleichlich zweckmäßig angeordnet ist, ist in mancher Beziehung vielleicht

das bedeutendste der Welt. Wir sehen hierbei von einer stattlichen Anzahl ausgezeichneter Marmorskulpturen ganz ab; unter ihnen seien nur der gigantische farnesische Herkules, nach einem Wort Paul Heyses „ein schwellend Gebirge von Fleisch und Muskeln", ferner die imponierende Gruppe des farnesischen Stiers, die berühmte, typisch gewordene Homerbüste, an der nach Burckhardts Urteil „jeder Meißelschlag Geist und wunderbares Leben ist", die herrliche, antike Ephebenkraft atmende Gruppe des Harmodios und Aristogeiton, endlich die berühmte Statue des Aeschines flüchtig genannt. Von alledem aber, wie gesagt, abgesehen haben schon die pompejanischen Altertümer und Kunstsachen, besonders die vielgerühmten pompejanischen Wandgemälde, aus denen schon Goethe sehr richtig auf eine staunenswerte „Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes" schließt, ferner die antiken Mosaiken[1]), endlich die feinen, eine bewunderungswürdige Technik in Guß und Ciselierung verratenden Bronzen aus Herkulaneum (z. B. Narciß, tanzender Satyr, ausruhender Merkur u. s. w. u. s. w.) nirgends ihresgleichen.

Je länger man diese stummen, aber doch so beredten Zeugen einer längst entschwundenen Zeit betrachtet, in der ein fröhliches, seligem Leichtsinn und tändelnder Lust ergebenes Menschengeschlecht noch lebte, desto brennender erwacht im Herzen des Beschauers die Sehnsucht, nun auch die Stätte mit eigenen Augen zu sehen, wo einst das fröhliche Völkchen wandelte und lebte.

So fuhr ich denn an einem prächtigen Herbstmorgen hinaus aus Neapel in die herrliche Landschaft durch lachende Fluren, wo der Wein sich in schweren Guirlanden von Ulme zu Ulme zieht, nach

---

1) Unter diesen ragt die berühmte 1831 im Hause des Faun zu Pompeji gefundene Alexanderschlacht besonders hervor, fast die einzige uns erhaltene antike historische Darstellung. Das Bild, nach ungefährer Schätzung aus 1 370 000 gefärbten Marmorstiften zusammengesetzt, stellt bekanntlich die Schlacht bei Issus dar, und zwar den entscheidenden Augenblick, in dem ein wuchtiger Reiterangriff der von Alexander geführten Macedonier die Heerscharen des Darius in wilde Flucht treibt. Es ist eine mächtige, ergreifende Komposition, bei deren Anblick man begreift, daß Goethe, dem bald nach der Auffindung eine farbige Nachbildung zugesandt wurde, als Greis, aber doch mit jugendlicher Begeisterung schrieb: „Mit- und Nachwelt werden nicht hinreichen, solches Wunder der Kunst richtig zu kommentieren, und wir werden genötigt sein, nach aufklärender Untersuchung immer wieder zur einfachen, reinen Bewunderung zurückzukehren." Goethe fühlte sich durch das ausgezeichnete Werk unwiderstehlich an Raffaels Konstantinsschlacht erinnert, und in der That weht durch beide Darstellungen ein hinreißender Zug der Bewegung, vor allem aber beherrscht beide eine wunderbare „untrennbare Einheit, in welcher die künstlerische Phantasie die führenden Helden inmitten der Heeresmassen und dennoch diese Massen überragend und beherrschend so glücklich erfaßt und gestaltet hat."

Pompeji. Ein eigenartiges Gefühl ergreift uns, wenn wir, am Ziele unserer Fahrt angelangt, den gleichmütigen Ruf des Schaffners „Pompeji!“ vernehmen. Welcher Zauber liegt in diesem Worte! Von welchen Erwartungen wird unsere Brust geschwellt, wenn wir endlich, nachdem wir das dürftige Stationsgebäude verlassen haben, nach wenigen Schritten an den hohen, von dem Schutte der Ausgrabungen herrührenden und von spärlichem Grün überzogenen Wällen stehen, hinter denen die wie ein Phönix aus der Asche wiedererstandene Stadt liegt! Nachdem man seinen Obolus an der Kasse entrichtet hat, durchschreitet man den Eingang der Ruinenstätte und erhält einen der vom Staate angestellten, uniformierten Führer zugewiesen; es sind dies zumeist höfliche und leidlich über Geschichte, Kunst u. a. den Besucher Pompejis interessierende Gegenstände unterrichtete Leute. Feierliches, ernstes Schweigen empfängt den Fremdling, der nun sogleich in starker Steigung sich der alten Stadt zuwendet. Man passiert ein Thor und findet sogleich rechter Hand in einem gewölbten Durchgang den Eingang zu dem kleinen pompejanischen Museum, das zwar keine Funde allerersten Ranges enthält (denn diese sind samt und sonders in Neapel untergebracht), aber doch manche interessante Einzelheiten bietet, wie z. B. eine Menge Thon- und Bronzegeräte, Amphoren, Töpfe, Regenspeier, mehrere Abgüsse hölzerner Thüren, die sich in der weichen Asche abgedrückt haben, verkohlte Lebensmittel u. a. m. Bei weitem am sehenswertesten sind im Museum eine Anzahl Gipsabgüsse menschlicher Leichen, sowie eines Hundes, vom Tage der Zerstörung. Während nämlich die Fleischteile verwesten, und die Kleidung zu Staub zerfiel, hat sich die umhüllende Aschenmasse, die anfangs so weich war, daß die Körperformen sich in ihr völlig abdrückten, allmählich zu einer festen Form verhärtet. So entstanden fertige Hohlräume, in denen sich nur die Knochenreste erhielten. Diese Formen ließ der hochverdiente Archäolog Fiorelli, unter dessen Leitung 1860 die planmäßige Ausgrabung der Stadt begann, mit Gips ausgießen, und als nun dieser Gipskern aus der Asche herausgeschält war, erhielt man die Leiber der Unglücklichen so, wie sie vor fast 2000 Jahren ihren Geist ausgehaucht hatten. Der Anblick dieser Gipsformen, die meist noch wohlerhaltene Gesichtszüge zeigen, in denen sich die Todesangst und Verzweiflung in erschütternder Weise oft widerspiegeln, ist von wahrhaft ergreifendem, furchtbarem Realismus. Die Frauen liegen meist auf dem Gesichte; die eine drückt ihr Antlitz in ein Tuch, offenbar um einen letzten freien Atemzug in der alles erstickenden Asche zu thun; eine andere streckt in krampfhafter Bewegung die geballte linke Hand in die Höhe, so daß man an den Fingern noch die Spuren von Ringen sieht.

Verläßt man wieder das Museum, so betritt man die geradeaus zum Forum führende Via Marina. Diese, wie alle Straßen der Stadt, ist mit großen polygonalen Lavablöcken gepflastert und von Fußsteigen eingefaßt, so daß Schiller ein durchaus richtiges Bild mit den Worten giebt:

„Reinliche Gassen breiten sich aus; mit erhöhetem Pflaster
Ziehet der schmälere Weg neben den Häusern sich hin."

Die meisten Gassen sind 4 m breit, die Hauptstraßen etwa 7 m. In gewissen Abständen, namentlich an den Ecken, sind quer über den Fahrdamm große flache Steine von der Höhe des Fußsteigs gelegt, welche den Fußgängern den Übergang von einer Seite zur anderen erleichtern sollten, zumal wenn die heftigen Regengüsse des südlichen Winters die Straßen überfluteten. Die Wagen, deren Spurweite sehr gering ist (meist nur 1,25 m), haben tiefe Gleise in das Pflaster eingegraben. An den Straßenecken stehen noch Brunnen, einfache, viereckige Becken, dahinter ein Pfeiler, an dessen Rückseite die Leitungsröhre emporstieg; das Wasser ergoß sich aus allerlei hübschen Verzierungen, so z. B. aus dem Munde einer Gottheit, oder einem Löwenmaul, oder einer Maske mit weit aufgerissenem Munde und dergl.

Die Häuser sind leicht gebaut, meist aus Bruchstein, kleinen rohen Steinen, die durch Mörtel zusammengehalten werden, und man ist anfangs erstaunt über die Einförmigkeit des Baus und die geringe architektonische Gliederung. Der Unterschied des antiken und modernen Hauses liegt vor allem in dem Mangel des Glases; das erstere konzentriert daher sein Leben nach innen, dem Treiben auf der Straße abgewandt, so daß Schiller wiederum treffend sagt:

. . . „Die zierlichen Zimmer
Reih'n um den einsamen Hof heimlich und traulich sich her."

Die Zimmer, die in den meisten noch gut erhaltenen Häusern in einer bestimmten, regelmäßigen Anordnung gelegen sind, erscheinen uns heutigestags fast überall sehr klein, wobei man freilich nicht übersehen darf, daß sie dafür um so zahlreicher vorhanden sind; so zählt z. B. das Haus des Pansa nicht weniger als 60 Räume. Mit der Außenwelt stand das Haus nur durch eine Eingangspforte in Verbindung, die meist verschlossen war, bisweilen auch von einem Sklaven oder Kettenhund bewacht wurde; anstatt des letzteren erscheint an der Schwelle eines pompejanischen Hauses das bloße Mosaikbild eines Hundes mit der scherzhaften Warnung: Cave canem! Die lebhafteren Verkehrsstraßen verraten sich durch die die Vorderseite der Häuser einnehmenden Läden (tabernae), die an Händler und Gewerbetreibende vermietet wurden. Häufig sind noch die mit Marmor bekleideten Verkaufstische erhalten, in denen große

thönerne Gefäße eingelassen waren, aus denen Wein und Öl, die beiden wichtigen Nahrungsmittel des Südens, verabreicht wurden. Am Abend wurden diese Läden mit einer beweglichen Bretterwand geschlossen; noch heute sieht man an vielen Häusern in der steinernen Schwelle die gemeißelte, für jenen einfachen Verschluß bestimmte Fuge. Die Stelle der Läden vertraten bisweilen auch allerlei Schenken, an die noch manche Geschäftsschilder erinnern, so z. B. sehen wir einmal einen Bacchus an dem Ladenpfeiler angemalt, während an einer anderen Stelle zwei Männer an einer Stange eine Amphora herbeischleppen. Auch Garküchen, in denen die ärmeren Volksklassen Pompejis ihre leiblichen Bedürfnisse befriedigt haben mögen, befanden sich an der Vorderseite der Häuser.

Besonders interessant sind die in Pompeji entdeckten Inschriften, die man zu Hunderten an den Wänden der Gebäude gefunden hat. Sie sind teils mit einem Nagel oder einem anderen spitzen Gegenstand in den glatten Kalkbewurf der Wände eingeritzt worden, die sogenannten Graffiti, teils mit roter Farbe in schlanken, meist schwer leserlichen Buchstaben aufgemalt worden, die sogenannten Dipinti. Die ersteren, besonders auch wegen ihrer sprachlichen Form, d. h. des vom sogenannten sermo urbanus oft stark abweichenden Volkslateins für den Philologen höchst lehrreich, lassen uns einen Einblick namentlich in das Leben und Treiben des niederen Volkes thun; wir können hier aus den oft sehr redseligen Ergüssen der Freude und des Schmerzes, der Liebe und des Hasses, gegenseitiger Sympathie und Antipathie, derben Witzes und Humors, wie ein Besucher Pompejis treffend sagt, die Vergangenheit im bescheidenen Alltagsgewande, ja manchmal im tiefsten Negligé belauschen. Allerlei unnütze Kritzeleien, wohl meist von Kinderhand stammend, erinnern uns an die ähnlichen geschmacklosen Beschmutzungen der Häuser durch die Narrenhände unserer modernen Straßenjugend. In das Geschäftsleben führen uns außer allerlei Anpreisungen von Kneipwirten verschiedene Vermietungsanzeigen, die, wie bei uns noch heutzutage an der Vorderfront der Häuser angebracht, die Augen der Vorübergehenden auf sich ziehen sollten. Ja man hat sogar an der Innenwand eines Hauses einen offenbar von der Hand einer sorgsamen pompejanischen Hausfrau herrührenden Waschzettel gefunden.[1]) Besonders zahlreich endlich sind die Ankündigungen von Fechterspielen, zu denen die Bevölkerung Pompejis eingeladen wird, und die Wahlempfehlungen, durch die anläßlich der Wahlen zu städtischen Ämtern für den einen oder anderen

1) XII Kalendas Maias tunicam pallium; Nonis Mais fasciam; VIII Idus Maias tunicas duas lavandas dedi.

Kandidaten Stimmung gemacht werden soll; wir sehen also hier, daß auch unsere uns so modern erscheinenden Plakate an den öffentlichen Anschlagsäulen ihre Vorläufer schon im klassischen Altertum haben.

Goethes allumfassender Geist, der seiner Zeit in so vielen Punkten weit vorausgeeilt war, hat die Bedeutung der Wiederausgrabung Pompejis, die zur Zeit seines Besuchs freilich kaum über die ersten Anfänge hinausgekommen war, geahnt. „Es ist viel Unheil in der Welt geschehen", äußert er bei seinem zweiten Besuche der Stadt, „aber wenig, das den Nachkommen so viel Freude gemacht hätte." Trotzdem teilt er die oft überschwengliche Begeisterung anderer bei seinem Besuche von Pompeji (und Herkulaneum) nicht ganz, ja er mußte sich sogar nach seinen eignen Worten „den wunderlichen, halb unangenehmen Eindruck dieser mumisierten Stadt" durch den Anblick der Himmelsbläue und des glänzenden Meeres „wieder aus dem Gemüte waschen". Meisterhaft aber giebt er den Eindruck, den wohl jeder Besucher der Stadt schon nach kurzer Wanderung auch durch wenige Straßen und Häuser haben wird, mit folgenden Worten wieder: „Pompeji setzt jedermann wegen seiner Enge und Kleinheit in Verwunderung. Schmale Straßen, obgleich gerade und an der Seite mit Schrittplatten versehen, kleine Häuser ohne Fenster, aus den Höfen und offenen Galerien die Zimmer nur durch die Thüren erleuchtet. Selbst öffentliche Werke, die Bank am Thor, der Tempel, sodann auch eine Villa in der Nähe, mehr Modell und Puppenschrank als Gebäude. Diese Zimmer, Gänge und Galerien aber aufs heiterste gemalt, die Wandflächen einförmig, in der Mitte ein ausführliches Gemälde, jetzt meist ausgebrochen, an Kanten und Enden leichte und geschmackvolle Arabesken, aus welchen sich auch wohl niedliche Kinder- und Nymphengestalten entwickeln, wenn an einer anderen Stelle aus mächtigen Blumengewinden wilde und zahme Tiere hervordringen. Und so deutet der jetzige ganz wüste Zustand einer erst durch Stein- und Aschenregen bedeckten, dann aber durch die Ausgrabenden geplünderten Stadt auf eine Kunst- und Bilderlust eines ganzen Volkes, von der jetzt der eifrigste Liebhaber weder Begriff, noch Gefühl, noch Bedürfnis hat."

In der That, in dem Schmuck der Wände liegt der Hauptreiz des pompejanischen Hauses. Marmor wurde zum Bau der Privathäuser in Pompeji nur ganz ausnahmsweise benutzt; an seiner Stelle überzog man Wände und Säulen mit buntem Stuck und schmückte die ersteren mit allerlei Malereien. Die Farben sind dem lebhaften Kolorit der südlich warmen Sonne entsprechend gewählt: Rot und Gelb herrschen vor. Die Bilder, die, wie schon oben bemerkt, heute eine Hauptzierde des Museums in Neapel bilden, nahe an 3000 Stück umfassend, haben fast alle einen

weichen, erotischen Charakter; sie atmen entsprechend der Landschaft des glücklichen, gesegneten Kampaniens heitere Sinnlichkeit, behaglichen Genuß, anmutige Schönheit, blühendes, warmes Leben. Mythologische Stoffe nehmen einen ungemein breiten Rahmen ein; so ist z. B. die Liebesgeschichte von Mars und Venus fünfundzwanzigmal, Perseus und Andromeda dreiundzwanzigmal dargestellt, auch der schöne Paris ist unendlich oft verewigt worden. Die Darstellung großer, tragischer, erschütternder Motive paßt naturgemäß nicht in einen derartigen Rahmen, und wenn der Maler einmal einen tragischen Vorgang darstellt, so ist auch da immer der grausige Eindruck gedämpft durch die liebevolle, warme Behandlung sinnlicher Schönheit. Wo der Künstler die Leidenschaft malt, da ist es die des flüchtigen Augenblicks; vor allem die Gewalt der allbezwingenden, Götter und Menschen in ihre Fesseln schlagenden Liebe, die Schönheit der menschlichen Gestalt, Augenblicke höchster Lust und Wonne sind die unerschöpflichen Themata der Künstler. Auch Landschaftsbilder, z. B. Landhäuser und Paläste, meist am Meeresstrande, ideale Küsten- und Felslandschaften, Hafen- und Parkanlagen u. a. m. finden sich, ferner allerlei Tiere, Stillleben, Fruchtstücke, Blumengewinde, Guirlanden, Masken, Gerätschaften u. a. dekoratives Element.

Besondere Aufmerksamkeit unter diesen heiteren Erzeugnissen einer lebendigen, reichen Malerphantasie verdienen jene freischwebenden Gestalten, die meist Tänzerinnen (oder Bacchantinnen?) genannt werden. Sie zeichnen sich durch eine prächtige Behandlung des weiblichen Körpers aus, der durch die duftigen schleierartigen Gewänder in allen Linien erkennbar hindurchschimmert, und sind, wie das Urteil eines modernen Kritikers lautet, in der That von hinreißender Schönheit der Gebärde, so daß der Ausdruck des Schwebens in der Stellung und Gewandung kaum zu überbieten sein möchte; treffend nennt sie der feinsinnige Winckelmann „flüchtig wie ein Gedanke und schön wie von der Hand der Grazien ausgeführt". Gern bethätigte sich die Kunst der Maler auch in der Darstellung von Amoretten. Hier führen sie einen mit Schwänen bespannten Wagen, dort suchen sie ein Löwengespann zu lenken, da arbeiten sie emsig in Werkstätten als Tischler, Schuster, Goldschmiede, Walker, während, um mit Schiller zu reden:

„Mit beladenem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Emsige Genien dort keltern den purpurnen Wein."

Am berühmtesten ist ja jene anmutige Scene, wo gefangene Amoretten zum Verkauf gebracht werden, ein Motiv, das Goethe in seinem hübschen Gedicht „Wer kauft Liebesgötter?" und Thorwaldsen in seinem schönen Relief verwandt hat.

Diese farbenfröhliche Herrlichkeit ist größtenteils noch heute prächtig erhalten; getreu hat die Erde sie bewahrt, so daß wir wiederum mit Schiller ausrufen können:

„Frisch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben.
Wo ist der Künstler? Er warf eben den Pinsel hinweg."

So müssen wir uns Pompeji als eine der buntesten, bilderreichsten antiken Städte vorstellen, und noch heute dürfen wir uns an der zauberhaften Wirkung jener fröhlichen Sinnlichkeit und heiteren Anmut erfreuen, die uns aus den pompejanischen Wandgemälden und Dekorationen ewig lächelnd entgegenstrahlt.

Es kann natürlich nicht unsere Aufgabe sein, nach dieser Schilderung des allgemeinen Eindrucks, den der Besucher von Pompeji erhält, die noch vorhandenen Überreste der Stadt eingehend zu besprechen [1]); nur nach dem ernstesten Teil der sonst so heiteren, lebenslustigen Stadt möge der freundliche Leser noch folgen: nach der Gräberstraße, dem landschaftlich schönsten Teile der Stadt, den man durch das gut erhaltene Herkulaner Thor betritt. Die Sitte der Alten, ihre Toten vor den Stadtthoren an der Landstraße entlang beizusetzen, konnten wir schon früher anläßlich des Besuchs der Via Appia beobachten; aber wie verschiedenartig sind die Eindrücke, die unser Herz beim Anblick der Grabdenkmäler an der „Königin der Straßen" und der Gräberstraße in Pompeji empfängt! Während dort unter dem Eindruck der vielfach schon zerfallenden Grabdenkmäler und der erhabenen, schweigenden Öde der Campagna, sowie bei dem Gedanken an den Strom der Völker und Zeiten, der auf jener Straße dahingerauscht ist, Schwermut und Trauer unser Herz beschleicht, erweckt die pompejanische Gräberstraße in uns andere, weniger ernste, minder feierliche Gefühle. Schon die ganze landschaftliche Stimmung ist hier eine andere; die Aussicht auf die schön geschwungenen Linien des Vesuv, auf den tiefblauen, mit weißen Segeln bestreuten Golf, auf die lachenden Fluren und die von der Rebe, dem alle Menschenherzen erquickenden Geschenke des Sorgenlösers Bacchus, übersponnene fruchtbare Landschaft erfüllt unser Gemüt mit freundlichen, heiteren Bildern. Der grause Tod hat hier seine Schrecken verloren; Schillers Worte:

„Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel senkt' ein Genius."

1) Aus der umfangreichen, für weitere Studien heranzuziehenden Litteratur seien nur erwähnt das große Werk über Pompeji von Overbeck-Mau (4. Aufl. 1884), Nissen, Pompejanische Studien, sowie das treffliche, anregend geschriebene und dem gebildeten Publikum warm zu empfehlende Schriftchen von Ziegeler, Aus Pompeji (20. Heft der Gymnasial-Bibliothek).

traten uns beim Besuche dieser Ruhestätten der Toten lebendig vor die Seele. Einen Hauch griechischer Anmut empfinden wir hier und mit Goethe möchten wir ausrufen: „Der Wind, der von den Gräbern der Alten her weht, kommt mit Wohlgerüchen über einen Rosenhügel."

Die jetzt aufgedeckte pompejanische Gräberstraße enthält, wie es scheint, nur die Grabstätten wohlhabender, angesehener Bürger und Bürgerinnen, meist in Form von Altären auf mehrstufigem Unterbau, während andere Gräber als kleine Häuser in Tempelform gebaut sind. Auch Goethe weilte hier vor mehr als hundert Jahren. Er erwähnt „das Grab einer Priesterin als Bank im Halbzirkel mit steinerner Lehne, daran die Inschrift mit großen Buchstaben eingegraben. Über die Lehne hinaus sieht man das Meer und die untergehende Sonne: ein herrlicher Platz, des schönen Gedankens wert." Dieses Grab liegt gleich linker Hand, mit Nr. 4 bezeichnet, und ist die Ruhestätte der Priesterin Mamia, vom Stadtrat ihr als Ehrengrab angewiesen. Die Verbindung der Grabstätten mit Ruhebänken und halbkreisförmigen Nischen, die den Wanderer zum Sitzen einluden, finden wir auch sonst noch in Pompeji, eine Sitte, die es dem Überlebenden ermöglichte, in der Nähe des geliebten Toten ein stilles Ruheplätzchen zu finden und sich mit ihm in einen traulichen Gedankenverkehr zu versenken. Richtig bemerkt ein moderner Reisender (Ziegeler a. a. O.), wie sehr diejenigen irren, welche den Alten das Naturgefühl absprechen; denn überall sind jene anheimelnden Ruheplätzchen an Stellen angelegt, wo das Auge einen prächtigen Ausblick in die schöne Landschaft und auf die prächtige Gebirgsformation hat.

Das Herz voll unvergeßlicher Eindrücke, verließ ich endlich nach mehrmals wiederholtem Besuche die ehrwürdige Ruinenstätte. Gesehen hatte ich jetzt mit eigenen Augen, wie die Menschen vor fast 2000 Jahren gelebt, gelauscht hatte ich den Äußerungen der Freude und Lust, des Schmerzes und der Trauer, die die Herzen jener Alten bewegt. Pompeji war mir kein leerer Schall mehr; in ungeahnter Weise hatte sich mein Gesichtskreis erweitert. Wahre Menschen von Fleisch und Blut, mit allen unseren Fehlern und Tugenden, hatten hier in dieser Stadt einst gewohnt, die noch heute, trotz des tiefen Schweigens in ihrem Innern, mit tausend Zungen zu uns Überlebenden redet und uns mehr als Hunderte dickleibiger gelehrter Werke erzählt, wenn man es nur versteht, ihr mit verständigem Ohre und sinnigem Herzen zu lauschen. „Aus diesen Riesengräbern", sagt Haarhaus, „weht uns ein anderer Geist entgegen, als aus den ernsten Forumruinen und den prächtigen Kaiserpalästen Roms — es ist ein warmer Hauch der Lebensfreude und des seligen Leichtsinns, wie ihn das gesegnete Kampanien schon vor zwei Jahrtausenden erzeugte."

Niemand, dem es einmal vergönnt ist, in den lieblichen Auen Kampaniens zu weilen, sollte es unterlassen, von Neapel aus einen Ausflug nach Pästum zu machen. Schon die Fahrt bietet eine Reihe der entzückendsten Blicke, vor allem auf das weite blaue Meer und den malerischen Golf von Salerno, an dem sich die prächtige, an langobardischen und normannischen Denkmälern reiche Stadt hinzieht, die einst als erste medizinische Universität Weltruf genoß; dann führt die Bahn weiter durch öde, sumpfige Heideflächen, die noch heute von den bei Goethe erwähnten „nilpferdischen Büffeln" belebt sind, nach Pästum, das ja in der Regel der äußerste Punkt des italischen Festlands ist, welcher den nordischen Fremdling noch anzieht. Und das mit Recht! Denn hier finden wir in den großartigen Tempeln wahrhaft majestätische Zeugen aus der Blütezeit griechischer Kunst, denen sich in Italien nichts an die Seite stellen läßt und die nur hinter den erhabenen Tempeln Athens zurückstehen. Inmitten der fast ganz erhaltenen, aus gewaltigen Travertinblöcken erbauten Stadtmauer liegen die Tempel von Pästum. Der bedeutendste ist der Poseidon-Tempel mit seinen 36 wohlerhaltenen dorischen kannelierten Säulen von 2,27 m Durchmesser aus Travertin, der durch die Zeit einen schönen gelben Ton erhalten hat. Seinem ganzen Charakter nach gehört der stolze Bau zu den ältesten Werken griechischer Kunst (Ende des 6. Jahrh. v. Chr. Geb.), und wirklich wie für die Ewigkeit scheinen diese gigantischen Säulen gefügt zu sein, durch die, wie in einem riesigen Rahmen, von ferne her das leuchtende Meer erglänzt. Die Tempel von Pästum waren die ersten Werke frühgriechischer Baukunst, die Goethe sah. Schwer wurde es ihm anfangs, diese neuen Erscheinungen, die ihm „wie eine völlig fremde Welt" vorkamen, gebührend zu würdigen, ja „diese stumpfen, kegelförmigen, enggedrängten Säulenmassen erscheinen lästig und furchtbar". „Doch", so fährt er alsdann fort, „nahm ich mich bald zusammen, erinnerte mich der Kunstgeschichte, gedachte der Zeit, deren Geist solche Bauart gemäß fand, vergegenwärtigte mir den strengen Stil der Plastik, und in weniger als einer Stunde fühlte ich mich befreundet, ja, ich pries den Genius, daß er mich diese so wohl erhaltenen Reste mit Augen sehen ließ, daß sich durch Abbildung kein Begriff geben läßt." Bei seinem zweiten Besuche Pästums gar, nach der Rückkehr aus Sicilien, schreibt er begeistert an Herder: „Pästum ist die letzte, und fast möchte ich sagen, herrlichste Idee, die ich nun nordwärts vollständig mitnehme. Auch ist der mittlere Tempel (d. i. der des Poseidon) nach meiner Meinung allem vorzuziehen, was man noch in Sicilien sieht." Und in der That, diese Worte des feinsinnigen Kritikers wird jeder unterschreiben, der ein Auge besitzt für die Größe und Schlichtheit griechischer Architektur, sowie ein

warmes, empfängliches Herz für die stille Majestät und weihevolle Stimmung, die über dem griechischen Tempelbau liegt.

Meist wendet sich der Fremde nach dem Besuche der stolzen griechischen Tempel zurück durch die einsame, jetzt von Fieberluft verpestete Einöde nach Salerno. In herrlicher Lage am Nordende der gleichnamigen Bucht, zieht die Stadt mit ihren historischen Erinnerungen an langobardische und normannische Fürsten, sowie an die Hohenstaufen und Anjous den Historiker mächtig an; in der großartigen Kathedrale von S. Matteo liegt u. a. der streitbare Gregor VII., der Todfeind des deutschen Kaisertums, begraben.

Von Salerno führt unser Weg nach Amalfi. Die Landstraße dorthin, die fast durchweg in die jäh ins Meer abstürzenden Felsen und Klippen eingesprengt ist, zieht sich häufig auf mächtigen Galerien und schwindelnden Viadukten hoch über dem Meere dahin, auf welches sich eine Fülle der reizendsten Blicke bietet. Wie gewaltige Kulissen eines Riesentheaters sind hier die Vorgebirge in das Meer vorgeschoben, das seine herrlichen, tiefblauen, im Lichte der Sonne erglänzenden Fluten gegen das Gestein schleudert, so daß sie schäumend emporspritzen. Die Abhänge sind meist nackt, aber auch vielfach, wo der Boden es gestattet, mit Reben, Öl-, Citronen- und Obstbäumen bepflanzt. Dazu schmiegen sich an die Thalschluchten eine Anzahl kleiner oder größerer, meist recht sauberer Fischerdörfer und Städtchen; diese verleihen mit ihren weißglänzenden Häuschen dem ganzen Bilde eine angenehme, freundliche Färbung, dessen prächtige Wirkung noch durch die zahlreichen, viereckigen Warttürme beträchtlich erhöht wird, die meist im 16. Jahrhundert gegen die drohenden Einfälle der Seeräuber erbaut wurden und noch heute trotzig in die Landschaft hinausblicken. Von Amalfi aus führt die Straße noch weiter auf der Höhe der Klippen dahin, vorbei an Positano, einem malerisch am Abhang gelagerten Städtchen von 3000 Einwohnern, das unter den Anjous ein wichtiger Hafen war; dann senkt sie sich wieder zur Küste hinab, um meist durch üppige Orangen- und Limonenpflanzungen über Meta das schöne Sorrent, die Heimat Torquato Tassos, zu erreichen. Die Stadt, mit dem Beinamen la gentile geschmückt, liegt, umgeben von den herrlichsten, reichsten Fruchtgärten, auf einer etwa 50 m hohen, schroff zur See abstürzenden Felsterrasse und war schon im Altertum, wie noch bei den heutigen Italienern, ein beliebter Badeort und erquickender Aufenthaltsort während der Schwüle des Sommers. Auch die Fremden, unter denen neben den unvermeidlichen Engländern und Amerikanern allmählich auch das deutsche Element immer stärker auftritt, bevorzugen Sorrent jetzt mehr und mehr, das außer seiner prächtigen Lage noch eine Fülle der anmutigsten Spaziergänge und Ausflüge nach

den umliegenden Berghöhen bietet. Um so merkwürdiger ist es, daß Goethe Sorrent nicht besucht hat, denn aus einer einzigen Stelle im „Tasso“, die eine gewisse Lokalkenntnis verrät, auf einen Ausflug nach Sorrent schließen zu wollen, ist, wie schon Goetheforscher richtig bemerkt haben, zum mindesten gewagt.

Auch Capri hat Goethe nicht gesehen, jenes schöne Felseneiland, dessen charakteristische, in bläulichem Duft verschwimmende Umrisse den Golf von Neapel weithin beherrschen. Capri! Wessen Erinnerung sollte sich nicht mit zauberisch schönen Bildern beleben, der nur einmal das Glück hatte, an deinem Gestade zu verweilen! Wer hätte nicht schon von der weltberühmten „Blauen Grotte“ gehört, die nach jahrhundertelanger Vergessenheit durch einen Deutschen, August Kopisch, 1826 wieder entdeckt wurde! Schon die Fahrt an dem hochaufragenden, jäh in die Fluten hinabstürzenden Felsufer ist prächtig. Tiefblau, in märchenhaftem Glanze erstrahlt die Flut, die schmeichelnd unser Schiff umkost. Das „purpurne Meer“ des alten griechischen Sängers erfüllt hier lebendig unsere Phantasie. Das Wasser aber ist belebt von munteren Delphinen, den sagenberühmten Freunden Arions, die mit ihren lustigen Sprüngen das Schiff durch die blaue Flut begleiten, und bevölkert von bunten Quallen und Seesternen, die greifbar nahe auf dem Wasser umherschwimmen. Wenn man glücklich durch das kaum 1 m hohe Eingangsthor auf einer der winzigen Nußschalen, die nur drei Menschen fassen, in die Grotte gelangt ist, bietet sich in der That ein herrliches Bild dar. Der Eindruck der blauen Lichtbrechung auf alle Gegenstände ist bezaubernd schön; die Ruder, ebenso wie der menschliche Körper erstrahlen, ins Wasser getaucht, in glänzendster Silberfarbe, und die ganze Wölbung der Höhle erscheint, je mehr sich das Auge an die intensive Lichtwirkung gewöhnt, wie eine kolossale Kuppel aus reinstem, krystallblauem Glase.

In dem berühmten, seit alters besonders von deutschen Gästen gern besuchten und mit flotten Zeichnungen von der Hand manch deutschen Künstlers geschmückten Albergo Pagano unfern der Schenke zum Scheffel geheiligten Kater Hiddigeigei machten wir Rast. Alsdann wanderten wir durch die reinlichen Straßen des Städtchens Capri vorbei an dem Salto di Tiberio, wo der grausame Tyrann der Sage nach seine unglücklichen Opfer von einer etwa 300 m hohen Felswand hinabstürzen ließ, langsam bergan steigend nach den umfangreichen Ruinen der Villa di Tiberio, wo man verschiedene gewölbte Säle, Korridore, Pfeiler und Kellerräume noch sieht. Gekrönt ist die Anhöhe von der Kapelle S. Maria del Soccorso; hier öffnet sich ein entzückender Rundblick auf die felsige, wie ein bunter Teppich zu Füßen ausgebreitete Insel

und das blaue Meer, sowie auf die gegenüberliegende kahle Landspitze von Sorrent und die beiden Golfe von Neapel und Salerno. Auf dem Heimwege mußten wir Deutschen wohl oder übel in der Osteria Veduta di Tiberio Einkehr halten. Denn abgesehen davon, daß die schwarz-weiß-rote Flagge lustig im Winde flatternd uns begrüßte und zur Rast uns einlud, hatten wir vorher schon beim Hinaufwandern den gesprächigen, freundlichen Besitzern die „parola tedesca“ geben müssen, daß wir auf dem Rückwege den feurigen Capriwein kosten wollten. Darauf hatten sie uns vorläufig in Frieden ziehen lassen, da sie uns leuchtenden Blickes versicherten, daß ein Tedesco stets Wort halte, eine Anerkennung der viel verherrlichten fides Germanica, die aus dem Munde dieser Naturkinder uns mit besonderem Stolze erfüllte. Nun, wir hatten es nicht zu bedauern, daß wir Wort hielten; denn nachdem wir auf das Wohl der deutschen Heimat hier einen trefflichen Schluck Capriwein getrunken, wurden wir durch die graziöse Ausführung einer echt italienischen Tarantella erfreut, die eins der anziehendsten, malerischsten Schauspiele genannt werden darf.

Am nächsten Tage besuchten wir noch Anacapri, das freundliche zweite Städtchen der Insel, zu dem eine prachtvolle aussichtsreiche Fahrstraße in gewaltigen Kehren hinaufführt, und dessen Häuser schon an orientalische Bauweise erinnern. Von hier aus bestiegen wir den Monte Solaro. Auf dem Gipfel des Berges (585 m), der nach Süden steil ins Meer abstürzt, genießt man eine herrliche Rundsicht über die beiden Golfe bis nach den fernen Ruinen von Päftum, die Apenninkette, die Abruzzen und Land und Meer bis zu den Bergen Calabriens.

Treffend sagt Sirius: „Capri ist so recht ein Ort zu stillem Verweilen, so ernst und so heiter, so klein und so groß, so voll träumerischer Poesie und sprudelnder Lebensfülle.“ Tiefe, unvergeßliche Eindrücke in unserer Seele hinterlassen in gleicher Weise die herrliche südliche Natur und die prächtigen Menschen jenes lieblichen Felseneilandes; unter den letzteren begegnet man auf Schritt und Tritt hochgewachsenen, kraftvollen Männergestalten, sowie schönen Mädchen und Frauen mit klassischen, oft griechisch uns anmutenden Gesichtszügen, das dunkle, feurige Auge bisweilen durch einen Hauch von Schwermut gedämpft.

Nach einigen glücklichen, allzu kurzen Tagen auf Capris Strande schlug uns die Abschiedsstunde.

Nachdem die kecken, schwarzlockigen Fischerknaben an der Marina, dem Landeplatze der Dampfschiffe, noch ihre Taucherkunststücke zum besten gegeben hatten, die namentlich darin bestehen, zugeworfene Geldstücke während des Untersinkens im Wasser mit dem Munde zu erhaschen, dampften wir an einem Spätnachmittage wieder gen Neapel und hatten

auf der Fahrt noch ein unbeschreiblich schönes Naturschauspiel. Als wir uns nämlich mehr und mehr Neapel näherten und die Rauchsäule des Vesuv immer deutlicher sich abhob, sank der feurige Sonnenball in die blauen Fluten hinab, und es begann „das unbeschreibliche Farbenspiel der Abendröte, die in den feinsten Abstufungen und leisesten Übergängen vom hellsten Rosenrot bis zum glühendsten Purpur und dunkelsten Violett Himmel und Erde verklärt“, während nach kurzer Zeit bereits der Mond sein mildes Silberlicht zauberisch über den Golf ergoß, das Licht des Leuchtturms aufblitzte und Hunderte von Gasflammen wie eine feurige Kette den Hafen zu umsäumen begannen. Die herrliche Naturschilderung Goethes kam uns in den Sinn, der am 30. Mai 1787 schrieb: „Ich sah mit einem Blick den Mond, den Schein desselben auf den Wolkensäumen, den sanftbewegten Abglanz im Meere, heller und lebhafter auf dem Saum der nächsten Welle. Und nun die Sterne des Himmels, die Lampen des Leuchtturms, das Feuer des Vesuv, den Widerschein davon im Wasser, und viele einzelne Lichter ausgesäet über die Schiffe.“

Als ich an diesem Abend, nachdem ich noch eine Zeit lang den melodischen Weisen einer neapolitanischen Sängergesellschaft gelauscht hatte, spät in meine Herberge heimkehrte, hatte ich noch ein interessantes Erlebnis. Auf der Pferdebahn nämlich kam ich zufällig neben einen behäbigen italienischen Geistlichen zu sitzen. Alsbald begann derselbe eine Unterhaltung, ein Wort gab das andere, und er berichtete mit südlicher Lebhaftigkeit und Geschwätzigkeit, daß er in Geschäften für seine Kirche in Neapel sei. Auch ich mußte wohl oder übel über die Gründe meines Aufenthalts in Neapel Rechenschaft geben und erzählte ihm, daß ich aus Deutschland stamme und studienhalber nach Italien gereist sei. Siete un protestante? fragte er mich ziemlich unvermittelt, und als ich seine Frage bejahte, sagte er mit einer Handbewegung von unnachahmlicher Grandezza und in überlegenem Tone: Signore, la religione protestante è un orribile errore! Ich ließ mich aus begreiflichen Gründen in dem vollbesetzten Pferdebahnwagen in keine religiöse Disputation ein, das Gespräch nahm eine andere Wendung. Da mir aber mit der Zeit das italienische Radebrechen wenig Vergnügen bereitete, zumal da mein Nachbar ein etwas unverständliches, nicht dialektfreies Italienisch sprach, schlug ich ihm vor, uns doch lateinisch zu unterhalten, ein Vorschlag, auf welchen er nur zögernd einging. Das Radebrechen war freilich jetzt auf seiner Seite. Er erzählte weiter, er stamme aus Amalfi, wo, wie ich wohl wisse, der heilige Andreas ruhe. Immer feuriger und beredter pries er seinen heimatlichen Heiligen und dessen wunderthätigen Leib, bis er endlich mit Nachdruck schloß: „Maximum est miraculum, corpus est adhuc in-

tactus" (sic!). Doch ich war an meinem Ziele angelangt; mit einem freundlichen „Felice notte!" trennten wir uns.

Da am nächsten Tage wiederum ein herrlich blauer, lachender, echt italienischer Himmel uns beschieden war, beschlossen wir, den Vesuv, „diesen mitten im Paradies aufgetürmten Höllengipfel", wie Goethe sagt, zu besteigen. Wie sehr der Berg auch ihn anzog, können wir daraus ermessen, daß er ihn dreimal besucht und seine Vermutungen über die geologischen Verhältnisse des Vesuv ausführlich in der Italienischen Reise niedergelegt hat. Eine Besteigung ist einerseits schon wegen der herrlichen Aussicht auf Meer und Land, anderseits wegen des majestätischen Anblicks der riesigen Lavafelder, die man durchschneidet, äußerst lohnend, und gar der Anblick des Kraters und seiner Umgebung, namentlich solange der Berg „arbeitet", gehört zu den großartigsten, um mit Goethe zu reden, „geisterhebenden" Naturschauspielen, die man sich denken kann.

„Man habe", sagt Goethe an einer anderen Stelle, „auch tausendmal von einem Gegenstande gehört, das Eigentümliche desselben spricht nur zu uns aus dem unmittelbaren Anschauen." Diese Worte gelten insbesondere für den Anblick des Vesuv, der, wenn schweflige, heiße Dämpfe und Wolken feinen Aschenregens aus seinen Eingeweiden emporsteigen, begleitet von unheimlichem, unterirdischem Tosen, wirklich den Eindruck eines „Höllenbrudel", wie Goethe sagt, macht. Der Ausflug nach dem Berge läßt sich heute sehr bequem machen, sowohl von Pompeji aus, wo gute Führer, leidliche Pferde und ein neuer Reitweg zur Verfügung stehen, als auch von Neapel selbst aus, von wo die rührige englische Firma Thomas Cook & Son täglich Wagenfahrten nach dem Berg veranstaltet, zuletzt unter Zuhilfenahme der ihr gehörigen Drahtseilbahn. Diese hat eine Länge von 820 m und an der steilsten Stelle eine Steigung von 63 : 100; am oberen Ende der Bahn wird man von den Führern erwartet und alsdann auf einem leidlichen Fußwege durch Asche und Schlacken in etwa zwölf Minuten zum Rande des Kraters geleitet. Unangenehm ist es freilich, wenn, wie es uns passierte, inzwischen die Drahtseilbahn versagt und man gezwungen ist, den Rückweg zu Fuß durch Schlacken und teilweise knietiefe Asche zu machen, was auch „eine saure Arbeit" ist, wie Goethe umgekehrt den Aufstieg zum Aschenberg nennt. „Der herrlichste Sonnenuntergang, ein himmlischer Abend" erquickten auch uns, wie einst Goethe, bei unserer Rückkehr von jener großartigen Stätte der Thätigkeit unheimlicher unterirdischer Naturgewalten.

Nur allzu rasch verflog uns die Zeit im schönen Neapel; die wenigen Tage, die uns noch verblieben, verwandten wir auf eingehendes Studium der westlichen Umgebung der Stadt, der sog. phlegräischen Gefilde, die

seit alten Zeiten von großartigen Erdumwälzungen heimgesucht wurden, eine Gegend, die von Goethe treffend „die wundersamste von der Welt" und „der unsicherste Boden unterm reinsten Himmel" genannt wird. Noch heute steigen aus der Solfatara (bei Pozzuoli), dem Krater eines halb-erloschenen Vulkans, den „Schwefel aushauchenden Grüften" (Goethe), immerfort Dämpfe und Schwefelgase auf; der Boden ist hohl, und ein wuchtiger Steinwurf entlockt ihm ein unheimliches, dumpfes Grollen. Nicht geringer als das naturwissenschaftliche ist aber hier das historische Interesse. An diesem Punkte der italischen Küste ergoß sich zuerst ein breiter, fruchtbarer Strom griechischer Kultur über das Land; üppig um-rankte die griechische Sage diese lieblichen Meeresgestade, und die Muse Homers und Vergils umkleidete sie mit einem Zauber und Duft, der, ewig jung, uns heute noch dort umweht. All das Schöne und Erhabene freilich, das Menschenhand in diesen anmutigen Gefilden errichtete, ist heute zerfallen und verödet: eine Ruine ist das Amphitheater von Pozzuoli, in Trümmern liegt der stolze Serapistempel, der teils zeitweise ins Meer versunken, teils von vulkanischen Ausbrüchen zerstört worden ist, vergangen ist die Herrlichkeit der zahlreichen Prachtvillen der römischen Aristokratie, verödet das reizende Bajä, einst das glänzendste, üppigste Modebad des spätrepublikanischen und kaiserlichen Rom. Die mörderische Malaria herrscht zum Teil über jenen Landstrichen, aber die Schönheit der italienischen Natur ist unzerstörbar: noch heute ragt Kap Misenum stolz empor, und von seiner Höhe schweift, wie vor Jahrhunderten, das trunkene Auge über das malerische Labyrinth von Inseln, Halbinseln, Land- und Meerengen, Seen, Buchten und Vorgebirgen, ein wunder-bares Bild innigster Vermählung der sonst so feindlichen Mächte, des Landes und des Meeres.

Die letzten Stunden in Neapel benutzte ich zum nochmaligen Be-suche des hochberühmten Aquariums, das mit seiner Fülle farbenpräch-tiger, phantastisch geformter Tiergestalten des südlichen Meeres in der so-genannten Villa Nazionale, einer prächtigen, mit Palmen und anderen tropischen Pflanzen reichgeschmückten Parkanlage, seine Heimstätte hat.

Zum Schluß wollte ich in meiner Seele den ganzen süßen Zauber nochmals nachklingen lassen, der in dem Namen Neapel liegt; noch ein-mal sollte mein Auge all die Schönheit in vollen Zügen genießen, die Mutter Natur über dieses lieblichste Erdenfleckchen ausgestreut. So be-stieg ich denn, während das Sonnengestirn sich allmählich schon zum Untergang rüstete, eine der zahlreichen schlanken Barken, die an S. Lucias Strande so einladend daliegen, und ließ mich von zwei schwarzäugigen, braunen Burschen nochmals auf die glitzernde Flut hinausrudern. Noch-mals ruhte mein Blick auf der Riesenterrasse der Stadt, auf den in

üppigem Grün prangenden Hängen, auf dem Vesuv, dessen Haupt von weißen, im Äther gleich Schiffchen dahinsegelnden Wolken umflattert war, auf dem so trotzig dreinschauenden Kastell S. Elmo, endlich auf dem herrlichen Golf, während aus blau-duftiger Ferne Sorrent und Capri so traulich, gleich alten Bekannten, herübergrüßten. Die Schiffer hatten die Ruder eingezogen, glitzernd troffen die Wasserperlen hernieder, träumerisch schaukelte das Boot auf der blauen Flut, kein Laut störte die feierliche Stille ringsum: da plötzlich ertönte aus dem Munde der beiden braunen Gesellen das schwärmerische Schifferlied „O dolce Napoli“. Es war der Schlußaccord dieser wehmutsvollen Stunde des Abschieds von der schönen, unvergeßlichen Parthenope. (Schluß folgt.)

Kupfernickel, Nickel und Kobalt.

Von **D. F. Heynemann** in Frankfurt a. M.

Mit einer Arbeit über die Geschichte der Nickelmünzen beschäftigt, war ich versucht, mich über Herkunft und Bedeutung des Wortes Nickel und die näheren Umstände zu unterrichten, welche seiner Einführung in die deutsche Sprache vorausgingen. Ich war mir bewußt, daß ich mich damit auf ein mir ferner liegendes Gebiet begeben würde, aber im Laufe meiner Untersuchungen bin ich mit ihm so vertraut geworden, daß ich unter Mitteilung der in der Litteratur gefundenen Nachweise auch Andere Anteil nehmen lassen kann an der Unterhaltung, welche Nachgrabungen in längst vergangenen Zeiten gewähren. Selbstverständlich sind manche von diesen Nachweisen, namentlich den Fachgelehrten, allgemeiner bekannt, viele andere weniger oder gar nicht, der von mir daraus gezogene Schluß ist vollständig neu. Sie sind nicht voneinander zu trennen, und zusammengestellt als ein Ganzes geben sie auch meinen Lesern ein Bild, welches ihnen ein eigenes Urteil möglich macht.

Daß Nickel, der Name als Metall, verhältnismäßig neu sein muß, wird jüngeren Generationen nicht immer bewußt sein, später mag das Verständnis dafür immer mehr schwinden; den im Alter Vorgerückten dagegen sind die Zeiten wohl erinnerlich, wo Nickel-Gefäße, Nickel-Instrumente, Nickel-Münzen Neuheiten waren. Gold, Silber, Kupfer, diese Metallnamen sind alt, das darf man schon daraus entnehmen, daß sie in Sprachen des Altertums oft anders gelautet haben und in modernen mit einigen Ausnahmen noch anders lauten, dagegen ist Nickel als Metallname erst seit $1\frac{1}{2}$ Jahrhunderten in die Sprache aller Nationen übernommen worden, wenn es auch manchmal anders geschrieben wird (wie Nichel

ital., Niquel spanisch, Nikl böhmisch), so ist es jetzt doch aller Menschen Eigentum. Nickel lautet deutsch, und es ist aus Deutschland gekommen; trotzdem hat es ein Schwede in einer schwedischen Zeitschrift als schwedisches Wort zuerst in die Litteratur eingeführt. Das liegt außer allem Zweifel und ist leicht nachzuweisen.

Im Jahrgang 1751 der Kongl. Svenska Vetenskaps Akademiens Handlinger schreibt Axel F. Cronstedt in seinem Rön och försök gjor de med en Malmart från Los Koboltgrufvor i Färila Socken och Helsingland so: „Den är i friskt brott hvit, silverfärgad, doch stundom något mörkare, löpen an litet rödgul nästan såsom Kupfernickel och faller grynig i sin sammansättning.“ In der 1755 erschienenen deutschen Übersetzung im 13. Bande der Königl. Schwedischen Akademie der Wissenschaften, Abhandlungen aus der Naturlehre, heißt es in: Versuche mit einer Erztart von den lockeren Koboltgruben im Kirchspiele Färila in Helsingland wie folgt: „Auf dem frischen Bruche ist sie weiß, silberfarben, zuweilen etwas dunkler, sie fällt auch ein wenig ins Rotgelbe, fast wie Kupfernickel, und fällt in ihrer Zusammensetzung körnig.“ Unstreitig war Kupfernickel, das die Mineralogen auch mit Cuprum Nicolai übersetzten, ein deutsches Wort, denn nicht nur heißt Kupfer im Schwedischen Koppar, und Nickel war zu dieser Zeit noch kein schwedisches Wort, sondern der Beweis des deutschen Ursprungs für Nickel an sich folgt auch einige Jahre später durch Cronstedt selbst, und zwar im Jahrgange 1754 der Kongl. Svenska Vetenskaps Handlinger, wo er in seiner Fortsättning af Rön och försök schreibt: „Kupfernickel är den malm, som har största halten af den förr beskrefne och utgifne halfmetallen, hvaraf jag sugit mig anledning att behålla samma namn för dess regulus, eller för mera vighets skul, kalla honom Nickel.“ In der Übersetzung 1756 lautet die Stelle in: Fortsetzung der Versuche, die mit einer Erztart aus den losen Koboltgruben sind angestellt worden“ wie folgt: „Kupfernickel ist die Erztart, welche den größten Gehalt von beschriebenem und bekannt gemachten Halbmetallen hat, daher ich Anlaß genommen, für dessen König eben den Namen zu behalten, oder es kürzer Nickel zu nennen, bis man beweisen kann, daß es nichts anderes ist, als eine Zusammensetzung vorhin bekannter ganzer oder halber Metalle. Zu meinen Versuchen habe ich einen derben Kupfernickel vom Kuhschachte bei Freyberg in Sachsen gehabt.“

Zweierlei ist also durch Cronstedts schwedisch geschriebene Arbeit von 1754 niedergelegt:

1. daß er das Wort Nickel aus dem deutschen Kupfernickel entnommen und ins Schwedische übertragen, ihm aber eine ganz andere als diejenige Bedeutung beigelegt hat, welche für die eigentliche gilt,

und daß es erst in dieser neuen Bedeutung als Metallname von der deutschen und den anderen Nationen aufgenommen worden ist, und

2. daß das Erz, woraus er das Metall dargestellt hat, aus Deutschland, aus einem Schachte im Erzgebirge bei Freiberg stammte.

Nur im Erzgebirge, kaum irgendwo sonst in Deutschland oder Böhmen, war, wie ich noch nachweisen werde, die Bezeichnung Kupfernickel heimisch, schon vor Beginn des 18. Jahrhunderts; sie war zum deutschen Worte geworden und als solches unter den zeitgenössischen Fachleuten allgemein bekannt. Cronstedt hat den Namen verwendet, um ihn auf ein ähnliches Erz aus den Gruben von Färila zu übertragen („fast wie Kupfernickel"). Es war Weißnickelkies, während der rote Kupfernickel von Freiberg, Rotnickelkies, damals wenigstens, in Schweden unbekannt war, auch seitdem nur in geringerer Quantität ein einziges Mal in Moßgrufvan in Wärmland aufgefunden worden ist. Trotzdem also, daß das Wort deutschen Ursprungs ist, kommt es vorher selten in der deutschen, viel häufiger in der schwedischen Litteratur vor, die „Entdeckung" und die früheste Erwähnung in der Litteratur überhaupt wird sogar einem schwedischen Mineralogen zugeschrieben, und zwar dem Landeshauptmann und Arzte Urban Hiärne, dessen Schrift: Kurze Anleitung, verschiedene Erze und Bergarten, Mineralien, Gewächse und Arten der Erde, auch andere seltsame Dinge aufzuspüren und anzugeben, 1694 schwedisch in Stockholm erschienen ist. Das Werk muß jetzt äußerst selten sein. Dana (A System of Mineralogy, 5th Ed. 1868), welcher die größte Anzahl aller einschlägigen Werke, selbst aus der frühesten Zeit, aus eigener Anschauung kennt und nennt, hat es selbst nicht gesehen; auch ich habe es auf großen Bibliotheken, auch schwedischen, vergeblich gesucht.

In der Biographie Hiärnes steht unter seinen Entdeckungen außerdem: „die Entdeckung der Ameisensäure, der ersten aus dem Tierreich bekannten Säure"; er war der Erfinder des zu Anfang des 18. Jahrhunderts sehr bekannten Elixirium ad longam vitam[1]); somit war er ein für seine Zeit hochgebildeter Mann, aber es ist nicht anzunehmen, daß er den Namen Kupfernickel auch erfunden hätte. Wie mag er aber zur Aufnahme und Wiedergabe des deutschen Wortes gekommen sein? Ich lese: Hiärne wurde in Nyenskans in Ingermanland den 20. Dezember 1641 geboren, floh wegen des Krieges 1657 hinüber nach Stockholm, wurde 1670 Dr. med. in Angers, 1675 Assessor am Bergkollegium in Stockholm, 1684 Leibarzt des Königs Carl XI., 1713 Landeshauptmann, Präsident des Bergkollegiums, und starb in Stockholm den 10. März

1) Deutsche Rundschau, Januar 1899, Die Dauer des Lebens.

1724; hochgeschätzt als Arzt und Chemiker ist er der Gründer des chemischen Studiums in Schweden.

Man könnte zwar vermuten, daß Hiärne auf Reisen in Europa (nach Angers kam er wohl infolge der damaligen engen Beziehungen Schwedens zu Frankreich) das Mineral unter dem genannten Namen vorfand, mit ihm nach Hause brachte, wo er sich verbreitete; aber aus seiner Anleitung ist nicht aus einer Silbe zu ersehen, ob er je in Deutschland, im Harz oder im Erzgebirge, gewesen ist. Merkwürdigerweise fand ich nämlich einen Wiederabdruck in schwedischer Sprache unter dem Titel: En kårt Anledning till åtskillige Malm-och Bergarters, Mineraliers, Wäxters, och Jordeslågs, sampt flere sällsamme Tings effterspöriande och angifcwande effter Kongl. Mayitz Allergnädigste Behag stält till alla uti rijket, som kunna hafcwa Lust at låta i Dagzliuset komma, hcwad som ihcwar och en Ort kann finnes. Anno 1694 — als Supplement am Ende des großen Buches von Brückmann Magnalia Dei, auf welches ich hierunten zurückkomme, und da sagt er in der Stelle, worin Kupfernickel vorkommt, in deutscher Übersetzung ungefähr, daß es noch eine Menge Bergarten gäbe, die er aber der Kürze wegen ausschließen und nur erwähnen möchte, wie: Blände, Wolfram, Kupfernickel, Wackenstein u. s. w., bittet aber, daß man solche, die sich durch Form, Farbe, Geruch, Schmelzbarkeit u. s. w. auszeichnen, beobachte und sie ihm melde.

Also hier steht Kupfernickel in einem Wort, wie es jetzt immer geschrieben wird. Brückmann schreibt sonst stets: Kupffer-Nickel, und das scheint die in Deutschland damals übliche Schreibweise gewesen zu sein. Ein einziges Mal schreibt er, worauf ich besonders aufmerksam mache, Kupffer-Nicol, aber er giebt nicht an, woher er es genommen hat; vielleicht hätten wir dann einen Litteraturnachweis vor Hiärne. Brückmanns Werk erschien unter dem Titel: Magnalia Dei in locis subterraneis oder Unterirdische Schatz-Kammer aller Königreiche und Länder in ausführlicher Beschreibung aller, mehr als MDC Bergwerke durch alle vier (!) Welttheile, welche von Entdeckung derselben bis auf gegenwärtige Zeit gebauet worden und noch gebauet werden; in was Stand sie jemahls gewesen, und wie sie jetzo beschaffen; was vor Ertze, Steine und Bergarten aus solchen jemahls gewonnen, und noch zu Tage ausgefördert werden; nebst Anmerkung aller derjenigen Länder und Örter, wo Edelgesteine zu finden, in Geographischer Ordnung und einigen Kupffer-Figuren zu besichtigen dargestellt von Francisco Ernesto Bruckmann, Med. Doct. Acad. Cäsar. nat. Curiosor. et soc. Reg. Prus. Scient. Colleg. et pract. Brunsvic. 1. Teil, Braunschweig 1727, 2. Teil, Wolffenbüttel 1730.

Es geht mit ziemlicher Sicherheit aus seinen, allerdings mit weniger Kritik als mit bewundernswerter Findigkeit gesammelten Angaben aus allen möglichen Werken und aus einer großen Anzahl von Korrespondenzen hervor, daß — mit der geringen Ausnahme von Andreasberg im Harz und dem böhmischen Kuttenberg — die Bezeichnung eines Erzes als Kupfernickel nur und allein im Erzgebirge um die Wende des Jahrhunderts vorkam, so in Altenburg, Annaberg, Johanngeorgenstadt, Joachimsthal und Schneeberg. Hiärne kann das Wort also samt dem Erz nur aus dieser Quelle bekommen haben; da sich jedoch allem Anscheine nach keine ältere deutsche Druckschrift erhalten hat, in welcher Kupfernickel vorkäme, so ist, neben der Entdeckung des Metalls, auch die früheste Erwähnung in der Litteratur des Erzes, woraus es gewonnen wurde, einem schwedischen Gelehrten zuzuschreiben.

Selbst eine der nächsten Erwähnungen des Kupfernickels in der Litteratur geschieht von einem schwedischen Mineralogen und zwar von Wallerius in seiner Mineralogia, Stockholm 1747. In der deutschen Übersetzung von 1750 heißt es: „Es ist aus Unwissenheit im Latein geschehen, daß man den Kupfernikkel Cuprum Nicolai genannt hat. Es kann sein, daß man glaubte, das Wort Nikkel bedeute hier so viel als Nicolaus, allein hier heißt es unächt, falsch u. s. w. Ist also Kupfernikkel soviel als eine unächte Kupferstufe." Im schwedischen Originale steht: oakta, falsk. Joh. Gottschalk Wallerius war am 11. Juli 1709 geboren, 1750 Professor der Chemie, Metallurgie und Pharmacie in Upsala und ist am 16. November 1785 gestorben, ein gelehrter Herr. In der Vorrede zu seiner Mineralogie erwähnt er viele seiner schwedischen Zeitgenossen, jedoch den Cronstedt nicht, von dem er das Mineral also nicht erhalten hat und mit dem er also wohl auch vor Entdeckung des Nickels nicht bekannt war. Wallerius wird somit das Erz auch aus Deutschland erhalten haben, und nach allen diesen Nachweisen können Zweifel über den deutschen Ursprung des Wortes nicht bestehen, solange nicht andere Gründe angegeben werden.

Die erste Erwähnung des Wortes Kupfernickel durch einen Deutschen, nicht in bergmännischer, sondern in mineralogischer Meinung, geschah in einer englischen Zeitschrift in lateinischer Sprache, und zwar 1726 in Philosophical Transactions von Joh. Henr. Linckio (Linck) Lipsiensi wie folgt: „quod apparet in illa Cobalti minera, quae Kupfer-Nickel appellatur et adhuc cruda cupreum colorem prae se fert".

Die erste Spur in der deutschen Litteratur finde ich in: Neues und vollkommenes Berg-Buch, bestehend in sehr vielen und wahren Berg-Händeln und Bergwerks-Gebräuchen, absonderlich aber über 200 vorhin noch nicht edirten und ans Licht gegebenen Berg-Urtheln und Abschieden,

mit großem Fleiß und Mühe, dergestalt colligiret und abgefasset, daß beinahe keine eintzige Materia in Berg=, Schmeltz= und Hammerwerks=Sachen vorfallen mag, so nicht unter einer gewissen Rubric, der Nothdurfft nach, abgehandelt, und mit allegirung gelehrter und bewährter Männer Schriften, wie nicht weniger dazu gehörigen Kayserlichen, Königlichen, Chur= und Fürstlichen Berg=Ordnungen, sowohl was deren Concordanz als auch Discrepanz betrifft, entschieden und auf die leichteste Manier zu finden wäre, von Christoph Herttwig, J. U. Doctore, Stadt=Syndico, auch des Raths und Berg=Schöppen=Stuhls zu Freiberg Assessore. Dressden und Leipzig 1710 — bei der Erklärung des Wortes Kobold=Inspector: „Mancher Kobold ist Kupffer=Nicklisch, und so er aussen am Tage im Wetter lieget, frist ihn der Kupffer=Nickel dermassen, daß er wie Sand oder Treber zerfället, und allen Hald verleuret."

Dieses Citat liefert zugleich den Beweis, daß in verhältnismäßig früher Zeit schon neben Kupffer=Nickel das Eigenschaftswort Kupffer=Nicklisch bei den Bergleuten im Gebrauch war.

Was war nun die Bedeutung des Wortes Nickel in seiner Zusammensetzung in Kupfernickel? Wie wir gesehen haben, sprach Wallerius zur Zeit der Einführung ernste Zweifel aus, ja er bestreitet, daß Kupfernickel mit Cuprum Nicolai richtig übersetzt sei und überhaupt mit Nicolaus zusammenhänge. Ob es mit Ernst zu bestreiten wäre, wird durch nachstehende Untersuchung aufgehellt werden.

Im Grimmschen Wörterbuch finden wir unter 3e: „der Nickel oder (nach der latinisirten Benennung niccolum) auch das Nickel, ein .... Metall, das sich gewöhnlich als Begleiter von Kobalterzen findet. Es wurde im Jahre 1751 vom schwedischen Mineralogen Cronstedt .... Der Kupfernickel aber hat wohl ähnlich wie der Kobalt bei den Bergleuten seinen Namen erhalten von dem neckenden Dämon, weil sie aus dem Metalle, das sie auf Kupfer zu verarbeiten suchten, kein Kupfer gewinnen konnten." In der Wendung: „der Kupfernickel aber hat wohl ähnlich" liegt ein unverkennbarer Zweifel, der nicht ganz durch die Berufung auf Wackernagels Kleinere Schriften 1873, 3 S. 172 beseitigt wird, wo es u. a. heißt: „Wenn zuletzt Nickel auch s. v. a. ein verdrießliches Hindernis, und von daher, ähnlich wie der neckende Kobold als Kobalt, Name eines Metalls geworden, wenn nickeln, das Zeitwort dazu, s. v. a. ärgern und quälen ist, so wird diese Abstraktion aus dem vorher erwähnten persönlichen Begriff eines Eigensinnigen oder mit ebensolch einer Art von Aphärese aus Schiefernickel entstanden sein, wie Lenz aus fauler Lenz" („Schiefernickel" [Schifer, Splitter], Scheltwort für „verdrießlicher Mensch").

Während also die Erklärungen der Philologen dahin gehen, daß Nickel sowohl als Einzelwort als auch in seinen Zusammensetzungen mit anderen deutschen Wörtern, wie in den Scheltworten: Filznickel, Giftnickel, Lausnickel, Rotnickel[1]) u.s.w. aus Nicolaus herzuleiten ist, lassen sie uns für Kupfernickel doch einigermaßen im Unklaren.

Von der jetzt bekanntesten aller Zusammensetzungen, dem Pumpernickel, ist die Sprachforschung ebensowenig im stande, die eigentliche Bedeutung mit Bestimmtheit nachzuweisen. Grimms Wörterbuch sagt: Das Wort scheint ursprünglich einen lebhaften (lustigen oder polternden, pumpernden) Kobold bezeichnet zu haben. Und Wackernagel berichtet u. a.: „Ein Lied der Landsknechte fing an: „„Pumpernickel ist wieder kommen und hat die Schuh mit Bast gebunden““, also Pumpernickel hier s. v. a. plumper Bauer.“ Auch spricht er von einer Stadt, „wo man den Pumpernickel in der Kirche singt“. Beiden scheint aber entgangen zu sein, daß Weber, der lachende Philosoph, im Kapitel über scherzhafte Schriften eine aus dem vorigen Jahrhundert erwähnt, welche den Titel: „Alte und neue Pillen aus der Reiseapotheke des Pumpernickels“ führt.

Ich wollte nur aus diesem eingeschobenen Beispiele, wonach ein Wort, von welchem in unserer Zeit nur einerlei Bedeutung allgemein gangbar ist, früher ganz andere Bedeutungen hatte, ohne daß man nachweisen kann, weshalb die alten verloren gegangen und wieso es zu einer neuen gekommen ist, für die Schwierigkeit der Erklärung des Wortes Kupfernickel einen Maßstab anlegen.

Wie verhält sich nun dieser Schwierigkeit gegenüber die allerneueste Fachlitteratur? Nur ein Beispiel! Fehling und Hell, Neues Handwörterbuch der Chemie, 1885, S. 725: „Nickel .... dasselbe war früher für eine Kupfer-Arsen-Verbindung gehalten worden und erhielt seinen Spottnamen, da sich die Versuche, aus ihm Kupfer zu gewinnen, vergeblich erwiesen (vergl. Kobalt)“, und S. 992 Kobalt .... „der Umstand, daß man den Kobalterzen lange keine Benutzung abzugewinnen wußte, und daß ihre Beimengung zu anderen Erzen (Kupfererzen) infolge ihres Arsengehaltes auffällige Veränderungen der verhütteten Metalle be-

---

1) Daß Nickel ein Scheltwort war und noch ist, steht außer Zweifel. Quenstedt sagt in seinem Handbuch der Mineralogie, 2. Auflage 1863: „Nickel ist ebenfalls noch heute bei den Harzbewohnern ein Schimpfwort.“ — Rotnickel ist noch vor kurzem einem Zeitungsbericht zufolge von einem Münchner Hauseigentümer gelegentlich einer Gerichtsverhandlung als Scheltwort angeführt worden. — Siegfried Wagner läßt im „Bärenhäuter“ Hans Kraft den Wirt schelten: Du sauberer Nickel-Schuft. 2. Akt, 7. Scene. — Und im Timon von Athen, Schlegels Übersetzung, finden wir die Stelle: Weit auf die Schürzen, Nickel.

wirkte, scheint in ähnlicher Weise zur Entstehung des Namens Kobalt (ursprünglich Kobold) Veranlassung gegeben zu haben, wie es bei seinem fast ständigen Begleiter mit dem Namen Nickel der Fall gewesen ist. Die zum Aberglauben geneigten Bergleute des Mittelalters glaubten, ein Berggeist oder Kobold treibe sein Spiel mit ihnen, indem sie die Spuren des so schweren vielversprechenden fahlerzähnlichen Erzes verfolgten und stets nur Enttäuschungen erfuhren".

Während also die Sprachforscher sagen, der Kupfernickel möge wohl ähnlich wie der Kobalt vom Kobold seinen Namen vom neckenden Dämon erhalten haben, scheint der jetzigen Fachwissenschaft umgekehrt, ähnlich wie der Nickel vom Dämon, der Kobalt seinen Namen vom Berggeist herzuleiten. Was jenen für Kobalt sicher, für Nickel fraglich, ist diesen für Nickel sicher und für Kobalt fraglich, also gerade umgekehrt. Das Grimmsche Wörterbuch sagt über Kobalt: „Name und Sache haben eine sehr merkwürdige Geschichte; während die Kobalte jetzt als sehr edle Erze gelten, war das bergmännische Wort ursprünglich verächtlich gemeint; noch Adelung giebt an, bei den Bergleuten heiße alles Kobalt, was im Schmelzen kein Metall giebt . . . ., nach Krünitz pflegt der Bergmann sogar alles, was er nicht kennt, Kobalt oder Kobelt zu nennen, und der Hüttenmann kann schlechte Erze, die oft reich aussehen, nicht ärger schimpfen, als wenn er sie Kobelt nennt. . . . . Das Erz hat seinen Namen von dem gespenstigen Bergmännchen erhalten. Der Name war schon fest, als man im 17. Jahrhundert im sächsischen Erzgebirge die Tugenden des vorher verhaßten Erzes kennen lernte. Ebenso wird der Nickel, der sich gewöhnlich in Gesellschaft des Kobalts findet, seinen Namen von Nickel, Dämon, erhalten haben." Damit sind wir im Kreise zur nämlichen Stelle zurückgekommen.

Ich frage nun: Warum haben die Bergleute den Kupfernickel, der doch reich aussah und beim Schmelzen kein Metall gab, nicht auch Kobelt genannt? Aber um zu einer Antwort zu gelangen, müssen wir den Weg nun selbständig suchen. Es schien mir, als ob ich in alten Bergwerksbüchern, bergmännischen Redensarten und Wörterbüchern über die Berggeister, Bergmännlein, Kobolde und den Nickel als Dämon vielleicht den gewünschten Aufschluß erhalten könnte, und ich gebe nun in nicht ganz chronologischer Reihenfolge eine Auslese des hierher Gehörenden.

Das wohl älteste, 1533 in Augsburg erschienene: „Ein wol geordnet und nützlich Büchlein, wie man Bergwerck suchen und finden soll, von allerley Metall u.s.w." enthält nichts von Kupfernickel, Kobolden oder Berggeistern. Nach Quenstedt war der Verfasser, der im Buche nicht

genannt ist, Basilius Valentinus, der seit 1413 als Benediktinermönch in Erfurt gelebt haben soll. Seine zahlreichen Schriften sind erst später gedruckt worden, so auch das vorgenannte. Ferner wird dem Valentinus zugeschrieben: „Bergwerckschatz. Das ist Ausführlicher und vollkommener Bericht von Bergwercken" u. s. w., „jetzt durch Eliam Montanum, Fürstlichen Anhaltischen Leib-Medicum zum Briege, an Tag gegeben, getruckt zu Frankfurt am Meyn 1618." Die Vorrede ist vom 14. August 1600. Ebenfalls das folgende: „Fr. Basilii Valentini ordin. Benedict. Chymische Schriften aus einigen alten M.S.ten aufs fleißigste verbessert ... Samt einer neuer Vorrede, von Beurtheilung der Alchymistischen Schriften, und dem Leben des Basilii begleitet von Bened. Nic. Petraeo, M. D." Fünfte Edition, Hamburg 1740. Auch diese beiden Werke des Basilius enthalten keine der gesuchten Angaben.

Dagegen findet man in Brückmanns Magnalia Dei eine reiche Ausbeute, eine so gewaltige Masse einzelner Nachrichten jeder Art, von Auszügen aus Büchern, Manuskripten und Korrespondenzen, von Erzählungen, Gedichten, numismatischen Notizen u. s. w. in der buntesten Reihenfolge, daß es gerechtes Erstaunen erregt, wie es dem Manne möglich war, in dem kurzen Zeitraume von 1727 bis zur zweiten Ausgabe 1730 alles zu sammeln, zu ordnen und drucken zu lassen. Freilich sind die Quellen nicht so fest gelegt, wie es sein könnte, aber für meine Zwecke sind sie absichtslos benutzt und gewiß völlig einwandsfrei. Auch die Jahreszahlen mögen nicht ganz richtig sein; soweit als nötig, sind sie durch den Inhalt garantiert. Brückmann reproduziert aus einem Abschnitte: Historia M. S. Von denen im Fürstenthum Braunschweig am Hartze gelegenen Bergwerken: „Anno 1209. Da nun Kaiser Otto sich lang mit Philippo ums Kaiserthum geschlagen, gefährliche und große Kriege, die diesem Lande und den Bergwercken schädlich gewesen sind, geführet ..., so hält man davor, daß solches Closter Walkenried sonderlich den Wildemannzug inne gehabt, beleget und gebauet habe, weil sich der Daemon metallicus, der Berg-Teuffel, den die Bergleute das Bergmännlein nennen, in Gestallt eines großen Mönchs hat sehen lassen, vornehmlich auf der Zeche Wildemann, da viel gute Leute denselben gesehen, auch offtmahls großen Schaden gethan und angerichtet, da er zuweilen etliche erdrücket, in die Rad-Stube geworffen, und über die Fahrten gesperret, da denn die Arbeiter nicht anders gedacht, als haben sie ihm zwischen die Beine müssen durchfahren; zuweilen, wenn sie haben wollen ausfahren, ist er angefahren als ein großer Mönch mit einem großen Gruben Licht, daher ihn die Arbeiter auch nicht anders genannt haben als: der Mönch kommt ... aber dennoch ist es wahr, daß der Berg-Teuffel in Gestalt eines Mönchs sich

hat sehen lassen.“ Ferner aus David Kellner in seinem Saltz und Bergwerksbuch: „Es ist aber sehr ungeheuer der Geister und Gespenste halber daselbst, die des Schatzes hüten und den Menschen dessen nicht gerne theilhafftig werden lassen wollen, derowegen man sich wohl dabey in acht zu nehmen hat, denn sie die Leute sehr zu verführen und zu ängstigen pflegen, daß ihrer viel darüber jämmerlich dahin sterben müssen.“ Aus Kuttenberg wird erzählt: „1663. Ein sonderbares Bedenken gab es den Bergleuten zu Kuttenberg in Böhmen, daß die Berggeister um das neue Jahr ... in den Bergwerken daselbst so gar ungewöhnlich rumorten; denn in einem Orte arbeiteten sie mit den Bergleuten, an einem anderen aber führten sie einen solchen Tumult und Poltern, als wollten sie alle Gebäue umstürtzen, welches gleichwohl die Bergleute für ein gutes Zeichen hielten, in Meinung, daß es reiche Anbrüche bedeuten würde.“ Und von Vallis Joachimica 1672: „Narrant eandem fodinam ab illis, quos ante dixi, Italis esse incantatam et devotam, munitamque per spectra aut Daemones metallicos, qui affixi ibi custodes haereant, ne ingressi quippiam auferre et excipere, aut, si tamen excipiant, quicquam efficere aut experiri possint.“ In Sternbergs „Umriß einer Geschichte der böhmischen Bergwerke“ ist in Band 1a eine Kopie einer bildlichen Darstellung aus einer böhmischen Handschrift von 1525 wiedergegeben, wie König Wenzel II. dem Kuttenberger Bergwerk seine Bergordnung erteilt. Auf dem Gemälde befindet sich neben dem Königsthrone die Figur eines Berggeistes, wie ihn sich der Künstler der damaligen Zeit vorstellt oder wie er ihm geschildert worden ist. Es ist ein winziges, vollständig nacktes, einem neugeborenen Kinde nicht unähnliches Ding, welches in beiden Händchen eine kleine Bergmannslampe hält, aber einem Dämon gleicht es durchaus nicht.

Für die erwähnten Zeitläufte habe ich keinen Nachweis gefunden, daß die Bergleute schon damals die Bergmännlein für Kobolde hielten. Grimms Wörterbuch sagt auch: „Seinem Wesen nach ist der Kobold ein helfender Hausgeist, wie er bis heute im Volksglauben deutlich steht.“ Ferner zwar: „Der Kobold tritt nämlich auch bergmännisch als Berggeist auf“ unter Beziehung auf das Chemnitzer Bergwerkslexikon von 1743, das aber einer viel späteren Zeit angehört, und deshalb stellt das Wörterbuch auch sogleich die Frage: „Wie kommt aber der Hausgeist ins Gebirge?“ Zur Zeit der Reformation, die noch vom Teufelsglauben durchtränkt war, war der Hausgeist, der Kobold, noch nicht, wenigstens noch nicht allgemein ins Gebirge gedrungen, oder es sahen ihn die Bergleute nicht dafür an, sondern stets liest man nur von den Bergmännlein und nicht von Koboldern. Im Latein der Zeit stellt sich die Sache ein

wenig anders dar. Hier kommen zunächst in Betracht die von den Mineralogen stets citierten grundlegenden Schriften Agricolas, „des weitberühmbten, hochgelehrten Herrn Georgii Agricole, Philosophen, Statt-Artzet und Bürgermeister der churfürstlichen Statt Kempnitz“ (1494 bis 1555). In seinem: De re metallica (Basiliae 1558) spricht er am Schluß wohl vom gutartigen Dämon, welchen einige Deutsche, wie auch die Griechen, Cobalos nennten, weil sie die Menschen nachahmten (griechisch Kobalos ein schlauer Mitbewohner), aber in deutschen Übersetzungen, die ich freilich nicht alle gesehen habe, habe ich Daemon metallicus immer nur mit Berggeist wiedergegeben gefunden. So in jener, zu welcher der Frankfurter Buchhändler Sigmund Feyerabend 1580 eine Vorrede schrieb, und die dann 1624 in Basel herauskam, und aus deren 30 Zeilen und 1 Bild fassendem Titel „Bergwerk Buch“ ich nur entnehme: „Nachmals aber durch den Achtbar, und auch hochgelehrten Philippum Beckium, Philosophen, Artzt, und in der löblichen Universitet zu Basel Professorn, mit sonderm Fleiß Teutscher Nation zu gut verteutscht und an Tag geben“, steht unter den Ursachen, „warumb die Schächt nicht mehr gesunken worden“: „Aber in etlichen unseren Gruben, wie wol in wenigen, ist eine andere verderbliche Sucht, nemblich die Bergmänlin, die sehr greuwlichen sähen . . ., die selben Bergmänlin werden mit Fasten und Bätten vertrieben . . . Die fünfft Ursach ist das grewlich Bergmännlein, das die Leuth umbringet, denn so diese nicht ausgetrieben werden, so bleibet kein Hauwer in der Gruben.“

Wo von Kobolt im allgemeinen und in den Hütten gesprochen ist, so im Kapitel vom Schmelzen, steht stets Kobelt (auch Kobel), nie Kobolt oder ähnlich, stets ist darunter, teils was im Erz nicht Metall ist und als Schlacke übrig bleibt, teils der Hüttenrauch selbst, teils die festen Teile des Hüttenrauchs, die abgekratzt werden müssen, verstanden und nie die That eines Berggeistes, und vom Nickel als Dämon wird auch nirgends gesprochen.

Im Jahrhundert der Reformation wurde verfaßt: Bergpostilla oder Sarepta, darinn von allerley Bergwerk und Metallen, was jr eigenschaft und natur, und wie sie zu nutz und gut gemacht, guter Bericht gegeben wird. Mit tröstlicher und lehrhaffter erklerung aller sprüch, so inn heiliger Schrifft von Metallen reden u.s.w. Sampt der Joachimsthalischen kurtzen Chroniken biß auff das 1578 jar durch M. Johann Mathesium Pfarrer in S. Joachim-Thal selber für seinem seligen ende verfertigt. Nürnberg MDLXXXVII.

Mathesius starb 1564, die älteste der Predigten ist 1552, die nächstälteste 1553 entstanden, seine Vorrede zu dieser zweiten Ausgabe ist vom 9. Januar 1562 datiert, er war befreundet mit dem erwähnten

Agricola, welcher 1527 als Stadtarzt nach Joachimsthal gekommen war. In diesem merkwürdigen Buche, in welchem jetzt zwar die Schreibweise von Kobelt mit K und C, mit großen und kleinen Anfangsbuchstaben variiert mit Kobalt mit den nämlichen Abänderungen, wird dieses Wort entweder in keinem anderen Sinne als von seinem Zeitgenossen Agricola, oder dem nebenher gehenden Sinne gebraucht: „Was nun den Kobelt belanget, den nennen Grecken und Lateiner Cadmiae lapidem, und theilen solche art inn natürlichen Kobalt, der in gängen, fletzen und stöcken bricht, und (in den) den man in schmelz und seigerhütten machet", oder: „und was der gifftigen Zechenrauch mehr sein, auch cadmiae fossiles genennet, jr Bergleut heist es Cobelt, die deutschen nennen (es) den schwarzen Teufel." Wo er von Berggeistern spricht, heißen sie Bergmännlein. Von einer Herleitung des Wortes Kobelt von Kobold keine Spur; im Gegenteil, bei seiner Gewohnheit, die im böhmischen Erzgebirge gebräuchlichen bergmännischen Ausdrücke seinen Pfarrkindern aus den antiken Sprachen zu erklären, kommt er sogar darauf, Kobalt vom Lande Cabul (1. Könige 9) abzuleiten: „Und sprach: Was sind das für Städte (es waren Bergwerksstädte), mein Bruder, die du mir gegeben hast? Und hieß sie das Land Cabul, bis auf diesen Tag." Auch Kupfernickel kommt nirgends vor, selbst da nicht, wo alle Gelegenheit gegeben wäre: „Wenn nun jr Bergleut einen wilden cobelt oder fressenden kiß, oder schönen glantz, oder wismatstuf, oder andere schöne Bergart von allerley hand farben sehet, die auff und an siehet wie ein gutes ertz, und helt doch so vil im feuer als eine schütte stroh, so innert jr euch solcher predig" — und nirgends ist die Rede vom Dämon Nickel oder Nickel als Schimpfwort. In der von 1516 durch 60 Jahre laufenden Chronik kommt der Vorname Nickel bei Bürgermeistern, Richtern, Organisten u.s.w. (Nicolaus nicht) öfters vor, muß demnach kein so arger Schimpfname gewesen sein, aber auch einigemal Niel, also wie in der Gegenwart Nickel in böhmischer Sprache geschrieben wird.

Erst ein Jahrhundert später ändert sich für Kobalt die Sache. Im Jahre 1693, ein Jahr früher als Hiärnes Anleitung, ohne jedoch noch des Wortes Kupfernickel zu erwähnen, erschien: „Ausführliche Berg-Information, zur dienlichen Nachricht vor Alle, die bey dem Berg- und Schmelzwesen zu schaffen. Bey langer Erfahrung, und aus eigener observanz, Ordine Alphabetico entworffen, und sonderlich auff die im Churfürstenthum Sachsen befindliche Bergwerke gerichtet, von Abraham von Schönberg, Churft. S. Rath, Ober-Berg- und Creyß-Hauptmann, dessen Vorfahren, und Geschlechts-Verwandten, denenselben, über 120 Jahr aneinander rühmlich vorgestanden, mit einem vollkommenen Register, und Anhang aller beym Berg- und Schmelzwerck gebräuchlichen, und über

1200 Stück sich belauffenden Redens-Arten, sambt deren recht eigentl. und deutlichen Erklärung." Hier ist schon Kobalt, Kobold und Berggeist verschmolzen. So: „Bergmännlein, nennt man die Gespenster, die sich offt in Bergwercken sehen lassen, theils heißen sie Bergmönche." Und „Kobold. 1. Eine rauberische gifftige Bergart, siehet offt aus, wie Massiv-Messing. 2. Eine Berg-Art, grauer Farbe, daraus die blaue Farbe gemachet wird. 3. Das Berggespenste"; auch ist die Schreibweise „Kobold" für die Blau-Farbenwerke überall beibehalten.

Von da ab scheint die bergmännische Sprache keinen Unterschied mehr zu machen. Im oben genannten Werke von Herttwig ist der Artikel „Bergmännlein" der Berg-Information, welche er „seines Werkes Fundament hat sein lassen", mit: „Werden die Gespenster also genennet, die sich offt in Bergwerken sehen lassen. Theils heißen sie auch Berg-Mönche", sodann dem Agricola mit: „Sind offt Ursache, daß ein herrlich Gebäude auffläßig werden muß", und dem Mathesius mit: „Denn ob wohl insgemein dafür gehalten wird, daß wo sich dergleichen Gespenster merken lassen, bald gute Anbrüche zu hoffen sein werden ꝛc." gefolgt. Der Artikel „Kobold" ist der Berg-Information nachgebildet, bis auf die neu hinzutretende Notiz: Mancher Kobold u. s. w. (s. oben), in welcher aber auch keine Andeutung eines Schimpfwortes Nickel als Dämon enthalten ist.

Im Jahre 1730 erschien dann: Neues und curieuses Bergwerks-Lexicon ... nach dem gebräuchlichen Bergmännischen Stylo, sowohl aus eigener Erfahrung, als auch aus bewehrtesten Scribenten mit besonderem Fleiß zusammen getragen und in Alphabetische Ordnung zu sehr bequehmem Nachschlagen gebracht, von Minerophilo Freibergensi. (Der Verfasser war Ratsherr Zeisig.) Hier ist der Artikel „Kobalt" der Berginformation nachgeschrieben, derjenige für „Bergmännlein" derselben und Herttwig, mit aus noch älteren Schriften entnommener Erweiterung. Bei Blau-Farben-Kobalt-Proben steht: „Wenn der Kobalt geschmolzen ist, so sieht man, was er vor eine Couleur hat; wenn er rein ist und nicht röthlich siehet, so saget man: er fällt annehmlich; wenn er aber Kupfernickligt und röthlich siehet, so sagt man: er fällt tum." Aber die Erklärung für Kupfernickel, und das Substantiv selbst, fehlt noch.

Im Jahre 1778 erschien vom Verfasser S.: Bergmännisches Wörterbuch, darinnen die deutschen Benennungen und Redensarten erklärt, und zugleich die in Schriftstellern befindlichen lateinischen und französischen angezeigt werden. — Es sind aus den beiden vorgenannten Wörterbüchern sehr viele Stellen teils wörtlich, teils fast wörtlich herübergenommen. Doch kommt jetzt auch richtig Kupfernickel und (nach Brückmann) auch

Kupfernicol vor, aber nichts von einem Schimpfwort; und Daemon metallicus steht also auch nicht bei Kupfernickel, sondern bei Bergmännlein. Ratsherr Zeisig hatte in seiner Vorrede versichert: „Darzu kommt noch, daß ich mich selbst auf die Zechen und Schmelzhütten begeben, mit denen Arbeitern discourieret, und was ich von ihnen erfahren können, aufgeschrieben und auch noch biß dato zu thun mir angelegen sein lasse. Über dieses habe ich alle bergmännische Scribenten aufgeschlagen, selbige mit Fleiß durchgegangen und ... an nichts ermangeln lassen." Trotzdem konnte er keinerlei Angabe übermitteln und den Nachfolgern aufbewahren, wo der Name Kupfernickel herkomme und was er bedeute, obgleich er im vorigen Jahrhundert und im Erzgebirge allbekannt gewesen ist.

Ein Bergreyhen, bestimmt vor 1730 gedichtet, denn er steht in Brückmanns Magnalia Dei, 2. Teil, freilich mitten in den Bergwerken Asiens, hat folgenden Vers:

Gallmey, Schiefe und Mistpickel,
Wolffram, Talk, die schöne Guhr,
Zwitter, Graupen, Kupfer-Nickel,
Glaskopf, dieser aller Spuhr
Die Hoffnung mercklich stärken
Dem Bergmann und Gewercken.
Auch offtmahls bei erster Schicht
Alabaster, Marmor bricht.

Nirgends ein Anklang an etwas Dämonisches im Worte, im Gegenteil; die Bergleute halten das Vorkommen für ein gutes Zeichen, und es ist nirgends zu ersehen, daß die Berggespenster von den Bergleuten für die Ursache davon gehalten wurden, warum verschiedene Erze nicht zu gute gemacht werden konnten. Die Bergmännlein rumoren und poltern in den Gruben, „schlagen auch gar die Berghäuer, blasen sie an, zerkratzen ihnen die Gesichte, und richten sie übel zu", „lassen sich in allerhand Figuren sehen, bißweilen als ein kleines Kind, auch wohl als ein alter Bergmann, nur muß man ihnen nichts in den Weg legen, so läßt es die Bergleute auch zu frieden". Die Bergleute sprechen sich in ihren Büchern nicht aus, daß sie die Bergmännlein auch für fähig halten, die Natur der Erze zu verändern, tauben Erzen ein reiches Ansehen zu geben, daß sie damit die Arbeiter oft geneckt hätten und dadurch zum Schimpfen gereizt. Die Natur der Erze zu schaffen und zu verändern, schreibt man ja schon in frühester Zeit bekanntlich ganz anderen Kräften zu.

Aus einem anderen Liede, zu Ehren des Fürsten Victor Friedrich zu Bernburg, 1728:

Groß ist zwar die Gefahr, darin wir uns begeben,
Doch wir befehlen ja dem Höchsten unser Leben,
Wenn wir mit dem Gebeth die Schichten fahren an,
So daß der Kobold uns nie Huschen geben kann —

ist ebenfalls auch nur zu ersehen, daß den Koboldeu eine die Bergleute nur körperlich neckende Eigenschaft zugeschrieben wurde. Huschen ist hier so viel wie ein leichter Schlag an den Kopf. Ferner habe ich nirgends auch nur die Andeutung eines Bekenntnisses gefunden, daß die Bergleute nebenbei noch den Nikolaus, den Nickel, als einen neckenden Dämon angesehen hätten. Wenn Brückmann eine solche irgendwo in älteren Werken gefunden oder sie ihm von seinen zahlreichen Korrespondenten mitgeteilt worden wäre, würde er sie gewiß nicht unterdrückt haben, schreibselig wie er war. Gelegenheit genugsam hätte er gehabt, denn oft genug kommt der Name bei der Aufzählung der Vorkommnisse in den betreffenden Bergwerken vor, aber stets nur der prosaische Name des Minerals.

Wir finden diese Aufzählungen im 2. Teile seiner Magnalia Dei wie folgt bei:

Der Ertzgebürgische Kreiß:

a) Freyberg. Kupffer-Ertz mit Kupffer-Nickel und Blende, auf'm Kuh-Schacht. (Dies ist der klassische Fundort.)
c) Schneeberg. Kupffer-Nickel mit durchwachsenem Kobold, mit Mißpickel in grünem Beschlag.
g) Annaberg. Cobold mit Kupffer-Nickel.
i) Scheibenberg. Kupffer-Nickel mit Cobold durchflossen.
v) Altenburg. Zwitter mit Kupffer-Nickel.
oo) Johann Georgen Stadt. Kupffer-Nickel, zeiget an, wo man reich Kupffer findet.

Der Elnbogner Creis:

a) Joachimsthal. Kupffer-Nickel.

Der Czaslauer Creis:

a) Guttenberge (Kuttenberg). Kupffer-Kies und Kupffer-Nickel vermengt.

Das Churfürstenthum Hannover:

b) Andreasberg. Kupffer-Nickel.

Während andere Gesteine, Mißpickel, Wolfram, Wismut und ähnliche, deren Namen auch dunklen Ursprungs sind, in unendlicher Abänderung in Brückmanns Sammelwerk und anderwärts vorkommen, ein Zeichen höheren Alters, ist Kupfernickel einmal wie das andere Mal geschrieben, keinerlei Abweichung.

Nur eine einzige Ausnahme erscheint im 1. Teil von 1727 bei den Erzen des Erzgebirges als Kupffer-Nicol-Marcasit, und diese Schreibweise erscheint doch sehr auffallend; alleinstehend in der Litteratur, macht sie fast den Eindruck eines zufälligen, man kann nicht sagen Schreibfehlers, denn die Orthographie war ja überall schwankend und doch nicht falsch, sondern unbewußten Nachahmens des gleichlautenden Nicolaus, ohne doch damit den Ursprung von diesem andeuten zu wollen. Ich glaube, dem Nicol kann doch eine andere Bedeutung beigelegt werden, worauf ich dann später zurückzukommen habe.

Kehre ich zum Ausgangspunkte meiner Untersuchung, in der ich den Bergleuten durch mehrere Jahrhunderte gefolgt bin, zurück, so muß ich eingestehen, daß sie nicht zu dem glücklichen Resultat geführt hat, den Namen Nickel in Kupfernickel zu erklären. Wenn ich nun nochmals mein Glück bei den alten Mineralogen versuche, ob ihnen vielleicht doch Anhaltspunkte für die landläufige Erklärung bekannt geworden sind, so habe ich etwa da zu beginnen, wo ich sie verlassen habe, zur Zeit vor der Entdeckung Cronstedts in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Der erste deutsche Mineraloge, welcher den Kupfernickel erwähnt, Linck 1726, bespricht wohl ausführlich die verschiedenen Benennungen von Kobalt und bringt dessen Namen mit Kobold in Verbindung, aber vom Kupfernickel sagt er darüber nichts. Daß Wallerius 1747 die Erklärung aus Nicolaus verwirft, haben wir bereits gehört. Cronstedt selbst erwähnt diese Erklärung gar nicht, aber er hat in anderer Weise Veranlassung, über das Wort Kupfernickel zu sprechen. Er sagt 1754: „Solchergestalt hat man noch Ursache zu zweifeln, ob der Kupfernickel das Kupfer in solcher Menge enthält, daß er den Namen davon führen kann, oder daß sich die vornehmsten Eigenschaften des hier beschriebenen Königs von der Beimischung des Kupfers herleiten lassen.“ Es ist ihm vollständig fremd, daß der Kupfernickel nicht seinen Namen vom Vorhandensein des Kupfers tragen soll, sondern von dessen Mangel. Auch in Cronstedts „Versuch einer Mineralogie“, schwedisch ohne Nennung seines Namens 1758 in Stockholm erschienen, 1760 ins Dänische übersetzt von Wiedemann in Kopenhagen und unter Bekanntgebung des Autors deutsch herausgegeben und vermehrt von Brünnich 1770, ist keinerlei Anmerkung beim Nickel nach der gesuchten Richtung gemacht, während doch beim Kobolt hinzugefügt wird: „Der Name wird in Deutschland, besonders in den sächsischen Bergwerken auch dem Schwaden-Arsenik, und dessen Wirkung auf die Menschen beygeleget. Hieraus hat man die Anleitung genommen, dadurch einen vermeynten bösen Geist anzuzeigen, der sich in Gruben aufhalten soll, allein die Zeit befreyet uns wohl von dergleichen und anderen Einbildungen, die die Unwissenheit erzeuget.“ In „Practisches Mineralsystem, entworfen

von Dr. Rudolf Augustus Vogel, der Arzneygelahrtheit ordentlicher Lehrer zu Göttingen", welches, obgleich 1762 herausgegeben, die Entdeckung des Nickels durch Cronstedt nicht kennt, auch Kupfernickel ohne Nebenbemerkung anführt, ist nur bei Cobolt beigefügt: „Obgleich man anjetzt eine etwas bessere Einsicht in dieses Mineral erlangt hat, und nicht mehr so wie der Bergmann denkt, der alles, was er nicht kennt, Cobolt nennt, oder wie der Hüttenmann, der alle räuberische Erze oder auch solche, die flüchtig, strengflüssig oder arm sind, und doch äußerlich wie reiche Erze aussehen, mit diesem Namen beleget, so bleibt es u. s. w." Ebensowenig ist in der zu gleicher Zeit 1763 erschienenen „Naturgeschichte des Mineralreichs mit besonderer Anwendung auf Thüringen", herausgegeben von D. Joh. Wilhelm Baumer, Kupfernickel als Schimpfwort genannt, wogegen bei den Kobolden angemerkt wird: „Der Bergmann nennt alles Kobold, was im Schmelzen kein Metall giebt u. s. w." Auch in den sonstigen Lehrbüchern der Mineralogie habe ich keine oder keine anderen Angaben gefunden, man wird nicht für nötig halten, sie alle zu citieren. Es sei nur noch erwähnt, daß in Emmerlings Lehrbuch, 2. Auflage 1799, von der Benennung der Fossilien gesagt wird, daß sie mehr eine Sache der praktischen Bergleute gewesen und „vielfach unbezeichnend" (er meint vielleicht auch: Cuprum Nicolai) sei, aber beibehalten worden, weil sie allgemein bekannt; dazu gehöre auch der Kupfernickel.

Damit schließt für mich die Untersuchung im 18. Jahrhundert und beginnt die neue Zeit. Auch hier ist es nicht nötig, alle Lehrbücher zu nennen, welche das Gesuchte nicht bringen; aber aus dem ersten Viertel des neuen Säkulums will ich dafür eins herausgreifen, welches zuerst von der Sache redet, und zwar mit einer Sicherheit redet, daß an der unantastbaren Richtigkeit nicht zu zweifeln erlaubt ist. Das ist das „Handbuch der Mineralogie" von Hoffmann, fortgesetzt von Breithaupt, Freiburg 1817, allwo es vom Kupfernickel heißt: „Das Wort Nikel oder Nickel (von Nicolaus) war eigentlich ein Schimpfname der alten Bergleute, und sie setzten diesem darum das Wort Kupfer vor, weil das Fossil wie Kupfer aussah und doch keins enthielt, übrigens beim Schmelzen mit anderen Erzen viele Schwierigkeiten verursachte. Kupfernickel heißt also ursprünglich soviel als Kupfertrügling." Und ferner vom Kobalt: „Mit dem Namen Kobold bezeichneten die alten Bergleute nicht allein den bösen Berggeist, sondern auch das, was sie für dessen Werk hielten, nämlich das Erz, was ein Erz zu seyn schien, aber ehedem aus Unkenntnis noch nicht auf irgend ein Metall oder sonst etwas benutzt werden konnte. Synonym ist Kobalt, was jedoch aus dem böhmischen kowalty hergeleitet wird und so viel als vererzt, erzartig heißt. Die Schreibarten Kobalt oder Kobelt sind

falsch und rühren blos von einer unreinen Aussprache her."[1]) Alle anderen Autoren, wenn sie überhaupt eine Erklärung geben oder versuchen, sind mehr oder weniger der älteren von 1817 ohne weitere Kritik gefolgt. Es ist aber augenscheinlich, daß diese Erklärungen so ziemlich allem widersprechen, was Nachforschung in der alten Litteratur ergiebt, sie sind indessen mit solcher Bestimmtheit abgefaßt, daß man, um an die Richtigkeit glauben zu können, nur zweierlei annehmen kann. Entweder stützen sie sich auf mündliche Überlieferung oder auf alte Schriften, deren Existenz mir sonderbarerweise entgangen ist. Mündliche Überlieferung ist nie ganz zuverlässig und hätte dem Verfasser auch nicht erlaubt, sich mit dieser Bestimmtheit auszudrücken. Es kann also nur das andere sein, und es ist sehr zu bedauern, daß mit keiner Silbe der Quelle gedacht ist.

Eine Stelle in den Erklärungen Hoffmanns giebt aber allen Anlaß, den Gegenstand nochmals ernstlich aufzunehmen und weiter zu verfolgen. Das ist seine Herleitung von Kobalt aus dem böhmischen kowalty.

In böhmischen Wörterbüchern, selbst den ältesten, die mir zur Verfügung standen, fand ich aber nirgends kowalty. Ich will damit nicht geradezu sagen, daß — weil ich kowalty nicht fand — Hoffmanns Erklärungen auch sonst als nicht ganz sicher anzunehmen seien. Es mag kowalty ein technischer Ausdruck gewesen sein, der nicht allgemein im Gebrauch war. Hoffmann hatte ihn offenbar aus einem 1763 in Chemnitz von einem ungenannten Verfasser herausgegebenen Werkchen: „Gedanken von der Erfindung des Bergwerks zu Freyberg" entnommen. In diesem soll der Nachweis geführt werden und ist nach der Meinung des Verfassers auch erbracht, daß die Bergwerke im sächsischen Erzgebirge nicht von deutschen, sondern von böhmischen Bergleuten erbaut worden seien. Die Schlußfolgerungen sind mit folgender Betrachtung bekräftigt. Nachdem er verschiedene technische Ausdrücke genannt, die nach Pastor Körners Abhandlung „Von dem Altertum des böhmischen Bergwerks" aus der böhmischen Sprache abstammen, schreibt er: „Da wir aber solche Wörter haben, und solche aus dem böhmischen stammen, müssen solche wohl von den Böhmen auf uns gekommen sein. Aber wie? Haben unsere Vorfahren, wenn sie etwas benennen wollen, solches erst nach Böhmen hinein geschicket, und allda um einen Namen gebethen? Ich glaube dieses wohl schwerlich, vielmehr, daß selbige die Sache in ihrer

1) Dagegen erklärt Dr G. Krause, Köthen, in der Chemikerzeitung (Frankf. Zeitung vom 18. Februar 1899) „Die Namen der Elemente" die Herkunft wie folgt: „Kobalt, Cobaltum, von κόβαλος (Schmarotzer), weil es stets in Gesellschaft des Nickels vorkommt". In dieser Weise die Herkunft zu erklären, muß entschieden abgewiesen werden, denn Nickel ist erst Jahrhunderte später entdeckt worden, als man längst Kobalt schrieb.

Sprache ebenso gut auszudrücken vermocht haben würden, wenn es nötig gewesen. Und warum haben die Goßlar-Zellerfeldischen Bergleute, wenn selbige die ersten Bergleute in Freyberg gewesen (sie kamen erst 1168 oder 1169 dahin) nicht ihre Sprache eingeführt, sondern Wörter böhmischen Ursprungs angenommen? Die Antwort gibt sich von selbst: Sie müssen solche hier gefunden haben. Haben sie aber solche gefunden, so müssen ganz notwendiger Weise auch schon Einwohner da gewesen seyn, welche solche gebraucht und geredet. Und diese müssen Böhmen gewesen seyn. Sind es aber Böhmen gewesen, so müssen selbige auch den Gegenstand gehabt haben, warum sie sich also ausdrücken müssen."

Daß die böhmischen Bergwerke weit älter als die deutschen sind, ist nicht bestreitbar und wird auch nirgends bestritten. Brückmann sagt darüber in seinen Magnalia Dei: „An Altertum können die Ober- und Nieder-Sächsischen Bergwercke sich diesen in Böhmen nicht gleichstellen, und haben auch jene ihre meiste Einrichtung in Bergwerck- und Müntz-Sachen von diesen bekommen, wanhero auch so viel teutsche termini technici in den Bergwercks-Sachen aus der böhmischen Sprache sind, insonderheit Zeche, welches geschafft, und Kukus, welches Theil in böhmischer Sprache heist, und in Bergwercks-Sachen eben diese Bedeutung hat."

Freilich ist damit nicht gesagt, daß böhmische Bergleute die ersten Erbauer der sächsischen Bergwerke gewesen seien. Uns interessiert es auch in dieser Frage nicht, es zu ergründen, sondern vielmehr nur, welches die jetzt deutschen Wörter seien, die aus der böhmischen Sprache stammen sollen, und daß sich auch darunter kowalty fände. Aus dem Böhmischen soll kommen u. a.: Schacht und Stollen, Zeche und Kux, Flöz und Kies, und auch Kobald von kowalty, erzhafftig.

Alte deutsch-böhmische Wörterbücher sind selten. Eins der älteren, gewiß das beste derselben, ist: „Karl Thams Nationallexikon", 1788, mit einer Vorrede begleitet von J. Chr. Adelung. Adelung sagt in dieser Vorrede: „Schon längst äußerten viele den Wunsch, ein ausführliches, förmliches deutsch-böhmisches Lexikon, indem man bisher leider! gar keines hatte, an das Tageslicht treten zu sehen." In diesem findet man kowalty nicht, wohl aber: vom Erzte, metallen = kowowy. Auch in einem freilich sehr knappen Vocabularium trilingue (lat.-böhm.-deutsch) steht nur kow = Metall. Es ist der Ausgabe einer 1603 zu Prag gedruckten böhmisch-deutschen Sprachlehre beigebunden, zeigt aber keine Jahreszahl. In dem Dictionarium von dreyen Sprachen: Teutsch, Lateinisch und Böhmisch von Caspar Wussin, dessen deutscher Teil 1700 in Prag gedruckt wurde, finde ich auch nur kow und kowowy. Dagegen in der neuen Ausgabe von Lohney's Hof-, Staats- und Regierkunst 1679 steht einmal Kowolt statt Kobolt; es mag daher ehemals kowalty

bergmännisch sowohl für metallen als auch kobaltig im Gebrauch gewesen sein und zum deutschen, altbergmännischen kobelt und kobalt geführt haben, aber das ist jetzt kaum mehr nachzuweisen. Jetzt heißt kobaltig = kobaltovy, metallartig = kovovity, und metallisch noch kovovy.

Auch die übrigen Wörter sind nicht alle glücklich gewählt, indem von einigen, wie von Schacht, der böhmische Ursprung ebenfalls nicht nachzuweisen ist, andere, wie Zeche, altdeutsch sein sollen, und wieder andere, jetzt wenigstens, im Böhmischen gar nicht so geschrieben werden, wie es da behauptet wird. Aber bei dem nahen Zusammenwirken und der tief in die böhmischen Lande vordringenden deutschen Sprachgrenze ist es unabweisbar, daß im beiderseitigen Sprachgebiet für einen und den nämlichen technischen Begriff oft die gleichen oder doch ähnlich lautende Wörter im Gebrauch gewesen sind und gewesen sein müssen. Von etlichen ist der böhmische Ursprung anerkannt, und wenn auch z. B. in des Grafen Kaspar Sternbergs „Umrissen einer Geschichte der böhmischen Bergwerke“ für Kuttenberg die Meinung offen gelassen ist, ob kutten deutschen oder böhmischen Ursprungs sei, indem er sagt: „der Name wird derjenigen Nation angehören, von welcher damals die meisten Bergleute vorhanden waren“, so möchte ich doch gerade diese Äußerung des Zweifels, ob das deutsche kutten vom böhmischen kutiti[1]) abstamme oder umgekehrt, als einen Beweis herausgreifen, daß einer der besten Kenner der alten und ältesten bergmännischen Verhältnisse in Böhmen die mögliche Herübernahme der Ausdrücke aus einer Sprache in die andere zugiebt und so die Ergebnisse deutscher Sprachforschung bestätigt.

Wenn diese Anpassung als feststehend angenommen werden muß und ich nunmehr auf den Anfang meiner Untersuchung über die Bedeutung von Nickel in seiner Zusammensetzung in Kupfernickel zurückkomme, so hindert mich — bei der klargelegten Unwahrscheinlichkeit der Abstammung von Nicolaus — eigentlich nichts mehr an dem Versuche, ihn auf eine böhmische Quelle zurückzuführen. Wir haben die oben erwähnte, einzig in der deutschen Litteratur dastehende, rätselhafte, vielleicht älteste Schreibart Kupfer-Nicol bei Brückmann. Neben Claus und Nickel (obwohl auch Nicles, Niclas und Nicl vorkommen) führt Wackernagel kein Nicol als weitere Abkürzung von Nicolaus an. Sonst kommt Nicol, abgesehen von dem ganz vereinzelten Erscheinen als Familienname (Nicol — Schmiede, Brückmann Magnalia Dei), nicht in den älteren Schriften vor; es hat vielleicht gar nicht die Bedeutung eines

---

1) In dem Deutsch-böhmisch-russischen Berg- und Hüttenmännischen Wörterbuch von Eduard Hořovský, Prag 1890, heißt schürfen = kutati, wühlen = kopati. Beide sind dem deutschen wühlen, graben, kutten gleichbedeutend.

Personennamens, sondern eine ganz andere gehabt. Stellt man sich auf diesen Standpunkt, so bedarf es keiner besonderen Überwindung, Nicol, und damit selbstredend Nickel, für gleichbedeutend mit dem böhmischen nikoli zu halten; böhmisch: nikoli, nikoliw, nikoliwek, deutsch: keineswegs, keinerleiweise, auf keine Art, ganz und gar nicht, durchaus nicht (nihil lat., nichilo ital.). „Kupfer" ist freilich nicht böhmisch, nicht entfernt ähnlich, aber es ist doch glaubhaft, bei der engen Beziehung der deutsch und böhmisch sprechenden Bergleute untereinander, daß ein deutsches Wort, hier Kupfernickel, aus einem deutschen und einem böhmischen Worte zusammengesetzt worden sei; an Kuttenberg haben wir doch ein Beispiel. Es ist gewiß ebenso glaubhaft, als Nickel vom Dämon Nickel abgeleitet zu denken und es dann als Schimpfwort auszulegen. Letzteres liegt sogar ferner als das erstere, in einem Lande, wo Nickel und Niklas ein beliebter, häufig vorkommender Taufname bei hoch und niedrig war, auf böhmisch Mikes und Mikulas hieß und noch heißt, und leichter hätte zu Kupfer**m**ickel als zu Kupfer**n**ickel führen können.

Daß neben Nickel auch Nikel im Deutschen vorkommt, ist nur eine weitere Bestätigung für die Zulässigkeit und Richtigkeit meiner Vermutung und Erklärung.

Es ist nicht nötig, den Aberglauben der alten Bergleute zu Hilfe zu nehmen. Wie wir von Mathesius im deutschböhmischen Joachimsthal gehört haben, hat der damalige Bergmann das zu beschimpfende Erz Kobelt genannt. Nirgends ist von mir eine Andeutung gefunden worden, daß man eine Ausnahme gemacht und einer leblosen Sache ein Schimpfwort beigelegt haben sollte, welches eigentlich doch nur für Personen im Gebrauch war und noch ist. Mathesius sagt: „Nach gemeiner Bergmännischer Sprache werden sowohl die leeren und tauben, als auch die geringen und gediegenen Berg-Arthen Metall genennet" und: „Eigentlich aber zu reden, heisset eine Stuffe oder Handstein, der zwar fein aussiehet, jedoch aber ohne Ertz ist, eine Metallische Berg-Arth", oder: „Was nun inn gengen bricht oder ligt, und hat nicht Metall bey sich, daß heissen wir Bergleut eine Metallische oder Minerische, taube oder leere Berg-Art."

In dieser Periode der polternden Bergmännlein, des Teufelsglaubens und der Hexenprozesse, der Rutengänger und der Wünschelrute[1]), hat man die Bezeichnung Kupfernickel nicht gekannt, sie ver-

1) Ein Beleg für diesen Aberglauben: Wünschelruthe, Herttwig S. 426 Herr Magist. Christian Meltzer, Pfarrer zum Buchholtze bei St. Annaberg, erzehlet in einer gewissen herausgegebenen Berg-Predigt, wie er einsmahls in Freyberg an einem redlichen Priester gesehen, daß dieser mit der Licht-Putzen, die er nach Arth der Ruthen gefasset, einen unter den Teppich des Tisches gelegten Groschen gefunden.

dankt nicht ihre Entstehung dem Aberglauben der alten Bergleute, sie ist erst später aufgekommen, und es ist schwer zu beweisen, daß sie mit St. Nicolaus, dem Dämon Nickel, zusammenhängt; ebensowenig freilich der Zusammenhang mit dem böhmischen nikoli, aber er ist der wahrscheinlichere. So darf ein Unbefangener urteilen, der sich vergeblich bemüht hat, die Quelle aufzufinden, wo die Sage der Nickel scheltenden Bergleute in der alten Litteratur entsprossen ist. Er kann sich auf das Urteil eines Gelehrten aus der kritischen Zeit berufen, der gar nicht lange nach der Einführung des Namens in die Sammlungen und Schriften der Mineralogen die Ableitung von Nicolaus allen Ernstes bestreitet. Es ist Wallerius, der schon vor der Entdeckung Cronstedts den lateinischen Namen Cuprum Nicolai als aus Unwissenheit gegeben verwirft. Ihm ist in der Neuzeit der nordamerikanische Geologe Dana gefolgt, indem er in seinem: „System of Mineralogy“ bei „Kupfernickel“ False copper, it resembling but not yielding copper (Falsches Kupfer, weil es Kupfer ähnelt, aber nicht liefert) und bei cuprum Nicolai: mistaken translation of kupfern. (irrtümliche Übersetzung) citiert.

Wollen die Mineralogen die Sage nicht ohne Bedenken mit hinüber in die Lehrbücher auch des nächsten Jahrhunderts nehmen, wie sie in fast allen des jetzt zu Ende gehenden erscheint, hinüber in eine Zeit, wo es immer schwieriger werden wird, ihre Entstehung und Berechtigung zu ergründen, so mögen sie meine Studie, zu welcher ich lediglich durch eine zufällige Laune veranlaßt worden bin, einer geneigten Prüfung unterziehen.

Durch diese Studie ist zugleich ungewollt der mehr als fragliche Zusammenhang zwischen Kobalt und Kobold hinreichend erklärt.

Nächtlicher Gottesdienst auf dem Meere.

Drei deutsche Dichtungen und ihre Vorlage.

Von **Karl Reuschel.**

„Chamissos bekanntes Gedicht „Die stille Gemeinde“ bereitet der Quellenfrage erhebliche Schwierigkeiten.“ So urteilt Hermann Tardel in seinen „Vergleichenden Studien zu Chamissos Gedichten“.[1]) Er stellt dann das angeführte poetische Werk mit Robert Prutz' „Bretagne“ und J. v. Eichendorffs „Stiller Gemeinde“ zusammen und kommt zu dem Ergebnis, daß Chamisso wahrscheinlich nur Eichendorffs Gedicht als Vorbild genommen habe, während Prutz' „Bretagne“ allein stehe und letzterer wie Eichendorff einer Quelle gefolgt sei, die sich „in den

1) Ztschr. f. vergl. Litteraturgeschichte. N. F. Bd. XIII, S. 120.

historischen Berichten und Memoiren über die Kriege der Revolutionsarmee in der Bretagne und in der Vendée" finden dürfte.[1]) Genaueres über diese gemeinsame Vorlage hat Tardel nicht ermittelt.

Es soll im folgenden gezeigt werden, welches die Quelle ist und in welcher Weise die drei deutschen Dichter aus ihr geschöpft haben. So kann sich aus der Quellenuntersuchung ein kleiner Beitrag zur Charakteristik der drei dichterischen Individualitäten ergeben, wie es denn überhaupt wünschenswert ist, sich immer bewußt zu sein, daß die Aufdeckung von Vorlagen für dichterische Erzeugnisse in weitaus den meisten Fällen nur als Mittel zu einem höheren Zwecke gelten soll.

Wohl mit Unrecht hat Emile Souvestre, der begeisterte Freund und treffliche Schilderer seiner bretonischen Heimat, das Schicksal gehabt, mehr und mehr in Vergessenheit zu geraten. Zwar werden kleinere Erzählungen von ihm in deutschen Schulen recht häufig gelesen, aber gerade die größten seiner Werke sind bereits nahezu unbekannt. Vielleicht verhilft die immer steigende Teilnahme gebildeter Kreise an den volkskundlichen Bestrebungen den Schriften Souvestres zu neuem Ansehen, denn wenn auch die dargestellten Verhältnisse sich wesentlich verschoben haben, ein hoher kulturgeschichtlicher Wert bleibt diesen Büchern doch. „Les derniers Bretons" betiteln sich die von warmem Heimatsempfinden durchwehten Schilderungen jenes granitischen Landes, seiner Bewohner, seiner Erwerbszweige, seiner bildenden und redenden Kunst. Die erste Ausgabe des Werkes erschien 1836 und machte den Namen des jungen Schriftstellers berühmt. Aus dem gleichen Jahre stammt Prutz' „Bretagne", die allerdings erst 1841 im Druck erschien[2]); die Dichtungen von Eichendorff und Chamisso mit der Überschrift „Die stille Gemeinde" sind 1836 und 1838 entstanden.[3]) In einer ergreifenden Scene der „Derniers Bretons" haben die drei Dichter ihr Vorbild gefunden. Die Stelle hat folgenden Wortlaut[4]):

A Crozon, les églises sont fermées, les prêtres traqués ne peuvent trouver une grange pour offrir le saint sacrifice, les soldats occupent les villages! ... Quel moyen de remplir ses devoirs de religion! Comment baptiser les nouveaux-nés? marier les fiancés? — Ecoutez:

Minuit sonne: une lueur vacillante brille au loin sur l'Océan; on entend le tintement d'une cloche; demi perdu dans le grand murmure des flots. Aussitôt, de toutes les criques, de tous les rochers,

1) a. a. O. S. 121/2.
2) Tardel a. a. O. S. 120.
3) Eichendorffs Gedicht steht im Deutschen Musenalmanach für 1837, das Chamissos im Musenalmanach für 1839. Tardel S. 120.
4) Ausgabe von 1866, I S. 216.

de toutes les anfractuosités du rivage, surgissent de longs points noirs qui glissent sur les vagues. Ce sont des barques de pêcheurs chargés d'hommes, d'enfants, de femmes, de vieillards, qui se dirigent vers la haute mer. Toutes cinglent vers le même point. Déjà le son de la cloche se fait entendre de plus près; la lueur lointaine devient plus distincte; enfin l'objet vers lequel accourt cette population réunie apparaît au milieu des vagues! — C'est une nacelle sur laquelle un prêtre est debout, prêt à célébrer la messe. Sûr de n'avoir là que Dieu pour témoin, il a convoqué les paroisses à cette solennité, et tous les fidèles sont venus: tous sont à genoux entre la mer qui gronde sourdement et le ciel tout sombre de nuages! . . .

Que l'on se figure, s'il se peut, un pareil spectacle! La nuit, les flots, deux mille têtes courbées autour d'un homme debout sur l'abîme; les chants de l'office saint, et, entre chaque répons, les grandes menaces de la mer murmurant comme la voix de Dieu!

Einen selten schönen Vorwurf für den Dichter bietet diese Scene. Sie mag sich übrigens nicht nur einmal ereignet haben. Wenigstens läßt eine Bemerkung bei Rütimeyer[1]) den Schluß zu, daß es sich mit dem Gottesdienste auf dem Meere um eine alte Kultübung handelte, die, ursprünglich heidnisch, wie so viele andere im bretonischen Lande, eine Umgestaltung im christlichen Sinne erfuhr. Denn der genannte Gelehrte sagt[2]): „Wenige Jahrzehnte sind verflossen, seit noch auf offener See, zwischen Guilvinec und Penmarch, der christliche Priester, von der in ihren Barken knieenden Menge umgeben, die Sakramente darbrachte über der Stelle, wo vor alten Zeiten das Meer die noch heute in der Tiefe sichtbaren Dolmen unter seinen Fluten begraben hatte." In den Zeiten der Revolution, wo die königstreuen und zäh am alten Glauben festhaltenden Bewohner der Bretagne ihren heiligsten Überzeugungen untreu werden sollten, mögen sie wohl, ihrer seemännischen Tüchtigkeit vertrauend, auf den Wassern ihren Gottesdienst ungefährdeter haben vornehmen können, als zu Lande.

Robert Prutz hat den Stoff zu einem erschütternden Gemälde verwandelt. Die fromme Gemeinde findet nach ihm samt ihrem Hirten in den Wogen ihr Grab. Der tragische Ausgang des Gedichtes wirkt durchaus versöhnend. Der Herr, den die Beter in dem Kampf der Elemente und in der Angst vor der Wut feindlicher Scharen anrufen, erhört ihr Flehen; er läßt sie während des Gottesdienstes in dem Wellen-

---

1) Die Bretagne. Schilderungen aus Natur und Volk von L. Rütimeyer. Basel, H. Georgs Verlag 1883. Die Stelle geht auf Derniers Bretons (1866) I, 36 flg. zurück.

2) S. 101.

getürm versinken und rettet sie so vor menschlicher Verfolgung. Dröhnenden Schritts, den mächtigen Akkorden des Chorals ähnlich, schreiten die majestätischen Verse dahin. Wenn der Dichter auch mit dem überkommenen Gute frei schaltet, gelegentlich, besonders in Str. 5, ist die Berührung mit Souvestre doch recht eng.

In Eichendorffs Gedicht kann nur der mittlere Teil zur Vergleichung herangezogen werden, der die heilige Messe auf dem Meere schildert. Namentlich Str. 17 und 18 weisen auch wörtliche Anklänge an den Bericht des französischen Schriftstellers auf. Die Einkleidung, der Gegensatz zwischen Vater und Sohn, zwischen frommer Gemeinde und gottlosen Meuterern, zwischen dem friedlichen Kirchlein auf dem Hügel und dem zum Gotteshaus gewordenen Boote auf schwankem Grund, zuletzt auch der Tod des ungeratenen Sohnes üben eine ergreifende Wirkung aus, und es dürfte schwer sein, zu entscheiden, ob der Darstellung Prutz' oder der Eichendorffs der Vorzug gebührt. Für das schöne Bild vom „Stern auf dem Meere", das sich übrigens nicht unschwer aus den Bezeichnungen point und lueur herleiten läßt, dürfte dem katholischen Dichter vielleicht die Hymne von der stella maris vorgeschwebt haben, wenn nicht eine Angabe bei Souvestre (eine Seite vor der angeführten), die ohne Zweifel die dichterische Phantasie zu Anfang des Gedichtes beflügelt hat. Sie lautet:

Je ferai abattre vos clochers, disait Jean-Bon-Saint-André (ein Jakobiner) au maire d'un village, afin que vous n'ayez plus d'objets qui vous rappellent vos superstitions d'autrefois.

Vous serez toujours obligés de nous laisser les étoiles, lui répondit le paysan, et on les voit de plus loin que notre clocher.

Chamisso hat die Eigentümlichkeit, sich an seine Vorbilder möglichst anzuschließen. Daß er Eichendorffs Behandlung des Stoffes kannte, ergiebt sich vielleicht schon aus der Überschrift seines Gedichts, es wird zur Gewißheit durch die Thatsache, daß auch er von dem „Sterne auf hohem Meer" spricht, und durch die Übereinstimmungen in der Schilderung des greisen Priesters. Mit Sicherheit läßt sich aber erweisen, daß der Dichter als seine Hauptquelle Souvestre ausschöpft. Die Verse: „Ein Mann des Schreckens droht in ihrer Mitte" bis „Dem Schöpfer mahnend Huld'gung darzubringen" sind nur eine freie Übertragung und Erweiterung des oben erwähnten Gesprächs zwischen Jean-Bon-Saint-André und dem Gemeindevorstande. Ein Teil der Meßhandlung, das Pater noster, ist dann geschickt verwertet; es folgt ein Anklang an die Worte des Heilands „Vater, vergieb ihnen, denn sie wissen nicht, was sie thun", und den Schluß bildet eine Umschreibung des Pax Domini sit vobiscum und des Ite, missa est.

Auf Selbständigkeit in der Behandlung verzichtete Chamisso also nicht ganz; ein entschieden glücklicher Griff war es, als er die Worte: „Vous serez toujours obligés de nous laisser les étoiles“ mit dem sternartigen Lichtschein des priesterlichen Kahnes in Verbindung setzte.

Allen drei Dichtern hat Souvestres Bericht unmittelbar vorgelegen.

Volksetymologien in slavischen Ortsnamen.

Von Dr. **Alfred Götze** in Leipzig.

Eine sehr große Zahl slavischer Ortsnamen ist neuerdings von Gustav Hey in seinem Werke über die slavischen Siedelungen im Königreich Sachsen mit Erklärung ihrer Namen (Dresden, Bänsch, 1893) untersucht und gedeutet worden. Den Freund der deutschen Sprache wird eine Seite des vortrefflichen Buches vor allen andern anziehen, die mannigfache Umdeutung und Umgestaltung der slavischen Namen durch die späteren deutschen Ansiedler, die wenige Jahrhunderte nach Gründung der Siedelungen in das Land eingedrungen sind und nun schon fast tausend Jahre die seltsam — böhmisch sagt das Volk — klingenden Worte der unverstandenen Sprache im Munde führen. Die folgenden Zeilen wollen keine erschöpfende Darstellung der Volksetymologien in diesem Sinne geben, sie sind nur ein Griff in die reiche Fülle, die Hey vor uns ausschüttet.

Vorauszuschicken ist dabei, daß die meisten Orte ihren Namen von dem ersten Ansiedler und seiner Sippe erhalten haben und daß die slavischen Eigennamen zum großen Teile kindliche Eigenschaften bezeichnen. Daher die vielen Namen, die mit ljubŭ = lieb zusammengesetzt sind und den Liebling der Eltern bezeichnen. Wenn dann ein solcher „Liebling“ eine neue Ansiedlung begründete, entstanden Ortsnamen wie Ljubišici, Ljuba oder Ljubenov, die später die deutschen Eroberer ganz richtig mit dem urverwandten lieb verdeutscht haben in Liebschütz (in einer Urkunde von 1617 sogar Liebschatz), Lieban und Liebenau. Meist geriet aber das nach einer Bedeutung tastende Sprachgefühl auf falsche Fährte: aus Ljubogost, Gastliebsdorf, wurde Laubegast, aus Ljubešovici, Lubjenici und Ljubêtova hat man, wohl mit dem Gedanken an Lob, Lobstädt, Löbnitz und Löbtau gemacht.

Wie ljubŭ wurde auch das gleichbedeutende milu zu Eigennamen verwendet, so steckt es z. B. in Milau; bei Ortsnamen ist es erhalten in Miltitz, Milstrich, Mölkau, Mölbis u. a., dagegen ist es in Mylau (urkundlich Mühlau) und Mühlsdorf (bei Pirna) an Mühle angeglichen worden.

Wenn wie in Mylau der slavische Auslaut -a, oder, was noch häufiger vorkommt, die Endsilbe -ov in das deutsche -au verwandelt wird, so kann man wohl kaum schon von Volksetymologie reden, denn das ist auf lautlichem Wege geschehen; wohl aber liegt Volksetymologie vor, wenn die letzten Silben eines slavischen Namens in die ähnlich klingenden deutschen Silben Hain, Thal, Bach, Ach, Eck, Leben, Hausen, Rode, -ingen verwandelt worden sind. Das ist geschehen in Chytani (von chytati, fangen, also etwa Haschersheim), das jetzt Geithain, in Kornaly bei Wurzen, das jetzt Kornhain heißt, während es die Siedelung eines „Dürftig" war; ebenso ist aus záton, Verhau, Seitenhain, aus dem Hof des Leten, des Springinsfeld, Löthain, aus dem Hof des Citen, des Gefühlvollen, Zeithain, aus Cetenju, dem Besitz des Kleinchens, Zöthain, aus Wuznany (von vyznati, erkennen, bekennen) Weitschenhain, aus Ljutin, dem Besitz eines Grimm oder Wilde, Leutenhain, aus Otŭlěganjŭ, dem Hofe des Abseitswohnenden, Ottenhain, aus Paprocani, Farngebüsch, Pappertshain geworden.

Bei Geithain und schon oben bei Lobstädt begegnet uns eine noch öfter wiederkehrende Erscheinung: nur in der Amtssprache, nur bei den Gebildeten ist die Umgestaltung zu finden, das Volk sagt noch heute Geithen und Lobisch, ebenso wie das alte Khwalecy bei Dresden, das Dorf des Chwal (von chvala, Ruhm, Lob), nur schriftsprachlich zu Kohlsdorf und Roztyly bei Dresden (von roztylý, fett; also Familie Feist) nur bei den Gebildeten zu Roßthal geworden ist.

Die Silbe Thal ist volksetymologisch — wenn diese Bezeichnung nach dem eben Gesagten beibehalten werden darf — eingefügt worden in Mockethal, das einst Mukoděly, Notmachers hieß; Bach hat sich eingeschlichen in Bodenbach, Garsebach, Starrbach und den Wiederbach, die ursprünglich Podmok = Näßersheim, korsobuky = Zwergbuchen, Storpy = Familie Dulder und vydrova = Otterbach hießen. Das gleichbedeutende Ach erscheint in Laubach, das einst Ljubuhici, Liebenheim hieß, sowie in Oppach und Zschoppach, die aus opoka = Fels und čapak = Kaurer umgestaltet sind.

Zusammensetzungen mit Eck sind scheinbar Barneck bei Leipzig, das sich von par, Hitze, Sonnenglut, herleitet, Dobeneck bei Ölsnitz, das dubnaki, die Leute am Eichicht bedeutet, und Pösneck bei Gera, das der Sitz eines Pozdnik, eines Spätlings war.

Das Gut der Bratroslava, der durch ihren Bruder Berühmten, ist zu Blattersleben geworden, gleichwie das urkundliche Pazleve, d. i. des Pačslav Familie, zu Paschleben.

Wie hier Leben, so hat sich in Goldhausen bei Riesa und Zuckelhausen bei Leipzig das in deutschen Namen so häufige Hausen ein-

gefunden; Goltous bedeutete nach Hey wahrscheinlich armer Schlucker, Sucholazy die dürren Lehden. Durch Volksetymologie zu erklären sind auch Eiserode, Golberode, Mutzscherode, Niegerode und Zaukerode. Eiserode war der Hof des Neznar, des Nichtkenners, Golberode besteht aus goly = nackt und broda = Bart, Kinn, ist also Bartlosens Besitz; Mutzscherode = Mučerad, Naßliebs, Niegerode ist aus Něgorady = Lustliebs (?) entstanden, Zaukerode aus Sukorady, Familie Näscher.

Medingen bei Radeburg hat mit der deutschen Endung -ingen nichts zu thun, sondern es ist das Gut des Honigessers, Meduchov.

Während in den bisher besprochenen Namen die slavischen Stammsilben fast unverändert geblieben sind, soll nun ein Wort über die zahlreichen Fälle gesagt werden, bei denen die slavische Endung -itz, -witz, -schütz, -itzsch, -ig, -a bleibt, während die Stammsilbe mit Anlehnung an ein deutsches Wort umgestaltet wird.

Podgradici, das Dorf unter dem Burgberge, hat sich schon früh zu Badewitz entwickelt; Birkwitz ist aus Berkovici, der Sippe des „Räuber", entstanden; Blasewitz aus Blazenovici, Familie Glücklich; Cannewitz aus Skanovici, Sippe des Gesuchten; Denkwitz aus Dnikovici, Tagkinds; Gastewitz bei Mutzschen aus Gostenovici, Gastfreunds; Georgewitz bei Löbau wahrscheinlich aus Chorovici, Sippe des Khor, Krank; Glaubnitz bei Elstra aus gluponica, Ort, wo einfältige Leute wohnen; Merkwitz aus Mirkovici, Friedrichsdorf; Nadelwitz aus Nadenovici, Erhoffts; Oderwitz aus wudrjenca, Wasserriß; Rodewitz aus Rozvadovici, Schlichtersheim; Schlagwitz aus Slavkovici, Hlodmarsdorf; Tannewitz aus Chot' anovici, Lüstlingsdorf; Wadewitz aus Odolovici, Kräftigsheim; Wagelwitz aus Wogarovici, Spürersdorf und Wallwitz aus Valkovici, Familie Wälzer. Aus Kolešovici, Wagners, bei Mügeln und Golešovici, Nackfroschs, bei Meißen hat sich Gallschütz entwickelt; aus stražište, große Warte, Strohschütz; aus Chorušici, Kränkelsheim, Churschütz; aus Hněvsovici, Zornigsdorf, Nimschütz; aus wjeřbič, Weidicht, Querbitzsch; aus Zivačín, Gähnersdorf, Seebitzschen; Seebenisch ist aus Žabonosy, Froschnasens, entstanden; Ganzig aus Janiskü, Jahnsdorf; Rostig bei Großenhain wie das mecklenburgische Rostock aus roztok, d. i. Auseinanderfluß. Gottleuba leitet sich von guta lojba, dichter Jagdwald, her; Gottscheina von Chotěšiny, Lüstlingsdorf; Meerane von moravani, die Bewohner der Aue; Rübenau hat von Haus aus mit Rüben nichts zu thun, sondern ist das Gut des Rubin, des Hackers. Anscheinend an Frauennamen angelehnt sind Olganitz, das einst Uleganici, Faulenzershof, hieß, und die Theklakirche bei Leipzig, der Rest des Dorfes Techel, Trostheim. Von den deutschen Ansiedlern durch den Zusatz Dorf erweitert und zugleich in ihrer Stammsilbe verändert sind Possendorf, ursprünglich

Božet'in, Gottliebsdorf; Reibersdorf bei Zittau, eigentlich Dorf des Rybar, Fischerdorf; Treppendorf, ursprünglich Sitz des Trěboun, des Tüchtigen.

Viel vollkommener sind die Volksetymologien, bei denen nicht nur die eine Worthälfte, sondern das ganze Wort der deutschen Sprache angeglichen ist, und auch sie sind unter den ursprünglich slavischen Ortsnamen in reicher Fülle vorhanden. Zunächst sei eine Reihe von Namen erwähnt, denen durch ein ganz einfaches Mittel, durch Verschiebung der Kompositionsfuge, deutsches Gepräge gegeben worden ist. Am verblüffendsten ist es wohl, daß wahrscheinlich aus kosno-pole, das schiefe Feld, Kuhschnappel geworden ist. Ebenso ist Obrazovici, ursprünglich einem Obraz, d. i. Schläger, gehörig, zu Ober-Ranschütz geworden; Unechovici, Bessersheim, zu Ungewiß; Oplaz, d. i. Brachland, zu Ablaß; Obratici, die Ansiedlung an der Pflugwende, zu Obertitz. Hierher gehört auch das oben angeführte Golberode.

An vielen slavischen Namen sind größere Änderungen vorgenommen worden, dadurch ist aber auch erreicht worden, daß sie jetzt ganz deutsch aussehen. Oder hört man z. B. Roßwein, Treuen, Siebenlehn den slavischen Ursprung an? Und doch ist Roßwein aus Rusovany, der Siedelung des Rus, des Rotkopfs, hervorgegangen; Treuen ist drêvina, der Ort am Holze; Siebenlehn der Sitz der Familie Wackelkopf gewesen. Thumirnicht ist nach Heys Vermutung der Sitz eines Domanig, eines, der sich nach Hause sehnt; Trachenau = Strachanov, Angstmannsdorf, gewesen. Abend ist aus Oběděn, Dorf eines Siechen, hervorgegangen; Dreißig aus dem Personennamen Trěsk, Knaller; Unwürde hat einst einem Wujer, Heuler, gehört. Bröschen ist aus brêza, Birke, entstanden; Rippine aus Rupojary, Familie Raubfliege. Krebs = Krawaž, Kind, das schwer wie ein Klumpen wiegt; Mannschatz ist ursprünglich Manšici, Bengelsdorf, gewesen; Hagenest, schon 1289 de alto nido, stammt von hogniště, Brandstelle im Walde; Toppschädel von topo sadly, die Fettschmelzer.

Alle diese Volksetymologien sind Zeugen der Zeit kraftvollster Entwickelung nach dem Osten, sie sind Kinder eines gesunden, frischen Sprachgefühls, das noch nicht aus lauter Ängstlichkeit, der fremden Sprache gerecht zu werden, der eigenen die Rippen brach; darum sind sie der Beachtung derer wohl wert, denen die Pflege unserer Muttersprache Gewissenssache ist.

Volksrätsel bei Johann Peter Hebel.

Von Dr. **R. Petsch** in Würzburg.

Man weiß, daß Fritz Reuters „Läuschen und Rimels“, die köstlichste Sammlung niederdeutschen Humors, nicht lauter originelle Erfindungen des Dichters enthalten. Es sind teils alte Schnurren, die im Munde des Volkes umliefen, teils Lesefrüchte, die man hie und da auflesen konnte. Erst die dichterische Einkleidung ist Reuters Eigentum, und der sprudelnde, dramatisch-belebte Humor des Vortrags zeigt, daß die Fassung der Steine von einem Goldschmied herrührt.

Ebenso wie der große plattdeutsche Volksdichter verfuhr sein oberdeutscher Genosse Johann Peter Hebel. Seine kräftigen, echt volkstümlichen, von schwäbischer Gemütlichkeit umwobenen Erzählungen, wie er sie in jenem badischen Landkalender, dem „Rheinischen Hausfreund“, veröffentlicht und dann 1811 im „Schatzkästlein“ gesammelt hat, beruhen auf älteren Schwänken und Anekdoten. Aber was ohne ihn wohl längst vergessen wäre, ist durch seine Erneuerung lebendig geblieben und manchem lieb und vertraut. Ist doch das Büchlein eins von denen, die man in jedem Hause unseres Vaterlandes sehen möchte. Hebel selbst spricht sich über sein Verfahren folgendermaßen aus:

„Der geneigte Leser wird sich gefällig erinnern, mehrere der eingebrachten Erzählungen und Anekdoten auch schon gehört und gelesen zu haben, wäre es auch nur im Vademekum, von welcher Almende oder Gemeinwiese sie der Verfasser zum Teil selbst gepflückt hat. Doch ließ er's nicht beim bloßen Abschreiben bewenden, sondern bemühte sich, diesen Kindern des Scherzes und der Laune auch ein nettes und lustiges Röcklein umzuhängen, und wenn sie darin dem Publikum wohl gefallen, so ist ihm ein schöner Wunsch gelungen und er macht auf die Kinder selbst keine weiteren Ansprüche.“

Hebel schränkte also selber sein litterarisches Eigentumsrecht auf die Überarbeitung der Erzählungen ein und nennt auch seine Hauptquelle. Diese führt den vollständigen Titel: „Vademekum für lustige Leute, enthaltend eine Sammlung angenehmer Scherze, witziger Einfälle und spaßhafter kurzer Historien, aus den besten Schriftstellern zusammengetragen.“ Sie erschien, herausgegeben von Friedrich Nicolai, zu Berlin in den Jahren 1764—1792, ein wüstes Sammelsurium von allerhand kleinen humoristischen, uns heute recht altmodisch anmutenden Geschichten, denen

bisweilen eine kleine politische Spitze nicht fehlt. Hebel hat nun dies Material übernommen, wie viele andere, die damals aus derselben Quelle schöpften, aber er hat es äußerlich und innerlich verarbeitet, frei ausgestaltend und erweiternd, dem Ganzen aber durch seinen köstlichen Stil jenes trauliche, anheimelnde Gewand verliehen, das uns seine Schriften noch heute so lieb und wert macht. Hier ist keine Künstelei und süßliche Unnatur, die uns die Werke anderer „Volksschriftsteller" so leicht ungenießbar macht, sondern frisches, echtes Mitleben und Mitfühlen mit dem schwäbischen Volke. Aus dessen Munde hat er denn auch vieles übernommen. War ihm doch sicherlich ein großer Schatz von Volksliedern und Volkssprüchen, reiche Proben des Volkswitzes von Jugend auf innig vertraut und ist hie und da noch in seinen Schriften zu erkennen.

Das alemannische Volk ist reich an Rätseln. Schon Stöber hat in seinem „Volksbüchlein" vieles beigebracht, das große, sorgfältig vorbereitete Werk über „Badische Volkskunde" wird uns weitere Belehrung zu teil werden lassen.

Diesen Rätselschatz hat nun Hebel gar wohl gekannt und in einer Erzählung des „Rheinischen Hausfreundes" geschickt verwertet.

Im 10. Bande des „Vademekum" findet sich folgende Geschichte:

In Amsterdam stand eines Tages an dem Durchgange eines Hauses ein Mann, der in einer Hand einen Teller mit einem Hering und in der andern eine verschlossene Sparbüchse hielt. So oft jemand durch das Haus ging, redete er ihn mit den Worten an: „Mar (aber), myn Heer, Ju must my seggen, wat dat beste Stück am Hering is, oder Ju must en Dütken (eine kleine Münze) in die Büchse blasen." Viele, denen der Einfall lustig vorkam, rieten irgend ein Stück und gaben ein Dütchen, wenn er mit Kopfschütteln sagte: „Nich geraten!" Endlich kam einer wieder, der den Tag über schon verschiedene Male durch das Haus gegangen war und jedesmal ein ander Stück geraten hatte, aber immer sein Dütchen hatte bezahlen müssen. „Ich habe nun", sagte dieser, „den Kopf, das Stück zwischen Kopf und Schwanz, den Schwanz, das Fleisch, die Milch, die Gräten geraten und habe es niemals getroffen. Sagt mir doch nun, welches ist denn das beste Stück am Hering?" — „Mar", sagte der Mann mit der Büchse, „ick weit et auk nich; ick must auk en Dütken betalen." — Er steckte wirklich eins in die Büchse und ging nun mit den Dütchen allen seinen Weg.

Das Geschichtchen trägt im „Vademekum" die tendenziös pointierte Überschrift: „Die Geschichte der meisten geheimen Gesellschaften." Hebel hat sie harmloser gefaßt, hat sich aber das Motiv des Rätselaufgebens nicht nehmen lassen, sondern es köstlich verwertet und erweitert in der

Erzählung „Einträglicher Rätselhandel", die man in der trefflichen Ausgabe der Hebelschen Werke von Otto Behaghel in Kürschners „Deutscher National-Litteratur" nachlesen möge. Er versetzt die Geschichte frischweg aus Amsterdam in seine Heimat, an den Oberrhein, macht aus dem „Dütchen" ein gut deutsches Zwölfkreuzerstück und aus dem einen Rätsel ein ganzes Dutzend. Der schlaue Gewinner aber, der bei dem scherzhaften Kriege reich wird, ist ein armer, aber pfiffiger Jude, den ja Hebel gern in die Mitte seiner Erzählungen stellt, wenn er auch meist die Rolle des dummen hineingefallenen Handelsjuden spielt, wie dort, wo ihm ein Junker vorlügt, er könne ihm genau das Weiße vom Nagel weghauen, ohne ihn zu verletzen, und ihm dann den Finger halb abschlägt, so daß Abraham mit dem bösen Troste davongehen muß: „Weih geschrieen, ich hab's gewonnen!", nämlich die Wette, die er mit dem Junker eingegangen; — hier ist der Jude der Klügere, der die andern um ihr Geld bringt, freilich nicht durch schlimmen Betrug, sondern durch Witz und Schlagfertigkeit. Überhaupt kennt Hebel keinen Rassenantisemitismus und denkt nicht so wie jene Leute, mit denen unser Jude von Basel an auf einem Schiffe den Rhein hinunterfährt, zwölf Kreuzer und einen Messingknopf in der Tasche, in der Hoffnung, die dem Fährmann versprochenen achtzehn Kreuzer unterwegs zu verdienen, — jene Leute, denen der arme Händler zum Necken gerade gut genug ist; „wie man's manchmal diesen Leuten macht und versündigt sich daran". Allmählich wird's den Herren auf der Fahrt langweilig, und „Mausche", der bisher still in seiner Ecke gesessen hat, wird nun hervorgeholt, um die Gesellschaft zu unterhalten, worauf er um so lieber eingeht, als sich seinem geschäftigen Geiste eine Quelle des Geldverdienens eröffnet, indem er vorschlägt, „man sollte sich in der Reihe herum allerlei kuriose Fragen vorlegen, und er wolle mit Erlaubnis auch mit halten. Wer sie nicht beantworten kann, soll dem Aufgeber ein Zwölfkreuzerstück bezahlen; wer sie gut beantwortet, soll einen Zwölfer bekommen.

So ist das Rätselspiel recht hübsch eingeleitet, wir haben keine trockene Herzählung von Fragen, sondern eine lebendige kleine dramatische Scene, bei der zum Teil die Person des Juden den Faden weiterspinnen hilft. Die „kuriosen Fragen", die hier aufgegeben werden, sind samt und sonders volkstümlich, noch heute im Volke weit verbreitet und dem Volkskundigen unter dem Namen der „Scherzfragen" bekannt. Mußte doch schon die Vorlage, die Geschichte vom Hering, Hebel auf diese Rätselgattung führen, denn die Frage „Was ist das Beste am Hering?" erinnert an manche wohlbekannte Scherzfrage, von denen ich hier nur zwei nennen will: „Was ist das Beste am Salat?" — „Daß er sich biegen läßt, sonst könnte man ihn nicht in den Mund stopfen"; oder, mit einem auf das

Wörtchen „an“ gegründeten Kalauer: „Was ist das Beste am Kalbskopf?“ — „Das Kalb.“ Solcher Art sind nun die elf im folgenden gestellten Fragen. Freilich war es nicht recht geschickt von Hebel, die Sache so darzustellen, als wären die Rätsel, die doch vielen seiner Leser bekannt sein mußten, keine Fragen mit bestimmter Lösung, sondern als „fragte jeder in den Tag hinein“ und nur der Jude sei so gescheit, immer eine klug ausweichende Antwort zu finden.

Die erste Frage lautet: „Wieviel weichgesottene Eier konnte der Riese Goliath nüchtern essen?“ — und der Jude antwortet: „Eins, denn wer ein Ei gegessen hat, ißt das zweite nimmer nüchtern.“

Das Rätsel ist eins von denen, wo der Hörer durch die scheinbare Rechenaufgabe, die ihm vorgelegt wird, an der genauen Auffassung des Wortlautes gehindert ist. Man vergleiche: „Wie weit geht die Ente ins Wasser?“, wo der Ton nur scheinbar auf dem „wie weit?“, in Wahrheit aber auf dem „geht“ ruht, denn die Antwort lautet: — „Bis sie schwimmen kann“; oder: „Wie weit schwimmt die Ente in den Teich?“ „Bis zur Mitte, denn dann schwimmt sie wieder heraus“, wo der Ton auf dem „in“ liegt. Dieselbe Tonversetzung führt zur Lösung des zweiten Rätsels unserer Erzählung: „Warum hat der Apostel Paulus den zweiten Brief an die Korinther geschrieben?“, womit ein freundlicher Reisegefährte den im Neuen Testament nicht beschlagenen Juden „hineinfallen“ zu lassen denkt. Dieser aber und mit ihm der Volkswitz faßt das Wort „geschrieben“ ins Auge und antwortet: „Er wird nicht bei ihnen gewesen sein, sonst hätt' er's ihnen mündlich sagen können.“ Ganz ähnlich wie bei andern Scherzfragen mit „Warum“, bei denen scheinbar der logische Accent des Faktums, in Wahrheit der des Verbums die Lösung darbietet, z. B.: „Warum biß Adam in den Apfel?“ — „Weil er kein Messer hatte.“

Die nächsten Fragen gehören dem Gebiete jener kleinen Spöttereien an, womit sich in Deutschland die einzelnen Handwerke gegenseitig aufziehen, wie sich das in Lied, Spruch und Rätsel, in Märchen und Schwank mannigfach äußert. Einer fragt: „Wer zieht sein Geschäft in die Länge und wird doch zu rechter Zeit fertig?“ Die Antwort lautet: „Der Seiler, wenn er fleißig ist.“ Man sieht, der Witz beruht auf der natürlichen Anwendung eines bildlichen Ausdrucks. Ähnlich die vierte Frage: „Wer bekommt noch Geld dazu und läßt sich dafür bezahlen, wenn er den Leuten etwas weiß macht?“ — „Der Bleicher.“ Lauter Fragen, die noch heute überall im Volke umlaufen, in vielen Sammlungen aufgezeichnet sind und sich noch gewaltig vermehren ließen. So ist uralt das Rätsel: „Welches sind die unverschämtesten Handwerker?“ — „Die Barbiere; sie nehmen einem alles vor der Nase weg und bekommen noch Geld dazu.“

An den Humor der Dorfneckereien streift leicht die nächste Frage: „In welchem Monat essen die Bonnlacher[1]) am wenigsten?" — „Im Hornung (Februar), denn der hat nur 28 Tage"; die sechste führt uns in jene große Klasse von Rätseln hinein, die es mit der Entwirrung verwickelter Familienverhältnisse zu thun haben: „Es sind zwei leibliche Brüder, und doch ist nur einer davon mein Vetter (hier noch in der alten Bedeutung = Onkel)." — „Der Vetter ist Eures Vaters Bruder. Euer Vater ist nicht Euer Vetter." Solche Verwandtschaftsrätsel sind sehr häufig, in England noch mehr als in Deutschland, sie sind immer in allen Volkskreisen beliebt geblieben und mannigfach fortgebildet worden, bis zu jener schaurigen Familienverwickelung, „wie man sein eigener Großvater werden kann". Von älteren Scherzen dieser Art erwähnen wir folgendes sehr alte Rätsel: Eine Klosterfrau spricht mit einem jungen Manne. Von der Äbtissin hierüber zur Rede gestellt, entschuldigt sie sich damit, daß der Jüngling sehr nahe mit ihr verwandt sei, denn seine Mutter sei ihrer Mutter Tochter gewesen. Es ist nämlich — ihr Sohn. Auch das folgende Rätsel ist aus volkstümlichen Sammlungen wohlbekannt. Es lautet: „Welche Fische haben die Augen am nächsten beisammen?" — und die Antwort: „Die kleinsten." So finden wir es in der schönsten aller deutschen Rätselsammlungen, in dem Buche von Wossidlo über Mecklenburg: Bi wecker fisch sitten de ogen am dichsten tosaam? — Bi de lüttsten.

Ein Sommer- und ein Winterrätsel folgen: „Wie kann einer zur Sommerszeit im Schatten von Bern nach Basel reiten, wenn auch die Sonne noch so heiß scheint?" — „Wo kein Schatten ist, muß er absteigen und zu Fuße gehen." Eine Frage, die nicht zu den verbreitetsten und auch nicht zu den scharfsinnigsten gehört. Besser ist die andere: „Wenn einer im Winter von Basel nach Bern reitet und hat die Handschuhe vergessen, wie muß er's angreifen, daß es ihn nicht an die Hand friert?" — „Er muß aus der Hand eine Faust machen."

Nun wieder ein Beispiel für die verwirrende Tonversetzung: „Warum schlüpfet der Küfer in die Fässer?" — „Wenn die Fässer Thüren hätten, könnte er aufrecht hineingehen." — Erinnert lebhaft an die berühmte Frage, warum der Hase um den Berg laufe? — nämlich deshalb, weil der Berg unten kein Loch hat, sonst könnte er hindurchlaufen. Auch das Küferrätsel findet man bei Wossidlo: Worüm krüppt de böttcher na de tunn' rin? — Wiel keen dööer dorin is.

Zum Schlusse nun noch eine scherzhafte Rechenaufgabe. Bei keiner Art von Rätseln wird der Hörer immer wieder so zur unnützen Gedanken-

---

1) Bonnlach ist ein kleiner Ort am Rhein.

arbeit verleitet, um nachher die Vergeblichkeit seiner Anstrengungen einzusehen, wie hier. Man höre unsere Nummer, die sehr weit verbreitet ist:

„Wie können fünf Personen fünf Eier teilen also, daß jeder eins bekomme und doch eins in der Schüssel bleibe?“, und die sehr nüchterne Antwort lautet: „Der Letzte muß die Schüssel mit dem Ei nehmen.“

Die Frage, die der Jude nun stellt, der zwar die Rätsel der andern erraten, aber selber keins erfinden konnte, lehnt sich etwa an die letzte an. „Wie kann man zwei Forellen in drei Pfannen backen also, daß in jeder Pfanne eine Forelle liegt?“ Er selbst muß nach vielem Sträuben die Unlösbarkeit seines Rätsels zugeben und einen Zwölfer bezahlen — natürlich in seine Tasche.

Ich habe diese Ausführungen hergesetzt, um einmal Hebels Unabhängigkeit und Selbständigkeit gegenüber seiner Vorlage, dann aber auch sein Wurzeln im volkstümlichen Boden an einem recht augenfälligen Beispiele darzustellen.

Sprechzimmer.

1.

Ein Schlingreimkünstler.

Der allen Lesern bekannte Recitator klassischer Dramen, mein alter Richard Tuerschmann, dessen Asche „in alle Winde zerstreut“ werden mußte, war auch — im Stillen — sprach- und formgewandtester Dichter. Die „Schlingreime“ (z. B.: Kinderschuh und Schinderkuh) liebte sein umfassender Geist — nannte er diese schwierigste aller Reimarten auch nur eine „unterhaltende Spielerei für das oberste ein Milliontel der Menschheit“ — ganz besonders. Mir hat der Treffliche manche derselben anvertraut, und in den „Schönburgischen Geschichtsblättern“ (VI. 112) erscheint eben jetzt sein Frühlingsgedicht. Auch auf Rudolf Hildebrand dichtete er einst die heitere „Professorklingel“ in gewöhnlicher Reimart. Leider sind mir jene Verse nicht genügend gegenwärtig: im Nachlasse H.'s dürften sie gelegen haben. **Thdr. Dstl.**-Blswtz.

2.

Er hilft uns frei aus aller Not.

Gegen die Annahme, daß frei ein Kasus sei (Ztschr. 11, 465), spricht folgende Stelle in Luthers Tagebuch von Cordatus, herausgegeben von Wrampelmeier, S. 600: Curae vnd hertzleid sunt magna mala, Ego

pestem malo . . Tinnitui aurium (Sausen und Klingen im Ohr) et similibus malis adest Satan, vnd hilfft frey dazu.

Zu Goethes Zahmem Xenion IV, 216
„Wer's besser weiß, der mag es glauben!"

vergleicht Löper III, 172 den „Trumpf" des anderen V, 265: „Wer es etwa besser weiß, der mag's wo anders holen." Eine Erklärung giebt diese Zeile freilich nicht für die Worte „Wer's besser weiß, der mag es glauben", die nur dann einen Sinn haben, wenn das zweite „es" als Vertreter des Besseren verstanden wird. Das stimmt freilich nicht zu dem Adverb besser. Ehe ich auf diese Zeile das Xenion IV, 236 anwende, möchte ich eine Erklärung suchen mit Hilfe eines noch jetzt in Sachsen und wohl auch anderwärts üblichen Wortspieles: „Willst du das nicht klêben, so kannst du's mauern oder pappen", in älterer Form: „wolt ihr's nicht kleiben, so mögt ihr mauren" (D. Wtb. V, 1067). Der eigentliche Witz beruht auf dem md. Gleichklang von kleiben und gläuben, die in der Formel „wolt ihr's nicht gläuben, so müßt ihr's kleiben" (Wörterbuch der elsässischen Mundart S. 255: Wolt jhrs nicht gläuben, so klebt es, si vous ne le croyez, charbonnez le) einander gegenübergestellt den Sinn ergeben: wenn ihr's nicht glauben wollt, so haltet es anders damit. In Waldheim heißt es: Wenn du's nicht glaubst, da klebst du's (auch: da wirst du angepappt). Das Kleiben, wovon das Kleib- oder Klebwerk sich herleitet (vergl. auch diese Ztschr. 12, 608[1]), faßt das gläuben so auf, als ob es auch eine Art des Bauens bezeichnete. Solche bewußte Vermischung der Worte, insbesondere auch ihrer eigentlichen und übertragenen Bedeutung ist durchaus volkstümlich. Bekannt sind die Vergleiche: er hat Einfälle wie ein altes Haus, er reißt aus wie Schafleder, jemanden anfahren wie die Sau den Sack[2]) (vergl. sackgrob); früher war üblich „verschmitzt wie

---

1) Zu kleben (mhd. klîben) giebt es das Kausativ bekleiben, welches öfters vorkommt im Sinne von anhaften, einwurzeln bei J. U. König (Ged. 1745, S. 68, 177, 504). Weiße (Überflüss. Ged. 1701, S. 263: ich will mich bemühen, zu erweisen, daß die teutsche Treu auch in fremden Grund und Boden bekleiben kan), Picander (Henrici 2, 496: So muß die Ehe wohl bekleiben, Wenn sie die Liebe selber gründt; 4, 100: Zeiget durch das Lieben, daß auch bei Euch das Wort beklieben: Seyd fruchtbar und vermehret Euch), und Goethe, Invektiven: Der neue Alcinous 1, 21 flg.:

> Ob sie alle (die Lebensbaumstämme) frischbekleiben,
> Wird sich finden; wenn sie dorren,
> Werd ich neue Stücke schreiben.

2) Martini, Gelehrter Teutschen Redner Schatz, Stettin 1704, S. 177. Philipp, Die Zwickauer Mundart S. 77: jemanden anranzen wie die Sau den Bettelsack.

eine Fuhrmannspeitsche"[1]), Jul. v. Voß schreibt ähnlich: „Voll Kniffe ist er wie mein Sonntagshaubenstrich".[2]) Im Rastbüchlein (1558) Nr. 22 findet sich: „in aller schalckheit abgerieben wie ein Burgkhawser würffel". Holteis Onkel pflegte in Hinsicht auf das Trinken zu sagen: „Ich kann es thun, ich kann es auch lassen", verstand aber unter lassen soviel wie unterbringen, beherbergen (Holtei, Vierzig Jahre 2, 13). Besonders das Elsässische zeigt eine große Neigung zu derartigen Wortspielen; ich führe hier nur an: Du bist nit übel verrissen, aber bös zu flicken, d. h. dein Anschlag ist schlau, aber du irrst dich; den gefühlvollen Ausruf: Ach e leider! (ach und leider) versteht ein Spötter als Leiter und fügt hinzu: und ke Sprosse. Auf den Zuruf beim Niesen: Helf dr Gott! erfolgt die spaßhafte Antwort: Morje bekommst e Halfter an de Kopf, daß mr den Esel füehren kann. „Dös is lächerlich betrüebt" heißt es beim Anblick von durchlöcherten Strümpfen, und auf die Frage: Ischs wohr, gibts Kriej? folgt die Antwort: Jo, ze Bötschdorf gibts genüa un au Häfe (s. Martin-Lienhart u. d. W. Krug). So fällt für die elsässische und mitteldeutsche Aussprache glauben und kleiben zusammen, und Goethe (vergl. Goethe-Jahrb. 16, 35) kann mit der Form glauben das kleiben unserer Redensart gemeint haben, zumal „wer's besser weiß" nur eine Abänderung von „wer's nicht glaubt" darstellt. Die Zeile sagt also: wer meine Überzeugung nicht teilt, wer das nicht glaubt, was ich glaube, der mag es anders halten.

Dresden. **Carl Müller.**

3.

Zur Volksetymologie.

In Heft 7 dieser Zeitschrift (10, 7, S. 512) führt O. Glöde einige weitere Beispiele von Volksetymologie an. Er hätte auch den bekannten „umgewendeten Napoleon" (unguentum Neapolitanum) erwähnen können. Vielleicht gehört auch der Ausdruck „Monarch" in dieses Kapitel. Unter einem Monarchen versteht man nämlich am Niederrhein, sowie an der ganzen Nordseeküste und in Schleswig-Holstein einen Erdarbeiter. So stand vor kurzem auf Bildern vom Nord-Ostsee-Kanal, auf denen Kanalarbeiter abgebildet waren, neben dieser Bezeichnung in Klammern das Wort „Monarchen". Ebenso fand ich jüngst in einer illustrierten

---

1) Hunold, Sat. Roman 1706, S. 60 Redensarten Jenaischer Studenten (darunter auch: der Herr mache sich nicht zu grüne, sonst fressen ihn die Ziegen). Vergl. Picander (Henrici), Gedichte 2, 545: „Die Schmitzen ließ man da von seidnen Schnuren machen, Damit der Peitschen Knall noch heller möge krachen."

2) Possen- und Marionettenspiele, Berlin 1816, S. 143 (Märchen von der Tonne).

Zeitschrift eine Erzählung, die den Titel „Der Grand-Monarch" führt. „Grand" ist bekanntlich ein erst neuhochdeutsches Wort, das aus dem Niederdeutschen stammt und „Sand, Kies, Erde" bedeutet (vergl. Kluge s. v.). Der Verfasser jener Erzählung meint, der Ausdruck stamme wohl daher, daß diese von Ort zu Ort wandernden Erdarbeiter der seßhaften Arbeiterbevölkerung gegenüber stets sehr selbstbewußt und stolz aufträten. Diese Erklärung erscheint mir denn doch zu gesucht. Vielmehr vermute ich, daß wir es hier gleichfalls mit einer Art von Volksetymologie zu thun haben. Vielleicht weiß einer der Leser dieser Zeitschrift dieselbe zu deuten. Bemerkt sei noch, daß hierorts auch die mundartliche Redensart vorkommt: „Du bös en drecklichen Monarch" = Du bist ein schmutziger Mensch (d. h. von unsauberem, schlechtem Charakter).

Remscheid. **R. Eickhoff.**

4.

Zu XIII, 756 dieser Zeitschrift

verweise ich, um einem gewissen Litteraturunkundigen aufzuwarten, auf Rziha: „Studien über Steinmetzzeichen" (1883). In den „Mitteilungen der K. K. Central-Kommission zur Erforschung und Erhaltung der Kunst- und historischen Denkmale" N. F. VII. (1881) flg., 26 flg. war der glänzende Vortrag des Genannten auf dem Deutschen Historiker- und Altertumsvereinstage zu Landshut (September 1879) zuerst erweitert veröffentlicht worden. **Thdr. Dstl.**-Blswtz.

5.

Dank

in der Bedeutung Willen, Absicht (s. diese Ztschr. 7, 786) kommt auch vor in Henricis Komödie vom Prinzenraub 1595, Bl. F:

Seht lieber Nachbar, was für zanck
Habn die Weiber ohn vnsern Danck.

Ebenso in Andr. Hartmanns Christlicher Comoedia 1600, L_4^b:

Der Herrschaft dienet ich mit zwangk,
Thet alles wider meinen Danck

(= Ringwald: Vom Getreuen Eckard Jij).

Ungefähr so viel wie Theorie sagt das Wort Dank in Opitzens Poetik, Kap. 3: „An Verachtung der Poeterei tragen auch diejenigen nicht wenig schuld, welche ohn allen Danck Poeten sein wollen und ... ihre Unwissenheit vnter dem Lorbeerkrantze verdecken" (vergl. Berghöffer S. 96).

Im „Verlorenen Sohn" des Burkard Waldis, Riga 1527, herausgegeben von Fröning, V. 836 will sich der Wirt an des Unglücklichen

Kleider halten mit den Worten: „Thu uth den rock und mackt nicht langk, Gyff ohn my her und hebbe keyn Danck"; da wäre also Dank = Bedenken.

Dresden. **Carl Müller.**

6.

Zur Namenkunde.

In Heft 10 des 10. Jahrgangs, S. 708 fragt Otto Gorges an, wie der Zusatz: „genannt x", der sich bisweilen bei adeligen und bürgerlichen Namen finde, zu erklären sei. Am Niederrhein und in Westfalen giebt es eine Reihe von Bauernfamilien, deren Name diesen Zusatz hat. Derselbe erklärt sich daraus, daß der Name des Hofes im Munde des Volkes sehr häufig an die Stelle des Familiennamens getreten ist und diesen fast ganz verdrängt hat. So nennt sich ein Verwandter von mir, der von einem niedersächsischen Bauernhofe abstammt, Terhardt, genannt Bommann. Der Familienname „Terhardt" war im Gebrauch fast völlig verschwunden und hatte dem Hofnamen „Bommann" Platz gemacht; denn der Hof heißt heute noch „Bommannshof", obwohl er den Besitzer längst gewechselt hat. In den Kirchenbüchern wurde aber natürlich ursprünglich nur der Familienname aufgezeichnet Um nun späteren Irrtümern und Verwechselungen vorzubeugen, wurde dann der erwähnte Zusatz in den Urkunden gemacht, der Hofname also neben den Familiennamen gesetzt. Ähnlich wird auch wohl der Zusatz bei den Namen adeliger Familien zu erklären sein. Dabei ist natürlich nicht ausgeschlossen, daß es für andere Familiennamen auch eine andere Erklärungsweise dieses Zusatzes giebt. Kommt beispielsweise ein bestimmter Familienname an einem und demselben Orte mehrmals vor, so pflegt, um Verwechselungen zu vermeiden, der Name der Frau zunächst neben den des Mannes gesetzt zu werden. Auch hier verdrängt alsdann bald der erstere den letzteren im Gebrauche, und man macht dann später wiederum in den Urkunden aus dem nämlichen Grunde den Zusatz: „genannt x". Endlich ist dieser Zusatz zuweilen auch als „Spitzname" zu erklären, der einer bestimmten Persönlichkeit, vielleicht auch nur deshalb, um sie von anderen, gleichnamigen zu unterscheiden, vom Volksmunde gegeben wird, ihr als character indelebilis anhaftet und schließlich sogar öffentlich Sanktion erhält. Auf diese Weise sind sicherlich überhaupt zahlreiche Familiennamen entstanden.

Remscheid. **R. Eickhoff.**

Dr. Hermann Geist, k. Gymnasialdirektor a. D., **Wie führt Goethe sein titanisches Faustproblem, das Bild seines eigenen Lebenskampfes, vollkommen einheitlich durch?** Weimar, Hermann Böhlaus Nachfolger, 1899. XI und 227 S.

Nach Schreyer, Baumgart, E. Schmidt, Valentin u. a. wiederum ein Versuch, Goethes Faust als einheitliche — diesmal sogar „vollkommen" einheitliche Dichtung zu erklären! Auch dieser Versuch ist wie die früheren hauptsächlich gegen Kuno Fischer gerichtet, der bekanntlich keine andere Einheit der Goethischen Faustdichtung anerkennt als die, welche in der Einheit des Dichters liegt. Schreyer und Valentin haben die künstlerische Einheit der Dichtung betont, die sich in dem Zusammenhange aller einzelnen Glieder, in der Symmetrie u. s. w. zeige. Baumgart und Geist sehen, hegelianischen Spuren folgend, im Widerspruch mit Goethes ausdrücklicher Erklärung (zu Eckermann, 6. Mai 1827: Da kommen sie und fragen, welche Idee ich in meinem Faust zu verkörpern versucht ... Es hätte ... ein schönes Ding werden müssen, wenn ich ein so reiches ... Leben, wie ich es im Faust zur Anschauung gebracht, auf die magere Schnur einer einzigen durchgehenden Idee hätte reihen wollen) die Einheit in einer philosophischen Idee. So sagt Herm. Geist S. 117 des vorliegenden Buches: „Auch griff Goethe, um die Idee seines echt modernen Bildungsprinzips darzustellen, nicht zu einem modernen Charakter ... sondern wählte den Charakter des Faust." Man sollte doch meinen, daß dieser Standpunkt, der weit vor der litterarhistorischen Forschung der letzten dreißig Jahre liegt, endlich überwunden wäre.

Gewiß ist es besser, das Einigende, alle Teile Verbindende hervorzukehren — hierin pflichte ich besonders Valentin bei —, statt immer Widersprüche und klaffende Lücken aufzudecken, allein es geht doch beim besten Willen nicht an, offenbare Thatsachen abzuleugnen (wie z. B. den Widerspruch in Mephistopheles' Äußerungen über den Gebrauch der Vernunft im Prolog im Himmel und vor der Schülerscene) oder aus Äußerungen Goethes subjektive Schlüsse zu ziehen und diese dann als feststehende Thatsachen hinzustellen. Letzteres thut Hermann Geist z. B. gleich in dem ersten Satze, mit dem er seine Erörterungen beginnt: „Nach Goethes ausdrücklichen Erklärungen betraf gleich der erste Gedanke, Plan, Entwurf der Faustdichtung am Anfange der siebziger Jahre in allgemeinen Zügen die Gliederung der ganzen dramatischen Begebenheit, der Verwickelung und endlichen Lösung, des tiefen Falls und der Rettung des Faust." Die hierauf von Hermann Geist angeführten bekannten Selbstzeugnisse Goethes beweisen aber nur zweierlei: erstens, daß die ersten Scenen gleich anfangs, zur Zeit der Konzeption in der Straßburger Zeit, dem Dichter klar waren, die späteren Scenen weniger, und

zweitens, daß die Helena schon bei der ersten Konzeption ins Auge gefaßt war. Wenn aber Hermann Geist meint, Goethe habe den Gedanken, den Faust mit der Helena zu vermählen, in Straßburg (sic) gefaßt, weil er „die Befreiung des modernen Geistes von aller Romantik" darstellen wollte, so weiß ich allerdings nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die völlige Beiseiteschiebung der Faustsage oder über die Vernachlässigung der litteraturgeschichtlichen Entwickelung des 18. Jahrhunderts, die sich in diesen Worten verrät.

Wenn der Verfasser zur Stütze seiner Ansicht, daß der einheitliche Plan für das Ganze, insbesondere auch der Ausgang von vornherein festgestanden habe, das in der Sophienausgabe Bd. 14, S. 287 veröffentlichte Paralipomenon: „Ideales Streben nach Einwirken und Einfühlen in die ganze Natur u. s. w." anführt und mit beneidenswerter Sicherheit erklärt, es sei dasselbe nicht lange nach der ersten Konzeption entworfen worden, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß dieses Paralipomenon der Weimarer Zeit angehört, von Otto Harnack auf 1788 gesetzt wird, möglicherweise sogar noch später zu datieren ist. In Weimar erst ist Goethe klar geworden, daß Faust „gerettet" werden müsse, freilich nicht im Sinne einer „endlichen Lösung". Diese „Rettung" entsprach der neuhumanistischen Weltanschauung, die sich dort bei ihm entwickelt und ihn nun auch zu der Geisteshöhe und Geistesfreiheit Lessings, wie sie in dessen Faustkonzeption sich offenbart, emporgeführt hat. Allein es ist mir kein Zweifel, und ich weiß mich darin mit anderen einig, daß nach dem ersten Plane Faust, dem Charakter der Genieperiode entsprechend (vergl. z. B., worauf mich Gustav Roethe aufmerksam macht, die letzte Strophe des Gedichts „An Schwager Kronos": Reiß mich ... In der Hölle nächtliches Thor! Töne, Schwager, ins Horn, Rassle den schallenden Trab, Daß der Orkus vernehme: wir kommen, Daß gleich an der Thüre Der Wirt uns freundlich empfange), zur Hölle fahren sollte. In Übereinstimmung mit den Faustromanen und wie bei Marlowe, Lenz, Klinger, Grabbe sollte der Faust des Stürmers und Drängers Wolfgang eine Tragödie der „niederdrückenden Art" werden, nicht der erhebenden, wozu der weimarische Olympier ihn schließlich gemacht hat.

Auch Hermann Geists Versuch, nachzuweisen, daß es nur einen Faustplan gegeben (im schärfsten Gegensatz zu Stiller, der in seinem Berliner Programm von 1891 meines Erachtens mit weit mehr Recht drei Faustpläne feststellt), und daß Goethe in der vollendeten Dichtung ganz diesem ursprünglichen Plane gemäß verfahren sei, ist durchaus mißlungen, und zwar weit mehr noch als die gleichen früheren Versuche. Goethe selbst freilich hat später sich bemüht, die Unterschiede der ver-

schiedenen Pläne zu verwischen, und insofern einen gewissen Anlaß zu solch verkehrten Versuchen gegeben.

Ebenfalls gescheitert ist der Verfasser mit dem Nachweise, daß Faust im Urfaust titanisch sei: die titanischen Willensäußerungen z. B. V. 1741 flg., 1785, 2351 u. a. finden sich erst im Fragment und in der Tragödie. Neuerdings erst wieder hat Karl Sell das Gegenteil nachgewiesen. Dagegen ist es Geist gelungen, was freilich leicht genug war, das Titanische des Faust der vollendeten Dichtung darzulegen.

Mit einem Aufwande von Worten, deren Fülle die Sache in der Regel mehr verdunkelt als aufhellt, in abstrakter, vielfach nicht treffender und erschöpfender Ausdrucksweise führt der Verfasser, mehr Behauptungen und Normen aufstellend, als wirklich nachweisend und überzeugend, aus, daß schon im Urfaust alle Grundlagen der vollendeten Dichtung lägen. Dieser Versuch mußte natürlich mißlingen. Die Auffassung ist übrigens dabei wieder ganz im Geschmacke der Hegelschen Philosophie: das Tragische wird als „die konkrete Einheit unendlicher Freiheit des Menschen mit den Schranken seiner Endlichkeit“ bezeichnet. „Alles Lebendige ist eine konkrete Einheit von ihm innewohnenden Unterschieden, von immanenten Gegensätzen.“

Den Erdgeist faßt Hermann Geist mit J. Collin, den er ebensowenig wie andere Forscher nennt, als Verkörperung der Gottheit selber, Mephistopheles als den Teufel selber auf. Richtig setzt er im Unterschiede von Valentin, der sich allzusehr vom Gesichtspunkte der Symmetrie leiten läßt, den Umschlag an den Anfang des Zweiten Teiles. Dem, was der Verfasser über diesen Teil der Dichtung, den er S. 132—213 eingehend erklärt, sagt, kann man etwas eher beipflichten, soweit ihn nicht die falsche Datierung des obenerwähnten Paralipomenon auch hier zu Irrtümern führt. Die schon oben bemerkte beneidenswerte Sicherheit des Verfassers tritt indessen auch weiterhin hervor. So wenn er von dem Hofe des jungen Kaisers Maximilian spricht, als ob es feststehe, daß dieser gemeint sei, während andere mindestens mit demselben Rechte und jedenfalls unter größerer Wahrung der geschichtlichen Überlieferung von der Zeit, wo der historische Faust auftrat, an Karl V. gedacht haben.

Es würde zu weit führen, auf die Auseinandersetzungen Geists im einzelnen einzugehen. Auch würde es schwerlich lohnen. Ich muß gestehen, daß ich nicht recht weiß, für wen das Buch bestimmt ist. Den bekannten „weiteren Kreisen“ dürfte die Schreibweise des Verfassers das Verständnis erschweren. Für die Fachmänner aber ist die Schrift unnötig, es sei denn, daß sie diesen von neuem beweist, was freilich keines Beweises mehr bedarf, daß man mit der spekulativen Erklärung des Faust viel weniger weit kommt als mit der realistischen und litterar-

historischen, daß keine Erklärung geschichtliche Grundlage, Entstehungsgeschichte und Kritik der Tragödie ungestraft vernachlässigen kann.

Bei der erdrückenden Masse der Faustlitteratur brauchen wir keine Bücher mehr, die nichts Neues bieten, noch weniger aber solche, die veraltete Ansichten mit wenig überzeugender Kraft vorbringen.

Daß wir kein günstigeres Urteil über Hermann Geists Arbeit fällen konnten, bedauern wir um so mehr, als dieselbe mit Wärme und Begeisterung geschrieben ist.

Ein den Sinn völlig verdunkelnder Druckfehler ist mir S. 123 aufgefallen: „Die Verhandlungen ... zeigen, daß die ersten drei Akte ... das Grundthema der reinen Schönheit hat" statt haben.

Freiberg (Sachsen). **Paul Knauth.**

Jahrbücher und Jahresberichte des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde. 63. Jahrgang. Schwerin 1898. 226 S. u. 16 S. — 62. Jahrgang. Schwerin 1897. 359 S. u. 44 S. gr. 8°.

Ich habe die Fachgenossen an dieser Stelle stets auf die Publikationen des Vereins für meklenburgische Geschichte und Altertumskunde aufmerksam gemacht, weil sie meistens wichtige Beiträge zur Germanistik enthalten. Die beiden letzten Bände sind in dieser Beziehung weniger interessant. Band LXII bringt eine umfassende Abhandlung von C. Moeller „Geschichte des Landes-Postwesens in Mecklenburg-Schwerin". Der vorliegende LXIII. Jahrgang enthält S. 1—88 eine Abhandlung von R. Beltz „Über Steinzeitliche Funde in Meklenburg". Daran schließt sich eine Arbeit von R. Wagner „Das Bündnis Karls des Großen mit den Abodriten" (S. 89—129).[1] Auf den Seiten 130—137 behandelt M. Wehrmann in Stettin die Geschichte „Barnims von Werle, des Propstes in Stettin und Camin".

Sprachlich interessanter ist F. Crulls Abhandlung „Das Amt der Goldschmiede zu Güstrow und der Güstrowsche Goldschmied Matz Unger. Zwei Beiträge zur Handwerksgeschichte", dazu sechs Anlagen. Die erste von diesen Anlagen beginnt folgendermaßen:

Durchleuchtiger, Hochgebornner Furst vnnd Her. Mein vnderthenig gehorsam vnnd vorpflicht schuldige diennste seint E. f. g. alles vleiß zuuor. Gnediger Furste vnnd Her. E. f. g. Magk ich vndertheniger meynunge zu gnediger erinnerunge nicht vorhalten, Nachdeme ich Armer mhann E. f. g. für derselbigen abreisenn vndertheniglich bericht, Wie das mein vorfarnn

1) Von demselben Verfasser R. Wagner ist nun auch das II. Heft der „Meklenburgischen Geschichte in Einzeldarstellungen" erschienen, welches „Die Wendenzeit" behandelt. Berlin 1899. 195 S. gr. 8°.

seliger Peter Meyworm, platenschleger alhie zu Gustrow, dem dorchleuchtigenn Hochgebornnen Furſten vnnd Hern Hern Georgenn etwann Hertzogenn zu Megkelburgk etc. seligenn Hochloblicher vnnd milder gedechtnus, E. f. g. freundtlichen geliebten Hernn Brodernn, laut seinenn Registern sein furstlichen gnadenn selbst personnlich ahnn Harnisch vnnd zugehorigen Rustunge souil gefertigt, das Jme s. f. g. Nach zugelegter Rechennschaft siebenn vnnd sechtzig guldenn schuldig geplieben, Deß izt noch ein krage, ein pagkenel vnnd ein par Henschen vorhannden sein f. g. zugehorig, die in diese Rechenschafft mit getzogen, So hat sein furstlich gnaden auch Christoffer Blixenn halben die Jme fur etzliche Rustunge schuldig geweßenn, zwey vnnd dreissig guldenn zu betzalen vorheissenn vnnd zugesagt, das also die summa des ganntzenn nachstands sich Newenn vnnd Newentzig guldenn belauffen thete, So habenn E. f. g. damals mir gnedige Zusagunge gethann bey E. f. g. Herrn Brudernn souil zu vorschaffenn, ich nun, die ich ahn seine Stadt Jnn schwere schulde gekommen, solte betzalt werdenn, Nun ist solichs E. F. g. dienern zum teil die noch vorhanndenn, vnnd Szunderlich Stellann Wagkenitzen Solichs wissenntlich, das ehr. s. f. g. meinem vorfaren wie gemelt soliche Summam Schuldig geplieben, es haben auch Sein f. g. gemeltem E. f. g. Amptman Wakenitzen bevolen daran zu sein, das obgedachter Meister Peter forderlich Bezalt mochte werden, der mir jolichs auch nicht abredig, Sundern Idertzeit gestenndig sein wirt, Deweile dann, gnediger Furst vnnd Her etc.

Auch die übrigen Anlagen bieten in Bezug auf die Sprache manche Eigentümlichkeiten, so auch die Abhandlung von H. Schnell über die Meklenburgischen Kirchenordnungen (S. 177—226), die im nächsten Jahrbuch fortgesetzt werden soll.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Neu erschienene Bücher.

K. Bredendiek und B. Müller, Sprachübungen für Fortbildungsschulen und verwandte Lehranstalten. Im Selbstverlag. Oldenburg, F. Büttners Buchdruckerei, 1899. 38 S. Preis 35 Pf.

Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. Zweite neu bearbeitete Auflage, fortgeführt von Edm. Goetze. 21. Heft. Dresden, L. Ehlermann, 1899. Preis 4 M. 20 Pf.

O. Reuter, Ludwig Jacobowski. Werk, Entwickelung und Verhältnis zur Moderne. Berlin, S. Calvary u. Co., 1900. 63 S.

G. Bötticher und K. Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. I. 3. Das Nibelungenlied. Vierte verbesserte Auflage. Halle a. d. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1900. 179 S.

—— II. 3. Die ältesten deutschen Messiaden. 83 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 421

An Goethes Hand unter südlichem Himmel.

Reiseskizzen von Dr. **Woldemar Schwarze** in Dresden.

(Schluß.)

IV. Sicilien. Heimreise.

Doch nun Ade, bella Napoli! Immer weiter nach Süden führt unser Weg, nach den lachenden Auen Trinakrias, nach Sicilien, der „Königin der Inseln“ (Goethe am 3. April 1787).

Sehr richtig schrieb Goethe an Frau von Stein: „In Neapel hätte meine Reise gar zu stumpf aufgehört“ und ein andermal sagte er: „Italien ohne Sicilien macht gar kein Bild in der Seele: hier ist der Schlüssel zu allem.“ Mit diesen Worten hat Goethe wieder einmal den Nagel auf den Kopf getroffen. Denn abgesehen von der herrlichen Natur jenes Inselkleinods wird jeder denkende und fühlende Mensch von den gewaltigen historischen Erinnerungen, die sich an dasselbe knüpfen, mächtig ergriffen. Phöniciche, griechische, römische, ostgotische, byzantinische, arabische, saracenische, normannische, hohenstaufische, französische, spanische Epochen sind über die Insel dahingerauscht, und diese wechselvolle Vergangenheit mit ihren günstigen und ungünstigen Schicksalen hat unverwischbare Spuren bis auf den heutigen Tag hinterlassen, sowohl in sichtbaren Denkmälern, als auch in Charakter, Naturell und Gemütsart der heutigen Sicilianer.

Eine Reise in jenes Land, den „Schauplatz antiken Märchenspuks, mittelalterlicher Greuel und moderner Gesetzlosigkeit“, galt noch zu Goethes Zeiten als ein großes Wagnis und war äußerst beschwerlich. Während Goethe mit dem neapolitanischen Paketboot, das „in Amerika gebaut, schnellsegelnd, inwendig mit artigen Kämmerchen und einzelnen Lagerstätten eingerichtet“ war, zur Überfahrt etwa neunzig Stunden brauchte, die er wegen der Seekrankheit meist in „horizontaler Lage“ verbrachte[1]),

1) Allzu schlimm scheint das Leiden nicht gewesen zu sein, denn er erzählt, daß er „abgeschlossen von der äußeren Welt“ sich ganz behaglich fühlte und sich mit dem Plane zur Umarbeitung des Tasso beschäftigte.

legt der moderne Reisende mit den schön eingerichteten Dampfern der Navigazione Generale Italiana in 12 bis 14 Stunden die Strecke von Neapel nach Palermo zurück.

So landeten auch wir nach einer trefflichen Überfahrt in einer sternenklaren Nacht mit dem prächtigen, stolzen „Christoforo Colombo“ früh 8 Uhr bei herrlichstem Sonnenschein in Palermo. Die Einfahrt in den Hafen, der einer der schönsten und größten der Welt ist, übt einen hohen Zauber aus, den Goethe mit folgenden Worten wiedergiebt: „Die Stadt gegen Norden gekehrt, am Fuß hoher Berge liegend; über ihr, der Tageszeit gemäß, die Sonne herüberscheinend. Die klaren Schattenseiten aller Gebäude sahen uns an, vom Widerschein erleuchtet. Monte Pellegrino rechts, seine zierlichen Formen im vollkommensten Lichte, links das weit hingestreckte Ufer mit Buchten, Landzungen und Vorgebirgen. Was ferner eine allerliebste Wirkung hervorbrachte, war das junge Grün zierlicher Bäume, deren Gipfel, von hinten erleuchtet, wie große Massen vegetabilischer Johanniswürmer vor den dunkeln Gebäuden hin und wider wogten. Ein klarer Duft blaute alle Schatten.“ Ein moderner Reisender aber schreibt: „Die prächtige, halb spanisch, halb orientalisch erbaute Stadt liegt breit hingelagert im langsam nach rückwärts aufsteigenden Zaubergarten der Conca d'oro (d. h. Goldene Schale), Palast reiht sich an Palast, Kuppel an Kuppel, und um das Ganze spannt sich ein riesenhafter Gürtel völlig unbewaldeter Berge.“

Mit Recht führt Palermo den Beinamen La felice, sowohl wegen seiner prächtigen Lage, als auch wegen seines trefflichen Klimas. Goethe charakterisiert die Stadt als „sehr leicht zu überschauen und schwer zu kennen, leicht, weil eine meilenlange Straße vom untern zum obern Thor, vom Meere bis gegen das Gebirge, sie durchschneidet und diese ungefähr in der Mitte von einer andern abermals durchschnitten wird; was auf diesen Linien liegt, ist bequem zu finden, das Innere der Stadt hingegen verwirrt den Fremden, und er entwirrt sich nur mit Hilfe eines Führers diesem Labyrinthe.“ Die erste dieser Straßen ist der Corso Vittorio Emanuele, vom Volke aber heute noch mit dem ältesten Namen Cassaro genannt (vom arabischen al Kassar, die Burg), die zweite die Via Macqueda; der Kreuzungspunkt der beiden Straßen, Quattro Canti genannt, wird von vier Barockpalästen eingefaßt, deren Fassaden mit Säulenstellungen und den Statuen der Jahreszeiten, der spanischen Könige und der heiligen Jungfrauen von Palermo geschmückt sind. Hier braust der Lärm einer echten Großstadt, hier drängt sich das Volk mit südlicher Lebhaftigkeit vor den eleganten Geschäftsläden.

Wie für Florenz die Paläste, für Rom die Kirchen, so sind für Palermo die Brunnen charakteristisch, eine Beobachtung, die auch Goethe

gemacht hat, indem er unter dem 5. April 1787 eingehend von dem phantastischen Brunnen auf der Piazza Pretoria, einem Werke der Florentiner Camilliani und Vagherini, spricht. Vielleicht stammt, so vermutet Haarhaus, die Vorliebe der Sicilianer für das Geplätscher eines Fontänenstrahls noch aus der arabischen Zeit, denn für den Orientalen ist ein wohnliches Gemach, ein schattiger Palasthof ohne Springquell undenkbar. Nächst den Brunnen erregen die Kirchen Palermos unsere Aufmerksamkeit, von denen aber Goethe nur den Dom, und auch diesen nur ganz kurz, erwähnt. Er wurde an der Stelle einer zur Moschee umgestalteten und dann dem Christentum wiedergegebenen Kirche von dem Erzbischof Walter of the Mill 1169—1185 erbaut, aber alle folgenden Jahrhunderte haben an ihm herumgeflickt, wodurch die Einheit des Stils natürlich wesentlich beeinträchtigt wurde. Der Deutsche pilgert in ernster Stimmung zu diesem Bauwerke, ruhen in ihm doch zwei kraftvolle deutsche Kaisergestalten, Heinrich VI. und sein hochgemuter Sohn, Friedrich II., unter tempelförmigen Baldachinen in majestätischen Porphyrsarkophagen. Bei einem Umbau, im Jahre 1781, wurden die Särge geöffnet, wobei man den Leichnam Friedrichs II. ausgezeichnet erhalten fand, in arabische Gewänder gehüllt und mit Krone, Reichsapfel und Schwert geschmückt. Das bedeutendste Bauwerk der Stadt ist der königliche Palast, dessen Grundlagen saracenisch sind, während dann Robert Guiscard, König Roger, die zwei Wilhelme, Friedrich II. und Manfred daran weiter gebaut haben. Im ersten Stockwerke liegt die berühmte Capella Palatina, in arabisch-normannischem Stil erbaut, „die mit ihrem prachtvollen Mosaikschmuck wohl die schönste Schloßkapelle der Welt zu nennen ist, ein wahres Schatzkästlein mittelalterlicher Kunst". Die Wände sind mit den herrlichsten Glasmosaiken auf Goldgrund bedeckt, die Scenen aus dem alten Testament, dem Leben Christi und der Apostel Petrus und Paulus darstellen: ein Anblick von märchenhaft orientalischer Pracht.

Der schönste Schmuck der Stadt jedoch sind die zahlreichen öffentlichen Gärten und Parks, so besonders der prächtige Giardino Garibaldi, die Flora oder Villa Giulia, endlich der botanische Garten, alle drei gefüllt mit der ganzen Zauberpracht tropischer und subtropischer Pflanzen. Blütentragende Bäume, Orangen, Citronen, Erythrinen, Magnolien u. a. erfüllen im Frühjahre die Luft mit balsamischen Wohlgerüchen, ganze Alleen von haushohen Palmen spenden köstlichen Schatten, prächtige Bananen, schöne, bis 15 m hohe Bambusen, Strelitzien, australische Myrtaceen, Bougainvillien u. a. herrliche Pflanzen wuchern hier in üppiger Pracht. In der Flora brachte Goethe „die vergnügtesten Stunden" zu. „Es ist der wunderbarste Ort von der

Welt“, fährt er dann fort. „Regelmäßig angelegt, scheint er uns doch feenhaft; vor nicht gar langer Zeit gepflanzt, versetzt er ins Altertum. Grüne Beeteinfassungen umschließen fremde Gewächse; Citronenspaliere wölben sich zum niedlichen Laubengange; hohe Wände des Oleanders, geschmückt von tausend roten, nelkenhaften Blüten, locken das Auge; ganz fremde, mir unbekannte Bäume, noch ohne Laub, wahrscheinlich aus wärmeren Gegenden, verbreiten seltsame Zweige. Eine hinter dem flachen Raume erhöhte Bank läßt einen so wundersam verschlungenen Wachstum übersehen und lenkt den Blick zuletzt auf große Bassins, in welchen Gold- und Silberfische sich gar lieblich bewegen, bald sich unter bemooste Röhren verbergen, bald wieder scharenweise, durch einen Bissen Brot gelockt, sich versammeln. An den Pflanzen erscheint durchaus ein Grün, das wir nicht gewohnt sind, bald gelblicher, bald bläulicher als bei uns.“ Von der Villa Giulia bis zum Hafen La Cala erstreckt sich die Marina, eine prachtvolle, mit Bäumen bepflanzte Promenade, mit herrlicher Aussicht auf das Meer und Gebirge. Hier versammelt sich in der guten Jahreszeit bei den Klängen der Musik ganz Palermo und promeniert oder fährt in leichten, eleganten Kaleschen dahin, ein anziehendes Schauspiel, das auch Goethe genoß (3. April 1787).

Unter den Sammlungen Palermos nimmt eine hervorragende Stellung das Museo nazionale ein. In ihm finden wir die berühmten Metopen von Selinus, die uns einen interessanten Blick in ein besonders merkwürdiges Stück antiker Kunstgeschichte thun lassen, und den vielgenannten kleinen Flügelaltar (Triptychon), der als ein Kunstkleinod ersten Ranges unter allen Schöpfungen der altniederländischen Malerschule gefeiert wird.

In der herrlichen Umgebung Palermos ziehen besonders der Monte Pellegrino und Monreale den Fremden an. Der erstere, von Goethe als „das schönste von allen Vorgebirgen der Welt“ bezeichnet, dessen schöne Form sich mit Worten nicht beschreiben lasse, ist eine über 600 m aufragende isolierte Kalksteinmasse und war noch im 15. Jahrhundert zum größten Teile bewaldet, während heute die zerklüfteten Felsen mit Gräsern und Kräutern bedeckt sind, die den Rinder- und Ziegenherden eine dürftige Nahrung bieten. An seinem Fuße aber wuchern die Opuntien wie in ihrem Vaterlande Mexiko: ein Gewirr graugrüner, fleischiger, stachliger Blätter, die im Frühling sich mit Blüten von brennendem Gelb schmücken, im Herbst aber stachlige Früchte tragen, eine bei den ärmeren Klassen der Bevölkerung sehr beliebte, billige Nahrung. Wenn man durch diese tropischen Gewächse die prächtige, von den spanischen Vizekönigen „in spanischer Grandezza“ gepflasterte und in fünfzehn gewaltigen Windungen emporführende Straße hinauf-

gewandert ist, so wird man durch eine herrliche Aussicht belohnt: der fruchtbare Thalkessel von Palermo, der ganz und gar mit köstlichen Orangen und duftenden Mispeln bepflanzt ist, die zahlreichen Vorgebirge der Nordküste, das stille Ustika, in der Ferne die rauchenden Vulkane der weinreichen liparischen Inseln, die Rauchsäule des fernen Ätna und das wogende ewige Meer entzücken unser Auge. Hoch oben, unterhalb des Gipfels, liegt die Grotte der heiligen Rosalia, der Schutzpatronin Palermos, zu der besonders am zweiten Pfingsttage zahllose Fromme hinaufpilgern. Goethes Beschreibung dieser Örtlichkeit, von der er sich „nur mit Schwierigkeit losreißen konnte“, ist heute noch zutreffend und spiegelt die daselbst herrschende mystische Stimmung trefflich wieder; jeder Goethefreund kann die interessante Schilderung unter dem 6. April 1787 nachlesen.

Aber nicht nur vom Monte Pellegrino, sondern auch von zahlreichen anderen Aussichtspunkten genießt man die Schönheit dieser paradiesischen Gegend in vollen Zügen, so von den Zinnen der Zisa oder dem Dach der Kathedrale von Monreale oder dem ehemaligen Minoritenkloster S. Maria di Gesu oder dem Belvedere der Villa Valguarnera in Bagheria. Nach Monreale zieht den Fremden der herrliche normannische Dom, zu dem eine prächtige, vom Erzbischof Testa angelegte Kunststraße emporführt, die ein Reisender in überschwenglicher Bewunderung „das kühnste Werk, das ein Privatmann in alten oder neuen Zeiten unternommen“, nennt. Die imposante Kathedrale stammt aus dem 12. Jahrhundert; sie wurde 1811 durch einen Brand stark beschädigt, dann aber wieder hergestellt (das schöne Gebälk auf Kosten des kunstsinnigen Ludwigs I. von Bayern). Der kostbarste Schmuck der Kirche sind die reichen Mosaiken, die mit ihren 6340 qm Wandfläche die umfangreichsten Siciliens sind; sie stellen Scenen aus dem alten Testament, aus dem Leben Christi und der Apostel dar und machen in ihrer Farbenpracht, namentlich wenn die Sonne ihr goldenes Licht darüber ergießt, einen unbeschreiblich schönen Eindruck.

Von Palermo aus wandten wir uns nach Segesta. Hier interessiert besonders ein gewaltiger dorischer Tempel, der, wie Goethe schon richtig erkannt, wohl niemals vollendet worden war; die wuchtigen Säulen sind ohne Canneluren geblieben und teilweise noch mit den Zapfen versehen, die beim Transport zum Befestigen der Stricke dienten, auch der Fußboden ist noch ungeebnet. Trotzdem macht dieser Tempeltorso, zumal in der großartigen Gebirgsumgebung, einen unvergeßlichen Eindruck. Wunderbar treffend charakterisiert Goethe die Stimmung, die über das Ganze ausgebreitet ist, mit folgenden Worten: „Die Lage des Tempels ist sonderbar: am höchsten Ende eines weiten langen Thals,

auf einem isolierten Hügel, aber doch noch von Klippen umgeben, sieht er über viel Land in eine weite Ferne, aber nur ein Eckchen Meer. Die Gegend ruht in trauriger Fruchtbarkeit, alles bebaut, und fast nirgends eine Wohnung. Auf blühenden Disteln schwärmten unzählige Schmetterlinge. Wilder Fenchel stand acht bis neun Fuß hoch, verdorrt, vom vorigen Jahre her so reichlich und in scheinbarer Ordnung, daß man es für die Anlage einer Baumschule hätte halten können. Der Wind sauste in den Säulen wie in einem Walde, und Raubvögel schwebten schreiend über dem Gebälke." Bei genügender Zeit besucht man gern noch die östlich vom Tempel liegenden Ruinen der Stadt Segesta auf dem Monte Barbaro, an dessen Fuße die Trümmer eines Theaters sich befinden. Unser großer Landsmann verzichtete darauf. „Die Mühseligkeit, in den unscheinbaren Trümmern eines Theaters herumzusteigen", sagt er, „benahm uns die Lust, die Trümmer der Stadt zu besuchen."

Unser nächstes Reiseziel war Girgenti. Dorthin gelangten wir nach mehrstündiger Fahrt über Termini, eine der lebhaftesten Landstädte Siciliens, und über Roccapalumba, wo die Bahn die Wasserscheide zwischen dem tyrrhenischen und dem afrikanischen Meer erreicht, fast stets von üppigen Getreidefeldern, dem Geschenke der segenspendenden Demeter, begleitet, die noch heute die schützende Landesgöttin ist.

Eine stolze Vergangenheit liegt hinter der Stadt, war doch das alte Agrigentum, das Akragas der Griechen, nach Pindar „die schönste Stadt der Sterblichen" und, so dürfen wir hinzufügen, nächst Syrakus die glänzendste, reichste Stadt Siciliens, der Stapelplatz des umfangreichen Handels mit Karthago; die Einwohnerzahl wird zur Zeit der Blüte der Stadt auf 800000 angegeben! Die alte Macht und Herrlichkeit ist heute zwar dahin, die stolzen Paläste der reichen Handelsherren, deren Flotten einst das Meer bedeckten, sind in Trümmer gesunken, aber von dem einstigen Reichtum und der ehemaligen Blüte reden heute noch unzerstörbare Zeugen einer großen Zeit, die herrlichen, majestätischen Tempel.

Auf dem Wege von der Eisenbahnstation nach dem Gipfel des Höhenrückens, auf dem sich das heutige Girgenti angesiedelt hat, hatte ich ein kleines, interessantes Erlebnis. Es dauerte nämlich nicht lange, da wurde ich auf meiner Wanderung von einem mit drei Personen besetzten Gefährt eingeholt, dessen Kutscher der Landessitte gemäß, um sich ein paar Centesimi Trinkgeld zu verdienen, mir un posto, in diesem Falle den noch leeren vierten Platz im Wagen, anbot. Da die sicilische Sonne, trotzdem wir schon Anfang November hatten, recht heiß herniederbrannte, nahm ich das Anerbieten an und wurde mit einem

freundlichen Buon giorno von meinen neuen Reisegefährten, einfachen Leuten aus dem Volke, begrüßt. Nach kurzem bildete ich den Gegenstand ihrer Unterhaltung und wurde bald für einen Franzosen, bald für einen Engländer gehalten. Als endlich der eine sich ein Herz faßte und, wie einst im homerischen Altertum, die Frage nach Herkunft, Heimat und Stand an mich richtete, erwiderte ich mit Stolz: „Sono un tedesco, Germania è la mia patria!“ Von unserem schönen Vaterland hatten sie offenbar eine sehr traurige Vorstellung, sie suchten es jedenfalls in nebelhafter Ferne, vielleicht in der Nähe des Nordpols, denn der eine von ihnen fragte sofort, in Deutschland sei es wohl immer sehr kalt und das Land sei wohl außerordentlich unwirtlich, rauh und unbehaglich, während ein anderer fragte, ob alle Deutschen so viel Geld hätten wie einer, den er vor Jahresfrist einmal bei sich beherbergt hätte. Ich wurde durch die naiven Fragen dieser Naturkinder lebhaft an die Worte Goethes erinnert, der ganz richtig bemerkt, daß der Neapolitaner, und wir dürfen dies verallgemeinern, der Südländer überhaupt im Besitze des Paradieses zu sein glaubt und von den nördlichen Ländern einen sehr traurigen Begriff hat: Sempre neve, case di legno, gran ignoranza, ma danari assai! Im weiteren Laufe des Gesprächs vermutete einer meiner Reisegefährten, daß ich wohl in Geschäften nach Girgenti käme; als ich dies verneinte und erklärte, allein die Tempel und sonstigen Sehenswürdigkeiten der Stadt zögen mich nach Girgenti, da schüttelten sie ihre Köpfe und konnten nicht genug staunen, daß ich solch eine „fürchterliche Reise“ gemacht hätte, nur um die Trümmer einiger Tempel zu sehen. So waren wir allmählich auf die Höhe gelangt nach der heutigen Stadt, wo ich nun Abschied von meinen bisherigen Begleitern nahm, um nach den Tempeln zu wandern, die schon von ferne, von dem goldenen Licht der Sonne übergossen, heraufgrüßten.

Bei weitem am besten ist der Tempel der Concordia erhalten. Er hat den Stürmen der Jahrhunderte Trotz geboten und war im Mittelalter zu einer Kirche des heiligen Gregorius delle Rapi (d. h. der Rüben) umgestaltet worden. Seine 34 mächtigen dorischen Säulen mit dem Architrav und den Frontons stehen noch. Der Eindruck des gewaltigen Baues ist überwältigend; „seine schlanke Baukunst“, um mit Goethe zu reden, „nähert ihn schon unserm Maßstabe des Schönen und Gefälligen, er verhält sich zu denen von Pästum wie Göttergestalt zum Riesenbilde“. Der Tempel war kurz vor Goethes Anwesenheit restauriert worden, allerdings, wie er sagt, in geschmackloser Weise, indem man die Lücken mit blendend weißem Gips ausbesserte. Nicht so gut erhalten ist der Junotempel, der majestätisch über jähem Abhang mit prächtiger Aussicht auf das blaue Meer und die weißen Häuser des

modernen Girgenti gelegen ist. Er ist ein Peripteros Hexastylos von 34 Säulen aus der besten Zeit des dorischen Stils (5. Jahrhundert vor Christi). Beklagenswert ist der Verfall des herrlichen Werkes: teils Naturmächte, besonders Erdbeben, teils rohe, barbarische Menschenhände haben an seiner Zerstörung gearbeitet. Nur 25 ganze Säulen stehen noch und zeugen von verschwundener Pracht, 9 halbe sind wieder aufgerichtet; unablässig aber tobt der Scirocco gegen den weichen Muscheltuff und hat bereits die Säulen auf der Südostseite durch die beständige Wirkung des Triebsandes förmlich ausgehöhlt. An dritter Stelle zu nennen ist der Jupitertempel, ein im Altertum vielgepriesenes Werk, das Polybius und Diodor geschildert haben, heute eine kolossale Trümmerstätte, anzuschauen „wie die Knochenmasse eines Riesengerippes“ (Goethe). Die Riesendimensionen der noch erhaltenen Säulen können wir am besten aus Goethes Worten ermessen, der sagt: „Von der Cannelierung der Säule kann dies einen Begriff geben, daß ich, darin stehend, dieselbe als eine kleine Nische ausfüllte, mit beiden Schultern anstoßend. Zweiundzwanzig Männer, im Kreise nebeneinandergestellt, würden ungefähr die Peripherie einer solchen Säule bilden.“ Besondere Bewunderung erregen die riesigen, wohl als Träger des Gebälks dienenden Telamonen oder Atlanten, von denen man einen wieder zusammengesetzt hat, der 7,75 m mißt. Noch bis 1401 standen bedeutende Reste des Tempels, der dann leider jahrhundertelang als Steinbruch benutzt wurde und z. B. auch für den Bau des Molo von Girgenti zum Teil das Material lieferte. Erwähnt seien schließlich noch die Trümmer des sogenannten Herkulestempels, der nach Goethes Worten noch Spuren vormaliger Symmetrie entdecken ließ. Er ist in römischer Zeit ausgebessert worden und soll einst das berühmte Bild der Alkmene von Zeuxis enthalten haben. Weit unbedeutender sind die unter dem Namen „Tempel des Äskulap“ und „Grab des Theron“ erhaltenen antiken Überreste.

In der heutigen Stadt zieht besonders der Dom, ein stark modernisiertes Bauwerk, die Aufmerksamkeit auf sich; sein schönster Schmuck ist eine Madonna von Guido Reni und ein berühmter als Taufbecken benutzter Marmorsarkophag mit Reliefdarstellungen aus der Hippolytus-Sage, eine Perle griechischer Skulptur. Goethe sagt über die feine Arbeit sehr treffend: „Hippolyt mit seinen Jagdgesellen und Pferden wird von der Amme Phädras aufgehalten, die ihm ein Täfelchen zustellen will. Hier war die Hauptabsicht, schöne Jünglinge darzustellen; deswegen auch die Alte, ganz klein und zwergenhaft, als ein Nebenwerk, das nicht stören soll, dazwischen gebildet ist. Mich dünkt, von halberhabener Arbeit nichts Herrlicheres gesehen zu haben; zugleich voll-

kommen erhalten. Es soll mir einstweilen als ein Beispiel der anmutigsten Zeit griechischer Kunst gelten."

Voll großartiger, unvergeßlicher Eindrücke schied ich denn nun von Girgenti, nachdem ich noch den hochthronenden Athene-Felsen besucht und die herrliche Aussicht bewundert hatte. Mein Weg führte mich jetzt auf interessanter Bahnstrecke durch die Region der Schwefelgruben, aus denen ganze Züge geduldiger Esel und troddelbehängter Maultiere die schweren gelben Schwefelblöcke herausschleppen, über Canicatti und Caltanisetta nach Castrogiovanni. Es ist dies das durch den Raub der Proserpina berühmt gewordene Enna der Alten, im Altertum eine wegen ihrer Fruchtbarkeit besonders gepriesene Gegend, ein viel besungenes Paradies, in dem der Sage nach die Jagdhunde die Fährte des Wildes wegen des betäubenden Blütenduftes verloren, und das Land hundertfältig Frucht trug. Zu Goethes Zeiten war es eine elende Landstadt, wo die Fremden so schlecht aufgehoben waren und eine so „klägliche Nacht" zubrachten, daß sie „ein feierliches Gelübde thaten, nie wieder nach einem mythologischen Namen ihr Wegeziel zu richten". Von hier aus sieht man bereits die Pyramide des Ätna, die sich nach Osten riesenhaft in des Himmels Blau emportürmt. Bis nach Catania braucht die Eisenbahn nun noch wenige Stunden. Der Ätna beherrscht jetzt dauernd das schöne Landschaftsbild. Man sieht das malerisch an steilem Felsabhang sich hinziehende Centuripe, das von Friedrich II. wegen eines Aufstandes einst zerstört wurde, durchfährt dann die in üppigster Fruchtbarkeit prangende „Piana di Catania", die einen bedeutenden Ertrag alljährlich in die sicilische „Kornkammer" entsendet, und gelangt endlich durch einen langen Tunnel, der einen Lavastrom durchbricht, in den hart am Meer gelegenen Bahnhof von Catania.

Die Stadt Catania, die von jeher die Nebenbuhlerin Palermos war, ist in den letzten Jahrzehnten zu einer der wohlhabendsten Städte Siciliens emporgeblüht und treibt einen lebhaften Handel mit den Produkten der reichen Umgebung: Wein, Getreide, Orangen, Citronen, Mandeln, Schwefel. Für den Archäologen bietet sie äußerst wenig; die meisten Altertümer sind ohne Interesse, denn die Überreste des antiken Theaters liegen größtenteils unter der Erde in Lava begraben und können zum Teil nur mit Fackellicht besucht werden, so daß man nur schwer einen Begriff von der Gesamtanlage des Bauwerks erhält. Am sehenswertesten ist die prächtige Aussicht vom Turme von S. Nicola oder vom Benediktinerkloster sowie der hübsche öffentliche Garten, die Villa Bellini, mit geschmackvollen gärtnerischen Anlagen und anmutigen Blicken auf die Umgebung der Stadt. Vor allem aber ist Catania für den modernen Reisenden der Ausgangspunkt für Ätna-Besteigungen. Dieser Bergriese, von den Sicilianern oft

schlechtweg il Monte genannt, gegen den nach einem Wort Seumes der Vesuv wie „ein Maulwurfshügel" erscheint, ist der höchste Vulkan Europas, mit seiner Riesensäule „vielleicht die furchtbarste und merkwürdigste Naturgestalt unseres Weltteils" (Hehn). Sein schneebedeckter Gipfel — besingt doch schon Pindar in seinem gewaltigen Liede Pyth. 1,15 „die schneeige Aitna, das ganze Jahr hindurch die Pflegerin kalten Schnees" — entsendet beständig eine dünne Rauchsäule und hat schon oft Tod und Verderben über die lachenden Fluren zu seinen Füßen ausgegossen, so daß man gegen achtzig geschichtlich bezeugte Ausbrüche zählt. Für denjenigen, der auf die beschwerliche Besteigung des majestätischen Ätna verzichtet, ist schon ein Ausflug nach den Monti Rossi, dem gegen 1000 m hohen Doppelkrater, aus dem der furchtbare Ausbruch des Jahres 1669 erfolgte, äußerst lohnend. Die Monti Rossi hat auch Goethe im Jahre 1787 besucht; jedoch „ein gewaltsam stürmender Morgenwind machte jeden Schritt unsicher", und unser kühner Landsmann war „jeden Augenblick in Gefahr, in den Krater getrieben zu werden". Die Aussicht von der Höhe ist überraschend schön: man überschaut, um mit Goethe zu reden, den ausgedehnten Strand von Messina bis Syrakus mit seinen Krümmungen und Buchten, entweder ganz frei oder durch Felsen des Ufers nur wenig bedeckt, dazu ein gewaltiges Stück von Calabrien, dessen groteske Felsenzinnen in blauem Duft aus den Fluten des Meeres emportauchen, während sich im Norden greifbar nahe die Riesenpyramide des Ätna gen Himmel türmt, von einem Kranze kleinerer Krater umgeben, wie ein König im Kreise seiner Vasallen.

Auf dem Wege von Catania nach Messina enthüllt nochmals die sicilische Landschaft all ihre bestrickenden Reize: auf das Schneehaupt des Ätna bieten sich nochmals prächtige Rückblicke, die tiefblauen, schaumgekrönten Wogen des Meeres tosen brandend gegen die zerklüftete Küste, tropisch üppige Vegetation begleitet uns. Dazu kommt der Reiz mythologischer Erinnerungen, der diese ganze Gegend verklärt. „Es ist", wie ein moderner Reisender sagt, „eine Odyssee-Landschaft, wo jeder Fels, jeder Fluß an die Abenteuer des königlichen Dulders gemahnt, eine Landschaft, wo auch der Reisende, der nicht gerade Philolog von Fach ist, einen starken Drang verspürt, seinen Bädeker in den Koffer zu stecken und statt dessen den Homer hervorzuziehen."

Endlich finden wir halbwegs zwischen Catania und Messina noch eine Perle griechischer Baukunst, das Theater von Taormina, auf steiler Höhe gelegen und so harmonisch in die felsige Landschaft eingefügt, daß es Goethe „das ungeheuerste Natur- und Kunstwerk" nennt. Der Bau, halbkreisförmig in den Felsen gearbeitet, ist

griechischen Ursprungs, aber in römischer Zeit stark restauriert worden; die Bühne gehört zu den besterhaltenen aller antiken Theater, die Akustik ist so trefflich, daß man noch jetzt jedes auf der Bühne gesprochene Wort auch auf den obersten Sitzreihen bequem versteht. Die Lage des Theaters ist unvergleichlich schön; mit Recht nennt Hehn die Aussicht romantisch und sagt, daß sie den Deutschen, der den Norden noch im Herzen trage, so heimisch anspreche, als stünde er noch am burgenreichen Rheinstrom: in der That ein treffender Vergleich. Den märchenhaften Eindruck des Ganzen geben wir mit Goethes Worten wieder, der sagt: „Setzt man sich nun dahin, wo ehemals die obersten Zuschauer saßen, so muß man gestehen, daß wohl nie ein Publikum im Theater solche Gegenstände vor sich gehabt. Rechts zur Seite, auf höheren Felsen, erheben sich Kastelle, weiter unten liegt die Stadt, und obschon diese Baulichkeiten aus neueren Zeiten sind, so standen doch vor alters wohl eben dergleichen auf derselben Stelle. Nun sieht man an dem ganzen langen Gebirgsrücken des Ätna hin, links das Meerufer bis nach Catania, ja Syrakus; dann schließt der ungeheure dampfende Feuerberg das weite breite Bild, aber nicht schrecklich; denn die mildernde Atmosphäre zeigt ihn entfernter und sanfter, als er ist." Zauberhaft und stimmungsvoll wirkt die Beobachtung des Sonnenaufgangs von den Ruinen des Theaters aus: wenn der glühende Feuerball aus dem Abgrund des Meeres, das nach Platens Worten klar wie ein Spiegel erscheint, emportaucht, den glitzernden Schnee auf dem ehrwürdigen Haupt des Ätna rot anhaucht und dann eine goldene Lichtflut über die aus nächtlichem Schlummer erwachte Landschaft ausgießt, dann begreift man, daß seit alter Zeit die Dichter wetteifern, diesen Glanzpunkt des trinakrischen Wunderlandes zu besingen. Wie glücklich waren doch die Alten, da sie nicht wie wir in massive, oft plump wirkende steinerne Theatergebäude eingeschlossen waren, aus denen heraus das Auge vergeblich den Weg zum Blau des Himmels und zum belebenden Lichte der Sonne sucht, sondern innig geschmiegt an die Brust der Natur den erhabenen, hehren Schöpfungen der Kunst lauschen durften! „Von jenen Sitzreihen", sagt der geistvolle Hehn „beherrschte der Blick Land und Meer im freien Sonnenlicht, er fiel auf die Linien des Gebirges, nicht auf lampenbeschienene vergoldete Schnörkel und falsche Kurven — und damit war auch so vieles Falsche in Kunst und Empfindung ausgeschlossen."

Bei der Weiterfahrt nach Messina passiert man eine große Anzahl der für das östliche Sicilien so charakteristischen Fiumaren, d. h. Gebirgsbäche, die im Hochsommer austrocknen, im Winter und Frühling aber gleich tosenden Wasserfällen unter donnerähnlichem Lärm sich ins Meer ergießen. Prächtige Gärten und geschmackvolle Villen der wohlhabenden

Bürger Messinas kündigen alsbald die Nähe der Stadt an. Die scharfe Silhouette der schön geformten calabrischen Berge taucht aus dem Meere empor, die Meeresstraße verengt sich mehr und mehr, und aus dunklen Orangenhainen schimmern freundlich die weißen Häuser von Reggios Strand herüber. Kurz vor der Einfahrt in den Bahnhof von Messina sendet von steiler Höhe der Campo santo der Stadt, von einer zierlichen, blendend weißen gotischen Kirche und düsteren Cypressen überragt, dem Fremdling einen feierlich ernsten Gruß zu. Die eigentlichen Sehenswürdigkeiten der Stadt Messina, unter denen der Dom und der eben erwähnte Friedhof wegen seiner prächtigen Aussicht und großartigen Grabhallen in ionischem Stil einen Besuch verdienen, sind bald erschöpft; um so lieblicher sind die landschaftlichen Reize der Stadt. Der von einer sichelförmigen Halbinsel wie von einem schützenden Arme umschlungene Hafen ist einer der schönsten und besten der Welt, der Schiffahrtsverkehr deshalb ein außerordentlich reger. Am Hafen entlang dehnt sich die Marina aus, eine breite von palastartigen Gebäuden eingefaßte Straße, von der man aus einen stets wechselnden Blick auf das frische, fröhliche Treiben auf dem feuchten Elemente genießt. Unter den Ausflügen, die man in die schöne Umgebung Messinas machen kann, verdient besonders der nach dem Fischerdorfe Faro Erwähnung. Dasselbe, auf der Landzunge gelegen, in welche die Nordostspitze der Insel mündet, stammt erst aus dem Anfange des 19. Jahrhunderts, als die Engländer hier Schanzwerke anlegten, um die Franzosen unter Murat im Schach zu halten. Dicht beim Dorfe liegt der stattliche Leuchtturm, ein treuer, nimmer müder Wächter für die Schiffer, die sich der tückischen Meerenge nähern. Hier stehen wir an dem interessanten Punkte, wo die geschäftige Phantasie der Griechen jene beiden unheimlichen Fabelwesen Scylla und Charybdis hausen ließ, deren verderbliche Wirkung noch heute mit emsiger Beredsamkeit der Leuchtturmwärter seinen Besuchern berichtet. Die Aussicht von der Höhe des Turmes ist, namentlich wenn die sinkende Sonne ihre feurigen Abschiedsgrüße über die Landschaft haucht und Meer und Gebirge nochmals zauberisch vergoldet, eine der schönsten in ganz Sicilien.

Nach einer stürmischen, wenig behaglichen Überfahrt, auf der das Schiff in allen Fugen ächzte und die salzigen Fluten wiederholt über das Verdeck hinwegschlugen, so daß die Hälfte der Passagiere, um mit Goethe zu reden, „die unangenehme Empfindung der Seekrankheit“ durchkosten und dem gestrengen Neptun noch opfern mußte, landeten wir in Reggio und betraten wieder das italienische Festland. Daß ich Sicilien gesehen habe, möchte ich mit Goethe ausrufen, ist mir ein unzerstörbarer Schatz auf mein ganzes Leben! In der That ist ein Be-

such Italiens ohne Sicilien etwas Halbes, Unvollständiges, das auch nur eine unvollständige Vorstellung in der Seele des Besuchers zurückläßt. Wie die Lombardei, der altkeltische Boden, noch nicht Italien ist, sagt Hehn, so ist Sicilien erst Italien, die eigentliche Wirklichkeit des Südens, von dem wir träumen und den zu suchen wir auszogen. Welch eine Vergangenheit liegt hinter dieser mit allen Reizen der gütigen Mutter Natur beschenkten Insel! Welch herrliche Überreste antiker Kultur, vor allem welch majestätische Werke des schaffensfreudigen, ewig jungen griechischen Genius erfüllen hier unsere Seele mit erhabenen Bildern! Welch mächtige historische Erinnerungen bestürmen das Herz dessen, der sich in die Geschichte der Insel versenkt und all die Völker an seinem geistigen Auge vorüberziehen läßt, die einst auf diesem großen Ringplatze um „die Königin aller Inseln" sich bitter befehdet haben! Ja, es ist, um wieder mit Goethe zu reden, keine Kleinigkeit, auf dem wundersamen Punkte, wohin so viele Radien der Weltgeschichte gerichtet sind, selbst zu stehen. Insbesondere ist für den, dessen Geist die edelste, vornehmste Bildung, nämlich die klassische, genossen hat, der Gewinn einer sicilischen Reise unvergleichlich groß. Das hat auch Goethe, der warmherzige Griechenfreund, gefühlt, indem er nach seiner Rückkehr an Herder schrieb: „Nun ich alle diese Küsten und Vorgebirge, Golfe und Buchten, Inseln und Erdzungen, Felsen und Sandstreifen, buschige Hügel, sanfte Weiden, fruchtbare Felder, geschmückte Gärten, gepflegte Bäume, hängende Reben, Wolkenberge und immer heitere Ebenen, Klippen und Bänke und das alles umgebende Meer mit so vielen Abwechslungen und Mannigfaltigkeiten im Geiste gegenwärtig habe, nun ist mir erst die Odyssee ein lebendiges Wort."

Nur allzu schnell war die flüchtige Zeit enteilt. Dem sonnigen Süden den Rücken zu kehren, beflügelten Fußes wieder den Schneehäuptern der Alpen zuzueilen, hieß es jetzt, denn gebieterisch mahnte des Dienstes immer gleichgestellte Uhr zur Heimkehr. Nur das schöne Neapel und die ewige Roma fesselten nochmals den Fremdling, der sich dann gewaltsam ihren Zauberbanden entriß, um endlich noch einmal auf dem gastlichen Boden Italiens für längere Zeit zu rasten, in Venedig, der märchenhaften, vielbesungenen Lagunenstadt, der stolzen Tochter der Adria. Die Stadt erscheint in der Geschichte bekanntlich erst nach dem Untergang des römischen Reichs, und die Alten wissen noch nichts von ihr — aber sie ist doch nur die Erbin, die gleichgeartete Tochter ihrer Vorgängerinnen, eine Schöpfung desselben Menschensinnes auf demselben Kampfgebiet zwischen Meer und Land (Hehn). Dieser Kampf des Menschengeistes gegen die Natur spinnt sich bis in die moderne Zeit fort, wo es dem Menschen gelang, die Stadt mit dem Festlande durch eine auf

222 Bogen über die Lagunen geführte 3600 m lange Eisenbahnbrücke, ein Meisterwerk der Ingenieurkunst, zu verbinden. So drängen sich, wie Haarhaus richtig sagt, dem Besucher Venedigs schon bei der Annäherung die Anzeichen einer neuen Zeit auf, allein wenn die schlanken Glockentürme, die schimmernden Kuppeln und das Häusergewirr vor seinem Auge aus der stillen blauen Flut emporsteigen, dann gewinnt der uralte Zauber der Markusstadt wieder die Oberhand.

Rings umflossen, weich durchzogen
Von smaragdner Wasserflut,
Ruht Venedig auf den Wogen
In des Meeres stiller Hut.

Kuppeldächer, Campanile,
Säulenwände, marmorschwer,
Alles wiegt im Spiegelspiele
Leicht und leis' das grüne Meer.

Nimmer tönt aus schwanker Äste
Dunklem Laube Liederklang;
Nur am Fuß der Prachtpaläste
Singt die See uralten Sang.

So feiert der treffliche Dresdner Lyriker Karl Woermann in seiner warm empfundenen, stimmungsvollen Gedichtsammlung „Zu Zwei'n im Süden" die herrliche Lage der Lagunenstadt.

Ein eigener Reiz Venedigs liegt unzweifelhaft in der originellen Art und Weise, wie sich der ganze, ungemein rege, lebendige Verkehr vollzieht. Über 150 Kanäle, unter denen sich besonders der Canale grande auszeichnet, die Hauptverkehrsader, die in einer Länge von über drei Kilometern, 30—60 m breit, die Stadt in Form eines umgekehrten S durchschneidet, vertreten die Stelle der Hauptstraßen. Zwischen ihnen erstreckt sich ein Gewirr enger, sich durchkreuzender, mit Steinplatten, Backsteinen oder Asphalt gepflasterter Gassen, calli genannt.

„Nimmer dröhnt's von Roffehufen,
Rasselt's von der Räder Nah'n;
Lautlos zwischen Marmorstufen
Zieht die Gondel ihre Bahn."

singt Woermann weiter; die Gondel, jenes auf allen venezianischen Bildern sich findende Fahrzeug, das sich seit Jahrhunderten fast ganz unverändert in Gestalt und Einrichtung erhalten hat, sogar bis auf die unheimlich düstere schwarze Farbe, die schon von einem Staatsgesetz des 15. Jahrhunderts vorgeschrieben wird. Den einzigen Schmuck des Fahrzeugs bilden außer dem blanken Eisenschnabel die zierlichen, aus blitzendem Metall gebildeten Seepferdchen, bestimmt, die als Armlehnen und Handhaben dienenden Schnuren an der Seite der Gondel zu halten. Der Hauch von Poesie,

der in früheren Zeiten die venezianische Gondel und den sangeslustigen, schwarzlockigen Gondolier umwehte, ist freilich im Laufe der Zeiten etwas verschwunden. Die Zahl der Gondeln nimmt von Jahr zu Jahr ab, da sie durch die billigeren und schneller fahrenden Dampfschaluppen, Vaporetti genannt, mehr und mehr verdrängt werden; diese vermitteln den Verkehr auf dem Canale grande und stören seine friedliche Stille aller fünf Minuten mit dem schrillen Pfiff der Dampfpfeife: eine anfangs arg prosaisch wirkende Erscheinung, die uns aber lehrt, daß auch die alte ehrwürdige Markusstadt unter dem Zeichen des Verkehrs steht.

Die Sehnsucht, die der nordische Fremdling von jeher gerade nach der Märchenstadt in den Lagunen empfand, tönt uns auch aus den Aufzeichnungen Goethes über Venedig entgegen. Beinahe feierlich klingt es, wenn er unter dem 28. September 1786 schreibt: „So stand es denn im Buche des Schicksals auf meinem Blatte geschrieben, daß ich 1786 den achtundzwanzigsten September, abends, nach unserer Uhr um fünf, Venedig zum erstenmal, aus der Brenta in die Lagunen einfahrend, erblicken und bald darauf diese wunderbare Inselstadt, diese Biberrepublik, betreten und besuchen sollte. So ist denn auch, Gott sei Dank, Venedig mir kein bloßes Wort mehr, kein hohler Name, der mich so oft, mich, den Todfeind von Wortschällen, geängstigt hat." Traute Jugenderinnerungen, Nachklänge einer goldenen hinter ihm liegenden Zeit, tauchten vor seiner Seele auf, als die erste Gondel an das Schiff anfuhr; er erinnerte sich an das kleine Gondelmodell, das sein Vater einst von seiner italienischen Reise mitgebracht, und mit dem der Knabe bisweilen hatte spielen dürfen. „Die ersten Schnäbel von blankem Eisenblech", schreibt er weiter, „die schwarzen Gondelkäfige, alles grüßte mich wie eine alte Bekanntschaft; ich genoß einen langentbehrten freundlichen Jugendeindruck." Und ein andermal, als er auf einer schmucken Gondel dem Markusplatz zuschwimmt, ruft er aus: „Ich gedenke dabei meines guten Vaters in Ehren, der nichts Besseres wußte, als von diesen Dingen zu erzählen."

Der Markusplatz ist wohl noch heute das erste Ziel jedes Besuchers Venedigs. Es ist ein gewaltiger rechteckiger, mit Trachyt- und Marmorplatten belegter Raum, an drei Seiten von imposanten, schön gegliederten Prachtbauten, „gleichsam einem einzigen von Zeit und Wetter geschwärzten Marmorpalast", eingeschlossen, östlich von der Markuskirche und der Piazzetta malerisch begrenzt. Wenn an schönen Nachmittagen bei den Klängen der Musik eine fröhliche, buntbewegte, lebenslustige Menge promenierend und plaudernd den herrlichen Platz erfüllt, so entrollt sich vor unseren Augen eines der anziehendsten Bilder, und noch heute kann man, wie einst Goethe rühmend hervorhob, eine stattliche Zahl schöner Gesichter und Gestalten sehen, die wohl auch heute noch die Meister der

venezianischen Malerschule zu ihren hehren, warmes Leben atmenden Schöpfungen begeistern würden.

Die Markuskirche erinnert, wie Haarhaus treffend bemerkt, mit ihrer blendenden Pracht, ihren herrlichen Mosaiken und ihrem Schmuck und kostbaren Gestein weit mehr an eine orientalische Moschee als an ein christliches Heiligtum. Im Kern eine romanische Backsteinbasilika, wurde sie im 11. Jahrhundert einem Umbau nach byzantinischen Mustern unter Entfaltung einer wahrhaft orientalischen üppigen Pracht unterworfen, bis endlich im 15. Jahrhundert die Fassade gotische Zuthaten erhielt. Originell ist die Art, wie Goethe den phantastischen, grotesken Eindruck, den das Bauwerk wohl auf jeden Beschauer macht, in folgende Worte faßt: „Die Markuskirche muß in einem Kupfer von Dir gesehen werden; die Bauart ist jeden Unsinns wert, der jemals drinne gelehrt oder getrieben worden sein mag. Ich pflege mir die Fassade zum Scherz als einen kolossalen Taschenkrebs zu denken. Wenigstens getraue ich mir, irgend ein ungeheures Schaltier nach diesen Maßen zu bilden." Der schönste Schmuck des Portals sind die vier 1½ m hohen Bronzerosse, die, bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts für ein Werk des Lysipp gehalten, heute für spätrömische Kopien griechischer Originalarbeiten gelten und schon von Petrarka in begeisterten Worten als die kostbarsten Reste des Altertums gepriesen werden, ein Urteil, das Winckelmann bestätigt. Auch Goethe bewunderte das Kunstwerk gebührender Weise. „Wie sie näher zusammen, auf einem würdigeren Gebäude, vor einem Triumphwagen eines Weltbeherrschers standen," sagt er, „mag es ein edler Anblick gewesen sein. Gott sei Dank, daß der christliche Eifer sie nicht umgeschmolzen und Leuchter und Kruzifixe draus hat gießen lassen. Mögen sie doch zu Ehren des heiligen Markus hier stehen, da wir sie dem heiligen Markus schuldig sind!" Ferner sagt er: „Von unten hinauf bemerkt man leicht, daß sie fleckig sind, teils einen schönen, gelben Metallglanz haben, teils kupfergrünlich angelaufen. In der Nähe sieht und erfährt man, daß sie ganz vergoldet waren, und sieht sie über und über mit Striemen bedeckt, da die Barbaren das Gold nicht abfeilen, sondern abhauen wollten. Auch das ist gut; so blieb wenigstens die Gestalt." Im Jahre 1797 wurden die Rosse nebst vielen anderen Kunstschätzen von dem siegreichen Korsen nach Paris entführt, wo sie, um mit Seume zu sprechen, „den konsularischen Palast der Gallier bewachten", bis sie nach dem Siege von Austerlitz auf den Triumphbogen gestellt wurden, den Napoleon zur Erinnerung an jene Schlacht erbaute. Erst im Jahre 1815 hielt das Viergespann, von dem Jubel der Venezianer begrüßt, wieder seinen Einzug in die Markusstadt.

Der Kirche südwestlich gegenüber, auf dem Markusplatze, erhebt sich der viereckige, fast 100 m hohe Glockenturm, der Campanile, von dessen stolzer Höhe dem Besucher ein wunderbares Panorama sich eröffnet. „Das Ineinandergreifen von Land und Wasser, der Wechsel von üppigem Gartenland und braunen Sumpfstrecken, die stillen, grünen Lagunen und das immer bewegte, blaue adriatische Meer, die Dörferkette des Lido und die Städte des Festlands — dies alles vereinigt sich zu einem unvergleichlichen Bilde, das nach drei Seiten von den Bergen Istriens, den Krainer, Friauler, Tiroler Alpen, sowie den Berischen und Euganeischen Hügeln begrenzt wird." (Haarhaus.) Zur Zeit der Flut bedeckt das feuchte Element auch die seichtesten Stellen, und die ganze Stadt scheint wie auf den Wink eines Zauberers dem Schoße des Meeres entstiegen zu sein; dann zeigen sich die Lagunen, wie Goethe sagt, in ihrer ganzen Herrlichkeit, während sie zur Zeit der Ebbe, „in ihrer Demut" ein ganz anderes, nicht minder anziehendes Bild gewähren. „Es ist notwendig", fährt Goethe fort, „diese beiden Bilder zu verbinden, wenn man einen richtigen Begriff haben will. Es sieht sonderbar aus, ringsum überall Land erscheinen zu sehen, wo vorher Wasserspiegel war. Die Inseln sind nicht mehr Inseln, nur höher bebaute Flecke eines großen, graugrünlichen Morastes, den schöne Kanäle durchschneiden. Der sumpfige Teil ist mit Wasserpflanzen bewachsen und muß sich auch dadurch nach und nach erheben, obgleich Ebbe und Flut beständig daran rupfen und wühlen und der Vegetation keine Ruhe lassen."

An die Markuskirche stößt der Dogenpalast, jenes prächtige Bauwerk, das, im 9. Jahrhundert gegründet, fünfmal zerstört wurde und dann immer schöner und strahlender wieder auferstand; der jetzige Bau mit den beiden charakteristischen zierlichen Spitzbogenhallen übereinander wurde im 14. Jahrhundert begonnen und im maurisch-gotischen Stil durchgeführt. Ein Kunstwerk für sich ist der imposante, von prächtigen Fassaden umschlossene Hof, an dessen einer Seite sich die marmorne Riesentreppe (Scala dei Giganti) erhebt. Sie bildet den Haupteingang in das Innere des Dogenpalastes, das ein stolzes Denkmal venezianischer Kunst geworden ist. In Venedig diente ja die Malerei zuerst als Wand- und Deckendekoration im größten Stil, und die hervorragendsten Meister Italiens, ein Tizian, Paolo Veronese, Tintoretto, liehen ihren Pinsel, um die ungeheuren Säle des Palastes zu schmücken und in den Versammlungsräumen der verschiedenen Behörden der Republik dem farbenprächtigen Leben, das sich hier so oft entwickelte, einen entsprechenden Rahmen zu geben. Am prachtvollsten wirkt die Sala del maggior Consiglio, sowohl wegen der zauberhaften Aussicht auf die gondelbelebten Lagunen, die Inseln S. Giorgio und Giudecca sowie den Lido, als auch wegen der gewaltigen Deckengemälde. Diese sind die beredten Zeugen

der großen Vergangenheit, die einst die stolze Venezia erlebt hat; am gelungensten sind „der Ruhm Venedigs“ von Paolo Veronese und „die Überreichung der Dogeninsignien an Niccolò da Ponte“ von Tintoretto, jenem Meister, von dem Goethe sagt, daß er ihn schon lange lieb habe und immer mehr lieb gewinne. Die schon sinkende Meisterschaft dieses Venezianers bezeichnet das kolossale, an der östlichen Wand des obengenannten Saales befindliche „Paradies“, das größte Ölbild der Welt, eine massige, mit einer verwirrenden Fülle von Figuren überladene Komposition. Der Dogenpalast birgt endlich noch die berühmte, an kostbaren Handschriften so reiche Markusbibliothek, eine Münzsammlung und das archäologische Museum. In diesem ziehen eine Reihe antiker Marmorbildwerke griechischen und römischen Ursprungs die Augen des Kenners auf sich; besondere Beachtung verdienen drei unterliegende Gallier, wahrscheinlich antike Kopien aus den von Attalos I. von Pergamon auf die Akropolis Athens geweihten Marmorgruppen, sowie ein bogenspannender Eros nach Lysipp.

Die hervorragendste Gemäldegalerie Venedigs ist in der sogenannten Akademie, dem Gebäude der ehemaligen Bruderschaft S. M. della Carità, untergebracht. Diese Sammlung enthält einige Perlen aus der venezianischen Schule, vor allem Tizians überirdische, wahre religiöse Begeisterung weckende „Himmelfahrt Marias“ und den „Tempelgang Marias“, ein Bild, das in der dramatischen Lebendigkeit der Komposition seinesgleichen sucht und mit unvergleichlich malerischer Kraft durchgeführt worden ist. Aber auch die zahlreichen Kirchen Venedigs umschließen in ihren Mauern eine Anzahl trefflicher Bilder, auf die die Gemäldegalerien mancher Hauptstadt neidisch blicken könnten. Erwähnt seien von den Kirchen nur S. Sebastiano mit schönen Decken- und Altarbildern, sowie dem Grabmal von Paolo Veronese, ferner S. Maria della Salute, die Goethe merkwürdigerweise das Muster eines schlechten Geschmacks, eine Kirche, die wert ist, daß Wunder drinne geschehen, nennt, dann S. S. Giovanni e Paolo, eine imposante gotische Kirche, die Gruftkirche der Dogen, endlich vor allen anderen S. Maria Gloriosa dei Frari, geschmückt mit Kunstwerken von der Hand Tizians, Bellinis und Canovas. Unter den übrigen Sehenswürdigkeiten Venedigs ragt noch das Arsenal hervor, das, eine ganze Insel umfassend, einst den Stolz der Republik bildete und ehemals 16000 Arbeiter beschäftigte. Sehenswert ist für den Fremden das im Arsenal untergebrachte Museum, eine interessante Sammlung von Waffen, Trophäen und namentlich von Schiffsmodellen, u. a. des Bucentoro, jener Prunkgaleere, auf der alljährlich am Himmelfahrtstage der Doge sich hinaus in die See rudern ließ, um einen Ring ins Meer zu werfen und so symbolisch die Vermählung der stolzen Markusstadt mit der

blauen Adria zu feiern. Auch Goethe besuchte diese Sammlung und spricht offen seine Bewunderung über die daselbst aufgestapelten Schätze aus; namentlich jene an dem triumphbogenartigen Portal stehenden antiken Marmorlöwen, die 1687 vom Piräus den siegreichen Venezianern folgen mußten, erregten seine höchste Bewunderung, der er in Worten überschwenglichen, uns beinahe etwas übertrieben scheinenden Lobes Ausdruck verlieh.

Eine willkommene Erholung für den durch die zahlreichen Sehenswürdigkeiten ermüdeten Fremden bietet, namentlich zur Sommerszeit, ein Ausflug nach dem Lido mit seinem amüsanten, südlich lebendigen Treiben am Badestrand, sowie nach Murano, dem Hauptsitz der weltberühmten venezianischen Glasindustrie. Diese wurde von byzantinischen Arbeitern nach Venedig verpflanzt und empfing infolge der zahlreichen Fäden, die jahrhundertelang Venedig mit dem farbenprächtigen Orient verknüpften, von dort auch beständig neue Anregung.

Gern hätte ich noch manches von all dem Schönen und Sehenswerten aufgesucht, das sich in den Mauern Venedigs birgt, indessen die Abschiedsstunde schlug. Nach kurzer Zeit grüßten wieder die schneeigen Gipfel der Alpen, und auf Flügeln des Dampfes eilte ich über die schöne Kaiserstadt an der Donau wieder der trauten Heimat zu. „Die Begierde, Italien zu sehen, so konnte ich mit Goethe ausrufen, war überreif gewesen; da sie befriedigt ist, werden mir Freunde und Vaterland erst wieder recht aus dem Grunde lieb.“ Vorbei sind jene unvergeßlichen, glücklichen Stunden, die ich an deinen gesegneten Gestaden, du märchenhaft schöne Italia, weilen durfte, aber wie oft träumt sich in den grauen Tagen des rauhen nordischen Winters das sehnende Herz zurück nach dem tiefen Blau deines Himmels, nach den goldnen Strahlen deiner Sonne! Glückliches Land, über das nicht nur die gütige Mutter Natur das Füllhorn ihrer Gaben ausgegossen hat, sondern das auch die Musen zu ihrem Wohnsitz erkoren! Jahrhunderte der stolzen Geschichte des Menschengeistes entrollen sich vor uns, wenn wir auf deinem Boden weilen; ein unerschöpflicher Born, an dem sich schon eine unübersehbare Schar der edelsten Geister zu unsterblichen Schöpfungen begeistert hat, sprudelt noch heute. Aber nicht nur für Künstler und Dichter ist Italien der Boden, aus dem sie, gleich einem Antäus, immer neue Kräfte schöpfen, sondern ein Aufenthalt in jenen klassischen Gefilden ist überhaupt für jeden auf die Erweiterung seines geistigen Lebens ernstlich bedachten Menschen von unschätzbarem Werte. „Der Kunstsinn, der geübte äußere Sinn“, sagt der geistvolle Hehn, „ist unter den Früchten, die ihm die Reise gebracht haben wird, nicht die geringste. Auch für die Heimat ist ihm das Auge geöffnet: er sieht

in seiner Umgebung, in Natur und Landschaft, im Treiben der Menschen Gruppen und Bilder, Linien der Bewegung ... Dem, der aus Italien kommt, fügt sich alles zu einander, und kein Augenblick flüchtiger Beleuchtung oder glücklicher Anordnung geht ihm verloren. Er wandelt umher, wie mit einem zweiten Gesicht begabt. Bedenkt man, wie sehr der deutsche Geist auf das Wesen und wie wenig auf die Erscheinung gerichtet ist, so möchte man jedem Deutschen, der dessen wert ist, zu seiner Bildung wünschen, daß er gezwungen würde, eine Weile in der Atmosphäre antiken, romanischen, südlichen Lebens zu atmen. Dort ist noch Schönheit und Idealität, um die freche Realistik zu mildern, der wir uns neuerdings ergeben zu haben scheinen."

Sprachliche Eigentümlichkeiten bei C. F. Meyer.

Von Dr. **J. Ernst Wülfing** in Bonn.

Beim Lesen der „Novellen" von C. F. Meyer (2 Bände; Leipzig, H. Hässel) sind mir manche sprachliche Eigentümlichkeiten und eigenartige Wendungen aufgefallen, die zum Teil neue Belege für mehr oder weniger seltene Sprachformen sind, zum Teil aber auch in den bekanntesten Wörterbüchern oder wenigstens in einigen von ihnen vergebens gesucht werden. Ich habe das Grimmsche „Deutsche Wörterbuch" zu diesen Forschungen benutzt, ferner das von Heyne, das von Paul und das von Sanders, das „Schweizer Idiotikon", die bekannten Langenscheidtschen Wörterbücher von Sachs-Villatte und von Muret-Sanders, außerdem den zweiten Band der großen Wilmannsschen Deutschen Grammatik (Straßburg 1896), der von der Wortbildung handelt.[1]) Ich führe die Wörter nach der Buchstabenfolge auf. Was diese Zusammenstellung lehrt, werde ich am Schlusse kurz zusammenfassen.

abfigüren. I. 204 „Ihr seid ein verrühmter, abfigürter Mann." Dieses Wort „abfigüren" finde ich nur in einem der genannten Werke verzeichnet: das „Schweizer Idiotikon" sagt: „abfigüren, abbilden, abkonterfeien. Schaffhausen, Zürich." Hier scheint es zu bedeuten: „der durch Abbildungen bekannt ist".

---

1) Wenn ich angebe: „fehlt bei Wilmanns", so kann ich nicht immer bestimmt dafür bürgen, daß das Wort wirklich fehlt; da kein Wörterverzeichnis vorhanden ist, so ist es überaus schwierig, herauszufinden, ob in den vielen Gruppen das gesuchte Wort angeführt ist oder nicht.

abhausen. I. 221 „Wohin er sich aus irgend einer abgehausten Benedictinerabtei als Erbe oder Pfand mochte verirrt haben." Das Wort fehlt bei Grimm und Paul, bei Sachs-Villatte und Muret-Sanders und im „Idiotikon"; Heyne bringt es mit diesem einzigen Belege aus Meyer und giebt als Bedeutung an: „hausend herunterbringen, entwerten", doch ist es hier wohl mehr = „durchs Hausen untergegangen"; man vergl. auch „verwohnen" = durchs Wohnen abnutzen. Sanders erklärt es: „von dem Hause weg müssen, einen daraus weg bringen" und vergleicht „abmeiern" und „aushausen" („Eine ausgehauste Familie", Zschokke); er belegt es aus Auerbach, und im Ergänzungsbande, mit der Bedeutung „abwirtschaften", aus Auerbach, National-Zeitung und Gartenlaube.

anvertrauen. II. 132 „Ich anvertraue sie deinem weißen Barte" und 345 „Ich anvertraue dir Palma: hüte sie!" „Anvertrauen" fehlt bei Paul ganz; Grimms Belege sind zufällig nur Partizipien und Infinitive; Heyne sagt über die ungetrennten Formen, daß sie neben den getrennten „in neuer Sprache" vorkommen, und belegt das aus Scheffels „Trompeter von Säkkingen" (7):

„Deiner Sorge anvertrau' ich
Jetzt die Wirtschaft."

Außer mit dieser Stelle belegt es Sanders noch aus Auerbach, Droysen, Scherr u. s. w.

Dieses Nicht-Trennen der zusammengesetzten Zeitwörter ist eine besondere Eigenart der Schweizer Mundart; vergl. Kellers „anerbot sich" (Ztschr. 12, 663), das nach Foß (Ztschr. des Sprachvereins XI. (1896) Sp. 4) auch in Haffters „Georg Jenatsch" vorkommt, sein „einverleibten" (ebenda 664), und „anerkennten", das gleichfalls bei Haffter zu finden ist. Wilmanns sagt über diese Regelwidrigkeit, die in den Zeitungen ja leider immer mehr überhand nimmt (II. S. 123): „Die Regel, daß diese Partikeln, da sie betont sind, nur trennbare Verbindung mit dem Verbum eingehen, wird in neuerer Zeit oft in dem Verbum anerkennen, seltner in andern verletzt. ... Der Wunsch, beim Telegraphieren ein Wort zu sparen, leistet dem Mißbrauch Vorschub." Matthias schiebt „vor Anderen den Journalisten und — Germanisten" die Befolgung dieses falschen Zuges der Sprache in die Schuhe. Auch Blümner bespricht diesen Fehler als in der Schweiz „sehr verbreitet" in seinem Aufsatze: „Zum schweizerischen Schriftdeutsch" (Zürich 1892) mit strengem Tadel (S. 34, 6), geht aber zu weit, wenn er auch tadelt: „ich gehe diese Ziffernreihe dúrch" und behauptet, es dürfe nur heißen: „ich durchgéhe d. Z. (die Pferde gehen dúrch)"; ein Fehler ist dies ja eigentlich auch, oder wenigstens eine Regelwidrigkeit, aber durchaus nicht neu, sondern durch langen Brauch entschuldigt,

wie aus Grimm und Sanders zu ersehen ist. — Vergl. auch „überlaufen" und „überquellen" S. 325.[1])

artig. Vergl. bei „nett" S. 322 flg.

ausweichen. I. 305 „Die Blicke nur des Königs ausweichend." Dieser Beleg für „ausweichen" mit dem Akkusativ ist weder bei Paul noch bei Heyne, noch bei Grimm angeführt; Heyne sagt: „... ungewöhnlich mit Akkusativ: kokettisches Bemühn ... auszuweichen N. Amad. 11, 26"; Paul bringt überhaupt „ausweichen" nur mit folgendem: „zuweilen mit Akk. statt des Dativs: 'kokettisches Bemühn auszuweichen' Wi., daher Umsetzung ins Pass.: 'die Fallstricke jeder Leidenschaft werden nicht ausgewichen' Zimmermann". Vergl. auch aus Grimm, der diese Verbindung überhaupt nicht erwähnt und auch nicht zu kennen scheint: „es wird ein Gesetz verdreht, ein Befehl übertrieben oder ausgewichen", Wieland 6, IX, wo Grimm „ihm" in Klammern beifügt. — Bei Sanders heißt es: „namentlich schweizerisch transitiv", mit zahlreichen Belegen.

Bauersame. I. 262 „Die Menge, die atemlos lauschend, Kopf an Kopf, Adel, Pfaffheit, Bauersame, ein ganzes Volk, das geräumige Schiff der Kirche füllte." „Bauersame" fehlt bei Muret-Sanders sowohl wie bei Sachs-Villatte, auch bei Paul und bei Heyne. Grimm bringt es dagegen, und zwar mit je einem Belege aus den Fastnachtspielen, Stettlers „Schweizer Chronik" (1633) und aus Johannes Müller. Sanders bringt Belege aus Stalder, Gotthelf, Keller, Joh. v. Müller, Stumpf und Scherr. Professor Dr. Wunderlich macht mich auf die ähnliche Bildung „die Gemeinsame" aufmerksam (s. Grimm D. Wtb. IV. 1. II. 3263). Mittlerweile habe ich bei Gotthelf das ganz gleich gebildete „Kundsame" gefunden: „Uli der Knecht" (Vettersche Ausgabe, Reclam) S. 104 „da weder Schuhmacher noch Hechler gerne seine Kundsame verlor". Dieses Wort fehlt bei Heyne, wird aber von Sachs-Villatte und Paul als „schweizerisch = Kundschaft" erwähnt; Grimm belegt es, „ein alemannisches Wort", in vier verschiedenen Bedeutungen, 1. als „Kenntnis" aus Stalder und aus Schmidts „Gottesfreunden", 2. als „Bekanntschaft, Freundschaft" aus Frommann, 3. als „Kundschaft" aus Stalder, aus Pestalozzi (zweimal), aus der „Didascalia" von 1853 und aus Gotthelf (aber mit einer anderen Stelle als der genannten), 4. als „Bekundung" „alt" aus Lexer. Sanders belegt es nur einmal als

1) Vergl. hierüber auch die Briefkasten-Antwort in der Ztschr. d. Sprachv. XIV. (1899) Sp. 270 und folgendes auffällige Beispiel aus einer Besprechung R. Fischers (Innsbruck) über Zupitzas „Lydgates Fabula duorum mercatorum" (in den Mitteilungen zur „Anglia" Bd. X. S. 167): „Diesem Gesetz unterordnet sich unbewußt auch Lydgate."

„Kundschaft“ aus Pestalozzi, verweist aber auch auf das ganz gleichgebildete „Genoßsame“, das er (neben „Ungenoßsame“ aus Stumpf) aus Stalder, Schmeller, Klopstock, Schiller, Voß und Jahn belegt; auch Grimm hat reiche Belege. Das Wort kommt noch jetzt in der Schweiz amtlich als Bezeichnung eines Gemeindebezirkes vor. Die Schillersche Stelle ist die bekannte aus „Wilhelm Tell“ (Stauffachers Schlußrede am Rütli):

„Jetzt gehe Jeder seines Weges still
Zu seiner Freundschaft und Genoßsame!“

Blümner betont bei Erwähnung von Bauersame und Kundsame a. a. O. S. 15 o. mit Recht, daß diese Wörter, obgleich heutzutage nur schweizerdeutsch, „doch als gute alte Wörter beizubehalten seien“; dem kann man nur beistimmen, denn es sind trefflich-schöne Formen.

beelenden. II. 223 „Diese ritterliche, aber nicht lebenslustige Maxime und der unnatürlich glückliche Ton, in welchem der Knabe sie aussprach, beelendete die gute Gräfin.“ „beelenden“ fehlt bei Muret, Sachs und Wilmanns; Sanders belegt es aus Gotthelf und Scherr; Paul hat: „b.: schweiz. er (es) beelendet mich = jammert mich“; Heyne führt als einzigen Beleg für „b., elend machen, jammern“ die Meyersche Stelle an und verweist nebenbei auf: A: „Ich bin elend“. — B: „Ach was, ich will dich beelenden“; diese ironische Verwendung von be- erwähnt Wilmanns nicht. Grimm belegt „beelenden = bemitleiden, bedauern“ nur mit vier Stellen aus Keisersberg und sagt dann: „So noch in der Schweiz: es beelendet mich, macht mich mitleidig; er beelendet mich, ich erbarme mich sein“; dazu giebt er noch Belege aus Stalder und Freys Gartengesellschaft. — Im „Idiotikon“ steht: „beelenden“ mit den Bedeutungen „mit Wehmut erfüllen; rühren, erbarmen, dauern.“ Blümner erwähnt das Wort (S. 27) unter denen, deren Aufnahme ins allgemeine Schriftdeutsch er befürwortet.

beheucheln. II. 149 „der meine Schwester geäfft und mich beheuchelt hat“. „beheucheln“ fehlt bei Grimm, Heyne, Paul, Muret, Sachs, Wilmanns und im „Idiotikon“; Sanders aber belegt es im Ergänzungsbande aus Brennglas und Auerbach.

Beihälterin. I. 311 „als er die Beihälterin des Lauenburgers erblickte“. „Beihälterin“ (= „Beischläferin“) fehlt bei Muret, Sachs, Grimm, Paul und Sanders; Heyne bringt es mit diesem einzigen Belege; im „Idiotikon“ steht: „Bîhälterin: Dirne, besonders in der Gaunersprache“. Der Bildung nach ist es eine Verquickung von „Beischläferin“ und „Zuhälterin“.

beraten. II. 384 „Er fühlte einfach, daß er den Vater befragen und beraten müsse.“ Grimm führt diese Bedeutung = „um Rat fragen“

nicht an, ebensowenig Heyne; Muret und Sachs haben sie (mit der Bezeichnung „selten"), und Paul sagt: „4. bei G. Keller erscheint es = „um Rat fragen", „konsultieren": ohne seinen Advokaten beraten zu haben". Demnach scheint diese Bedeutung eine schweizerische Eigentümlichkeit zu sein. Irgendwo glaube ich auch einmal gelesen zu haben: „Wenn Fieber eintritt, so berate man den Arzt." Sanders belegt es aus Gotthelf, Kohl, Lewald, Auerbach und Perty. Man vergleiche die gleichfalls nur der schweizerischen Schriftsprache eigentümliche Verwendung von „abraten" im Sinne von „(sich) beraten, ratschlagen", die bei Grimm und Paul nicht zu finden ist, während sie von Heyne als oberdeutsch und Gotthelfisch erwähnt, von Sanders mit zwei Stellen aus Gotthelf belegt wird: „sie wollte Etwas mit mir abraten" (5, 250); „daß wir abgeraten, zusammen ihr das Bett in die Stube zu machen" (6, 179); es steht ferner: „Uli der Knecht" (Vetter, Reclam) S. 134: „so gehen sie glücklich heim, machen ein glücklich Gesicht und raten ab, ob man die alten Meublen noch brauchen könne, oder neue mangle".

bewerben. I. 206 „daß nach meinem Ableben mein Vetter benanntes Schloß und Herrschaft bewohne und bewerbe". Das sieht aus wie eine alte Rechtsformel; Grimm kennt außer reflexivem „bewerben" nur die Bedeutung „(er)werben" und sagt zu den nur älteren Belegen: „man sagt heute einfach „werben"". Heyne und Paul kennen es gleichfalls nicht in dieser Anwendung, Sachs-Villatte sowie Muret-Sanders geben nur reflexives „bewerben". Heißt es hier „bewohne und sich darum bemühe, es unterhalte"? — „unterhalten" = „sich bemühen um", etwa wie bei Schiller: „zu bleiben, was sie waren, nichts Neues zu bewerben" (so faßt Paul wenigstens diese Stelle auf; Heyne erklärt: „werbend trachten nach", andere ändern zu „erwerben")? Oder ist es = „erwerben"? Aber dann müßte es in der Formel doch vor „bewohnen" stehen. Sanders giebt es mit der Bedeutung „Land u. s. w. bauend bestellen", belegt es aus Tschudi und aus Wielands „Attischem Museum" und verweist auf „Feldwerbung" bei Sebitz.

bewirten. II. 194 „Vier Brüder von kleinem Adel besaßen dort ein Gut, welches an den Besitz der Jesuiten stieß und das sie ungeteilt bewirteten." Diesen schweizerischen Gebrauch von „bewirten" für „bewirtschaften" belegt Heyne mit dieser einzigen Stelle, Paul erwähnt ihn nur ohne Belege; Grimm, Muret und Sachs verzeichnen ihn gar nicht. Sanders hat außer den gewöhnlichen Bedeutungen nur folgendes: „bewirten, veraltet (s. Adelung), das Vieh behüten".

bolzgerade. I. 307 „Leubelfing schritt bolzgerade auf die Corinna zu"; „bolzengerade" steht bei Sachs-Villatte sowohl wie bei Muret-Sanders, fehlt aber bei Paul; es scheint schweizerisch zu sein,

denn Heyne belegt es nur mit dieser Stelle, Grimm nur mit zwei Stellen aus Gotthelf, Sanders mit solchen aus Gotthelf und aus Kellers „Grünem Heinrich"; im „Idiotikon" steht es aber nicht.

brennend. II. 190 „dem rührigen, grundgescheiten, olivenfarbigen, brennend mageren Weibe". Die bekannte, nur starke Steigerung bedeutende Anwendung des Adverbs „brennend", wie sie Grimm belegt für: brennend neu, brennend gestirnt, brennend geizig, brennend kalt (!). Heyne erwähnt „brennend" merkwürdigerweise nicht. Sanders hat: „brennend neu, brennend geizig, brennend verliebt, brennend neugierig" und belegt im Ergänzungsbande aus Winterfeld auch „brennende Magerkeit".

dortüben. II. 222 „Nun fault der kecke Bube dortüben — sie wies nördlich — in einem belgischen Weiler." „dortüben" = „drüben" sucht man bei Muret, Sachs, Grimm und Paul vergebens, selbst Heyne, der sonst ja viele Belege aus Meyer bringt, verzeichnet es nicht. „dortüben" ist nach „dortunten" gebildet, wie „drüben" nach „drunten", obgleich es ein „üben" neben „über" nicht gab, wohl aber „unten" neben „unter". Sanders belegt nur „dort üben" (getrennt) aus Bettina.

einig gehen. II. 95 „Dieses werdet ihr verschieden beurteilen ... Darin aber werdet ihr einig gehen, daß es mir nicht angestanden hätte zu zaudern und zu wählen." „Einig sein und werden" sind zwar bekannt und in den oft genannten Werken verzeichnet, nicht aber „einig gehen" in derselben Bedeutung, nur Muret-Sanders giebt ein kaufmännisches „einig gehen" aus der Buchführung; Foß (a. a. O., Sp. 4) belegt diese Redensart aus Hafftер und sagt, sie mute einen fremdartig an. Mir scheint, daß sie sich zu solchen anderen Verbindungen von „gehen" stellt wie: recht gehen, irre gehen, sicher gehen, fehl gehen, auch verloren gehen und ähnlichen, in denen sich „gehen" der Bedeutung von „sein" oder „werden" nähert.

einmünden. II. 134 „In die dunkle Fortsetzung der Gasse einmündend, stieß er (d. h. der Zug mit der Sänfte) in hartem Anprall mit einem andern Zuge (Leichenzuge) zusammen." „Einmünden" wird sonst wohl nur von leblosen Dingen gebraucht; Grimm hat als Beleg nur: „da wo die Mosel in den Rhein einmündet"; bei Paul fehlt es; Heyne hat nur: „die Saale mündet in die Elbe, das Rohr in den Kanal ein"; bei Sachs, Muret und Sanders heißt es: von Gewässern, von Gefäßen (in der Anatomie), von Röhren, Straßen und Eisenbahnen. — Vergl. „münden" S. 322.

ennetbirgisch. I. 235 „Er ist brav, sparsam, was die Welschen meistenteils sind, „modest und discret", wie sie ennetbirgisch sagen." „ennet" findet man bei Grimm, es bedeutet „jenseits" (ahd. en[n]ont); er belegt es wie auch das gleichbedeutende „ennethalb" aus Tschudi,

Maaler, Mohr und anderen Schweizern. Es findet sich häufig in schweizer. Ortsnamen, z. B. im Linththale Ennetlinth gegenüber dem größeren Linththal, ein zweites Ennetlinth gegenüber dem größeren Mitlödi, Ennenda (= enne[n]t a [wasser]?) und Ennetbühls gegenüber Glarus, ebenda die Ennetberge, ferner Bühl und Ennetbühl im Lauterthal bei Neßlau im Toggenburgischen. An der Meyerschen Stelle heißt es wohl einfach „jenseits der Berge“. Im „Idiotikon“ vermag ich es nicht zu finden. Sanders belegt im Ergänzungsbande „ennent- und dissentbirgisch (s. Schmeller und Stalder), jenseits und diesseits des Gebirges“ aus Berlepsch und Wander.

sich entfüllen. I. 320 „Vor seinen Schritten und Geberden bildete sich eine Leere und entfüllte sich der Raum.“ Diese offenbar neue Wortbildung verzeichnen weder Sachs, noch Muret, noch Grimm, noch Heyne, noch Paul, noch Sanders, noch auch Wilmanns. Es scheint fast, als habe Meyer, um hinter „Leere“ das „entleeren“ zu vermeiden, sich diese neue Bildung erlaubt, die überaus anschaulich ist. Auch im „Idiotikon“ fehlt sie.

entkutten. II. 4 „Hat Einer unter euch den entkutteten Mönch behandelt?“ und S. 36: „schon deinetwegen darf er sich nicht entkutten“. Eine vortreffliche neue Bildung, die nur Heyne mit eben diesen beiden Belegen bringt, sonst weder Grimm, noch Paul, noch Muret, noch Sachs, noch Wilmanns; Sanders zwar belegt sie aus Heines „Vermischten Schriften“ und im Ergänzungsbande auch aus der „Nationalzeitung“. Im „Idiotikon“ fehlt das Wort.

entmönchen. II. 52 „Endlich entdeckten die beiden den entmönchten Mönch.“ „entmönchen“ steht bei Muret sowohl wie bei Sachs, während es bei Wilmanns, Heyne und Paul fehlt; Grimm aber hat es, und zwar mit einem Belege aus Goethe (34, 50 Frater Alexius gab mir die Kleidung eines Geistlichen ... ich entmönchte mich sogleich und ward wieder Mann [subito mi sfratai e ritornato uomo]), außerdem „Entmönchung“ mit einem Belege aus Wieland (15, 291 daß die Mönche selbst zu dem heilsamen Werke ihrer Entmönchung willige und dankbare Hände bieten würden); diese selben beiden Stellen hat auch Sanders, sonst keine.

entwenden. II. 160 „Astorre, welcher der Pflicht des Wirtes einen Augenblick entwendete.“ Ist „entwenden“ hier = „rauben“, oder ist es etwa intransitiv zu fassen (= „enteilen, entfliehen, entlaufen“), wie ich beim ersten Lesen unwillkürlich that, so daß „einen Augenblick“ adverbialer Akkusativ der Zeit wäre? Belege für eine solche Anwendung fehlen zwar bisher, aber sie scheint mir bei Meyer nicht unwahrscheinlich zu sein.

ertragen. II. 147 „Die Bergwerke ertragen viele tausend Pfunde.“ „ertragen = eintragen, einbringen“ führen Muret und Sachs zwar auf, nennen es aber „fast veraltet“. Grimm bringt je einen Beleg aus Maaler, der Frankfurter Reformation, Ringwald, Ayrer, Zinkgreff und Goethe, Paul nur den aus Goethe und einen aus Gotthelf; Heyne hat mehrere aus Maaler, einen aus Steinbach und schließt: „in neuerer Sprache nur selten, oberdeutsch“ (Beleg aus Gotthelf); Sanders hat Belege aus Gotthelf, H. Herz, J. v. Müller, Stumpf, Wieland, Zinkgreff und Goethe. In der Schweiz ist nach Sanders auch noch eine andere Zusammensetzung von „tragen“ im selben Sinne sehr gebräuchlich, nämlich „abtragen“. Dieses steht z. B. bei Gotthelf: „Uli der Knecht“ S. 81 „und Manches wäre unterwegs geblieben, was nichts abträgt“ (= nichts einbringt, nicht einträglich ist, nicht nützt); ähnlich S. 138; und S. 31 das zugehörige Eigenschaftswort „abträglich“[1]) („nun hätte mancher nichts, woran er seine Kräfte üben, seine Zeit nützlich und abträglich gebrauchen könnte“), das bei Grimm, Heyne und Paul fehlt, bei Sanders aber aus Gotthelf und Pestalozzi belegt wird. — Was „abtragen“ aber an einer dritte Stelle im „Uli“ heißt (S. 91 „es trage es eim wohl ab, wenn man die Diensten nicht in der Wohnstube haben möchte“), das wage ich nicht zu entscheiden. — Das Hauptwort „Ertragenheit“ findet sich in A. v. Hallers „Alfred“ ([2]1774) S. 55: „Das Verzeichnüß aller Güter und Stücke Landes des ganzen Reiches, samt ihren Maaßen und ihrer Ertragenheit“. Es fehlt in allen Wörterbüchern außer bei Sanders.

faßlich. I. 313 „Das wildwüchsige Mädchen, welches jedes von einer faßlichen Leidenschaft verzogene Männerantlitz richtig beurteilte.“ Ein neuer Beleg für „faßlich“ (= greifbar), das von Grimm, Heyne, Paul und Sanders nur spärlich belegt ist.

fast. I. 6 „Das Schicksal Wilhelm Boccards war mit dem meinigen aufs Engste verflochten, zuerst auf eine freundliche, dann auf eine fast schreckliche Weise.“ „fast“ scheint mir hier in der mittelhochdeutschen und bis ins 17. Jahrhundert üblichen Bedeutung „sehr“ zu stehen, die nach Paul und Grimm noch mundartlich vorkommen soll; bei Grimm heißt es denn auch außerdem: „Noch heute in der Schweiz „nüd fast“, nicht sehr. Tobler 176b. nüd so fast, nicht so wohl. In der Augsburger Allgem. Zeitung ist oft zu lesen „nicht so fast — als viel mehr = minus — quam“; Heyne führt auch einen Beleg aus Schiller dafür an, Tell 2, 2:

„Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen.“

---

1) Über eine andere Bedeutung von „abträglich“ später einmal mehr.

Auch Blümner (a. a. O., S. 53) erwähnt diese Verwendung, meint aber, sie werde wohl bald aussterben, da sie nicht mehr verstanden werde; auch sagt er, sie finde sich nicht nur — wie Grimm angebe — in der Augsb. Allg. Ztg., sondern „auch bei Hebel, Platen u. a.". Auch bei Sanders und im „Idiotikon" ist es reich belegt. Vergl. ferner 2. Mose 15, 23 „Das Wasser . . ., denn es war fast bitter", wofür die „durchgesehene" Bibel „sehr" liest. — Ludw. Tobler „Kl. Schriften z. Volks- und Sprachkunde" (Frauenfeld 1897) S. 259: „Im Grunde kann man sagen, Fremdwörter und Lehnwörter seien nicht so fast verschiedene Arten, sondern eher nur verschiedene Grade oder Perioden derselben Erscheinung." Ebenda S. 266: „Unsere Fremdwörterbücher beweisen aber nicht so fast, daß ...., sondern zugleich auch, daß ....". — Gotthelf „Uli der Knecht" (Reclam) S. 305 „Das Gerede sei zu fast unter die Leute gekommen"; 348 „wenn man nicht zu fast am Alten hinge".

gällen. I. 317 „Das Herz gällt mir im Leibe!" Muret-Sanders sowohl wie Sachs-Villatte führen nur transitives „gällen = verbittern" als „selten" an. Heyne hat nur „gällen, zu Galle machen, vergl. vergällen". Paul hat „gällen = gallig (erbittert) werden": „das Herz gällt mir im Leibe, Schiller; trans. in vergällen". Grimm bringt auch transitives gällen, „mhd. eigentlich und uneigentlich, nhd. bei Campe z. B. „dies gällte seine Lust"; gebräuchlich ist aber vergällen"; beim intransitiven bringt er nur die Schillersche Stelle als nhd. Beleg, dann heißt's: „so mhd. ergellen, vom Gemüte, das mit hazze irgellet Jeroschin 113b, vergl. schweiz. ergälligen, zornig werden (und machen), Stalder 1, 416". Auch Sanders belegt es nur aus Campe und Schiller; im „Idiotikon" fehlt es. Ich mache auf die bemerkenswerte Ähnlichkeit der Meyerschen Stelle mit der aus Schillers „Dreißigjährigem Kriege" (Hempelscher Ausgabe 13. Bd. S. 75) aufmerksam, an denen beiden Gustav Adolf seine deutschen Offiziere anredet:

Schiller.	Meyer.
„Ihr Deutschen, Ihr, Ihr selbst seid es, die Ihr Euer eigenes Vaterland bestehlt und gegen Eure eigenen Glaubensgenossen wütet. Gott sei mein Zeuge, ich verabscheue Euch, ich habe einen Ekel an Euch, und das Herz gällt mir im Leibe, wenn ich Euch anschaue. . . . Euretwegen habe ich meine Krone ihres	„Räuber und Diebe seid ihr vom Ersten zum Letzten! Schande über Euch! Ihr bestehlet eure Landsleute und Glaubensgenossen! Pfui! Mir ekelt vor euch! Das Herz gällt mir im Leibe! Für Eure Freiheit habe ich meinen Schatz erschöpft, — vierzig Tonnen Goldes — und nicht so viel von euch genommen, um

Schatzes entblößt und über vierzig Tonnen Goldes aufgewendet, von Eurem deutschen Reich aber nicht erhalten, wovon ich mich schlecht bekleiden könnte. Euch gab ich Alles, was Gott mir zuteilte, und hättet Ihr meine Gesetze geachtet, Alles, was er mir künftig noch geben mag, würde ich mit Freuden unter Euch ausgeteilt haben. Eure schlechte Mannszucht überzeugt mich, daß Ihr's böse meint, wie sehr ich auch Ursache haben mag, Eure Tapferkeit zu loben." mir eine Reithose machen zu lassen! Ja, eher bar wär' ich geritten, als mich aus deutschem Gute zu bekleiden! Euch schenkte ich, was mir in die Hände fiel, nicht einen Schweinestall hab' ich für mich behalten!" ... Dann einlenkend, lobte er die Bravour der Herren, ihre untadelige Haltung auf dem Schlachtfelde und wiederholte mehrmals: „Tapfer seid ihr, ja, das seid ihr! Über euer Reiten und Fechten ist nicht zu klagen!"

Diese Übereinstimmung beruht wohl auf Benutzung derselben Quelle.

gehorsamen. I. 351 „Pathe, ich habe dir nicht gehorsamt." Vergl., was ich Ztschr. 12, S. 664 unten hierüber gesagt habe. Bei Heyne steht diese Stelle, auch eine aus Geibel; Sachs und Muret führen dieses Zeitwort gleichfalls auf, obgleich es im allgemeinen ungebräuchlich ist.

gewähren. I. 265 „Jetzt, da sie ihres bescheidenen menschlichen Wunsches gewährt war", und II. 30 „Lässest du mich meines Wunsches ungewährt, so ..." Diese Verbindung von „gewähren" mit dem Genitiv ist kaum mehr gebräuchlich; die jüngsten Belege bei Heyne und Paul sind solche aus Lessing, Wieland, Schiller, Voß, Goethe; Sanders hat allerdings noch solche aus Humboldt, Simrock, Freytag, Hauff, Rückert.

Gewelle. II. 32 „Ezzelin wühlte ... in dem Gewelle seines Bartes." „Gewelle" steht nicht bei Muret, nicht bei Sachs, auch nicht bei Wilmanns, Heyne, Paul und Sanders.

gifteln. I. 280 „„Ein Leubelfing!" giftelte der alte Herr." „gifteln" fehlt bei Paul und Wilmanns; Heyne belegt es mit dieser als einziger Stelle, Sanders aber mit einer aus Gotthelfs „Uli" (2, 10; 95); auch Sachs-Villatte und Muret-Sanders führen es an; das „Idiotikon" erwähnt es als Nebenform von „giften". Man vergl. züngeln, zischeln, sticheln, spötteln u. ä.

Handlichkeit. II. 383 „Die Handlichkeit und Herzlichkeit des Buben hatte seine Sinne und Geister erwärmt." „Handlichkeit" bedeutet sonst „Bequemlichkeit, Leichtigkeit für das Handhaben", hier aber „Geschicklichkeit, Handfertigkeit" oder auch „Zutraulichkeit". Jenes belegt Grimm nur aus Freys „Schweizerbildern": „es war eine wahre Freude

zu sehen, mit welcher Handlichkeit er die neuen Geschäfte anfaßte" (2, 168); „handlich" = „handfest, rüstig" belegt er mehrfach aus Tschudi, Schiller, Maaler mit dem Vermerke: „noch jetzt in der Schweiz in dem Sinne von thätig, arbeitsam, geschäftig"; = „flink, behende" aus Sebitz und Fischart, mit dem Zusatze: „was bis ins Englische handily hinüberreicht, in der Schweiz auch in „unruhig, voll Bewegung" umschlägt (Stalder)"; Sachs und Muret verzeichnen diesen schweizerischen Gebrauch des Eigenschaftswortes gleichfalls, ebenso Heyne, Paul und Sanders, doch fehlt bei allen diesen das zugehörige Hauptwort in dieser Bedeutung. Im „Idiotikon" ist es reich belegt für die Bedeutungen: „geschickt, tüchtig in Handarbeiten; — rüstig, rührig, ernstlich, behende; — kräftig, derb, grob"; ohne Belege giebt es ferner für Unterwalden die Bedeutungen: „leutselig, zutraulich, gefällig, freundlich im Umgang", die mir für die Stelle bei Meyer sehr passend zu sein scheinen.

Jugend. II. 130 „Verhafte ich diese blühenden Jugenden?" = diese jungen Leute. Bei Sachs und Paul fehlt diese Bedeutung; Heyne erwähnt nur: „in gewöhnlicher Sprache auch vereinzelnd: „die Frau hat Jugend bekommen", ein Kind"; ohne Belege. Bei Grimm aber steht: „Jugend, ein Kind alemannisch: jugendt, ein jungs kind, pusio, puellus Maaler 238[b]; heute: er hat Jugend bekommen, seine Frau hat ihm ein Kind geschenkt; er hat drei Jugend, drei Kinder. Stalder 2, 78." Dafür ist also die Meyersche Stelle ein neuer Beleg. Sanders hat einen Beleg dafür aus Königs „Klubbisten in Mainz" und im Ergänzungsbande einen aus Laube; hier erwähnt er auch den schweizerischen Gebrauch. Das „Idiotikon" belegt Einzahl sowohl als Mehrzahl von „Jugend" in dieser Bedeutung. Man vergleiche übrigens das namentlich bei Schweizern, sehr häufig z. B. bei Gotthelf, zu findende „der Dienst = der Dienstbote", „die Diensten und seltener die Dienste = die Dienstboten"; Sanders belegt auch sogar „die Dienstin" aus der Voßschen Horaz-Übersetzung.

sich knieen. II. 28 „Diana folgte und kniete sich auf der anderen Seite des Sessels nieder", und: S. 397 „sie kniete sich nieder". Paul hat diese reflexive Anwendung gar nicht verzeichnet, Heyne führt nur die zweite dieser Meyerschen Stellen als Beleg dafür an sowie eine aus Platen (Gas. 117: „der Andere kniee fromm vor eine Blende sich"). Grimm sagt: „zuweilen refl., vergl. sich setzen, besonders volksmäßig, nd. schon früh (wohl auch hd.)" und hat niederdeutsche Belege, sowie solche aus Spangenberg, Klinger, Ditfurth und Schönwerth. Sanders hat die Platensche Stelle und im Ergänzungsbande mehrfache aus Neueren; das „Idiotikon" erwähnt den reflexiven Gebrauch nebenbei. Vergl. auch: „durt knia i mi nieder" in Koschats bekanntem Liede „Verlâssen bin i".

knielings. II. 14 „... eine Fülle blonden Haares, in das der Mönch entschlossen hineingriff, knielings, mit weit ausgestrecktem Arme." „knielings" stellt sich als neue Bildung zu den von Wilmanns (II. S. 626) angeführten Adverbien „blindlings, gählings, rücklings (schon ahd.); ärschlings, häuptlings, meuchlings, schrittlings (mhd.); rittlings (später)". Grimm (Grammatik III, 235) giebt außerdem: köpflings, seitlings und einige volkstümliche, darunter aber nicht knielings. Man vergl. übrigens auch ags. bæcling und earsling. — Heyne belegt „knielings" nur mit dieser Meyerschen Stelle; Sanders erwähnt es als „mundartlich", aber ohne Belege; Paul und Sachs haben es nicht, ebensowenig Grimm; dieser aber hat: „knielig, adj. schweiz. unfest in den Knien ... Ein Adverb kneuligen, knüligen aber, in knieender Stellung (Stalder, Frommann) wird ein mhd. knielingen enthalten, knielings." „knielig" und „knieligen" stehen auch im „Idiotikon"; zu dem zweiten werden vergleichsweise herangezogen: füßlingen[1]), g'ligglingen (liegend), g'ständlingen, g'höcklingen, gesitzlingen.[2]) — Nach „rücklings" sollen übrigens in der Turnersprache „vorlings", „seitlings" und andere Formen gebildet sein; Sachs hat die erste, die zweite nicht; bei Heyne und Paul fehlen beide; Sanders erwähnt „vorlings" aus Jahn, und im Ergänzungsbande „seitlings" aus Roßmann und Westermann. Bei Sanders findet man übrigens auch eine Form „bäuchlings", das er je einmal aus Heines „Reisebildern" (3, 257), aus Hackländers „Bombardier" (1, 167) und aus Jokais „Narren der Liebe" (1, 180) belegt. Bei Paul fehlt dieses Wort, Heyne belegt es aus Heine und Maaler, Grimm im Wörterbuche (in der Grammatik fehlt es) nur als b(ä)uchlingen aus den Weistümern und aus Stalder.

kosten. II. 264 „Ich versprach es ihm und hielt Wort, obgleich es mich kostete." Diese Anwendung von „kosten" ohne Preisangabe im Sinne von „schwer werden" belegt Grimm aus Wieland, der sie „vielleicht aufgebracht hat", Schiller, Goethe, J. v. Müller und Chamisso; er schließt: „Doch ist dieser Gallicismus jetzt wieder ausgeschieden." Auch bei Paul heißt es hiervon: „Im 18. Jahrhundert gebraucht man unter französischem Einfluß kosten ohne Preisangabe, und ähnlich bei Heyne; beide geben als Belege nur je eine Stelle aus Wieland und

1) Vergl. Gotthelfs „Uli der Knecht" (Reclam) S. 312: „wie wenn sie in die Hölle fahren wollten z'sämefüeßlige"; ebenso S. 357; ferner S. 119: „Aber kaum fühlte Stini festen Boden, so stürzte es z'sämefüeßlige wie eine Hyäne auf Ürsi los".

2) Vergl. auch „blinzligen" = blinzlings in Gotthelfs „Uli d. Kn." S. 341: „daß sie die Wahrheit blinzligen greifen konnten".

Schiller. Sanders bringt Belege aus Fichte, Chamisso, Goethe, Engel und West („Donna Diana"). Im „Idiotikon" ist der Gebrauch nicht erwähnt. Blümner erwähnt a. a. O. (S. 17) auch die schweizerische Anwendung von „köstlich" im Sinne von etwas, das viel kostet (kostbar, kostspielig), „die zwar alt, aber gegenüber der jetzt vorwaltenden Bedeutung des Wortes auch mit Recht veraltet ist"; ich habe es kürzlich aber auch in einem Briefe gefunden, da mir ein Freund, der nicht Schweizer ist, schrieb: „Wenn es Deine köstliche Zeit erlaubt"; mir ist es so fremd.

läßlich. I. 219 „Jetzt da ich die Unbefangenheit meiner Standpunkte und die Läßlichkeit meiner Lebensauffassung bei meinem Sohne zu unerträglicher Frechheit, ja zur Ruchlosigkeit entarten sehe." Vergl. S. 238: „Ich selbst denke läßlich davon, weder abergläubisch noch vermessen"; II. 375 „Rasch übersann er sein Leben, er fand darin keinen Makel, nur läßlichen Fehl". — Das Wort ist heute wohl kaum mehr allgemein bekannt; Paul belegt es nur aus Goethe und Wieland, Heyne nur aus Goethe, Treitschke, Adelung, Wieland, Platen, aber auch mit diesen drei Meyerschen Stellen; eine vierte Stelle bei Meyer ist I. 343: „Nach der Victorie von Breitenfeld konnte ich dem Kaiser einen läßlichen Frieden vorschreiben"; was es hier heißt, ist nicht so leicht zu bestimmen: „tolerant" oder „verzeihlich" wie an den anderen Stellen? kaum — eher wohl „nachgebend". Grimm bringt viele Belege, aber keine der Meyerschen Stellen; unter den dort angeführten Bedeutungen sind zwei, die für die fragliche herangezogen werden könnten. Da heißt es nämlich unter 2. . . . von einem Streite, nachlassend, weniger hitzig: Goethe 46, 263 „so ist zwar nicht zu hoffen, daß ein allgemeiner Friede dadurch sich einleite, aber doch daß der unvermeidliche Streit nach und nach läßlicher werde, der Krieg weniger grausam, der Sieg weniger übermütig"; in dieser Abschattung könnte das Wort ja auch nun bei „Frieden" gebraucht sein. Bei 4. aber heißt es: „läßlich auch was vor einem Urteile besteht, annehmbar, duldbar", auch diese Bedeutung paßt für jene Stelle. — Eine fünfte Stelle bei Meyer ist II. 54 „Dort vertändelst du den Reigen eines Jahres mit unsern Freundinnen und Feindinnen in erlaubter oder läßlicher Weise", wo es wieder „verzeihlich" zu bedeuten scheint. An einer sechsten aber ist es ziemlich schwierig, das Richtige zu treffen: II. 142 „Ich werde euern Fall nicht als eine Staatssache, wo Treubruch Verrat, und Verrat Majestätsverbrechen ist, behandeln, sondern als eine läßliche Familienangelegenheit." An einer siebenten Stelle endlich bedeutet es zweifellos „milde": II. 180 „Die Geschichte wird mich in den Grenzen meiner Zeit und meines Wesens läßlich beurteilen." — Das „Idiotikon" erwähnt nur ganz kurz: „läßlich,

1. nachlässig, 2. verzeihlich"; Sanders aber giebt die Bedeutungen „verzeihlich" und „milde", beide mit vielen Belegen; „Läßlichkeit" belegt er im Ergänzungsbande aus der National-Zeitung als „Nachlässigkeit".[1])

meineidig. I. 205 „Meineidig geärgert hab ich mich." Ein neuer Beleg für die bei Grimm erwähnte Bedeutung „ungeheuer", die „meineidig" in Bayern und im alemannischen Sprachgebiete hat; vergl. sündlich, verdammt, verflucht, gottlos, heillos, lasterhaft. Heyne bringt diese Stelle als Beleg. Bei Sanders fehlt diese Bedeutung; das „Idiotikon" aber belegt sie natürlich.

mißhören. I. 95 „Ich konnte dieselben mißhört haben." „Mißhören" ist eine der selteneren Zusammensetzungen mit „miß", nach Paul „wohl von Goethe neugebildet, wenn auch vereinzelt schon aus dem 16. Jahrh. belegt". Im „Idiotikon" fehlt sie. Heyne führt eine Stelle aus Wickrams Rollwagenbüchlein, die Meyersche und eine aus Bismarcks Reden an, Grimm die Wickramsche sowie dreimaliges „Mißhör mich nicht" aus Goethe, Kleist und Geibel; Sanders noch eine aus Stahr und eine aus der Nationalzeitung. — Noch seltener als dieses „mißhören" ist wohl „mißnehmen", das Heyse und Paul gar nicht haben, Grimm nur mit der einen Belegstelle: Schlegels Richard III. 1, 3 „Bruder von Gloster, ihr mißnehmt die Sache", wörtliche Übersetzung des englischen: „Brother of Gloster, you mistake the matter"; ebenso steht es noch zweimal, wie Sanders belegt, in Schlegels „Richard II." (3, 4). — Wilmanns führt beide nicht an. — Vergl. jetzt auch diese Ztschr. 13, 258, Z. 18 v. u.

sich mißreden. II. 230 „Er glaubte sich mißredet zu haben." „sich mißreden" kann hier bedeuten „sich versprechen" oder auch „sich unrichtig ausdrücken". Sachs hat nur „Mißrede (selten), médisance". Paul hat: „Mißrede, Rede die Übeles von Einem aussagt, öfters bei Goethe. Bei demselben entsprechend das „Mißreden" und „mißredend"." Grimm belegt dieses Hauptwort nur aus Goethe und Varnhagen; er hat aber auch „mißreden" und zwar mit vier Abschattungen der Bedeutung: 1. äußerlich „sich falsch ausdrücken", belegt aus Stieler, Pauli, Kirchhof, Simplicius; 2. inhaltlich „Falsches reden" aus Tristan und aus Petrarche (1559); 3. „redend als unrichtig erklären", aus Diefenbach, dem „voc. inc. theut." und Luther; 4. „übelwollend von Jemand reden", aus Stieler, Goethe und Minnesangs Frühling. Heyne endlich hat 3. aus Luther, 4. aus Goethe belegt, 1. aber aus Stieler und mit folgender anderen

1) Ich fand „läßlich" = verzeihlich auch kürzlich einmal in der Köln. Ztg. (23. Aug. 99): „Hierbei wurden die wenigen Vergehen deutscher Beamten in Afrika angeführt, läßliche Sünden gegenüber dem Verbrechen, um das es sich hier handelt".

Stelle aus C. F. Meyer (Ang. Borgia 146): „(er) trug, nicht ohne sich mitunter ärgerlich zu mißreden, . . . das Erkenntnis feierlich vor“. Bei Sanders fehlt „sich mißreden“.

mißziemen. I. 219 „Jene Possen mißziemen einem zahnlosen Munde.“ Dieses Wort fehlt bei Wilmanns, — wenigstens nhd. —, ebenso bei Paul; Heyne bringts mit eben dieser Stelle allein, Grimm nur mit einer aus Rückert (Ges. Ged. 1, 48):

„Heut sind wir hier nicht in so ernstem Dienst,
In einem doch, der jenem nicht mißziemt.“

Sanders hat außerdem noch Stellen aus Simrocks „Frithjof“ und zwei andere (6, 356 und 7, 60), die wohl, was ich nicht feststellen kann, aus Schlegels Shakespeare-Übersetzung sind; in meiner Ausgabe müßten sie dann an anderen Stellen stehen!

aus dem Mittel heben. I. 309 „wie ein biblischer Held, der ein himmelschreiendes Unrecht aus dem Mittel heben muß, damit nicht das ganze Volk verderbe“. Paul giebt gar nichts Ähnliches; bei Heyne findet man nur: „aus dem Mittel gethan (weg gethan); Kol. 2, 14“; Grimm giebt VI. 2385. d. dieselbe Stelle mit der Erklärung „davon thun“; dann aus Ringwalds „Evangelia“ (1646) „den Erben auß dem Mittel reumen“ = wegräumen; und dieselbe Wendung zweimal aus Butschkys Kanzelei (1659). Sanders hat nur Belege für „aus dem Mittel reißen (Jeremias 12, 14), thun (Kolosser 2, 14) = ganz wegthun, vernichten“. „Aus dem Mittel heben“ scheint demnach bisher noch nicht belegt zu sein; es bedeutet zweifellos gleichfalls „wegräumen“, „bei Seite bringen“ u. ä.

münden. II. 141 „Er wandte sein Auge teilnehmend gegen den zweiten Aufritt, welcher aus einer andern Gasse auf den Turmplatz mündete.“ „Münden“ ist bei den Verschiedenen ganz ähnlich behandelt und belegt wie „einmünden“ (s. S. 313); Sanders belegt es zweimal in ganz bildlicher Verwendung = darauf hinausgehen und = einlenken.

nächtig. II. 159 „Dieser Schwank verscholl an den steilen Mauern der nächtigen Burg.“ „nächtig“ statt „nächtlich“ ist selten, wird auch von Sachs so bezeichnet; Paul erwähnt es nur bei „Nacht“, ohne es zu belegen; Heyne belegt es aus Diefenbach, Goethe, Rosegger; Grimm aus Pauli, Paracelsus, Neumark, Goethe und Heine; Sanders aus Devrient, Goethe, Klencke, Schaidenreißer, Meißner, Hackländer und Schlegel.

nett. II. 273 „sodaß er einen netten jungen Menschen in rätischer Tracht nicht beachtete, der unferne stand“; ferner S. 290 „wieder musterte Wulfrin den netten Jüngling“. Paul bemerkt bei „nett“ mit Recht: „In der heutigen Umgangssprache hat sich der Sinn des Wortes sehr verflüchtigt, so daß es für Alles, was Einem gefällt, gebraucht wird.“

So klingt Einem denn auch hier das „nett“ gar zu zierlich, ich möchte sagen zu weibisch; „schmuck“ oder „zierlich“ würde bezeichnender sein. Dasselbe scheint mir für „artig“ auf S. 274 zu gelten: „Der artige Räter hatte sich nach und nach dem Kreise der Spötter genähert“, sagt doch auch Heyne dazu: „vom gefälligen Äußeren, jetzt veraltend“. Was Meyer durch die Eigenschaftswörter „nett“ und „artig“ bezeichnen will, geht aus einem Satze auf S. 278 hervor, der lautet: „Dann musterte er Gnadenreich und fand einen anmutenden, wohlgebildeten Jüngling, eine Gott und Menschen gefällige Erscheinung, nicht anders als der Name lautete.“ — Das Idiotikon giebt für „artig“ die Bedeutungen: niedlich, zierlich, schön anzusehen; sittsam, anständig, höflich.

Nöte. I. 304 „In einem Fall und in einer Nöte, welche der hilfreichen Frau nahe ging.“ Diese Form „Nöte“ finde ich nirgends erwähnt.

Pfaffheit. I. 262 (s. die Stelle bei „Bauersame“, S. 310). „Pfaffheit“ nennt Heyne veraltet, belegt es aber als „aufgefrischt“ durch je eine Stelle von Keller und Meyer (nicht die vorliegende); Paul hat es nicht; Grimm bringt gleichfalls viele ältere Belege, von neueren nur: Börne 1, 46 „Die düstere, schleichende, tückische Pfaffheit . . . in Spanien“ und Meyer, Hutten 126:

„Trotz deinem grauen Barte mußt Du (Pfarrer) frein!
So reihst du dich der neuen Pfaffheit ein!“

Sachs-Villatte hat das Wort gleichfalls. Sanders belegt es aus Blumauer, Börne, Fischart, Forster, Jahn, König, J. v. Müller, Scherr, Spindler, Stumpf, Voß.

sagen. I. 133 „Hier sagt man sich auch wüst, aber nicht so.“ (Es ist von Schimpfwörtern die Rede.) Ein neuer Beleg für die nach Heyne in der Schweiz übliche Wendung „Einem sagen“ = „Einen benennen“, wofür er anführt: Gotthelf (Schuldenb. 184) „Hängt sich dem ärgsten Hallunken an den Rücken, dem man Herr sagt“, und Keller (Werke 8, 75) „Niedliche Backfische . . . man sagt ihnen auch Hasenbraten“. Bei Grimm heißt es (VIII. 1652): „schweizerisch er seit-em Hans, Schelm, er nennt ihn Hans, Schelm; er seit-em wüest, beschimpft ihn. Hunziker 215“. Sanders hat mehrere Belege aus Gotthelf und einen aus Pestalozzi, im Ergänzungsbande noch welche aus Auerbach, dem Novellenschatz und Wickram. Auch Blümner erwähnt diesen Gebrauch (a. a. O., S. 47). Bei Gotthelf findet man ihn häufig, z. B. „Uli d. Kn.“ (Vetter, Reclam) S. 28 und 97 „wüst sagen“; vergl. auch S. 42: „bald sagte es ihm alle Schande“.

schlitten. II. 298 „Die ihr auf weißen Stürzen in den Abgrund schlittet, seid ihm hold, bärtige Zwerge!“ Das Zeitwort „schlitten“

fehlt bei Heyne und Paul; sie haben nur das bekanntere „schlittern". Grimm aber verzeichnet „schlitten" als „besonders in der Schweizer Mundart im Gebrauch, transitiv und intransitiv" und belegt es aus Stalder, Hunziker, Tobler, Bühler und Tschudi. Sanders bringt einige Belege; auch Sachs führt es an als selten und giebt bei der Übersetzung des transitiven „schlitten" wasgauisches „schlitter".

Schwartenhals. I. 227 „Ein Schwartenhals, die Sturmhaube auf dem Kopfe, stieß von Zeit zu Zeit in eine mißtönige Drommete." Fehlt bei Heyne und Paul, auch bei Sachs-Villatte. Grimm bringt es in der ursprünglichen Bedeutung als Hals mit schwartiger Haut (bei Maaler), die im 16. Jahrhundert übertragen wurde auf einen herumziehenden Bettler oder Landsknecht, der den nackten groben Hals zeigt, nicht durch Kragen oder Krause gedeckt; als Belege hierfür dienen zwei Stellen aus Uhlands Volksliedern, eine aus der Augsburger Allg. Ztg. von 1861 und eine aus Kellers Werken (2, 184): „daß die bloßen sonnverbrannten Nacken der Schwartenhälse, ihre zerschnittenen Bauschkleider und kurzen Schwerter noch lange hin überall zu sehen waren". Dazu käme also die Meyersche Stelle. Das Wort scheint demnach im Süden noch leidlich bekannt zu sein. Merkwürdig ist übrigens, daß Keller — wie ich aus Grimm sehe — auch „Schwartenmagen" einmal in dieser Bedeutung anwendet: 6, 378 „So, nun kann er doch ordentlich laufen, wenn er kommt, derselbige Schwartenmagen". Diese Anwendung beruht wohl nur auf einer Verwechselung mit „Schwartenhals". Sanders führt das Wort zwar an, giebt aber keine Belege.

sondern. II. 265 „Sie weinte wenig, sondern drückte ihm einen brünstigen Kuß auf den dürren Mund." Weil die Verneinung im Vordersatze fehlt, oder wenigstens nur als „nicht viel" in „wenig" verkappt liegt, mutet einen „sondern" hier fremd an; man erwartet „und" oder „aber" oder auch „vielmehr". Auch Matthias („Sprachleben und Sprachschäden" S. 299) schränkt die Anwendung von „sondern" als ausschließlich aufhebender und berichtigender Partikel auf Sätze ein, denen eine Verneinung vorhergeht, und zwar so strenge, daß er sogar sagt: „diese muß eins der mit n anfangenden verneinenden Adverbien „nicht, nirgends" u. ä. oder „kein" und „kaum" sein, allenfalls auch „selten". Andere Ausdrücke mit verneinendem Sinne sind, weil ihre Verneinung nicht selbständig genug ausgedrückt ist, vollends nicht geeignet, durch das scharf entgegensetzende „sondern" aufgehoben oder berichtigt zu werden. Es darf also nicht gesagt werden: „Die Gründe waren unaussprechbar, sondern mußten verschwiegen bleiben.""

spannen. I. 276 „Dieser spannt Tag und Nacht darauf, als Page in euren Dienst zu treten." Diese Verbindung erwähnt Sachs-Villatte

= désirer vivement (die Katze spannt auf die Maus . . . guette la souris); Paul nennt diesen intransitiven Gebrauch „jünger und seltener"; Heyne dagegen belegt ihn aus Reimar von Zweter (mit „näch"), Happel, Albinus, Goethe (mit ob-Satz), die Meyersche Stelle hat er nicht. Sanders belegt dieses „spannen" aus Forster, von Horn, Merck, Nicolai, Goethe.

überlaufen. II. 100 „Jetzt war das Maß voll. Es wäre schon früher überlaufen, doch . . ." Leider macht auch hier wieder Meyer den ja besonders im Süden geläufigen Fehler der Zusammenrückung bei zusammengesetzten Zeitwörtern mit (s. bei „anvertrauen", S. 309). Regelrecht muß es natürlich heißen „übergelaufen". Vergl. Wustmanns „Sprachdummheiten" [2]S. 53 ff. und „Sprachleben und Sprachschäden" von Matthias S. 109 f.

überquellen. II. 158 „Die Hand war durch und durch gestochen und überquoll von Blut" — statt „quoll von Blut über". Derselbe Fehler wie vorher bei „überlaufen".

Überteurer. II. 91 „Er selbst aber ist ein Überteurer, ein Schmeichler, ein Lügner u. s. w." „Überteurer" ist entweder Eigenschaftswort oder wahrscheinlicher von „überteuern" gebildetes Hauptwort: Einer der überteuert, übervorteilt. Sachs hat „überteuern" und „überteuer", auch „Überteuerung"; bei Paul fehlt es; Heyne hat nur das Zeitwort mit Belegen aus Rabener und Seume. „Überteurer" fehlt auch bei Sanders.

überwiegen. II. 13 „Daß die Barke aus dem Gleichgewicht kam, sich nach rechts neigte und plötzlich überwog." Intransitives „überwiegen" = „das Übergewicht bekommen" im wirklichen, nicht übertragenen Sinne ist sehr selten; Paul hat nur Klopstockisches „o wäre sie, der besseren Thaten Schale, so schwer, daß sie überwöge", Heyne außerdem Stellen aus Häußer (eine Meinung, Nachgiebigkeit, Überzeugung u. s. w. überwiegt), also nur bildliche Verwendungen.

ungewährt. S. bei „gewähren", S. 317.

ungezählt. I. 297 „Dessen rasche Augen und bewegliche Lippen die Zeilen einer Briefseite nicht weniger behende hinuntersprangen als seine jungen Füße die ungezählten Stufen einer Wendeltreppe." Ein neues Beispiel dafür, daß dieses unselige „ungezählt" schon von den Besten[1]) angewandt wird (vergl. Ztschr. 13, 277 ff.), und zwar eins, das das Unsinnige dieser Anwendung aufs Schlagendste zeigt, ist es doch hier völlig belanglos, ob die Treppenstufen je gezählt worden sind oder

---

1) Vergl. Raabes „Hungerpastor" ([6]1894) S. 76: „Ein ungezähltes Heer von Grillen durchsummte sein Hirn."

nicht[1]); einzig und allein „zahlreich" taugte an dieser Stelle, denn auch „unzählbar" und „zahllos" sagten viel zu viel. Wenn zur Verteidigung dieses Wortes gesagt wird, bei der „Hyperbel" komme es auf den ursprünglichen Sinn nicht an, da doch Jeder unwillkürlich einen gewissen Abstrich mache, so ist das ja an sich richtig; aber wenn solche neue Anwendungen gute und bezeichnende ältere Wörter ganz zu verdrängen drohen, so sind sie vom Übel und müssen bekämpft werden.

vergebens. I. 236 „Die Mutter Gottes, gütig wie sie ist, hätte dir das Mütterlein wohl auch umsonst und vergebens geschenkt." „Vergebens" bedeutet hier offenbar dasselbe wie „umsonst", also „ohne Bezahlung"; Grimm giebt dafür ältere Belege bis zu Logau und schließt: „heute in dieser Bedeutung in der Schriftsprache ungebräuchlich, dagegen in den Mundarten noch vorkömmlich, z. B. appenzell. Tobler 183". Sachs-Villatte führt diese Bedeutung nicht auf, Heyne aber erwähnt sie mit einem Belege, und Paul in folgender Form: „Die älteste Bedeutung ist „schenkweise" (lat. gratis); sie ist altnhd. (16. u. 17. Jahrh.) üblich und noch schweiz., vergl. „bis kein Mensch mehr das Haus vergebens genommen hätte" Pest." Sanders belegt „vergebens" = „umsonst" aus Berlichingen, Fischart, Zinkgräf, Luther, Murner, Waldis und Wickram.

verkarren. II. 239 „Wenig später begab es sich, daß Mouton der Pudel in dem Gedränge der Rue Saint-Honoré seinen Herrn suchend verkarrt wurde." „verkarren" fehlt bei Sachs, Wilmanns, Heyne und Paul; bei Grimm heißt es: „verkarren, verb. auf der Karre verfahren, an einen falschen Ort fahren; reflexiv sich verkarren, an einen falschen Ort karren. Heinsius 4, 2, 1306". Diese Bedeutung kann es an der Meyerschen Stelle nicht haben, denn dort heißt es weiter: „Er schläft in Deinem Garten, Majestät, wo ihn Mouton der Mensch unter einer Catalpa beerdigte." Es kann hier also nur heißen „durch eine Karre überfahren und getötet werden"; es in eine der von Wilmanns angeführten Gruppen einzureihen hält schwer, am ersten gehörte es dann noch zu den Zeitwörtern des Verzehrens, Verderbens, Vernichtens. Sanders belegt es in der Bedeutung „überfahren" aus Gotthelf, das „Idiotikon" aber aus J. v. Müller, auch steht hier noch eine dritte Bedeutung dieses Zeitwortes, nämlich „durch Überfahren verderben", z. B. ein Stück Land. In einer vierten Bedeutung steht „verkarren" einmal bei Gotthelf: „Uli der Knecht" (Vetter, Reclam) S. 181 „Im Horner sei meist schlecht und

---

1) Anders bei Baumbach in den „Sommermärchen" ([2]1881) S. 15: „Er gab ihr drei Küsse zurück, und diesen folgten andere ungezählt." Hier soll eben betont werden, daß den ersten drei abgezählten Küssen andere folgten, die nicht mehr gezählt wurden.

leid Wetter; da bringe man nichts ab Platz und verkarre alle Wagen (beim Holzholen)"; heißt es hier nicht etwa „durch vieles Karren verderben"? ähnlich wie „den Weg verkarren" = durch vieles Fahren schlecht machen (vergl. Sanders)?

verläßlich. II. 55 „Sie sind frömmer und verläßlicher als unsere Weiber." „verläßlich" scheint wie „verlässig", das Grimm nur aus dem Frankfurter (1723) und dem Eisenacher Archiv (1726) je einmal belegt, selten zu sein; beide stehen für „zuverlässig"; Grimm hat für „verläßlich" nur einen Beleg aus Gutzkows „Rittern vom Geist" (1, 387): „Da er verläßlicher schien als Alle." Während Sachs beide Formen hat, fehlen sie bei Heyne und Paul; Sanders aber giebt für verlässig zwar nur drei Belege, für „verläßlich" aber solche aus Gutzkow, Heine, Hettner, Höfer, Kapper u. a.

Verliebung. II. 136 „Die Verliebung rührte ihn nicht." „Verliebung" belegt Grimm nur je einmal aus Kant und Jean Paul; Sachs erwähnt die Form; bei Heyne und Paul fehlt das Wort aber; Sanders giebt Belege aus Auerbach und Wieland, und aus Heyse einen für die Mehrzahl.

verreiten. I. 58 „Ich verreite auf einige Tage nach Fontainebleau." In dieser einfachsten Bedeutung, die der von „ausreiten, wegreiten" entspricht und an „verreisen" anklingt, belegt Grimm „verreiten" nur aus dem 16. Jahrhundert; Heyne sowohl wie Paul führen es gar nicht an, ebensowenig Sachs-Villatte. Es erscheint bei Meyer ziemlich häufig, z. B. S. 61: „und da der König eben verritten ist", ferner S. 197, 205, 305, 306, 309; II. 154, 299, 301. Foß (a. a. O., Sp. 5) erwähnt diesen „hübschen" Ausdruck als in Meyers „Jürg Jenatsch" „mehrmals" vorkommend. Bei Wilmanns steht nur: mhd. verrîten = „sich verreiten" (S. 162) und = „zu scharf reiten" (S. 163). Sanders führt es nur aus Schmeller an.

verrühmen. I. 204 „Ihr seid ein verrühmter, abfigürter Mann." „Verrühmen" fehlt bei Heyne und Paul; Grimm bringt es mit älteren, aber keinen neueren Belegen, mit der Bedeutung „berühmt, bekannt machen"; hier bei Meyer scheint es gleichfalls diesen Sinn zu haben. Sachs-Villatte nimmt aber eine andere Bedeutung an (S. 1904) „Jem. verrühmen = donner une mauvaise renommée à qu.", kennt übrigens auch „sich verrühmen = se vanter". Bei Wilmanns fehlt es. Sanders sagt: „Oberdeutsch statt berühmen, namentlich im Partizip", und belegt es aus Moscherosch, Scherr, Stumpf, Reithardt und Tschudi.

verschatten. II. 21 „Er schlug eine mit Gras bewachsene verschattete Gasse ein"; und S. 45 „Hier machte der Erzähler eine Pause und verschattete Stirn und Augen mit der Hand." „Verschatten" = „be-

schatten", gleichsam „durch Schatten den Blicken entziehen"; Heyne, Paul und Wilmanns haben es nicht; Sachs bringt es: 1. = couvrir d'ombre, 2. = schattieren. Grimm verzeichnet es als „neues Wort, in den älteren Mundarten selten nachzuweisen" und belegt es aus Eike von Repgow, Stieler, Jean Paul, Tieck, Heyse, Hippel, Hamann und Rückert. Sanders hat Belege aus Eichendorff, Kosegarten, Heyse, Gartenlaube und Romanzeitung.

verschwätzen. II. 3 „Dieser (Hofnarr), ein alter zahnloser Mensch mit Glotzaugen und einem schlaffen, verschwätzten und vernaschten Maul." Überaus bezeichnende Ausdrücke! „Vernascht" ist ja ziemlich bekannt, „verschwätzt" wohl neu, Paul hat es gar nicht, Heyne nur folgendes: „verschwatzen, verschwätzen, schwatzend hinbringen, die Zeit; ausschwatzen; ich hätte beinahe die ganze Sache verschwatzt Wieland Am. 2, 11; schwatzend fehlen, refl.: ich habe mich verschwatzt, gesagt, was ich nicht sollte; schwatzend verklagen oder verläumden, Einen bei einem Andern". Diese Bedeutungen giebt auch Sachs, dazu noch = wegschwätzen (die Sorgen), und refl. = sich durch Schwatzen versäumen. So wie „verschwätzt" hier steht = durch vieles Schwatzen verdorben, verzerrt, entstellt, ist es also noch nicht belegt, auch bei Sanders nicht, der nur im Ergänzungsbande aus Ringwald anführt: „die verschwätzte (= geschwätzige) Trunkenheit".

versiechen. II. 29 „Ein Mönch, dessen Vater verarmt oder versiecht." „versiechen" = „krank werden, dahinsiechen" steht bei Sachs mit den Übersetzungen „languir, se consumer dans un état de langueur", fehlt aber bei Heyne, Paul und Wilmanns. Sanders hat einen Beleg aus Lenau. Es ist übrigens überaus bedauerlich, daß in jüngster Zeit so häufig „siegen" mit „siechen" verwechselt wird, und nicht allein in den Zeitungen; statt „versiegen" heißt es in diesen allzu häufig „versiechen", z. B. „die Quelle seines Erwerbes ist versiecht"; und anderseits umgekehrt: „Er geht leider allmählichem Siegtum entgegen"; das wäre ja gar nicht schlimm, wenn er wirklich allmählichem Siegtum entgegen ginge!

sich verstehen. II. 252 „Ich trete ein. Eine Sottise steht auf der Tafel. Ich untersuche. Boufflers bekennt. Das Übrige verstand sich." Ich vermisse hier „von selbst", doch mag das nur ein persönliches Gefühl sein. Oder sollte es allgemein entbehrt werden, weil wir die Redewendung überhaupt fast nur in der Gegenwart gebrauchen, dann allerdings oft ohne „von selbst"? Z. B. als kurze Antwort im Sinne von „selbstverständlich": „Das versteht sich" oder sogar „Versteht sich!" Oder (nach Sachs): „Ich komme — wenn es nicht regnet, versteht sich" (. . . à moins de pluie, s'entend). Heyne führt als Belege an: „Schiller Kab. 1, 5 Hübsch? Zwar Das versteht sich, — Ranke

Päpste 2, 44 wie sich versteht". — Vergl. auch Gotthelf „Uli d. Kn." S. 328: „Die Mutter meinte, das verstehe sich."

sich verstimmen. II. 120 „Dieser vernahm es, und da die dunkle Antiope mäuschenstille blieb, verstimmte er sich." „sich verstimmen" für „verstimmt werden" dürfte ungebräuchlich sein; Paul hat das Wort überhaupt nicht; Heyne kennt die reflexive Anwendung gar nicht, Sachs sie nur für die wirkliche, nicht für die übertragene Bedeutung; Sanders hat Belege aus Goethe und Kosegarten.

Wärtel. II. 316 „Der Wärtel (am Burgthor) hatte die wandernde Helle wahrgenommen." Sachs führt diese seltene Form an; Paul sagt: „W., veraltet = Wart, noch von Goethe gebraucht, besonders von dem Aufseher bei Zweikampf oder Turnier verwendet." Heyne und Sanders haben das Wort nicht; Wilmanns erwähnt es in § 208.

werten. II. 123 „Es überwog die einfache mütterliche Freude, ihr Kind zu seinem Preise gewertet, begehrt und geliebt zu sehen", und II. 375 „Da schien ihm denn doch das Dasein ein Gut, so leicht er es sonst wertete." „werten", wie es im Vereine mit „Wertung", „bewerten" und „Bewertung" in jüngster Zeit immer häufiger im Börsendeutsch und dann auch im Zeitungsdeutsch auftaucht, scheint mir — wenigstens im Sinne derer, die es aufgebracht haben, eine Neubildung zu sein. Paul sagt davon: „Ein Verb w. selten als Simplex = „schätzen", „taxieren"; auch = „für wert halten": „Die werten nicht des Heldenmahles mich", Uhland." Wie es hier und (nach Heyne) bei Wieland (Gereon 670 „der Ritter, dessen Seele solcher That sich werten dürfte" = sich wert halten, zutrauen) in der Poesie vorkommt, dürfte es ja doch nur in sehr beschränktem Kreise bekannt sein; Heyne belegt es im übrigen nur aus Uhland (wie Paul), aus der ersten der beiden angeführten Meyerschen Stellen und aus dessen „Versuchung des Pescara" (154 „er wertet den Verrat als die schwerste Schuld"). — Sachs führt das Wort auch auf, in den Bedeutungen „taxieren" und „für würdig erachten" (mit Genitiv); „bewerten" fehlt übrigens noch bei ihm, während es Muret schon bringt; „Bewertung" fehlt allerdings auch bei diesem noch. Sanders anderseits bringt für „werten" zahlreiche Belege aus Gartenlaube, Gotthelf, Jahn, Pröhle, J. v. Müller, Scherr, Uhland, Wieland, Silberstein, Stalder, Volkszeitung, für „Wertung" solche aus Auerbach, Gartenlaube und Bibliothek der Unterhaltung. — Ähnlich wie „werten, bewerten" macht sich auch das Modewort „einschätzen" immer breiter, so daß man es selbst schon bei besseren Schriftstellern findet.

wind und weh. I. 237 „Mir wird es darinnen (im Kloster) wind und weh." Fehlt bei Paul; Sachs führt aber diese seltene

Formel an; auch Heyne bringt sie und belegt sie mit dieser Stelle und mit: „Konrad von Würzburg, Troj. Krieg 12937 „ir herzen wart nie sô winde noch sô wê"; es gehört zu altnordischem vindr, sich windend, schief, krumm. — Vergl. diese Ztschr. 13. S. 140 flg.; es sei hier noch erwähnt, daß Hebel selbst (s. Reclamsche Ausgabe S. 133 u.) die dort besprochene Stelle richtig übersetzt, aber mit seiner Erklärung auf falscher Fährte ist, wenn er sagt: „Windeweh, Wind und Weh, Ausdruck für das Gefühl der Unruhe beim langen Warten. Wunden weh? Wunder weh? Sch. (d. h. „Scherzii Glossarium Germanicum medii aevi"), „Wer kann allwegen geduldig seyn, wann eim so wunn und wee ist"." Sanders belegt „wind und weh" aus Schmeller, Auerbach, Gotthelf, Stalder, Kompert, Schwegler; „wind und wund" aus Heyse, und „wind und bang" aus Gotthelf. Zu Weises Bemerkungen über Sägese a. a. O. (Ztschr. S. 141) sei hier erwähnt, daß „Segesse" auch bei Gotthelf vorkommt (U. d. K., S. 128); Sanders belegt diese Form nur aus Weckherlin (bei Wh. Müller) und Wickram.

wünschbar. I. 271 „Um dann zu wünschbarer Sicherheit die beiden Ergebnisse zu vergleichen". „Wünschbar" scheint selten zu sein, es fehlt bei Paul und Wilmans; Sachs-Villatte führt es an, Heyne desgleichen wie folgt: „Campe; (Etwas) mache eine Zwiesprache wünschbar C. F. Meyer Ang. Borgia 225". Sanders belegt es aus Euse, Kellers „Leuten von Seldwyla", J. v. Müller und anderen Schweizern, „Wünschbarkeit" aus Staub. Das Hauptwort „Wünschbarkeit" belegt auch Foß (a. a. O.) aus Haffters „Georg Jenatsch". Weshalb sich Blümner (a. a. O., S. 189 flg.) gegen „wünschbar" und „Wünschbarkeit" im Sinne von wünschenswert richtet, weil „wünschbar nur das sei, was man wünschen kann, was sich wünschen läßt", ist mir ganz unerfindlich.

zürnen. I. 137 „Wollt Ihr es wissen? Und werdet Ihr es nicht zürnen?", und II. 146 „Ich zürne dir es nicht". Vergl. auch Gotthelfs „Uli d. Kn." S. 204: „er zürne es nicht". Heyne und Paul führen nur die Verbindungen an: „um, über Etwas, Einem, auf Einen zürnen", und für rein transitive Verwendung nur: Klopstock, Messias, 6, 133 „diese Worte zu zürnen" = zürnend zu sprechen. Nur Sachs-Villatte giebt (S. 2097): „(schwz.) er zürnt es (= darüber) il en est fâché", also genau, wie es hier von Meyer gebraucht wird. Sanders belegt es so einmal aus Gotthelf.

Von den 73 hier besprochenen Wörtern sind 11 in den genannten Wörterbüchern gar nicht, oder wenigstens nicht in dem von Meyer beliebten Sinne zu finden, 47 stehen bei Sanders, 30 bei Heyne, ebensoviele in dem noch unvollendeten Grimm, nur 14 bei Paul. Dies zeigt, wie die Einzelheiten der vorhergehenden Untersuchung, daß für das

neueste Schrifttum Sanders die reichhaltigste und in vieler Hinsicht zuverlässigste Quelle ist, auch finden sich 9 Wörter bei ihm, die bei den anderen ganz fehlen; Heyne hat gerade aus Meyer manche Belege, aber doch im ganzen von den hier erörterten Wörtern nicht einmal die Hälfte; auch bei Grimm fehlen sehr viele. So sehen wir, daß selbst die größten und besten Wörterbücher uns im Stiche lassen, wenn es sich um neuere Schriftsteller handelt; beachtenswert ist übrigens, daß einige Wörter und Wendungen, die man bei Grimm, Heyne, Paul und Sanders vergebens sucht, bei Sachs-Villatte und bei Muret-Sanders schon verzeichnet sind. Dabei sind aber bei weitem nicht alle besprochenen Wendungen Eigentümlichkeiten der schweizer. Mundart, manche sind vielmehr weiter verbreitet, manche andere allerdings auch, wie es scheint, Erfindungen von Meyer selbst.

Nun pflegt ja in der Regel das Ungewöhnliche und Ungebräuchliche uns zu mißfallen, während das, woran wir gewöhnt sind, von uns schön genannt wird. Diese Regel aber hat einen bedenklichen Haken. Bei den Wörtern und Wendungen, die ich hier bei Meyer als seltene und ungeläufige aufgezeichnet und erörtert habe, möchte ich sie wenigstens nur in sehr beschränktem Maße gelten lassen, nämlich eigentlich nur für die Formen: abfigüren (S. 308), anvertraue (S. 309), überlaufen (S. 325), überquoll (S. 325), ungezählt (S. 325), sowie für die Anwendung von fast (= sehr, S. 315), von sondern (S. 324) und von verrühmt (= berühmt, S. 327). Im übrigen aber schließe ich mich dem Urteile von Rudolf Foß an (Zeitschr. d. allg. d. Spr., XI, 1896, Sp. 1 flg.), der Wustmanns und Pöschels erbarmungslose Verbannung von „Provinzialismen“ aus der Schriftsprache nicht unterschreibt; unter den anderen schweizerischen oder auch Meyerschen Eigentümlichkeiten bei Meyer sind nämlich meines Erachtens die meisten so trefflich gebildet und haben einen so bezeichnenden Sinn, daß wir sie durchaus nicht etwa als „Provinzialismen“ verwerfen, sondern das geläufige Hochdeutsch und Schriftdeutsch eben durch sie bereichern sollten.

Weg und Gelände in der Sprache.

Von Prof. Dr. **Th. Becker** in Neustrelitz.

Was ist fester und unbeweglicher, als die vor Jahrhunderten angelegte Landstraße, die vor Jahrzehnten gebaute Chaussee? Und doch, wenn wir fragen, was unsere Sprache über Weg und Straße denkt, wenn wir über die von ihr geprägten Wörter, die wir täglich im Munde führen, einmal nachdenken, so entdecken wir mit Erstaunen, daß

für die wunderbare Logik des Sprachgeistes jenes Feste und Starre sich vielmehr in lebhaftester, unaufhörlicher und mannigfaltigster Bewegung befindet.

Die Straße liegt nicht still da, sie geht durchs Dorf, wie ein vorwärtsschreitender Mensch, oder wenn sie es eilig hat, läuft sie gar an unseren Gärten vorüber. Ein andermal begiebt sie sich unter die Gebirgswanderer, steigt oder klimmt einen Abhang empor (in Schillers Spaziergang heißt es von der Länder verbindenden Straße: „jetzt an den Bergen hinauf klimmend"), und wenn sie den Bergrücken überstiegen hat, senkt sie sich, etwa wie ein schwebender Vogel, zur Thalmulde hinab, oder sie taucht auch wohl, wie ein kühner Schwimmer, in den wilden Schwarzhaldengrund (W. Jensen, In Zwing und Bann, Leipzig und Dresden, Pierson 1892, I, 1). Dann begegnet sie vielleicht einem anderen Wege, der, auch als Wanderer, etwa von rechts her kommt. Er geht über sie hinweg oder sie über ihn, je nachdem. (Seltsam drückt das Annette Droste-Hülshoff, Der Loup Garou, Str. 2 aus: „und [wo] überm Weg 'ne andre Straße läuft"; das beruht auf etwas anderer Anschauung, als sie uns gewöhnlich ist: die Straße ist oberhalb des Weges in fortdauernder laufender Bewegung.) Nach der Begegnung zieht sie sich am Rande eines Abgrundes dahin, durchzieht einen Wald, wie eine marschierende Abteilung Soldaten oder ein Schwarm abziehender Vögel. In dem Walde versteckt sie sich (Schiller, Spaziergang: „es verbirgt sich der Pfad"); ja der Wald verschlingt sie wie ein Ungeheuer in seinem Rachen (ebenda: „jetzt verschlungen vom Wald"). Gleich nachher stößt sie auf einen Bach und folgt eine Strecke lang seinem Laufe, schlängelt sich seinen Windungen entsprechend dahin, wie eine Ringelnatter sich eilig durch das Gras windet (Schiller, Spaziergang: „Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad", „der schlängelnde Pfad"). Aber auch von dem Bach muß sie sich trennen; sie wendet sich von ihm ab, dehnt sich in baumloser Ebene für unser Gefühl endlos aus, um endlich die Stadt zu erreichen.

Wir machen mit ihr einen Augenblick Halt, um uns zu fragen, was wir von solcher Sprechweise zu halten haben. Natürlich gilt es vor allem, sie ernst zu nehmen, wozu mancher sich schwer entschließt, und sie nicht als willkürliches, kindliches Phantasiespiel beiseite zu schieben. Wer sie nun fest ins Auge faßt, der wird gar leicht darauf verfallen, daß mit der Annahme bildlichen Ausdruckes aller Not gesteuert sei. Und gewiß, die Wendungen sind, wie ich selbst bei ihrer Vorführung angedeutet habe, in hohem Grade bildlich; Wanderer, Vögel, Schlangen und anderes mehr gab den Stoff zu Vergleichungen her.

Aber nicht das ist es, weshalb sie dem tiefer dringenden Blicke so wunderbar und seltsam erscheinen; an bildlichen Ausdruck ist doch wahrlich jeder, der die Sprache beobachtet, hinreichend gewöhnt. Nicht das Bild als solches verlangt hier die Aufmerksamkeit, sondern daß Bilder des **Bewegten** gewählt sind für das **Unbewegte**, muß uns auffallen.

Dabei erhebt sich wohl in dem einen oder andern die Frage, ob wir es hier nicht etwa nur mit neumodisch geprägter, schnörkelhaft verzierter Münze zu thun haben, wie sie heute mancher Schriftsteller im Haschen nach etwas Besonderem ausgiebt, oder ob es altes, gediegenes Sprachgut ist. Wir finden die Antwort auf dies Bedenken, indem wir bei jedem Schritt, den wir vorwärts thun, Blicke auf das ältere Deutsch werfen. Es wird sich dabei zeigen, daß die Keime zu allem, was wir zu betrachten haben, auch im Mittelhochdeutschen schon vorhanden sind, wenn sie sich auch nur sehr zerstreut vorfinden, wahrscheinlich deshalb, weil man in alter Zeit überhaupt nicht gern ausführlich beschreibt und schildert, sondern lieber erzählt. Man kann deshalb viele Seiten alter Dichter lesen, wo man dergleichen erwarten zu können glaubt, ohne doch viel Ausbeute zu finden. Vorläufig mag es hier genügen, daß auch im Mhd. ein Weg **geht**; im Parz. 226, 6 heißt es: dâ gênt unkunde wege; 535, 1: Ein tief ausgefahrener Weg gienc an ein wazzer, daz dâ flôz; im Virginal 188 flg. (Schaufflers Quellenbüchlein 64): ein stîge, diu ûf ze berge gie.

Eine weitere Frage ist es, ob die Erscheinung auf die deutsche Sprache beschränkt ist, oder ob es eine allgemein menschliche, volkstümliche Auffassungsweise ist, in welchem Falle sie sich auch z. B. im Lateinischen und Griechischen finden müßte. Um nun auch hier vorläufig zu zeigen, daß in der That andere Völker in gleicher Weise das Ruhende in Bewegung setzen, weise ich hin auf eine Stelle aus Ovids Metam. II, 132, wo es von der als Weg Phaethons vorgestellten Sonnenbahn, der Ekliptik, heißt: zonarumque trium contentus fine polumque **effugit** australem iunctamque aquilonibus Arcton. Also die unbeweglich festliegende Sonnenbahn auf immerwährender eiliger Flucht vor Nord- und Südpol!

Um nun das richtige Verständnis für diese sprachlichen Schöpfungen zu finden, müssen wir nochmals zum Wege zurückkehren. Wir haben die ihn schildernden Ausdrücke bisher betrachtet, soweit sie eine Beziehung auf den Menschen, der ihn benutzt, nicht zu haben scheinen: die Straße schlängelt sich, mag ich sie nun betreten oder nicht. Was sagt von ihm die Sprache, wenn der Mensch den Weg entlang wandert oder fährt? — Wir müssen da ausgehen von der bekannten Sinnestäuschung, über die

wir als Kinder von Eltern und Lehrern aufgeklärt werden. Bei einer Eisenbahnfahrt (da bemerken wir durch Nachdenken von der unbefangenen Anschauung losgerissenen Menschen der Bildung es am leichtesten) fliegen Bäume und Häuser an uns vorbei, oder wie Schiller im Spaziergang sagt: „Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber." Das Bild der Flucht oder des Fluges ist auch hier wieder Nebensache. Die Täuschung besteht darin, daß wir auf der Fahrt trotz Blitzzuggeschwindigkeit uns als die Ruhenden erscheinen, daß dagegen die unbewegt dastehenden Bäume oder Häuser in lebhaftester Bewegung gedacht sind, gerade wie oben der Weg, nur aus anderen Gründen. Ebenso ist es ja mit dem Auf- und Untergehen der Sonne, einer ebenfalls nur wissenschaftlich durch das Denken, niemals durch die Anschauung zu überwindenden Täuschung. Bei näherem Zusehen finden wir nun bald, daß dieselbe kindliche Psychologie, welche dem Augenschein mehr traut als dem Denken und so eine umgekehrte Welt schafft, in der Sprache noch weit größere Gebiete beherrscht, nur daß wir es meist nicht für der Mühe wert halten, durch Nachdenken die Gestalten der Einbildungskraft zu zerstören, sondern sie ahnungslos weiter forttragen. Gehe ich eine Straße entlang und will angeben, wie weit es noch bis zum nächsten Meilenstein ist, so sage ich wohl: Nun kommt bald der Meilenstein! Er kommt zu mir, während die gebildete Logik verlangt: ich komme zu ihm, wie man ja auch sagt. Also ich bin der ruhende Punkt, während ich doch das Bewegungsgefühl in Beinen und Füßen haben sollte (es ist aber wohl durch Gewöhnung so abgestumpft, daß es nicht mitspricht), und alles, woran ich vorüberkomme, hat sich aus seiner Ruhe losgerissen und auf den Weg gemacht, mir entgegen oder auch eines am andern vorüber. Und das hält die Sprache fest, obgleich sie jeden Augenblick, sobald ich stillstehe, von ihrem Irrtum sich überzeugen könnte. So tritt denn ein Turm hinter der Waldecke, die ihn bisher verdeckte, hervor; der Wald schiebt sich vor die bis dahin freie Aussicht, wie etwa ein träge daliegender Mensch sich vorwärts oder zur Seite schiebt; das vorher unsichtbare Dorf tritt ein in meinen Gesichtskreis; der See entschwindet meinen Blicken, während ich den Standpunkt verlasse, wo ich ihn sehen konnte; das Haus versteckt sich hinter Bäumen; eine sumpfige Stelle folgt auf eine trockene, u. a. m. Das benutzen auch Dichter zu mehr oder weniger bewußter Weiterbildung. Wenn ein Schiff auf seiner Fahrt sich vom Ufer entfernt, so entsteht in dem Reisenden die Täuschung, als stände er still und das Ufer entfernte sich von ihm; Vergil Aen. III, 72 sagt in solchem Falle: provehimur portu, terraeque recedunt. Etwas anders ist es, wenn umgekehrt sich das Schiff dem Ufer nähert. Auch dann kommt es ja

dem nach dem Lande Spähenden so vor, als wenn der Strand sich auf ihn zu bewegte; aber das ist mit noch einer anderen Augentäuschung verbunden: durch die starke Verkürzung der Horizontalen beim Fernblick wird es bewirkt, daß von fern gesehen ein Tempel nahe am Ufer erscheint, wenn er auch in Wahrheit ziemlich weit entfernt ist; beim Näherkommen wird die Verkürzung geringer, und der Tempel setzt sich in Bewegung, um mehr und mehr von der Strandlinie zurückzuweichen, refugitque a litore templum (Ebenda 526). Oder eine Meerenge, wie die von Messina, scheint aus der Ferne gesehen verschlossen zu sein, der Seefahrer sieht sie vielleicht zuerst seitlich, so daß das eine Ufer sich vor das andere geschoben hat; kommt er näher, so werden die Gestade wieder von der Bewegung erfaßt, sie treten auseinander, das Thor öffnet sich, oder wie Vergil Aen. III, 411 das ausdrückt, der Verschluß lockert sich, angusti rarescunt claustra Pelori. Bei demselben Dichter findet einmal ein Wettrudern in flachem, klarem Wasser statt. Wer aus einem Kahn über Bord schaut und den Grund sehen kann, der unterliegt dann der Täuschung, daß nicht er, sondern der Meeresboden in Bewegung sei, und er kann sich denken, daß dieser, wie ein Teppich, durch irgendwelche Macht unter ihm weggezogen werde, subtrahiturque solum (V, 199).

Doch genug hiervon. Die ziemlich große Gruppe von Ausdrücken, die wir soeben betrachteten, beruhte auf einfacher Sinnestäuschung über das, was neben, vor, hinter und unter dem Wege eines Wandernden oder Fahrenden sich befindet. Die Frage, ob sie uns eine Erklärung geben können für die erste Gruppe, welche den Weg selbst in Bewegung versetzte, braucht nur aufgeworfen zu werden, um verneint zu werden. Beide haben nur die äußere Ähnlichkeit, daß sie Ruhendes als Bewegtes erscheinen lassen. Wir müssen, um jene Erklärung zu finden, noch andere Wege einschlagen.

Gehe ich die Straße einer Stadt entlang, deren gerade Häuserreihe dadurch unterbrochen ist, daß ein Haus, welches einen Vorgarten besitzt, mehrere Meter hinter der allgemeinen Front sich befindet, so sage ich wohl: dieses Haus springt zurück. Entsprechend heißt es in einem mittelhochdeutschen Gedichte „Die Erlösung“ (Quellenbüchlein von Schauffler, 71): pîler danne ûz trâten, die Pfeiler eines Domes treten aus den Wänden heraus; denn selbstverständlich, wie jenes Haus zurücksprang, so kann ein anderes vorspringen, und daß eine Ecke vorspringt, ist ja auch ein ganz gewöhnlicher Ausdruck. Ähnlich sagt wieder Vergil Aen. II, 300: Anchisae domus arboribus obtecta recessit. Ähnlich, aber doch nicht ganz gleich. Der Lateiner benutzt das Perfekt in der Umgebung von lauter Zeitformen der Gegenwart, wo wir das Präsens verlangen.

Das heißt, bei Vergil hat das Haus früher einmal den Schritt oder Sprung gemacht, es ist nun damit fertig und steht weiter hinten fest; der Dichter setzt das sogenannte Perfectum präsens, welches das gegenwärtige Ergebnis der vergangenen Handlung ausspricht, wie er ein andermal von einem entlegenen Thale den Ausdruck gebraucht in valle reducta (VI, 703. VIII, 609): es hat sich früher einmal nach entlegener Gegend hin gezogen und ist da geblieben; genauer, es ist, weil es das aus eigener Kraft nicht vermochte, durch irgend eine höhere Macht dahin geleitet worden. — Im Deutschen dagegen springt, wie gesagt, das Haus jetzt. Was ist aber jetzt? Jeder Augenblick ist ein Jetzt. Darnach könnte es scheinen, als müßte das Haus immerfort springen und könnte gar nicht zur Ruhe kommen. Aber so ist es doch nicht gemeint. Unausgesprochen denken wir dieses Springen in Beziehung auf uns: wenn wir an dem einen Hause vorüber sind, dann springt das folgende zurück. In meiner Erwartung hat es vorn gestanden, jetzt verläßt es diesen von mir vorausgesetzten Platz, nicht in der Wirklichkeit, sondern in dem geistigen Bilde, das ich von der Häuserreihe in mir trage. Ich kann dafür auch sagen: hier bei dem Hause Nr. 20 springt die Front zurück. Die durch die Stirnseiten aller Häuser gebildete Straßenfront hat mich auf meinem Wege begleitet, so daß sie immer etwa zwei Meter rechts von mir verlaufen ist; nun komme ich an das Haus mit dem Vorgarten, da verläßt sie mich und springt zurück, jetzt, in diesem Augenblick. Und so ist es nun auch mit dem Wege in jener ersten Gruppe von Ausdrücken! Freilich ist es richtig, daß, wie oben gesagt, die Sprache den Weg sich schlängeln oder winden, steigen oder sich senken läßt, ohne daß ein Wanderer da zu sein braucht, während wir jetzt erkannt zu haben glauben, daß alle jene Bewegungen erst in dem Augenblick erfolgen, wo ich die Stelle der Straße erreicht habe. Aber das ist nur ein scheinbarer Widerspruch: wenn ich auch nicht körperlich wandere oder fahre, so kann ich doch die Straße mit den Augen durchmessen, ja ich kann nur in Gedanken oder in der Erinnerung die Straße ziehen; und jedesmal, wenn ich so, körperlich oder geistig, dahin und dorthin gelange, wendet sich der Weg nach rechts, klimmt einen Abhang empor, senkt sich in ein Thal hinab u. s. f.

Damit haben wir immer noch keine vollständige Erklärung gefunden für die lebendige Beweglichkeit, welche der Sprachgeist der Straße verleiht, aber doch die Grundlage einer solchen. Wir werden uns den psychologischen Vorgang etwa so zu denken haben: Während ich einen Weg einschlage, schaffe ich mir von ihm ein geistiges Abbild. Es ist sehr ungenau und willkürlich, weil ich ja seine Fortsetzung noch nicht kenne. Diese Mangelhaftigkeit besteht vor allem darin, daß ich wegen

des Beharrungs- oder Trägheitsvermögens erwarte, er werde in seiner Beschaffenheit bleiben, wie er begonnen hat, also eben horizontal geradeaus. Sobald ich nun es anders finde, als ich erwartete, bin ich gezwungen, an jenem inneren Bilde Verbesserungen vorzunehmen. Wenn ich es aber ändere, geraten die Linien des Weges in meinem Geiste in Bewegung, sie verschieben sich nach oben oder unten, rechts oder links, gerade wie oben das zurückspringende Haus seinen Platz nicht in der Wirklichkeit änderte, wohl aber in meinem Phantasiebilde von der Front der Straße; und was an sich ein rein geistiger Vorgang ist, das wird von dem naiven Volke, welches da nicht genügend zu sondern weiß, nach außen verlegt; so gerät der Weg selbst in Bewegung. — Vielleicht wirkt auch mit, daß mein Auge, indem es der Linie der Straße folgt, eben jene mannigfaltigen Wendungen und Änderungen seiner Stellung vornehmen muß.

Sprechzimmer.

1.

Zu Seite 209 Ihrer Zeitschrift beehre ich mich zu bemerken, daß Namen wie Katthagen, Kattwinkel u. dergl. in Westfalen ebenso gebräuchlich sind wie Voßwinkel, Rehsiepen u. s. w. Es handelt sich offenbar um Waldgegenden, in denen Wildkatzen, Füchse u. s. w. sich aufzuhalten pflegten oder erlegt wurden. Der Name ging dann auf Ansiedelung und auf die Familien über. Die Bezugnahme auf quat dürfte die Namenkundigen Westfalens doch wohl nur befremden. Ich habe mehrfach mit dem verstorbenen K. G. Andresen über dergleichen gesprochen. Auch er war der von mir vertretenen Ansicht.

Hagen i. W. Prof. Dr. **Holzmüller.**

2.

Zu der Form ersinnt (Ztschr. 12, 611)

ist aus Steindorfs Ehekomödie v. J. 1540 (Ztschr. 10, 395 flg.) die mehrmals vorkommende besindt zu fügen (noch sein wir so unbesindt, du bist ein wenig besindter S. XXXVIII; mit besindtem sin vnd verstand S. 2). Aus der lebenden Sprache ist ihr zur Seite zu stellen gewiegt (mundartlich auch gewieft), z. B. der Vetter ist ein gewiegter Gelehrter (Benedix, Lustspiele 26, 18), dem gegenüber zu hören ist: er sieht recht verwogen aus; vergl. Er. Alberus, Dictionarium Bl. lij[b] pensus gewiegen; pensiculatus wol gewiegen oder bewiegen. Heine, Deutschland 1, 169 schreibt: „Wo kein Jüngling seinem Mädchen Modeseufzer vorgelügt“ (vergl. 1, 2, 35 das du mir zugelogen), vergl. lügten = logen in Karl Moors

Römerliede. Hierher gehören auch die geweisten Schubsäcke, vergl. Speidel, Notabilia Juridico-historico-politica selecta, Argent. 1634, S. 180: beweißter Diebstahl; sowie die Formen (ich habe) gemeidet, vermeidet in Harsdörffers Gesprechspielen 3, 15 und Schupps Schriften S. 157 (S. 164 „Darumb meidet er das Böse"). Harsdörffer schreibt auch 3, 419: er gleichte, wie noch Schiller in der Geschichte des Abfalls der Niederlande zweimal gedeihte und im Don Carlos IV, 19 ich zeihte, Goethe in Dichtung und Wahrheit 22, 103: Der Fluß, welcher hingleitete; vergl. Hauff 1, 155 u. ö. Wenn Schiller in den Göttern Griechenlands klimmten für klommen braucht, so schreibt noch Holtei, Vierzig Jahre 2, 281: „Mit dicken Nebeln kämpfend erklimmten wir den schönen Berg."[1]) Anders verhält sich's mit begunnte, wofür erst seit Klopstock begann eintritt, s. J. Grimm, Kl. Schriften 7, 286 flg. Hunold, Liebes- und Heldengesch. 1734, 1, 198. Bei Schiebeler, Auserlesene Gedichte 1773, S. 211 steht noch: „Pan begannte sich zu blähen". Zum Kapitel des Rückumlauts gehören gedackt für gedeckt, was ich bei Uttewalde, sowie gemarkt, was ich in Schmiedeberg im Erzgeb. hörte, und verstackt bei G. Henrici, Der Prinzenraub 1595, Bl. D 8: „Wo haben sich die Nachtraben verstackt?"[2]) Ebenda Eiiij[b] steht:

> Daß sie meinen langen schönen Bart
> So gräßlich haben abgeschart,

vergl. Evj[b]: beschart: Bart und H[b]:

> Daß du nechst ein solch Geselle warst
> Und mein Nachbar den Bart abscharst.

Dem gegenüber bei Weiße, Überflüss. Ged. 1701, S. 511:

> Es ist alles verschoren und verlohren. (In den kom. Opern 1777, S. 39: Schier dich fort.)

Bei Seb. Wild endlich (Komödien 1506, Zz[b]) steht:

> Jungkfraw, habt jr euch wol erspracht (= besprochen) mit ewrem Bulen?

---

1) In Holteis Christian Lammfell 3, 218 dagegen: er jug = jagte (vergl. Holtei, Der Berliner Droschkenkutscher (Theater 58[a]): nu bug er um die Ecke); ähnlich Wekhrlin, Paragrafen 1, 195:

> Wenn Anney izt im Tanze schwob,
> Wie muthig stieg ihr Schwung,
> Und wenn sie sich in Lüften hob,
> Wie schön war jeder Sprung.

2) Schupp, Schr. 1359: Der sucht keinen hindern Ofen, der nicht zuvor selbst dahinden gestocken. Vergl. Harsdörffer, Gesprechsp. 4, 26: sie ist von seinen Stralen verbrunnen; M. Abele, Künstl. Unordnung 1670, 1, 316: biß es verbrunnen war. — Verschorren = verscharrt bei Hayneccius, Hans Pfriem 2329.

Dresden. **Carl Müller.**

Deutscher Sprachhort. Ein Stil-Wörterbuch von Professor **Albert Heintze**, Verfasser von „Gut Deutsch". Leipzig (Renger) 1900. 694, Lex.-8. Halbfrzb. 14 M.

Die Hauptüberschrift „Deutscher Sprachhort" ist recht hübsch gewählt, „Stil-Wörterbuch" sagt zu wenig; denn das Buch belehrt über Fragen der Wortbiegung, der Syntax, der Stilistik, der Wortbildung und des Wortgebrauches, auch über einige Fragen der Aussprache und der Schreibung. Es ist eine ganze Sprach- und Stillehre für gebildete Deutsche, nur eben in die Form eines Wörterbuchs gebracht, damit man es nicht von A bis Z durchzuarbeiten braucht — wozu sich vielleicht nur Fachmänner entschließen würden —, sondern damit man darin auf jede einzelne Frage über Reinheit, Richtigkeit oder Schönheit des sprachlichen Ausdrucks sofort die Antwort finden könne. Bei einer solchen Vielseitigkeit kann das Buch natürlich nicht vollständig sein; es kann nicht alle deutschen Wörter und Redensarten enthalten, kann nicht alle Fremdwörter verdeutschen, nicht die ganze Syntax behandeln u.s.w. Aber die reiche Erfahrung des Verfassers bürgt uns dafür, daß er kaum einen der häufigeren Zweifel und Fehler der Schriftsteller und Briefsteller übersehen hat. Daneben hat er viele seltene Wörter aufgenommen, teils um sie zu erklären, teils um vor ihrem Gebrauch zu warnen und die entsprechenden allgemeingültigen Wörter zu empfehlen.

Soweit es sich um einzelne Wörter handelt, um ihre Form, Biegung, Bedeutung oder Verwendung, soweit ist die Wörterbuchform für den, der Auskunft sucht, das Bequemste. In anderen Fällen aber kann man leicht in Verlegenheit sein und nicht wissen, welches Stichwort man nachschlagen soll. Wer z. B. wissen will, was er von der Mehrzahl in Sätzen wie: „Seine Hoheit waren veranlaßt" oder „der Herr Geheimrat sind ausgegangen" zu halten habe, der muß auf den Gedanken verfallen, unter den Stichwörtern „Bedientenhafter Ausdruck" und „Byzantinismus in der Sprache" nachzusehen. Manche treffliche kleine Abhandlung wird dem, der in dem „Stil-Wörterbuch" nur nachschlägt, wohl ganz verborgen bleiben, z. B. die unter den Schlagwörtern „Deutschverderber" „Dummheiten, sprachliche", „Schiefheiten des Ausdrucks" und die „Stilarten" (lehrreiche und zugleich unterhaltende Proben neunzehn mangelhafter Stilarten). Ich schlage daher vor, in der zweiten Auflage alle die hundert Artikel allgemeineren Charakters dem Wörterbuch vorauszuschicken. Sie dürften gegen 30 Blätter füllen und wären nicht nach Schlagwörtern, sondern nach dem Gegenstande zu ordnen: Bemerkungen zur Aussprache, zur Schreibung, zur Biegung (hierher auch der Artikel „bieten"), zur Syntax, zur Stillehre, zum Wortschatz. Dann würden die zusammen gehörenden Gegenstände vereinigt werden, z. B. die

14 Artikel über die fremden Ortsnamen, die 14 über Stilmanieren, Klassensprachen u. dergl., und alle wären leichter aufzufinden. Dreißig Blätter wird übrigens jeder Käufer des Buches gern lesen; das Übrige gehört nur zum Nachschlagen, und es wird sich dann auch vollkommen dazu eignen.

In welchem Geiste der Deutsche Sprachhort abgefaßt ist, brauche ich nicht erst zu sagen. Der Verfasser von „Gut Deutsch" ist als ein besonnener, mit den Waffen der Sprachlehre, der Sprachgeschichte, des Sprachgebrauches, der Logik und der Ästhetik vertrauter Verfechter der sprachlichen Reinheit, Richtigkeit und Schönheit rühmlich bekannt. Seinen Rat wird man immer hören, wenn auch nicht gerade in allen Stücken befolgen müssen; denn wo die eben genannten fünferlei Waffen zu einander widersprechenden Entscheidungen führen, da bleibt Raum für Zweifel und Meinungsverschiedenheiten. Das unrichtige (d. h. statt er, der, dieser oder jener gebrauchte) derselbe hat H. noch immer nicht preisgegeben (S. 121), obwohl fast alles, seit etlichen Jahren auch schon fast wieder der Sprachgebrauch dagegen spricht. Ich habe darüber 1895 gesprochen; das neue Zeugnis, das H. nun beibringt, ist ein Kampf mit Windmühlen, den ein Herr Blatz geführt hat. Heintze selbst schreibt denn auch S. 593, nachdem von der Häufung des Ausdruckes im Höflichkeitsstil die Rede gewesen ist: „Aber auch außerhalb desselben findet sich ...", statt richtig und einfach: „Aber auch sonst findet sich ..." — Ebenso kann H. das französisch-englisch-plattdeutsche Mehrzahl-s noch immer nicht ganz aufgeben; er verlangt es nicht mehr für Maria, aber noch für Chef, Kolibri, Zulu u. a. (S. 284). — Die Superlative von Wörtern mit der Endung -isch sollen (S. 145), weil die Formen auf -ischste hart sind, ganz gemieden werden; warum das Kind mit dem Bade ausschütten? So wie „hübscheste", bildet man auch „neidischeste", „zänkischeste". Dieses e ist doch unstreitig mehr berechtigt als das e in den salbungsvollen Formen woget, schäumet, brennet, gebenedeiet u. s. w., deren sich H. so warm annimmt (S. 680).

Nicht richtig erklärt hat H. (S. 65) den Sprachfehler „wenn ich schreiben würde" (statt schriebe); denn nicht Formenscheu, schwerlich Formenunkenntnis ist die Ursache, sondern der mundartliche Gebrauch, in Bedingungs-Vordersatz und -Nachsatz denselben umschreibenden Konjunktiv zu setzen, nämlich z. B. in Wien, dem Hauptsitze des Fehlers, „schreiben möchte". Dieses „möchte" glaubt man durch „würde" schriftdeutsch zu machen (was doch nur für den Nachsatz gilt). — „Dummerjahn" will H. geschrieben wissen (S. 134), nicht Dummrian; denn es komme von Jahn (Johann). Allein bei uns sagt man Dummian, Damian (zu dämisch), Grobian, Fadian, Schuftian u. s. w., immer mit i (nicht j), und

Jahn ist hier als Form von Johann überhaupt nicht bekannt. Ich vermute daher in diesen Wörtern eine scherzhafte Latinisierung (die vielleicht von dem Taufnamen Damian ausgeht); Dummerjahn wird wohl nur einer norddeutschen Volksetymologie entspringen. — Richtig und begreiflich ist, daß in „als ob er hätte" das „ob" wegbleiben kann: „als hätte er"; denn ob = wenn (weshalb nur „hätte" gestattet ist, nicht „habe"). Aber H. hätte (S. 23) nicht sagen sollen, es könne auch selbst „als" wegfallen: „es scheint, er habe". Hier ist nicht „als", sondern „daß" weggeblieben. Diese Vermengung von Bedingungssatz und Aussagesatz dürfte daran schuld sein, daß H. und einige Schriftsteller Sätze für richtig halten wie „der Wahn, als ob die Länge der Zeit imstande sei ...", „der Eindruck, als ob er besitze ..." statt 1. „als ob (wie wenn) sie imstande wäre" oder 2. „sie sei (wäre) imstande" = „daß sie imstande sei (wäre)" u.s.w.

Die Regel, die angiebt, welche Zeitwörter im zweiten Partizip das ge- nicht annehmen (S. 681), ist allgemeiner und kürzer zu fassen: diejenigen, deren erste Silbe nicht stark betont ist, und die von ihnen durch Präfixierung abgeleiteten; H. hat an die Zeitwörter frohlocken, benedeien, posaunen, rebellen, scherwenzeln, schmarotzen, stibitzen, trompeten ... ausposaunen, wegstibitzen ... anerkennen, auferlegen, hinausbegleiten ... einstudieren, ausmarschieren ... nicht gedacht.

Über die sprachlichen Verhältnisse in Österreich ist H. ebenso ungenau unterrichtet wie die meisten Gelehrten des Deutschen Reiches. Die Herren sprechen so oft von „österreichischer Mundart"; was ist denn das? Die meisten Deutschösterreicher gehören der bairischen Mundart an; in Ofen-Pest[1]), Preßburg, Wien, Graz, Budweis, Linz, Salzburg spricht man wie in München die bairische Stadtmundart mit geringfügigen, meistens nur den Wortschatz berührenden Unterschieden. Die Mundarten ringsumher auf dem Lande sind bairische Untermundarten mit etwas größeren Unterschieden. Tirol weicht mehr ab. Dann haben wir Alemannen (Vorarlberg), Franken (Eger), Sachsen (Nordböhmen) und Schlesier (Nordostböhmen und Schlesien). „Österreichisch" kann man nur das Schriftdeutsch nennen, das da geschrieben wird (und auch die mündliche Rede beeinflußt). „Jener" statt „der(jenige)", „beiläufig" statt „ungefähr", „rückwärts" statt „hinten", „wenn er kommen würde" statt „wenn er käme", „nur mehr" statt „nur noch" und noch ein paar Unarten sind für mich immer das Kennzeichen, daß ein mir unbekannter Schriftsteller ein Landsmann von mir ist. (Bayern geht in manchen

1) Ofen-Pest heißt die Hauptstadt Ungarns, Budapest ist magyarisch. Auf Briefen genügt die deutsche Namensform, wie ich erst kürzlich zweimal erprobt habe. Heintze (S. 101) möge das zur Kenntnis nehmen.

Stücken mit Österreich.) „Ich anerkenne" gehört auch dieser papiernen österreichischen Sprache an, nicht der „österreichischen Mundart", wie H. (S. 29) meint. Ein in Norddeutschland sehr verbreiteter Irrtum ist auch der, daß „halter" (eben) österreichisch (H., S. 275) oder wienerisch sei; „halter" habe ich in keinem Teile Österreichs je gehört, sondern nur „halt".

Kleine Versehen: S. 181 ist „exceptionell" verdeutscht mittels des Beispieles „ein ausnahmsweises Verfahren (Gottschall)"; das ist aber nicht mustergültig, sondern hat, wie H. selbst S. 657 sagt, etwas Gewaltsames. Ausnahmsverfahren, regelwidriges, besonderes Verfahren o. dgl. — S. 282 „Häufung und Weitschweifigkeit" und S. 593 „Tautologie" sind fast ganz gleichlautende Artikel; an der zweiten Stelle hätte eine Verweisung genügt. — S. 396 „Magy=aren" und S. 411 „mad=jarisch" sind verschiedentlich und beide nicht gut abgeteilt; denn — ob man, wie üblich, gy oder, besser lautgemäß, dj schreibt — der zusammengesetzte Mitlaut gehört (wie tz, tsch) jedenfalls zum folgenden Selbstlaut. — S. 529. Das spanische Quien sabe? ist irrtümlich zu den italienischen Redensarten gestellt.

Der Druck ist äußerst sorgfältig hergestellt, die Ausstattung des Buches ist sehr gefällig, der Preis mäßig.

Ich empfehle den Deutschen Sprachhort aufs beste allen gebildeten Deutschen und besonders den deutschen Lehrern aller Stufen.

Innsbruck. **Th. Gartner.**

Giorgio Arcoleo, Palermo und die Kultur in Sicilien. Aus dem Italienischen übersetzt von M. Nolte. Dresden und Leipzig, Karl Reißner, 1900. 104 S.

Unzweifelhaft ist es von hohem Interesse, einen gebildeten, auf gediegenen wissenschaftlichen Studien fußenden, vorurteilsfreien Sicilianer über seine schöne Heimatsinsel, die ja seit Jahrhunderten ein Brennpunkt der geschichtlichen Ereignisse gewesen ist, sprechen zu hören. Von diesem Gesichtspunkte aus begrüßen wir mit Freude das vorliegende, in schwungvollem, lebendigem und bilderreichem Stil geschriebene Buch, das aus der Feder eines geistvollen Mannes geflossen ist, der als geborener Sicilianer, Professor an der Universität Neapel, Deputierter im italienischen Parlament und Unterstaatssekretär im Finanzministerium wohl befähigt ist, ein zutreffendes Urteil über sicilische Verhältnisse zu fällen. Für jeden mit der Geschichte jenes herrlichen Inselkleinods einigermaßen vertrauten Gebildeten wird es interessant sein, an der kundigen Hand Arcoleos, ausgehend von den alten Kulturcentren Syrakus und Palermo, in raschem Fluge die ganze kulturgeschichtliche Entwickelung Siciliens bis auf den

heutigen Tag zu durcheilen. Immer bemüht, in objektiver Weise der sicilischen Volksseele gerecht zu werden, sucht der Verfasser aus der eigentümlichen Völkermischung, den guten und schlechten Charaktereigenschaften, den besonders gearteten Lebensanschauungen und der gesellschaftlichen Ordnung des Volkes, aus dem Wirken der sicilischen Dichter, Denker und Historiker, vor allem aber auch aus der sicilischen Kunst, „die sich den geographischen und ökonomischen Bedingungen, dem sozialen Leben, dem religiösen und bürgerlichen Ideal des Landes anschmiegt", das Verständnis für die Kultur der Insel uns zu erschließen. Eine schöne Zukunft für sein reiches, aber jetzt darniederliegendes Heimatland sieht Arcoleo in der Verschmelzung des sicilischen Volkstums mit den national-italienischen Elementen und schließt mit dem Wunsche, „daß die verschiedenen Kulturcentren Italiens nicht mehr ein bloßes Bündel nebeneinander bestehender Kräfte sein mögen, sondern ein starker, einheitlicher Bund bewußter, sich gegenseitig ergänzender und reiche Frucht tragender Thätigkeiten im großen, herrlichen Organismus des gemeinsamen Vaterlandes": ein Wunsch, den gewiß jeder Freund Italiens, das ja durch politische Bande auch mit unserm Vaterlande eng verknüpft ist, teilen wird.

Dresden. **Woldemar Schwarze.**

Klaus Groth. Zu seinem 80. Geburtstage. Von Adolf Bartels. Verlegt bei Eduard Avenarius in Leipzig. 1899. 145 S. 8°.

Bartels will durch seine Schrift beweisen, daß Klaus Groth, trotzdem er hauptsächlich in einem Dialekt gedichtet, doch nicht in die Kategorie der Dialektdichter gehört, sondern einer der großen deutschen Lyriker ist, daß sein „Quickborn" als Gedichtsammlung in der deutschen Dichtung einzig dasteht und daß auch seine größeren epischen Dichtungen und seine plattdeutschen Prosaerzählungen weit mehr Aufmerksamkeit beanspruchen dürfen, als sie bisher gefunden haben. Die mit großer Liebe und Verehrung für Klaus Groth von seinem Landsmann geschriebene Biographie und Beurteilung seiner Werke bietet eine Fülle von neuen Gesichtspunkten, die die Erscheinung Klaus Groths in ein neues Licht stellen und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur erhöhen. Die dem lebenden 80jährigen Greise gewidmete Schrift beurteilt sein Lebenswerk so wohlwollend und doch so gerecht, wie es sich der Tote nur wünschen konnte. Bartels bezeichnet das Erscheinen des „Quickborn"[1]) als eine That. Klaus Groths Verdienst ist es, als erster erwiesen zu haben, daß die plattdeutsche Sprache keineswegs die zum Untergange bestimmte rohe Mundart

1) Quickborn. Volksleben in plattdeutschen Gedichten Dithmarscher Mundart. Hamburg, Mauke, Anfang November 1852.

des „gemeinen" Volkes, sondern die Herzenssprache eines guten Teiles des deutschen Volkes, und nicht des schlechtesten, sei, zum Ausdrücken eines reichen Gemütslebens nicht nur befähigt, sondern für die niederdeutsche Menschheit geradezu berufen. Hier wurde den Niederdeutschen zum ersten Male selbst bewußt, wie unendlich reich ihr Leben und die Natur ihrer Heimat an poetischen Elementen sei, zum ersten Male merkten dies auch die Oberdeutschen, die das Flachland an Weser, Elbe und Eider trotz Immermanns „Oberhof" und den Gedichten der Droste-Hülshoff immer für einen poesieverlassenen Winkel, seine Bewohner für plump und nüchtern gehalten hatten und in diesem Glauben von den Gebildeten dieser nordischen Striche selbst bestärkt worden waren. Bartels behauptet S. 42, daß Klaus Groth das Niedersachsentum poetisch entdeckt und dichterisch zum Sprechen gebracht und dadurch Theodor Storm und Wilhelm Raabe möglich gemacht hat. Er muß aber doch anerkennen, daß bereits eine ältere hochdeutsche Poesie stark niedersächsisch war, die des Hainbundes, eines Bürger, Hölty, Claudius, Voß, daß auch Annette von Droste-Hülshoff in Westfalen viel zur Wertschätzung des Niederdeutschen beigetragen hat. Auch das Band, das von ihnen zu Klaus Groth führt, ist deutlich erkennbar. Es mag dahingestellt bleiben, ob nicht ein bißchen zu viel Mystizismus in der Anschauung steckt, daß es gerade ein Dithmarscher sein mußte, der die gewaltige Aufgabe löste, der lyrische Entdecker des niedersächsischen Volksgemütes zu werden. Ist das Dithmarschertum wirklich das potenzierte Niedersachsentum? Interessant ist auch der Hinweis von Bartels, daß Klaus Groths gesamte Dichtung die Klassenunterschiede als wesentliche nicht anerkennt und ihm auch die Bildungsunterschiede nichts bedeuten. Wenn Müllenhoff, der gelehrte Landsmann von Klaus Groth, meinte, daß die Kluft, die in ganz Norddeutschland Gebildete und Volk trennte, durch seinen Dichterfreund versöhnt und geschlossen sei, so hat er in seiner Begeisterung zu viel gesagt, sie ist trotz Fritz Reuter, trotz John Brinckmann und Felix Stillfried viel breiter und tiefer geworden. Die Aufgabe, die Bartels nur andeutet, nämlich Klaus Groth mit Johann Peter Hebel und Robert Burns zu messen, bleibt noch für die Einzelforschung bestehen. Von letzterem hat er drei Dichtungen bearbeitet, ‚Tam o' Shanter' als „Hans Schander", ‚Tibbie Dunbar' als ‚O wullt mi ni mit hebbn' und ‚John Anderson, my jo' in den ‚Dünjes'. — S. 53 flg. behandelt Bartels den ‚Quickborn'. Das Buch sieht jetzt als der erste Band der gesammelten Werke Klaus Groths (Kiel, Lipsius & Tischer, 1893, 4 Bde.) ganz anders aus als in der ersten Auflage von 1852. Bartels behandelt die persönliche sowie die Naturlyrik des Dichters, wobei er stets seine Ausführungen durch die besten Dichtungen belegt. Die erotischen Gedichte werden meist zu Volksliedern.

Ob wohl das bedenkliche Thema des nächtlichen Besuchs jemals zarter behandelt worden ist als in den beiden Strophen:

„Kumm du um Merrennacht,
Kumm du Klock een:
Vader slöppt, Moder slöppt,
Ik slap alleen.

Kumm anne Koekendoer,
Kumm anne Klink:
Vader meent, Moder meent,
Dat deit de Wind."

Von den modernen Volksliedsdichtern erreicht nur Mörike den niederdeutschen Dichter. Dem Volksliede nahe stehen die Kinderlieder Klaus Groths (Voer de Goern). Es folgen die Meisterballaden (in ‚Wat sik dat Volk vertellt'), von denen besonders ‚Ol Büsum' ihren hohen Ruf verdient. Interessant ist der Vergleich zwischen Klaus Groths Ballade ‚He wak' und ‚Der Mutter Wiederkehr' von der Droste-Hülshoff.

„Se keem ant Bett inn Dodenhemd un harr en Licht in Hand,
Se weer noch witter as er Hemd un as de witte Wand.
So keem se langsam langs de Stuv und fat an de Gardin,
Se lüch un keek em int Gesich un loehn sik oewerhin etc.

„Fest war ihr Blick zum Grunde gewandt,
So schwankte sie durch den Saal,
Den Schlüsselbund in der bleichen Hand,
Die Augen trüb wie Opal." u. s. w.

Die ganze weitere Darstellung giebt einen hinreichenden Begriff von dem Reichtum und der Mannigfaltigkeit des Quickborn sowie von der Vollendung des Einzelnen. 1853 verließ der Dichter des Quickborn Fehmarn und ging nach Kiel. Er hatte bekanntlich das Schullehrerseminar in Tondern besucht, war dann Lehrer in Heide gewesen, hatte aber 1847 seine Entlassung genommen, um dann fünf Jahre zu verschwinden. 1853 war Klaus Groth mit seinem Landsmann Karl Müllenhoff aus Marne bekannt geworden, dem wir die Durchführung der Orthographie, das Glossar und die Einleitung zum Quickborn verdanken. 1854/55 schuf der Dichter seine erste plattdeutsche Erzählung, den ‚Detelf'. Auf einer längeren Reise kam er nach Bonn, wo ihm am 27. Januar 1856 von der philosophischen Fakultät der Universität das Doktordiplom überreicht wurde. 1857 habilitierte er sich an der Universität Kiel für deutsche Sprache und Litteratur. Darüber ging Müllenhoffs Freundschaft für Klaus Groth in die Brüche. Unter der österreichischen Verwaltung Holsteins wurde Klaus Groth Professor mit einem kleinen Gehalt, das die preußische Regierung später verdoppelte; 1863 war er in England und Frankreich, dann in Holland, 1886 noch in Italien. Bartels be-

spricht dann in den Kapiteln VIII bis XI inkl. alle bedeutenden Werke von Klaus Groth, auch die hochdeutschen, indem er immer die tiefe Menschenkenntnis und ausgezeichnete Beobachtungsgabe des Dichters hervorhebt. Die Art des Verfassers, aus dem Geiste des Dichters und seiner Dichtungen heraus seine Urteile zu bilden, machen das Buch zu einem wertvollen Beitrag zur richtigen Erkenntnis der neuesten Litteratur, speziell der Dialektdichtung. Wenn er den anderen Variationen des Niederdeutschen, z. B. der mecklenburgischen Mundart, nicht immer ganz gerecht wird, so mag man ihm das als einem Sohne Dithmarschens verzeihen. Der mecklenburgische Humor „haut auch nicht mehr auf den Tisch" (vergl. S. 119) als der dithmarsche. Auch Reuter kann als der poetische Repräsentant ganz Niedersachsens gelten, jenes niedersächsischen Gemütes, das an der heimischen Erde so zähe haftet, wie wir es bei fast keinem anderen deutschen Stamm finden.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Niederdeutsches Gebetbuch. Aus der Pergamenthandschrift des Königlichen Christianeums zu Altona herausgegeben von A. Puls. Teil I: Einleitung und Text. Altona 1898. 61 S. 8°.

Die auf der Bibliothek des Königlichen Christianeums zu Altona befindliche Pergamenthandschrift eines mnd. Gebetbuchs bestand ursprünglich aus 19 Lagen Pergamentblätter in 16°. Über 20 Blätter fehlen jetzt. Die Über- und Unterschriften der Psalmen und Gebete sind mit roter Farbe geschrieben. Innerhalb der Gebete sind die Versanfänge zum Teil rot oder blau, die Anfangsbuchstaben derselben jedoch mit Gold ausgelegt und oft mit den prächtigsten Farben ausgemalt. Die Anlage des Gebetbuchs ist übersichtlich und klar. Auf die Bußpsalmen, die Antiphonie und die Litanei folgen die einzelnen Gebete im großen und ganzen in der Reihenfolge der Litanei; auf die heilige Trinität folgen die heilige Jungfrau und ihre Mutter, der Schutzengel und Johannes der Täufer, dann die Apostel, Märtyrer, Beichtiger, heiligen Jungfrauen und die Heiligen Gottes. Die Sprache der Handschrift weist auf niederdeutsches Gebiet hin, und zwar auf die Stifter Bremen und Verden (vergl.: „de inth stichte van Bremen unde Verden to hues horen").

Puls weist ohne jeden Zweifel nach, daß das Katharinenkloster der Dominikaner zu Bremen der Ort war, wo das Gebetbuch geschrieben worden ist, und zwar, wie aus einigen Bemerkungen hervorgeht, zwischen den Jahren 1476 und 1528.

Der Abdruck (S. 3 bis 61 inkl.) giebt ganz genau die Schreibung der Handschrift wieder bis auf die Abkürzungen und Bindungen, die

ausgeschrieben oder aufgelöst worden sind. Offenbare Versehen, sowie falsche oder ausgelassene Buchstaben, doppelt geschriebene Silben und Wörter sind berichtigt. Die Interpunktion, die in der Handschrift nur aus Punkten besteht, ist geordnet worden. Ergänzte Überschriften sind durch schrägen Druck kenntlich gemacht; im Texte Auszulassendes ist durch eckige Klammern, Einzuschiebendes durch runde bezeichnet worden. Von den Gebeten sind das an den hl. Vincentius von Ferreri und die hl. Katharina von Siena in gereimter Prosa abgefaßt; um dies hervortreten zu lassen, sind diese Gebete in Verszeilen abgesetzt worden. Wo dagegen in Gebeten nur ab und zu sich derartige Reime oder Assonanzen finden (z. B. in dem Gebete an den hl. Hieronymus am Ende), ist dies nicht weiter beachtet worden. Bei den Psalmen, dem Hymnus „Veni creator spiritus“ und dem Evangelium am Schlusse der Messe (Ev. Joh. 1, 1—14) ist der Bequemlichkeit wegen der Text der Vulgata unter dem Striche hinzugesetzt worden. Eine Lücke der Handschrift (S. 21) hat der Verfasser aus einem Paderborner Gebetbuche (Pergamenthandschrift der Theodorianischen Bibliothek B 71) ergänzt. Der Anfang dieses zweiten Gebetbuchs ist S. X gedruckt.

Die Sprache, die der Verfasser jedenfalls in einer späteren Arbeit zu behandeln gedenkt, ist die des ausgehenden 15. Jahrhunderts, wie sie auch andere Urkunden des Bistums Bremen zeigen. Wegen der Reime interessant ist das in Versen geschriebene Gebet an den hl. Vincentius (S. 44): Van dem hilghen vader, deme prediker Sunte Vincentio predikerordens. Dar de dichter to vorworuen hefft veertich daghe sekers vnde wares afflates den gennen, de dith lesen vnde horen inth stichte van Bremen vnde Veerden to hues.

Sunte Vincenti, du hilghe vader,
Dy de warlt lauet alleghader.
Du weerst van gade den heren vthuorkaren,
Er du wordest van dyner moder lyue ghebaren.
Dyn moder, myt dy swangher, was nicht beswart,
Se hoerde vaken uth sick stemmen van hundes art,
Wordorch see vornam vnde bekande,
Dat du scholdest lopen dor vele stede vnde lande,
Dat wort gades to predikende myt grotem vlyte,
Ghelyck de apostele deden vpp dem ertryke.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Kleine Mitteilung.

Herr Dr. Ludwig Jacobowski-Berlin schreibt uns: „Im Frühjahr habe ich eine Sammlung „Neue Lieder fürs Volk“ herausgegeben (bei M. Liemann, Berlin C. 25), die in Massen zum Preise von 10 Pfennigen auf dem Kolportage-Wege vertrieben wird. In meinem Geleitwort habe ich der pessimistischen Vermutung

Raum gegeben, daß das Volk nicht einmal den Namen „Goethe" kennt. Und so wundert's mich nicht, daß ein Frankfurter Dienstmädchen dieser Tage den klassischen Ausspruch that: „Von dem Geede dhät mer aach net soviel Uffhewens mache, wann er kaa Jud gewese wär." Aber es kommt noch besser! Ein Leser der „Hilfe" aus dem Westen des Reiches hat anläßlich des Goethe-Jubiläums eine private Umfrage gehalten. Er erzählt darüber: „Ich fragte einige dreißig Personen, wie sie mir gerade im gewöhnlichen Laufe des Verkehrslebens in den Wurf kamen, namentlich aber Landbewohner, und darf wohl behaupten, daß meine Erforschung leicht auf einen sehr erheblichen Prozentsatz des Volkes, vorzüglich des Landvolkes, ausgedehnt werden könnte. Das Ergebnis meiner Umfrage war im höchsten Grade betrübender Natur. Ich stellte einfach die Frage: Wissen Sie vielleicht, wer Goethe war? In allen dreißig Fällen erfolgte ein glattes und unbedingtes Nein. Und auch — was noch auffälliger erscheint, denn Schiller soll ja populärer sein — auch von Schiller wußte niemand etwas. Einige Gedichte, die ich anschlug (wie „Sah ein Knab' ein Röslein steh'n"), waren hier und da bekannt, aber der Name des Dichters existierte nicht im Bewußtsein dieser Personen."

Dieses Ergebnis wird noch in anderer Weise unterstützt. In meiner Sammlung fliegender Blätter, die auf Jahrmärkten vertrieben werden und lyrische Gedichte enthalten, befindet sich in einigen Heftchen nur ein Goethesches Gedicht: „Kleine Blumen, kleine Blätter", — verändert in „Schöne Blumen, grüne Blätter" oder „Kleine Blümlein, kleine Blätter" — freilich arg verhunzt, denn aus 4 Strophen sind 16 und 17 geworden.

Soll nun Goethe, wollte Goethe populär werden?

Man beruft sich so gern auf seinen Ausspruch: „Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Aehnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind."

Ich habe dieses Wort immer als tragisch empfunden, aber nie tragisch genommen. Ein fast achtzigjähriger Greis hat es ausgesprochen. Ich fühle nur den tiefsten Unmut heraus, daß das deutsche Volk die Schätze, die der große Schatzgräber von Weimar verschwendet, gar nicht beachtet hat. Der junge Goethe hätte solch ein Wort nie gesprochen. Die Jugend will die Masse erobern, zu sich emporziehen, und erst das resignierende Alter zieht die verstimmte Folgerung, es habe nie populär sein wollen. Der alte Goethe fühlte das sehr gut. Nicht ohne innerste Bewegung vermag er an den Schotten Robert Burns und den Franzosen Béranger zu denken, von ihnen zu sprechen. Der 78jährige Greis sagt einmal: „Wodurch ist Burns groß, als daß seine eigenen Lieder in seinem Volke sogleich empfängliche Ohren fanden, daß sie ihm alsobald im Felde von Schnittern und Schnitterinnen entgegenklangen und er in der Schänke von heiteren Gesellen damit begrüßt wurde? Da konnte er freilich etwas werden!" Und von Béranger rühmt er: „Seine Lieder haben jahraus, jahrein Millionen froher Menschen gemacht; sie sind durchaus mundgerecht und auch für die arbeitende Klasse, während sie sich über das Niveau des Gewöhnlichen so sehr erheben, daß das Volk im Umgange mit diesen anmutigen Geistern gewöhnt und genötigt wird, selbst edler und besser zu denken. Was wollen Sie mehr? Und was läßt sich überhaupt Besseres von einem Poeten rühmen?"

Und Goethe vergleicht die deutschen Zustände damit: „Was haben nicht Bürger und Voß für Lieder gedichtet! Wer wollte sagen, daß sie geringer und weniger volkstümlich wären, als die des vortrefflichen Burns! Allein, was ist

davon lebendig geworden, so daß es uns aus dem Volke entgegenklänge? Sie sind geschrieben und gedruckt worden und stehen in Bibliotheken, ganz gemäß dem allgemeinen Lose deutscher Dichter. Von meinen eigenen Liedern, was lebt denn? Es wird wohl eins und das andere einmal von einem hübschen Mädchen am Klaviere gesungen, allein im eigentlichen Volke ist alles stille." Und der Greis fügt hinzu, indem er eine Reminiszenz vor 40 Jahren (!) heraufholt: „Mit welchen Empfindungen muß ich der Zeit gedenken, wo italienische Fischer mir Stellen des „Tasso" sangen!"

„Wir Deutschen sind von gestern!" schließt er sein schmerzliches Bekenntnis. Man fühlt, daß diese Worte zittern . . .

Sage mir keiner mehr, Goethe machte sich nichts daraus, daß sein Lebenswerk im Volke keine Wurzeln schlug. Mit dem schweren Schmerze, daß es nicht geschehen, ist er in die Gruft gegangen.

Bis auf den heutigen Tag ist man dem Volke den Goethe schuldig geblieben. Man hat auch den 150. Geburtstag nicht dazu benutzt, dem Volke ein Heftchen Goethe in die verlangenden Hände zu legen. Man feiert lieber Feste für — sich. Die einzig würdige Feier wäre gewesen, in jedes Dorf ein paar hundert Bändchen einer Goethe-Anthologie zu schicken. Das kostet ja nicht so viel. Für das Straßburger Goethe-Denkmal sind bis jetzt 100 000 Mark gesammelt. Damit setze ich Deutschland mit Goethe in Nahrung. Hand aufs Herz! Wer guckt sich ein Denkmal an? Unter hundert Städtern kaum einer! Und sind Denkmäler nicht allein für die Städter da, d. h. schließt man nicht schon von vornherein die Hälfte der Deutschen, alles was auf dem Lande wohnt, vom Anblick der Kunstwerke aus?

Ich will jener Blasiertheit, die den Kulturwert der Poesie, besonders der Lyrik, gering schätzt, mit einer drolligen Rechnung entgegnen. Ich will mich nur noch in aller Eile auf den großen Darwin berufen, der erklärt hat, er würde, wenn er nochmals zu leben hätte, jede Woche etwas Poetisches lesen, „weil der Verlust der Empfänglichkeit dafür einen Verlust an Glück bedeutet"! Ich habe nämlich in einer Gesellschaft einmal den Beweis geliefert, daß ein einzelnes Gedicht realen Wert, ja den Geldwert von 5 Millionen Mark haben kann! Ich kalkulierte so: Wenn man in 50 Städten dem alten Zieten ein Denkmal setzt à 100000 Mark, so würden diese 50 Statuen, die 5 Millionen Mark kosten, das Andenken an diesen Helden nicht so beleben wie das eine einzige Gedicht Fontanes „Joachim Hans von Zieten!"

* * *

Ich habe endlich einen jungen Verlag aufgetrieben, der für 10 Pfennige eine von mir besorgte Anthologie Goethe herausgiebt. Ein Porträt Goethes nebst biographischer Einleitung; Gedichte; Scenen aus „Götz"; fast den ganzen ersten Teil des „Faust" mit verbindendem Text; einige Stellen der „Italienischen Reise"; sowie das Sesenheimer Idyll aus „Wahrheit und Dichtung"; eine Probe aus „Eckermann, Gespräche mit Goethe" und zuletzt Weisheitssprüche — alles für 10 Pfennige. Wieder rechne ich auf die Unterstützung aller Kreise. Das Bändchen ist jetzt erschienen und soll als Massenartikel vertrieben werden. Ich würde mich freuen, wenn aus dem Leserkreis beim Verleger G. E. Kitzler, Berlin S., Dresdenerstraße 80, zahlreiche Bestellungen einliefen.

Man gebe endlich dem Volke seinen Goethe!"

Wir empfehlen das Unternehmen aufs beste.

Neue Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. 15. Jahrgang Nr. 2. Februar 1900. Verdeutschung der Monatsnamen. Von Prof. Dr. O. Brenner. — Vom militärischen Stil. Von F. — Schützet gute alte deutsche Wörter in der Schule! Nachtrag. Von Dr. K. Franke. — Zu Treitschkes und Freytags Briefen über den Allgemeinen Deutschen Sprachverein. — Eine österreichische Verdeutschung der Speisekarte von Prof. Dr. H. Dunger. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— 15. Jahrgang Nr. 3. März 1900. Nachruf, Oberst a. D. Friedhelm Schöning †. Von H. Dunger. — Der Turnvater Jahn als Sprachmeister. Von A. Brunner. — Würzburgstraße oder Würzburger Straße? Brünhildstraße oder Brünhildenstraße? Von Th. Matthias. — Kleine Mitteilungen.

—— Wissenschaftliches Beiheft 17/18: Geschriebenes und gesprochenes Deutsch. Von Otto Behaghel. — Zur deutschen Wortstellung. Von Otto Behaghel. — Das =e im Dativ der Einzahl männlicher und sächlicher Hauptwörter. Von Otto Behaghel. — Zum Wortlaut der politischen Reden Bismarcks. Von Otto Behaghel.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 21. Jahrgang. 1900. Nr. 2.: Steinmeyer und Sievers, Die althochdeutschen Glossen, ges. und bearb. IV., bespr. von Piper. — Schiepek, Satzbau der Egerländer Mundart, bespr. von Behaghel. — Ewart, Goethes Vater, bespr. von Devrient. — Beowulf, herausgegeben von A. Holder. IIa. 2. Auflage, bespr. von Holthausen. — Mürkens, Untersuchungen über das altenglische Exoduslied, bespr. von Holthausen. — Trautmann, Zu Cynewulfs Runenstellen, bespr. von Holthausen. — Trautmann, Berichtigungen, Vermutungen und Erklärungen zum Beowulf, bespr. von Holthausen.

Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, herausgegeben von Otto Heilig und Philipp Lenz. Jahrgang I. Heft 1 und 2. Inhalt: Vorwort. — Verbalformen der Mundart von Großen=Buseck von E. Wagner und W. Horn. — Flexion des Verbums im Handschuhsheimer Dialekt von Ph. Lenz. — Einige Fälle von Dissimilation von W. Horn. — Die Zahlen im Thüringer Volksmunde von O. Weise. — Theekessel=Tölpel und Verwandtes von O. Weise. — Aus dem Wortschatz eines erzgebirgischen Chronisten von Dr. E. Göpfert. — Die Berechtigung der Stammeslitteraturgeschichte, besonders auch der volksmundartlichen, von A. Holder. — Mystischer Traktat aus dem Kloster Unterlinden von K. Rieder. — Sprachproben aus dem Markgräflerland von A. Haaß. — Texte in alemannischer Mundart von O. Heilig. — Schwäbische Sprichwörter und Redensarten von W. Unseld. — Bücherbesprechungen. — Sprechsaal. — Zur Besprechung eingesandte Werke.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius. 1900. Heft 2, E. F. Thienemann=Gotha. Inhalt: Richter, Die allgemeinen Merkmale und das psychophysische Gesetz. — Kahle, Die Lehrerbildungsfrage mit Berücksichtigung der Verhältnisse in Anhalt.

—— Heft 3: Israel, Joh. Gottlieb Dreßler=Benkert. Die physikalische Geographie im Seminarunterricht.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 3. Jahrgang 1900, V. u. VI. Bandes 2. Heft. I. Abteilung (5. Band). Das Fortleben des Chors im griechischen Drama. Von Professor Dr. Alfred Körte in Greifswald. Römisch=germanische

Forschung in Nordwestdeutschland. Von Museumsdirektor Dr. Karl Schuchhardt in Hannover. (Mit 18 Abbildungen im Text und einer Kartenskizze.) Die Arbeitsweise der Naturvölker. Von Oberlehrer und Privatdozent Dr. Alfred Vierkandt in Braunschweig. Aus dem Goethejahre. Von Prof. Dr. Karl Heinemann in Leipzig. Eine moderne französische Bearbeitung des Euripideischen Ion. Von Gymnasiallehrer Dr. Emil Ermatinger in Winterthur. — Leconte de Lisle und Zola (Dr. J. Ilberg in Leipzig).

—— II. Abteilung (6. Band). Leibniz als Pädagog. Eine quellenmäßige und systematische Darstellung. Von Dr. Anton Kröger in Saarlouis. Andreas Dudith und die zwölfte Rede des Themistios. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Richard Förster in Breslau. Die Beziehungen des Bibliothekswesens zum Schulwesen und zur Philologie. Von Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Karl Dziatzko in Göttingen. Eine Kantische Idealpädagogik. Von Prof. Dr. Johannes Volkelt in Leipzig. Die Friedensidee, in geschichtlicher Übersicht dargestellt für die höhere Schule. Von Dr. Karl Brandstätter in Dresden.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausgeber: Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. II. Jahrgang. März 1900, Heft 6. Inhalt: Kaiser Karl der Fünfte. Zur vierhundertjährigen Wiederkehr seines Geburtstages. Von Dr. Hermann Rösemeier. Der letzte Tag. Gedicht von Edmondo de Amicis. Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Freiherr von Grotthuß. (Fortsetzung.) Ein außerordentlicher Mensch des 19. Jahrhunderts. Von Prof. Max Seiling. Verschneit. Gedicht von J. E. Freiherr von Grotthuß. Eine Hungersnot in Taskoma. Nach John Heards gleichnamiger Erzählung in „The Century". Von Prof. Paul Scharnweber. Offene Halle. Ketzereien zur Schulreformfrage. Von O. Elster. Zur Schulreformfrage. Von Valent. Holzer. Kunstbeilage: Kaiser Karl V. Von Christoph Amberger. (Photogravure.)

Korrespondenzblatt des Vereins für siebenbürgische Landeskunde. 23. Jahrgang. Nr. 1. Zur siebenbürgisch-deutschen Rätseldichtung. Von Dr. A. Schullerus.

Chronik des Wiener Goethe-Vereins. 13. Jahrgang. Zur Erinnerung an Ulrike von Levetzow. Von Dr. S. M. Prem.

Neu erschienene Bücher.

Fr. v. Oppeln-Bronikowski u. Ludwig Jacobowski, Die Blaue Blume, Eine Anthologie romantischer Lyrik. Leipzig, Eugen Diederichs, 1900. 467 S. Geb. 6 M.

Prof. Dr. R. Zander, Die Leibesübungen und ihre Bedeutung für die Gesundheit. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 146 S.

Prof. Albert Heintze, Deutscher Sprachhort, ein Stilwörterbuch. 2.—6. Lieferung. Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1900.

Joh. Meyer, Ausführlicher Lehrplan für die städtische Bürgerschule für Mädchen in Krefeld. Essen, G. D. Baedeker, 1900. 251 S. Preis 5 M.

Dr. Alex. Wernicke, Weltwirtschaft und Nationalerziehung. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 31 S.

Karl Federn, Dante. Leipzig, E. A. Seemann, 1899. 235 S. Preis kart. 4 M.

Friedr. Beyschlag, Volkskunde und Gymnasialunterricht. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 45 S.

Georg Berlit, Über Walther von der Vogelweide. Eine Jugendarbeit Rudolf Hildebrands (aus dem Jahre 1848). Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 39 S.

Prof. Dr. Gust. Weck, Buch der Treue. Der vaterländischen Schriften und Dichtungen 3. Teil. Leipzig, B. G. Teubner, 1900.

Dr. Th. Kerrl, Die Lehre von der Aufmerksamkeit. Eine psychologische Monographie. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. 219 S.

Dr. H. Spieß, Prosalesebuch für Obersekunda. Dresden, L. Ehlermann, 1900. 178 S.

Dr. H. Jänicke und Dr. R. Lorenz, Lehr- und Lesebuch für den deutschen Unterricht in den fünf untersten Klassen höherer Lehranstalten. I. Teil: Für Sexta, 197 S. II. Teil: Für Quinta, 196 S. Preis je 1 M. 40 Pf. Berlin, Weidmann, 1900.

Dr. Ernst Lentz, Die Vorzüge des gemeinsamen Unterbaues aller höheren Lehranstalten. Eigentum des Vereins für Schulreform. Berlin NW, 1900. 49 S.

Dr. Karl Goebel, Themata, Inventionen und Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. 2. Auflage. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. 95 S.

Colmar Schumann, Volks- und Kinderreime aus Lübeck und Umgegend. Lübeck, Gebr. Borchers, 1899. 206 S.

Cl. Schweiger, An der Schwelle des 20. Jahrhunderts. Historisch-patriotisches Festspiel. Hagen i. W., Buchhandlung von Gust. Butz, 1900. 34 S.

Wilh. Hauff, Der Scheik von Alessandria und seine Sklaven. Edited, with notes and vocabulary by Walter Rippmann. Cambridge, 1900. 183 S.

Jul. Nelson, Heinrich Schliemann und seine Homerische Welt. Mit 20 Abbildungen. Biograph. Volksbücher, Nr. 74—77. Leipzig, R. Voigtländer, 1900. 125 S. Preis 1 M.

Franz Pahl, Thomas Alva Edison, der Erfinder. Biograph. Volksbücher, Nr. 78—81. Leipzig, R. Voigtländer, 1900. 114 S. Preis 1 M.

Karl Brandi, Die Renaissance in Florenz und Rom. Acht Vorträge. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 258 S.

B. Ritter, Der deutsche Lehrplan der höheren Mädchenschule. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 17 S.

Alb. Attensperger, August Graf von Platen. Ausgew. Dichtungen, für den Schulgebrauch herausgegeben. Leipzig, G. Freytag, 1900. 128 S. Preis 80 Pf.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Der orthographische Jammer im deutschen Reiche.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Vor kurzem ist ein Buch erschienen, das sich zwar als ein harmloses Hilfsbüchlein für Unterbeamte darstellt, dabei jeder wissenschaftlichen Grundlage und Sachkenntnis entbehrt, aber doch ungeahnten Erfolg davon getragen hat, so daß es binnen kurzem in zweiter Auflage erschienen ist und sich sogar zu einer Gefahr für unsere deutsche Sprache und das deutsche Reich auszuwachsen droht. Das Buch trägt den Titel: „Alphabetisches Wörterverzeichniß für die Rechtschreibung bei der Reichs-Post- und Telegraphenverwaltung. Ein Hülfsbuch für alle Post- und Telegraphenbeamten, die sich im amtlichen Verkehre schriftlich ausdrücken müssen. Nach den neuesten maßgebenden Werken, besonders nach den aus dem Bürgerlichen Gesetzbuche sich ergebenden Regeln bearbeitet von Oscar Nitschke, Ober-Postassistent. Zweite unveränderte Auflage. Berlin. Im Selbstverlage 1900." Schon dieser langatmige, stilistisch sehr anfechtbare Titel zeigt uns, daß wir es in dem Verfasser nicht mit einem Meister der Sprache zu thun haben. Die schlimme Tautologie: „für alle Post- und Telegraphenbeamten, die sich im amtlichen Verkehre schriftlich ausdrücken müssen", läßt schon ahnen, welche grammatischen und stilistischen Ungeheuerlichkeiten dem Leser hier als Vorschriften geboten werden sollen. Oder meint der Verfasser, daß noch eine besondere Rechtschreibung oder überhaupt eine solche für die nötig sei, die sich nicht schriftlich ausdrücken müssen? Schön ist auch der Zusatz „Nach den neuesten maßgebenden Werken u. s. w.", durch den der Verfasser seine Fähigkeit zu logisch genauem sprachlichem Ausdruck in ein bedenkliches Licht stellt. Der Begriff „maßgebend" ist hier von dem Verfasser so unbestimmt und verschwommen gefaßt, daß man schon im voraus den Schluß ziehen kann, eine so grobe logische Sünde müsse sich in dem Inhalt des Werkes fürchterlich rächen. Der einfache Unterschied, der jedem nur einigermaßen logisch Geschulten ohne weiteres klar ist, daß ein Werk, das auf einem Gebiete, z. B. dem der Physik oder der Musik, maßgebend ist, dadurch für ein anderes Gebiet, z. B. das der Theologie oder der Botanik, nicht im mindesten maßgebend wird, ist dem Verfasser bei

seinem ganzen mühseligen Werke auch nicht ein einziges Mal in seinem Bewußtsein aufgedämmert. Für ihn ist nur das maßgebend, was von oben verordnet worden ist. In diesem Sinne steht bei ihm das Wort maßgebend absolut, und dieser subalterne Geist, der leider, Gott sei's geklagt, gleich der Arterienverkalkung eines alternden Körpers, in Deutschland immer mehr und mehr um sich greift, beherrscht das ganze Buch von Anfang bis zu Ende. So kommt es, daß der Verfasser allen Ernstes der Meinung ist, das Bürgerliche Gesetzbuch sei, weil es maßgebend für das deutsche Recht ist, nun ohne weiteres auch maßgebend auf dem Gebiete der deutschen Sprache. Bestärkt ist er in dieser Meinung noch dadurch worden, daß das Amtsblatt für Post und Telegraphie das Bürgerliche Gesetzbuch als ein Vorbild für die Reinheit der deutschen Sprache hinstellte und daß bei der neuen Ausgabe des Abschnittes I der Allgemeinen Dienstanweisung für Post und Telegraphie der Text des Bürgerlichen Gesetzbuches zum Muster genommen wurde. Nun stand es für den pflichtgetreuen Beamten ohne weiteres fest, daß das Bürgerliche Gesetzbuch die neue Sprachbibel sei, deren Autorität außer allem Zweifel stehe.

Nitschke hat von Haus aus einen ganz richtigen Gedanken gehabt, und der Erfolg seines Buches zeigt, daß es einem wirklichen Bedürfnis entgegenkommt. Seitdem die neue Rechtschreibung in den Schulen erlernt werden mußte und infolgedessen sämtliche Lehrer und Sprachgelehrte sich um die alte Rechtschreibung nicht mehr kümmerten, hatte sich die alte Rechtschreibung, die bedauerlicherweise durch die Abneigung Bismarcks gegen die neue Schulrechtschreibung für die Reichsbehörden in Gebrauch blieb, in die Schreibstuben der Behörden und Zeitungen zurückgezogen. Da aber nun der junge Nachwuchs der Beamten, der Sekretäre, Bureau-Assistenten, Expedienten und Kopisten lediglich in der neuen Orthographie geschult war, für die treffliche orthographische Regel- und Wörterbücher entstanden waren, sich jedoch sofort von dem Eintritt in irgend eine Kanzlei oder Expedition an der alten Rechtschreibung bedienen mußte, für die er aber keinerlei Regel- oder Wörterverzeichnis vorfand, so entstand bald in allen Schreibstuben eine gewisse Unsicherheit in der Handhabung der alten Orthographie, die mit dem Aussterben der alten Beamten, welche die alte Rechtschreibung noch in der Schule gelernt hatten, immer größer wurde. Ganz von selbst schlichen sich in alle behördlichen Schriftstücke hie und da Abweichungen von der alten und Annäherungen an die neue Rechtschreibung ein, so daß dieser unsichere Zustand heute in jeder Kanzlei oder Expedition ohne Ausnahme recht übel empfunden wird. Auch die Rechtschreibung des Bürgerlichen Gesetzbuches ist nichts weiter als ein solches in den Bureauräumen und Druckereien entstandenes Gemisch aus

alter und neuer Orthographie, das also rein zufällig, ohne jedes Zuthun oder absichtliche Eingreifen der Urheber des Gesetzbuches entstand oder vielmehr sich einschlich. Man wollte alte Orthographie schreiben, weil das doch für die Reichsbehörden Vorschrift war und das Bürgerliche Gesetzbuch doch ein Reichsgesetzbuch werden sollte, und unvermerkt mischten sich hie und da Formen der in den Schulen erlernten Rechtschreibung mit ein. Dieses auf solchem Wege rein zufällig entstandene Gemisch will nun Nitschke plötzlich als neueste Rechtschreibung zur Geltung bringen, als ob diese Rechtschreibung von den Urhebern des Bürgerlichen Gesetzbuches mit Vorbedacht gewählt und als ob diese zugleich auch Autoritäten auf sprachwissenschaftlichem und sprachlichem Gebiete überhaupt gewesen seien.

Nitschke wollte allen seinen Kanzleigenossen die langersehnte Unterstützung für die alte Orthographie geben, die sie so notwendig brauchten, und deshalb wurde sein Buch mit so großer Freude in allen Kreisen begrüßt, die heute genötigt sind, die alte Orthographie zu schreiben, obwohl sie nur die neue erlernt haben. Aber dieser löbliche Zweck wurde leider von Nitschke verfehlt, dadurch, daß er sich in seiner Vorlage und seinem Muster vollständig vergriff. Er hätte, wenn er etwas Brauchbares schaffen wollte, zu einer guten Grammatik aus den Jahren 1860—1870 greifen müssen, etwa einer Arbeit Ferdinand Beckers oder Christian August Heyses. Und darauf hätte er dann sein Regel- und Wörterbuch aufbauen müssen. Statt dessen aber griff er zu einem unbemerkt eingedrungenen Mischmasch aus alter und neuer Rechtschreibung, wie er sich zufällig in dem Bürgerlichen Gesetzbuch niedergeschlagen hat. Aus diesem Grunde hat sein Plan in der Ausführung ein vollständig andres Ansehen gewonnen, und er giebt uns in Wirklichkeit nicht ein Wörterverzeichnis für die alte, den Behörden durch Bismarck vorgeschriebene Rechtschreibung, sondern er bietet uns das zufällige orthographische Gemisch des Bürgerlichen Gesetzbuches als eine neue dritte Orthographie an, die Bismarck, wenn er noch lebte und amtierte, sicher ebenso entschieden abgelehnt haben würde, wie er es seinerzeit mit der Puttkamerschen Orthographie that. Hier möchte man fast in die verzweifelte Frage ausbrechen: Ist kein Bismarck da, der mit seinem großen Bleistifte das ungeheuerliche Machwerk durchstreicht? Was Bismarck damals ablehnte, das war das auf jahrzehntelanger Arbeit beruhende Werk gründlich geschulter und besonnen urteilender, in sorgsamer Arbeit umsichtig und bewußt schaffender Sprachgelehrten. Diese Arbeit hätte von Bismarck etwas mehr Wertschätzung verdient und wohl auch gefunden, wenn er Zeit gehabt hätte, sich einmal hinein zu versenken. Hier aber, dem zufällig zusammengewürfelten neuen orthographischen Kodex gegen-

über, vor dem die Wissenschaft trauernd ihr Antlitz verhüllt, würde der Staatsmann die freudigste Zustimmung der ganzen wissenschaftlich denkenden und fühlenden deutschen Welt finden, der diesen irreführenden Sprachkodex aus den Amtsstuben mit einem Federstrich beseitigte.

Gewiß ist das Bürgerliche Gesetzbuch in Bezug auf Sprachreinheit und Stil mit Sorgfalt gearbeitet, aber gerade der Orthographie ist von den Bearbeitern nur geringe Aufmerksamkeit zugewendet worden. Man hat die Herstellung einer gewissen Einheitlichkeit, da jeder der Mitarbeiter doch wieder seine orthographischen Eigenheiten hatte, hier mehr den Unterbeamten und der Druckerei überlassen. Man hat auch an sich gar keine Veranlassung, dies Verfahren zu tadeln. Bekanntlich verfuhr Goethe ähnlich und überließ sogar die Herstellung der grammatischen Richtigkeit und Übereinstimmung seinen Hilfsarbeitern Riemer und Eckermann. Aber tadelnswert und durchaus zu verwerfen ist nun die Erhebung solcher Zufälligkeiten zu maßgebender Bedeutung und die Begründung eines neuen orthographischen Systems auf solch völlig unzureichender Grundlage, als ob die Urheber des Bürgerlichen Gesetzbuches den Beruf oder auch nur die Absicht zu einer solchen sprachlichen Regelung gehabt hätten. Wie grundsatzlos Altes und Neues bei Nitschke durcheinander gewürfelt ist, dafür mögen wenige Beispiele genügen. So schreibt er nach der alten Orthographie: baar, Loos, Schmeer, Staar, Waage u. a., aber nach der neuen: Schar und Pflugschar; nach der alten: Jemand, Jeder, Jedermann, Alles, der Andere, der Eine, Einer, nur Einer, der Andere, ein Anderes, etwas Anderes, nichts Anderes, Andere, Niemand, der Letzte, nöthigen Falles, Abends, Morgens, früh Morgens, 9 Uhr Morgens, zu Theil werden, Stand halten, zu Stande bringen, in Stand setzen, zu Stande kommen, außer Stande sein (im Stande sein fehlt), vor Allem, unter Anderem, in Folge, vor Kurzem, von Weitem, seit Langem u. s. w.; aber nach der neuen: jemand Fremdes, niemand Fremdes (mit der wunderbaren Begründung, daß j e m a n d und n i e m a n d hier adjektivisch stünden), alle, allemal, einer von beiden, der letztere, eintretendenfalls, gegebenenfalls, teilhaben (jedoch mit th), teilnehmen (gleichfalls mit th), preisgeben, er giebt preis, von neuem u. s. w.; nach der alten Orthographie: der Thau, Theer, Theil, Thier, theuer, Heirath, roth, Wuth, Fluth, Armuth, Athem, Blüthe, Wirth, Thurm, füsiliren, graviren, hantiren, kassiren, Kassirer, studiren, grundiren u. s. w.; nach der neuen: die Maut, der Mautner, barbieren, polieren (unter der falschen Begründung, daß dazu das Substantiv „der Polier“ gehöre, das bekanntlich zu „parlieren“ zu stellen ist), tapezieren, einquartieren u. s. w. Die Regel über die Infinitivendung -ieren, die sich auf S. 76, Anm. findet, ist ein wunderbarer Wechselbalg von Widersprüchen. Die Zeitwörter, die mit

-ieren geschrieben werden, solle man daran erkennen, daß sie Hauptwörter wie: Barbier, Polier, Tapezier u.s.w. bilden! (sic!) Trotzdem müsse man aber füsiliren (neben Füsilier) schreiben. Ebenso schreibt Nitschke bombardiren (neben Bombardier), kassiren, obwohl doch das Wort Kassier, das bei ihm nicht vorkommt, eine gleiche Bildung ist wie Tapezier. Bei solchen verworrenen Aufstellungen kann man daher auch aus Nitschkes Buch nicht ersehen, wie er die Verben kanonieren, klystieren, visieren u. a. geschrieben haben will, da er nur die Substantive Kanonier, Klystier, Visier (hier fügt er noch dazu: oder Visir) anführt, aber nicht die dazu gehörigen Verben; kurieren, parlieren u. a. fehlen gleichfalls. Die Einführung der Schreibweise Mesner (Küster, von mansionarius) durch die neue Orthographie statt des üblichen Meßner hat seinerzeit den lebhaftesten Widerspruch erregt. Nitschke aber schreibt Mesner (S. 96), obwohl er doch einen Leitfaden für die geben will, die sich nicht der neuen Orthographie bedienen dürfen, sondern die alte schreiben müssen. — Nitschke verlangt die Singularendung -niß, weil der Plural -nisse heißt; er folgt hierin der alten Orthographie. Ein grober Widerspruch ist es aber, wenn er nun S. 82 Kirmes schreibt, obwohl er ausdrücklich den (übrigens falschen) Plural: die Kirmesse verlangt. Die Schreibung Hülfe und Gehülfe wird allein als zuläſſig erklärt, Hilfe und Gehilfe darf niemand schreiben, obwohl Gehilfe schon vor der Einführung der neuen Schulorthographie üblich war und Hilfe sich ganz eingebürgert hat. Während die alte Orthographie lediglich die Schreibung blos in der Bedeutung nur für adverbiellen und adjektivischen Gebrauch kannte, z. B. nicht blos vorläufig, der blose Anblick, scheidet Nitschke zwischen dem adverbiellen und dem adjektivischen blos und verlangt: nicht blos vorläufig, aber: der bloße Anblick. Dabei vermischt er dieses bloß mit dem Adjektivum bloß = nackt, zu dem das Substantivum die Blöße gehört. Die neue Schulorthographie hat ganz richtig die Schreibung bloß für jede Bedeutung festgesetzt und dadurch die Einheit des Wortes auch in der Schreibung klar gelegt. Ebenso scheidet Nitschke zwischen ein Bißchen (d. i. kleiner Bissen) und dem adverbiellen ein bischen (= etwas). Dagegen fällt es ihm nicht ein, auch bei wohl zwischen dem Adverbium, für das er doch nach seinem System die Schreibung wol wählen müßte, und dem Adjektivum wohl zu scheiden. Man weiß daher nicht, worüber man mehr erstaunt sein soll: über jene ganz unnötigen Differenzierungen oder über die völlige Inkonsequenz, mit der sie durchgeführt sind. Geradezu ins Lächerliche geht solche Sprachtüftelei über, wenn Nitschke scheidet zwischen der posttechnischen Bezeichnung der Versandt, die ähnlich gebildet sei wie der Gesandte,

und den Ausdrücken Versand der Briefe, Versandbier u. s. w., weil hier Versand so viel bedeute wie Versendung. Daß hier einfach eine Vermischung von alter (der Versandt) und neuer Rechtschreibung (der Versand) vorliegt, daran hat Nitschke auch nicht im entferntesten gedacht. Bei beredt und Beredtsamkeit verlangt er dagegen beidemal Schreibung mit dt; hier versagt ihm wieder die Logik, die dazu gehört, konsequente Forderungen zu stellen. Am schlimmsten wird die Verwirrung bei der Schreibung der zu Tod und tot gehörenden Wortgruppe. Hier schreibt er nach der neuen Orthographie todkrank, todmüde u. s. w., aber nach der alten todt und tödten sowie tödtlich, von dem er, um die Verwirrung aufs höchste zu steigern, ein Adjektivum tödlich unterscheidet; tödlich heiße todbringend, tödtlich dagegen soviel wie sterblich (S. 150). Man kommt aus dem Staunen ob solcher tiefgründigen Weisheit nicht heraus. Ganz bös sieht es mit der Schreibung der Fremdwörter bei Nitschke aus. Die Hälfte der Fremdwörter etwa verlangt er nach der alten, die andere Hälfte nach der neuen Orthographie. So schreibt er nach der alten: Director, Direction, Directive, Inspector, insceniren; dagegen nach der neuen: Rektor, Rektorat, Inspizient, inspiziren, affiziren, desinfiziren, Desinfektion, inskribiren; ferner nach der alten: coupiren, Cession, Courage, Couvert, Civil, Citadelle, Cisterne, Cirkus, Citat, drainiren u. s. w. u. s. w., aber nach der neuen: Diskonto, Diskant, Disziplin, diskret, Konzession, Konzept, Kulanz, Akkoucheur, Akkuratesse, Schokolade, Bluse, Patschuli, Affäre Fontäne, Schikane, Scheck u. s. w. Zirkular, kulant, Kartusche u. s. w. läßt er zu, während nur cirkuliren, Cirkulation, courant, Coulisse u. s. w. gestattet sind. Kurz, seine Aufstellungen werden überall vom Zufall hin- und hergeworfen, je nachdem seine „maßgebenden" Vorlagen es ihm vorzuschreiben schienen.

Ebenso haltlos und widerspruchsvoll sind seine grammatischen und stilistischen Vorschriften: Zu den Hauptwörtern auf el und er (d. h. doch solchen, deren Singular auf el oder er endigt) rechnet er auch das nur im Plural vorkommende Trümmer. Von Pantoffel heißt nach Nitschke der Plural die Pantoffeln (doch läßt er auch: die Pantoffel zu), von Stiefel dagegen nur: die Stiefel (den Plural: die Stiefeln läßt er nicht zu). Der Plural „die Ziegel", der einer ganz anderen Beurteilung unterliegt, wird in eine Linie mit dem Plural die Stiefel gestellt u. s. w. Die ganz richtigen Plurale die Böden, Kästen u. a. werden von Nitschke verboten. Die Regeln, die Nitschke über den Ausfall des e in der Genitivendung es aufstellt, sind ein Erzeugnis völliger Willkür. Alle einsilbigen Wörter müssen nach Nitschke es im Genitiv haben, z. B. des Jahres (also: des Jahrs, Knies, Schnees, Sees, Werks, Tags, Nachts, Streichs,

Lands, Weins, Hohns, Kahns u. s. w. sind nicht gestattet). Von Reich muß jedoch der Genitiv: des Reichs heißen. Mehrsilbige Wörter sollen dagegen im Genitiv in der Regel nur ein s haben, z. B. des Erbfalls, Ausfalls, Vertrags u. s. w. Doch muß man schreiben: des Vorstandes, des Bauwerkes, des Erfolges, des Bienenschwarmes, des Gesammtschwarmes u. s. w. Überall hat der Verfasser hinter vollkommenen Zufälligkeiten, die sich im Bürgerlichen Gesetzbuch finden, Regeln vermutet. Ebenso köstlich sind seine Regeln über die echten und unechten Adelsnamen. Von Wolfram von Eschenbach u. ähnl. soll man nur den Genitiv bilden können: Wolframs von Eschenbach u. s. w.; dagegen bei unechten Adelsnamen muß man den Genitiv bilden, „wie wenn das Wörtchen von gar nicht da wäre", also: von Schmidts Eltern, von Webers Werke u. s. w. Ich möchte wissen, wie Nitschke in seiner Sprache die Wortverbindungen: „von Eschenbachs Heimat, von Bismarcks Denkwürdigkeiten" u. s. w. ausdrücken will.

Doch genug der Einzelheiten. Ich könnte die hier angeführten vollkommenen Willkürlichkeiten und Widersprüche, die jeder Wissenschaftlichkeit entbehren, bequem um das Hundertfache vermehren. Jedenfalls geht aber schon aus dem Angeführten mit voller Klarheit hervor, daß Nitschkes Versuch, auf das Bürgerliche Gesetzbuch und einige amtliche Erlasse eine neue Orthographie gründen zu wollen, als vollkommen gescheitert zu betrachten ist. Aber daraus ergiebt sich noch etwas weit Wichtigeres, nämlich die klare Erkenntnis, daß man auf solche Weise überhaupt nicht eine Orthographie machen kann. Alle die also, die der Meinung sind, man könne eine neue einheitliche Rechtschreibung für ganz Deutschland auf das Bürgerliche Gesetzbuch gründen, weil dessen Rechtsbestimmungen für ganz Deutschland gelten und weil es daher überall in deutschen Landen gelesen und gebraucht werden muß, irren vollständig. Das Bestreben also, das leider von amtlichen Kreisen aus in Gang gekommen ist, eine einheitliche amtliche Rechtschreibung auf die Schreibung des Bürgerlichen Gesetzbuches zu gründen, ist einer der trübseligsten Irrwege, der jemals in Deutschland beschritten werden könnte. Mit Recht hat daher die Hauptversammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler am 13. Mai 1900 im Deutschen Buchhändlerhause zu Leipzig einstimmig folgende Entschließung angenommen, die von den Herren Albert Brockhaus, Hermann Credner, Adolf Förster, Dr. Alfred Giesecke, Arthur Meiner, Otto Meißner, Adolf Rost, Gottwalt Schiller, Hermann Schulz, Eugen Twietmeyer, Robert Voigtländer vorgeschlagen wurde:

„Die Hauptversammlung des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler erfährt mit tiefem Bedauern aus der dem Vorstande erteilten Antwort des Preußischen Kultusministeriums, daß in Preußen eine

Änderung der seit dem Jahre 1880 amtlich eingeführten Rechtschreibung im Werke ist. Sie beauftragt den Vorstand, in jeder zulässigen Weise gegen diese Absicht vorstellig zu werden.

Nachdem unter dem Vorgange Preußens nahezu gleiche Vorschriften über Rechtschreibung in allen deutschen Schulen eingeführt worden sind und sich in dem größten Teil der Litteratur eingebürgert haben, ist es völlig unverständlich, daß dem deutschen Volke abermals eine andere Schreibweise zugemutet werden soll. Die wünschenswerte Einheit der Schreibung kann lediglich dadurch herbeigeführt werden, daß die Regeln von 1880 da zur Geltung gebracht werden, wo ihnen solche Geltung bisher leider versagt worden ist, insbesondere bei den Reichs- und anderen Behörden. Alles Schwanken ist vom Übel. Der Buchhandel glaubt nicht nur die Sache des Buchgewerbes zu vertreten, sondern auch die des gesamten deutschen Volkes, insbesondere des deutschen Schrifttums, der Schule und der Lehrerschaft, weit über die Reichsgrenzen hinaus, wenn er gegen jede mit obrigkeitlichem Zwange einzuführende Änderung der geltenden Schreibung aufs nachdrücklichste hiermit Widerspruch erhebt."

Wir können uns dieser Erklärung nur in vollem Umfange anschließen, und wir sind überzeugt, daß wir damit im Sinne der deutschen Schule in ihrer Gesamtheit sprechen. Denn die Schule unserer Zeit, die so vielen Wirren durch Bestrebungen der verschiedensten Art unterliegt, ist froh und glücklich, eine wenn auch gewiß verbesserungsfähige, so doch klare und einheitliche Rechtschreibung zu haben, die sich leicht und sicher in den Schulen eingebürgert hat. Sollte sie nun auch wieder neuen orthographischen Beunruhigungen und Wirren entgegengehen, so würde ihr das zum größten Nachteile gereichen. Aber nicht nur der Schule, sondern unserm Volke überhaupt, das ja gleichfalls durch Parteiungen der widersprechendsten Art zersplittert zu werden droht. Schon die diplomatische Klugheit fordert gebieterisch, keine neue Beunruhigung in das Volk zu werfen. Die Rechtschreibung, die ein Mensch von Kindheit auf erlernt hat, wird eben ein Stück von seiner Persönlichkeit und seinem Wesen, und ein solches giebt er auf amtliche Verordnung hin nicht auf, ohne sich mit aller Kraft dagegen zu wehren. Es geht aber heute ein vielfältiges geheimes Grollen durch die Einzelstaaten, das man nicht durch neue Beunruhigungen, wenn diese scheinbar auch gar nicht auf politischem Gebiete liegen, nähren und vermehren sollte.

Dagegen wäre jetzt der Augenblick gekommen, eine wahrhaft große That zu vollbringen, die mit Jubel im ganzen Volke begrüßt werden dürfte. Wenn der Reichskanzler und die preußische Regierung die gegen-

wärtig in den Schulen herrschende Rechtschreibung für die Reichsbehörden und die preußischen Staatsbehörden als maßgebend anordneten, so wäre damit ein Alp von unserm Volke genommen: die Spaltung zwischen der Schul- und Staatsbehördenorthographie, die so schwer auf uns lastet, wäre mit einem Schlage beseitigt, und eine gesunde Entwickelung unserer Rechtschreibung und aller dazu in Beziehung stehenden Verhältnisse wäre damit gewährleistet. Denn die Behörden der anderen deutschen Staaten werden sicher nachfolgen, und dann würden auch die Zeitungen und die Litteratur in ihrer Gesamtheit nicht zurückbleiben, da ja dann die neue Rechtschreibung das Gepräge des Schulmeisterlichen, das ihr durch den verhängnisvollen Fehler Bismarcks aufgenötigt worden ist, mit einem Schlage verloren haben würde. Hier könnte das junge Reich einmal einen wirklichen Mißgriff Bismarcks wieder gut machen. Und der Respekt vor der Jugend, den damit das Reich bewiese, würde gewiß hundertfältig Frucht tragen. Auf der Jugend ruht doch nun einmal unsere Zukunft, und kein noch so eingebildeter Standesdünkel wird diese Wahrheit aus der Welt schaffen.

Jedenfalls ist bei Behandlung der Frage, wie die gewünschte Schreibeinheit aller Kreise zu erzielen sei, die größte Vorsicht geboten. Unsere neue Schulorthographie ist ja nicht schlecht, wenn auch wohl jeder manches darin verbessert wünschte. Aber eine ideale Rechtschreibung, die allen gefällt, werden wir nie erreichen, und das Beste ist gerade hier der Feind des Guten. Notwendig und segensreich ist aber vor allem die Einheitlichkeit der Rechtschreibung für alle Kreise, und diese kann unseres Erachtens hier nur herbeigeführt werden auf Grund der in den Schulen völlig eingebürgerten Rechtschreibung, die wenn auch verbesserungsfähig, so doch in ihren Grundzügen wissenschaftlich und keineswegs schlecht ist. Vor der Hand wäre es eine erlösende That, diese Schulorthographie, die seit 20 Jahren jedes deutsche Kind und jeder deutsche Jüngling erlernt hat, nun auch in allen Lebenskreisen zu ausdrücklicher Anwendung zu bringen. Kleine Änderungen, die aber nur mit größter Vorsicht und in ganz geringem Umfange zulässig sein dürften (z. B. die Wiedereinführung der Schreibung -iren in der Infinitivendung), könnten unseres Erachtens erst dann vorgenommen werden, wenn die volle Einheitlichkeit der jetzt herrschenden Schulrechtschreibung in allen deutschen Staaten und Lebenskreisen gesichert wäre. Und so schließen wir unsere Erörterungen mit der aus inniger Liebe zu unserm jungen Reiche geborenen Mahnung: Bewahrt uns vor einer dritten Orthographie, vor einer neuen Reglementierung unserer Sprache und Schrift, vor allem aber vor einer solchen, die auf so unzulänglicher Grundlage ruhen soll, wie sie die Schreibung des Bürgerlichen Gesetz-

buches ist! Gebt uns dafür die Einheit der Schreibung, wie sie der Sehnsucht des heranwachsenden neuen Geschlechts entspricht, auf Grund der von diesem erlernten Orthographie! Wie aber auch die Entscheidung fallen möge, die Frage ist eine so ungeheuer wichtige und tiefgreifende, keineswegs bloß das rein äußerliche Sprachkleid, sondern die tiefsten persönlichen Gefühle, zum Teil auch weitreichende gewerbliche Interessen berührende, daß die größte Vorsicht geboten ist. Videant consules!

Die Individualität der Männer- und Frauencharaktere in der altnordischen Sage.

Von Oberlehrer Dr. **Arnold Zehme** in Düsseldorf.

Motto: „Ich habs gewagt". Ulrich von Hutten.

Altnordische Sage! Muß man nicht seine verehrten Leser von vornherein um Entschuldigung bitten, wenn man sich anschickt, sie in dieses „entlegene Gebiet" zu führen, vor ihren Augen die „düsteren Nebelgestalten der nordischen Sage", diese „schemenhaften" Gestalten, aufsteigen zu lassen? Gehört nicht ein gewisser Mut dazu, diese „Roheit altnordischer Vorstellungen" zum Gegenstand einer Untersuchung zu machen? Wird man nicht „Bärenhäuter erziehen", wenn man gelegentlich die nordische Sage im deutschen Unterricht streift? Und zieht man sich nicht gar noch den bösen Vorwurf zu, daß man der Mode huldige, da ja „nordische Dichtungen und Nordlandsfahrten jetzt in der Mode sind"? Solche Äußerungen und Urteile derer, welche der nordgermanischen Sage gegenüber eine weniger freundliche Stellung einnehmen, sind in der That für den ersten Augenblick wenig ermutigend für einen, der sich mit dieser Sage zu beschäftigen beabsichtigt, sie sind vielmehr geeignet, ihn stutzig zu machen. Und trotzdem oder vielleicht gerade deswegen hat es der Verfasser gewagt, diesem Gegenstande einmal näher zu treten, welcher immerhin interessant ist, weil er sehr verschieden beurteilt wird, und welcher vor kurzem auch eine Direktorenkonferenz[1]) beschäftigt hat. Denn es liegt ein eigener Reiz darin, an eine vielumstrittene Frage ohne jedes Vorurteil heranzugehen, sich durch eigenes, gründliches Studium in sie zu vertiefen und sich dadurch ein selbständiges Urteil zu bilden, um alsdann den ganzen Gegenstand auf Grund eigener Anschauung sine ira et studio erörtern zu können. Das sind wir dem Gegenstande wahrlich schuldig. Dieses Studium betraf insbesondere die altisländischen

1) Schleswig-Holstein 1899.

Sagas, mit Ausschluß der Völsungasaga und Thidrekssaga, deren Wert und Bedeutung für die deutschen Sagen Verfasser in dieser Zeitschrift vor kurzem schon besprochen hat.[1]) Dabei sei es gestattet, gleich hier zwei Bemerkungen vorauszuschicken: der Verfasser ist sich dessen wohl bewußt, daß „es eine wissenschaftliche Verwirrung sei, die isländischen Sagen für ein ursprüngliches Besitztum unserer Vorfahren zu halten" und das Vorurteil zu haben, „als ob die nordische Sagenwelt dem deutschen Herzen nahestehen müsse". Dieses gründlich nachzuweisen, wie es von zwei Referaten zu der genannten Direktorenkonferenz geschehen ist, sollte eigentlich heute als überflüssig erscheinen, da doch jeder Deutschlehrer, auch wenn er nicht Germanist ist, den Errungenschaften der modernen germanistischen Wissenschaft zweifellos soweit gefolgt ist, daß er den gänzlich veralteten Standpunkt eines Simrock u. a. längst aufgegeben hat. (Vergl. des Verfassers eben erwähnten Aufsatz S. 700.) Die zweite Bemerkung möchte einem etwaigen Mißverständnis entgegentreten, als ob der Verfasser meine und befürworte, daß die unten besprochenen altnordischen Sagen und ihre Charaktere nun gleich in den deutschen Unterricht mit Haut und Haaren übernommen und hier gründlich durchgenommen werden müßten! Beileibe nicht! Eins schickt sich nicht für alle! Der Lehrer ist keine Unterrichtsmaschine; daher ist an Stelle starrer Einförmigkeit im Schulbetriebe eine gewisse Bewegungsfreiheit wünschenswert und angenehm[2]), bei welcher es dem Lehrer möglich ist, seinen eigenen Weg zu gehen, soweit dieser nicht den Lehrplänen direkt zuwiderläuft. Dann hat er auch doppelte Lust und Gelegenheit, durch seine Persönlichkeit nachhaltig wirken und seine Schüler durch die Kraft seiner Begeisterung mit sich fortreißen zu können. Daher ist's wahrhaftig kein Unglück und kein Schade, wenn ein Deutschlehrer gelegentlich in Tertia bei Durchnahme der germanischen Sagen oder in Obersekunda bei Lektüre des Nibelungenliedes mit seinem nordischen Hintergrunde auf die altnordischen Sagengestalten überhaupt zu sprechen kommt und in Form eines Exkurses die Charaktere einiger altnordischen Hauptthelden in großen Zügen seinen Schülern skizziert, z. B. den Männerstolz, die charakterfeste, Freiheit und Selbständigkeit liebende Gesinnung der Ahnen Egils, den ungebrochenen Heldenmut und die furchtbare, alles überwindende Willenskraft eines Ragnar Lodbrok, die unbesiegliche Kraft und Heldenstärke eines Harald Hildetand, die wilde Größe und das ernste, sittenstrenge Heldentum eines Starkadr, die hochherzige, un-

1) Zeitschrift für den deutschen Unterricht XII (1898), S. 695 flg.

2) Vergl. die trefflichen, beherzigenswerten Worte von A. Biese über „Einförmigkeit und Einheitlichkeit im Schulbetriebe" in der Zeitschrift für Gymnasialwesen 1898, S. 1 flg.

erschütterliche Freundestreue eines Nial, die tieftragische Größe des edlen Gunnar, die edelmütige Gesinnung des Gunnlaug, die tadellose Heldengestalt des Kiartan, eine Gestalt, mit welcher die des ritterlichen Dänenkönigs Hrolf Kraki verwandt ist. Doch genug! Wir wollen nicht vorgreifen. Warum soll eine solche deutsche Stunde, gegeben von einem Lehrer, der aus dem Vollen schöpft und anschaulich zu erzählen versteht, nicht auch unterhaltend und nützlich sein? Da aber „eine deutsche Stunde um so besser ist, je unterhaltender sie für Lehrer und Schüler ist", wie uns unser Altmeister und Lehrkünstler O. Jäger sagt[1]), so braucht eine solche Stunde niemandem weder befohlen noch verboten zu werden; ja sie kann unter Umständen mehr wirken als eine gewöhnliche andere, die ihr Pensum abarbeitet. Denn nie ist die Aufmerksamkeit der Schüler gespannter, als dann, wenn mal im Unterricht ein unerwarteter, anregender Exkurs den gleichmäßigen, zuweilen eintönigen Gang des Unterrichtes unterbricht. Dann schaut plötzlich jeder wie auf Kommando auf und spitzt in erwartungsvollem Lauschen sein Ohr. Solche interessanten Exkurse, deren sich der Verfasser aus seiner eigenen Schülerzeit noch gern erinnert, kann sich allerdings der Lehrer leider nur selten und mit einigen Gewissensbissen gestatten, denn „die Erledigung des Pensums" hängt immer wie ein Damoklesschwert über dem Haupte. Wenn nun auch die Wirkung solcher Lehrstunden eine latente ist, so ist doch „das Beste im Unterrichte unkontrollierbar, nicht greifbar an der Oberfläche, nicht abfragbar".

Aber sollte denn die altnordische Sage wirklich nur Gegner, nicht auch Freunde und Verehrer haben? Ja, es giebt auch Freunde, welche diese Sage zu würdigen wissen, weil sie sich hineingelebt haben in die Eigenart altnordischer Charaktere mit ihrem gewaltigen Ernst und ihrem Heldentum des Willens, mit ihrem brennenden Ehrgeiz und dem weiten Blick für alles Große und Ungewöhnliche, mit ihrem regen geistigen Interesse und ihrer Gemütstiefe. Ein solcher Forscher ist z. B. Karl Weinhold, welcher im Vorwort seines Werkes „Altnordisches Leben", Berlin 1856, meint, daß „jeder sich zu ihnen hingezogen fühle, der ihnen einmal nahegekommen sei". Zu diesen Freunden gehört auch kein Geringerer als Ludwig Uhland, welcher im Winter 1831/32 an der Universität Tübingen die Sagengeschichte vor „einer ungewöhnlich zahlreichen Zuhörerschaft" vortrug.[2]) Mit ihm Arm in Arm zu wandern, gewährt großen Trost und starke Zuversicht, da man die erhebende Gewißheit fühlt, an der Seite dieses feinsinnigen Forschers so

1) Lehrkunst und Lehrhandwerk 1897, S. 15.

2) Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage VII.

leicht nicht auf Holzwege zu geraten. Diese sagengeschichtlichen Forschungen Uhlands, deren Bedeutung für den deutschen Unterricht man bei weitem noch nicht genug würdigt, sind in letzter Zeit öfters in Erinnerung zurückgerufen worden, besonders von Ernst Regel.[1]) Sie sind auch für die Erklärung der Uhlandschen Balladen sehr ergiebig und eröffnen neue Gesichtspunkte, wie ich an der Ballade „Der blinde König“ kürzlich nachzuweisen versucht habe.[2]) Uhland weiß als ein Kenner der Volkspoesie, daß „Naturanschauungen, Charaktere, Leidenschaften, menschliche Verhältnisse hier gleichsam in urweltlicher Größe und Nacktheit hervortreten, gleich unverwitterten Bildwerken“, daß auch die nordische Sage „voll mächtiger Charaktere, Thaten und Leidenschaften“, von „gewaltigem und ernstem Charakter“ ist, entsprechend dem Charakter der nordischen Natur. Vor ihm hatte schon ein anderer vielseitiger deutscher Forscher, Karl Lachmann, den wir neben Jakob Grimm als den Begründer der altdeutschen Philologie hochschätzen, als damaliger Oberlehrer am Collegium Fridericianum zu Königsberg es für der Mühe wert gehalten, den ersten Band der Sagabibliothek von P. E. Müller aus dem Dänischen zu übersetzen (Berlin 1816). Die Vorrede dieses Buches schildert jene kraftvolle Zeit altnordischen Heldentums, deren Sagen nicht nur altnordisches Leben widerspiegelten, sondern auch reinmenschliches Interesse erweckten. Denn jede wahre, strenge und treffende Darstellung des menschlichen Lebens könne Aufmerksamkeit erregen, ganz besonders aber dann, wenn das Leben reich an abwechselnden Scenen sei und sich in ihm eine seltene Kraft ausspreche. Als lebendige Scenen der heroischen Entwickelungsperiode der Menschheit seien sie geeignet, dem Nachdenken und der Einbildungskraft den reichsten Stoff darzubieten. Denn es sei einerlei, ob der Held Bauer oder Fürst sei, wenn er nur als einer der ersten seiner Zeit handele und seine überschäumende Kraft bethätigen und an dem entgegengesetzten Streben reiben könne. Freilich habe keine hellenische Sonne das alte Skandinavien, geschweige denn Island, bestrahlt: aber auch hier sei das Herz erglüht von der Liebe zur Freiheit und zum Vaterlande, es sei erfüllt gewesen von Anhänglichkeit an Vorsätze, Ehrbegier, Sinn für Gerechtigkeit und eine damit zusammenhängende Rachsucht, von Freundschaft und Treue, Wetteifer und Liebe, aber auch von lebhaftem Interesse für Dichtkunst und Wohlredenheit. Auch für den Isländer sei, wie für den alten Griechen, die See das wichtigste Element gewesen, aber des Isländers kürzeste Seereise habe ihn weiter geführt, als der Argonautenzug den Griechen, und ihm bei den geringen

---

1) Ernst Regel, 12 Jahre deutschen Unterrichts. Leipzig 1897. Voigtländer.
2) „Lehrproben und Lehrgänge“ (Fries-Menge), Heft 59, S. 53 flg.

Mitteln, der Gewalt der Wellen zu widerstehen, eine seltene Vertrautheit mit Gefahren, einen Hang zum Ungewöhnlichen gegeben.

Und diese Gestalten, diese Charaktere sollten wirklich, wie man behauptet hat, „schemenhaft“ sein? Nein, es sind Gestalten von Fleisch und Blut, von individuellem inneren Leben, wie wir nachzuweisen uns bemühen wollen, Gestalten mit großen Vorzügen und gleich großen Schwächen. Auch an ihnen kann man, wie an den antiken, das allgemein Menschliche erschließen, welches in dem gesunden, natürlichen Empfinden beruht. Nichts wäre verkehrter, als ihre Schwächen verdecken und sie alle zu Idealgestalten stempeln zu wollen! In diesen Fehler ist man besonders früher verfallen. Da hat man behauptet, Gestalten wie Helena und Klytämnestra seien der germanischen Sage fremd. Wir werden in der bildschönen, aber teuflisch gesinnten Hallgerda der Nialssaga, die vielen Männern zum Verderben ward, in der übermütigen und jähzornigen Aude der Heidarvigasaga, in der schönen, aber leidenschaftlichen, eifersüchtigen und grausamen Gudrun der Laxdälasaga Frauengestalten kennen lernen, die alles weniger sind als Frauenideale. Vielmehr handeln sie, wie alle übrigen Männer- und Frauencharaktere der isländischen Saga, aus reinmenschlichen Motiven, ihre Vorzüge und Schwächen liegen, wie bei jedem Menschen, nahe bei einander und wurzeln in dem Kern ihrer Persönlichkeit, in ihrer Individualität.

Die Hauptquelle für die Kenntnis der nordischen Heldensage sind neben der eddischen Thulirdichtung und der Skaldenpoesie die isländischen Sagas. Es ist vielleicht der schnelleren Orientierung wegen nicht unzweckmäßig, das Verhältnis dieser drei Dichtungsarten kurz auseinander zu setzen. Die Thulir (d. h. Sprecher am Königshofe), die nordischen Fahrenden, sind die Vertreter der ältesten nordischen Dichtungsperiode, alte, schlichte Volksdichter und Träger der alten volkstümlichen Mythen, Sagen und der Spruchweisheit, welche bis 1150 mündlich fortgepflanzt wurden. Ein Niederschlag dieser alten Thulirdichtung sind die Eddalieder und einige in die Sagas aufgenommenen alten Lieder, ihr Hauptrepräsentant der unten charakterisierte sagenhafte Held und Dichter Starkadr der Alte. Nachdem sie die nordische Litteratur vorbereitet hatten, folgte auf sie eine neue Dichtungsweise, die jüngere, streng formelle Skaldendichtung. Ihr Lehrbuch haben wir in der prosaischen Edda vor uns. Die Skalden waren Träger der nordischen Kunstpoesie, zum Teil handwerksmäßige Dichter, wie unsere Meistersinger; sie bildeten einen Stand und waren ihrer Herkunft nach Isländer, welche seit dem 10. Jahrhundert die Fürstenhöfe von England, Dänemark, Norwegen und Irland bereisten und sich durch Vortrag von Lobliedern auf Fürsten Besitz und Stellung erwarben. Solche Skalden waren die unten erwähnten isländischen Helden

Egil, Gunnlaug, Kormak, Biörn, Thormod, Gisle, Gretter, Ragnar; denn die Skalden waren zugleich auch mutige Kämpfer, die mit dem Könige in den Streit zogen und nachher die Heldenthaten besangen. Daher nahmen die nordischen Könige, denen ein großer Ruhmessinn eigen war, sie stets wohl auf. Wie die Skalden bereisten auch die isländischen Sagaerzähler die nordischen Fürstenhöfe. Die Saga, eine schlichte Prosaerzählung geschichtlichen oder sagenhaften Inhalts, entwickelte sich in Island. Denn nach Island wanderte seit 850 die Blüte Norwegens aus politischen Gründen aus, um dem Absolutismus norwegischer Alleinherrschaft zu entgehen, und gründete hier eine Republik, welche 400 Jahre lang bestand. Darum wurde auch Island die Pflegemutter und Trägerin der skandinavischen Litteratur; die geistig bedeutenden Nordländer waren Isländer. Die isländische Saga blühte neben der Skaldendichtung. Von ca. 950 bis 1150 mündlich fortgepflanzt, wurde sie seit 1150, besonders aber im 13. Jahrhundert, in der Blütezeit Islands, schriftlich aufgezeichnet und dauerte bis etwa 1400. Es ist eine Prosalitteratur, wie sie kein anderer germanischer Stamm aufzuweisen hat, ausgezeichnet durch Objektivität, gleichmäßige Ruhe, einfachen, edlen und klaren Stil, treffliche Charakteristik der Hauptpersonen.[1]) Der Sagaerzähler trug sie vor in der Volksversammlung, an Königshöfen, in der Familienstube, besonders zur Unterhaltung an den langen, traulichen Winterabenden. Für das Studium der Sagalitteratur sind diejenigen, welche die altnordische Sprache nicht verstehen, angewiesen auf die ausführlichen Auszüge, welche Uhland und P. E. Müller-Lachmann in ihren angeführten Schriften gemacht haben. Einzelne Sagas sind auch gesondert übersetzt und herausgegeben, z. B. die Thidrekssaga, Völsunga-, Ragnar-, Nornagestsaga[2]); andere sind in freien Bearbeitungen herausgegeben, z. B. die Gunnlaugssaga. Dieser haben auch die Franzosen neuerdings Geschmack abgewonnen, denn soeben erschien: „La saga de Gunnlaug Langue de Serpent". Trad. par Félix Wagner. Paris 1900. Eine vortreffliche Übersicht über die Sagas mit Angabe der einschlägigen Litteratur findet man bei Mogk (a. a. O.). Für die Kenner der altnordischen Sprache sei hier hingewiesen auf die vortreffliche Ausgabe der Sagabibliothek von Gering und Mogk (Halle, Niemeyer, seit 1892). Doch nun genug und übergenug der einleitenden Worte. Es ist hohe Zeit, nunmehr der Saga selbst das Wort zu geben. Denn „es ist ein Irrweg, so viel über die

1) Vergl. Mogk, Norwegisch-isländische Litteraturgeschichte in Pauls Grundriß der germanischen Philologie. 1893. II, 1, S. 116 flg.

2) von der Hagen, Altnordische Heldensagen, nordische Heldenromane; Raßmann, Die deutsche Heldensage, 1863; Edzardi, Altnord. Heldensagen [3], 1897; P. E. Müller, Sagabibliothek, II. Bd., übersetzt von Lange, 1832.

guten und schönen Dinge zu reden, anstatt sie selbst ihre Sprache reden zu lassen."[1]) Den Anfang sollen vier größere Sagas von tragischem Charakter machen.

1. Die Nialssaga.[2])

Hallgerda, die Nichte des isländischen Häuptlings Rut, ist das schönste Weib von Island. Als Rut einmal gefragt wurde, ob seine Nichte schön wäre, antwortete er: „Zu schön, und sie wird gewiß das Unglück manches Mannes werden". Diese bedeutsamen Worte sollten leider in Erfüllung gehen. Zweimal verheiratete sie sich, aber das Gerücht ging, daß ihre beiden ersten Männer als Opfer des Eigensinnes dieses stolzen, herzlosen Weibes gefallen seien; sie habe sie ermorden lassen. Da sieht der tapfere, edle Wiking Gunnar die bildschöne junge Witwe auf dem Allthing. Schnell und heiß lodert die Flamme der Liebe in ihm auf, er muß sie heiraten, er kann nicht anders. Vergebens hat ihm sein alter, treuer Freund Nial von der Verbindung mit diesem unheilbringenden Weibe abgeraten. Er hatte recht gehabt. Bei einem Festgelage entsteht ein Rangstreit zwischen Hallgerda und Bergthora, dem edlen, treuen Weibe Nials. Die streit- und rachsüchtige Hallgerda läßt, angeblich gekränkt, einen von Nials Leuten töten. Nials Söhne rächen diese That. Mord folgt auf Mord, doch Gunnar und Nial zahlen stets Wergeld und reichen sich über allen Streitigkeiten, welche Weibertücke über beide Familien gebracht, die Freundeshand. Aber die boshafte Hallgerda läßt ihm keine Ruhe; durch allerhand schlechte Handlungen verwickelt sie ihn fortgesetzt in viele Streitigkeiten. Da läuft dem friedfertigen Gunnar die Galle über. Seiner nicht mehr mächtig, läßt er sich von seinem Zorne hinreißen, sein boshaftes Weib durch eine Ohrfeige zu züchtigen. Hallgerdas Stolz ist furchtbar verletzt, diese Züchtigung wird sie ihm nie vergessen. Zanksüchtig wühlt sie weiter und bringt es durch ihre bösen Thaten so weit, daß Gunnar auf drei Jahre aus dem Lande verwiesen wird. Als er fortreiten will von seinem Hofe, strauchelt sein Pferd. Sich umsehend, sieht er noch einmal seinen alten, väterlichen Stammsitz. Da packt ihn die Liebe zur Heimat: „Nie ist mir dieser Ort schöner vorgekommen. Das Land ist so gut, und der Boden so fruchtbar. Ich muß zurückreiten, ich kann nicht fort." Es geht ihm wie dem edlen Odysseus, der von gleicher Heimatliebe beseelt ist:

ὥς οὐδὲν γλύκιον ἧς πατρίδος οὐδὲ τοκήων γίγνεται. (Od. IX, 34.)

1) W. Münch, Zeiterscheinungen und Unterrichtsfragen. Berlin 1895. S. 30.
2) Mogk in Pauls Grundriß II^b, S. 122.

So bleibt er, trotz der Warnungen seines Bruders. Seine Feinde, welche seine Rückkehr erfahren, umringen seinen Hof am frühen Morgen, als gerade alle Leute auf dem Felde sind. Gunnar erwacht, ergreift seinen Bogen und hält durch Pfeilschüsse den Feind zurück. Da zerreißt Gunnars Bogensehne. Als er sein Weib um einige ihrer langen Haare bittet, um eine neue Sehne daraus zu machen, hinzufügend, daß sein Leben davon abhänge, erwidert Hallgerda kalt und rachsüchtig: „So kann ich dir jetzt die Ohrfeige lohnen, die du mir gabst; nicht bekümmere ich mich darum, wie lange du dich wehren kannst". Mit männlichem Stolze entgegnet Gunnar: „Jeder sucht Ehre auf seine Weise; lange werde ich dich darum nicht bitten". Dann greift er zu den Waffen, wehrt sich so lange heldenmütig, bis er endlich ermattet zusammenbricht. Er ist wie ein echter nordischer Held gefallen, mit der Waffe in der Faust, stolz und stumm. Sein tapferer Tod — so versichert die Saga — ward von den Skalden viel besungen. — Nials Söhne segeln aus auf kühne Wikingsfahrten. Heimgekehrt, fordern sie Genugthuung von Thrain, durch den sie viel Unheil erlitten haben. Aber Thrain verspottet sie, durch Hallgerda und ihren Buhlen gegen sie aufgestachelt, und wird deshalb zur Strafe von jenen getötet. Gutwillig zahlt Nial Buße für die That seiner Söhne und erzieht den Sohn des ermordeten Thrain, den jungen Höskuld. Dieses durch Hallgerda indirekt verschuldete Verhältnis zu letzterem brachte dem treuen Nial den Tod. Als sein Pflegesohn sich um die stolze, ehrgeizige Hildigunna bewarb, welche nur einen Godordsmann (Bezirksvorsteher) zum Manne haben wollte, war Nial genötigt, ihm zu Liebe eine neue Richterstelle zu stiften. Hierdurch erbittert, erregte ein ehrgeiziger und hinterlistiger Nebenbuhler des Höskuld aus Rache und Eifersucht Zwietracht zwischen diesem und der Familie des Nial, welche schließlich zur Ermordung des Höskuld führte. Seine Witwe Hildigunna fordert von ihrem Onkel Flose Blutrache an den Mördern, den Söhnen Nials. Nial, auf dem Thing zu dreifachem Wergeld verurteilt, welches er nur mit Hilfe seiner Freunde aufbringen kann, wird bei Auszahlung des Geldes von Flose beleidigt. Ein Sohn Nials tadelt heftig diese neue Kränkung. So ist der Streit von neuem ausgebrochen. Flose umringt mit hundert Mann den Hof Nials und legt Feuer an. Da er nur dessen Söhne strafen will, bietet er dem Nial und seinem Weibe freien Abzug an. Aber heldenhaft erwidert ihm Nial: „Nicht will ich hinausgehen, denn ich bin ein alter Mann und nicht fähig, meine Söhne zu rächen, und mit Scham will ich nicht leben". Als Flose nun Bergthora ermuntert, wenigstens sich selbst zu retten und ohne ihren Mann den Hof zu verlassen, sagt sie: „Ich ward jung Nial gegeben und habe

ihm gelobt, daß eins sollte ergehen über uns beide". Auch ihr kleiner Enkel will sie nicht verlassen, er antwortet seiner Großmutter: „Du hast mir gelobt, Großmutter, daß wir nie getrennt werden sollten, so lange ich bei dir sein wollte, und mich dünkt weit besser, mit Euch zu sterben, als nach Euch zu leben". Darauf legen sich die beiden Alten aufs Lager, nehmen das Kind zwischen sich, bis das Feuer sie verzehrt. Das geschah im Jahre 1011. Die Rache übernahm ihr Schwiegersohn Kare. Diese Saga, um 1275 aufgezeichnet, ist hervorragend durch die Großartigkeit der Charakterschilderung und ihren ethischen Wert. „Wie von einer Bluthochzeit sprach man in ganz Island von dieser Geschichte", alle Annalen erwähnen sie. Erschütternd ist das Geschick des alten Gunnar, welches alle Momente echter Tragik zeigt: Vergebens ringt seine Heldengröße bis zum letzten Atemzuge gegen sein Geschick, welches er durch die rein menschliche Schwäche seiner Liebe zu dem unheilvollen, schönen Weibe und ihre Züchtigung selbst heraufbeschworen hat. Seine Liebe ist seine ganze „Schuld"; sie war das Unglück seines Lebens, für sie muß er mit dem Tode büßen, welchem er sich, nach einem moralischen Siege über sein Weib, aus freier Wahl selbst preisgiebt und darum mutig und willensstark mit erhabener Fassung erliegt. Ebenso tieftragisch ist der freiwillig gewählte Tod des Nial, dessen unerschütterliche Freundestreue ein besseres Los verdient hätte. Auch er stirbt als Held, an der Seite seines Heldenweibes, der wackeren Bergthora, die ihm treu blieb bis in den Tod, nachdem sie ihm im Leben stets ein echt germanisches starkes, mutiges, treues Eheweib gewesen. Einen scharfen Kontrast zu ihnen bilden Flose und Hallgerda: jener ist ein kecker, roher Mordbrenner, der ohne Grund andere beleidigt und herausfordert, diese zeigt trotz ihrer äußeren Schönheit einen wahrhaft teuflischen Charakter. Sie steht als treibendes Motiv, wenn auch nicht als Hauptperson, im Mittelpunkt der Handlung. Stolz und rachsüchtig, lüstern und herzlos, boshaft und streitsüchtig, bringt sie ihre drei Männer ins Grab und führt eine lange Kette von Unheil herbei. Hildigunna endlich ist ein Kind ihrer Zeit. Adelsstolz und ehrgeizig, will sie nur einen ebenbürtigen Mann heiraten, für dessen Ermordung sie die Blutrache vermittelt.

2. Die Gunnlaugssaga.[1])

Diese Saga, welche um 1250 aufgezeichnet wurde, schildert das interessante Leben, die Fahrten, die Liebe und das überaus tragische

1) Müller-Lachmann S. 45. Mogk S. 119. Ins Französische übersetzt von F. Wagner, Paris 1900. Deutsche Übersetzungen von E. Kölbing, Heilbronn 1878, von A. Edzardi, Hannover 1875, von A. Tille, Leipzig, Reklam.

Ende des isländischen Skalden und Helden Gunnlaug, welcher wegen seiner scharfen Reden den Beinamen „Ormstunga" (Schlangenzunge) führte. Er wurde 1009 von seinem Nebenbuhler im Holmgang hinterlistig getötet. Seine tragische Lebensgeschichte, auch kulturgeschichtlich hochinteressant als die Lebensgeschichte eines Skalden, ist kurz folgende: Gunnlaug und die schöne Helga sind Nachbarskinder, ihre Väter sind mächtige Häuptlinge der isländischen Burgbucht. Von Jugend an zusammen aufgewachsen, fassen sie, zur Reife gelangt, eine wahre und innige Herzensneigung zu einander. So verloben sie sich, aber der junge Held und Skalde soll erst noch zwei Jahre in die Fremde ziehen, um sich Ruhm zu erwerben und die Beständigkeit seiner Liebe zu beweisen. Wie ein Schatten liegt über dem Glücke ihrer Zukunft ein Traum, den Helgas Vater Thorstein, ein Sohn des berühmten Egil, einst hatte: Zwei Adler schlugen sich um seinen Schwan und fielen tot nieder, ein dritter flog mit dem Schwan davon. Als ihm unmittelbar darauf Helga geboren wird, läßt er sie, um des Traumes Erfüllung zu verhindern, aussetzen. Helga wird aber heimlich von Verwandten aufgezogen und vom Vater, der sie als sechsjähriges bildhübsches Kind sieht, freudig wieder angenommen. — Gunnlaug zieht mit Gefolge von zwölf Mann auf die Wanderschaft und kommt zuerst zum Könige von Norwegen, Erik Jarl, von dem er wegen einer scharfen Antwort verbannt wird. Von hier sich nach England wendend, besingt er den dortigen König und erhält dafür zum Lohne einen Scharlachmantel mit kostbarer Pelzfütterung und -verbrämung, auch wird er des Königs Hofmann. Im folgenden Jahre besucht er den König von Irland, welcher dem Skalden für ein zu seiner Ehre verfaßtes Heldengedicht prächtige Kleider und einen goldenen Ring schenkt. Seine weiteren Fahrten führen ihn nach den Orkneyinseln zum Jarl Sigurd, welcher ihn für seine Lieder mit einer mit Silber beschlagenen Axt belohnt, von da zum Jarl von Götaland und endlich 1008 nach Upsala an den Hof des Schwedenkönigs Oluf. Hier trifft er den isländischen Skalden Rafn. Da Gunnlaug aus vornehmem Geschlecht und ein tapferer Held ist, darf er sich neben Rafn auf eine Bank gegenüber dem Könige setzen. Beide tragen ihre Lobgedichte auf den König vor. Rafn, nach seinem Urteil über Gunnlaugs Gedicht befragt, nennt es zwar groß, aber grob und unangenehm, wie Gunnlaugs Gestalt, während Gunnlaug erklärt, Rafns Gedicht sei klein, hübsch und nett, wie der Dichter selbst. Dem letzteren wirft er aber insgeheim vor, daß er kein größeres Gedicht auf den König, der es doch verdiene, gemacht habe. Hierüber sowie über Gunnlaugs Erfolg ist der kleinlich denkende, neidische Rafn, der ein ruhiges, sachliches Urteil über sich nicht vertragen kann, heftig erzürnt. Aus Rache fährt

er heimlich nach Island und wirbt um Helga, die ihm, wenn auch ungern, nach ihres Vaters Wunsch ihre Hand reicht, da seit Gunnlaugs Abschied schon drei Jahre verflossen sind. Gunnlaug hört, am Hofe des norwegischen Königs Erik Jarl in Drontheim weilend, von dieser Ehe und kehrt sofort nach Island zurück. Helga will nicht mehr länger bei dem ungeliebten Rafn bleiben, als sie Gunnlaugs Ankunft erfährt. Beide lieben sich noch mit gleicher Treue wie früher, und als Gunnlaug sie bei einem Wintergelage ihres Vaters wiedersieht, schenkt er ihr jenen herrlichen Scharlachmantel des Königs von England. Dann sprechen sie lange miteinander. Bald darauf fordert Gunnlaug den Rafn zum Holmgang, weil er seine Braut geheiratet, wird aber verwundet, so daß man den Kampf für erledigt erklärt. Aber nun fordert ihn Rafn, von Wut und Eifersucht gequält, da Helga immer noch seinen Nebenbuhler allein liebt. Sie treffen sich in Norwegen. Nachdem Gunnlaug dem Rafn einen Fuß abgeschlagen, erklärt er ihn als Krüppel für besiegt und kampfunfähig; aber der Krüppel besteht auf dem Weiterkampf, bittet nur um etwas Trinkwasser. Edelmütig bringt Gunnlaug es seinem Feinde im Helm, doch dieser belohnt die hochherzige That mit gemeinem Undank. Mit der Linken das Wasser annehmend, verwundet er zugleich mit der Rechten hinterlistig und heimtückisch seinen edlen Gegner tödlich. „Niedrig betrogst du mich, da ich dir traute“, sagt der Todwunde. „Ich gönnte dir nicht der schönen Helga Umarmung“, antwortet boshaft der Heimtücker. Heldenmütig rafft sich Gunnlaug zur Rache auf. Von neuem entbrennt der Zweikampf, mit größerer Wut und Erbitterung als je zuvor. Bald fällt Rafn, aber auch Gunnlaugs Heldenkraft ist gebrochen; er stirbt an der von dem Treulosen erhaltenen Todeswunde. Sein Vater und Bruder üben an Rafns Familie Blutrache. Helga wurde von ihrem Vater ein Jahr später an einen reichen Mann wieder verheiratet. Aber sie kann ihren ersten Geliebten nie vergessen. Seit Gunnlaugs Tode kränkelt sie, ihre größte Freude war, den Scharlachmantel, den ihr Gunnlaug einst geschenkt, auszubreiten und mit starren Blicken anzusehen. Ihre Krankheit verschlimmert sich. An einem Samstag-Abend sitzt sie in der geheizten Stube und lehnt an ihren Mann. Sie läßt Gunnlaugs Mantel holen, sah ihn eine Weile an und fiel tot in ihres Mannes Schoß zurück.

Der Verlauf der schlichten Geschichte ist tief ergreifend. Es ist das Hohelied wahrer Liebe und Treue bis zum Tode, das überaus tragische Geschick eines berühmten Skalden und Helden. Glänzend sind auch hier die Charaktere der Hauptpersonen gezeichnet, deren scharfe Gegensätze sich plastisch abheben. Ungemein sympathisch berührt die Idealgestalt Gunnlaugs: als ruhmreicher

Skalde und Held wollte er, wenn auch später, als verabredet, in die Arme seiner treuen Braut zurückkehren. Aber von seinem neidischen, eifersüchtigen Gegner Rafn aus den niedrigsten Motiven um sein Lebensglück hinterlistig betrogen, greift er heldenmütig zur Waffe, um sich Genugthuung zu verschaffen und vielleicht sein verlorenes Glück wiederzugewinnen. Aber vergebens ringt er mit seiner physischen und moralischen Kraft gegen die stärkere Gewalt des Schicksals. Durch einen zweiten Vertrauensbruch seines Gegners in schnödem Undank für seine vornehme Gesinnung dahingemordet, nimmt er sein Glück mit ins Grab, aber auch das seiner treuen Helga, deren letzter Gedanke ihm galt. Diese Helga besitzt nicht die heroische Willenskraft der nordischen Frauen. Sonst hätte sie sich doch vielleicht ihr Lebensglück erkämpft. Sie erscheint als ein zartbesaitetes Weib, von sanftem, gemütstiefem, gefügigem Wesen, selbstlos dem Vater in allem gehorchend.

3. Die Laxdälasaga.[1])

Diese einst sehr beliebte, viel gelesene Saga spielt zu Anfang des 11. Jahrhunderts und wurde zwischen 1220 und 1230 aufgezeichnet. Ein abgeschlossenes Ganzes von hohem, reinmenschlichem Interesse bildet die tragische Lebensgeschichte des herrlichen Helden Kiartan, eines Enkels des berühmten Egil. Kiartan ist ein würdiger Sproß seiner Ahnen, der seinem Großvater keine Schande macht. Er ist der schönste Jüngling in Island, von ritterlicher Gestalt, dabei kühn und leutselig, stärker als alle, ausgezeichnet in aller Waffenfertigkeit und so freundlich, daß ihn jedes Kind liebt. Mit ihm wird in seiner Heimat, dem Laxardal, sein Pflegbruder Bolle aufgezogen, welcher an Gestalt und Stärke ihm am nächsten war. Beide schließen als Ziehbrüder Blutsbrüderschaft: sie schneiden Rasenstücke auf, befestigen deren Enden in der Erde, stützen sie mit einem Speere, treten unter diesen Rasen, der wohl das gemeinsame Dach, unter dem sie erzogen waren, darstellen sollte, lassen ihr Blut auf die Erde fließen und vermischen es; dann schwören sie, auf die Kniee fallend, einen Eid, als Blutsbrüder fortan einander helfen und rächen zu wollen.[2]) Später lernt Kiartan die schöne junge Witwe Gudrun kennen, welche ihren ersten ungeliebten Mann verließ, weil er sie geschlagen hatte, und ihren zweiten bald durch den Tod verlor. Kiartan besucht sie oft und gern, und alle meinen, beide paßten gut zu einander; aber sein Vater Olaf

---

1) Müller-Lachmann S. 147. Mogk S. 118.

2) Vergl. Arnold Zehme, Kulturverhältnisse des deutschen Mittelalters. Leipzig, Freytag, 1898, S. 141.

ahnt nichts Gutes. Nun will Kiartan der Sitte gemäß ins Ausland, um nach den Lehrjahren seine Wanderjahre anzutreten. Gudrun ist über seinen schnellen Entschluß äußerst bestürzt, erklärt dann aber entschlossen und ohne weibliche Bedenken, sie wolle und müsse mit ihm reisen; sie liebt ihn leidenschaftlich. Aber er will's nicht, sie soll drei Jahre auf ihn warten. Kiartan kommt auf seinen kühnen Fahrten nach Drontheim an den Hof des norwegischen Königs Olaf Tryggvason, eines eifrigen Christen. Auch Kiartan läßt sich taufen, nachdem er am Weihnachtsabend dem Gottesdienst, bei welchem der König selbst predigt, beigewohnt hat. Nun lebt er, doppelt angesehen und geschätzt, längere Zeit in des Königs Nähe. So kann es nicht ausbleiben, daß er auch die Schwester des Königs, die schöne Ingeborg, oft sieht. Als die Abschiedsstunde gekommen ist, empfängt sie ihn freundlich und läßt ihn bei sich sitzen. Beide schwiegen, aber hinter dem Schweigen verbarg sich der schmerzvolle Seelenkampf beider. Endlich ermannt sich zuerst Ingeborg. In selbstloser Liebe giebt sie ihm ein kostbares, weißes, goldgesticktes Kopftuch als Geschenk für seine Braut Gudrun, damit die isländischen Frauen sähen, daß er in Norwegen nicht mit unedlen Frauen verkehrt habe. „Ich kann dich nicht begleiten, reise glücklich!" sind ihre Abschiedsworte. Aber auch dem Kiartan fiel die Trennung schwer. Der König geleitet ihn zum Schiff und giebt ihm ein kostbares Schwert. Unterdessen ist Bolle nach Island gekommen, wo ihn Gudrun genau nach ihrem Geliebten ausfragt. Da erzählt ihr dessen treuloser Blutsbruder, Kiartan lebe herrlich und in Freuden an Olafs Hofe und denke nicht an Heimkehr. Von Gudrun weiter gefragt, ob ihn noch etwas anderes fessele, als des Königs Freundschaft, erzählt Bolle, man spreche allgemein über das Freundschaftsverhältnis zwischen Kiartan und Ingeborg, man glaube, ehe sich Olaf von dem tapferen Helden trenne, gebe er ihm lieber seine Schwester zur Frau. Hier bricht Gudrun plötzlich das Gespräch ab mit den Worten: „Das ist gute Nachricht; Kiartan bekommt, was er verdient, wenn er eine gute Heirat schließt" und geht blutrot fort. Bolle besucht sie oft, aber sie schenkt seinem Liebeswerben kein Gehör, sie will, solange Kiartan lebt, keinen andern heiraten. Nur nach heftigem Sträuben und mit innerem Widerstreben reicht sie endlich, dem Zureden ihres Vaters und ihrer Brüder folgend, dem Ungeliebten die Hand. Kiartan erfährt nach seiner Heimkehr alles, läßt sich aber nichts merken. Doch er wird schwermütig durch die Untreue der Braut und des Blutsfreundes und verschlossen, so daß er gegen die Gewohnheit nordischer Helden von seinen Erlebnissen nichts erzählt und vom Vater getadelt wird. Zu dem Herbstgelage in das väterliche Haus Bolles zu gehen, entschließt er sich nur ungern, erscheint aber dann in glänzender

Rüstung mit einem Schilde, der ein goldenes Kreuz trägt, mit dreißig Mann Gefolge. Bolle eilt ihm freudig entgegen, doch Kiartan bleibt bei diesem ersten Wiedersehen kalt. Er bleibt den ganzen Winter hindurch still und ist ein strenger und eifriger Christ. Nach einem Jahre heiratet er auf Zureden seiner Schwester die schöne Hrefna, welcher er jenes kostbare Kopftuch Ingeborgs schenkt. Beide leben „freundlich" miteinander. Geradezu unglücklich aber ist die Ehe Bolles. Gudrun haßt ihn, denn er habe durch seine Lüge ihre Vereinigung mit dem geliebten Kiartan hintertrieben. Anderseits wird auch die Spannung zwischen der Familie Bolles und Kiartans immer größer, Rangstreitigkeiten bei Festgelagen und andere Vorfälle verschärfen den Konflikt, der zum Ausbruch kommt, als Gudrun unter Benutzung einer geringfügigen Veranlassung ihre Brüder zur Thätlichkeit gegen Kiartan reizt. In Wahrheit ist es furchtbare Eifersucht. Kiartan wird gewarnt, sagt aber, vor Gudruns Brüdern fürchte er sich nicht, und sein Blutsbruder Bolle werde nie sein Mörder werden. Mit neun Mann greifen die Brüder den Kiartan an, auch Bolle ist zugegen, ohne sich in den Kampf zu mischen. Als Kiartan ihm zuruft, doch Partei zu ergreifen, thut er, als höre er's nicht. Endlich geht er, von seinem Schwager gereizt, mit dem Schwert auf Kiartan los. Dieser ruft ihm zu: „Ich will lieber den Tod von dir empfangen, als ihn dir geben", und wirft das Schwert fort. Bolle trifft den Wehrlosen mit dem Schwerte, dann „faßt er ihn unter die Arme, und so starb Kiartan in seinem Schoße". Diesen unerhörten Bruch der Blutsbrüderschaft bereut Bolle sofort. Hrefna, Kiartans Frau, grämt sich zu Tode. An Bolle wird Blutrache geübt. Gudrun lächelt über seinen Tod. Nachdem sie sich zum vierten Male verheiratet hat, aber bald wieder Witwe geworden ist, wird sie gottesfürchtig, lernt Psalmen und geht schließlich ins Kloster. Ihr jüngster Sohn besucht sie dort einmal und fragt sie, wen von ihren Männern sie am meisten geliebt habe. „Ich war gegen den am schlimmsten, den ich am meisten liebte", ist ihre Antwort.

Auch in dieser Saga fällt die Plastik der Charakterzeichnung sofort ins Auge. Kiartan, der Held ohne Tadel, der würdige Enkel eines Egil, welcher Heldenstärke mit Gemütstiefe, Edelmut und Hochsinn mit Willenskraft, Selbstachtung mit Freundestreue verbindet, ist eine wahrhaft tragische Erscheinung. Mit starker Selbstbeherrschung ergiebt er sich in sein Schicksal, edelmütig verzichtet er auf Rache für die Zerstörung seines Lebensglücks, charakterfest vermeidet er, das Schwert gegen seinen Blutsbruder zu erheben. Wollte man bei ihm nach der veralteten Lehre der Tragik kriminalistisch nach einer „Schuld" spüren, so läge sie höchstens in seiner Menschlichkeit, in der menschlichen Schwäche,

mit welcher er sich seinen Gefühlen gegen Ingeborg, wenn auch nur für Augenblicke, hingab, anstatt sie, seiner Braut getreu, in strenger Selbstzucht im Keime zu ersticken. Aber er fehlte als ein Mensch und mußte für seine menschliche Schwäche büßen. Sein Gegenstück ist der gleichstarke, aber charakterlose, hinterlistige, treulose Bolle. Ähnliche Gegensätze sind Ingeborg und Gudrun. Jene liebt den Kiartan rein und edel, diese nur in sinnlicher Leidenschaft; jene entsagt in edler Selbstlosigkeit ihrer Liebe und ihrem Glück und sendet ihrer Nebenbuhlerin Geschenk und Glückwunsch, diese ruht nicht eher, als bis sie in furchtbarer Eifersucht und hartherziger Grausamkeit ihren Geliebten vernichtet hat; jene ist eine echt weibliche Natur, diese ein Mannweib, voll Stolz und verzehrender Leidenschaft, verliebt und grausam, emanzipiert und gefühllos, von vernichtender Energie und zuletzt eine büßende Nonne, in der That ein wunderbares Weib, eine Brunhildnatur, deren Hauptmotiv, wie bei Brunhild, unglückliche Liebe und Eifersucht ist.

4. Die Hervararsaga oder die Geschichte des fluchbeladenen Schwertes Tyrfing.[1]

Während die drei ersten Sagas Tragödien in modernem Sinne enthielten, d. h. solche, in welchen das Schicksal des freien, ungebundenen Helden aus seinem eigenen Wesen hervorging, bringt die Hervararsaga eine antike Schicksalstragödie. In ihr vernichtet ein düsteres Verhängnis die Menschen trotz ihrer Kraft, sie müssen einer kalten Übermacht erliegen, wie König Ödipus. Das fatum (μοῖρα) setzt die Ereignisse im voraus unabänderlich fest und ist durch menschliche Handlungen nicht zu beeinflussen. So ist der Held in seinem Handeln unfrei. Dieses Fatum, dieses düstere Verhängnis ist in obiger Saga der Fluch, der auf dem Schwerte Tyrfing und seinem jedesmaligen Besitzer liegt, ähnlich dem auf dem Ring der Nibelungen liegenden Fluche, der in der Völsungasaga ganze Geschlechter vernichtet. Aber insofern unsere Saga jene maßlose altnordische Heldenkraft darstellt, die sich selbst durch ihre ungemessene Kraft verzehrt, enthält sie auch ein gut Stück Charaktertragödie. Die Hervararsaga geht auf alte Thulirdichtungen zurück, welche der Sagaverfasser romantisch ausgeschmückt hat, wobei er die Geschichte des Schwertes Tyrfing als einheitliche, verbindende Idee der ganzen Sage zu Grunde legte. Diese Geschichte verlief, übersichtlich gruppiert, etwa folgendermaßen.

Über den Ursprung des Schwertes wird folgendes erzählt: Svafrlami, ein Nachkomme Odins, König in Gardareich (Rußland), traf auf

1) Mogk S. 92. 133. Uhland VII S. 116 flg.

der Jagd im Waldesdickicht zwei Zwerge und wollte sie töten. Sie löſten ihr Leben mit einem Schwerte, welches sie ihm schmieden mußten. Griff und Mittelstück waren von Gold, Scheide und Gehänge mit Gold beschlagen; nie sollte das Schwert rosten noch brechen, Eisen und Stein wie ein Tuch zerschneiden und immer den Sieg verleihen. Aber bei der Übergabe verflucht es der eine Zwerg: „Dieses Schwert soll eines Mannes Tod sein, so oft es gezogen wird, und mit ihm sollen die drei größten Nidingswerke (Schandthaten) verübt werden; es soll auch dein Tod werden". Der Held nannte es Tyrfing (Schildspalter) und hatte mit ihm stets den Sieg. Einst aber machte in sein Reich der Berserker und Wiking Arngrim einen Einfall. Svafrlami hieb mit Tyrfing durch Arngrims dicken Eisenschild, so daß Tyrfing in der Erde feststand. Da verwundete Arngrim den Wehrlosen und tötete ihn vollends mit dem Schwerte Tyrfing. Von Arngrim bekam Angantyr, der älteste seiner Söhne, das Schwert. Er und seine Brüder waren wilde Berserker, welche berühmte, stets siegreiche Wikingszüge machten. Einst that am Julfest beim Bragibecher Hjörvard, der vierte der Brüder, das Gelübde, die schöne Ingeborg, die Tochter des Schwedenkönigs, zu erwerben eventuell im Kampfe. Im Frühling fuhren die zwölf Brüder dorthin und traten vor den Tisch des Königs, neben dem seine Tochter saß. Als Hjörvard seine Werbung vortrug, erhob sich ein Mitbewerber, Hjalmar, ein Kämpe des Königs. Für ihn entschied sich Ingeborg, da Arngrims Söhne in üblem Rufe standen. Nun fordert Hjörvard den Hjalmar zum Holmgang auf dem kleinen Eiland Samsey, wo es alsbald zu einem furchtbaren Kampfe kommt. Mit blutigen Schwertern steigen die zwölf Berserker ans Land, denn sie haben bereits das ganze Gefolge Hjalmars und seines Kampfgenossen Örvar Odd erschlagen. Hjalmar nahm es allein mit Angantyr auf, weil dieser Tyrfing führte; beide kämpften so heftig, daß die Erde bebte. Odd kämpfte gegen die übrigen elf Berserker zusammen. Obwohl sie so sehr tobten, daß sie in die Schildränder bissen, mit den Zähnen knirschten und wie Stiere brüllten, fielen sie doch alle durch Odds starke Hand. Als er sich nach seinem Kampfgenossen umschaut, sitzt der edle, tapfere Held leichenblaß auf einem Hügel. Zwar ist Angantyr gefallen, aber sein Sieger ist todwund. Diesen Kampf und besonders des Helden Tod besang ein altes Thulirlied. Ergreifend ist Hjalmars Sterbelied (Uhland VII, 119), in diesem die Strophen:

Sechzehn Wunden,
Zerschlitzte Brünne;
Schwarz ist mir's vor Augen,
Nicht seh' ich zum Gange.

Mich traf zum Herzen
Vom Schwert Angantyrs
Die scharfe Spitze,
In Gift gehärtet.

Zeuch von der Hand mir
Den roten Goldring,
Bring ihn der jungen
Ingeborg!

Trauern wird sie,
Treuen Mutes,
Daß ich nicht kehre
Nach Upsala.

Nach diesem Liede starb er. Odd warf mit Hilfe der Bewohner des Eilandes einen mächtigen Hügel auf, legte die zwölf Berserker mit ihren Waffen hinein und warf den Hügel zu. Hjalmars Leiche brachte er nach Schweden. Die Königstochter zersprang vor Leid, und beide wurden in einen Hügel gelegt. —

Hervör, Angantyrs Tochter, hat den wilden Berserkergeist des Vaters geerbt. Stark wie ein Knabe, führt sie Schild und Schwert statt der Spindel und verübt, im Walde wohnend, viele Mordthaten. Als sie ihre Abkunft und die Grabstätte ihres Vaters und der übrigen Verwandten erfahren hat, ist sie entschlossen, nach Samsey zu fahren, das Grab zu besuchen und dessen Schätze, besonders das Schwert Tyrfing, zu heben. In Männerkleidern schließt sie sich Wikingern an und übernimmt nach dem Tode des Häuptlings sogar selbst die Führung. Nach mancher wilden Fahrt segelt sie nach der Insel Samsey zur Grabstätte. Vergebens warnt man sie, da böse Geister dort umgingen, da der Grabhügel die überschäumende Kraft der dort ruhenden Helden, die auch im Tode nicht raste, als Flammen zur Nachtzeit emporlodern lasse, so daß die ganze Insel zu brennen scheine. Als echte Tochter ihres Geschlechts schreitet sie nachts furchtlos in Männerrüstung zum lodernden Grabhügel und weckt mit ihrem schauerlichen Beschwörungslied die Geister der verstorbenen Ahnen. Dieses Bild einer nächtlichen Totenbeschwörung ist in düsteren, aber sehr wirksamen Farben gezeichnet.

„Wach auf, Angantyr! Dich wecket Hervör,
Einzige Tochter von dir und Svafa.
Gieb aus dem Hügel die scharfe Waffe,
Die Svaferlamin Zwerge schmiedeten!“

„Hjörvard, Hervard, Hrani, Angantyr!
So mög's euch allen da drinne wühlen,
Als ob ihr schliefet in Ameishaufen,
Gebt ihr das Schwert nicht, das Schmiedewerk Dvalins!
Nicht ziemt Grabgeistern solch teure Waffe.“

Vergebens nennt Angantyr sie eine Rasende, Sinnberaubte, vergebens sucht er ihr einzureden, daß er das Schwert nicht mehr habe, vergebens nennt er ihr den an dem Schwerte haftenden Fluch:

„Dir sag' ich, Hervör, horch du darauf,
Weise Tochter, was da werden soll.
Tyrfing wird dir, ob du mir glaubest,
All dein Geschlecht verderben, o Jungfrau!“

Der Hügel öffnet sich, und Feuer und Flammen schienen rings um ihn zu lodern. Nachdem das furchtbare Weib wiederholt, auch unter Drohungen, das Schwert gefordert hat, ward es endlich aus dem Hügel geworfen. Nun erfüllt sich der Fluch des Schwertes in Hervörs Geschlecht. Ihr Sohn Heidrek, von dem wilden, streitlustigen Sinn seiner Mutter, erschlägt mit dem Schwerte seinen Bruder, erkämpft sich ein Königreich, wird aber zuletzt selbst von treulosen Knechten im Schlafe damit erschlagen. An diese Sage hat eine junge Fassung die Geschichte der großen Schlacht auf der Dunheide angeknüpft, in welcher die Hunnen von den Goten besiegt werden und welcher wahrscheinlich der Vernichtungskampf der Hunnen gegen die Römer und Goten 451 zu Grunde liegt. — Nach Uhland ist die Hervararsaga die großartigste Darstellung jener maßlosen Lebenskraft, die dem riesenhaften Heldentum des Nordens eigentümlich ist. Aber furchtbar ist auch die fatalistische Fluchkraft des Schwertes; sie bringt das ganze Geschlecht seines ersten Besitzers, des Svafrlami, zu gänzlicher Vernichtung. Auch der edle Hjalmar und seine treue Braut Ingeborg werden mit ins Verderben gerissen; jener fällt trotz seiner heldenmütigen Stärke und Tapferkeit der Schärfe Tyrfings zum Opfer, dieser bricht aus Gram über den Tod ihres Geliebten das Herz. Unnatürlich ist das Auftreten Hervörs; ihre Heldenkraft und furchtlose Energie, die nicht eher ruht, als bis sie ihr Ziel erreicht hat, ist selbst für altnordische Frauen ungewöhnlich.

5. Die Egilssaga.[1])

Sie gehört inhaltlich und formell zu den vollendetsten isländischen Sagas und entstand um 1230. Ihr Inhalt ist in vielen Beziehungen sehr interessant. Wahrheit und Dichtung vermischend, führt sie uns zunächst höchst anschaulich in die altnordischen Kulturverhältnisse zur Zeit des norwegischen Königs Harald Harfagr („Schönhaar") ein, jenes gefürchteten und bestgehaßten absolutistischen Herrschers, der durch glückliche Kämpfe nicht nur die norwegischen Kleinkönige unterjochte, sondern auch allen Grundbesitz, Seen, Gewässer sich aneignete, die freien Grundbesitzer besteuerte und dadurch zu seinen Pächtern, seinen Lehnsleuten machte. Der schwere Druck dieses Alleinherrschers hatte zur Folge, daß die jüngeren Norweger sich dem Wikingsleben ergaben, weshalb die normannischen Raubzüge gerade jetzt (um 900) blühten, die älteren aber, mit des Königs selbstsüchtigem, gewaltsamem Regiment unzufrieden, massenhaft nach Island auswanderten und dort eine Republik gründeten,

1) Mogk S. 118 und 99. Müller-Lachmann S. 81—95. Herausgegeben von Jonsson, Halle, Niemeyer, 1894.

welche zu hoher Blüte kam. Als Harald Harfagr 930 starb, folgte ihm der wilde Erik Blutaxt, welcher in der Saga ebenfalls handelnd auftritt. So findet die Saga Gelegenheit, alle Momente des damaligen, eigenartigen Lebens uns lebendig vorzuführen: Haralds Absolutismus, den Männerstolz der auswandernden alten Geschlechter Norwegens, die Besiedelung Islands, das Wikingsleben, Thingversammlungen der freien Isländer, vor allem aber das reichbewegte Leben des Hauptträgers der Handlung, des großartigen Wikings und Skalden Egil, welcher 904—990 lebte. Seine Persönlichkeit, sein Charakter ist geradezu unübertrefflich geschildert. Und diese Persönlichkeit war die bedeutendste seines altberühmten Geschlechts, eine der bedeutendsten jener Zeit überhaupt. Als Typus eines Wikings und Skalden ist er „rauflustig und unerschrocken, ernst und wahr, fest in der Verfolgung seiner Ziele, dabei unverbrüchlich und leitsam in seiner Freundestreue, liebevoll gegen die Seinen". Die Verehrung, die der lebende Held genoß, war sehr groß, aber noch größer die, welche man dem toten weihte. Von seiner übermenschlich großen Gestalt und der ihr innewohnenden großen Seele sprach man noch Jahrhunderte. So wollen auch wir versuchen, auf Grund der Saga ein Bild seiner Persönlichkeit zu entwerfen.

A. Egils Ahnen und ihr Familiencharakter.

Sein Großvater Gueldulf, einer der mächtigsten Männer im Norden Norwegens, erlebte in seinem Alter den Beginn der Machtentfaltung Harald Harfagrs. Als echter Nordländer von Männerstolz und Freiheitsliebe durchdrungen, will er weder vor dem Usurpator seinen Nacken beugen, noch sich mit den anderen Kleinkönigen des Landes gegen Harald verbünden. Nur sehr ungern willigt er ein, seinen ältesten Sohn Thorolf an Haralds Hof reisen zu lassen, da ihm nichts Gutes ahnt. Dieser Thorolf, Egils Oheim, wird von Harald freundlich aufgenommen, hilft ihm in mancher Schlacht, wird sein Lehnsmann und erhält als solcher den Tribut der Finnen und das Handelsrecht mit ihnen. Mit 100 Mann fährt er zu ihnen. Als Harald ihn einst mit einem Gefolge von 300 Mann besucht, zieht Thorolf ihm mit 500 Mann entgegen. Harald wird ernst und betroffen, doch wieder versöhnt, als ihm sein mächtiger Lehnsmann ein Kriegsschiff schenkt. Bald darauf durch die Verleumdungen neidischer Gegner Thorolfs abermals mißtrauisch gemacht, beschied er ihn zu sich. Doch Thorolf schätzte seine Freiheit und Selbständigkeit höher als des Königs Gunst. Trotzig und selbstbewußt gab er, anstatt zu Hofe zu kommen, sein Lehen auf und ernährte sich und seine 100 Mann mit Heringsfang, Fischerei, Handel

mit Seehunden und Eiern und der Beute seiner Kriegszüge. Als einmal sein großes Schiff mit getrockneten Fischen, Fellen, Thran und Pelzwerk nach England fuhr und dafür eine Ladung Weizen, Honig, Wein und Rum erhandelte, belegte Harald diese mit Beschlag. Aus Rache nahm Thorolf auf einem Wikingszuge nach der Ostsee ein Frachtschiff Haralds fort. Dafür ward er für friedlos erklärt. Im Begriff, das Land zu verlassen, wurde er von Harald angegriffen und trotz mutigster Gegenwehr erschlagen. So fiel auch er als ein tragischer Held: er bezahlte den Mut, seine Überzeugung, seine Charakterstärke und innere Freiheit gewahrt zu haben, mit dem Leben; er erlag nach heftigem Ringen dem Faustrecht eines neidischen und eigenmächtigen Stärkeren. Das Recht wich der Gewalt. Derselbe Männerstolz und Freiheitssinn beseelte den Bruder Thorolfs, Skallagrim. Da auch er es ablehnte, in Haralds Dienste zu treten, wurde er von dem erbitterten König unabläſſig verfolgt. Um sich vor dessen Übermut zu retten, verließ Skallagrim mit seiner Familie Norwegen und fuhr nach Island (878). Mit zwei Schiffen landete er an der Burgbucht, nahm das Land in Besitz und verteilte es unter seine Leute. Er nannte es nach dem Moorboden „Myrar", das Moor; daher hieß auch sein Geschlecht „Myramenn", die Moormänner. Aus diesem dichterisch begabtesten Geschlechte Islands stammte Egil, Skallagrims Sohn. So wurde im 10. und 11. Jahrhundert die Burgbucht die Hauptpflegestätte der isländischen Skaldenkunst und im 13. Jahrhundert auch die der Geschichtsschreibung.

B. Egils Jugend.

Schon als dreijähriger Knabe war er stärker und größer als alle seine Altersgenossen und machte auch Verse. In allen Spielen und Wettkämpfen siegte er. Aber auch die Schattenseiten seiner altnordischen Natur zeigten sich schon jetzt, ein leidenschaftliches, unbändiges Wesen, welches bei Beleidigungen und ungerechten Kränkungen in schnellem Zorne aufloderte und Selbstrache übte. Im Alter von sieben Jahren erschlug er einen Knaben, der ihn beim Ballspiel beleidigt hatte, und als Knabe von zwölf Jahren einen Lieblingsknecht seines Vaters, da er sich von seinem Vater beleidigt glaubte. Schon damals war er stärker als ein Erwachsener und von strengem Gerechtigkeitssinn und Ehrgefühl durchdrungen.

C. Egil als Wiking und Held.

Mit 20 Jahren (924) beginnt er von Island aus seine Wikingsfahrten. In Norwegen kehrte er bei einem königlichen Vogt ein, der

ihn aber kärglich bewirtete. Als an demselben Abend König Erich Blutaxt selbst und seine ränkevolle Gattin Gunhild bei dem Vogt einkehrten und reichlich bewirtet wurden, schalt Egil den Vogt in Versen für seine vorherige schlechte Bewirtung. Dieser wollte ihn aus Rache vergiften, wofür Egil ihn aber erschlug. Egil wurde durch Vermittelung seines treuen Freundes Arinbjörn mit Erich versöhnt und zahlte ihm Buße für den Totschlag. Auf einem Wikingszug mit seinem Bruder Thorolf plünderte er einmal einen Hof in Kurland, wurde aber von den Bauern gefangen genommen. Nachts riß er sich los, befreite seine Wikingsgenossen und eilte mit großer Beute aufs Schiff. Aber auf dem Wege schämte er sich seiner heimlichen Flucht, da er sich mehr wie ein Dieb als wie ein Wiking aufgeführt habe, lief zurück, rief den im Trinkhaus versammelten Leuten zu, wer er sei, und tötete alle durch Feuer und Schwert. Als echtem Wiking ist ihm ein hinterlistiger, feiger, niedriger Charakter verhaßt, da alles Heimliche von niedriger Gesinnung zeuge. Im Guten wie im Bösen zeigt er überall Offenheit, Ehrlichkeit, Mannesmut, Größe und Kraft. Nachdem Egil auch in Dänemark gewikingert hatte, verlebt er den Winter bei seinem treuen Freunde Arinbjörn in Norwegen. Im folgenden Frühjahr hilft Egil mit seinem Bruder dem Könige Adelstein von England in einer großen Schlacht gegen den Schottenkönig Oluf, in welcher Thorolf fiel. Als Schmerzensgeld für den Verlust des Bruders schenkt Adelstein dem Egil zwei Kisten Silbergeld. Nach des Bruders Tode schließt Egil sich den Wikingszügen seines Freundes Arinbjörn an. Auf drei langen Schiffen zu je 100 Mann, von denen Egil ein Schiff befehligt, fahren sie nach Sachsland und Friesland und machen viel Beute. Diesem treuen Freunde war Egil auch dankbar. Als ein Verwandter Arinbjörns, Thorstein, vom Könige Hagen Adelstein den gefährlichen Auftrag erhalten hatte, den Tribut von einem trotzigen, wilden Jarl einzutreiben, einen Auftrag, welcher schon vielen das Leben gekostet hatte, übernahm Egil aus Freundestreue diesen Auftrag mit unerschrockenem Mute und brachte nach vielen, tapfer bestandenen Gefahren den Tribut dem Könige. Noch einmal zeigte er diese treue, dankbare Gesinnung gegen den Freund durch die That. Arinbjörn hatte eine Schwester, deren junger Sohn Fridgeir von einem gewaltigen Kämpfer, Liot, zum Holmgang gefordert war; der Riese hatte um die Tochter gefreit, war aber abgewiesen worden. Egil kämpfte für Fridgeir und tötete den Gegner.

D. Egil als Verfechter seines Rechtes in einem Erbstreit.

Als sein Schwiegervater in Norwegen starb, bemächtigten sich ungerechte Verwandte auch des Erbteiles, das seiner Frau zufiel. In diesem

Erbschaftsstreit zeigte Egil ein strenges Gerechtigkeitsgefühl und eine entschlossene Energie. Mit außerordentlicher Zähigkeit verfolgt er sein Ziel: er will sein Recht haben, zunächst auf friedlichem Wege, dann in ehrlichem Zweikampf. Erst nachdem er alles vergeblich versucht hat, greift er zur Gewalt. In Norwegen verklagt er zunächst seinen Schwager Bergaumund, der das ganze Erbe an sich gerissen hat, vor dem Thing (Volksversammlung). Zu diesem Thing erscheinen auch König Erich und seine Gattin Gunhild, während den Egil sein treuer, mächtiger Freund Arinbjörn mit starkem Gefolge begleitet. Auf einem weiten Feld sind Haselruten im Kreise eingesteckt, an denen die heiligen Schnüre befestigt sind. Innerhalb des Kreises sitzen die Richter aus den einzelnen Bezirken. Nun behauptet Bergaumund, Egils Frau sei als Kind einer Sklavin nicht erbberechtigt, doch Arinbjörn beweist mit zwölf Zeugen, daß sie ehelicher Geburt ist. Als die Richter das Urteil fällen wollen, läßt die ungerechte Gunhild, um den Ausgang besorgt, die heiligen Schnüre zerhauen, wodurch das Thing aufgehoben ist. Als Egil seinen Gegner zum Zweikampf fordert, um durch die Waffe den Streit zu entscheiden, und jedem mit Unfrieden droht, der das Erbe anrühre, ist Erich erbittert und läßt den Egil verfolgen. Egil entkam und tötete aus Rache einen Mann des Königs, worauf er für friedlos erklärt wurde. Aufs höchste gereizt durch die Ungerechtigkeit des Königs und die Feigheit seines Schwagers, überfällt Egil auf einem Schiff mit 30 Mann, das ihm der treue Arinbjörn gegeben, den treulosen Bergaumund, tötet ihn und zugleich Erichs elfjährigen Sohn, der in der Gegend auf einem Trinkgelage war, und errichtet dem König am norwegischen Gestade die „Nidstange“ (Hohnstange): er steckt auf eine Stange einen Pferdekopf mit offenem Maule, richtet sie auf, verflucht den König Erich und seine Gattin Gunhilde und, den Pferdekopf gegen das Land drehend, auch Erichs Land, wenn es diesen ungerechten König nicht fortjage. Dann kehrt er nach Island zurück. Doch er sollte bald mit dem Könige unfreiwillig wieder zusammentreffen. Da er als rastloser Held das ruhige Leben nicht vertragen kann, fährt er zu König Adelstein, wird aber durch Schiffbruch an die Nordküste Englands verschlagen. Hier erfährt er, daß Erich Blutaxt in der Nähe weile; denn dieser ist, aus Norwegen verjagt, freiwilliger Vasall Adelsteins geworden und mit Northumberland belehnt. Egil hält eine Flucht seinerseits für Feigheit. Auch sieht er, gerecht, wie er ist, sein Unrecht gegen Erich ein, dessen Sohn er getötet hat. Mit unerschrockenem Mute und versöhnlichem Sinn reitet er ganz allein gegen Abend zu Erich, wo er seinen Freund Arinbjörn trifft. Erich ist unversöhnlich und Gunhild will Egils sofortigen Tod. Aber der getreue Arinbjörn erklärt diesen

Totschlag für Meuchelmord und will mit seinen Leuten seinen Freund bis aufs äußerste verteidigen. Endlich gelingt es dem Egil, durch ein Lied, welches er auf Rat seines Freundes auf Erich dichtet, sein Leben zu lösen. Egil wendet sich wieder nach Norwegen, um das Erbe seiner Frau nunmehr von dem Bruder seines Schwagers, Atle, der es an sich genommen hat, zu fordern. Als er auf dem Thing nichts erreicht, fordert er ihn zum Holmgang. Nach langem, erbittertem Kampfe läuft Egil auf seinen Gegner zu, wirft ihn zu Boden und beißt ihn in die Gurgel. Aber sein Erbe hat er immer noch nicht. Nach längerer Zeit verlebt er einen Winter in dem gastlichen Hause seines getreuen Arinbjörn. Zum Julfest schenkt ihm Egil ein kostbares Schiffsseil, wogegen sein Freund ihm als Julgabe ein seidenes Gewand giebt. Als dann nach dem Fest Egil seinen Freund bittet, ihm beim norwegischen König Hagen Adelstein zu seinem Erbe zu verhelfen, reist wirklich dieser Getreue, Unermüdliche, obwohl es erfolglos und unklug war, zum König, der ihm aber die Freundschaft mit einem Ausländer vorwirft. Schließlich beruhigt Arinbjörn den Egil dadurch, daß er ihm 40 Mark Silber schenkt, als Dank dafür, daß Egil für Fridgeir gekämpft habe. Zum Lobe seines Freundes dichtete Egil ein noch erhaltenes Lied.

E. Egil als Vater (Familientreue).

Nach Island zurückgekehrt verlor Egil zwei Söhne durch den Tod, darunter seinen Lieblingssohn Bödvar, der durch Schiffbruch ertrank. Von Kummer tiefgebeugt schloß sich Egil in sein Zimmer ein, um den freiwilligen Hungertod zu erleiden. Erst als seine verheiratete Lieblingstochter Thorgerd, die man herbeirief, ihren Vater listig bewog, vor seinem Tode noch ein Sterbelied auf den Gestorbenen zu dichten, und Egil das Lied „des Sohnes Verlust" vollendet hatte, gewann er wieder frohen Lebensmut. Fröhlich brachte er das Lied seiner Familie und trank den Gedächtnistrunk auf den Toten. *Es war ihm ergangen, wie manchem großen Dichter, z. B. Goethe:* indem er sein Leid im Liede aussprach, machte er seinem gepreßten Herzen Luft und fand Trost. *Seine Dichtkunst hatte auch ihn dem Leben wiedergewonnen.* Seine echt germanische *Familientreue* erzeigte er auch seinem jüngsten Sohne gegenüber, obwohl er diesen wegen seiner Schwächlichkeit nicht besonders hochachtete. Als derselbe auf dem Thing eine gefährliche Sache zu führen hatte, ritt der alte Egil mit achtzig bewaffneten Gefolgsmännern hin und entschied die Sache zum Vorteil seines Sohnes. Egil starb als Greis von 86 Jahren, nachdem er zwar Gesicht und Gehör verloren, *nicht aber seine Willensstärke und Geisteskraft.* Außer dem Hauptträger der Handlung werden vom Sagaerzähler *auch die*

übrigen handelnden Personen vortrefflich gezeichnet: die freiheitsliebenden und charakterfesten Ahnen Egils, Gueldulf und Skallagrim, der tragische Held Thorolf, der gewaltthätige Harald Harfagr, der ungerechte Erich Blutaxt, der habsüchtige und feige Bergaumund, die unversöhnliche und ungerechte Gunhild, vor allem aber der an Nial erinnernde treue Freund Arinbjörn und die treue Tochter Thorgerd, die ihrem Vater das Leben rettete. So kann man die Egilssaga auch das Hohelied der Freundes- und Familientreue nennen.

6. Die Ragnarssaga.[1])

Sie gehört zu den Sagas mythischen und sagenhaften Inhalts und bildet mit Völsungasaga ein Ganzes. Wenigstens hat der Verfasser beider sie durch die Erfindung der Aslaug (Kraka), der angeblichen Tochter Sigurds und Brynhilds und späteren Gattin Ragnars, miteinander verknüpft und letztere zur Vorgeschichte der ersteren gemacht. Beide sind etwa 1260 erzählt und aufgezeichnet worden. Der Hauptheld der Saga ist ein echter Wiking, der etwa 900 lebte, ein Mann von ungebrochenem Heldenmute und einer alles überwindenden Willenskraft. Seine Söhne werden als furchtbare normannische Seefahrer geschildert. Ragnar ist nach der Saga der Sohn des durch die Bravallaschlacht berühmten Dänenkönigs Hring. Erst 15 Jahre alt, erringt sich der hochgewachsene Jüngling durch Heldenmut und Stärke das schönste Weib der Nordlande, die Tochter des Jarl von Gautland (Götaland in Südschweden), Thora, indem er einen sie umlagernden Lindwurm ersticht. Hocherfreut gab ihm der Jarl seine Tochter als versprochenen Lohn. Außerdem aber hatte sich der kühne Jüngling durch diese That großen Ruhm erworben. Er hatte zwei Söhne, Eirik und Agnar. Da starb die heißgeliebte Gattin nach kurzer, schwerer Krankheit. Ragnar war untröstlich. Er kann und mag nicht mehr regieren. So setzt er eine Regentschaft ein und begiebt sich, um sich zu zerstreuen, auf Wikingsfahrten. In Norwegen begegnet seinen vom Strande ausgesandten Knechten in der Nähe eines ärmlichen Hofes ein Weib von blendender Schönheit, mit Haaren bis zur Erde, welche wie Gold und Seide glänzen. Es ist Kraka („Krähe", urspr. ein verächtlicher Name), welche gerade von den Bergen heimkehrt, wo sie die Schafe ihrer alten Pflegeeltern hütet. Auf Wunsch des Königs, der von ihrer Schönheit erfährt, erscheint sie am nächsten Morgen bei seinen Schiffen. Auch Ragnar ist geblendet. Aber seine übergroße Zärtlichkeit weist sie strenge zurück, und

1) Mogk S. 131. Uhland VII, 299 flg. Übersetzt von Edzardi 3. a. Leipzig 1897, und von der Hagen, Nord. Heldenromane V, 1 flg. Breslau 1828.

anstatt gleich mit ihm zu ziehen, wie er will, macht sie sich eine Prüfungszeit bis zu seiner Rückfahrt aus. Dann folgt sie ihm zwar, bewahrt aber, entgegen seinem Wunsche, ihre Reinheit und Keuschheit, denn sie hält ernst darauf, nur in gesetzlicher Ehe ihm ihre Liebe zu schenken. So wird denn an Ragnars Hofe eine glänzende Hochzeit gefeiert. Ihre vier Söhne sind Ivar, von schwachem Körper, aber scharfem Verstande, Biörn, Hvitserk, Rögnwald, alle vier tapfere Wikinger, die manchen Ort erobern und viel Beute machen. Einst ist Ragnar zu Besuch beim Schwedenkönig Eystein. Als dieser ihm seine Ehe mit einem Bauernmädchen vorwirft und ihm seine eigne Tochter anbietet, verlobt sich Ragnar mit ihr. Aber dem Heimgekehrten offenbart Kraka, daß sie schon alles wisse; Vögel hätten's ihr gesagt. Sie sei keine Bäuerin, sondern Sigurds und Brynhilds Tochter und heiße in Wahrheit Aslaug. Sie werde ihm bald einen Sohn schenken, in dessen Auge sich ein Schlangenbild finden werde. Wenn das sich bewahrheite, solle er ihr Gatte bleiben. In der That trug das Kind jenes Abzeichen und hieß daher Sigurd Schlangenauge. Ragnar blieb ihr treu und löste jene Verlobung. Dadurch ward Eystein sein Feind. Zum Kampfe gegen ihn zogen Eirik und Agnar nach Schweden, wurden jedoch von Eystein durch Zaubermittel überwältigt. Agnar fällt, Eirik wird gefangen. Aber auch er will nicht mehr leben. Er wählte sich einen furchtbaren Tod. Auf seinen Wunsch legte man ihn auf die Spitzen zahlreicher, in die Erde gesteckter Lanzen. So starb er ohne Furcht und Zagen, als ein Wiking. Nie sei — so sang er in seinem Abschiedsliede — eines Königs Sohn auf gleich kostbarem Bette gestorben. Als seine Stiefmutter Kraka von seinen Mannen dieses Sterbelied und des Toten Fingerring erhält, fließen aus ihren Augen Thränen, rot wie Blut und hart wie Hagelkörner. Das war das erste und letzte Mal, daß man sie weinen sah. Dann aber fordert sie stürmisch von ihren Söhnen Blutrache für die Brüder. Es ist Winter. Die Schiffe müssen sie aus dem Eise hacken. Nach hartem Kampfe fällt Eystein. — Bald brechen die vier Brüder zu neuen Wikingsfahrten nach dem Süden auf. Dabei kamen sie auch zur Schweiz in die Gegend von Murten und des Neuenburger Sees (vergl. die Sage von der Einwanderung von Norden in Schillers Tell II, 2), sowie nach Italien, wo sie Etrurien verwüsten. Durch die kühnen Fahrten seiner Söhne beschämt, beschließt Ragnar eine Wikingsfahrt gegen Englands König Ella. Absichtlich nimmt er nur zwei, aber sehr starke und große Schiffe mit, um einen desto rühmlicheren Sieg zu erringen. Sein treues Weib Aslaug begleitet ihn bis zu den Schiffen und schenkt ihm noch ein Hemd, das ihn unverwundbar macht. Die Trennung ging ihr sehr zu Herzen, aber als mutiges Wikingsweib ließ sie ihn doch

ziehen. In England schreitet Ragnar an der Spitze seiner Mannen zur Schlacht gegen Ella, in der Hand den Speer, mit dem er einst den Lindwurm erlegt hat, statt der Brünne mit jenem Hemd bekleidet, auf dem Haupte den Helm als einzigen Schutz. Nicht Pfeil noch Schwerthieb schaden ihm, keiner hält ihm stand, aber doch fällt sein Heer durch die Übermacht des Feindes. Schließlich wird er, nur allein noch mit Löwenmut kämpfend, von Schilden eingeschlossen und gefangen. Niemand kennt ihn, er selbst verweigert jede Antwort. König Ella läßt ihn in einen Schlangenhof werfen, aber keine Schlange nähert sich ihm. Erst als man ihm sein Hemd auszieht, stürzen die Schlangen auf ihn zu. Nach einem ergreifenden Schwanengesang stirbt er lachend, in unbändigter Kraft und ungebrochenem Heldenmut. Von seinem Todesgesang überliefert die Saga nur zwei Strophen, dagegen wird ihm die „Krakumál“ zugeschoben, ein altnordischer Todesgesang in 29 Strophen, der aber erst um 1150 gedichtet wurde. In diesem schönen Liede zählt Ragnar seine Thaten auf, jede Strophe beginnt mit den Worten: „Wir hieben mit dem Schwerte“. In der zweiten Strophe findet sich die Schilderung eines siegreichen Wikingerkampfes:

> „Dort, wo die harten Eisen auf hohe Helme sangen,
> Da ward gelbfüß'gen Vögeln der Atzung viel bereitet.
> Aegir war angeschwollen, Ran watet im Walblute.“

Strophe 24 drückt den Gedanken aus, daß niemand den Nornen entweiche, Strophe 25 des Dichters Freude, bald in Walhalla zu sein zum Trinkmahle, Strophe 26 die Zuversicht, daß seine Söhne ihren Vater mit scharfen Schwerthieben befreien würden, wenn sie Kunde hätten von seiner Drangsal. Strophe 29 schließt mit den Worten:

> „Froh werd' ich Bier mit Asen dort auf dem Hochsitz trinken.
> Ab sind des Lebens Stunden, und lachend werd' ich sterben.“

Seine vier Söhne sitzen daheim in der Halle, als man ihnen den Tod des Vaters meldet. Mit eiserner Ruhe hören sie die üble Botschaft. Als sie aber des Vaters Sterbegesang, besonders die Stelle von der Rache seiner Söhne, hören, da umfaßt Biörn seinen Speer so fest, daß die Hand sich abdrückt; Hvitserk drückt einen Stein des Brettspiels, mit welchem er gerade beschäftigt war, so heftig, daß ihm das Blut aus den Nägeln sprang, und Sigurd schneidet sich, ohne es zu merken, mit dem Messer in die Hand bis auf den Knochen. Ivar aber wird abwechselnd rot und blaß. Durch seine Klugheit und der Brüder Stärke wird an Ella furchtbare Blutrache geübt. — Die Charakterzeichnung ist auch in dieser Sage vortrefflich durchgeführt. Ragnar und seinen Söhnen ist eine wilde Größe eigen, eine brennende Ruhmbegierde

als Haupttriebfeder ihrer Thaten, dazu eine unerschütterliche Willenskraft und trotzige Todesverachtung: Ragnar stirbt lachend, Eirik stirbt freiwillig auf spitzen Speeren, Ivar will an der Küste des Reiches begraben liegen, die dem Angriff am meisten ausgesetzt sei. Diese strengen Züge werden jedoch gemildert durch inniges Familiengefühl und Gemütstiefe. Ein herrliches Weib ist Kraka, ausgezeichnet durch sittlichen Ernst und strenges Ehrgefühl, durch treue, selbstlose Liebe als Gattin und Mutter, durch Mut und Ehrgeiz.

7. Harald Hildetand (die Bravallaschlacht.[1])

Die sagenhafte Gestalt dieses nordischen Kämpen ist uns geschildert in dem Bruchstück einer Saga aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts, welches zugleich die isländische Hauptquelle für die romantisch ausgeschmückte, berühmteste nordische Schlacht, die Bravallaschlacht, ist, die der Dänenkönig Harald Hildetand mit dem Schwedenkönig Hring etwa in der Mitte des 8. Jahrhunderts ausfocht. Aus diesem Sagabruchstück ist uns auch das Lied von der Bravallaschlacht bekannt, eins der großartigsten Lieder aus der Zeit der alten Thulirdichtung, angeblich von Starkadr gedichtet, in der That aber von einem Norweger um 1000. Auch Saxo Grammatikus erzählt uns denselben Gegenstand im 7. und 8. Buche seiner Dänengeschichte.

Den Namen Hildetand (Kriegszahn) soll der Held geführt haben, weil ihm während seiner Kämpfe noch zwei glänzende, etwas vorstehende Zähne gewachsen sein sollen. Auch ihn stattet die Saga mit glänzenden äußeren und inneren Eigenschaften aus, denn er verbindet Riesenstärke, hohe Heldengestalt und unbezwingliche Kraft mit ungebrochenem Heldenmut. Er ist ein Günstling des Schlachtengottes Odin, dessen persönliches Eingreifen in der Schlacht in dieser Saga sehr anschaulich geschildert wird. Odin lehrt ihn auch die keilförmige Schlachtordnung, durch welche Harald auf seinen vielen Wikingsfahrten überall siegt. Selbst ein unerschrockener Kämpe, duldet Harald auch bei seinen Kampfgenossen keinerlei Spuren von Furcht und Feigheit. Wer beim Fechten nur mit der Wimper zuckte, auch wenn der Hieb schon die Augenbrauen berührte, ward sogleich aus seiner Umgebung gewiesen. So gewinnt Harald schließlich den Ruf der Unbesieglichkeit. Aber auch er ist dem Naturgesetz unterworfen. Er wird alt und schwach und sieht den unrühmlichen Tod durch Altersschwäche herannahen. Dieser Gedanke ist dem ehrgeizigen, ruhmliebenden Helden unerträglich. Nimmermehr will er so sterben; nur ein ehrenvoller Tod auf dem

1) Mogk S. 134 u. 93. Uhland VII, 234 flg.

Schlachtfeld bringt ihn zu dem ersehnten Ziel eines altnordischen Heldenlebens, nach Walhalla. Darum beschließt er, eines freiwilligen Todes auf dem Felde der Ehre zu sterben. Die Sage macht Odin zum Urheber dieses Gedankens, welcher seinen Liebling nach Walhalla bringen will und darum den Streit zwischen Harald und dem Schwedenkönig Hring erregt. Sieben Jahre rüstet man zu der bevorstehenden Schlacht, als Kampfplatz wird das Feld Bravalla an einem Meerbusen in Ostgautland verabredet. Der Tag des furchtbaren Ringens ist gekommen, die stärksten Helden des ganzen Nordens haben sich eingefunden, ungeheure Massen von Streitern sind zugegen. Der blinde Greis Harald feuert, auf dem Streitwagen stehend, seine Scharen an und fährt dann an ihrer Spitze in die Schlacht. Ein ungeheures Morden und Ringen beginnt. Glänzende Waffenthaten werden vollbracht. Aber der Feind hat Haralds keilförmige Schlachtordnung erfahren und sie nachgeahmt. Haralds Reihen kommen ins Wanken. Da zerschmettert Odin selbst in der Gestalt eines Häuptlings von Harald das Haupt seines Lieblings. Dadurch ist die Schlacht entschieden. Über 40 000 der auserlesensten Recken bedecken tot das Schlachtfeld. Haralds Leiche wurde von seinem hochherzigen Feind in wahrhaft königlicher Weise auf dem Scheiterhaufen verbrannt. So endete das Leben eines der berühmtesten nordischen Könige.

8. Starkadr der Alte.

Der alte Starkadr, der „mit Stärke Begabte“, dieser ideale Repräsentant des alten Kämpewesens und Wikingertums im Edlen wie im Gewaltsamen, das Urbild der alten Generation mit ihrem strengen, ernsten und mäßigen Heldentum gegenüber der neuen in Schwelgerei, Verweichlichung und Ehrlosigkeit versunkenen Generation, ist keine historische Person, sondern eine Gestalt der nordischen Volksdichtung, welche zuerst von der schwedischen Volkssage ausgebildet wurde, dann im 10. Jahrhundert nach Dänemark gelangte und schließlich zu den meistbesungenen Heldengestalten des Nordens gehörte. Eine ausführliche, gut geordnete Übersicht über die sich an ihn anknüpfenden Sagen, welche auf der Überlieferung Saxos und isländischer Sagas beruht, bringt Uhland.[1])

Diese Sagen gewähren uns ein ausgezeichnetes Bild der damaligen Kulturverhältnisse und stellen eine Übergangsperiode ihrer Entwickelung dar, ein Werden und Vergehen, einen Wandel der Lebensanschauungen und Lebensgrundsätze jener Zeit. Die alte und die neue Zeit wird durch die Träger der Handlung vortrefflich charakterisiert. Man könnte

---

1) Uhland VII, 242 flg. Mogk S. 92 f.

der Geschichte Starkadrs nach dem Muster moderner Romanschriftsteller auch die Überschrift geben: „Väter und Söhne“ oder „Die alte und neue Generation“. Ein weiterer Vorzug dieser Sage ist die außerordentliche Anschaulichkeit und plastische Ausführung ihrer Situationsbilder. Einen ausführlichen Auszug der Sage an dieser Stelle zu geben, würde zu weit führen. So beschränken wir uns darauf, ein Charakterbild Starkadrs zu entwerfen. Hinsichtlich seiner körperlichen Eigenschaften giebt ihm die Sage eine ungewöhnlich große Gestalt, ja die norwegische Sage verschmilzt ihn mit dem mythischen Wasserriesen Starkad, und so wird er zum Riesensohn. Seine Zeitgenossen erkannten ihn an der finsteren Stirn, den scharfen Augen, den rauhen Händen und den zahlreichen Narben, die infolge seiner Kämpfe seinen ganzen Körper bedeckten. Seiner heroischen Gestalt entsprach seine Riesenstärke, die er in kühnen Wikingsfahrten nach Schweden, Irland, Rußland, Byzanz, Polen, Sachsen zeigte. Als er für Helgo, den Bräutigam der Tochter des ihm befreundeten Dänenkönigs Frotho, gegen dessen starken Gegner Anganter von Seeland kämpfte, stritt er gegen diesen und dessen acht Brüder zugleich und streckte alle neun zu Boden. Auch an der obengenannten Bravallaschlacht nahm er auf schwedischer Seite teil. In der Halle des Dänenkönigs Ingell drückt er aus Zorn so stark gegen die Wand, an der er sitzt, daß die Balken krachen und die Decke wankt. Noch als blinder, abgelebter Greis streckt er einen ihn beleidigenden Spötter mit dem Schwerte und mit seinen Krücken nieder. Gleich groß, wie die Kraft des Körpers, war die seines Geistes. Durch scharfen Verstand überragte er alle, auch die Liederkunst hatte ihm Odin in reichem Maße verliehen. Für die Macht seines Gesanges legte er eine glänzende Probe ab: Ingell, der entartete Sohn seines alten, von den Sachsen hinterlistig getöteten Freundes, des Dänenkönigs Frotho, hatte immer noch keine Blutrache an den Mördern seines Vaters genommen, sondern schämte sich nicht, mit den Mördern sogar zu verkehren. Darüber ergrimmte Starkadr. Er erscheint in der dänischen Königshalle Ingells, tritt vor den König hin und macht seinem inneren Sturme in einem Liede Luft. Darin rügt er die unkriegerische moderne Jugend, die Schwelgerei, die Feigheit und Schamlosigkeit Ingells, der seinem heldenmütigen Vater Schande mache, mit dessen Mördern er zu Tische sitze, anstatt die Ermordung seines Vaters zu rächen. Ingell ist tief ergriffen, glüht vor Scham und Zorn, springt auf, zieht das Schwert und erschlägt nach heftigstem Kampfe die anwesenden Mörder, die Söhne des Sachsenkönigs Sverting. Köstlich wirkt Starkadrs treffender Witz und gesunder Humor. Nach Dänemark zu Ingells Königsburg war er mit einer Last Kohlen auf dem

Rücken gewandert und hatte einem ihm unterwegs begegnenden Mann, der ihn nach dem Zweck der Kohlen fragte, geantwortet, er wolle damit dem frostigen König Ingell ordentlich einheizen! Als er in dem erwähnten Kampfe gegen die neun Brüder so schwer verwundet worden ist, daß ihm die Gedärme aus dem Leibe hängen, und obendrein von Durst sehr gequält wird, will ihm eine des Weges kommende Frau helfen. Da Starkadr aber hört, daß sie nur eine Magd sei und ein Kind habe, giebt er ihr den Rat, lieber nach Hause zu gehen und ihrem Kinde die Brust zu reichen. Diese Geschichte zeigt uns zugleich seine furchtbare Ausdauer und Willenskraft in der Ertragung körperlicher Schmerzen, sowie seine Abhärtung gegen Wind und Wetter. Bevor der Kampf gegen die neun Brüder begann, setzte er sich, ihre Ankunft erwartend, auf einen Bergabhang, trotzdem Wind und Schneegestöber ihn umstürmen. Ja, er zog noch seinen Rock aus und saß nun da wie ein Eisriese, bis zu den Schultern eingeschneit! So findet ihn einer der Brüder. Nach dem Siege über sie schleppt er sich an einen Bach; da dieser aber von Blut gerötet ist, trinkt er trotz des quälenden Durstes nicht, sondern lehnt sich tieferschöpft so heftig an einen Felsen, daß seine Gestalt sich auf dem Felsen abdrückt. Endlich bringt ihn ein Jüngling zu Wagen zur Königsburg. Dort springt Starkadr, den Schmerz der Wunden nicht achtend, in weiten Sprüngen zum Brautgemach und donnert mit einem Faustschlag die Thüre ein, um den Helgo, welcher zum verabredeten Zweikampf gegen die neun Brüder nicht erschienen ist, zur Rede zu stellen. Der springt ihm aber mit gezücktem Schwert entgegen, so daß Starkadr durch diesen Mut schnell versöhnt ist. Auf dem Wikingszug gegen den König von Irland siegte Starkadr zwar, erhielt aber eine so tiefe Kopfwunde, daß sie sich nie ganz schloß. Noch schwerer wurde er trotz seiner Tapferkeit in der Bravallaschlacht verwundet. Die Lunge hing ihm zum Harnisch heraus, der Nacken wurde ihm halb durchgehauen, so daß man in die Höhlung sah, und ein Finger abgeschlagen. So zugerichtet und doch mit ungebrochenem Mute verließ er das Schlachtfeld. Mit dieser Abhärtung hängt sein Sinn für Mäßigkeit und Einfachheit eng zusammen. Auf seinen Wikingsfahrten hielt er strenge auf Mäßigkeit, besonders im Trinken, da sie eine Hauptstütze der Tapferkeit und Thatkraft sei. Daher sah man ihn nie trunken. Nach siebenjährigem Aufenthalte am schwedischen Königshofe ging er fort, weil ihn dort die weibischen Tänze und Spiele der Gaukler anekelten. Als Helgo von den neun Brüdern zum Kampfe herausgefordert ist, ladet er den Starkadr zur Hochzeit mit Frothos Tochter ein. Da fährt dieser zornig auf: man halte ihn wohl für einen Schmarotzer, der dem Geruche fremder Küchen nachlaufe! Als aber Helgo ihn

nun um Hilfe in dem bevorstehenden Kampfe bittet, ist Starkadr plötzlich umgewandelt und verspricht ihm freundlich, zu helfen. An Ingells Hofe tadelt er heftig die dortige Schlemmerei und Schwelgerei und verlangt für sich Bauernkost; er sei gekommen um des Sohnes seines Freundes Frotho willen, nicht der Schlemmerei wegen. Die Königin will ihn mit einer kostbaren Binde besänftigen, aber diese wirft ihr Starkadr ins Gesicht, da sein narbiges Haupt solchen Schmuck nicht trage. Dieser einfache, mäßige Sinn hatte seinen tieferen Grund in der ernsten und sittenstrengen Lebensauffassung Starkadrs. Letztere äußerte sich auch in seinem hohen Ehrgefühl, sowie in seiner unwandelbaren Freundestreue und dankbaren Gesinnung. Nirgends tritt das leuchtender hervor als in seiner Haltung gegen seinen königlichen Freund Frotho und dessen Familie. Dieser hatte ihn einst bei einem Schiffbruch gastlich aufgenommen und zum Abschied mit einem Schiff beschenkt. Das vergaß ihm Starkadr nie. Frotho wurde, wie gesagt, plötzlich verräterisch getötet. Seinem entarteten Sohne Ingell setzte Starkadr in seiner derben Weise ordentlich den Kopf zurecht und erweckte seinen guten Geist, so daß er reuig Sinn und Leben änderte. Frothos verwaiste Tochter Helga wuchs ohne Erziehung und Aufsicht auf. Daher ließ sie sich, ihre edle Abkunft und weibliche Scham vergessend, mit einem unedlen Goldschmied ein und wohnte bei diesem. Kaum hatte Starkadr davon gehört, als er sofort nach Dänemark fuhr und das Haus des Goldschmieds betrat. Er hat seinen Hut tief ins Gesicht gedrückt und trägt Bettlergewand, um den Schmied unerkannt zu beobachten, und sieht, wie er sein Haupt in den Schoß der Königstochter legt und sich von ihr das Haar schlichten läßt. Das ist zu viel! Der verhaltene Grimm bricht hervor, Starkadr wirft die Hülle ab und beraubt den Schmied zu schimpflicher Strafe mit dem Schwerte der Sitzteile. Auch der entarteten Königstochter gab er handgreifliche Lehren, redete ihr darauf gründlich ins Gewissen und besserte sie bald, so daß sie den Schmied verließ und den edlen Helgo heiratete. Wie Starkadr dann dem Helgo gegen die neun Brüder treu zur Seite stand, nur um Helga, der Tochter seines Freundes, willen, ist schon erzählt worden. Hier zeigte er ein herrliches Gemüt in rauher Schale. Auch erkennen wir aus dieser Geschichte sein Gefühl für Ehre und seinen Stolz auf edle Abkunft. Darin war er ein Sohn seiner Zeit. Von jeher war dem germanischen Volksstamm Familien- und Ahnenstolz eigen. Darum wies der schwerverwundete Starkadr nach der Schlacht gegen die neun Brüder dreimal die Hilfe Vorübergehender ab, weil sie aus unedlem Geschlecht waren. Erst ein freier Jüngling durfte ihm helfen. Trotz aller seiner Vorzüge hatte aber auch dieser Heros seine Schwächen,

wie alle anderen Menschen. Dadurch rückt er uns menschlich näher und erweckt reinmenschliches Interesse, wie die meisten der dargestellten nordischen Helden. Sein Leben verlief nicht tadelfrei, es war befleckt durch drei „Nidingswerke" (Schandthaten). Aber die fatalistisch angehauchte nordische Sage machte letztere zu Starkadrs Verhängnis, nicht zu seiner Schuld. Bei seiner Geburt bestimmten die Götter Starkadrs Schicksal: Odin gab ihm drei Menschenalter, Thor jedoch, der ihn als einen Riesensohn haßte, drei Nidingswerke, die der Held vollführen mußte. Er tötete verräterisch den norwegischen König Vikar auf einer gemeinsamen Wikingsfahrt, darauf ebenso hinterlistig als ein für 120 Pfund Goldes gedungener Meuchelmörder den bei den Häuptlingen verhaßten dänischen König Olo; seine dritte Schandthat bestand wohl aus einer feigen Flucht aus einer Schlacht. Besonders die zweite That rief tiefe Reue und Scham in ihm hervor, so daß er oft über sie weinte. In seinem Lebensabend entschloß er sich, seine Schuld zu sühnen. Als lebensmüder, blinder Greis hing er sich den Blutsold von 120 Pfund Goldes um den Hals, gürtete zwei Schwerter um und wanderte auf zwei Krücken umher, um sich mit dem Gelde einen Mörder zu kaufen. Da kommt Hather daher, dessen Vater Starkadr einst erschlagen hat. Diesen bittet jener, ihn für den Blutsold zu erschlagen. Schnell reicht er ihm das Schwert, beugt den Nacken und empfängt mit dem eigenen Schwerte den Todesstreich. So hat er seine Schuld gesühnt und wurde, wie so mancher der nordischen Recken, schließlich zu einem tragischen Helden.

9. Überblick über die handelnden Personen der übrigen, besonders der kleineren altnordischen Sagas.

A. Die Männergestalten.

Zunächst sei die interessante Thatsache erwähnt, daß sich in den nordischen Sagen einige Seitenstücke zu Uffo, dem Sohne des blinden Königs in Uhlands bekannter Ballade, finden. Solche Uffogestalten sind, wie Uhland ausführt (Schriften I, 228), der germanischen Sage eigentümlich, d. h. Helden, die sich in der Jugend stumm und träge anlassen, bis plötzlich ihre angeborene Trefflichkeit und ihr stillgenährter Heldengeist aus dem Schlummer aufwacht.[1]) Derartige „werdende Charaktere" sind folgende drei. Nach der im 10. Jahrhundert spielenden und um 1240 niedergeschriebenen Viga Glumssaga[2]) schien aus Glum, dem Sohne eines isländischen Bezirksvorstehers, nichts werden zu wollen,

---

1) Vergl. meinen oben citierten Aufsatz L. L. Heft 59, S. 57.
2) Mogk S. 121. Müller-Lachmann S. 51.

da er still war und die Gesellschaft völlig mied. Darum mußte seine Mutter, die nach ihres Mannes Tode nur diesen einen Sohn bei sich hatte, von bösen Nachbarn viel Unrecht leiden. Glum schiffte, 15 Jahre alt, nach Norwegen zu seinem mütterlichen Großvater Vigfus, der aber gegen den tölpischen Jüngling kalt war. Als einige Zeit nachher ein Berserker in die Halle des Vigfus kam und trotzig dessen Helden zum Zweikampfe aufforderte, waren diese alle furchtsam, aber Glum sprang zu aller Erstaunen plötzlich auf, fuhr auf den Berserker los und setzte ihm mit Schlägen so zu, daß er tags darauf starb. Da erkannte ihn Vigfus für sein Blut, setzte ihn neben sich auf den Hochsitz und schenkte ihm ein berühmtes, altes Ahnenschwert. Später zieht Glum zu seiner Mutter zurück und wird ein berühmter Held.

Thorstein, der Held der Svarfdälasaga, welche um 1300 nach alten Liedern und Erzählungen entstand und deren historischer Kern auf das 9. und 10. Jahrhundert zurückgeht (Mogk S. 121; Müller-Lachmann S. 216), lag nach der humorvollen Schilderung der Saga „in seiner Jugend, so lang er war, zwischen den Hochsitzpfeilern, den Aschenhaufen auf der einen, das Feuer auf der anderen Seite; man fiel über seine Füße, und alle hielten ihn für einen Dummkopf". Doch sein Bruder, ein betriebsamer Kaufmann, weckte sein Ehrgefühl; Thorstein stand auf, mußte sich waschen und mit zur See gehen. Er wurde dann ein tüchtiger Wiking, wanderte später nach Island und nahm das Svarfthal in Besitz.

Ein anderer Thorstein, von dem uns die Vatnsdälasaga erzählt (Müller-Lachm. S. 103; übers. v. Lenk, Leipzig, Reklam), „lag noch im 18. Jahre an der Feuerstelle und füllte am Backofen seinen Bauch". Deswegen tadelt ihn sein Vater heftig. In seiner Jugendzeit habe jeder nach Ruhm und Gut gestrebt, und auch er selbst habe Ansehen und Vermögen auf Wikingsfahrten gewonnen. Sein Sohn solle es seinen Ahnen gleich thun. Da steht Thorstein erbittert auf, geht hinaus in den Wald, wo gefährliche Räuber hausen, durchbohrt einen von ihnen und wurde später durch Heldenthaten und große Wikingsfahrten hochberühmt.

Während wir in den eben besprochenen größeren Sagas vorwiegend edlen, oft tragischen Gestalten (Gunnar, Nial, Gunnlaug, Kiartan, Hjalmar, Thorolf) begegneten, sollen nun auch solche von roher, mordlustiger Gesinnung nicht übergangen werden. Dahin gehört der streitsüchtige Vigastyr der gleichnamigen Saga (Müller-Lachm. S. 26), welcher sich rühmte, 33 Männer erschlagen zu haben, ohne je Buße zu zahlen, ein Mann von unverbesserlicher Wildheit, dabei übermütig, ungerecht, höhnisch und herausfordernd. Der streitbare Valnaliot (a. a. O. S. 69) gab schon

durch seine Tracht seine Stimmung zu erkennen. Ging er in kurzem Kleide mit einer Axt an eisernem Schaft, so hatte er Lust zu morden; trug er ein braunes Kleid, einen Streithammer in der Hand, so war er guter Laune. Broddhelga und Geiter (a. a. O. S. 72) sind zwei rohe, raublustige Wikinger. Der Held und Skalde Gretter (Müller S. 184, Mogk S. 120) war schon als Kind unbändig, grausam und wild, da er im Alter von 10 Jahren den Gänsen seines Vaters die Flügel zerbrach und die Küchlein tötete. Da er riesenstark und blutdürstig war, schlug er später auf seinen Reisen viele tot und lag immer mit anderen im Streit. Zuletzt sühnte er seine Schuld durch ein sehr trauriges Ende. Weniger mordlustig als vielmehr ein unbändiger Kraftmensch war jener Thorgeir der Fostbrödrasaga (Müller S. 113, Mogk S. 119), welcher sogar seinem Blutsbruder Thormod einmal eine beiderseitige Kraftprobe anbot. Aber dieser nahm ihm die Herausforderung zum Zweikampf unter Blutsbrüdern sehr übel und trennte sich von ihm. Mehr zu einem Ritter Blaubart hatte sich Thorbiörn entwickelt (Havardarsaga, Müller S. 197, Mogk S. 119). Er war ein mächtiger, aber ungerechter isländischer Häuptling, welcher Frauen und Jungfrauen raubte, einige Zeit bei sich behielt und dann wieder zurückschickte. Gestalten von wahrhaft niedriger Gesinnung sind die oben charakterisierten Rafn, Bergaumund, Bolle. Noch schlimmer war der Isländer Gudmund der Mächtige (Anf. des 11. Jahrh.), dessen Leben in der um 1230 aufgezeichneten Ljosvetningasaga erzählt wird (Müller S. 96, Mogk S. 121). Der Aufbau der Handlung in dieser Saga erinnert lebhaft an den Konflikt im Nibelungenliede. Aus dem Streit zweier Frauen über den Wert und die Vorzüge ihrer Männer entsteht eine erbitterte Feindschaft zwischen den Familien, welcher viele zum Opfer fallen. Gudmund hat einen ausgeprägt niederträchtigen Charakter. Schon als Knabe ist er dumm und einfältig, wie eine originelle, von der Saga anschaulich erzählte Geschichte zeigt. Einst schläft sein geliebter Erzieher, in der Sonne liegend. Als Gudmund die Fliegen von seinem kahlen Scheitel verjagt, sagt sein Bruder Einar, er solle doch einmal mit der Axt auf den Scheitel hauen. Der Knabe thut's in seiner Einfalt und ist dann ganz betroffen über die Folgen seiner That. Später wurde er ein reicher Mann und Bezirksvorsteher, aber man sagte im Volke, er sei feige und unverständig; trotzdem (oder vielleicht gerade deswegen) war er hochmütig, heftig und von sich eingenommen. Durch Weibergezänk von diesem seinem Ruf unterrichtet, verfolgt er zwei Männer, welche ihren Frauen davon erzählt haben, mit kleinlicher Rachsucht. Und doch haben beide, Thorer und Thorkel, nur die Wahrheit gesagt. Aber als kleiner, beschränkter Geist kann Gudmund eben die Wahrheit nicht vertragen. Aus Wut und gekränktem Stolz

rächt er sich an beiden, wobei er heuchlerisch als Grund angiebt, die Beleidigung seiner Frau rächen zu müssen. Als Thorer ihn fordert, weiß er den Zweikampf feige zu hintertreiben und erreicht es, daß Thorer Buße zahlen und das Land auf drei Jahre verlassen muß. Bei der Rache an Thorkel wird er zum hinterlistigen Meuchelmörder. — Ein anderer Isländer, Orm, beging Sippenuntreue, ein für germanische Begriffe sehr schweres Verbrechen, indem er die Braut seines Bruders liebkoste und allerhand Zärtlichkeiten sich erlaubte. Doch der Vater der Braut, ein sittenstrenger Mann, greift, davon unterrichtet, den Ungetreuen sofort an und tötet ihn (Thordsaga, Müller S. 199). Untreue gegen den Freund verübt Einar, der mit Thorstein nach Norwegen fuhr, dann aber, als letzterer erkrankte, allein zurückkehrte, seinen Freund für tot ausgab und dessen Braut heiratete. Diese niederträchtige That mußte er mit dem Tode büßen, da Thorstein ihn dafür erschlug. Hierauf begab sich Thorstein in fünfjährige Verbannung. Als er zurückkehrte, bot er vergebens dem Vater des Erschlagenen Wergeld an. Da legte er sein Haupt in den Schoß des Vaters, wodurch er sein Leben in dessen Gewalt gab. Durch diesen hohen Sinn und das Gerechtigkeitsgefühl Thorsteins tief ergriffen, verzieh ihm der Alte und setzte ihn sogar zum Erben ein (Müller S. 254).

Dieses Beispiel Thorsteins zeigt, daß man nicht jeden Totschlag jener Zeit als ein Zeichen verworfener Gesinnung auffassen darf. Leicht brausten damals die Gemüter bei Beleidigungen auf, und nichts war mit ihrer Gesinnung unvereinbarer, als Unrecht oder ungerechte Beleidigungen zu ertragen. Man war damals zur Selbstjustiz berechtigt, und auf dieser beruht auch die Blutrache. Quelle dieser Rachbegierde war das stark entwickelte germanische Rechts- und Ehrgefühl, welches Genugthuung forderte. Dagegen waren Hinterlist, Meuchelmord und Mordbrennerei bei Ausübung der Rache entehrend. Diesen Sinn für Gerechtigkeit besaß z. B. Gest in der erwähnten Vigastyrssaga (Müller S. 26). Styr hatte Gests Vater getötet, zahlte aber nicht nur keine Buße, sondern trieb noch obendrein mit Gest, den er für schwach hielt, grausamen Spott. Doppelt gekränkt und beleidigt, schlägt Gest den hochmütigen Gegner nieder und entflieht. Als Styrs Sohn ihn verfolgt, rettet Gest diesen einmal beim Schiffbruch, hat zweimal Gelegenheit, für seinen Gegner, der unterwegs von andern getötet werden soll, Fürbitte einzulegen und ihn dadurch vom Tode zu erretten, ja er schenkt ihm zuletzt Reisegeld für die Heimfahrt. Diese Beweise von wahrhaft hochherziger, großmütiger und edler Gesinnung bewegen denn auch seinen Gegner zum Gelöbnis, nie wieder ihm nach dem Leben trachten zu wollen. Von keineswegs unedlen Motiven wurden

auch Helge und Grim geleitet (Droplaugarsonasaga, Mogk S. 122, Müller S. 63), als sie in jugendlichem Alter einen Knecht töteten, weil er von ihrer Mutter schlecht gesprochen hatte, und später einen Mann erschlugen, weil er trotz ihrer Warnung unerlaubten Umgang mit der Frau eines anderen unterhielt. Endlich zeigte auch Biarme in der erwähnten Broddhelgasaga (Müller S. 72) einen durchaus edelmütigen Charakter, trotz der Blutrache, die er an dem Mörder seines Vaters übt. Sofort nach derselben sucht er sich mit dem Sohne des von ihm Getöteten auszusöhnen, doch vergeblich. In dem darauf folgenden Zweikampf werden beide verwundet. Biarme wird von seinem tüchtigen Hausarzt bald geheilt und schickt dann denselben seinem Gegner, der lange an seiner Wunde krank darniederlag. Als dieser nun auch gesund geworden, aber durch seine lange Krankheit verarmt ist, nimmt Biarme ihn auf seinen Hof, wo sie sich bald ganz aussöhnen. So zeigt sein Thun eine eigenartige Mischung von urgermanischem und christlichem Wesen.

Als tadellose, gesinnungsvornehme und charaktervolle Heldengestalten haben wir schon oben kennen gelernt den Gunnar, Nial, Gunnlaug, Gueldulf, Thorolf, Grim, Egil, Arinbjörn, Kiartan, Ragnar, Harald Hildetand, Starkadr. Dazu kommen noch viele andere. Kormak, der 967 gestorbene Held der Kormakssaga (Mogk S. 120, Müller S. 105), ist ein zweiter Taillefer: er begleitet den König Harald Graurock nach Irland und singt viele Lieder bei Sturm und Streit; in allen erwähnt er seine Geliebte Steingerda. Seine Lebensgeschichte ist ein Roman. Da er den verabredeten Termin der Rückkehr versäumt, verheiratet sich seine Geliebte mit einem andern. Trotzdem führt das Geschick die beiden Liebenden öfters wieder zusammen, doch Kormak ist hierbei stets sittenstreng. Zuletzt rettet er sie und ihren Mann, die von Wikingern überfallen sind, und führt sie ihrem Ehegatten wieder zu, so daß letzterer gerührt ihm seine alte Geliebte überlassen will. Kormak nimmt's aber nicht an, da das Schicksal es anders gewollt habe. — Hierbei soll auch gleich ein anderer, zweiter Taillefer erwähnt werden, nämlich Thormod aus der erwähnten Pflegbrudersaga. Er war Skalde des norwegischen Königs Olaf des Heiligen und mußte in einer Schlacht innerhalb der den König verteidigenden Schildburg seiner tapfersten Recken stehen, um nachher die ganze Schlacht zu besingen. An dem Morgen dieser Schlacht ging Thormod vor dem Heere her, wie Taillefer, und stimmte ein Schlachtlied an, so laut, daß es das ganze Heer hörte. Dann stritt er tapfer an des Königs Seite, und als der König fiel, wollte auch er nicht mehr leben; bald traf ihn ein tödlicher Pfeil. — Welche unzerstörbare Willenskraft in einem

nordischen Helden steckte, zeigte der bejahrte Skalde und Kämpe Havard in der erwähnten Havardarsaga, welcher um 1000 lebte. Als sein Sohn von Thorbiörn erschlagen worden war, ritt er zu dem Mörder hin und forderte Wergeld. Hier übermütig verhöhnt und abgewiesen, verklagte er den Mörder vor dem Thing, bekam aber auch hier kein Recht, sondern wurde von seinem Gegner obendrein geschlagen. Krank vor Ärger und infolge seines hohen Alters lag Havard ein Jahr zu Bett. Als er aber eines Tages hörte, daß sein Feind Thorbiörn vorbeisegele, durchströmte plötzlich die Kraft seiner Jugend seine welken Glieder; er stand von seinem Lager auf, ergriff die Waffen und übte Blutrache an dem Mörder seines Sohnes. — Ein Held, der sich selbst sein Glück erkämpfte, war der starke Finnboge, der Hauptheld der Finnbogasaga (Müller S. 207, Mogk S. 120). Sein abenteuerlicher Kampf mit einem Bären wird mit reizender Naivetät und Anschaulichkeit geschildert, desgleichen die drei ihm aufgegebenen herkulischen Arbeiten, durch die er sich sein Lebensglück erringt. Eine nach Gesinnung und Thaten ritterliche Erscheinung ist Bödvar in der Hrolfssaga (Uhland VII, 138 flg., Mogk S. 133). Er tritt für den armen, gemißhandelten, schwachen Höttr mutig unter eigner Lebensgefahr ein, verbessert dadurch dessen Los, wird dann der tapferste Kampfgenosse Hrolf Krakis, an dessen Seite er stets kämpft, und fällt zuletzt mit ihm, treu bis in den Tod, in ehrenvollem Kampfe. Ein gleich vornehmer Held war sein Herr, der Dänenkönig Hrolf Kraki, dessen Leben sagenhaft ausgeschmückt ist. Er war einer der berühmtesten nordischen Helden, tapfer und großmütig, freigebig und gerecht, ein Ritter ohne Furcht und Tadel. In gemeinsamen Kämpfen hatte sich seine „Tafelrunde“, seine 12 Kampfgenossen, zu einer unzertrennlichen Genossenschaft zusammengeschlossen, deren siegreiche Kämpfe erzählt werden. Tragisch ist ihr gemeinsamer Untergang. Hrolf wird am Julfest von einem Feinde überfallen und nach tapferster Gegenwehr erschlagen. Seine Leiche liegt auf der Walstatt inmitten der Leichen seiner 12 Kämpen, die ihre Treue mit dem Tode besiegelten.

Doch um die Schilderung der nordischen Männergestalten nicht so tragisch zu schließen, soll zum Schluß der nordische Adonis erwähnt werden. Das war der schöne Ingolf der Vatnsdälasaga, der „so schön war, daß alle Jungfrauen mit ihm tanzen wollten, selbst die alten Frauen mit zwei Zähnen im Munde“. Als dieser Liebling aller Frauen starb, „wünschte er auf einem Hügel am Wege begraben zu werden, damit die Mädchen des Vatnsthales sich seiner desto länger erinnern möchten“ (Müller S. 103). Damit sind wir zu unserm letzten Abschnitt gekommen.

B. Die Frauengestalten.

Man hat gesprochen und spricht auch heute noch von zwei germanischen Frauenidealen, dem Ideal der „deutschen Frau" und der „neuen Frau". Mit jenem bezeichnet man den Typus der bescheidenen, demütigen, sich unterordnenden, in häuslichem Kreise still sorgenden Jungfrau, Mutter und Hausfrau, mit diesem den Typus der Herrin und Gebieterin, der kühnen, starken Kämpferin, in welcher ein Stück Walkürennatur steckt. Jenes Ideal werde repräsentiert durch ein Gretchen, eine Friederike, eine Lotte, dieses durch eine Brunhild, eine Jungfrau von Orleans, eine Maria Stuart, eine Gertrud Stauffacher. Beide Ideale sind aber uralt und bestehen nebeneinander in der Litteratur aller Völker, wie eine Penelope neben einer Helena.[1] Auch die altnordischen Frauencharaktere zeigen Vertreterinnen beider Ideale, allerdings dem nordischen Charakter entsprechend vorwiegend „Walkürennaturen". Einen selbstlosen, edlen, sanften Charakter verrät jene Ingeborg in der Laxdälasaga (s. ob. Nr. 3). Obwohl sie den herrlichen Kiartan innig liebt, entsagt sie doch ihrem Glücke und sendet durch ihn ihrer glücklicheren Nebenbuhlerin aufrichtige Glückwünsche und ein kostbares Geschenk. Ihr sanfter Charakter wird erst in das rechte Licht gesetzt durch ihr Gegenbild, die stolze, herrische und selbstsüchtige Gudrun derselben Saga, welche, um die ersehnte Verbindung mit ihrem leidenschaftlich geliebten Kiartan durch Lüge und Täuschung eines andern betrogen, nicht eher ruht, als bis sie in furchtbarer Eifersucht den schuldlosen Kiartan vernichtet hat, weil er sich später mit einer anderen vermählt. Von weichem, tiefem Gemüt ist auch die Ingeborg der Hervararsaga (s. ob. Nr. 4). Der Gram über den Tod ihres geliebten Hjalmar bricht ihr das Herz. Eine ähnliche Gemütsart hat Helga, Egils Enkelin, in der Gunnlaugssaga (s. ob. Nr. 2). Da ihr inniggeliebter Gunnlaug nicht zur Zeit zurückkehrt, heiratet sie, nur dem Drängen ihrer Verwandten folgend, einen andern. Aber sie bleibt im Herzen jenem stets treu bis zu ihrem frühzeitigen Tod. Wie kräftig hebt sich von dem weichen Wesen dieser stillen Dulderin die starke Natur jener Signe (Uhland VII, 229) ab! Sie liebt den Hagbarth, weil er ein tapferer Held ist, und zieht ihn deshalb trotz seines rauhen Aussehens einem anderen schönen, aber schwächlichen Bewerber vor. Als Hagbarth gefangen und zum Tode verurteilt wird, will auch sie nicht mehr länger leben. Freiwillig folgt sie dem Geliebten in den Tod. Während sie die Treue einer Braut darstellt, ist Bergthora als Gattin treu bis zum Tode (s. ob. Nr. 1). Sie zeigt überall jenen festen, ernsten,

---

1) Vergl. Richard M. Meyer in Westermanns Monatsheften 1898, S. 591 flg.

hausmütterlichen Charakter, welcher vielfach nordischen Frauen eigentümlich ist. Im Leben stets eine treue, wahre Genossin ihres Gatten, teilt sie freiwillig auch sein tragisches Lebensende. Endlich fehlt auch nicht ein Beispiel der starken Treue und Liebe der Tochter zu ihrem Vater. Es ist die oben charakterisierte Thorgerd, deren thatkräftiges Familiengefühl dem Vater das Leben rettet (s. ob. Nr. 5). Daß Frauen von so starken Gefühlen und Leidenschaften auf der Blutrache bestanden, wird uns nicht auffallend erscheinen. In der Heidarvigasaga (Müller S. 31) erhält Bard von seiner Mutter eine Ohrfeige, weil er keine Blutrache für seinen ermordeten Bruder ausübt; als ihre Söhne sich hierzu anschicken, geht es ihr zu langsam, so daß sie dieselben zur Eile mahnt und aufreizt. In der Nialssaga (s. ob. Nr. 1) betreibt Hildigunna die Blutrache für ihren getöteten Gatten. Ebendieselbe zeigt uns einen weiteren, den nordischen Frauen eigentümlichen Charakterzug, den Stolz und Ehrgeiz; denn sie will nur einen ebenbürtigen Mann heiraten. Den Ehrgeiz, einen tapferen Mann zu haben, besaß die erwähnte Signe. Dieser Ehrgeiz war bekanntlich auch der hervorstechendste Charakterzug der Brynhild. Astrid, die Schwester des Olof Tryggvason, wollte lieber noch einige Jahre warten, als die Hausfrau eines unebenbürtigen Mannes werden. Der Ehrgeiz, den tapfersten und klügsten Mann zu haben, entzweite auch Thorlaug, die Frau des oben erwähnten Gudmund, und Geirlaug, die Frau Thorers, und führte jene tragische Verwickelung herbei. Olufa redet ihren Mann Thorhall mit harten Worten an, weil er aus Furcht nicht wage, seinen Gastfreund Thord zu verteidigen. „Übel ist das Weib verheiratet, das dich erhalten hat, du Prahler und mutloser Mann“, sagt sie (Thord Hrädessaga). Audur sagt in der Orkneyingasaga ihrem Sohne, es sei besser, mit Ehren zu sterben als mit Schande zu leben. Das erinnert uns lebhaft an die Gemütsart der alten Spartanerinnen. Ein echtes germanisches Weib von Ehrgefühl und Stolz, von Sittenstrenge und Gattentreue haben wir schon in jener Aslaug, der Gattin Ragnars, kennen gelernt (s. ob. Nr. 6). Eine selbständige, kluge und äußerst energische Frau war Thorburg, die Gattin des Häuptlings Wermund, in der Grettissaga, welche durch ihren festen, männlichen Charakter große Macht über ihren Mann ausübt. Solche Frauengestalten sind in der nordischen Sage nicht selten, ja manche schwingen sogar heftig den Pantoffel. Der Isländer Thorhall gestand offen, daß es bei ihnen Brauch sei, daß seine Frau regieren wolle (Thord Hrädessaga). Am weitesten in dem Weiberregiment ging zweifellos Asgerd, die ihren Mann, welcher aus Zorn über ihr Betragen ihr nicht gestatten wollte, das Bett mit ihm zu teilen, schließlich dazu zwang

(Gisle Surssonssaga). Frauen von so starker Leidenschaft und so energischem Auftreten ließen sich öfters von ihrem jähzornigen Temperament hinreißen. Dafür möchten wir zum Schluß einige Beispiele anführen, die eine stete Steigerung dieser Heftigkeit darstellen. Die gewaltthätige Aude reizt fortwährend durch ihren Übermut ihren Mann und wirft sogar mit Steinen nach ihm, so daß er sich von ihr scheiden läßt (Heidarvigasaga). In der Egilssaga hintertreibt die ungerechte Gattin des Königs Erich Blutaxt, Gunhild, eine richterliche Entscheidung und zeigt sich gegen Egil unversöhnlich und blutdürstig. Schlimmer ist die oben geschilderte furchtbare Gudrun, der in ihrer Eifersucht kein Mittel zur Rache zu schlecht ist (Laxdälasaga). Noch schlimmer ist die lüsterne, rachsüchtige Hallgerda der Nialssaga, eine wahre Teuflin in menschlicher Gestalt, am furchtbarsten aber und schon übermenschlich und unnatürlich ausgestaltet ist die Figur der Hervör (s. ob. Nr. 4). Unwillkürlich wenden wir den Blick zurück und vergleichen sie mit den Gestalten der beiden sanften Ingeborg, um zu konstatieren, daß die altnordischen Frauen eine sehr interessante Stufenleiter der verschiedenartigsten Charaktere und Temperamente darstellen. Damit kommen wir zum Schluß, nämlich zu dem Wunsche, daß die Abhandlung den Nachweis geliefert haben möge, daß die altnordischen Frauen und Männer, weit entfernt, leere Schemen zu sein, vielmehr bei einer ernsteren und eingehenderen Prüfung ihrer Charaktere uns als Helden wie als Menschen ein hohes Interesse abnötigen, und daß sowohl die Individualität ihres Charakters als auch die Kunst der Charakteristik seitens der Sagaerzähler geeignet ist, eine gleichstarke Wirkung auf Geist und Gemüt des Lesers auszuüben.

Zum hundertsten Geburtstag Heinrich Heines.

Von Prof. Dr. **Primer** in Frankfurt a. M.

Kaum giebt es einen Dichter dieses Jahrhunderts, der so heiß geliebt und so leidenschaftlich gehaßt worden ist wie Heinrich Heine. Eine seltene Vereinigung von Vorzügen und Fehlern macht es heute noch schwer, ihm gerecht zu werden und ein ruhiges, objektives Urteil über ihn abzugeben. Von der Jugend wird er nach wie vor fast vergöttert, und es giebt in Deutschland unter den Gebildeten kaum einen Jüngling, kaum eine Jungfrau, die nicht einmal für Heine geschwärmt hätten. Wer dagegen in reiferem Alter Charakter und Ernst von einem Dichter verlangt, wem Gott und Vaterland heilige, unantastbare Begriffe sind, den sehen wir oft sich mit Zorn von einem Dichter abwenden, dem diese Begriffe leerer

Schall waren. Wir verstehen es, wenn ihm aus diesem Grunde erbitterte Feinde erwachsen sind; ihm aber — wie dies oft geschieht — seine jüdische Abkunft zum Vorwurfe zu machen, ist nach unserer Ansicht sehr verkehrt. Mit demselben Rechte könnte man ihm zum Vorwurf machen, daß er geboren ist. Er kann weder für das eine, noch für das andere. Wofür man aber nichts kann, darüber, sagt Lessing, darf man den Menschen auch keinen Vorwurf machen.

Wer Heine gerecht werden will, der muß ihn nicht als Persönlichkeit an sich, sondern als Produkt seiner Zeit, oder, wie es modern heißt, seines „Milieus“ beurteilen. Nur so kann man seine Verirrungen begreifen, und sie begreifen heißt auch, sie zwar nicht beschönigen, aber sie entschuldigen.

Heine wurde am 13. Dezember 1799 zu Düsseldorf geboren. Andere sagen 1797. In den Memoiren des Herrn von Schnabelewopski sagt Heine, er wäre einer der ersten Männer des Jahrhunderts, nämlich in der Neujahrsnacht 1800 geboren. Sein Vater war geistig unbedeutend, seine Mutter dagegen eine reich begabte, hochgebildete Frau. Seine Heimat war von 1806 bis 1813 französisches Land. Dem französischen Eroberer dankten die Juden die Gleichstellung mit den Christen. Als Düsseldorf wieder preußisch wurde, verloren sie wieder ihre Freiheiten. Hieraus erklärt sich wohl schon zum Teil seine schwärmerische Liebe für Napoleon und seine tiefe Abneigung gegen Preußen. Zehn Jahre alt, kam er aufs Gymnasium. 1815 nahm ihn sein Vater mit zur Messe nach Frankfurt a. M. Hier sollte er Kaufmann werden. Da er sich als solcher nicht besonders gefiel, brachten ihn seine Eltern nach Hamburg zu seinem Oheim Salomon Heine, dem Vorsteher eines bedeutenden Handelshauses. Als er aber auch hier keine Neigung zum Kaufmannsstande zeigte, bewilligte ihm sein Oheim die Mittel zum juristischen Studium. Er ging zunächst nach Bonn und hörte neben juristischen Kollegien auch solche über Philosophie und Litteratur. Dann ging er nach Göttingen und 1821 nach Berlin. Hier wurde er mit der Hegelschen Philosophie bekannt und in das Haus Varnhagens eingeführt, wo er dessen geistreiche Gattin Rahel und die bedeutendsten Dichter und Schriftsteller seiner Zeit kennen lernte. 1824 kehrte er als Doktor der Rechte ins Elternhaus zurück.

In Hamburg faßte er leidenschaftliche Liebe zu der ältesten Tochter seines Oheims, Amalie, und als diese seine Neigung nicht erwiderte, zu deren Schwester Therese. Aber auch diese schenkte ihr Herz einem andern. Im Jahre 1825 trat er zur christlichen Kirche über. Er gestand freimütig ein, daß er sich zu diesem Schritt nur durch äußere Vorteile entschlossen hatte. Die christliche Kirche schmähte er nach wie vor. In ihm stritten sich warme Begeisterung für Luther, den Gründer des

Protestantismus, Vorliebe für das Ritual der katholischen Kirche und gewohnheitsmäßiges Festhalten an dem Glauben seiner Väter. Immer mehr und mehr hatten ihm inzwischen seine unglückliche Liebe, die fehlgeschlagenen Hoffnungen hinsichtlich einer Anstellung und die Ärgernisse wegen seines Religionswechsels Deutschland verleidet. Er begab sich daher auf Reisen. Nachdem er kurze Zeit Redakteur der „Politischen Annalen" in München gewesen war, siedelte er 1831, bald nach Ausbruch der Julirevolution, für die er sich glühend begeisterte, nach Paris über. Hier, hoffte er, werde eine neue Ordnung der Dinge beginnen. Sofort nahm er sich vor, ein tapferer Verfechter der heiligen Rechte der Menschheit zu werden. Das großstädtische, leichtlebige Treiben in Paris behagte ihm sehr. Er glaubte auch von hier aus am ungefährdetsten seine politischen Kämpfe gegen Deutschland fortsetzen zu können. Er faßte hier Liebe zu einer schönen, aber ungebildeten Französin, Eugenie Mirat, die er gewöhnlich Mathilde nennt. Er heiratete sie 1841 und blieb ihr bis zum Tode in inniger Liebe ergeben. Nach einiger Zeit schriftstellerischen Wirkens erhielt er von der französischen Regierung die für ausländische Schriftsteller ausgesetzte Pension von 4800 Fr. Daß er dadurch in eine gewisse Abhängigkeit kam, ist natürlich.

Im Jahre 1843, nach zwölfjähriger Abwesenheit, begab er sich auf kurze Zeit nach Deutschland. Doch da es ihm auch jetzt in seinem Vaterlande nicht gefiel, kehrte er wieder nach Paris zurück. Gleich darauf starb sein Oheim, ohne ihm testamentarisch die bis dahin gezahlte jährliche Rente von 4000 Fr. gesichert zu haben. Dies versetzte Heine geradezu in Wut. Sein Augenleiden, wie sein allgemeines Befinden verschlimmerte sich bei den nun folgenden ärgerlichen Auseinandersetzungen mit den Verwandten von Tag zu Tag. Ein schlagartiger Zustand ergriff ihn, er war wie gelähmt. In seinem Leiden wurde er, der religiöse Spötter, ein eifriger Deist. Er las täglich in der Bibel und suchte Trost im Gebet. So recht ernst war es ihm aber mit seiner Bekehrung nicht. Denn wenn er auch sagt, seine früheren Ansichten seien sündhafte Irrtümer gewesen, jetzt sei er zur Religion zurückgekehrt, so setzt er doch gleich hinzu: „Ich habe mich dem alten Aberglauben, dem persönlichen Gotte, wieder zugewandt". Er starb nach unsäglichen Leiden am 16. Februar 1856 in Paris.

Eine kleine Sammlung von Gedichten, die Heine 1821 herausgab, lenkte sofort aller Augen auf den neuen Dichter. Man merkte, daß man es hier mit einem ganz besonderen Original zu thun habe. Der vernichtende Witz, die rücksichtslose Subjektivität, der wunderbare Zauber der Sprache waren ganz neu. Seine erste größere Arbeit ist das Trauerspiel Almansor. Er giebt hierin seinem Haß gegen das Christentum scharfen

Ausdruck. Die dramatischen Gestalten sind wenig plastisch. Höher steht schon die Tragödie William Ratcliff. Sein Liebesschmerz wegen der nicht erwiderten Liebe zu Amalie Heine spricht sich hier aus. Beide Stücke sind in schönen Versen gedichtet, haben aber kaum dichterischen Wert. — Der in dieser Zeit entstandene Rabbi von Bacharach blieb Fragment. — Bedeutenden Erfolg hatten gleich bei ihrem Erscheinen die Reisebilder, die Harzreise und die Nordseebilder. Der damals ganz neue Ton, der witzige Übermut, der alles Bestehende verspottete, riß besonders die Jugend im Sturm mit sich fort. Das größte Aufsehen erregten „Die Ideen", oder das Buch „Le Grand", das um so eifriger gelesen wurde, je mehr es verfolgt und verboten wurde. Vieles in ihm ist mit einer bis dahin noch nicht gehörten Frechheit gesagt. Da aber auch hier sich Geistes- und Witzesfunken in Menge finden und er auch wirklich als tapferer Krieger im Befreiungskampfe der Menschheit streitet, so wurde das Werk geradezu verschlungen. Es findet sich aber auch so viel Gemeines und Zotiges, daß ein feinerer Geschmack doch an dem Werke keine dauernde Freude hat. Die Ironie spielt auch hier eine große Rolle, und es läßt sich oft nicht erraten, wo es dem Dichter Ernst ist und wo nicht; oft, so scheint es, hat er das selbst nicht gewußt. Seine fast göttliche Verehrung Napoleons und sein giftiger Haß gegen Preußen sind uns heute fast unverständlich und wohl nur durch die Misere seiner Zeit erklärbar. Die Memoiren des Herrn von Schnabelewopski, die Reise von München nach Genua und die Bäder von Lucca sind zwar recht frisch geschrieben und bringen manchen köstlichen Witz, im ganzen sind sie aber nicht viel wert, ja die Art und Weise, wie in den letzteren Platen verspottet und beschmutzt wird, ist niedrig und gemein zu nennen. Viele seiner Bewunderer wendeten sich jetzt mit Unmut von ihm ab. — Eine sehr interessante Schrift ist die „Über Deutschland". Er ließ dies Werk zuerst in französischer Sprache unter dem Titel „De l'Allemagne" erscheinen. Er schildert hier in geistsprühender Weise, wie aus dem Christentum der römische Katholicismus geworden ist, wie aus diesem der Protestantismus und hieraus die deutsche Philosophie hervorging. Da er glaubte, der Mensch ist zur Glückseligkeit geboren und nach dem Tode giebt es kein Leben, so kann man sich denken, wie abfällig er die Idee des Christentums beurteilt. Mit Begeisterung spricht er von Luther, so sehr ihm auch seine Ansichten beschränkt erscheinen. Durch ihn aber ist das in Deutschland geworden, was man Moral nennt. Auch Geistes- und Gewissensfreiheit sind erst durch die Reformation gekommen. Die deutsche Sprache, Litteratur und Philosophie sind wieder eine Folge davon. Das ganze Geistesleben in Deutschland von Lockes und Spinozas Zeit an bis auf Fichte und Hegel wird dann

besprochen, und wenn ihm auch im einzelnen die exakten Fachkenntnisse fehlen, so ist das Ganze doch ideenreich und nicht unrichtig geschildert, ja manches ist geradezu meisterhaft. Was er z. B. über Lessing, Kant und Goethe sagt, gehört zu den besten Äußerungen, die die Litteratur kennt.

In dem Werke „Französische Zustände", das er auch „Lutetia" nennt, wollte er die Franzosen über Deutschland aufklären und seinen deutschen Landsleuten in Frankreich ein getreues Bild französischer Zustände geben. Als ein verwegener Volkstribun der neuen liberalen Anschauung trat er hier auf. Er schwankte aber vielfach hin und her, und man kann kaum erkennen, welche politische Überzeugung er selbst hat. Über die Zustände in seinem Vaterlande gießt er so viel Gift und Galle aus, daß er sich Deutschland für immer versperrte. Von Friedrich Wilhelm III. z. B. sagt er: „Der preußische Esel gab dem sterbenden Löwen den letzten Fußtritt. Schade, daß Napoleon Preußen nicht zertreten hat." Es ist natürlich, daß in demselben Maße, wie ihm durch solche Äußerungen in Frankreich Freunde erstanden, in Deutschland die Zahl seiner Feinde wuchs.

Auch die „romantische Schule" wurde von ihm zuerst in französischer Sprache geschrieben. Auch hier findet sich der frivole Ton, der uns schwankend macht, ob es dem Autor überall mit seinen Gedanken Ernst ist. Die Häupter dieser Schule, wie die beiden Schlegel, Tieck, Brentano, Arnim und andere, werden eingehend besprochen. Wenn auch das Endurteil über alle diese Dichter im großen und ganzen richtig ist, so ist doch aus persönlicher Freundschaft oder Feindschaft auch manches harte und ungerechte Urteil gefällt worden. Manches ist uns heute sogar völlig unverständlich, so z. B. wenn er Immermann den größten Dramatiker Deutschlands nennt und an einem Dichter wie Uhland scheu vorbeigeht, ohne ein Wort von seiner großen Bedeutung zu sagen.

In geistreicher Weise sind Shakespeares Mädchen und Frauen besprochen, zwar nicht ihrer Gestalt und ihrem Wesen nach. Ein einziger Zug ihres Charakters ist häufig herausgegriffen und beleuchtet. Dieser eine Zug ist aber stets mit feinem dichterischen Verständnis geschildert. Die Besprechung bezieht sich nur auf die Frauengestalten der Tragödien.

Sehr verschieden wird Heines Schrift über „Ludwig Börne" beurteilt. Beide Männer waren lange Zeit gute Freunde gewesen. Als aber Börne in den „Pariser Briefen" Heine angriff, ihm Charakterlosigkeit, Verlogenheit, Eitelkeit vorwarf, ihn einen Verräter an der heiligen Sache der Freiheit nannte, da kannte Heines Wut keine Grenzen. Er nennt ihn einen Verrückten, einen Schuft. Seine Schriften wären politischer Wahnsinn. In ihnen fänden sich Gedanken, die man in eine Zwangsjacke stecken und denen man eine kalte Douche geben müsse.

Seine ewige Kannegießerei wäre lächerlich. — Es ist nicht leicht, ein richtiges Urteil über diese Schrift abzugeben. Sie ist, wie alles, was von Heine kommt, geistreich geschrieben, aber die persönliche Feindschaft blickt überall durch, auch verwischt der frivole Ton in der Behandlung die Wirkung, die er hervorgebracht hat. Später bereute Heine sein Buch über Börne, wie manches andere, das er geschrieben hatte.

Politische Tendenzdichtungen sind der „Atta Troll" und „Deutschland, ein Wintermärchen". In ersterem, einem Epos in vierfüßigen Trochäen, macht er sich über die zeitgenössischen politischen Tendenzdichter lustig und richtet sich gegen die Patrioten, die meinen, sie hätten die Vaterlandsliebe in Pacht, die sich für etwas begeistern, was gar nicht da ist. Die Sprache ist auch hier glänzend, die poetischen Bilder sind von herrlicher Pracht. — Viel bedeutender ist die andere Dichtung „Deutschland, ein Wintermärchen". Auch hier sind die glänzendsten Verse, eine geistsprühende Sprache, eine Formschönheit und Gewandtheit des Ausdrucks, wie man sie vielleicht in der Weltlitteratur nicht wiederfindet, aber welche Gedanken, welche Gesinnung! Alles, was den Deutschen heilig ist, wird hier bewitzelt. Gleich als er die Grenze überschritten, heißt es:

> Das ist ja meine Heimatsluft,
> Die glühende Wange empfand es.
> Und dieser Landstraßenkot, er ist
> Der Dreck meines Vaterlandes.

Vom Teutoburger Wald singt er:

> Hier schlug ihn der Cheruskerfürst,
> Der Hermann, der edle Recke.
> Die deutsche Nationalität,
> Sie siegte in diesem Drecke.

In diesem Ton geht es weiter. Als er aber das Vive l'Empereur hörte, weinte er. Was er die Göttin Hammonia über Deutschlands Zukunft sagen läßt, zeigt deutlich, wie sehr er ein Kind seiner Zeit ist und wie er die Bedeutung Deutschlands vollständig verkannte. Er glaubte zwar von dem höheren Standpunkt der Humanität und der Freiheit aus zu sprechen und für ihre ewigen Rechte gegenüber der Tyrannei einzutreten, aber er übt sein Censoramt ungerecht und parteiisch.

So kommen wir denn schließlich zur Besprechung desjenigen Werkes von Heine, das seine Individualität am besten erkennen läßt und wohl am meisten seinen Namen berühmt gemacht hat, zu dem „Buch der Lieder". Es ist schon 1828 erschienen und hat unendlich viele Auflagen erlebt. Diese Lieder sind ausgezeichnet durch eine seltene Tiefe der Empfindung. Der innige Volkston ist in den meisten ganz wunderbar getroffen. Sie haben einen unsagbaren Zauber, eine Harmonie zwischen

Form und Inhalt, eine Melodie, wie sie wohl bis dahin auf Erden noch nicht gehört worden war. Wir erinnern nur an Lieder wie Die Grenadiere, Im wunderschönen Monat Mai, Wenn ich in deine Augen seh', Auf Flügeln des Gesanges, Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, Du schönes Fischermädchen, Leise zieht durch mein Gemüt, Du bist wie eine Blume, Die Wallfahrt nach Kevlaar u. a. m. Sie gelten bis auf den heutigen Tag für besonders herrliche Perlen unserer deutschen Litteratur. Sie sind zum Gesang wie geschaffen, und viele von ihnen sind von unseren besten Tondichtern, wie Schubert und Schumann, in Musik gesetzt worden. Aber auch hier ist neben dem hellen Licht starker Schatten. Mutwillig wird in vielen Liedern die Stimmung zerstört, die der Dichter gestalten zu wollen schien. Viele, oft die schönsten Lieder durchzieht ein Spielen der Empfindung, eine Ironie den Anschauungen anderer, ja dem eigenen Gefühl gegenüber. So z. B. in dem Liede, wo er seine Gedichte mit diesem und jenem vergleicht und dann fortfährt:

Ich wollt', meine Lieder,
Das wären Erbsen klein:
Ich kocht' eine Erbsensuppe,
Die sollte köstlich sein.

Oder wenn er sich aus Sehnsucht nach seiner Geliebten wünscht, er wäre eine Schwalbe oder eine Nachtigall, und er dann schließt:

Wenn ich ein Gimpel wäre,
So flög' ich gleich an dein Herz.
Du bist ja hold den Gimpeln
Und heilest Gimpelschmerz.

Wollen wir nun ein zusammenfassendes Urteil über Heine abgeben, so muß es folgendermaßen lauten: Alle Werke Heines zeigen ganz ungewöhnliches Talent. Mit seltenem Geschick hat er in seinen Jugendwerken, aber auch später, das an sich nicht seltene Thema der unglücklichen Liebe behandelt. Neu waren aber der Ton, den Heine anschlug, die spielende Leichtigkeit der Sprache, die Innigkeit des Gefühls, die Wahrheit des Ausdrucks, der sprudelnde Witz, die herrlichen Geistesblitze. Seine dichterische Anschauung und die Prosa des Lebens sind in beständigem Streit. Der sich hieraus ergebende Weltschmerz ist wohl noch nie so schön zum Ausdruck gebracht worden. Seine Neigung, durch einen spöttelnden Schluß, wie durch Ironie und frivoles Spiel mit Gefühlen die erzielte Wirkung zu zerstören, berechtigt allerdings zum Zweifel an der Aufrichtigkeit seines Gefühls. Seine Phantasie ist geradezu grenzenlos, seine Gestaltungskraft bewunderungswürdig. Rücksichtslose Offenheit und unkluges Heraussagen von allem, was ihm gerade einfiel, findet sich in allen seinen Schriften. Er besaß Mut und Kühnheit, ja

Vermessenheit und Frechheit. Achtung hat er vor nichts als dem Genius. Dieser ist ihm heilig, aber nicht Gott, Vaterland, Familie oder was sonst dem Menschen heilig ist. Weder von der weltgeschichtlichen Bedeutung Deutschlands, noch von der internationalen Mission des Christentums hat er einen Hauch verspürt. Von seiner eigenen Bedeutung hatte er eine sehr hohe Meinung. Er sagt von sich, er habe „die Tempelkleinodien des neuen Gottes, der Zukunft Krondiamanten" besessen. Ob er sie wirklich besessen, wollen wir dahingestellt sein lassen. Soviel kann man aber sagen: Wer die deutsche Sprache so meistern, wer sich in die deutsche Volksseele so versenken kann, daß seine Lieder auf das deutsche Gemüt einen unsagbaren Zauber ausüben, dessen Dichtungen werden ein unvergängliches Denkmal deutschen Dichtergenies bleiben. Sie sind das Ewige an ihm. Seine Verirrungen fallen zum großen Teil seiner Zeit zur Last und verdienen nicht die harte Verurteilung, die ihnen so oft zu teil wird.

Zu der neuhochdeutschen Übersetzung zweier altfranzösischen Sagen über Karl den Großen.

Von Dr. **E. Teichmann** in Aachen.

Unter den vielen Erzählungen, die J. W. Wolf in seinem Buche: Deutsche Märchen und Sagen (Leipzig, Brockhaus, 1845) veröffentlicht hat, befinden sich zwei, die der Herausgeber aus der Chronique Rimée des Philipp Mousket übersetzt hat. Beide sind an sich anziehend und verdienen als Zweige des großen karolingischen Sagenkreises eine besondere Berücksichtigung. Die erstere der beiden Erzählungen ist zudem der deutschen Jugend zugänglich gemacht worden, indem sie Fr. Linnig in sein Lesebuch aufgenommen hat (Ersten Teil, 11. Auflage, Paderborn 1897, S. 207—208). Aus diesen Gründen ist die Frage berechtigt: Welchen Wert hat die erwähnte Übertragung?

Zunächst sei hier links die Übersetzung von Wolf wiederholt, rechts meine Verdeutschung abgedruckt, um eine genaue Vergleichung der beiden Wiedergaben der altfranzösischen Schriftstelle zu erleichtern.

(Karl der Große entdeckt die heißen Quellen zu Aachen. Wolf, a. a. O. 378.[1])

Der König war eines Tages in der Gegend, wo nun Aachen steht, und da jagte er, denn es war nichts als Wald daselbst zu finden. Der

Eines Tages war der König in der Gegend von Aachen und jagte dort, denn es gab da weit und breit nichts als Wälder. Der König

1) Mousket, 2410—2464.

König erschaute einen Hirsch; seine Gefährten hatten sich von ihm verloren, und der König jagte allein mit seinen Hunden, welche sprangen. Auf einem Pferde saß der König, das war schwarz und reich an Mut. Das Pferd trat mit einem Fuße in den Bach einer Quelle, welche unfern entsprang; das Wasser war heiß, darum erhob es den Fuß und eilte zurück von dem Wasser und stieß ihn in den Staub; denn das Wasser war sehr heiß. Als der König das merkte, da stieg er ab; als er sein Pferd hinken sah, fühlte er mit seiner Hand an den Fuß, und das Pferd litt es gern. Er fand den Huf sehr heiß, tauchte seine Hand alsbald ins Wasser und fand es sehr heiß; also erkannte er, daß das Pferd den gehobenen Fuß zur Rechten hatte. Der König stieg in den Bügel und ging dem Laufe des Baches aufwärts nach, zwei Hufen Landes lang, und da fand er die Quelle, welcher der Bach entsprang; aber dieselbe war voll von Feuer. Nachdem er das Wasser mit der rechten Hand gefühlt hatte, schaute er zur Linken und fand eine andere Quelle, welche klar war und kalt und heilsam; er befühlte sie mit seiner nackten Hand und verwunderte sich sehr.

Der König schaute sich ein wenig um und sah nahebei einen großen Palast, der war verdorben und alt und verfallen und voll Gesträuche und dichtem Gezweige. Reich und schön war er gewesen, aber das

hatte einen Hirsch angetroffen, seine Gefährten hatten sich verirrt, so daß der König ganz allein mit seinen suchenden Hunden jagte. Der Herrscher saß auf einem Pferde, das vom Nordlande und sehr groß und stark war. In den Abfluß einer Quelle, die nicht allzu weit entfernt war, trat das Pferd mit einem Fuße; das Wasser war heiß, daher hob es den Fuß in die Höhe und fing an, ihn außerhalb des Wassers zu schütteln, und setzte ihn in den Staub, denn das Wasser war heiß. Der König bemerkte es schnell und stieg dann ab. Als er sein Roß hinken sah, fühlte er ihm mit der Hand den Fuß, und das Pferd ließ es gern geschehen; sehr heiß fand er den Huf, und er streckte seine Hand schnell ins Wasser und fand es heiß. So erkannte er, daß das Pferd mit Recht den Fuß hochgehalten hatte. Der Herrscher schwang sich wieder in den Sattel und ritt zwei Morgen weit den Bach hinauf, und dort entdeckte er die Quelle, aus welcher der Bach floß. Aber wenn diese auch voll Feuer wäre, so wäre sie nicht so heiß gewesen, auch war sie vollkommen rund. Karl berührte sie mit der rechten Hand und schaute nach seiner Linken und fand eine andere Quelle, die klar, kalt und gesund war. Mit bloßer Hand berührte er sie und verwunderte sich höchlich darüber.

Der König sah sich ein wenig um und gewahrte in der Nähe einen großen Palast, der verwüstet, alt und verfallen, voll

Alter hatte ihn zerstört. Granus, der Bruder Neros, der den heiligen Petrus tötete und seinen Bruder Agrippa, hatte ihn gegründet; er war König in dem Lande gewesen. Seit alten Zeiten lag der Palast da und hatte große Zimmer. Karl bat Gott den Herrn, daß er ihm rate, was er an dem Orte zu thun habe, und also that er.

Gebüsche und eng verschlungener Zweige war: er war reich und schön gewesen, aber vor Alter war er geborsten. Granus, welcher der Bruder Neros war, der die heiligen Petrus und Paulus und den Bruder Agrippa tötete, gründete ihn; er ist in jenem Lande König gewesen. Von hohem Alter war der Palast, darinnen gab es genug Zimmer und getäfelte Decken. Karl betete zu Gott dem Herrn, daß er ihm eingeben möchte, was er aus jenem Orte machen sollte; und er that es auch.

Wolfs Übersetzung spiegelt, wie man auf den ersten Blick sieht, nur die Hauptzüge der Sage wieder und kann aus Gründen verschiedener Art nicht mustergültig genannt werden.

Der enge Anschluß an den fremdsprachlichen Ausdruck hat folgende stilistische Unebenheit hervorgebracht: Der König stieg in den Bügel und ging (s'en ala) dem Laufe des Baches aufwärts nach, und auf der urteilslosen Übernahme der Anmerkungen, die der Herausgeber Reiffenberg gegeben hat, beruhen diese Unrichtigkeiten: 1. mit seinen Hunden, welche sprangen (ki vont daçant) — das fehlerhafte daçant der Überlieferung wird durch Godefroy (Dictionnaire de l'ancienne langue française) unter Hinweis auf eine Parallelstelle in traçant verbessert —; 2. auf einem Pferde saß der König, das war ... reich an Mut; 3. und hatte große Zimmer (Assés i ot kambres et lais). Das unklare Wort lais wird von A. Tobler, der im Verein mit Holder-Egger in Mon. Germ. SS. 26, 719 flg. Bruchstücke aus der Chronique Rimée veröffentlicht hat, mit laz zusammengestellt und durch laquearia übersetzt. Hierzu kommen Sätze, die infolge unzulänglicher Kenntnis des Altfranzösischen falsch wiedergegeben werden, so: auf einem Pferde saß der König, das war schwarz — hier werden Norois = nordisch (vergl. Godefroy) und noir = schwarz verwechselt — ferner: darum erhob es den Fuß und eilte zurück von dem Wasser (et le prist a escoure Fors de l'aigue) — Vertauschung von escoure = schütteln und courre = laufen — und schließlich: also erkannte er, daß das Pferd den gehobenen Fuß zur Rechten hatte (K'il ot a droit le pie haucié) — Verwechslung des Adverbs a droit = mit Recht und des Adjektivs droit = recht, gerecht. Folgende Stelle endlich, die nicht gerade leicht zu übersetzen ist, hat Wolf einfach ausgelassen: Aber wenn

diese voll Feuer wäre, so wäre sie nicht so heiß gewesen; auch war sie vollkommen rund.

2. Unser Urteil wird durchaus nicht günstiger, wenn wir das zweite Bruchstück[1]), das „die Gründung der Liebfrauenkirche zu Aachen" (Wolf, 379) behandelt, einer kurzen Prüfung unterziehen.

Da sagte ihm eine Erscheinung, daß er der heiligen Frau Maria dort eine Kapelle bauen solle, und der König vergaß es nicht. Den Stein ließ er von weitem kommen und die Kapelle bauen, so schön, wie keine war in der Welt, und er ließ sie rund machen nach dem Hufe seines Pferdes, welches das Wasser drunten heiß fand. Auf diese Weise ließ er sie bauen, daß in der Welt keine schönere Kirche war. Und mit Märtyrern und Beichtigern, welche er von fern und nahe zuholte, und mit Kelchen und Kreuzen und Kleidern und Gold und Glocken und schönen Büchern, welche viele Marken und Pfunde kosteten, schmückte der reiche König sie sehr und ließ nichts daran fehlen. Und von dem Apostel (Papst) Adrian, welchen er entbot, um wohlzuthun, Baronen und Fürsten und Bischöfen, Primas, Äbten und Erzbischöfen und Rittern und Herren von gutem Rufe wurde sie zur Ehre unserer Frauen geweiht und geheiligt und benedeit und geordnet von dem Papste, welchen der gute König mit reichem Geleit dazu entboten hatte.

Und der arme König entbot dahin Barone und König und Herzog und Graf und Fürst und Hohe und

Denn ein Traumgesicht sagte ihm in der Nacht, als er schlief, daß er dort eine Kapelle zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria erbauen sollte, und der König vergaß dies nicht. Den Baustein ließ er aus weiter Ferne herbeischaffen und auch die Kirche so schön erbauen, wie keine andere in der Welt. Auch ließ er sie so rund machen, wie der Huf seines Pferdes war, das weiter abwärts das warme Wasser gefühlt hatte. Sowohl in Friedenszeit als auch während des Krieges waren Meister aus mehreren Ländern da, und er ließ dieselbe nach einem solchen Plane bauen, daß es in der Welt keine so schöne Kirche gab. Und mit (Reliquien von) Märtyrern und Bekennern, die er von fern und nah herbeibrachte, und mit Kelchen und Kreuzen und mit goldbefransten Gewändern und mit Glocken und guten Büchern, die Marken und Pfunde kosteten, schmückte der reiche König sie gut aus und ließ es nie an etwas fehlen. Und von dem Papste Hadrian, den er kommen ließ, um Gutes zu thun, wurde sie in Gegenwart von Baronen und Fürsten, von Bischöfen, Primaten, Äbten und Erzbischöfen, von rechtschaffenen und unbescholtenen Männern als-

1) Mousket, 2465—2521.

Niedre und Arm und Reich und Kardinäle und alle Priesterschaft. Und als der Ort geweihet war, da bat und gelobte er der Priesterschaft und allen Baronen, daß für immer die Erben des Reiches an diesem Orte gekrönet und zu Königen gemacht werden sollten, und von da nach Rom zur Weihe gingen, um gekrönt zu werden als Könige und Kaiser von jenem Tage an.

Das bestätigte der Papst dem guten Könige, den er sehr liebte, und die Barone und Alle, welche zugegen waren, thaten desgleichen. Und damit dies dauernd sei, hing der König sein verehrtes Siegel daran, um es besser zu sichern, und daß Keiner es fälschen möge.

dann zu Ehren unserer lieben Frau gewidmet und geweiht, eingesegnet und ordiniert, vom Papste, den der gute König mit reichem Gefolge eingeladen hatte, bei der Zuneigung, die er zu ihm hatte, und dieser suchte weder Aufschub noch irgendeine Ausflucht zur Entschuldigung.

Kraft der höchsten Gewalt Karls waren dorthin die Barone, Könige, Herzöge, Grafen und Fürsten befohlen, hoch und niedrig, reich und arm, und Kardinäle und alle Geistlichen. Und als die Stätte geweiht war, so wollte der milde König und bat die Geistlichkeit und alle Barone, daß sämtliche Erben des Reiches an dieser Stätte gekrönt und zu Königen gemacht würden und von dort aus in Rom persönlich die Weihe empfingen, um König und Kaiser zu sein, von jener Zeit an bis auf diesen Tag.

Der Papst bestätigte es auch so um des guten Königs willen, den er sehr liebte, und sogleich stimmten auch die Barone zu, die vollzählig da waren. Und damit dies dauernd würde, setzte der König sein echtes Siegel darunter, um noch besser zu verhüten, daß jemand es fälschen könnte.

Auch dieses zweite Bruchstück, das eine unmittelbare Fortsetzung des ersten ist, giebt zu mancherlei Bedenken Anlaß, selbst wenn wir, wie bisher, nur die wichtigsten Punkte ins Auge fassen.

Es will uns scheinen, als ob der Ausdruck der heiligen Frau Maria weniger angemessen wäre als zu Ehren der heiligen Jungfrau Maria. Statt der überlieferten Lesart V. 2506: Si pria et vot li rois dous, die Wolf mit da bat und gelobte er übersetzt, schlägt A. Tobler a. a. O. Si vot et pria li rois dous vor, und wir folgen diesem Verbesserungsvorschlag, indem wir sagen: Da wollte der milde König und bat. Toblers Verdienst ist es auch, das sinnlose saiiel

delitable des V. 2519 (verehrtes Siegel) in saiiel veritable (echtes Siegel) verbessert zu haben. Unrichtig wiedergegeben sind: Et de viestemens a orfrois (2483) durch und (mit) Kleidern und Gold statt mit goldbefransten Gewändern; Et preudoumes et de bon fame (2492) durch Rittern und Herren von gutem Rufe statt von rechtschaffenen und unbescholtenen Männern; 2500 De trestout le pooir Charlon durch das fast unglaubliche und der arme Karl, unglaublich schon deshalb, weil einige Zeilen vorher vom reichen Karl gesprochen wird, statt kraft der höchsten Gewalt Karls — das Substantiv pooir = pouvoir ist mit dem Adjektiv povre = pauvre verwechselt worden und die ganze Stelle unverständlich geblieben. Endlich hat sich Wolf seine Arbeit leicht gemacht, indem er die folgenden zwei Sätze, die einige Schwierigkeit bieten, übersprungen hat: Sowohl in Friedenszeit als auch während des Krieges waren Meister aus mehreren Ländern da, und er ließ dieselbe nach einem solchen Plane bauen, daß es in der Welt keine so schöne Kirche gab und bei der Zuneigung, die er zu ihm hatte, und dieser suchte weder Aufschub noch irgend eine Ausflucht zur Entschuldigung.

Die gerügten Mängel werden wir milde beurteilen, wenn wir bedenken, daß Wolf seine Sammlung zu einer Zeit unternahm, da es noch kein altfranzösisches Wörterbuch gab und die romanische Philologie überhaupt in der ersten Entwickelung begriffen war. Eins aber ist unter allen Umständen zu mißbilligen: die Wahl des Titels seines Buches. Zwar kann man die zwei fraglichen Erzählungen Mouskets noch allenfalls als deutsche Sagen bezeichnen, weil der Chronist den Stoff einem lateinischen Werke entnommen hat, das wahrscheinlich in Aachen verfaßt worden ist. Ist aber jene Bezeichnung in unserem Falle nur unter gewissen Einschränkungen zuläßig, so ist sie ganz unmöglich bei den vielen Märchen und Sagen, die Wolf aus niederländischen Quellen geschöpft hat.

Sprechzimmer.

1.

Noch einmal Schrift und Steinmetzzeichen.

Distel hat in dieser Zeitschrift XIII, 756 die Ansicht ausgesprochen, daß die Buchstaben aus Steinmetzzeichen entstanden seien. Gegen diese Anschauung habe ich S. 209 dieses Jahrgangs Verwahrung eingelegt. Nunmehr verweist Distel auf das Buch von Rziha, Studien über Steinmetzzeichen, oben S. 284. Dieser Hinweis ist das Merkwürdigste, was mir in litterarischen Dingen noch vorgekommen ist: thatsächlich hat Rziha

auch nicht mit einem einzigen Worte darauf hingedeutet oder behauptet, daß die Buchstabenschrift aus den geometrischen, seiner Ansicht nach systematisch konstruierten Steinmetzzeichen hervorgegangen sei. Wohl aber läßt sich erkennen, daß er Beziehungen zwischen beiden Arten von Zeichen ausdrücklich ablehnt. Denn es heißt S. 53 von den römischen Steinmetzzeichen, daß sie meistens aus Figuren bestehen, „welche den römischen Buchstaben A B C ... Z ähnlich sehen, daher auch früher als solche gedeutet wurden".

Ich kann also nur sagen: der Kasus macht mich lachen, und muß im übrigen bei meiner Verwahrung stehen bleiben.

Gießen. **O. Behaghel.**

2.

Naturgeschichtliche Volksmärchen.

Dähnhardts Sammlung ist durchweg freudig begrüßt worden, so auch vom Unterzeichneten, der zugleich (Ztschr. XIII, 143 flg.) durch einige Hinweise auf weitere derartige Fassungen und Märchen seine Teilnahme an der Sache bekunden wollte. Inzwischen sind ihm eine Anzahl fernerer Belege für die Verbreitung der naturgeschichtlichen Märchen zu Gesicht gekommen, und da man auf vielen Seiten die erzieherische Wichtigkeit der Volkskunde betont, so mögen die mehr zufällig als absichtlich eingeheimsten Nachträge den Lesern dieser Zeitschrift nicht vorenthalten bleiben. Erst wenn das Büchlein Dähnhardts durch solche und hoffentlich noch recht viele andere Mitteilungen dem Ziele möglichster Vollständigkeit ein Stück näher gebracht worden ist, dürfte es sich verlohnen, die nicht immer einfache Aufgabe zu lösen: Wie sind die naturgeschichtlichen Volksmärchen entstanden? Sehr viele unter ihnen erweisen sich als rein christliche Legenden. Es möchte sich wohl der Nachweis führen lassen, daß diese Legendenmärchen sich fast ausschließlich in griechisch- und römisch-katholischen Ländern finden. Aus der heidnischen Mythologie werden nur recht wenige herzuleiten sein. Vorläufig wären solche zusammenfassende Untersuchungen noch verfrüht.[1]) Wenn Dähnhardt in einer 2. Auflage seiner Sammlung die höchst erwünschte zweckmäßigere Anordnung gäbe (Schullerus, Jahresbericht ... der german. Philologie, XIX. Jahrgang, 1897), könnte er der eindringenden Forschung über die Märchen die Wege ebnen.

Zu Nr. 40 (Lebenszeit des Menschen) hat R. Köhler einen Aufsatz geliefert, der in Gosches Jahrbuch für Litteraturgeschichte I,

1) Das Naturwissenschaftliche in der Erklärung der Märchen betont Karl Müllenhoff, Die Natur im Volksmunde. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1898.

196—198 zu lesen ist; wieder abgedruckt und mit Zusätzen versehen bringen ihn die „Kleineren Schriften zur Märchenforschung“ (hg. von Bolte, Weimar, Felber, 1898), S. 42—45.

Über die Entstehung des Siebengestirns (Nr. 49) teilt Scheffler, Französische Volksdichtung und Sage II, 232 flg. ein baskisches Märchen nach Vinson, Folk-Lore du Pays Basque, S. 8 mit.

Ein weiteres Märchen über Sonne und Mond als Gatten (Nr. 52) findet sich bei Andrejanoff, Lettische Märchen (Reclams Universalbibliothek Nr. 3518), S. 63 flg.

Von der Frau in der Sonne berichtet Haas in der 2. Auflage seiner Rügenschen Sagen und Märchen Nr. 134; er erzählt auch Nr. 133 nach den Blättern für Pommersche Volkskunde II, S. 87 die Geschichte vom Mann im Monde. Im Departement Ille-et-Vilaine sieht man drei Kuhhasen in unserm Erdbegleiter (Adolphe Orain, De la vie à la mort I, S. 37. Paris, Maisonneuve, 1897), auch der Verräter Judas wird im Monde erblickt (Scheffler, Französische Volksdichtung und Sage II, S. 233. Dort finden sich noch weitere Angaben.)

Ewige Erinnerungen an Christi Leiden und Sterben (Nr. 60) verzeichnet Orain a. a. O. II, 69, 70, 76.

W. Grimm zu den Kinder- und Hausmärchen Nr. 88 erinnert gegen Ende „an den Volksglauben von den Federnelken, deren eine Gattung im Herzen einen dunklen Purpurflecken hat; das, sagt man, sei ein Tropfen Blut, welchen der Heiland vom Kreuze habe hineinfallen lassen“.

Zu Nr. 101 bei Dähnhardt stellt sich das rusnakische Märchen vom Froschgeier, das Kaindl in der Beilage Nr. 196 zur Münchner Allgemeinen Zeitung 1899 auf S. 5 mitteilt.

An den Glauben, daß der Kuckuck ein verwünschter Beckersknecht sei (Nr. 103, 2), erinnert das Kinderlied bei Böhme, Deutsches Kinderlied und Kinderspiel 696, 697.

Jón Guðmundsson (17. Jahrh.) erzählt in der Schrift „von Islands verschiedenen Naturen“ über die Wasserkatze, die Wasserflunder und den Wasserrochen, diese Tiere entstünden im Sommer in seichten Teichen durch die Einwirkung der Sonnenhitze (Thoroddsen, Geschichte der isländ. Geographie II², 96, 11 flg. (übers. von Aug. Gebhardt). Es handelt sich um nichts anderes als um eine besondere Anwendung der so lange in der Naturwissenschaft festgehaltenen Lehre von der generatio aequivoca.

Es sei auch auf ein paar Andeutungen naturgeschichtlicher Volksmärchen in bekannten deutschen Litteraturwerken verwiesen. Luther berichtet in der Hauspostille des Georg Rörer zweimal über die Er-

schaffung der Kröte durch den Teufel, der Gottes Werk, den Menschen, nachzuäffen versuchte (Erlanger Ausg. Bd. IV, 278, 2. Abschnitt, Bd. V, 385, 6 flg.); an der zweiten Stelle wird auch den Schlangen ein gleicher Ursprung beigelegt. Matthias Claudius (Werke, hg. von Dr. C. Redlich, Gotha 1879, 1. Bd. S. 81) giebt die Geschichte von Kunz dem Kohldieb (Dähnhardt Nr. 53, 1), der zur Strafe in den Mond versetzt worden ist und immer am Weihnachtsabend ruft:

„Erbarme dich, erbarme dich,
Ich will ja nicht mehr stehlen."

In Hebbels Maria Magdalene, Akt II, 2. Scene findet sich der Satz: „Ja, bei solchem (nämlich schönem) Wetter fallen die Eulen aus dem Nest, die Fledermäuse bringen sich um, weil sie fühlen, daß der Teufel sie gemacht hat ..."

Aus mündlicher Überlieferung mögen noch zwei Märchen Platz finden, die eine Deutschböhmin (aus Niemes bei Leipa) dem Unterzeichneten im vergangenen Jahre erzählte. Das eine gehört zu der Gruppe von Darstellungen, die sich bei Dähnhardt unter Nr. 68 finden.

„Der Herr Jesus ging mit Petrus durch einen Wald und kam an einen hohlen Baum. Da sprach Petrus: Wozu mag wohl der hohle Baum nütze sein? Der Herr aber blieb stehen und bat Petrus, er möge ihm einmal an die Stirn sehen, da jucke es ihn. Siehe da, eine kleine Made kam aus der Stirn heraus. Die setzte der Herr Jesus in den hohlen Stamm. Und als die beiden Männer nach einiger Zeit wieder zurückkamen, hatte sich der Stamm in einen Bienenstock verwandelt."

Die andere Geschichte behandelt die Entstehung der Schwämme.

„Christus und Petrus gingen durch ein Dorf und bettelten um Kuchen. Darauf kamen sie durch einen langen Wald und verzehrten beim Gehen den Kuchen, mit weißem Mehl und mit Schwarzmehl gebacknen. Wenn sie nun nach dem Genusse des schwarzen Kuchens ausspuckten, so entstanden die ungenießbaren Schwämme, spuckten sie aber aus, nachdem sie den weißen Kuchen gegessen hatten, so brachten sie damit eßbare Pilze auf dem Boden hervor."

Dresden. **Karl Reuschel.**

Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild. Politische und Kulturgeschichte von Hans Kraemer. In 60 Lieferungen à 60 Pf. oder in 3 Prachthalblederbänden à 16 M. Deutsches Verlagshaus Bong & Co., Berlin, Leipzig, Wien, Stuttgart.

Die Grenzscheide zweier Jahrhunderte, von denen das eine ehernen Schrittes in die Weltgeschichte eintritt, das andere, noch in Dunkel ge-

hüllt, aus dem Schoße der Ewigkeit emporsteigt, mit zu erleben, ist an und für sich ein Ereignis, da es nur äußerst selten für den einzelnen Menschen wiederkehrt. Wohl jeder Gebildete hat bei der Nähe der Jahrhundertwende das Bedürfnis, die Zeitspanne zu überblicken, in die er gestellt ist. Aber für den Menschen in seiner Endlichkeit liegt zwischen diesen Grenzen ein Inhalt von solcher Unermeßlichkeit, eine solche Fülle von Erscheinungen, daß er nur mit einem kundigen Führer die Höhe erklimmen kann, von der aus er die hochgetürmten Wogen geistiger Entwickelung zu überblicken vermag. Es giebt kein zweites deutsches Werk, das die Riesenarbeit, die ganze schaffende Gewalt des letzten Jahrhunderts in einem so erschöpfenden Überblick bietet wie „Das XIX. Jahrhundert in Wort und Bild" von Hans Kraemer. Das umfangreichste Gebiet, „Staaten und Völkergeschichte", ist von dem genannten Herausgeber selbst bearbeitet worden. Anzuerkennen ist dabei in erster Linie, daß er die Kette von Revolutionen mit möglichster Objektivität, die bei diesem Gegenstande besonders schwer zu erreichen war, gleichwohl aber in frischer Farbengebung vorgeführt hat. Nicht minder ist es ihm gelungen, in dem von ihm entworfenen politischen Gemälde den zugespitzten Gegensatz des Zeitalters, der auf der einen Seite durch Napoleon I., auf der andern Seite durch Bismarck vertreten wird, vorzüglich hervorzuheben. Auch die Geistesdisciplinen, insbesondere die Strömung der Litteratur vom Tode Schillers bis zu Hauptmann, sind von H. Kraemer bearbeitet worden. Auf diesem Gebiete, so belehrt uns des Verfassers Darstellung, gehen die Deutschen anderen Völkern voran, die Formen des durch die deutsche Geschichtsschreibung neubelebten alten Kulturlebens und das durch die klassische Philologie wiedererweckte Schönheitsideal werden von unseren Dichtern und Denkern so ganz mit dem Geiste unseres Volkes erfüllt, daß man füglich in dieser Richtung von einem deutschen Jahrhundert reden müßte. Beide Abschnitte, der allgemein politische Teil und die Geschichte des Geisteslebens, werden durch die von D. Dunker abgefaßten Aufsätze „Die Frauen" trefflich illustriert. Daß die Mode der letzte, aber keineswegs geringfügigste Reflex des Zeitgeistes ist, lehren uns gleichfalls diese kleinen Kabinettstücke über die Frauen des XIX. Jahrhunderts. Welch ein Wandel zwischen der Empirekleidung, der Krinoline, und der Reformkleidung der Gegenwart! Die Kapitel „Ausgrabungen" von H. Schmidt, „Forschungsreisen" von K. Weule, „Rechtspflege und Gesetzgebung" von J. Goldschmidt legen Zeugnis ab, daß auch andere Gebiete von demselben historischen Geiste erfaßt sind, ja daß dieser zweifellos das bedeutsamste Kennzeichen des scheidenden Jahrhunderts ist. Dieser Geist führt zur Auffindung und Verwertung der Quellen, durch welche über alle Disciplinen, die Theologie nicht ausgenommen, neues

Licht verbreitet wird. Und von demselben Streben nach Wahrheit werden allmählich auch die Künste erfaßt; die „Baukunst" (bearbeitet von M. Ravoth), die „Malerei und Plastik" (bearbeitet von G. Galland) und die „Musik" (bearbeitet von F. Walter) werden in neue, freiere Bahnen geleitet; fortan bringt die Kunst in ihrer Formensprache nicht bloß die höchsten Angelegenheiten der Menschheit zum Ausdruck, sondern drängt sich — wiederum ein Kennzeichen unseres Jahrhunderts — in die sich immer höher entwickelnde Technik und Industrie, um auch deren Erzeugnisse durch den Stempel der Schönheit zu adeln. An diesen beiden zuletzt genannten Gebieten zeigt H. Lux, daß innerhalb derselben die gewaltigsten Veränderungen des Weltbildes sichtbar werden. Freilich die Grundlagen dieser Umwälzungen werden durch die Naturwissenschaften geschaffen. Kraemers Werk wird gerade auf diesem Gebiete, auf dem sich sonst der Laie schwer zurechtfindet, ein praktischer Führer sein können, weil auch hier streng wissenschaftliche Erörterungen als für den Hauptzweck des Buches, zu belehren und zu unterhalten, durchaus ungeeignet unterblieben sind. Was für entsprechende Bilder werden vielmehr entworfen! Welch ein Abstand z. B. von jener idyllischen Zeit zu Anfang des Jahrhunderts, als noch die Postkutsche das einzige offizielle Verkehrsmittel zu Landreisen war, bis zur Gegenwart, wo das Zahnrad bis zur Schneeregion klimmt! Solche riesige Marksteine hat auf dem Gebiete der Naturwissenschaften keine frühere Zeit aufzuweisen: seit Alexander von Humboldt liegt die Erde wie ein Buch aufgeschlagen; die Darwinschen Ideen, wie G. Klaatsch zeigt, dringen ein und werden umgestaltet. Helmholtz zeigt um die Mitte des Jahrhunderts das Gesetz von der Erhaltung der Kraft und entwickelt das Wesen der Akustik; durch die Spektralanalyse wird eine Physik der Sterne und eine Chemie der Sonne möglich (Himmelskunde von W. Förster). Aber alle diese Erfolge werden von der Chemie (bearbeitet von A. Neuburger) überflogen: durch sie ist der Mensch zu einem Wettschaffen mit der Natur getrieben worden. Auf dem Gebiete der Heilkunde (bearbeitet von J. Pagel) treten Diagnose, Prognose und Prophylaxis durch die Ergebnisse der chemischen Wissenschaften in ein neues Stadium. — So hat sich im 19. Jahrhundert eine große That an die andere gereiht, den menschlichen Geist hat eine ungeheure Expansionskraft erfaßt, die sich in den letzten Jahrzehnten in der Kolonialpolitik, namentlich aber in dem die Welt umspannenden Postverkehr und in der Telegraphie (bearbeitet von F. Hennicke) deutlich ausspricht. Freilich, das vorliegende Werk — und hierdurch wird es erst recht zu einer zuverlässigen Kulturgeschichte — verschweigt auch nicht die drohenden Zeichen des Niedergangs, die immer hier und da nach großen Fortschritten sich einzustellen pflegen; aber es

belehrt uns auch, daß derselbe nicht derart ist, uns mit Besorgnis zu erfüllen. Das fast märchenhaft reiche Entwickelungsbild, das uns H. Kraemer und seine Mitarbeiter vorführen, erfüllt vielmehr durch die zum Teil unvergleichlich schönen Einzeldarstellungen den Leser mit erhobenem Sinn an der Pforte der Zukunft und mit neuem Vertrauen zu dem Menschheitsideal, dessen siegende Kraft auch schwere Katastrophen, die vielleicht mit der neuen Zeitspanne hereinbrechen, zu überwinden im stande sein wird. — Hinsichtlich der Ausstattung des illustrativen Teils, der eine große Anzahl eigenartiger, meist prächtig gelungener Voll- und doppelseitiger Bilder, sowie Beilagen bringt, kann das im 13. Jahrg. 5. Heft S. 356 dieser Zeitschrift auch für Band II und III bestätigt werden.

Dresden. **Hermann Unbescheid.**

Dr. Alexander Ehrenfeld, Schulmärchen und andere Beiträge zur Belebung des deutschen Unterrichts. Nebst einem Anhange von Schülerarbeiten. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft IV. Zürich, E. Speidel, Akadem. Verlagsbuchhandlung. 1899.

Von dem Grundsatze ausgehend, „daß der Unterricht ein Spiel mit tieferem Sinne sein soll", hat Alexander Ehrenfeld, Lehrer des Deutschen an der Bezirksschule Olten, nach dreijähriger Praxis, in der er als Stellvertreter von einer Schule zur andern zog, ein Buch geschrieben, das „nichts Neues um jeden Preis liefern", sondern „Leben und Bewegung in die Schulstube hineinbringen", „nur eine Würze ... des geregelten Unterrichts" sein und uns nur sagen will, was der Verfasser „auch wirklich in der Schule probiert" hat. Die einzelnen Kapitel sind daher nur „Fragmente" und sollen nur „Anregungen" für den Lehrer des Deutschen sein. Und es muß sogleich gesagt werden: als solche sind sie sehr dankenswert. Aber sein Buch beweist, daß der Verfasser mehr will als bloß anregen; um bessere Ergebnisse des Unterrichts zu erzielen, geht er darauf aus, die Phantasie der Kinder zu erziehen, denn mehr als „in der Phantasie schaffen", d. i. „ein Prinzip, das sich auf einem Gebiet bewährt hat, auf ein anderes übertragen", „haben unsre größten Entdecker nicht gethan; jede geistige That, auch die größte, ist Analogiebildung. Mögen unsere Kinder diese Kraft an „Schulmärchen" üben." Diese Märchen sind, wie der Verfasser sagt, „von den Kindern gedichtet", richtiger: von ihm und seinen Schülern (und Schülerinnen) in gemeinsamer Arbeit, mitunter auch von ihm allein, zuweilen nur von den Schülern nach seiner Anleitung erfunden, und man hat dabei oft Gelegenheit, sein Geschick, seine Schlagfertigkeit, seine Erfindsamkeit zu bewundern und zu beneiden. Wie er das macht,

das kann hier nicht beschrieben werden, das muß man selbst nachlesen und wird an vielem seine helle Freude haben, wenn einem auch dabei manche alte treffliche Grundsätze einer vernünftigen Pädagogik wiederbegegnen, ohne die Miene, als wären sie etwas Neues, ganz verleugnen zu können. Doch findet sich auch manches, wobei sich einem Bedenken aufdrängen, einiges, wogegen man entschieden Einspruch erheben muß. Verwundern muß zunächst, daß der Lehrer soviel Zeit zum Geschichten-Erzählen oder gar Geschichten-Erfinden im Unterricht erübrigen soll; denn manche dieser Märchen nehmen mehrere Stunden, andere gar Wochen in Anspruch. Dabei ist der etwa zu erzielende Gewinn meist viel zu gering im Verhältnis zur aufgewendeten Mühe und Zeit; so z. B. bei dem Stück von der Dame Grammatika, S. 29 flg.; noch viel schlimmer bei der Geschichte „Wie mein Freund Karl Schulmeister wurde“, S. 32 flg., wo der Verfasser eine $5\frac{1}{2}$ Seiten lange, höchst abenteuerliche Zigeunergeschichte erzählt, um die Notwendigkeit der Pronomina, Präpositionen u. s. w. zu erweisen, und uns zum Schlusse zumutet an das psychologische Wunder zu glauben, daß Karl infolge dieser Geschichte sich entschloß, Grammatiklehrer zu werden; so auch bei der „Geschichte eines Sonntagskindes“, S. 61 flg., wo wieder ein vier Seiten langes Märchen notwendig ist, um die Frage zu beantworten, warum der Sänger in Goethes Gedicht die Kette nicht genommen hat. Dasselbe Bedenken erhebt sich gegen den Vorschlag, „die Geschichte reizvoller zu machen, indem man die Schüler historische Lieder dichten läßt, vielleicht die ganze Klasse eins zusammen“ (S. 76 flg.). — Bedenken muß ferner die Methode erregen, die Befriedigung des Spieltriebes — dem der Verfasser überhaupt viel zu viel nachgiebt — mit sehr ernster, zuweilen sogar zu schwerer Arbeit zu verbinden. Kinder, bei denen es noch am Platze ist, den einen die Rolle eines Buchhändlers, den andern die eines Malers spielen und jenen von diesem die Ausschmückung eines Buches mit Bildern verlangen zu lassen, sind doch noch nicht im stande, vom Kostüm, vom landschaftlichen Hintergrunde, vom Kolorit und von der Perspektive etwas Ordentliches zu sagen (S. 10 flg.). Dasselbe gilt von der auch sonst nicht einwandfreien, viel zu sehr in die Äußerlichkeiten des modernen Theaterwesens eingehenden Anfertigung des Dramas „Polytimet“ (S. 88 flg.). Leider sagt der Verfasser nicht, welches Alter die Schüler hatten, mit denen er diese vornahm; aber entweder waren sie für die Spielerei dabei zu alt, oder für die ernste, sehr schwierige Arbeit zu jung. Auch die in Anknüpfung an die Medea vom Verfasser vorgeschlagene „Modernisierung eines alten Stoffes“ ist pädagogisch sehr bedenklich, so geeignet sie auch zur Einführung ins moderne Alltagsleben sein mag. Die bei dieser Gelegenheit (S. 106) ausgesprochene Behauptung, daß „in jeder Zeitungsnotiz starke Poesie schlummern und der Pulsschlag

dramatischen Lebens pochen kann", ist zu absurd, um widerlegt werden zu müssen. Wenn aber Ehrenfeld den Versuch der „Modernisierung" auch „auf die Dramen der Klassiker zu übertragen nicht ansteht", so betritt er damit das Gebiet derjenigen Ideen, gegen die ernster Einspruch erhoben werden muß und zwar aus einem Grunde, den er selbst ganz deutlich fühlt und genau bezeichnet: weil „solch profane Beleuchtung der Heiligtümer der Poesie zugleich eine Entweihung bedeutet" (S. 107). Nicht zu billigen ist ferner eine Methode, welche die Ergebnisse des Unterrichts lockert, statt sie zu befestigen. Denn wenn der Lehrer „kurze Sätzchen erst genau so schreiben" läßt, „wie sie gehört worden", also z. B. „Hástu di Férkl gefangn?" (S. 15), muß da nicht in unserer ohnehin so schwierigen Rechtschreibung eine heillose Verwirrung entstehen? Beanstanden muß man weiter Gebräuche, die der Disziplin gefährlich werden können, auch wenn man persönlich nichts davon zu fürchten hat. So ist es zwar sehr hübsch, Gedichte, die sich dazu eignen, mit verteilten Rollen lesen zu lassen, dabei aber einen Schüler — den Dichter — „auf dem Katheder (S. 70) sitzen", einen andern — der die Schwester des Herzogs im „Taillefer" darstellt — „auf dem Fensterbrett (d. i. der Turm) stehen" zu lassen, das scheint denn doch gar zu gewagt; die Schule ist doch kein Theater! Warum dann nicht auch die Schüler in die entsprechenden Kostüme stecken, den einen als „Fräulein" anziehen, den andern — den Taillefer — wirklich das Rolandslied singen und dann in die Feinde (seine Mitschüler) „hineinsprengen" lassen? Läßt doch Ehrenfeld den Wettlauf des Hasen mit dem Schweinigel thatsächlich „im Schulzimmer aufführen"! (S. 85.) Seine Schüler legen zwar dabei „Diskretion und Feinfühligkeit" an den Tag (wie, verstehe ich nicht), aber trotzdem scheint mir diese „Methode" vom Gipfel einer verfehlten Pädagogik nicht mehr weit entfernt zu sein. So läßt Ehrenfeld auch einen Besuch des Doktors bei Gellert durch zwei Schüler „spielen", indem der eine — sogar mehrmals — hinausgeht und ins Zimmer tritt (S. 82 flg.) u. a. m. Als eine läppische Spielerei endlich muß das S. 50 flg. geschilderte „Käsperletheater" verurteilt werden, und beinahe widerwärtig ist es, solche Geschichten wie die vom „kleinen Gernegroß" (S. 78) anhören zu müssen zur Einführung einer so simpeln Sache wie die irrige Betonung einer Präposition. Es haftet eben der ganzen Methode Ehrenfelds ein stark theatralischer Zug, einfacher gesagt, eine große Neigung zur Spielerei an.

Aber das mit so vielen Bedenklichkeiten und manchen schweren Fehlern behaftete Buch enthält auch eine Fülle von sinnigen, gediegenen und fruchtbaren Ideen, die, wie schon bemerkt, als Anregungen äußerst schätzbar sind. Die Lektüre des Buches bleibt trotz der angeführten Mängel ein Genuß, und um diesen dem Leser nicht zu verderben, aber

auch weil hier der Raum mangelt, sei nur auf einiges Vorzügliche hingewiesen. Es findet sich solches fast in allen zehn Kapiteln, die sämtliche Teile des deutschen Unterrichts nacheinander behandeln. Sehr gut ist z. B. die Belebung der beschreibenden Lesestücke durch ihre Umwandlung in Handlung (S. 12), vortrefflich das Eintreten für die „Pflicht, ... neben gehöriger Berücksichtigung des Durchschnitts (der Schüler) den Edelknaben zu ihrem vollen Maße geistiger Nahrung zu verhelfen" (S. 39), sehr geschickt die Behandlung der Verbalbegriffe (S. 42 flg.) und des Adverbiale (S. 44 flg.) in der Grammatikstunde, der für die Kontrolle des „Memorierens" gemachte Vorschlag, das Gelernte von der ganzen Klasse niederschreiben zu lassen (S. 69), den man aber nicht oft ausführen wird; auch das Lesen von Gedichten mit verteilten Rollen (S. 69 flg.) ist mit Weglassung des oben gerügten Theatralischen ab und zu empfehlenswert. Anderes mag ja nach Zeit und Umständen wenigstens teilweise einer Nachahmung wert sein, so der „Sängerkrieg" (S. 75 flg.), die „Schulpost" (S. 108 flg.), wobei sich einige sehr beachtliche neue Ideen finden, endlich das viele Anregungen lehrreicher Art enthaltende Stück vom „Wilden Mann" (S. 116 flg.).

Alles in allem genommen, wird kein Lehrer des Deutschen, sofern er zu den „ewig jungen", den „Suchern" gehört und nicht zu den „Fertigen" (vergl. die schönen Worte in Ehrenfelds Vorwort), das Buch, wenn er es aufmerksam gelesen hat, aus der Hand legen, ohne ihm vieles zu verdanken, was seinem eigenen Unterricht zu Nutzen und Vorteil, ihm und seinen Schülern zur Förderung und Freude gereichen kann, und aus diesem Grunde sei seine Lektüre, so sehr die Ansichten im einzelnen auseinandergehen mögen, jedem Lehrer des Deutschen herzlich empfohlen.

Dresden. **Dr. Vassenge.**

Zweihundert Entwürfe zu deutschen Aufsätzen für die oberen Klassen der Gymnasien und verwandter Lehranstalten von Prof. Karl Hähnel. 208 S. 2 Kr. — 2 M. Innsbruck, Verlag der Wagnerschen Universitätsbuchhandlung, 1900.

Im Gegensatze zum Deutschen Reiche sind in Österreich bisher nur wenige Aufgabensammlungen, die an Gymnasien bez. Realanstalten gebraucht werden könnten, auf dem Büchermarkt erschienen. Die Sammlung von H. Ebner „300 deutsche Aufsätze allgemeinen Inhalts", Pilsen 1896, ist ausschließlich aus der an Gewerbeschulen herrschenden Praxis hervorgegangen, und Umlauft (Wien 1893) bietet nichts weiter als eine Zusammenstellung von Titeln (6900 Themen) aus österreichischen Programmen. Nur in der praktischen Anleitung zu deutschen Aufsätzen von L. Blume, Wien 1895, hat Hähnels Arbeit eine Vor-

läuferin. Da nun die Lehrpläne in unserm Nachbarstaate auch in Bezug auf den deutschen Unterricht vielfach abweichen, reichsdeutsche Sammlungen infolgedessen in der Regel nur mit Auswahl benutzt werden können, so darf man wohl bei dem Erscheinen von Hähnels Aufgabensammlung sagen, daß sie aus einem besonderen Bedürfnis hervorgegangen ist. So schreibt z. B. der Lehrplan für die Obergymnasien jährlich für die V. Klasse 20 Aufsätze, für die Klassen VI, VII, VIII, deren Pensum dem unserer Obertertia bis Oberprima entspricht, je 14 Aufsätze vor, und zwar abwechselnd Haus- und Klassenarbeiten, welche Vorschrift, nebenbei bemerkt, eine Korrekturlast zur Folge hat, von der man in reichsdeutschen Lehrerkreisen kaum eine Ahnung hat, weil die Lehrpläne bei uns etwa die Hälfte solcher Ausarbeitungen für die genannten Klassen fordern. Hähnel hat seine Themen daher möglichst begrenzt, weil für die Anfertigung des Schulaufsatzes in der Regel nur eine Stunde zur Verfügung steht. Diese Eigenschaft des Buches ist übrigens ein Vorteil, der auch diesseits der schwarzgelben Grenzpfähle die Verwendung der Sammlung einbürgern dürfte, namentlich bei Gelegenheit der Prüfungsarbeiten. Viele unserer Aufsatzsammlungen sind zu diesem Zwecke zu ausführlich; inventio, dispositio müssen bei den Klassenarbeiten auch den Schülern der höheren Abteilungen erleichtert werden, damit sie bei der zugemessenen Zeit ihre ganze Aufmerksamkeit der elocutio zuwenden können. Auch die von Hähnel getroffene Stoffwahl ist als eine glückliche zu bezeichnen; Aufgaben aus dem Gebiete der lateinischen und griechischen Lektüre, der Geschichte und Geographie sind nicht aufgenommen worden, weil solche nur dann fruchtbar gemacht werden können, wenn das herangezogene Fach in den Händen des Deutschlehrers liegt. Weise Beschränkung und glückliche Wahl herrscht ferner hinsichtlich der Aufnahme patriotischer Themen, weil offenbar die Gefahr vermieden werden soll, daß der Schüler bei seinen Ausarbeitungen ins Schablonenhafte und Phrasenhafte verfalle. Alles in allem: Hähnels Sammlung ist aus einer langjährigen Praxis herausgewachsen und verdient gleiche Anerkennung wie die übrigen bisher erschienenen fachwissenschaftlichen Arbeiten des verdienten österreichischen Schulmannes.

Dresden. **Hermann Unbescheid.**

Fritz Reuter. Woans hei lewt un schrewen hett. Vertellt von Paul Warncke. Mit nägen Biller. Leipzig, R. Voigtländers Verlag, 1899. 310 S. kl. 8°. Biographische Volksbücher Nr. 56—63.

Paul Warncke aus Lübz in Mecklenburg ist als Dichter eines preisgekrönten Bismarckliedes 1895 zuerst in weiteren Kreisen bekannt ge-

worden. Nun hat er sich an die durchaus nicht leichte Aufgabe gemacht die Biographie Fritz Reuters in der Sprache des Dichters zu schreiben. Die Sprache ist echt niederdeutsch und paßt sich dem Reuterschen Idiom genau an. Auch das Quellenmaterial beherrscht Warncke vollkommen und setzt sich da, wo er Neues bringt, mit seinen Vorgängern in den Anmerkungen auseinander (S. 304—310), besonders mit Gaedertz (Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen, Teil I und II, und Reuter-Studien I), G. Raatz (Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Werken), Glagau (Fritz Reuter und seine Dichtungen), H. Ebert (Fritz Reuter, Sein Leben und seine Werke, Güstrow 1874), Engel (Briefe von Fritz Reuter an seinen Vater), Wilbrandt (Fritz Reuters Leben und Werke), Fr. Latendorf (Zur Erinnerung an Fritz Reuter) u. a.

S. 18 berichtigt Warncke einen Fehler Glagaus, der sich a. a. O. S. 344 über Adolf Wilbrandts Angabe lustig macht, daß die „Reise nach Braunschweig" Reuters erster schriftstellerischer Versuch gewesen. Er hat die Stelle in Reuters Brief an Frau Weber-Rostock, Schwiegertochter des Amtshauptmanns (Werke, Volks-Ausgabe, Bd. I, S. 138), übersehen, wo der Dichter die kleine Schrift ausdrücklich als ersten Versuch anerkennt, ebenso wie in dem Briefe an Julian Schmidt vom 19. August 1864 (Gaedertz, Reuter-Reliquien, S. 150). S. 25 berichtigt Warncke den durch alle Reuterbiographien gehenden Zug, daß Fritz Reuter bei Gesellius, seinem Lehrer in Friedland und Parchim, in Pension gewesen sei. Dieser Irrtum erklärt sich vielleicht daraus, daß Gesellius als Junggeselle in Friedland ebenfalls bei der Frau Konrektor Schulz wohnte. Aber auch in Parchim war Fritz nie bei Gesellius in Pension, was sich deutlich aus den von Engel veröffentlichten „Briefen von Fritz Reuter an seinen Vater" ergiebt. Auch der Sohn des Konrektors, Dr. Gesellius in Lübz, bestätigt dies. Der Brief ohne Jahreszahl auf S. 26 flg. des I. Bandes der genannten Briefe stammt nicht, wie Engel annimmt, vom 10. März 1828, sondern vom 10. März 1830, was sich aus der Bemerkung über Hilgendorf, seinen zweiten Hauswirt, und aus einer anderen über die lateinische Sprache ergiebt.

S. 69 druckt Warncke einen Brief des Bürgermeisters Heinrich Leipnitz aus Camburg ab, worin die Aussage des Ratswirts Frische folgendermaßen beginnt: „Herr Reuter kam den 13. d. Märtz hier an" u. s. f. Hier scheint ein Irrtum des Ratswirts vorzuliegen, denn das Herzoglich Meiningensche Amt zu Camburg hat Fritz Reuter den Genehmigungsschein für seinen Aufenthalt daselbst bereits am 19. Februar ausgestellt.

S. 99 berichtet Warncke von Reuters Aufenthalt in Magdeburg. Es war dort mit ihm zusammen einer interniert, den er kurzweg M . . . nennt. Glagau und Gaedertz haben die Ansicht ausgesprochen, daß mit M . . .

der nachmals in weiteren Kreisen bekannt gewordene Kaplan Peter Haßlacher gemeint sei. Dieser saß zwar um diese Zeit auch in Magdeburg, doch ist mit M... der spätere Advokat M(esserich) in Trier gemeint. Dies geht klar hervor aus dem Briefe an Königk vom Jahre 1868, wo Fritz Reuter die beiden Genannten aufführt (Werke, V.-A. Bd. I, S. 179 flg.). Gustav Raatz (a. a. O. S. 136) giebt den Namen Messerich richtig an, irrt aber wieder darin, daß dieser auch der Gefangene gewesen sei, von dem Fritz erzählt, er habe durch vieles Schmieren auf seinem kahlen Kopfe eine Art kurzer Lammwolle erzeugt. Denn dieser wird in der „Festungstid" (Kap. 10) ausdrücklich mit seinem Vornamen „Piter" genannt. Das war eben Haßlacher, und daraus geht wieder hervor, daß er nicht mit M... bezeichnet werden sollte. Reuters Angabe in der „Festungstid", daß die Abreise nach Graudenz im Februar erfolgt sei, ist unrichtig, es war am 10. März (vergl. Engel a. a. O. II, S. 72, und Warncke S. 103 und 306, Anm. 19). Mit Reuter zusammen reisten nur der „Kapteihn" und zwei Gendarmen. Die beiden waren sehr vergnügt bei der Aussicht, nach Graudenz gebracht zu werden, wo ein sanftes Regiment geführt wurde, wie allen „Demagogen" bekannt war. Die gegenteilige Angabe in der „Festungstid" (Kap. 11 S. 116 flg.) und die Scene mit dem Gendarm Rehse (S. 138) entspricht nicht den Thatsachen (vergl. Engel a. a. O. Bd. II, S. 65, und Warncke S. 103 und 306, Anm. 20).

Auf der Reise nach Graudenz saß Reuter zwei Tage und drei Nächte auf der Hausvogtei in Berlin, nicht, wie er selbst sagt und wie sich in allen Reuterbiographien wiederfindet, vier Tage und vier Nächte. Die Gefangenen kamen am 11. März morgens 1 Uhr in Berlin an, die Abreise erfolgte am 13. morgens 6 Uhr. (Vergl. Engel a. a. O. Bd. II, S. 72, der Brief an Königk, Fr. R.s Werke Bd. I, S. 89, und Warncke S. 306, Anm. 22.)

In Dömitz sah Fritz Reuter Ende August zuerst seinen Vater und seine Schwestern wieder. Dieser Besuch seines Vaters in Dömitz fand also nicht vor Reuters Ankunft in der Festung statt, wie Gaedertz (a. a. O. II, S. 32) angiebt. Aus dem von Engel (a. a. O. Bd. II, S. 139) mitgeteilten Briefe, sowie aus dem von Gaedertz selbst in den Reuter-Reliquien S. 43 veröffentlichten Briefe an Schmidt in Wismar geht klar hervor, daß dieser einzige Besuch in dieser Zeit Ende August oder Anfang September stattfand, jedenfalls also während Fritzens Anwesenheit.

Reuter verließ die Festung nicht, wie Gaedertz in den Reuter-Reliquien S. 41 sagt und S. 49 (Anmerkung) wiederholt, schon Anfang Juli 1840, sondern erst im August. Sein letzter Brief aus Dömitz ist

vom 1. August 1840 datiert, das Gnadengesuch des Bürgermeisters erst vom 25. Juli 1840. Es muß also ein Irrtum vorliegen, wenn die Frau Justizrat Sophie Vermehren, eine Tochter des Pastors Reuter zu Jabel, in ihrem Bericht an Engel, den Herausgeber der mehrfach citierten Briefe (a. a. O. Bd. II, S. 261), sagt, sie habe Fritz zuerst „im Juli 1840, wenige Wochen nach seiner Erlösung aus Dömitz" gesehen.

Von dem „Unterhaltungsblatt für beide Mecklenburg und Pommern, redigiert von Fritz Reuter", das vom 1. April 1855 ab bei der C. Lignauschen Verlagsbuchhandlung in Neubrandenburg erschien, sind vollständige Jahrgänge jetzt sehr knapp geworden, Warncke verdankt sein Exemplar der Güte des Herrn Stadtsekretär H. Seefeld in Malchin. Darin steht am Schlusse der 4. Seite von Nr. 13: „Allen meinen Freunden und Bekannten, sowie auch meinen Herren Geschäftsfreunden, mache ich die ergebenste Anzeige, daß ich vom 2. April d. J. ab, meinen Aufenthalt in Neubrandenburg nehmen werde. F. Reuter." (Vergl. über Gaedertz' und Glagaus Behauptungen Warncke S. 308, Anm. 49.)

S. 226—239 behandelt Warncke den Streit Reuters mit Klaus Groth von Anfang an bis zum Nachruf in der Gegenwart. Die unerquickliche litterarische Fehde mußte hier wieder aufgefrischt werden, weil sie seinerzeit eine nicht unwichtige Rolle in Reuters Leben spielte und die Art, wie er, der verhältnismäßig Unberühmte, sich gegen den weitberühmten Gegner verteidigte, bei aller berechtigten Schärfe zu charakteristisch und zumal wegen der Seltenheit seiner Streitschrift des Erzählens wert war. Warncke stellt sich durchaus auf die Seite Reuters und verweist auf Latendorf, Ebert und besonders auf Gaedertz, der durch mehrfachen längeren Aufenthalt in der Villa Reuter und durch persönlichen Verkehr mit Luise Reuter am besten einschlägige positive Beweise sammeln konnte.

Der Mann von Fritz Reuters Lieblingsschwester Lisette, der Amtsverwalter Jenning in Schwaan, starb 1860, nicht 1862, wie Gaedertz (Aus Fritz Reuters jungen und alten Tagen II, S. 143) behauptet. Ebenso irrtümlich ist die Angabe dort, Lisette sei schon im folgenden Jahre, also 1863, gestorben. Sie starb im Oktober 1865, wie sich übrigens auch aus dem von Gaedertz selbst in den Reuter-Reliquien (S. 154) mitgeteilten Briefe Reuters an Pietsch ergiebt.

Die angeführten Stellen mögen als Beweis genügen, wie eifrig Warncke bemüht ist, auch in Kleinigkeiten den richtigen Sachverhalt klarzustellen. Im übrigen hat er in echt Reuterschem Dialekt ein so wahres und vollständiges Bild von Reuters Leben gezeichnet, wie wir es bis dahin noch nicht gehabt haben. Er verschweigt aus Hochachtung vor seinem großen Landsmann auch nicht die Schattenseiten in seinem und

seines Vaters Charakter. Mag das Familienleben des alten Stavenhagener Bürgermeisters beurteilt werden wie es will — die beiden unehelichen Töchter Sophie und Lisette bilden ja einen Fleck darin —, gegen seinen Sohn Fritz hat der alte Reuter seine Pflicht als Vater ganz und gar erfüllt. Er hat während vieler Jahre eine unendliche, engelsgleiche Geduld mit ihm gehabt und ihn erst zu einer Zeit aufgegeben, wo nach menschlichem Ermessen dessen Rückkehr zu einem Lebensberuf nicht mehr möglich war. Wie sehr Warncke auch versucht, den Sohn zu entschuldigen, ihn als leichtsinnig, aber nicht schlecht, hinzustellen — er versucht auch das Laster des Trunkes allein auf die Festungszeit zurückzuführen —, dem Bürgermeister läßt er volle Gerechtigkeit widerfahren. Der gute Kern lag so tief in Fritz Reuter vergraben, daß selbst das Vaterauge ihn unmöglich entdecken konnte. Noch eine andere Ehrenrettung nimmt Warncke vor, es ist die des Philosophen Schramm, dem Reuter als Denunzianten ein schlechtes Denkmal gesetzt hat. Schramm hat in Berlin die Mitglieder der Verbindung nur genannt, weil er glaubte, daß sie der Behörde schon längst bekannt wären. Zu einer Aussprache zwischen beiden ist es nicht gekommen, weil Reuter krank zu Bette lag, als Schramm ihn in Eisenach aufsuchte.

Warncke giebt in allen Punkten der Wahrheit die Ehre und erzählt dabei doch mit so großer Wärme, daß alle Freunde und Verehrer unseres großen Landsmanns das Buch mit Interesse und Befriedigung lesen werden.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

R. Goette, Die Kulturgeschichte des Mittelalters im Unterricht. Jahresbericht des Realgymnasiums zu Spremberg. Ostern 1899. 18 S. gr. 8°.

Der Hauptzweck der Arbeit ist, aus der Masse der Ergebnisse, welche die Forschung auf dem Gebiete der deutschen Volkskultur im Mittelalter gewonnen hat, die Thatsachen herauszuheben, die zur Verwertung im Unterricht geeignet sind; natürlich soll das zwanglos, nicht systematisch geschehen. Der Verfasser hat den Gegenstand in 5 Abschnitten behandelt: 1. Die ältere Zeit. 2. Die Karolinger. 3. Die sächsischen und fränkischen Kaiser. 4. Die Hohenstaufen. 5. Das spätere Mittelalter. Von der Vorstellung der alten, selbstherrlich entscheidenden Waffengemeinde gelangt der Verfasser zu der Gliederung des Stammes in Gaue und Hundertschaften. Klarzulegen sind Amt und Stellung von Richter, Schöffen, Umstand, Schultheiß. Als Hausformen sind die friesische, niedersächsische, nordische und schwäbisch-bayerische zu unterscheiden. Vom Hause, seiner Bauart und seiner Einrichtung gelangt

man zur Erklärung des Hofsystems, der deutschen Dorfanlage und des Kolonistendorfes. In der Zeit der Karolinger macht das Reich vorübergehend eine Wendung zum Beamtenstaat hin durch, Verfassung und Recht, sowie das Heerwesen erfahren eine völlige Umwandlung, an die Stelle des Volksaufgebotes tritt das Vasallenheer. In eingehender Weise wird die eigenartige Entwickelung der ritterlichen Gesellschaft behandelt, wobei besonders zwei Erscheinungen gewürdigt werden: die Vasallität und die Ministerialität. In der Zeit der Sachsen- und Frankenkaiser wird die Stellung des Königtums zu den übrigen Bestandteilen der Reichsverfassung als ein Punkt von höchster Wichtigkeit behandelt (S. 13 flg.). In der Hohenstaufenzeit wird der deutsche Unterricht Gelegenheit nehmen, den Schülern durch ein farbenreiches Bild ritterlichen Lebens eine lebendige Anschauung der Glanzzeit des Mittelalters zu verschaffen. Der Verfasser schlägt vor, an das große Fest anzuknüpfen, das Friedrich I. zur Feier der Schwertleite seiner Söhne 1184 zu Mainz veranstaltete. Am Ausgange der Hohenstaufenzeit wären dann die Ursachen des Verfalles der Reichsgewalt noch einmal zusammenzufassen: die Überspannung der politischen Aufgabe des Kaisertums, Vernachlässigung des Reichsgutes, überhaupt der königlichen Machtmittel in Deutschland, Ausbildung der fürstlichen Landeshoheit auf Kosten des Reiches, ständische Zerklüftung des Volkes.

Die anregende Lektüre dieser Programmabhandlung wird manchem Lehrer des Deutschen ein willkommener Wegweiser für die Verwertung der Kulturgeschichte im Unterricht sein.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 15. Jahrgang, Nr. 4, April 1900. Unsere Muttersprache im 19. Jahrhundert. Von Konr. Fischer. — Amtliche Verdeutschungen der Heeressprache, II. Von Kr. — Neue Mißbräuche. Von Gust. Krimer. — Scheck. Von Dr. K. Trübner. — Ein alter Erlaß. — Geschäftsstelle. Von Matthias Linhoff. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 5, Mai 1900. An die geehrten Zweigvereine und unmittelbaren Mitglieder des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Von Otto Sarrazin. — Beisatz- und Aussagewort mit „als". Von Theodor Matthias. — Amtliche Verdeutschungen der Heeressprache, III. Von Kr. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 21. Jahrgang, Nr. 3, März 1900. Lembke, Studien zur deutschen Weidmannssprache, bespr. von F. Kluge. — Scheel, Die deutsche Grammatik des Albert Oelinger, bespr. von Socin. — Martin u. Lienhart, Wörterbuch der elsässischen Mundarten, bespr. von Behaghel. — Gereke, Studien zu Reinfried von Braun-

schweig, bespr. von Reuschel. — Ehrenfeld, Studien zur Theorie des Reims, bespr. von Brenner. — Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. u. 16. Jahrhunderts, herausgeg. von M. Herrmann. 13, 14, bespr. von Bahlmann.

—— Nr. 4, April 1900. Käding, Häufigkeitswörterbuch der deutschen Sprache, bespr. von Socin. — Hausding, Die Fremdwortfrage für Behörden, Fachwissenschaft und Gewerbe, bespr. von Socin. — Kemmer, Darstellung des Lautstandes der Aschaffenburger Kanzleisprache in der 1. Hälfte des 16. Jahrhunderts, bespr. von Glöde. — Frank, Die Frankenhäuser Mundart, bespr. von Horn. — Richter, Ferdinand Freiligrath als Übersetzer, bespr. von Tardel.

—— Nr. 5, Mai 1900. Wolkan, Deutsche Lieder auf den Winterkönig, bespr. von Diemar. — Er. Schmidt u. V. Valentin, Festreden zu Goethes 150. Geburtstag, bespr. von Sulger-Gebing. — Stöcklein, Bedeutungswandel der Wörter, bespr. von Waag. — Heilig u. Lenz, Zeitschrift für hochdeutsche Mundarten, bespr. von Behaghel.

Monatsblätter für deutsche Litteratur. Herausgeg. von Albert Warneke. Heft 5 u. 6: H. Unbescheid, Die Störche. Ein Tierepos in 12 Gesängen. Heft 7: H. Unbescheid, Aus Sturmes Not. Eine Ostergeschichte.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 3. Jahrgang 1900, V. u. VI. Bandes 3. Heft. I. Abteilung (5. Band). Zum kapitolinischen „Aischylos". Von Dr. med. Paul Julius Möbius und Prof. Dr. Franz Studniczka in Leipzig. (Mit 3 Tafeln.) — Die Bestattungsspende bei den Griechen. Von Wilhelm Barth in Athen. — Die grammatischen Kategorien. Von Direktor Prof. Dr. Karl Goebel in Soest. — Richard Schröters Deutsche Rechtsgeschichte. Von Prof. Dr. Siegfried Rietschel in Tübingen. — II. Abteilung (6. Band). Leibniz als Pädagog. Eine quellenmäßige und systematische Darstellung. Von Dr. Anton Kröger in Saarlouis (Fortsetzung). — Der deutsche Aufsatz in Untersekunda. Von Oberlehrer Dr. Hubert Rick in Kempen. — Grammatische Zukunftsgedanken. Von Oberlehrer Dr. Armin Dittmar in Grimma. — Zur pädagogischen Psychologie und Physiologie. Von Prof. Dr. Franz Fauth in Höxter.

—— 4 Heft: I. Abteilung (5. Band). Adolf Harnacks Geschichte der Akademie der Wissenschaften. Von Oberlehrer Dr. Paul Wendland in Berlin. — Der Ursprung der deutschen Stadtverfassung. Von Privatdozent Dr. Friedrich Keutgen in Jena. — II. Abteilung (6. Band). Leibniz als Pädagog. Eine quellenmäßige und systematische Darstellung. Von Dr. Anton Kröger in Saarlouis. — Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Eine pädagogisch-litterarische Betrachtung. Von Prof. Dr. Paul Vogel in Schneeberg i. S.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. 1. u. 2. Heft (7. Band). Jakob Burckhardt als Mensch und Lehrer. Von Geh. Hofrat Prof. D. Dr. Gelzer in Jena. — Die antike Hinrichtung an Pfahl oder Kreuz. Kulturgeschichtliche Studie von Richard Freiherrn von Mansberg in Dresden. — Die Entwickelung der europäischen Völkergesellschaft und die Entstehung des modernen Nationalismus. Ein sozialgeschichtlicher Versuch. III. Vom Universitätsprof. Dr. Kurt Breysig in Berlin.

—— 3. u. 4. Heft: Ein altes Kriegslied. Von P. O. Nöldeke in Mechtshausen. — Briefe aus dem Brigittenkloster Maihingen (Maria-Mai) im Ries 1516 bis 1522 (Schluß). Von Reallehrer Dr. Johann Kamann in München. — Die

süddeutschen Bauern im spätern Mittelalter. Von Oberlehrer Rudolf Goette in Spremberg. — Der Landfriedensbruch in Schlawe. Ein Kulturbild aus der Adels- und Städtegeschichte Pommerns im 16. Jahrhundert. Von Dr. Max von Stojentin in Stettin. — Die kulturgeschichtliche Bedeutung der russischen Kirche (nach Pavel Miljukov). Von Dr. Boris Minzès in Sofia. — Aus Weimars Glanzperiode. Drei ungedruckte Briefe an Leo von Seckendorf. Von Gustav Scheidel in Berlin. — Herzog Karl August von Weimar und Karoline Jagemann. Von demselben.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. Herausgegeben von Dr. Max Koch, o. ö. Prof. an der Universität Breslau. Neue Folge, Band XIII, Heft 4 u. 5. Abhandlungen: Andreas Guarna, Johann Spangenberg und das Bellum grammaticale. Von Ludwig Fränkel. — Lamottes Abhandlungen über die Tragödie, verglichen mit Lessings Hamburgischer Dramaturgie. III. IV. (Schluß.) Von Eliel Aspelin. — Zwei Hauptstücke von der Tragödie. I. Schuld und Sühne. Von Walter Bormann. — Zwei Lustspiele Ludwig Wielands. Von Franz Geppert. — Neue Mitteilungen: Der Ursprung der Don Juan-Sage. I. bis IV. Von Johannes Bolte. — Vermischtes: Anklänge an das Nibelungenlied in mingrelischen Märchen? Von Wladislaus Nehring. — Bemerkungen zu Friedrich Rückerts poetischem Tagebuch. Von Karl Putz.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. 6. Band, 4. Heft. Aufsätze und neue Mitteilungen: Diderot in Leipzig. Von Daniel Jacobi in Berlin. — Eine unbekannte Sammlung von Volksliedern des 16. Jahrhunderts. Von Rudolf Wolkan in Czernowitz. — Fischart-Studien. Von Adolf Hauffen in Prag. V. Der Anti-Machiavell. — Zeugnisse zur Faustsage. Von Johannes Bolte in Berlin. 1. Ein Meisterlied von Friedrich Beer. 2. Viktor Perillus 1592. 3. Andreas Ketterlin 1613. — Die Walpurgisnacht. Von Max Morris in Charlottenburg. — Bemerkungen zu dem Probleme Goethe und Napoleon. Von Reinhold Steig in Friedenau-Berlin. — Jean Pauls litterarischer Nachlaß. Von Josef Müller in München. B. Zweiter Hauptteil. Nr. 6 bis 12: Studien. C. Dritter Hauptteil. Fascikel Nr. 13a und b: Selbständige größere Aufsätze. I. Aus der Gymnasialzeit in Hof. II. Die Schriftstellerthätigkeit in der Universitätszeit. — Lenaus Bertha. Ein Beitrag zur Lebensgeschichte des Dichters. Von Heinrich Röttinger in Wien. — Miscellen: Amor und Tod. Von Wolfgang Keller in Jena. — Zu Goethes Briefwechsel mit Lavater und mit dessen Gattin. Von Heinrich Funck in Gernsbach. — Zur Datierung Schillerscher Jugendbriefe. — Zu den Xenien.

Alemannia, Zeitschrift für Sprache, Kunst und Altertum, besonders des alemannisch-schwäbischen Gebiets. 27. Jahrgang, 3. Heft: Volkskunde von Mückenloch bei Neckargemünd. Von Pfarrer K. Arnold, Wiesloch. — Die Kindermorde zu Benzhausen und Waldkirch i. Br. Ein Gedicht aus dem Anfange des 16. Jahrhunderts, herausgeg. vom Bibliothekar Dr. Pfaff, Freiburg i. Br. — Zu Alem. XXVI, 72 flg. (Bolte: „Zu den Amores Söflingenses".) Von Dr. F. Arnold Mayer, Wien. — Spottlied auf die Jäger von ehemals aus Hohenzollern. Mitgeteilt von F. Hohenzoll. Oberforstrat Dr. Carl von Fischbach, Sigmaringen.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen. 11. Jahrgang, 8. u. 9. Heft. Die Bedeutung der bildenden Kunst für die Erziehung und die allgemeine Bildung unserer Jugend. Von G. Knebel in Frankfurt a. M. — Das wört-

liche Abfragen von Abschnitten des deutschen Lesebuches. Von Prof. A. Fischer an der Realschule vor dem Lübeckerthor in Hamburg.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgeg. von Muthesius, 1900, 4. Heft. E. F. Thienemann, Gotha. Muthesius, H., Der Zeichenunterricht in den Londoner Volksschulen. — Muthesius, K., Die Lehrplangrundsätze des Brandenburger Provinzial-Schulkollegiums.

—— Heft 5: Gebler, Wie ist die Lehre von der heiligen Schrift im Religionsunterrichte des Schullehrerseminars zu behandeln? — Benkert, Die physikalische Geographie im Seminarlehrplane.

Der Türmer. Monatsschrift für Gemüt und Geist. Herausg. J. E. Freiherr von Grotthuß. Mai 1900, Heft 8: Das Entwickelungsgesetz der Religion und deren Zukunft. Von Dr. Hermann Schell. — Die Halben. Ein Roman aus unserer Zeit. Von Jeannot Emil Freiherrn von Grotthuß. (Fortsetzung.) — Ein „Moderner" aus dem Lande Rembrandts. Von Prof. Pol de Mont. — Tante Fine. Eine Kleinstadtgeschichte. Von Carl Busse. — Waldseeheim. Von Dr. Franz Oppenheimer. — Gedichte von Karl von Fircks, Maurice von Stern, Rudolf Presber. — Kritiken. — Rundschau: Forschungsmittel der Astronomie. Von Dr. Bruno Borchardt. — Woher? Wohin? Zur Orientierung in der Schulfrage. Von Dr. Erich Meyer. — Musikpflege und Musikelend. Ein Rückblick auf die verflossene Berliner Konzertsaison. Von Dr. Karl Storck. — Stimmen des In- und Auslandes: Goethes letzte Liebe. Englische Urteile über deutsche Litteratur. Von —r—. — Eine Kußepidemie. — Die Kinder der Armen. Von E. Gagliardi. — Menschenfresser und Seelenesser. Von P. S. — Türmers Tagebuch. — Der Mensch der Erfüllung und das neue Gebot. — „Jugend von heute." — Pessimismus. — Vom „naturfrischen Proletariat". — Kunstbeilage: Ophelia. Von Antoon van Welie. (Photogravure.)

Neu erschienene Bücher.

Deutsche Schulausgaben von Veit Valentin: Nr. 31/32, Shakespeare, Macbeth, herausgegeben von V. Valentin. Dresden, L. Ehlermann, 1899. 126 S. Preis 1 M.

—— Nr. 33, Fabelbuch, Eine Auswahl deutscher Fabeldichtungen, eingeleitet und in geschichtlicher Anordnung zusammengestellt von Dr. Jul. Ziehen. Dresden, L. Ehlermann, 1900. 81 S. Preis 50 Pf.

Hugo Koester, Gott. Ein lyrisch-episches Gedicht in drei Gesängen. Saarbrücken, Klingebeil u. Pröller. 36 S.

—— Gedichte. Braunschweig, Kommissionsverlag von Rich. Sattler. 151 S.

—— Ruinen und Scherben. Lyrisch-epische Dichtungen. Gießen, Universitätsbuchhandlung, 1900. 120 S.

Dr. Heinrich Drees, Hans Sachs und andere Dichter des 16. Jahrhunderts. Für den Schulgebrauch herausgeg. Leipzig, G. Freytag, 1900. 125 S. Preis geb. 80 Pf.

Dr. J. H. Kaltschmidt, Deutsches Wörterbuch. Neu bearbeitet und vielfach ergänzt von Dr. G. Lehnert. Erster Teil. Leipzig, Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber, 1900. 391 S.

Prof. Dr. Commer, Merksätze aus langjähriger Schulpraxis. Bonn, Otto Pauls Verlag, 1900. 84 S.

Justus Frey, Gesammelte Dichtungen. Herausgeg. von seinem Sohne. Mit dem Bildnisse des Dichters. Bibliothek deutscher Schriftsteller aus Böhmen. 10. Band. Prag, Jos. Koch, 1899. 415 S.

Dorenwell, Der deutsche Aufsatz in den unteren und mittleren Klassen höherer Lehranstalten. Erster Teil. Vierte verbesserte Auflage. Hannover u. Berlin, Carl Meyer (Gust. Prior), 1900. 316 S. Preis geh. 3 M. 50 Pf.

Prof. Dr. Unbescheid, Aus den Akten einer deutschen Familie. Ein Mahnwort an Haus und Herd. Erstes Heft. Kahla i. Th., A. Wellers Verlag, 1900. 38 S.

Karl Barthel, Die deutsche Nationallitteratur der Neuzeit. Zehnte Auflage, neu bearbeitet und fortgesetzt von Max Vorberg. Fünfte Lieferung. Gütersloh, C. Bertelsmann, 1900. Vollständig in ca. 7 Lieferungen à 1 M. 50 Pf.

Prof. A. Koch, Über den Versbau in Goethes Iphigenie. Beilage zum Jahresbericht des Friedrich Wilhelm-Realgymnasiums zu Stettin, Ostern 1900. 20 S.

Rud. Peters, Lessings Nathan der Weise, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten. Leipzig, Heinr. Bredt, 1900. 130 S.

F. W. Vogel, Die Forderungen der Gegenwart an die Volksschulfibel. Annaberg i. E., Grasersche Buchhandlung, 1900. 31 S. Preis 50 Pf.

O. von Greyerz, Die Mundart als Grundlage des Deutschunterrichts. Bern, Schmid u. Francke, 1900. 31 S.

—— Deutsche Sprachschule für Berner. a) Vollständige Ausgabe für den Lehrer, 198 S. b) Auszug für Schüler, 123 S. Bern, Schmid u. Francke, 1900.

Paul Vogel, Auf der Schwelle zweier Jahrhunderte. Eine pädagogisch-litterarische Betrachtung. Sonderabdruck aus den Neuen Jahrbüch., Jahrgang 1900, II. Abteilung, 6. Band. Leipzig, B. G. Teubner.

Dr. Heinze, Aufgaben aus „Hermann und Dorothea". 6. Bändchen der Aufgaben aus deutschen Dramen, Epen und Romanen von Heinze u. Schröder. Zweite, vermehrte Auflage. Leipzig, W. Engelmann, 1900. 105 S. Preis geb. 1 M.

Dr. Ad. Heinze, Praktische Anleitung zum Disponieren deutscher Aufsätze. Sechste Auflage von Dr. Herm. Heinze. 3. Bändchen: Aussprüche und Sinnsprüche. Leipzig, W. Engelmann, 1900. 130 S. Preis geb. 1 M. 30 Pf.

Dr. Ad. Dieckmeyer, Ein wichtiges Stoffgebiet für deutsche Aufsätze. Bochum, Wilh. Stumpf, 1900. 26 S.

Wilh. Gliese, Kurze Einführung in das Studium des Gotischen. Heidelberg, C. Winters Universitätsbuchhandlung, 1900. 103 S. Preis 2 M.

Dr. Clemens Pfau, Das gotische Steinmetzzeichen. Mit zwei Tafeln. Beiträge zur Kunstgeschichte. Neue Folge XXII. 75 S. Leipzig, E. A. Seemann, 1895.

—— Bilder aus dem Volksleben der Rochlitz-Mittweidaer Gegend zur Zeit des 16. und 17. Jahrhunderts. Sonderabdruck aus dem „Rochlitzer Tageblatt" Nr. 259—269, 1899. 39 S.

—— Die Saupen vom alten Rochlitzer Landgericht. Sonderabdruck aus dem „Rochlitzer Tageblatt" Nr. 36—53, 1900. 47 S.

Gust. Schalk, Die großen Heldensagen des deutschen Volkes. 7. Band der Lohmeyerschen vaterländischen Jugendbücherei. Mit 29 Abbildungen. München, J. F. Lehmann, 1900. 360 S. Preis 4 M.

Prof. Dr. Ehlers, Zur Odyssee als Schullektüre. Hannover u. Berlin, C. Meyer (Gust. Prior), 1900. 32 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher &c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Hans Sachs und das Volkslied.

Von **Arthur Kopp** in Berlin-Schöneberg.

Für das Gebiet der eigentlichen Lyrik hat Hans Sachs im Vergleich zu den massenhaften Erzeugnissen, womit er andere Gattungen der Dichtkunst bereichert hat, nur wenig geleistet. Die Meistergesänge müßten wohl eigentlich zur Lyrik gestellt werden, aber dieselben bilden ein so scharf abgegrenztes Gebiet für sich, stehen so sehr außer Zusammenhang mit aller sonstigen Kunstübung, daß sie nicht wohl in Betracht kommen können, wo man von Liedern im gewöhnlichen landläufigen Sinne spricht. Es ist an sich seltsam genug, daß die Dichtung gerade unter den Händen der Meistersänger, also recht eigentlich mitten unter Vertretern des ungelehrten Volkes am ärgsten verkünstelt wurde, sich der Allgemeinheit am strengsten entzog und sich von allem Volksmäßigen am weitesten entfernte; aber die Thatsache läßt sich einmal nicht aus der Welt schaffen, daß der Meistergesang trotz seiner ungeheuren Betriebsamkeit in musikalisch-lyrischen Formen für die gemeinverständliche Lyrik, für das einfache Lied, für volksmäßige Poesie seinen Vorbedingungen und seinem Wesen nach nichts ergeben konnte. Ein geistig bevorzugter Mann des Volks wie Hans Sachs mußte gleich andern von den bessern Meistersängern das Bedürfnis haben, mit seiner Kunst auf einen weitern Kreis als auf den eng begrenzten seiner dichterischen Zunftgenossen einzuwirken, er verfaßte Schauspiele, Schwänke, Fabeln, Erzählungen, Lehrgedichte in staunenswerter Menge, zwischendrein auch, freilich nur in verhältnismäßig kleiner Zahl, weltliche sowie geistliche Lieder. Da er diese kleinen Kunstgebilde, wahrscheinlich als gar zu leichte, bedeutungslose Ware, den gedruckten Bänden seiner Gedichte nicht mit einverleibte, so ging manches namentlich von den weltlichen Liedern verloren. Dieser Verlust ist um so mehr zu bedauern, als die vorliegenden Proben die günstigste Meinung von diesen kleinen Nebenarbeiten des großen Meistersängers erwecken. Die wenigen Stücke sind nicht nur wegen ihrer Seltenheit von höchstem Wert, und sie verdienen ebenso sehr die liebevollste Betrachtung wie die wenigen prosaischen Dialoge, gerade weil hier wie dort der Dichter sich von seiner gewöhnlichen, handwerksmäßigen Reimerei losmachte, um nebenbei, freilich ganz absichtslos, zu zeigen, wie vielseitig sein fruchtbarer Geist war und

wie Bedeutendes er auf den verschiedensten Gebieten leisten konnte. Seine geistlichen Lieder wurden schon im Beginn der Reformationszeit mehrfach gedruckt, und die bessern erhielten sich lange im Kirchengebrauch. Sie lehnen sich meist an frühere Vorlagen und Stoffe an. Entweder sind es Bearbeitungen von Psalmen und sonstigen Abschnitten aus der Heiligen Schrift, oder es sind Umbildungen von katholischen Liedern in evangelischem Sinne, so „Das liedt Maria zart, verendert und christlich corrigiert", wo es heißt „O Jesu zart, Göttlicher art . . .", „Das liedt Die Fraw vom hymmel verendert . . .", wo es heißt „Christum von hymmel ruff ich an . . .", und in ähnlichen Fällen, wo die Gottesmutter durch den Sohn ersetzt ist; einer andern Gruppe gehören die geistlichen Lieder an, worin volksmäßige Gesänge oder Gassenhauer der damaligen Zeit wegen heidnischer oder sonst anstößiger Vorstellungen „geistlich verendert" wurden, in der Absicht, die Sangeslust in gesittete Bahnen zu lenken, so wenn statt des heidnischen „Ach Jupiter hestu gewalt" „O Got-Vater, du hast gewalt", statt „Rosina, wo war dein gestalt" „O Christe, wo war dein gestalt", statt „Anna, du anfenglichen bist" „Christe, du anfenglichen bist" gesetzt wird. Noch weniger zahlreich als die geistlichen sind die weltlichen Lieder des frommen, ehrbaren Meistersängers, der aller Verherrlichung des Lasters und besonders unzüchtiger Verliebtheit den Garten der Dichtkunst verschlossen sehen wollte; doch weisen auch die weltlichen Lieder genügende Mannigfaltigkeit auf, es befinden sich darunter sowohl mehrere Liebeslieder oder Buhllieder, wie Hans Sachs sie dem damaligen Sprachgebrauch entsprechend ohne verfängliche Nebenbedeutung nannte, stets in ehrbar bürgerlichem Sinn, dabei voll Anmut und Frische, voll Keuschheit und Frömmigkeit, als auch manche kernigen Kriegs- und Vaterlandslieder und sogar vereinzelte satirische Straflieder von hohem sittlichem Ernst und vollkommenem geistigem Adel wie das herrliche „Hett ich mein zeit verzeret In mancher hohen schul".

Wie sich nun unter den geistlichen Liedern des Hans Sachs manche als Bearbeitungen von Gassenhauern darstellen, die zu damaliger Zeit bei pöbelhaftem Inhalt und verwahrloster Form zahlreich im Volksmunde verbreitet waren, so hat man auch einige seiner weltlichen Lieder als Umbildungen älterer Volkslieder aufgefaßt, und es verlohnt wohl, näher auf die Zusammenhänge zwischen Hans Sachs und dem Volkslied wechselseitig vorwärts und rückwärts einzugehen, da fast überall, wo es sich um das Verhältnis von Kunstliedern zu Volksliedern handelt, eine merkwürdige Verschwommenheit der Begriffe und Verwirrung der einfachsten Denkreihen selbst bei vorzüglichen Forschern Platz zu greifen pflegt.

Sehr lehrreich ist hierbei das in vorigem nicht erwähnte geistliche Lied des Hans Sachs „Wach auff, meins hertzen schöne". Dieses ist u. a.

abgedruckt in Goedeke-Tittmanns Liederbuch aus dem 16. Jahrhundert (Deutsche Dichter d. 16. Jhdts. I 1867) S. 241, und ebenda S. 75 nach einem fliegenden Blatt ein Volkslied „Wach auf, meines herzen ein schöne", beide nach demselben metrischen Schema gebaut, wobei sich in der Überschrift zu seinem Gedicht „Ein schone tagweyß ... In dem thon: Wach auff meins hertzen schöne" (v. Keller-Goetze, H. S. 22, S. 91) Hans Sachs unzweideutig auf ein älteres Lied als Vorbild beruft. Dieses ältere Lied ist außer dem bei Goedeke-Tittmann erwähnten Einzeldruck auch anderweitig überliefert, z. B. unter den Bergreihen (Berl. Yd 5008 mit 9 Strophen), bei Nicolai „Eyn feyner kleyner Almanach" (2. Jg. 1778 Nr. III mit 8 Str.), in des Baron von Reiffenberg Nouveaux souvenirs d'Allemagne (I S. 224 mit nur 6 Str.), unter den niederdeutschen Liedern (1883 Nr. 144 mit 8 Str.) u. ö. Vergleicht man das geistliche Lied des Hans Sachs mit der Fassung des Volksliedes bei Goedeke-Tittmann, so findet man in der That außer dem gleichen Beginn und demselben Versmaß bemerkenswerte Anklänge des geistlichen an das früher vorhandene weltliche Lied. Von den 9 Strophen, aus denen beide Lieder bestehen, ist die Verwandtschaft in der beiderseitigen Anfangsstrophe die größte, in der zweiten und dritten Strophe schlägt Hans Sachs eine Richtung ein, die mit der Vorlage nichts gemein hat, in den folgenden Strophen schließt sich Hans Sachs insofern eng an seine Vorlage an, als er in jeder Strophe von ähnlichen Worten ausgeht wie die entsprechende Strophe des älteren Gedichts.

H. S. 4.	Christus vil boten sendet ...
Vl. 4.	Ich solt dir ein boten senden ...
H. S. 5.	Kaim gleyßner thu mer trauen ...
Vl. 5.	So darf ich niemants vertrauen ...
H. S. 6.	Dem wort gib dich gefangen ...
Vl. 6.	Du hast mein herz umbfangen ...
H. S. 7.	Das wort dir wendet schmerzen ...
Vl. 7.	Mein herz das leidet schmerzen ...
H. S. 8.	Selig sei tag und stunde ...
Vl. 8.	Selig sei der tag und stunde ...
H. S. 9.	O christenhait, merk eben ...
Vl. 9.	Feins lieb, merk auf mein singen ...

In diesem Falle zeigt sich die Nachahmung des früheren im Volksmunde lebenden Liedes durch den Meistersänger ganz unverkennbar. Was er aber einerseits dem Volksmund ablauschte, hat er demselben in veränderter Gestalt wiedergeschenkt. Sein geistliches Lied ging noch zu seinen Lebzeiten in den Volksmund über, denn man findet bei Tobler,

Schweizerische Volkslieder [Bibl. ält. Schriftwerke d. d. Schweiz. 4. Bd. 1882] S. 179 das Lied

„Wach uf, mins härzen schöni,
Du christenliche schar,
Und hör das süß getöni“ ...

13 achtz. Strophen, Getruckt zu Bern, bi S. Apiario, 1558. Diese schweizerische Gestaltung hat allerdings außer den Eingangsworten fast nichts, nicht einmal genau dieselbe Strophenform mit dem Liede des Hans Sachs gemein, sie beweist aber, daß dieses gleichermaßen, wie es sich an ein früheres anlehnte, seinerseits den Anstoß für ein späteres gab, das einen echt volksmäßigen Eindruck macht.

Ein anderes Lied, das sich bereits in der Gesamtausgabe von den Werken des Nürnberger Meistersängers gedruckt findet, hält man für ein echtes, altes Volkslied. In diesem Falle würde demnach Hans Sachs nicht ein älteres Vorbild umgearbeitet, noch viel weniger unabhängig ein volkstümlich angelegtes Lied verfaßt, sondern geradezu ein älteres Lied wörtlich übernommen haben. In dem 1562 angefertigten Fastnachtspiel „Der Neydhart mit dem Feyhel“ (Das vierdt Poetisch Buch ... 1578 Th. 3 Bl. 49—54) stellt die Herzogin mit ihrem Gefolge auf der Suche nach dem ersten Frühlingsveilchen einen Reigen an, wobei folgendes Liedchen gesungen wird:

Der Meyen, der Meyen,
Der bringt vns Blümmlein vil,
Ich trag ein freyes gemüte,
Gott weiß wol wem ichs wil,
Gott weiß wol wem ichs wil.

Ich wils eim freyen Gesellen,
Derselb der wirbt vmb mich,
Er tregt ein seidin Hemmat an,
Darein so preist er sich,
Darein so preist er sich.

Er meynt es süng ein Nachtigal,
Da wars ein Junckfraw fein,
Vnd kan sie jhm nicht werden,
Trawret das Hertze sein,
Trawret das Hertze sein.

Uhland hat dies prächtige, durchaus volksmäßig anmutende Liedchen in seine Volkslieder als Nr. 19 (I 1844 S. 58; I² 1881 S. 45) aufgenommen und bemerkt dazu (S. 999 bez. 791): „Eingerückt in das Fasnachtspiel von Hans Sachs ... Str. 1 mit Singnoten, als Eingang eines geistlichen Lieds, fl. Bl. Basel bei Samuel Apiario 1569, vergl. P. Wackernagel, D. Kirchenl. 422; auch in: „Der ander Theil Teutscher Lieder, mit fünff stimmen rc. Durch Orlandum di Lassus“ München 1573, Nr. 7.“ Da frühere Spuren des Liedes bisher nicht nachgewiesen sind, muß es doch zweifelhaft erscheinen, ob hier ein altes Mailied oder ein Gedicht von Hans Sachs vorliegt. In letzterem Falle würde das Liedchen dem Meistersänger Ehre machen. Die spätere geistliche Um=

dichtung, die von Uhland erwähnt wird, könnte nur auf dem Fastnachtspiel beruhen und ist für das Vorhandensein eines früheren Volksliedes nicht im geringsten beweisend. Von der Umdichtung ist ein Text außer den von Uhland genannten Stellen noch zu finden in dem Sammelband der Berliner Bibliothek Yd 7829 an 23ter Stelle: „Vier Geystliche Reyen | lieder, Das erst, nun kumm herzu du | junge schar... Das ander, der Maye der | Maye bringt vns der blümlein vil"... Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg, durch Friderich Gutknecht. Das zweite Lied hat darin 10 Strophen und ist unterzeichnet Jacob Klieber, dessen Name auch unter dem dritten und vierten Liede steht, während unter dem ersten Lied Hermanus Vulpius als Verfasser angegeben ist und unter dem anhangsweise beigefügten Vaterunser in Reimen kein Name sich findet.

Am bedeutsamsten und zu entscheiden am schwersten ist ein dritter Fall, worin das Verhältnis zwischen einem Gedicht von Hans Sachs und einem sogenannten Volkslied in Frage steht. In der Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart, Bd. 207, Tüb. 1895 (= Hans Sachs, hrsg. v. A. v. Keller u. E. Goetze, Bd. 23), S. 311 findet man abgedruckt aus dem achtzehnten Spruchbuche des Hans Sachs

Ain schons puelied ainer erlichen frawen mit aim namen in den anfengen.

Mir liebt in grünem Mayen
Die frölich summer-zeit,
In der sich thuet erfrayen
Mit ganzer stetikeit
Die aller-liebst auf erden,
Die mir im herzen leit.

Ach May, dw edler Mayen,
Der dw den grünen walt
Gar herlich thuest erfrayen
Mit plüemlein manigfalt,
Darinen thuet spaciren
Mein feins-lieb wol-gestalt.

Got, dw wöllest mir geben
In diesem Mayen grüen
Ain frolich, gsundes leben,
Darzu die zart und schüen,
Die dw mir hast erkoren,
Die mir ir lieb vergüen.

Darumb, dw grüner Mayen,
Wan ich an die gedenck,
Die mein herz thuet erfrayen,
Der ich vil sewffzen senck,
Die-weil ich leb auf erden,
Mein herz nit von ir wenck.

Ach, halt an trew und eren,
Mein aller-hochster schacz,
Und las dich nit ab-keren
Des schnöden klaffers schwacz,
Gib iren falschen zungen
In deim herzen kain placz.

Lieb, ach wolt got, mein herze
Künst sehen in dem grund,
Wie das in liebes-schmerze
Von dir ist worden wund!
Thw das mit eim wort drosten!
So wirt mein herz gesund.

Ewig wolt ich mich frewen,
Wen ich dein aigen wer,
Und dir dienen in trewen.
Der-halb furcht kain gefer!
Nichs ich, den er und glücke,
Von got und dir peger.

Nach silber und nach golde
Thw ich nit senen mich,
Als der, die ich herzholde
Hab, zu der mich versich
Aller lieb, trew und ere,
Weil ich leb auf ertrich.

Ach, thw von mir nit keren
In liebes-anefang!
Hoffnung thuet mich erneren
Forthin mein lebenlang.
Vil dausent gueter nachte
Wünsch ich dir mit gesang.

Anno salutis 1568, am 14 tag Aprilis.

Das Gedicht hatte zuerst Hertel in seiner „Mittheilung über die Handschriften des Hans Sachs“ 1854 S. 35 abgedruckt mit einigen sehr auffälligen Fehlern[1]), danach übernahm es ebenso fehlerhaft W. Sommer, Die Metrik des Hans Sachs, 1882 S. 39; in sauberer Fassung übergab es vor Goetze z. B. Genée der Öffentlichkeit in dem großen Buche über „Hans Sachs und seine Zeit“, 1894 S. 451. Sommer sagt: „So finden wir auch gerade da ... wo er sich korrekten Vorbildern anschließt, wie dem Volksliede, seltener Betonungslicenzen, weil hier kein Grund vorlag, von dem Vorbilde abzuweichen. Z. B. in einem reizenden Liebesliede, das sich an Uhlands Volkslied Nr. 59 anlehnt“ ... Was dagegen Genée über das Lied des Hans Sachs und sein Verhältnis zu jenem Uhlandschen „Volksliede“ sagt, verdient wohl beachtet zu werden: „In der von Uhland herausgegebenen Sammlung ... Volkslieder (1844) finden wir ein Lied, dessen drei erste Strophen mit denen des Hans Sachsschen Gedichtes übereinstimmen. Da aber die Quellen, die Uhland für sein Volkslied anführt, nicht so alt sind wie das Hans Sachssche Gedicht, so wäre es auch wohl möglich, daß dieses das Original war und daß erst nach ihm das Lied im Volksmunde die Umgestaltungen erfahren hat. Aber auch wenn dies nicht angenommen werden dürfte, so würde doch die Art, wie er das Volkslied benutzt hat, sein eigenes Verdienst nur wenig schmälern. Ganz abgesehen von den Änderungen, die für das Akrostichon auf den Namen Magdalena auch für die drei ersten Strophen nötig waren, zeigen die anderen sechs Strophen mit

1) Hertel giebt als Tag der Abfassung aus der Handschrift den 23. Juni, Götze den 14. April. — In der vorletzten Zeile liest Hertel und Sommer übernimmt ohne Bedenken „vil dausent götter nache“, wobei der Sinn herauskommen soll „Ich wünsche dir viel tausend Götter nah“ (zum Schutze für dich). Aber das ist an sich sprachwidrig und in der Ausdrucksweise des Hans Sachs ganz unerhört, überdies auch dem Sinne nach anstößig, da der fromme Dichter mit der heidnischen Göttermehrheit nicht leichtfertig zu spielen pflegt und sich Derartiges in einem Gedicht, worin er den einen Gott ausdrücklich anruft (im Beginn der 3. Strophe), am allerwenigsten erlauben würde. Für jeden, der die Art des Dichters auch nur obenhin kennt, mußte von vornherein auch ohne Bestätigung durch die Handschrift klar sein, daß die Hertelsche Lesart falsch ist, und auch, was dafür einzusetzen wäre, konnte niemandem zweifelhaft sein, der in vielen Gedichten der damaligen Zeit der stehenden Schlußformel „tausend gute Nacht“ begegnet ist.

dem Volkslied (das deren 14 hat) nicht die geringste Übereinstimmung mehr." Daß Hans Sachs in seinem Gedichte den Ton des Volksliedes auf das Genaueste glücklich getroffen hat, das wird niemand bestreiten. Wenn er vor dem „schnöden Klaffer" und vor sonstigen „falschen Zungen" warnt, wenn er wünscht, die Liebste möchte sein „Herze sehen in dem Grund", um zu erkennen, wie gut und ehrlich er es meine, wenn er „nach Silber und nach Golde" nicht entfernt so große Sehnsucht hat wie nach seiner Herzholden, wenn er sich zu ihr „aller Lieb, Treu und Ehre" versieht, ihn „Hoffnung erneren thut" und er zum Schluß seines Gesanges „vil tausend guter Nachte" wünscht, so sind das alles echt volksmäßige Züge, die sich aus Volksliedern mehrfach würden belegen lassen. Von den in dem Gedichte des Hans Sachs angewandten Wortverbindungen würden sich unschwer die meisten auch in anderen volksmäßigen Liedern nachweisen lassen. Aber wenn er aus dem geistigen Gemeingute des dichtenden Volkes manche stehenden Wendungen entnahm, so ist das doch etwas ganz anderes, als wenn er sich an ein bestimmtes Volkslied angelehnt hätte; der Gegenstand ist wichtig genug, um zu versuchen, ob man ihm nicht etwas mehr auf den Grund kommen könne.

Uhland giebt in seinen Volksliedern als Nr. 59 (I 1844 S. 117—20, I[2] 1881 S. 90—92) folgendes Lied:

1. Mir liebt im grünen meien
die frölich sommerzeit,
in der sich tut erfrewen
die ganze christenheit
und auch die liebst auf erden,
die mir in meinem herzen leit.

2. O mei, du edler meie!
der du den grünen wald
so herrlich tust bekleiden
mit blümlein manigfalt
darinn sie tut spazieren
die allerliebst und wolgestalt.

3. Ach gott, du wölest mir geben
in disem meien grün
ein frölich gsundes leben
und auch die zart und schön!
die du mir, gott, hast gschaffen
kan mir doch nit entgen.

4. Bei der ich hab erkennet
ir große gnad und gunst
mein Herze seufzt und senet,
verhaft mit liebesbrunst;
wanns gott nit schickt und schaffet
so ist es alls umbsunst.

5. Lieb hab ich sie mit schmerzen,
das gschicht doch manchem mer,
frew mich von grund meins herzen
wenn ich nur von ir hör,
nichts liebers möcht mir doch geschehn
dann wenn ich selber bei ir wär.

6. Es wird mir doch auf erden,
weil die welt ist so weit,
ein feins brauns mägdlein werden,
gott weiß die rechte zeit,
nun will ich der erwarten
die mir mein herz erfreut.

7. Grüß mir sie gott in freuden,
gott geb gleich wo sie sei!
die ich iezund sol meiden
derselben ich mich freu,
bei allen andern schönen jungfraun
hab ich sie lieb allein.

8. Reut mich doch nichts in allem,
wo ich ir dienen sol
trag ich groß wolgefallen,
mein herz ist freuden vol
auß inbrünstig rechtschaffner lieb,
möcht ir gern dienen wol.

9. Und daß ich bei ir geren
bin ie und allezeit,
sol mir doch niemand weren,
der mich schon darumb neidt,
so will ichs doch nit laßen
und wärs im gleich im herzen leid.

10. Nichts ist daran gelegen
ob schon feind neider vil,
es gschicht dannoch allwegen
was mein gott haben wil,
seiner tu ich mich trösten,
er weiß das rechte zil.

11. Will das vertrawen setzen
auf gott den herren mein,
doch kan mein herz ergetzen
die allerliebste mein,
hat mirs gott anderst außerkorn,
so will ich ewig bei ir sein.

12. Auf get sie mir im herzen
gleich wie die helle sonn,
so ich mit ir solt scherzen
das wär mein freud und wonn,
allein die Zeit tut mich erfreun
in der ich selber zu ir komm.

13. Lieblich ists allenthalben
wenn gott den sommer sendt,
laß mirs auch wolgefallen,
allein die gott wol kennt,
mein hoffnung und ganz leben
befilch ich im in seine hend.

14. Diß lied will ich beschließen
von wegen der liebsten mein,
möcht sunst ein andern verdrießen
der meint der nächst zu sein,
so habe ich solchs gemachet
von wegen aller braun mägdelein.

Dazu bietet Uhland S. 1004 bez. S. 796 Quellenangaben, ohne von einem etwaigen Verfasser zu sprechen.

Uhlands Angaben hat um viele neue vermehrt Böhme, Altdeutsches Liederbuch, 1877 S. 239 Nr. 143. „Weltliches Mailied. (Von Georg Grünewald, 1530.) Mir gliebt im grünen meien“ ... 14 Strophen entsprechend denjenigen der Uhlandschen Fassung mit einigen Verschiedenheiten im Wortlaut, wovon bemerkt zu werden verdienen Str. I Z. 6 im herzen, II 6 schön und, III 5 erschaffen, V 5 geschehen, VII 2 glück, VIII 6 möcht ich ir dienen wol ...

„Text: a) Handschriftlich aus der Liederhdschr. d. Elisabethen-Kirche zu Breslau v. J. 1603. Abdr. in Büschings Wöchentl. Nachrichten II 90, bloß 8 Strophen, nämlich 1—5 und 9—11 hier. — b) Vollst. Text von 14 Strophen auf e. fl. Bl. o. O. u. J. (Basel, J. Schröter c. 1610): „Drey schöne neue Lieder, das erste, Mir liebt in grünen Meyen 2c. Das ander, Er ist der Morgensterne ... Das dritt, Wie schön blüht vns der Meye, der Sommer fehrt dahin“. 4 Bll. 8° m. Titelholzschn. Bibl. in Zürich. — Unterzeichnet ist unser Lied am Ende: G. Grünew. (d. i. Georg Grünewald, der als Schuster und Volksdichter wirkte, und als Wiedertäufer zu Kopfstein 1530 verbrannt wurde. Von ihm ist das berühmte geistliche Lied: Kommt her zu mir spricht Gottes Sohn (s. das. die Notizen). — c) Ein andres fl. Bl. Basel bei Joh. Schröter 1611, das Uhland benutzte, hat ebenfalls 14 Strophen ... — d) In einer handschriftlichen Aufzeichnung von 1588 hat das Lied nur 8 Strophen ... Abdruck s. Nouveaux souvenirs d'Allemagne ... Reiffenberg ... — e) Text in 5 Strophen im Wh. 4,163 aus: „Joh.

Stephanus, Newe teutsche Gesäng nach Art der Madrigalien, m. 4 Stimmen componiert". T. I Nürnberg 1599. — f) Im Berglieder büchlein c. 1730 Nr. 184 hat der Text ebenfalls 14 Strophen (wie bei Uhland), nur an manchen Stellen verdorben. — g) Im Niederd. Liederb. Nr. 77, Uhlands Besitz, 14 Str. — h) Nur die ersten Str. giebt Nic. Zange, Schöne newe Geistl. vnd Weltl. Lieder. 1594 Nr. 10 (s. Hoffm., Ges.-L. Nr. 165). —

Jedenfalls war das schöne Liebeslied, dessen züchtigen und frommen Ton und Inhalt von ehrbarer Liebe und Treue im wackern Bürgerleben Vilmar (Volksl. S. 200) mit Recht hervorhebt, ursprünglich kürzer und bestand vielleicht nur aus 8 Strophen, wie sie die Handschriften von 1588 und 1603 geben. Die weiteren Zusätze sind leicht zu erkennen. — ... Übrigens steht Grünewalds Urheberschaft nicht unzweifelhaft fest. Es ist ein echtes Volkslied, das seiner Sprache nach wohl zu Anfang des 16. Jahrhunderts oder gar im 15. Jahrhundert entstanden sein mag." —

Zunächst empfiehlt es sich, noch einige Abweichungen der anderen Texte von dem Wortlaut der Fassung in Uhlands Volksliedern kennen zu lernen.[1])

Zange bei Hoffmann v. Fallersleben hat an bemerkenswerten Verschiedenheiten Str. I Z. 1 Mir gliebt im schönen, Z. 6 im herzen, II 6 die schön und wolgestalt, III 4 darzu, 5 die du mir hast erschaffen. Das sind lauter Lesarten, die vor den Uhlandschen den Vorzug haben.

Zu der Fassung in 14 Strophen kann aus den Schätzen der Königlichen Bibliothek zu Berlin ein bei Böhme fehlender Druck angeführt werden: Yd 7850.27: Zwey schöne ne-|we Lieder, Das erst, Mir liebt| im grünen Mayn rc. Hat seine eygen|Melodey. Das ander, Vil

---

1) Es kann hier nicht darauf ankommen, möglichst viele Fundorte der in Betracht gezogenen Lieder zusammenzubringen, bibliographische Nachweisungen zu häufen und so den Gedankengang noch mehr zu belasten. Böhmes umfassender „Deutscher Liederhort", stark erweiterte Neuauflage des Erkschen, enthält auch II S. 195 Nr. 383 „Mir g'liebt im grünen Maien die fröhlich Sommerzeit", II S. 603 Nr. 804 „Wach auf meins Herzen ein Schöne, zart Allerliebste mein", II S. 713 Nr. 931 „Der Meie, der Meie bringt uns der Blümlein viel" mit reichen Quellenangaben. Goedeke-Tittmanns Liederbuch bietet ebenso wie von „Wach auf, meines Herzen ein Schöne" geistliche und weltliche Fassung, auch die beiden Lieder des Anfangs „Der meie, der meie" S. 158 und 244. Hans Sachsens geistliches Lied „Wach auf" zumal ist sehr oft gedruckt, auch außerhalb der eigentlichen Kirchenliedersammlungen, z. B. in den Bergreihen: 1536 Nr. 36, 1574 Nr. 36, herausgegeben von Schade Nr. 36, herausgegeben von J. Meier (Neudr. 99/100) Nr. 26; das weltliche Lied wurde durch die geistliche Bearbeitung des Hans Sachs ganz in Vergessenheit gebracht, so daß es nicht allzu häufig angetroffen wird, doch s. Fl. Bl. Yd 7801.66, Yd 9994, Ye 791, ferner Ms. germ. 4°. 718 (vergl. 4°. 731), Mgf 752, schließlich Böhmes Altdeutsches Liederbuch Nr. 118 u.s.w.

vn=|trew ist auff Erden, Im|Thon, Wie möcht ich|frölich werden.| (Bildchen, dabei links oben die Buchstaben L M A I|D N M B|I., rechts unten T. W.) Am Schluß: Gedruckt zu Nürnberg, durch Valentin Fuhrmann. Die Reihenfolge der Strophen stimmt mit den andern entsprechenden Fassungen überein. Der Wortlaut weist manche Besonderheiten auf, so mit Uhland verglichen Str. I Z. 5 Die aller liebst, II 4 Mit farben, III 3 Ein frölichs vnd gesundes, 5 O Gott hast beschaffen, IV 3 Mein hertz das seufftzet vnd sehnet, 5 Wans nicht schicket, VI 5 nun soll vnd will, 6 Die mir mein junges hertz erfrewdt, VII 6 hertzlich lieb, VIII 4 ist in frewden, 5 Auß inbrünstiger rechtgeschaffner lib, IX 4 so darumb, 5 kan vnd wil, X 2 der Neyder, 5 hertzlich trösten, XI 4 Die hertz allerliebste, XIII 4 den Gott, XIV 2 aller liebsten, 3 Es möcht, 4 auch meint, 5 doch solches.

Am stärksten von den sonstigen Fassungen weicht das Gedicht bei Reiffenberg ab, dessen Text aus diesem Grunde unverkürzt wieder abgedruckt werden muß, wenn die Reihe der Wandlungen, denen der zu Grunde liegende dichterische Stoff unterworfen gewesen ist, sich möglichst vollständig und zweckdienlich darstellen soll. Zum Vergleiche stelle man daneben die entsprechenden Strophen I, III, IV, X, XI, XII aus Uhlands Volksliedern:

Nouveaux souvenirs d'Allemagne. Pèlerinage à Munich.
Par M. le Baron de Reiffenberg. T. 1. Brux. & Leipz. 1843. S. 252:

1588.

Mir geliebt der grune meyen,
die fröliche sommertzeitt,
in dem sich dut vernewen
die gantze Christenheitt
vnd auch die allerliebste mein,
die mihr im sinne leidt,
die mihr mein hertz erfreudt.

Ach Gott, du wollest mihr geben
in disem newen jar
ein frisch, frölich gesundes leben
dartzu die schon vnd tzart,
die mir ist von Gott beschertt,
die mir nicht kan entgen,
sie mus trewlich bey mihr sthen.

Bey der ich hab erkennet
ihr grossen genadt vnd gunst,
mein hertz das seuffzet vnd sehnet
verhofft mit liebe vnd gunst;
was gott nicht selber schicket und schafft,
so ist es alles vmbsunst,
so licht die liebe ihn brunst.

Auff geht sie mihr in dem hertzen
gleichwie die helle son,
mocht ich frölich mitt ihr schertzen,
das brecht mir freutt vnd lust
ausz eines rechtschaffener liebe,
indem ich selber tzu ihr kom,
indem ich selber tzu ihr kom.

Lieb hab ich sie allenthalben,
wen Godt den sommer sendt,
lasz mihr sie wolgefallen,
die Gott allein woll kent;
mein hoffnung vnd mein leben
befell ich dir in deine hendt,
befell ich dir in deine hendt.

Hiermitt will ichs beslissen
von wegen der liebsten mein,
es mocht sonst einen verdrissen,
der auch der liebste wolt sein;
so hab ich no disz liedtlein gemacht
von wegen der liebsten mein,
die mir mein hertz erfreut.

Dies Gedicht ist nebst mehreren anderen entnommen aus einem Stammbuche, das „Friderich Vonn Reiffenbergk“ seiner Gattin Clara Anna geb. Von Wersebe widmete. Der Verfasser der Souvenirs hält Frdr. v. R. für den Dichter, während andere darin ein Volkslied erkennen wollen. Böhme, der zweimal irrtümlicherweise von 8 statt 6 Strophen spricht, also hier wohl nicht genau zugesehn hat, neigt sogar dazu, dieser Fassung die größte Ursprünglichkeit zuzuschreiben. Nun lassen sich aber für viele der Reiffenbergschen Lieder die Vorlagen nachweisen, und es ergiebt sich immer, daß die Fassung des alten Stammbuchs die meisten Entstellungen und Verderbnisse enthält. Das Gleiche läßt sich in diesem Falle beweisen. Es ist sonnenklar, daß ein ursprünglich aus sechszeiligen Strophen bestehendes Lied hier zu siebenzeiligen Strophen mit Gewalt wie auf dem Lager des Prokrustes auseinandergereckt worden ist. Die siebente Zeile kann überall ohne Schaden des Sinnes weggelassen werden, ja, das Ganze gewinnt durch Abschneiden dieses langweilig nachschleppenden Schwanzes; zwei Strophen, nämlich die vierte nebst der fünften, bestehen überhaupt noch aus sechs Zeilen, und eine siebente Zeile ist nur durch Wiederholung der sechsten künstlich und kümmerlich genug zu stande gebracht. Es ist möglich, daß die Melodie wie in andern Fällen, auch bei diesem Gedichte die Wirkungen des Streckbetts ausgeübt hat. Ein sehr bekanntes Beispiel für diesen Vorgang bietet das Gaudeamus igitur, das unter dem Einfluß einer längeren Melodie von ursprünglich vierzeiligen zu fünfzeiligen Strophen ausgedehnt wurde. Die Fassungen der Lieder bei Reiffenberg beruhen wohl alle nur auf mündlicher Überlieferung, auf schlechten Niederschriften, auf gedächtnismäßigen Nachbildungen. Wenn man solche Gedichte, die sich von den ursprünglichen sorgfältiger durchgesehenen Vorlagen so weit entfernten, daß man diese nur mit Mühe wiedererkennt, durchaus als Volkslieder bezeichnen will, so hat das eine gewisse Berechtigung. In ihrer Gesamtheit aber darf man die Reiffenbergschen Gedichte weder als Erzeugnisse des Stifters noch als Volkslieder bezeichnen. Dem stehen besonders auch einige Akrosticha entgegen, die sich darunter befinden, S. 257 Entzüntt ist mir . . . auf den Namen Ernst, S. 259 Ohn vnderlaß ich dencken thu . . . auf den Namen Odilia, S. 271 Hilff Gott, was ist . . . auf den Namen Hans Reichard. Derartige Namenlieder in ihrer künstlichen, planmäßigen Anlage wird wohl niemand den Volksliedern zurechnen wollen. Das Lied, um dessen Ursprung es sich bei dieser Gelegenheit handelt, ist aber auch ein Akrostichon, denn die letzten acht Strophen der 14strophigen Fassung ergeben mit ihren Anfangsbuchstaben sowohl bei Uhland wie bei Böhme, wie desgleichen in dem Nürnberger Druck der Berliner Bibliothek den

Namen „Grunwald“. Uhland erwähnt von diesem Akrostichon nichts, obschon er Nr. 238 (S. 619 bez. 480) aus dem Rollwagenbüchlein Wickrams einen Schwank nebst Gedicht von einem gewissen „Grünenwald, 1530“ giebt, der mit dem Grunwald des Akrostichons vielleicht identisch ist. Auch Böhme sagt nichts über das Akrostichon, fand aber den Namen des „Grünewald“ in seinem Druck unterzeichnet. Der Sammelband der Berliner Bibliothek Yd 7850, worin mit andern Drucken aus dem Ende des 16. und Anfang des 17. Jahrhunderts sich das Namenlied auf Grunwald befindet, enthält an elfter Stelle noch einen andern Druck, der ein allerdings gestörtes, aber leicht und sicher wiederherzustellendes Akrostichon auf den Namen „Grunwald“ in sich birgt: „Zwei Schöne newe Tantzlieder“ . . . Augspurg, Val. Schönigk. Das erste dieser Lieder „Dantz Mäydlein dantz“ besteht aus dreizehn Strophen, die „Dantz Grunwald“ ergeben. Auch in dem Liederbuch für Ottilia Fenchlerin aus Straßburg (Birlinger „Straßburgisches Liederbuch. 1592“ Alemannia 1. 1873 S. 47) hat man das Lied „Glaub nicht herzlieb“ als ein Akrostichon auf den Namen „Grunwald“ zu erkennen. Daraus läßt sich schließen, daß der dichtende Schuster mehrfach auf diese Weise seine Urheberschaft angezeigt habe, und vielleicht läßt sich noch manches dazu finden.[1]) Die fliegenden Blätter

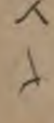
---

1) Des Knaben Wunderhorn, III 1808 S. 146 bietet „Aus H. v. Stromers Familienbuche v. J. 1581“ ein Lied „Ich hab mir ein Maidlein auserwählt, dasselbig mir im Herzen wohlgefällt“, worin sich am Schluß der Verfasser „Jorg Grünenwalde“ nennt. (Dasselbe Lied steht auch in dem mehrfach angeführten Sammelbande Yd 7850, Einzeldr. 15 „Zwey Schöne Newe Lieder“ mit 6 Str.) Die Herausgeber des Wunderhorns wiederholen in der vorausgeschickten Widmung an Goethe den Schwank über Grünenwald aus Wickrams Rollwagenbüchlein. In einem Einzeldruck der Berliner Bibliothek Ye 541 ist das Lied, „Mein Hertz thut [sich] erfrewen, zc. Gemehrt und gebessert, mit sechs gesetzen“ (Nürnberg, H. Kholer, o. J. 13 Str.) am Schluß unterzeichnet: G. Grünwald. Dasselbe Lied in kürzerer Fassung findet sich sonst noch, und zwar immer namenlos. Sehr sinnig und ehrenvoll hat Uhland in seiner Abhandlung über die Volkslieder den Namen des unglücklichen, zu Kufstein durch Henkers Hand verendeten Grünwald zum Schluß hervorgehoben: „Das Lied: Mir liebt im grünen Maien“ u. s w. (Vl. Nr. 59) ist der vollständigste und innigste Ausdruck des Glaubens, daß der Bund der Herzen im Himmel geschlossen werde; im grünen Mai, dessen die ganze Christenheit froh ist, denkt der Dichter an die fern von ihm unter Blumen wandelnde Geliebte, die er schon im sehnsuchtvollen Herzen kennt und fühlt, die ihm aber erst durch Gottes Gabe zur rechten Stunde werden und so auf ewig die Seinige sein wird . . . Auf einem alten Flugblatt ist diesem Lied ein Name unten angedruckt: Georg Grünewald. Nach einer Schwänkesammlung aus der Mitte des 16. Jahrhunderts hieß Grünewald ein Singer am Hofe des Herzogs Wilhelm von München, ein berühmter Musikus und Komponist, dabei ein guter Zechbruder (Vl. Nr. 238) . . . Hier ist zu beachten,

des Sammelbandes Yd 7850 sind alle in sehr schlichtem, volksmäßigem Ton gehalten, die meisten könnten an und für sich als Volkslieder gelten, aber der Sitte der damaligen Dichtkunst entsprechend, sind so viele davon mit Akrosticha versehen, daß ihr kunstmäßiger Ursprung unzweifelhaft vorauszusetzen ist. Ebenso gehen die acht letzten Strophen unseres Liedes, in ihrer überlieferten Form wenigstens, auf einen bestimmten Dichter, der zwar aus dem ungelehrten Volke hervorgegangen ist und für sich als Volksdichter gelten kann, dessen Gedichte jedoch als Äußerungen planmäßiger Kunstanlage gelten müssen, unvermittelt zurück. Böhme gedenkt auch des ebenso beginnenden Gedichtes von Hans Sachs gar nicht, obschon dasselbe doch in irgend einem Zusammenhange mit dem für namenlos genommenen Liede stehn muß. Das Gedicht des Hans Sachs ist ebenfalls ein Akrostichon, und es soll nach einem Volksliede gearbeitet sein. Von den 14 Strophen des gemeinten Liedes entsprechen die drei ersten dem Gedichte des Hans Sachs, die acht letzten führen den Namen Grunwald. Wo steckt nun eigentlich das Volkslied? Wo sind Spuren eines solchen, das Grunwald als Vorlage benutzt haben könnte? Entstand aber auf Grund des Grunwaldschen Gedichtes ein Volkslied, wo ist eine Fassung, die dem andern, berühmtern dichtenden Schuster, dem alten Hans Sachs, als Vorbild gedient haben könnte? Die längste Fassung von 14 Strophen unmöglich, die kürzeste von drei Strophen bei Nik. Zange ganz undenkbar, denn die drei ersten Strophen der längern Fassung und die ganze kürzere müßten dann von Hans Sachs fast unverändert entlehnt sein. Zanges Fassung giebt eben den Anfang des von Hans Sachs verfaßten Gedichtes mit geringen Änderungen, wie Liederbücher von längeren Gedichten nur einige Strophen zu bringen pflegen; die kürzeste Fassung hat also auf den Namen eines Volksliedes noch weniger Anspruch als die längste. Darüber, daß der Anfang der 14strophigen Fassung aus dem Gedicht des Hans Sachs,

daß die Lieder der zuletzt abgehandelten Gattung zum größten Teil ein gewisses Handzeichen an sich tragen, welches den Namen Grünewalds durchblicken läßt ... daß öfters und zumeist am Ende der Lieder, mitunter etwas befremdlich, des grünen Waldes Erwähnung geschieht ... Aus dem grünen Walde stammt die alte, naturtreue Volksdichtung, der letzte Sänger dieser Weise geht in den grünen Wald wieder auf." So zeichnet Uhland in seiner schönen Abhandlung den alten Volksdichter aus, besser konnte dieser nicht hervorgehoben werden, als indem er zum Schluß gewissermaßen als Krönung des herrlichen von Uhland aufgeführten Baus, als tauglichster Schlußstein eingesetzt wurde; nun ist sein Andenken aufs neue belebt, und sein Gedächtnis wird in Ehren bleiben. Später fügte Uhland noch folgenden Schlußsatz hinzu (s. Schriften z. Gesch. d. Dichtg. u. Sage III 1866 S. 456 u. Anm. S. 549): „Man kann sich im grünen Walde verirren, aber Jörg Grünewald ist ein Name, der seine Stellung in der Geschichte des deutschen Liederwesens anzusprechen hat."

die letzten acht Strophen aus einem Gedicht Grunwalds hergenommen sind, kann ein Zweifel nicht obwalten. Fraglich ist nur die Quelle der drei Strophen dazwischen, der vierten, fünften und sechsten. Da Grunwalds Gedicht in seinem ursprünglichen Bestande für sich allein nirgends überliefert ist, so läßt sich nicht ausmachen, ob es nur aus den acht Strophen mit dem Akrostichon bestanden habe, oder ob noch einige Strophen vorhergingen, wie bei dem schon erwähnten „Dantz Mäydlein dantz". Doch könnten die fraglichen Strophen auch sehr wohl aus andern Quellen abgeleitet sein; es ist im Volksgesang keine sonderlich seltene Erscheinung, daß Stücke aus mehreren ursprünglich voneinander ganz getrennten Liedern zu einem neuen Ganzen zusammengesungen wurden. Für die damalige Zeit, wo die lyrische Dichtung im wesentlichen Volksgesang war und dieser an stehenden immer wiederkehrenden Gedankenwendungen und Ausdrücken eine solche Fülle besaß, wie zu keiner andern Zeit, müssen erst recht häufig Lieder von gleichem oder ähnlichem Strophenbau zusammengeflossen sein, indem bei gedächtnismäßiger oder mündlicher Überlieferung man leicht an ähnlichen Stellen verschiedener Lieder von einem zum andern abwich, ja fast unwillkürlich aus dem einen ins andere geriet. Von der ganzen Annahme, daß das schöne Namenlied des Hans Sachs nach einem Volksliede gearbeitet sei, dürfte somit nichts übrig geblieben sein; die unbestimmten Hinweise auf ein solches Volkslied schweben ganz in der Luft, da die gemeinten Fassungen sich als Zusammenklitterungen von Kunstliedern ausgewiesen haben. Wenn man die Fassung des Freiherrn von Reiffenberg, worin die Vorbilder bis zur Unkenntlichkeit entstellt sind und die besondern Stücke nur vermöge strenger Untersuchung sich trennen lassen, worin sich Ansätze zur Veränderung des Strophenbaus zeigen und der Wortlaut die schlimmsten Entstellungen erlitten hat, wenn man diese verwahrloste, jämmerliche Fassung ursprünglich ausgezeichneter Kunstgebilde Volkslied benennen mag, so wird sich nichts dagegen einwenden lassen; nur hat Hans Sachs mit seinem Eigentum dazu beigesteuert, nicht aber umgekehrt sich mit derartigem Lumpenkram bereichert. Von den Gedichten aber seines Fachgenossen in der löblichen Dichtkunst und im ehrsamen Schusterhandwerk, des so traurig ums Leben gekommenen Grunwald, mag er wohl Kunde gehabt haben und vielleicht auch bei seinem schönen Namenliede beeinflußt worden sein. Daß man später Gedichte der beiden dichterischen Schuster zusammenflickschusterte: mit Anklängen an den berühmteren und meist unangefochtenen begann, um günstige Stimmung zu erwecken, sodann aber mit Herstellung eines Überganges aus irgendwie passenden irgendwoher entlehnten Wendungen unversehens in ein Gedicht des eher berüchtigten, schwer belasteten Ketzers, über dessen Vergehen man außer-




halb der Geistlichkeit wohl nicht so fanatisch dachte, einlenkte, um das Andenken des Volksmannes unverfänglich hinüberzuretten, darin kann nichts Auffälliges gefunden werden. Die Zusammenschweißung verschiedener Stücke scheint in diesem Falle doch nicht so ganz glatt, ohne daß Spuren eines Risses kenntlich wären, vor sich gegangen zu sein. Vielleicht stimmten die Versmaße der Bruchstücke nicht ganz genau überein. Das Gedicht des Hans Sachs hat in der Schlußzeile jeder Strophe stets drei Hebungen, und so auch das vermeintliche Volkslied bei Zange, das in Wirklichkeit nur ein Teil des Sachsischen Gedichts ist; dagegen schwankt in den zusammengesetzten Fassungen die Zeile zwischen drei und vier Hebungen. Wahrscheinlich schloß das Gedicht Grunwalds die Strophen mit Zeilen von vier Hebungen ab, und als die beiden Gedichte vereinigt wurden, ergab sich das Schwanken zwischen vier und drei Hebungen. Die letzten vier Strophen der 14strophigen Fassung schließen mit Zeilen von vier Hebungen, mindestens in den vier vorhergehenden Strophen sind in jeder sechsten Zeile wohl ebenfalls ursprünglich vier Hebungen gewesen; dieselben wiederherzustellen würde keine Schwierigkeiten machen: Uhland VII 6 hab ich sie lieb allein, Yd 7850: hab ich sie hertzlich lieb allein; VIII 6 möcht ir gern dienen wol, Böhme: möcht ich ir dienen wol, l. möcht ich ir gerne dienen wol; IX 6 und wärs im gleich im herzen leid; X 6 er weiß [allein] das rechte zil.

Soll das Ergebnis dieser Ausführungen zum Schlusse kurz zusammengefaßt werden, so dürfte bewiesen sein, daß in dem gewichtigsten Falle, in dem man eine Abhängigkeit des Hans Sachs vom Volkslied annahm, eine solche nicht statthat und daß der Einfluß, den der Volksgesang auf Hans Sachs und umgekehrt dieser auf jenen ausgeübt hat, nur ein verschwindend geringer, ganz vereinzelter war, wenn auch die Annahme von Zusammenhängen zwischen Volkslied und Hans Sachs nicht ganz abgewiesen werden darf. Wollte man statt von den Liedern des Hans Sachs von seiner gesamten Dichtung, innerhalb deren jene nur einen sehr winzigen Bruchteil ausmachen, reden, dann freilich würden sich Berührungspunkte zwischen Volksdichtung und Hans Sachsens Poeterey in Menge herausstellen, und über das, was der Nürnberger Meistersänger dem geistigen Gemeingut des Volkes entnahm und nach seinem Leisten geformt wiedergab, würden sich ganze Bücher schreiben lassen.

Der Kurfürst in Kleists „Prinzen von Homburg".

Von Dr. **Berthold Schulze** in Groß-Lichterfelde.

Wo es sich um die Erklärung der Begnadigung des Prinzen durch den Kurfürsten in Kleists Prinzen von Homburg handelt, treten bei den Beurteilern des Stückes zwei Ansichten in schroffem Gegensatz einander gegenüber; auf der einen Seite heißt es:

Der Kurfürst will nur, daß dem Geiste der Kriegszucht Genüge geschehe; er denkt aber von Anfang an nicht ernstlich daran, die Insubordination des Prinzen in antiker Strenge mit Vollziehung der Todesstrafe zu ahnden, sondern hinter seinem Vorhaben steht „allezeit der heitere Entschluß der Begnadigung".

Auf der andern Seite steht die Auffassung: Dem Kurfürsten ist es mit der Verurteilung des Prinzen und mit dem Vollzuge der Strafe voller Ernst. —

Neue Anregung zur Beurteilung dieser Frage haben die Untersuchung von Fr. Schöntag „Die That des Prinzen von H., ihre Beurteilung durch den Kurfürsten und die aus der Dichtung sich ergebende Lösung der grundsätzlichen Frage" (in der Ztschr. f. d. d. U. 12, S. 567 flg.) und die treffliche kleine Abhandlung von E. Grünwald „Zu Kleists Prinzen Friedrich von Homburg" (in der Ztschr. f. d. d. U. 12, S. 669 flg.) gebracht.

Eins ist für jeden, der die Stimmung, die das ganze Drama durchweht, unbefangen auf sich einwirken läßt, gewiß: es kommt darin eine tiefsittliche, überaus ernste Entwickelung zu stande; eine Lektion erhält der Prinz, wie sie nicht ernster auf den Geist der Armee einwirken würde, wenn thatsächlich die Todesstrafe für seinen Ungehorsam an dem Frevler vollzogen würde; die Wirkung auf den Geist der Armee kennzeichnet Kottwitzens Wort V 9:

> „Bei dem lebend'gen Gott,
> Du könntest an Verderbens Abgrund stehn,
> Daß er, um dir zu helfen, dich zu retten,
> Auch nicht das Schwert mehr zückte, ungerufen!"

Wer daher der erstgenannten Auffassung folgt, wird dennoch den Einwand, daß dann das Stück zum Lustspiel werde und der Kurfürst mit seinem Spielen mit Verurteilung und Hinrichtung eine seiner sonstigen Hoheit nicht angemessene Rolle spiele, entschieden abweisen, wie es Grünwald thut (S. 673), wenn er sagt: für ein Lustspiel „wäre das Problem nicht nur an sich, sondern auch die Art seiner Lösung ein zu

gewitterschwerer, mindestens zu ernster Hintergrund". Daß es zu einer ernsten, seelisch völlig abschließenden Entwickelung des uralten Problems von der Erhabenheit des Subordinationsgesetzes über jedes Entgegenstehende, sei es Verwandtschaftsempfindung oder seien es andere „liebliche Gefühle" (Natalie IV 1), sei es sonstige Trefflichkeit des Frevlers, kommen muß, trotz einem antiken Brutus, Manlius Torquatus oder Papirius Cursor[1]), das ist schon bedingt durch den Hohn des Prinzen, der II 9 mit den Worten:

„Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen" u. s. w.

geradezu den Kurfürsten, wollte er selbst auch nur durch ein Spiel der Strenge ohne ernstere Absichten wirken, zwingt, mit strenger Konsequenz dahin zu wirken, daß dem Gesetz volles Genüge geschieht.

Aber die zur Lösung der Frage eingeschlagenen Wege sind nach meiner Ansicht nicht die richtigen. An die Untersuchung heranzugehen mit der geläufigen Disjunktion: Entweder wird die Lösung in antiker Strenge gesucht, oder es wird in modern-christlichem Geiste von vornherein ein „heiteres Spiel" mit der Absicht, zuletzt zu begnadigen, gespielt, das halte ich für verfehlt. Der richtige Weg scheint mir vielmehr der zu sein, daß man sich in die Denkungsart des Kurfürsten hineinversetzt und von diesem Gesichtspunkte aus die Entwickelung verfolgt. Das soll im folgenden geschehen.

Von vornherein möchte ich der Ansicht entgegentreten, daß der Charakter des Kurfürsten die Möglichkeit eines bloßen „spielenden" Verfahrens ausschließe. Spielt der Kurfürst nicht auch in der Gartenscene I 1, um Gesinnungen zu erforschen? Ebenso läßt er noch zuletzt, als er das Todesurteil bereits zerrissen hat, das grausame Spiel mit dem Prinzen doch weiterführen, wobei der Prinz in dem Wahn gelassen wird, er werde wirklich mit verbundenen Augen zur Exekution des Todesurteils geführt.

Was aber tritt uns im Wesen des Kurfürsten bei Kleist vor allem charakteristisch entgegen? Ich meine, das ist zunächst seine kolossale Souveränität; darin hat man auch den Hauptgrund zu dem gewiß

1) Interessant ist besonders die Vergleichung mit dem Falle des Diktators Papirius Cursor, auf den Niejahr im Euphorion IV 61 flg. aufmerksam gemacht hat. Nach Livius VIII 30—35 wurde der Reiteroberst Fabius Rullianus von seinem Diktator wegen gleichfalls „unberufenen Sieges" zum Tode verurteilt, aber endlich freigegeben mit Rücksicht darauf, daß nicht bloß er vom anfänglichen Trotz zu Bitten überging, sondern daß auch das Volk, an das er Berufung eingelegt hatte und das ihn zu begnadigen das Recht gehabt hätte, in freier Unterordnung unter des Kriegsgesetzes Hoheit, statt ihn freizufordern, ihn freizubitten sich entschloß. — Das Beispiel zeigt immerhin, daß auch antike Strenge ein Mittel zur Begnadigung zu finden vermochte.

treffenden Vergleiche mit Schlüters hoheitsvoller Gestalt zu sehen. Er ist auch bei Kleist ein unwandelbarer, unfehlbarer Olympier. Ihres Zieles jederzeit sich bewußt, steht seine Weisheit über der aller anderen. Mit geradezu olympischer Ruhe blickt er lächelnd herab auf die „delphische Weisheit“ seiner Offiziere (V 5), „jedwedem Pfeil gepanzert“ (V 3). Mit ungetrübter Ruhe bemerkt und erfährt er die Bewegung unter seinem Offiziercorps zu Gunsten des Prinzen V 2/3. Berater braucht er nicht und läßt sich von niemandem dreinreden. So hat er den wohldurchdachten Plan der Schlacht allein entworfen (I 5 „Der Plan der Schlacht, ... den die Durchlaucht des Herrn ersann“). Sollte man annehmen, daß bei so souveräner Weisheit der Dichter ihm eine derartige Unüberlegtheit zuschreiben konnte wie die, welcher ihn Schöntag für fähig hält, wenn er die That des Prinzen als vom kriegstechnischen Standpunkt notwendig und berechtigt erweisen will? Dies erfordert eine eingehendere Erörterung.

Mit besonderem Nachdruck betont nämlich Schöntag als ein wichtiges Moment für die Umstimmung des Kurfürsten, der ursprünglich allen Ernstes gewillt sei, die Todesstrafe an dem Prinzen vollziehen zu lassen, die von dem Herrscher inzwischen gewonnene Erkenntnis, daß der Prinz vom kriegstechnischen Standpunkte aus recht daran that, vor Eintreffen besonderer Ordre anzugreifen. Er sagt S. 578: „Bevor noch die Prinzessin Natalie beim Kurfürsten fürsprechend erscheint, mag er aus eindringendem Lesen des Protokolls des Prozesses das Verdienst des Prinzen, das unverkennbar ist trotz allem Aber, besser zu würdigen gelernt haben“. Daß aber wirklich der vorzeitige, „unberufene“ Angriff des Prinzen kriegstechnisch gerechtfertigt, ja, daß ohne ihn der Sieg des Kurfürsten in Frage gestellt war, sucht Schöntag S. 568—576 zu erweisen. Wie ich glaube, ohne Erfolg. Die Situation stellt sich nach Schöntags Darlegungen S. 569 so dar: Der linke schwedische Flügel wankt (V 5); da wirkt der Schweden rechter Succurs (ebenda); und zwar rückt dieser in der beträchtlichen Stärke von drei Regimentern und etwas Reiterei (II 2) in Zügen dem bedrängten linken Flügel zu Hilfe. Diese Bewegung sehen der Prinz und seine Offiziere. Zweierlei Erwägungen drängen sich ihm auf: 1. Der im Kampfe befindlichen brandenburgischen Armee droht von diesen frisch anrückenden Feinden Gefahr. 2. Wie schön ist doch die Gelegenheit, über die marschierenden Feinde jetzt herzufallen! Diese sachlichen Erwägungen reißen ihn zum vorzeitigen Angriff hin; und das schnelle Niederwerfen zweier feindlichen Linien (II 5) beweist, fährt Schöntag fort, unbeschadet des an der Feldredoute eintretenden Aufenthaltes, daß der Prinz richtig die Blöße des Feindes erkannt und benutzt habe. So habe der Prinz vom kriegstechnischen Standpunkte aus durch-

aus richtig gehandelt. Denn wenn zwar alles so hätte gelingen können, wie der Kurfürst geplant habe, so sei doch durch die Bewegung des rechten schwedischen Flügels der Sieg überhaupt in Frage gestellt gewesen. Der Sieg, wie ihn der Kurfürst sich gedacht, wäre größer und vollständiger geworden, als der des Prinzen wurde, aber jener habe nur „im Gebiete des Möglichen" gelegen, der Sieg des Prinzen sei kleiner, aber er sei dafür sicherer gewesen und habe „im Gebiete des Realen" gelegen. — Ich meine, Schöntag geht zu weit, wenn er sagt, der Prinz habe wirklich angesichts der feindlichen Bewegungen eine richtigere Erkenntnis des Ganges der Schlacht gehabt als der Kurfürst zu der Zeit, als er den Schlachtplan entwarf. Des Kurfürsten Weisheit war auch hier eine überlegene, sein rein theoretisch gemachter Plan weiser als die Ausführung durch den Prinzen. Was Schöntag dem Prinzen an kriegstechnischer Weisheit giebt, das nimmt er dem Kurfürsten. Ich muß hier noch einmal auf den Schlachtplan des Kurfürsten eingehen. Nach I 5 sollten die Obersten Hennings und Graf Truchß gemeinsam den linken schwedischen Flügel fassen, Hennings, nachdem er ihm durch den Grund der Fackelbüsche in aller Stille in den Rücken gekommen, Truchß von vorn. So von hinten und von vorn gepackt, konnte er nur nach rechts ausweichen und mußte sich, wenn er nicht von dem rechten Flügel abgeschnitten werden sollte, eben auf diesen rechten Flügel zurückziehen. Dabei stand zu erwarten, daß dieser Rückzug fluchtartig werden mußte, daß die weichenden Reste des linken Flügels den rechten mit fortrissen und nun die gesamte aufgelöste Armee in die hinter dem rechten Flügel befindlichen Sümpfe gejagt werden konnte. I 5: „... als bis, gedrängt von Hennings und von Truchß, des Feindes linker Flügel aufgelöst auf seinen rechten stürzt und all seine Schlachthaufen wankend nach der Trift sich drängen, in deren Sümpfen, oft durchkreuzt von Gräben, der Kriegsplan eben ist, ihn aufzureiben". Von vornherein also hatte der Kurfürst mit wohldurchdachtem Plane seine gesamte Infanterie gegen den linken feindlichen Flügel gesandt, den rechten feindlichen Flügel aber als quantité négligeable behandelt (denn die ihm gegenübergestellte Reiterei konnte ihn nicht einmal durch ihren Anblick in Schach halten, da sie nach II 2 „versteckt im Thal" stand). Zweifellos mußte dabei dem Kurfürsten klar sein, daß, wenn er sich so mit seiner ganzen Macht auf den einen feindlichen Flügel warf, inzwischen der andere nicht unthätig bleiben, sondern eben das thun würde, was er hier thut (V 5): „Succurs wirken". Darum hing eben alles davon ab, daß die Niederwerfung des linken Flügels so gründlich, mit so heftiger Wucht geschah, daß durch dessen Flucht jener andere „Succurs wirkende" Teil mit in die Flucht fortgerissen wurde.

Nur so versteht man, weshalb die ganze Armee bis auf die Reiterei gegen die eine Seite des feindlichen Heeres dirigiert wird: der Stoß gegen dieselbe sollte so entscheidend werden, daß der andere feindliche Flügel einen Succursversuch entweder gar nicht wagte oder doch im Beginne desselben schon mit über den Haufen gerissen wurde. So, aber auch nur so liegt in des Kurfürsten Plane kein greifbarer Fehler, der aber zu Tage tritt, wenn man annimmt, daß er aus Unbedachtsamkeit die drei schwedischen Regimenter auf dem feindlichen rechten Flügel unberücksichtigt gelassen habe. Oder sollte es keine Unbedachtsamkeit sein, bei Erwägung aller Eventualitäten nicht auch eine solche so naheliegende Succurswirkung mit zu erwägen? Daß aber eine solche Erwägung aller Eventualitäten stattgefunden hat, lehrt die Stelle des Schlachtplans I 5: „Des Prinzen Durchlaucht wird, ... wie immer auch die Schlacht sich wenden mag, vom Platz nicht ... weichen". — Die Reiterei aber sollte bis zu allerletzt unthätig bleiben; Zweck dieser Anordnung war, daß jene nach der Niederwerfung der Feinde die in die Sümpfe gedrängten Schweden völlig zu Tode hetzte und nicht entkommen ließ. Grund der Anordnung aber war auch: die Reiterei sollte nicht dem furchtbaren Kanonenfeuer der noch intakten schwedischen Stellung auf dem rechten Flügel ausgesetzt werden, sondern man wollte sie erst gebrauchen, wenn die brandenburgische Infanterie die feindliche Armee ganz aus ihren festen Stellungen verjagt hatte. Der Kurfürst hatte also geahnt, daß sich etwas derartiges begeben könnte, wie sich wirklich begab, nämlich daß (II 5) nach anfänglich unwiderstehlichem Vorsturm die Reiterei auf gefährliche Hindernisse stoßen könnte. Es ist daher verfehlt, wenn Schöntag urteilt (S. 569): „Der erfolgende Rückprall an einer Feldredoute ... giebt dem Prinzen nur Gelegenheit, darzuthun, daß er seine Kampfeslust zu meistern und sich den Umständen anzubequemen weiß". Vielmehr ist von einem bewußten, von dem Wollen des Prinzen abhängigen Aufenthalt nicht die Rede, sondern das furchtbare Feuer hätte bei weiterem Vordringen des Prinzen Reiterei vernichtet: er mußte Halt machen. Und nur erst eine letzte Kraftanstrengung, zu der der Anblick des scheinbar fallenden Kurfürsten anfeuert (so denke ich mit Gilow, Die Grundgedanken in H. v. Kl.s Prinz Friedrich v. H., Progr. d. Kgstdt. Gymn., Berlin 1893, S. 4, trotz der Polemik Schöntags S. 570), nur dies führt den siegreichen Verlauf des Reiterangriffs schließlich herbei. — Der schließliche Sieg des Prinzen war also Glückssache. In diesem schlichten Sinne bezeichnete der Kurfürst also Kottwitzen gegenüber V 5 den Sieg als ein Kind des Zufalls.

„Den Sieg nicht mag ich, der, ein Kind des Zufalls,
Mir von der Bank fällt."

Dies liegt näher als die Deutung Schöntags S. 575: „Wird durch eine eigenmächtige Abweichung von dem Befehle des Schlachtenlenkers, sei sie auch sonst wohl bedacht, der Sieg herbeigeführt, so ist es nicht mehr der Geist des Lenkers, der den Sieg erzeugte, sondern ein für ihn Zufälliges, weil Unberechenbares und dem Gesetze sich Entziehendes, der Zufall, und der Sieg ist illegitim geboren, ein Bankert, erzeugt vom Zufall". Wenn der Kurfürst ferner sagt V 9, daß ihm der Prinz diesen Sieg „schwer gekränkt" habe, so wird das allerdings, wie Schöntag S. 576 zeigt, nicht soviel bedeuten wie „geschädigt", da der Kurfürst den Sieg II 9 als einen glänzenden anerkannt hat; es soll also damit das Resultat der Schlacht nicht als weniger vollständig, als beeinträchtigt bezeichnet werden. Aber es bezeichnet doch wohl den Sieg als krank in seiner eigenen Entwickelung unbeschadet des Resultats, das durch Zufall und Tapferkeit trotz des taktischen Fehlers ein glänzendes wurde. Hat nicht bei dieser Auffassung der Kurfürst gerade erst recht Veranlassung, den Sieg als einen glänzenden zu preisen? Man denke: trotzdem der Prinz die Reiterei so arg gefährdete, hat brandenburgische Tapferkeit im heißen Ringen doch alle Hindernisse überwunden! Alle Achtung vor diesem jungen Helden, der durch mannhafte Energie einen schweren taktischen Fehler wieder gut gemacht hat! — Da also der Prinz vom kriegstechnischen Standpunkte aus gefehlt hat, so kann der Kurfürst nicht durch die klarere Einsicht in seine militärische Operation zu der angeblichen Umstimmung gelangt sein.

Ich fahre nun fort in der Feststellung der Denkungsart des Kurfürsten. Seine souveräne Weisheit zeigt auch sonst nirgends eine Spur von Übereilung. Seine Art zu urteilen schließt nachträgliche Korrektur und Sinnesänderung aus. Nun beruht aber die ganze Auffassung, welche dem Kurfürsten die wirklich ernste Absicht zuschreibt, an dem Prinzen die Todesstrafe vollziehen zu lassen, nur auf der Voraussetzung, daß eine Sinnesänderung über des Prinzen That zugestanden wird. Danach macht der Kurfürst eine Entwickelung durch, die man als eine gründliche ihm erteilte Lektion bezeichnen könnte; die Etappen dieser Entwickelung wären folgende: II 9 wird allen Ernstes erklärt, der Übelthäter sei des Todes schuldig; es erfolgt dann das Todesurteil des Kriegsgerichts; das Urteil wird zur Unterschrift befohlen, das Grab schon geschaufelt; dann aber liest der Kurfürst die Akten durch und gewinnt bessere Einsicht in den Gang der Schlacht; es erfolgt das Dreinreden Nataliens, die äußerst gewichtige Gründe zu des Prinzen Gunsten vorbringen soll; Umstimmung IV 1, die sogar soweit gehen soll, daß der Kurfürst „verwirrt" wird, weil er selber nicht mehr zu beurteilen wisse, ob das Verfahren gegen den Prinzen gerecht oder ungerecht sei. Resultat:

Begnadigung, als der Prinz sein peccavi sagt. — Ich glaube, das sichere, festgegründete Wesen des Kurfürsten schließt an sich den Gedanken an derartige Wandlungen aus. Daß es mit der angeblichen besseren Erkenntnis des Schlachtganges nichts ist, ist bereits gezeigt. Bleibt also nur als Moment der Umstimmung übrig, was Natalie zu Gunsten des Prinzen in die Wage zu werfen hat.

Welch ein Einfluß wird damit dieser Person Nataliens eingeräumt! Mehr, als das Wesen des Kurfürsten irgend einer Person zuzugestehen gestattet! Denn bei seiner souveränen Erhabenheit ist ihm ein hoher Grad von Überlegenheitsgefühl gegenüber anderen Menschen eigen, das fast an Nichtachtung grenzt. Abgesehen von dem Gefühl der Zuversicht, die er in die Treue seiner Brandenburger setzt, ist es doch ein wenig auch dieses Gefühl genialischer Superiorität, das ihn der Erregung der Offiziere gegenüber so ruhig bleiben läßt, daß er V 2 von Kottwitz sagen kann:

„Von den drei Locken, die man silberglänzig
Auf seinem Schädel sieht, faß' ich die eine
Und führ' ihn still mit seinen zwölf Schwadronen
Nach Arnstein in sein Hauptquartier zurück.
Wozu die Stadt aus ihrem Schlafe wecken?"

Beweist es nicht ein Gefühl grandioser Überlegenheit, wenn er der angedrohten gewaltsamen Selbsthilfe seines Offiziercorps so wenig Einfluß auf seine Entschließungen einräumt, daß er davon das ungeheuer drastische Bild gebraucht V 3:

„Mit meinem Stiefel, vor sein Haus gesetzt,
Schütz' ich vor diesen jungen Helden ihn"?

Ganz besonders aber ist er, sobald es sich um seine Eigenschaft als Herrscher handelt, dem weiblichen Geschlecht geradezu unnahbar. Nachrichten aus weiblicher Quelle achtet er nichts; V 3:

„Das muß ein Mann mir sagen, eh' ich's glaube."

So hat selbst die Kurfürstin keinerlei Einfluß auf seine Entschließungen (III 5).

Und da sollte man dem Einflusse Nataliens auf ihn so viel Gewicht beilegen, wie das Schöntag thut? (Vergl. Schöntag S. 579: Natalie gelte schon für ihre Person viel bei ihm, sie, die er liebe, die ihn sonst verstehe, die er vertrauter Aussprache würdige.) Zwar höflich und galant ist er gegen das weibliche Geschlecht im privaten Verkehr. Da ist ihm Natalie allerdings (I 5) sein „Töchterchen", sein „süßes Mädchen", das er beruhigt, als sie Ängstlichkeit zeigt, der er jedes Verlangen — man

vergl. die Stelle I5, wo sie den Handschuh vermißt, — an den Augen abliest. Und wie begegnet er ihr denn IV1?

Sein ganzes Verhalten ist teils das des ruhig heiteren Olympiers, teils das des liebevoll galanten Oheims. Neigt er der fürbittenden Natalie sein Ohr nicht etwa wie Zeus der Aphrodite (Il. V) oder wie Zeus der Athene Od. I 64, wenn er sie erhebt mit den Worten:

„Mein Töchterchen! Was für ein Wort entfiel dir?"

Galant urteilt er nachher über das gegen den Prinzen eingeschlagene Verfahren so, als ob er nur aus mangelnder Höflichkeit und Zärtlichkeit in dieser Frage nicht von vornherein genug Rücksicht auf sie genommen, IV1:

„Fürwahr, mein Töchterchen, mein Nichtchen weinte!
Und ich, dem ihre Freude anvertraut,
Mußt' ihrer holden Augen Himmel trüben!"

Dieses Verhalten zeigt, daß er von Nataliens inneren Gründen eigentlich gar nicht Notiz nimmt, wie denn diese auch empfindet, daß er sie nicht ganz ernst genommen; vergl. ihre Worte IV1:

„Was deine Huld, o Herr, so rasch erweckt,
Ich weiß es nicht und untersuch' es nicht.
Das aber, sieh, das fühl' ich in der Brust,
Unedel meiner spotten wirst du nicht."

Aber, sagt Schöntag S. 579: Sie erinnert den Herrn an die Berechtigung, die „die lieblichen Gefühle" neben der Strenge des Gesetzes hätten, und der Herr habe selbst schon zu kämpfen gegen diese Gefühle. Was kann dieses Moment bedeuten, wenn der Kurfürst selbst dem Herzen das Recht abspricht in dieser Frage mitzureden, wie er es ja nachher V3 thut, indem er vor der Versammlung der Offiziere einfach zugesteht: sein Herz sei in ihrer Mitte. Sie lenke ferner, heißt es bei Schöntag S. 580, die Aufmerksamkeit auf des Prinzen Eifer und bewiesene Tüchtigkeit und hebe hervor, ein so erhaben-grausames Verfahren fordere die Geschichte nicht von dem Herrn: das löse vielleicht in ihm einen Zweifel aus, der sich schon länger in ihm regen wolle. Was will das alles besagen? Wie leicht hätte er ihr dasselbe antworten können wie Kottwitzen V5! Kurz: ich glaube, der Kurfürst bringt Nataliens Ausführungen ein sehr geringes, fast gar kein Interesse entgegen. Sein Interesse für ihre Ausführungen IV1 erwacht erst, als er sie dahin gebracht hat, über das zu reden, was allein ihn angeht: über die Gefühle des Prinzen.

Da aber ist er, der sonst so unerschütterliche Olympier, wie umgewandelt. Schon der oberflächliche Blick auf die für den Schauspieler

bestimmten Bemerkungen: „Betroffen“, „im äußersten Erstaunen“, „verwirrt“ lehren uns die Tiefe seiner Teilnahme kennen. Aber es ist mehr als Interesse: er ist „verwirrt“! Thatsächlich ist etwas auch für des unfehlbaren Zeus-Kurfürsten Weisheit Unerwartetes eingetreten, was ihm die sonst so unwandelbare Ruhe gestört hat. Ehe ich aber dies näher darlegen kann, muß ich noch das Charakterbild des Kurfürsten durch eine notwendige Ergänzung vervollständigen.

Ein erhabener Zug in dem Bilde dieses souveränen Herren ist seine unbegrenzte Achtung fürs Gesetz, das eine kategorische Notwendigkeit für ihn darstellt. Richtschnur seines Willens ist Recht und Gesetz des Landes. Dies Gesetz nennt er in doppeltem Sinne mit dem schönen Namen: „die Mutter seiner Krone“ (V 5). Einmal findet es seinen Ausdruck in seinem Herrscherwillen; nicht Willkür, sagt er, war es, die ihn den Prinzen gefangennehmen ließ (V 3), sondern Achtung fürs Gesetz; nicht subjektives Belieben heißt ihn etwas thun oder unterlassen; vergl. IV 1 „Sieh, wär' ich ein Tyrann“ u. s. w. Was ihn aber geradezu zu antiker Größe erhebt und ihn allerdings auch denen, die ihn in seiner erhabenen Gesetzesachtung nicht zu fassen vermögen, „starr wie die Antike“ erscheinen läßt, das ist, daß er eine andere Auffassung der Gesetzeshoheit als die seine bei niemandem voraussetzt; daher fertigt er Kottwitzen V 5 ab, indem er ihm arglistige Rednerkunst vorwirft; und so hat er auch erwartet, der Delinquent, d. h. der Prinz, werde sofort bei seiner Festnahme dem Gesetze sich unterwerfen. Vergl. IV 4:

> „Mein Prinz von Homburg, als ich Euch gefangen setzte,
> . . . .
> Auf Euren eignen Beifall rechnet' ich“.

Darin allerdings hatte er, was seine Herrschernatur nur um so mehr adelt, die gewöhnliche Menschennatur überschätzt, indem er sie mit seiner eigenen Hoheit gleichstellte. Und dies ist der Punkt, wo er, der sonst Unfehlbare, doch gefehlt hat.

Nun, glaube ich, wird es mir möglich sein, aus der Denkungsweise des Kurfürsten heraus den ganzen Gang des Verfahrens gegen den Prinzen begreiflich zu machen in dem Verlaufe, den das Drama darbietet.

Als der Kurfürst die Insubordination seines Reiterbefehlshabers erfuhr, ordnete er ein strenges kriegsgerichtliches Verfahren gegen diesen an, um der verletzten und bedrohten Disciplin ihr Recht zu verschaffen. Es stellte sich dann heraus, daß der Prinz es war, der sich so vergangen. So richtete der Herrscher also seine Anordnung gegen diesen.

Nach des Kurfürsten Denkart, die ich beschrieben, war von dem Delinquenten nichts anderes zu erwarten, als ruhige Unterwerfung unter das Gesetz und Anerkennung der Notwendigkeit des Verfahrens. Gesetzt, der Frevler hätte diese Gesinnung bekundet, so wäre der Verlauf ein sehr einfacher gewesen: das Kriegsgericht sprach sein Schuldig, der Kurfürst aber ließ Gnade walten; solchen Verlauf erwartet der Hörer auch zunächst mit demselben Recht wie Hohenzollern, Golz und der Prinz selbst. Die einzelnen Stufen des Vorgangs also wären die gewesen, die von den Personen, welche den Kurfürsten wohl kennen sollten, gekennzeichnet werden: „Der Satzung soll Gehorsam sein" (Hohenzollern II 10); „Vielleicht bist du schon morgen wieder los" (Golz II 10); „Gefehlt hast du, so wird er ernst mir sagen, vielleicht ein Wort von Tod und Festung sprechen, ich aber schenke dir die Freiheit wieder" (Prinz III 1). — Da aber trat eine von dem Kurfürsten nach seiner ganzen Denkungsweise nicht erwartete Komplikation ein: der Prinz versagte dem Verfahren seinen „Beifall"; ja er ließ sich sogar in einem uns sehr wohl begreiflichen, dem Kurfürsten aber unerklärlichen Überwallen seines Gefühls zu einer Verhöhnung des ganzen Verfahrens hinreißen, wie sie in seinen Worten II 10: „Mein Vetter Friedrich will den Brutus spielen" u.s.w. liegt. Da war allerdings etwas dem Geiste des Kurfürsten Unbegreifliches eingetreten, das ihn selbst in eine höchst fatale Lage brachte. Nicht als ob er in aufwallendem Zorne sich nun hätte zu dem ernsten Entschlusse hinreißen lassen, nun rücksichtslos der Gerechtigkeit ihren Lauf zu lassen; mit klug zurückhaltender Mäßigung ignorierte er sogar alle Worte des Prinzen, um die Lage nicht zu verschlimmern; aber der Herrscher war ratlos, thatsächlich ratlos geworden, welches Verhalten er beobachten müßte, um den jungen Mann zur richtigen, nach seiner Auffassung allein möglichen Beurteilung seines Falles zu bringen. So ließ er denn zunächst die Dinge ihren Lauf gehen: das kriegsgerichtliche Verfahren findet statt, das Grab wird gegraben; wir dürfen gar nicht fragen: was aber, wenn der Prinz trotzig blieb? Dem Kurfürsten erschien ja eine derartige Auffassung des Gesetzes und Rechts undenkbar; er wartete also nun mit unfehlbarer Gewißheit auf den kommenden Umschwung in der Gesinnung des Prinzen. Und so ist es denn allein die Stimmung des Prinzen, die ihn aufs höchste interessiert; er lauert förmlich auf eine Umstimmung desselben. Hätte der Prinz nun die Natur eines festen, einheitlich in sich gefügten Charakters, so wäre am Ende an dem unerschütterlichen Trotze desselben die Entwickelung zum Stehen gekommen. Nun aber kommt von seiner Doppelnatur als eines energievollen Helden einerseits und eines weichmütigen, naiv fühlenden, unter starken Erschütterungen des

Gemüts völlig zusammenbrechenden schwachen Menschenkindes anderseits die zweite Seite zur vollen Geltung. Diese zweite Seite seines Wesens ist in der Nachtwandlerrolle I 1 nicht umsonst dargethan; wir sehen jetzt, daß sie eine grundlegende Bedeutung für den Verlauf des Ganzen erlangt. Sie liefert das Mittel zur Lösung der Schwierigkeit, in die der Kurfürst geraten ist. Die Mitteilung Nataliens IV 1 von dem seelischen Zusammenbruche des Prinzen löst den Konflikt. Nunmehr kann ich in der weiteren Darlegung den Faden wieder aufnehmen, den ich S. 455 fallen ließ. Also: sobald Natalie auf diesen Seelenzustand des Prinzen zu sprechen kommt, interessiert sie den Herrscher im höchsten Grade. Was nun folgt, ist, glaube ich, schon von Grünwald a. a. O. richtig gedeutet, vergl. auch Gilow S. 16 flg. Ich schließe mich also des weiteren im wesentlichen seiner Auffassung an. Der Prinz also, so hört der forschende Kurfürst von Natalien, ist infolge völliger seelischer Erschütterung in Todesfurcht zusammengebrochen; er kann also als ein Willensunfreier die Gerechtigkeit des Verfahrens weder anerkennen noch leugnen: er ist jetzt ein willenloses Wesen. Die erste Mitteilung Nataliens darüber allerdings: „Der denkt jetzt nichts als nur dies eine: Rettung!“ u. s. w. giebt dem Kurfürsten davon noch keine richtige Vorstellung: dieser kennt ja den Prinzen von dieser Seite noch nicht, sondern nur als trotzigen Hitzkopf (s. Grünwald S. 670/71). Kein Wunder also, daß er „im äußersten Erstaunen“, ja, fügen wir hinzu, in der plötzlich sich regenden frohen Erwartung, der Prinz habe eingelenkt und werde ihm nun sofort die Möglichkeit der Begnadigung geben, kein Wunder also, daß er fragt: „Er fleht um Gnade?“ und diese Frage dann noch einmal hastig, wie nach der erwünschten Bejahung haschend, wiederholt: „Nein, sag': er fleht um Gnade?“ Die folgende Darlegung Nataliens belehrt ihn dann über den wirklichen Zustand des Prinzen. Und da sieht er allerdings zunächst keine Möglichkeit, zum Ziele zu gelangen, dem Ziele, daß nämlich der Prinz das Gesetz frei anerkennt und daraufhin von ihm begnadigt werde. Denn der willenlos gebrochene Prinz kann seine Erwartung, daß er sich frei dem Gesetze unterwerfe, nicht erfüllen. So ist denn die eben erwachte Hoffnung, mit Ehren aus seiner fatalen Lage herauszukommen, gescheitert. Was thun? Es heißt in der Bemerkung für den Schauspieler: „verwirrt“. Der Kurfürst ist thatsächlich verwirrt. In dieser Ratlosigkeit fährt ihm im ersten Augenblicke der Gedanke durch den Kopf, den Knoten zu zerhauen, d. h. das ganze Rechtsverfahren, dessen Konsequenzen ernstlich zu ziehen er nie beabsichtigt hat, das ihn aber wider seinen Willen zu eben den unbeabsichtigten Konsequenzen zu zwingen droht, einfach abzubrechen, ehe er noch sein Hauptziel erreicht hat, d. h. ehe noch der Frevler sein peccavi gesprochen. Deshalb

fahren ihm sofort ohne Rückhalt und Einschränkung die ernst und wahr gemeinten Worte heraus: „Nun denn, beim Gott des Himmels und der Erde, so fasse Mut, mein Kind; so ist er frei!“ — Doch blitzschnell[1]) geht ihm, wozu ihm die Fragen Nataliens Zeit lassen, der Gedanke durch den Kopf, daß es ja leicht sei, den Prinzen wieder in den Zustand vernünftiger Entschließung zu versetzen, den Heilungsprozeß (Grünwald S. 672) schnell zu fördern und gleichzeitig seinen eigentlichen Zweck zu erreichen: höchst willkommen erscheint dem Kurfürsten sogar jetzt diese seelische Entwickelung des Prinzen. Er stellt ihm die Entscheidung anheim. An und für sich ließ sich ja der Heilungsprozeß auf zweierlei Art bewirken: da der Prinz in seiner krankhaften Todesfurcht Rettung um jeden Preis wünschte, so war es für die Heilung gleichgiltig, ob man von ihm das Bekenntnis, er sei schuldig, oder die Aufrechterhaltung der Behauptung, er sei unschuldig — das bedeuten ja die Worte: „Wenn er den Spruch für ungerecht kann halten“ —, forderte, wofern man ihm nur Leben und Freiheit zuerkannte. Ein stümperhafter Dramatiker hätte vielleicht auch die Gelegenheit zu einer leichten Lösung benutzt und den Kurfürsten an den Prinzen die Forderung stellen lassen: er sei frei, wenn er den Spruch des Gerichts als gerecht anerkenne. Freilich hätte er damit den Prinzen ebensogut von seiner Todesfurcht geheilt; aber die Unterwerfung unter das Gesetz wäre nicht die freiwillige, selbstbestimmte gewesen. — Kleists Kurfürst aber stellt die Forderung gerade umgekehrt: „Wenn er den Spruch für u n g e r e c h t kann halten, kassier' ich die Artikel: er ist frei!“ Damit ist die Gesundung des Prinzen ebenso gegeben, aber zugleich auch die Gewißheit, daß er nach Wiederherstellung vernünftiger Überlegung auch zur besseren Erkenntnis seiner Schuld kommen muß, zumal da ihm die große Milde, das große Entgegenkommen klar werden muß, das eben darin liegt, daß seine eigene freie Entscheidung angerufen wird. Milde erweckt Hingebung, Hingebung reuige Erkenntnis. Und so geschieht es IV 4. Nun hat für uns die Bedingung: „wenn er den Spruch für ungerecht kann halten“ (IV 1) nicht mehr das Befremdende, das sie an sich zu haben scheint, da ja der Prinz von Hause aus dieser Anforderung genügt hat. Was der Kurfürst geahnt, geschieht. Zuerst ergreift den Prinzen bei Nataliens Mitteilung, er sei frei und begnadigt, große Freude: „Es ist nicht möglich! nein! es ist ein Traum!“ Er gesundet von seiner

---

1) Mit wie großer, die höchste Geistesgegenwart beweisender Gefaßtheit, wie blitzschnell der Kurfürst seinen Gedanken eine unerwartete, aber der Lage angemessene Richtung zu geben weiß, dafür ist instruktiv V 5 am Anfang: „nach einer augenblicklichen Pause“. Vergl. die Stelle.

Furcht vor dem Tode; er denkt in gerührt dankbarer Gesinnung über den vollen Wortlaut des Briefes des Kurfürsten nach, und — er erkennt, daß ihm recht geschehen, s. IV 4. Alles weitere versteht sich von selbst.

Ein neues Denkmal für Sachsens größten Dichter.

Von Dr. **Edmund Bassenge** in Dresden.

Nach all dem, was über Lessings Leben und Werke im ganzen und einzelnen geschrieben worden ist, insbesondere nach den ausgezeichneten wissenschaftlichen Biographien von Danzel-Guhrauer und von Erich Schmidt noch eine neue, treffliche Gesamtdarstellung des großen sächsischen Reformators der deutschen Dichtung zu bieten, darf wohl mit Recht zu den schwierigsten Aufgaben litteraturgeschichtlicher Arbeit gerechnet werden. Gleichwohl ist es dem verdienten Verfasser der 1894 erschienenen „Litteraturgeschichte seit Ausgang des Mittelalters“ (Stuttgart, Union), dem Münchner Privatdozenten Dr. Karl Borinski gelungen, diese Aufgabe mit hervorragendem Geschick zu lösen. Als Band 34 und 35 der schönen bei Ernst Hofmann u. Co. in Berlin erscheinenden Biographiensammlung „Geisteshelden“ veröffentlicht der genannte Forscher eine Gesamtdarstellung von Lessings Leben und Wirken, deren Lektüre namentlich den Kennern der vorher erwähnten Werke des interessanten Vergleichs wegen zu empfehlen ist. Die Eigenart der Arbeit Borinskis scheint darin zu bestehen, daß sie die Bedeutung des Lessingschen Geistes, nachdem diese mit geschichtlichem Auge für des Dichters Zeit festgestellt ist, nun für unsere Zeit in vielfach geradezu genialer Weise in den Mittelpunkt der Beleuchtung rückt. Außerordentlich wohlthuend berührt bei der Lektüre der vortrefflichen Arbeit nicht nur die Thatsache, daß der Verfasser seinen Stoff — diesen Begriff im weitesten Umfange verstanden — mit vollkommener Sicherheit und Klarheit beherrscht, sondern auch die Wärme und Freiheit, ja die mitunter künstlerische Art, mit der er diesen Stoff so vor uns entwickelt, daß er uns gewissermaßen in den Geist und das Herz des Dichters selbst eindringen läßt. Und bei welchem unserer großen Dichter wäre dieser Wunsch so berechtigt als bei Lessing, dessen Geisteskammern vielen, dessen Herzensfalten den meisten von einer um seinet- wie um ihretwillen beklagenswerten Dunkelheit umlagert sind! Einer sogenannten „Rettung“ zwar bedarf der Dichter des „Nathan“ heute nicht mehr, wohl aber erscheint ein tieferes und allgemeineres Verständnis seiner gesamten Geistesarbeit und ihres Wertes nicht nur

für seine Zeit, sondern für heute und für die Zukunft der deutschen Litteratur dringend wünschenswert. Dafür ist zweifellos Borinskis Buch eine sehr schätzbare Hilfe, wenn auch nicht in dem Maße, wie es dem gediegenen Werke und der guten Sache zu wünschen wäre. Denn ein populäres Buch — auch im bessern Sinne genommen — ist diese Darstellung Lessings nicht, und wenn eine dem Buche beigelegte Anzeige es auf den Weihnachtstisch der herangereiften Jugend wünscht, so darf dem gegenüber nicht verschwiegen werden, daß es für die Jugend zum weitaus größten Teile nicht geeignet erscheint. Es ist eben das Werk eines hervorragenden Gelehrten, und solche will ja auch die Sammlung „Geisteshelden" bieten; das aber steht ihm auf beinahe jeder Seite so sehr an der Stirne geschrieben, daß es für die Jugend, auch die „herangereifte", vom weiblichen Geschlechte ganz abgesehen, einen viel zu wissenschaftlichen Ton anschlägt. Und damit hängt ein anderes wenigstens zum Teil zusammen: der Stil ist keineswegs leicht, klar und fließend zu nennen, vielmehr meist schwierig und gedrechselt, was sich namentlich durch die häufigen Einschiebungen mit Klammern und Gedankenstrichen unangenehm empfindlich macht.

Das Werk behandelt seine umfängliche Aufgabe in vier Büchern, und man spendet ihm wohl das bezeichnendste Lob mit dem Zweifel, welches von diesen man das am besten gelungene nennen möchte. Sie führen die Einzeltitel: I. Der Litterat. II. Der Dramatiker und Dramaturg. III. Kunst und Altertum. IV. Der Theolog. Gemeinsam ist ihnen allen die tief eindringende Art der Untersuchung, mit der sich eine nur in wenigen Kapiteln zu vermissende knappe Zusammenfassung verbindet, sowie der Reichtum an interessanten Mitteilungen und feinen Bemerkungen, die nur den genaueren Kennern der Lessing-Litteratur nicht neu sein dürften. Es sei gestattet, zur besonderen Empfehlung des geistvollen Werkes im folgenden auf einzelne Kapitel etwas näher einzugehen und zugleich einige schöne und charakteristische Stellen auszuheben.

Die ersten beiden Kapitel führen uns in knappen, aber sehr klaren und charakteristischen Zügen die Grundbedingungen für Lessings Entwickelung und diese selbst vor Augen und stellen sehr geschickt und bedeutsam seine frühe geistige Selbständigkeit im litterarischen Kampfe seiner Jugend und seine Bedeutung für die deutsche Litteratur dar. Dagegen ist die im vierten Kapitel aufgestellte Parallele des Freundschaftsbundes zwischen Lessing, Moses Mendelssohn und Nicolai mit dem zwischen Schiller und Goethe (S. 59 flg.) auch für jene Zeit nicht als berechtigt anzuerkennen. Vortrefflich beleuchtet das fünfte Kapitel die Bedeutung der „Berliner Litteraturbriefe", die Beziehungen Lessings zu

den dichterischen Zeitgenossen, seinen Einfluß auf Wieland und die Abfertigung des Klopstock-Kreises, diese erste Probe von Lessings Protest gegen die Unduldsamkeit. Im zweiten Buche sind hervorhebenswert die feinen Vergleiche Lessings mit Molière (Kap. 6) und mit Winckelmann (Kap. 12, S. 156), sowie die knappe und scharfe Art, wie die Bedeutung der „Minna von Barnhelm" und der „Hamburgischen Dramaturgie" skizziert wird. Von jener heißt es (S. 133): „Für das deutsche Lustspiel, das bisher nur eine Welt von Narren, Schelmen und Puppen, grotesk oder affektiert, dargestellt hatte, bedeutet der endliche Eintritt von anständigen Menschen mit etwas wie Seele und nobler Gesinnung auf die Bühne einen völligen Umschwung und zugleich den Zutritt der breiten Kreise des ehrbaren Publikums", von dieser, dem „Ruf des Geistes an der privilegierten Stätte des geistlosen Spektakels" (S. 148): „Das seit beinahe zwei Jahrtausenden in der Öffentlichkeit erstickte Bewußtsein von der Möglichkeit der höheren Bedeutung dieses Instituts (des Theaters) begann wieder aufzuleben".

Sehr beachtenswert ist auch die geniale Charakterisierung, die Borinski den Gestalten der „Minna von Barnhelm" zu teil werden läßt und die man mit einem Schlage erkennt, wenn er den Wachtmeister Werner und Franziska „zwei Köpfe von Quecksilber und Herzen von Gold" (S. 138) nennt. Das Kapitel vom „Philosophen des Dramas" (Kap. 13) enthält deutlich einen Zug, der schon in einem früheren (Kap. 7, S. 98) einmal durchblickte: es klingt wie gegen unsere Modernsten gerichtet. Während der Verfasser schon an jener früheren Stelle von der „Thränenwasserpest, der pilzartigen Fortwucherung des großen Themas von ihm und ihr auf der modernen Tantièmenbühne über Iffland und Kotzebue hinweg bis auf die modernsten Norweger in Germaniens „neuer Kunst"" sprach, liest man hier (S. 160): „Allein nicht bloß den tragischen Charakter im ganzen, sondern auch seine besondere Ausgestaltung in den einzelnen Gestalten des Dramas hat Lessing vor den traurigen Verirrungen beschränkter Kopisten der äußerlichen Wirklichkeit sichern wollen. Auch hier ging er von der Zeitmode aus, die damals wie immer die möglichste Anhäufung kleinlicher Züge des äußeren Ansehens und Gebarens der Menschen und Dinge als höchste Meisterschaft im Kunstwerk, als wahrhaft „natürlich", ja als die Natur selbst anstaunte und pries." Wer möchte nicht bei diesen vortrefflichen Worten, aus denen der Geist einer edlen, hochsinnigen und freimütigen Kritik spricht, wie sie unserer Zeit recht not thut, an manche mit Unrecht vergötterte moderne „Größe" denken, die längst über unsere Klassiker „hinaus" zu sein meint, weil sie sich nie darum gemüht hat, das ihrem Geiste allerdings nie erschlossene, ihrem Herzen unverwandte

Evangelium des Schönen zu begreifen! Der Leser begegnet dieser scharfen, aber berechtigten Kritik der Modernen in Borinskis Werk noch zu wiederholten Malen. So sagt dieser bei Besprechung Odoardos in der „Emilia Galotti“ (Kap. 14, S. 174): „Ein bloßes „Sittlichkeitsattentat“ auf der Bühne, und sei es noch so hochpolitisch durch die Persönlichkeit des Attentäters, ist kein Drama. Das ist „peinlich“, ist ein bloßer anwidernder Vorgang, wie er ja wirklich heute — aber nur durch „moderne“ Theorie — zum Rang eines Dramas erhoben wird.“ Und gleich darauf (S. 177) nennt er den Marinelli sehr hübsch „jenseits von Gut und Böse“ und sagt: „Seine Unterredungen mit dem Prinzen und der Orsina können dem heutigen Übermenschentum als Offenbarungen gelten“. Ebenso hübsch heißt es S. 178: „Der Mord des Grafen geniert den Prinzen und seinen Hofteufel gar nicht, wie in dem die geheimsten Falten des Weltmenschentums eröffnenden ersten Auftritt des vierten Akts „übermenschlich“ zum Ausdruck gelangt“. Auch im zweiten Bande finden sich ähnliche Stellen. Da ist zunächst das Kapitel (15) vom Kampfe der Antiken und Modernen bei Lessings Eintritt ins Leben, das nach dem schönen von Lessing selbst genommenen Motto für das 3. Buch:

„Betritt der Alten sichre Wege!
Ein Feiger nur geht davon ab“

mit dem prächtigen Satze beginnt: „Das klassische Altertum ist der Boden, auf dem der so leicht zu Schwäche und Überdruß neigende moderne Kunstkoloß sich immer noch verjüngte“ und das im ganzen ein scharfer, aber großartiger Angriff auf die Gegner der Alten ist und auch etwas von Jonathan Swifts „galliger Satire“ an sich hat, wenn es „die geistige, bald auch sittliche Verwahrlosung der Schule“, die „ganz außergewöhnliche Verderbnis des allgemeinen Geschmacks in Kunst, Mode und Sitten“, die „Folgen dieser Bewegung gegen die Alten“, betrachtet. Da ist ferner in dem schönen, Winckelmann gewidmeten Kapitel (19) die vortreffliche Abkanzelung der vor diesem genialen Erneuerer der Kunst durch das Vorbild des Altertums herrschenden Unkunst, wobei wieder vieles auf heute paßt; nennt doch auch Borinski (S. 38) unsere Zeit eine „analoge Zeit“. Da ist weiter in dem die Hauptpunkte des Laokoon-Themas geschickt und kurz fassenden Kapitel (20) ein sehr schönes allgemeines Wort über uns Heutige (S. 45): „Wir sind so gelehrt — jeder auf seinem Fleckchen — über alle möglichen „thatsächlichen Verhältnisse“ nicht bloß in Kunst und Altertum. Aber wo sind jene Menschen, deren Seelengröße, deren Geistesweite, deren Schönheitsgefühl sich in dieser im reinsten Sinne frommen Bilderschau hervorthat, an ihr ward und wuchs?“ Oder wäre es nicht wahr, daß die moderne Welt über

lauter gelehrtem Wissen nicht mehr dazu kommt, Menschen voll Seelengröße, Geistesweite und Schönheitsgefühl zu bilden? Da ist endlich der treffliche Schluß des leider etwas kurz geratenen Kapitels von der Ästhetik (Kap. 22), welcher „der zur leeren Geistesmode gewordenen Allegorienverachtung“ entgegentritt und zugleich in eine andere Wunde unserer modernen Kunst den Finger legt mit den Worten (S. 64 f.): „Dadurch, daß man die triviale Wirklichkeit wie Kraut und Rüben durcheinanderwirft und den Betrachter nun auffordert, wo man selbst nicht weiß, was man will, „Symbolismus“ zu sehen, macht man es nicht im geringsten besser als in jener Zeit des empörten Ungeschmacks“. Wahrlich, schon aus den hier angeführten Bemerkungen — wieviel mehr aus dem ganzen Buche! — spricht ein Geist, der zu so scharfer, echt Lessingscher Kritik das volle Recht in sich trägt durch den edlen Sinn, der daraus spricht, ein Geist, von dem man wünschen möchte, daß er auf dem Gebiete der Kunstkritik und Ästhetik seiner Feder bald freieren Spielraum ließe. Diesen Wunsch unterstützen auch die übrigen Vorzüge des geistvollen Werkes, von denen hier leider nicht ausführlicher die Rede sein kann.

Nur flüchtig erwähnt sei noch die übersichtliche Behandlung des gelehrten antiquarischen Kampfes, durch den Lessing Klotzens „schüler- und geckenhafte Wichtigthuerei mit Un- und Mißverständnissen“ vernichtete, und der „Strategie und Taktik der Cliquen gegen die unbequeme Selbständigkeit“ (Kap. 23), die schöne Betrachtung des „tiefsinnigen Musterstücks positiver Altertumskritik“, der Schrift „Wie die Alten den Tod gebildet“, mit ihrem Hinweis auf den Einfluß, den Lessing auf Schiller und Goethe übte (Kap. 25, vergl. Kap. 21, S. 59), endlich das geradezu erschütternde Kapitel von Lessings letzten Lebensjahren (Kap. 26), die der Verfasser schlicht, aber mit herzlicher Wärme darstellt, wie überhaupt das inhaltreiche Buch an vielen Stellen die tiefsten Einblicke in das Seelenleben des großen Dichters eröffnet. Nicht der geringste unter seinen Vorzügen ist die jedem der beiden Bände angefügte ausgezeichnete Übersicht der Lessing-Litteratur.

Alles in allem: ein Werk, würdig des Geistes, dessen Betrachtung es gewidmet ist, aus dem nicht nur der Gelehrte, sondern auch der edel und fein künstlerisch empfindende Verehrer unserer klassischen „Geisteshelden“ zu uns spricht: ein Werk, in dem zum Teil der Geist Lessings selbst die Feder geführt hat und dessen ausführliches und eindringendes Studium jedem Freunde unserer klassischen Dichtung aufs wärmste empfohlen werden muß.

Und wer das treffliche Werk gelesen hat, der wird auch an sich selbst ein gut Teil der befreienden und läuternden Wirkung verspüren,

die vom Geiste Lessings ausging in dunkler Zeit und ausgehen wird, solange man ihn versteht![1])

Sprechzimmer.

1.

Ein angeblicher Slavismus in unserer Sprache.

Auf S. 839 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift ist Wilhelm Hallada geneigt, den Gebrauch der Pronominalform „sich" in Bezug auf die erste Person der Mehrzahl (z. B. wir haben sich gut unterhalten), der in den österreichischen Mundarten nicht selten ist, auf slavischen Einfluß zurückzuführen; um sich aber völlig zu vergewissern, ob er mit seiner Ansicht das Richtige trifft, fordert er die Leser der Zeitschrift auf, ihm mitzuteilen, ob die in Rede stehende Spracheigentümlichkeit auch „in reindeutschen Gegenden anzutreffen" sei. Allerdings ist bei ihm wegen der Lage seiner Heimat der Gedanke an slavische Einwirkung begreiflich. Denn in den Idiomen dieses Sprachstamms tritt uns die betreffende Erscheinung in ausgeprägter Form entgegen (vergl. Miklosich, Vergleich. Wörterb. der slav. Sprachen IV, 100), und in wenigen Staaten berühren sich Deutsche mit Slaven seit Jahrhunderten so nahe wie in Cisleithanien.

Doch mit der Nachbarschaft der Sprachstämme ist noch keineswegs die Übernahme fremden Sprachgutes erwiesen. Das im Verdacht der Entlehnung Stehende kann ebensogut heimischer Besitz sein, um so mehr, als auch andere Sprachen, z. B. die griechische, verwandte Vorgänge

---

1) Für die 2. Auflage sei hier auf eine Reihe von Druckfehlern aufmerksam gemacht:

1. Band, S. 14, Zeile 8 von unten steht zwölften für zwölftem.
= 71, = 7 = = = weiten für weitem.
= 74, = 11 = oben = Nürnberger für Nürnbergers.
= 102, = 8 = = = jenen höherem für jenem höheren.
2. Band, = 41, = 8 = = = umfassenderen für umfassenderem.
= 54, = 1 = unten = seinen für seiner.
= 55, = 9 = = = der für den.
= 58, = 10 = oben = Vaters für Vater.
= 120, = 8 = = = naturwissenschaftlichem für naturwissenschaftlichen.
= 121, = 3 = = = (Karl V.) für (Karls V.).
= 123, = 14 = = = günstigem für günstigen.
= 164, = 10 = = = keine für kein.
= 173, = 4 = = = treiben für treibe.
= 202, Überschrift, steht Glaube für Glauben.

darbieten. So wird das Wort ὅς, suus bei Homer und Hesiod auch in Bezug auf die erste und zweite Person verwandt: Od. ι 28: *οὔτοι ἔγωγε ἧς γαίης δύναμαι γλυκερώτερον ἄλλο ἰδέσθαι*, ν 320: *ἀλλ' αἰεὶ φρεσὶν ᾗσιν ἔχων δεδαϊγμένον ἦτορ ἠλώμην*, α 402: *κτήματα δ' αὐτὸς ἔχοις καὶ δώμασιν οἷσιν ἀνάσσοις* (wo allerdings Becker *σοῖσιν* liest, wie denn überhaupt die Textkritik beflissen ist, derartige ungewöhnliche Formen möglichst zu beseitigen). Hesiod *ἔργα καὶ ἡμέραι* 381: *σοὶ δ' εἰ πλούτου θυμὸς ἐέλδεται ἐν φρεσὶν ᾗσιν* (gleichfalls mit der Variante *σῇσιν*).

Für den deutschen Ursprung der Erscheinung spricht vor allem der Umstand, daß wir sie nicht bloß in den von Slaven besiedelten Gebieten östlich von der Elbe und Saale finden[1]), sondern auch in den westlichen Landschaften unseres Vaterlandes. Für Ruhla in Thüringen bezeugt sie K. Regel, Die Ruhlaer Mundart, Weimar 1868, S. 97, für das fränkische, hennebergische und oberhessische Gebiet J. A. Schmeller, Die Mundarten Bayerns, München 1821, 739, und Vilmar im Idiotikon von Kurhessen, Marburg 1868, S. 383, für Salzungen Hertel, Die Salzunger Mundart, Meiningen 1888, S. 130, für Basel Binz, Zur Syntax der Baselstädtischen Mundart, Stuttgart 1888, S. 51. Es sind dies sämtlich Zeugnisse für das Auftreten der behandelten syntaktischen Eigentümlichkeit auf ober- und mitteldeutschem Boden; ob sie auch in niederdeutschen Mundarten anzutreffen ist, vermag ich nicht zu sagen.[2])

Der älteste mir bekannte Beleg für diesen Gebrauch des reflexiven „sich" findet sich in einem schlesischen Osterspiele des 14. Jahrhunderts bei Hoffmann, Fundgruben II, 304, 22: „Wir woln sich warn". Zahlreich sind die Beispiele im Simplicissimus von Grimmelshausen. Zu den von H. Wunderlich, Der deutsche Satzbau, Stuttgart 1892, S. 187 angeführten Stellen füge ich noch folgende zwei, die ich nach der Ausgabe des Stuttgarter Litterarischen Vereins von Adalbert Keller, Stuttgart 1854, citiere: „Nachdem wir sich auf die Erde gesetzt hatten" (I, S. 282) und „Daß wir noch ein Stück Weges hinter sich legen konnten" (I, S. 358).

Bei weitem in den meisten Fällen wird „sich" auf die erste Person der Mehrzahl bezogen. Daß es aber auch bei der ersten Person des Singulars vorkommt, bezeugt eine Stelle aus dem Tagebuche des Kur-

---

1) Belege für Schlesien bei K. Weinhold, Deutsche Dialektforschung, Wien 1853, S. 137, für Leipzig bei K. Albrecht, Die Leipziger Mundart, Leipzig 1881, § 192, für das Erzgebirge bei Göpfert, Die Mundart des sächsischen Erzgebirges, S. 75, für Altenburg in meiner Syntax der Altenburger Mundart, Leipzig 1900, S. 60, wo auch die einschlägigen Stellen aus Grimms Grammatik und Kehreins Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrh. angegeben sind.

2) Bei Gerber, die Sprache als Kunst I, 551 heißt es: Am Rhein wird gesagt: mer bedanke sich = wir bedanken uns unter Hinweis auf Schömann, Redeteile bei den Alten, S. 109. Doch ist die Örtlichkeit nicht genauer angegeben.

fürsten Friedrich IV. von der Pfalz, die Sütterlin in der Festschrift zur Einweihung des neuen Gebäudes für das Großherzogliche Gymnasium in Heidelberg (Heidelberg 1894) S. 52 Anm. anführt: „Hab ich lernen hinter sich mit der büxten schisen". Und dieses „hinter sich" ist in der Heidelberger Mundart jetzt so sehr erstarrt, daß es bei Subjekten aller Personen stehen kann, weshalb man auch sagt: „Geh hinnerschichs (= hinter sich) runner!" im Sinne von „Geh hinterrücks herunter!"

Eisenberg, S.-A. **O. Weise.**

2.

„Nachdem" für „da", „weil".

Ein eigentümlicher Gebrauch von „nachdem" ist mir aufgefallen; die Sache wäre kaum erwähnenswert, da sie in einem Witzblatt steht und leicht durch den Charakter und die Heimat der Zeitschrift zu erklären wäre, wenn nicht das Wort dreimal in demselben Sinne in einer einzigen Nummer vorkäme. Es heißt in den „Meggendorfer Blättern" Bd. XXXVIII, Nr. 8 (Nr. 452) auf Seite 78: Nachdem aber sein königlicher Wahlspruch „Wissen ist des Mannes Zierde" laute, mögen sich nur Männer melden, die über hervorragende Geistesgaben verfügen. Seite 81 steht: Nachdem Mr. Fox den meisten diplomatischen Schliff hatte, wurde er beauftragt, Mr. Hurst einzuladen; desgleichen auf Seite 82 (in derselben Erzählung): Nachdem es immerhin möglich wäre, daß sich derjenige peinlich berührt fühlen könnte, der . . . machte . . . den Vorschlag . . . Eine derartige Anwendung von „nachdem" für „weil" oder „da" dürfte sich wohl selten finden und wird den deutschen Lehrer zu besonderer Aufmerksamkeit veranlassen.

Nauen. **Dr. L. Fries.**

3.

Zu dem Aufsatz von Dr. Wülfing „Sprachliche Eigentümlichkeiten bei C. F. Meyer" im letzten Hefte dieser Zeitschrift möchte ich auf eine syntaktische Eigentümlichkeit Meyers hinweisen, für welche ich mir ebenfalls in den „Novellen" Beispiele angestrichen habe. Während allgemein für die Anwendung des Konjunktivs des Präsens in der indirekten Rede auch nach vorhergehender Vergangenheitsform die Regel gilt, daß dies nur geschehen kann, wenn der Konjunktiv und der Indikativ des Präsens in der Form verschieden sind, bindet sich Meyer nicht an diese Voraussetzung. So in den „Novellen" (Leipzig, H. Haessel) Bd. I, S. 10: „Es war eine ausgemachte Sache, daß ich . . . in Kriegsdienste zu treten habe". S. 225: „Sie beide seien sich gut geworden

und haben ein Wohlgefallen aneinander gefunden. So haben sie oft und gern zusammengesessen.“ Bd. II, S. 195: „Wohl fänden sich in Briefform gefaltete Papiere ... doch diese Papiere seien unbeschrieben und entbehren jedes Inhalts“. S. 199 sogar: „Er sah mich verwundert an, als ob ich irre rede und Fabeln erzähle.“

Pirna. Prof. **Dr. Muth.**

4.

Zum Aufsatz über G. Hauptmanns Märchendrama, S. 242 flg.

Das Lied Rautendeleins: „Es saß ein Käfer auf'm Bäumel, sum, sum!“ ist nicht auf das S. 258, Z. 7 v. o. in seiner ursprünglichen Fassung gegebene Volkslied, das naturgemäßer den fliegenden Käfer summen läßt, zurückzuführen, sondern auf die entsprechendere Version desselben in Heines Reisebildern (O. Hendel I, S. 10): „Ein Käfer auf dem Zaune saß, summ, summ“, wie denn Anklänge an Wendungen dieses Buchs in Hauptmanns Drama auch sonst begegnen. So erinnert der „Sonnenglockenklang“, V, V. 403, an die „erklingenden Sonnenstrahlen“ ebend. I, S. 27, und die Urmutter Sonne, die ihre Kinder durch ihrer Brüste Milch emporgesäugt, III, V. 305, an die Sonne, die das alte Kind, die Erde, mit ihrer Strahlenmilch tränkt, ebend. II, S. 14. —

Wenn S. 256, Z. 1 v. o. von Heinrich gesagt wird, daß er „im Bunde mit übermenschlichen Mächten“ gewirkt habe, so ist diese Bezeichnung unzutreffend für Wesen, denen Erlösung von dem auf ihnen lastenden Banne verheißen wird (III, V. 105 flg., II, V. 493 flg.), wenn sie einem Übermenschen, dem für die Begründung eines Naturkultus schaffenden und bildenden Meister, zu dienen bereit seien. Es mußte heißen: „im Bunde mit Natur- und Elementargeistern“.

Wernigerode. **H. Henkel.**

5.

Eine Erklärung zu Uhlands „Schäfers Sonntagslied“.

Wie schwierig es ist, solche stimmungsvollen Gedichte wie „Schäfers Sonntagslied“ in der Schule zu behandeln, darauf ist schon oft hingewiesen worden. Meiner Meinung nach würde es genügen, statt langer Erklärungen folgende wundervolle Stelle aus Rosegger (Schriften des Waldschulmeisters, Hartlebens Verlag, 13. Auflage, 1893, S. 233) den Schülern vorzulesen: „Wie ich an diesem Morgen das Glöcklein gehört, da hab' ich es nicht lassen mögen, habe laut gerufen: „Leute, jetzt sind wir nimmer allein! Alle Gemeinden draußen läuten

zu dieser Stunde; wir haben mit ihnen den gleichen Morgengruß, den gleichen Gedanken. Wir sind nicht mehr stumm, wir haben unsere gemeinsame Zunge auf dem Turm, die in Freude und in Trübsal spricht, was wir empfinden, aber nicht vermögen zu sagen. Und der ewige Gottesgedanke, der überall weht und webt, aber nirgends faßbar und in keinem Bilde und durch kein Wort voll und ganz ausgedrückt werden kann, im klingenden Reife der Glocke allein nimmt er Gestalt an für unsere Stimme und wird faßbar unserem Herzen. Und so bringst du uns, du süßer Glockenklang, trostreiche Botschaft von außen und von innen und von oben."

Über die Stelle:

„Als knieten viele ungesehn
Und beteten mit mir"

braucht man dann kein Wort zu verlieren.

Berlin. **Reinhold Kern.**

6.

Das ABC-Buch des späteren Kurfürsten Johann Georg I. zu Sachsen: 1589.

In dieser Zeitschrift habe ich gerade der Sachsen-Albertinischen Prinzenerziehung vor etwa dreihundert Jahren, insbesondere des „schwarzen Registers", schon gedacht.[1]) Hier biete ich eine Nachricht über das ebenfalls in der königlich-öffentlichen Bibliothek zu Dresden (Lingua Germ. rec. 361) aufbewahrte ABC-Buch des damaligen Herzogs Johann Georg (geb. 1585) dar. Dasselbe ist nur einen Bogen (in XVI°) stark und hat einen Einband, der an den Einfluß Jakob Krauses[2]) erinnert. Ein Titel, selbst eine Überschrift fehlt dem Heftchen, die letzte Seite nennt jedoch — unter einem Hahnbilde — wenigstens „Gimel Bergen"[3]) in Dresden als Drucker desselben und als Entstehungsjahr „M.D.LXXXIX". — Welche Verdienste Valentin Ickelsamer, Luthers Zeitgenosse, um den Lese- und Schreibunterricht in unserer Sprache hat, braucht hier nicht erst wiederholt zu werden, selbst jede genügende Volksschulpädagogik betont dieselben. Und doch herrscht in meiner weit jüngeren Vorlage (SS. 1—5)[4]) noch die

1) Man vergl. X, 70 flg.

2) Man vergl. über ihn „Neues Archiv für sächsische Geschichte und Altertumskunde" XIX, 171 flg., 350.

3) So, nicht „Berger", wie er im „Archiv für die sächsische Geschichte" (XI, 215) heißt!

4) SS. 6—15 bieten — in lateinischer Sprache — Glaubenslehren u.s.w. der lutherischen Kirche.

Buchstabiermethode! Ich, der Laie, will aber auf das Werkchen nur einmal aufmerksam gemacht haben und bemerke dazu noch, daß der Bogen vielleicht für den genannten prinzlichen Schüler gedruckt[1]) worden ist: Das starke Papier und die, wenn auch lange nach, doch vor 1611[2]) auf dem vorderen Innendeckel[3]) befindliche Handschrift desselben („Johanß Jörge hertzog zu Sachsen") machen diese Vermutung wenigstens wahrscheinlich.

Blasewitz. **Theodor Distel.**

7.

Wie ist das Wort „Backfisch" zu erklären?

Zu den in Heft 3, 14, S. 213 flg. von mir wiedergegebenen Erklärungsversuchen bin ich nunmehr in der Lage einen selbständigen Beitrag zu liefern, den ich den Lesern dieser Zeitschrift zur Kritik unterbreite. Ich vermute in dem ersten Teile des Wortes „Backfisch" das keltisch-walisische Wort bach = klein, jung (bachgen = Knabe), das sich in zahlreichen englischen wie französischen Wortbildungen, wie bachelor, bachelier und ähnlichen, wiederfindet, denen allen der Begriff des Jugendlichen gemeinsam ist (vergl. Encyclopaedia Britannica und die französischen Wörterbücher). So bezeichnet bachelor 1. einen jungen Mann, 2. einen Knappen, 3. einen jungen Geistlichen niedrigen Grades. Offenbar ist auch das bekannte „baccalaureus" damit verwandt, das weder von „bacca laurea" noch von „baculus" abzuleiten ist. „Backfische" sind demnach nichts anderes als junge Fische, und die Übertragung dieses Begriffes auf junge Mädchen liegt nahe genug, um irgendwie auffällig zu erscheinen.

Remscheid. **R. Eickhoff.**

8.

Zu Schillers Siegesfest.

Wer ist der Sprecher in der achten Strophe:

„Ja der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde Dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen u. s. w."?

Der unbefangene Leser wird, da nicht wie sonst immer ein neuer Sprecher eingeführt wird, die achte Strophe noch dem Lokrer Aiax in

---

1) Der Verfasser desselben dürfte nach der Anm. 1 angezogenen Stelle zu erraten sein.

2) In diesem Jahre trat J. G. I. die Kur an.

3) Die Schale ist jetzt freilich nur lose angeheftet und könnte daher auch von einem anderen Buche stammen.

den Mund legen und an der Anrede Bruder, Z. 3, keinen Anstoß nehmen, sondern sie in dem allgemeineren Sinn von „naher Verwandter“ oder „Kampfesbruder“ auffassen, da er fast durchweg in der Ilias im Vereine mit dem Telamonier Aiax kämpfend sich hervorthut. Das ist offenbar die natürlichste Erklärung, und ich und andere mit mir haben die Sache nie anders angesehen. Da stieß ich in Frick und Polack, Aus deutschen Lesebüchern (IV 878), einem sonst vortrefflichen Buche, auf den Satz: Der nicht näher bezeichnete Sprecher in der achten Strophe ist Teukros, der Bruder des Aiax Telamonios (so! halb lateinisch, halb griechisch). Heureka! nun kommt Licht in die Sache, pflegte mein alter Lehrer zu sagen. Ich weiß aber nicht, ob wir mit dieser Entdeckung etwas gewonnen haben. Ich habe leider keine anderen Kommentare zur Hand, um nachsehen zu können, ob sie von anderen angenommen ist. Aber wenn diese Erklärung auch von allen geteilt würde, so könnte ich mich nicht überzeugen, daß Schiller an Teucer (so würde er doch wohl geschrieben haben) gedacht habe, der in der Ilias eine sehr untergeordnete Rolle spielt und es daher unter allen Griechenhelden am wenigsten vertragen konnte, den Lesern bloß durch die Anrede Bruder kenntlich gemacht zu werden, während alle anderen, berühmteren vollkommen deutlich mit Namen eingeführt werden. Beweisen läßt sich ja nicht, daß Schiller **nicht** an Teucer dachte, aber ebensowenig das Gegenteil, dazu reicht der Ausdruck „Bruder“ nicht aus. Sonst müßte man z. B. in Wallenstein die Gräfin Terzky für dessen Schwester halten, da sie ihn öfters (Picc. 790, W. Tod 2983) Bruder nennt, während sie doch im Personenverzeichnis als der Herzogin Schwester angeführt wird. Wir bleiben also auf unser natürliches Gefühl angewiesen, und dieses sagt uns, daß der Lokrer Aiax noch redet. Es wird auch thatsächlich nicht ein neuer Gedanke eingeführt, sondern der doppelte der vorigen Strophe, daß das Glück seine Gaben blind verstreue und daß der Krieg die Besten verschlinge, weiter gesponnen: Du hättest den schönen Preis, die Waffen Achills, eher verdient, aber dem schlauen Odysseus fielen sie zu. Der einzige Trost bei seinem Unglück ist, daß kein Andrer Aiax zu überwinden vermochte, sondern sein eigener Zorn ihn verderbt hat.

Auch die Erklärung der fünften Strophe ist nicht zutreffend. Man wird nicht unmittelbar sagen können, Odysseus warne Agamemnon vor dem Unglück oder Tod, der seiner bei der Heimkehr von der Hand der untreuen Gattin und deren Buhlen Ägisthos harre, sondern nur, Odysseus warne Agamemnon vor zu großer Freude über die Heimkehr, da zu Hause durch den Wankelmut des Weibes und durch falsche Freunde der Mord bereitet sein **könne**, und der **Dichter** denke dabei an den Mordanschlag der Klytämnestra. Ebenso erinnert **nicht Odysseus** an die

Treue der eigenen Gattin Penelope, das kann er doch nicht in einem Atem mit der Behauptung, das Weib sei falscher Art — sondern indem der Dichter ihn den glücklich preisen läßt, dem die Gattin trotz der Falschheit des weiblichen Charakters treu geblieben, erweckt der Dichter im Leser die Erinnerung, daß dem Sprecher dieses Glück beschieden sei. Damit fällt auch das eigentümliche Bedenken des Erklärers, daß dieser Satz: das Weib ist falscher Art „in dieser Allgemeinheit wohl falsch sei". In diesem Zusammenhang hat er vielmehr seine volle Berechtigung. Gewißheit darüber, daß ihm sein Weib treu geblieben, kann auch Odysseus bei seiner Ansicht vom Wesen des Weibes nicht haben. Es ist also in dieser Strophe, wenn wir der künstlerischen Feinheit des Dichters gerecht werden wollen, sorgfältig zu unterscheiden zwischen dem, was dieser den Odysseus warnend und ahnend sprechen läßt, und dem, was er selbst und der Leser dabei unwillkürlich denken, und das ist in jener Erklärung gerade zusammengeworfen.

Calw. **P. Weizsäcker.**

9.

Das Motto zu Schillers „Glocke"

lautet Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango. Funcke macht die ansprechende Bemerkung, daß ganz wie im „Lied von der Glocke" auch im „Tell" die Glocke nach der Inschrift zur Verwendung komme.[1]) Im Eingang der Rütli-Scene (II 2) ertönt die Glocke und ladet wohl zum Frühgebete. (?)

> Das Mettenglöcklein in der Waldkapelle
> Klingt hell herüber aus dem Schwyzerland.

Das wäre Vivos voco. — Als der Freiherr von Attinghausen das Zeitliche gesegnet hat (IV 2), wird die Burgglocke geläutet, um der Gemeinde seinen Tod kundzuthun — eine schöne Sitte, die noch in manchen Gegenden beibehalten ist: Mortuos plango. — Bei dem Sturme auf dem Urner See (IV 1) heißt es:

> Hört ihr, sie läuten droben auf dem Berg.
> Gewiß hat man ein Schiff in Not gesehn
> Und zieht die Glocke, daß gebetet werde.

Hierin könnte man eine Umdeutung des fulgura frango erblicken. Die Reihenfolge der Vorgänge hat Funcke natürlich nicht betonen wollen. In der „Glocke" mußte das Motto, wenn die Reihenfolge der geschilderten

---

1) In seiner erklärenden Schulausg. des Wilhelm Tell. Pdb., Schöningh, 3. Aufl. 1886, S. 91 Anm. 4.

Vorgänge maßgebend sein sollte, lauten: Vivos voco, fulgura frango, mortuos plango.

Bekanntlich[1]) ist das von Schiller vorgezogene Motto der Krünitzschen Encyklopädie entlehnt und die Inschrift einer Glocke in Schaffhausen.[2]) Krünitz führt an der betreffenden Stelle auch noch andere Glockeninschriften an, lateinische und deutsche (die man bei Düntzer a. a. O. findet). Auffällig ist mir immer gewesen, daß in der von Krünitz gebotenen, von Schiller gewählten Form die Regel des leoninischen Hexameters verletzt ist. Es mußte eigentlich heißen:

Mortuos plango, vivos voco, fulgura frango,

oder mit Beseitigung der strenge Gesetze verletzenden Kürze im ersten Versfuß:

Defunctos plango, vivos voco, fulgura frango.

Dazu stimmen auch anderer Glocken Inschriften.[3]) Es sei hier einer ganz ähnlichen aus „Stadt und Herrlichkeit" Lüdinghausen in Westfalen gedacht[4]):

Sanctus Ludgerus dū trahor, audite, voco vos ad gaudia vitae, defunctos plango, vivos voco. Sts Alexander vocor.

Läßt man die Namen beiseite, so ergeben sich mit Ergänzung einer Stelle, welche vielleicht des Raumes wegen nicht eingegossen war, zwei tadellose leoninische Hexameter:

Dum trahor, audite; voco vos ad gaudia vitae.
Defunctos plango, vivos voco, [fulgura frango.]

Diese Ausführung beweist unzweifelhaft, daß die Inschrift, welche die Schaffhauser Glocke ziert, ursprünglich die Form und den Wortlaut der letztangegebenen Zeile haben sollte. Wem die Verderbnis zufällt, mag dahingestellt bleiben. Natürlich liegt uns nichts ferner als der Wunsch, die Reihenfolge in dem jetzt über der „Glocke" stehenden Motto geändert

1) Vergl. Düntzer, Erl. zu Schillers Gedd.

2) „Eine große Glocke, auf dem Münster der Stadt Schaffhausen in der Schweiz befindlich, welche 1486 gegossen worden, hat 29 Schuh im Umfange, woraus die Schwere zu mutmaßen ist. Die Umschrift ist: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango." Nach Düntzer.

3) In der Dreiteilung des Zweckes stimmen z. B. die folgenden (häufigen) Formeln mit der unsrigen überein:
Signum dono choro, fleo funera, festa decoro, oder: Consolor viva, fleo mortua, pello nociva (Glocke in der Rostocker Marienkirche: Zeitschr. f. christl. Kunst VII, 1894, S. 83). Vergl. auch die ähnliche aus Krünitz bei Düntzer a. a. O. S. 61 angeführte Stelle:

Laudo deum verum, plebem voco, congrego clerum,
Defunctos ploro, nimbum fugo, festaque honoro.

4) Mitgeteilt in den „Bau- und Kunstdenkm. von Westf., Kreis Lüdinghausen", Münster 1893, S. 59. — Das Jahr ist nicht angegeben, doch ist die Glocke alt (vor 1500).

zu sehen. Vielleicht geht ja die Verkennung der metrisch richtigen Form des Hexameters schon auf den Auftraggeber des braven Glockengießermeisters zurück.

Es wäre aber interessant, zu erfahren, ob Krünitz die Inschrift der Schaffhauser Glocke auch richtig mitgeteilt hat, bez. wie die dortige Inschrift wirklich lautet.[1])

M.-Gladbach. **Dr. Eduard Arens.**

10.

Schiller als Jurist.

Unter dieser Überschrift findet man in den „Kleinen Schriften politischen Inhalts von Lothar Bucher" (Stuttgart, Verlag von Carl Krabbe, 1893) die Festrede, welche dieser 1861 beim Schillerfeste in Leipzig gehalten hat. Sie wird manchem unbekannt sein.

Schon aus den Eingangsworten geht klar hervor, wie hoch Bucher Schillers Werke schätzt; denn dort heißt es: „Ich weiß es von mir und manchem Freunde, und was bei uns, wird auch bei anderen zutreffen, wie oft wir aus dem Geschwirre fremder Zungen und dem Gedränge des Marktes uns an diesen reinen Quell der Muttersprache geflüchtet und in seinem ewig klaren Spiegel Bilder des Landes gesucht, dessen Kind Schiller, Bilder der über Zeit und Raum erhabenen Gestalten, deren Priester und Prophet er war, — wie oft ein Trunk aus diesem Born ein aufsteigendes Gefühl von Bitterkeit und Kleinmut beruhigt hat!"

Ferner sagt Bucher in seiner Rede: „Schiller ist hier, an dieser Stelle, gefeiert worden als Dichter, — als Prophet, — als Erzieher des Volkes, — als Arzt, — als Philosoph. — Lange vorher, ehe die gesammelten Festreden mir bekannt geworden, ja lange vorher, ehe sie gehalten waren, hatte ich es mit entschuldbarem Kastenstolze geliebt, Schiller als Juristen zu betrachten. Das will ich auch heute thun. Denn je schärfer ich die betreffende Seite an ihm ins Auge gefaßt, desto gewisser bin ich geworden, daß eine solche Betrachtung drei Zwecke fördern kann, erstens das Verständnis von des Dichters Werken wesent-

---

1) Nach Zeitungsnachrichten soll die Glocke nicht mehr ihre Dienste thun. „Sie wurde 1486 in Basel gegossen als Totenglocke (!). Schon im vorigen Jahrhundert sprang ein Stück von ihr ab, und Anfang dieses Jahres (1898) bildete sich ein neuer gefährlicher Riß. Sie wurde früher schon sehr geschont, während des Winters warm verpackt und im Sommer nur Sonntags geläutet. Jetzt wird sie mit den übrigen vier Münsterglocken eingeschmolzen, da das Münster ein ganz neues Geläute erhalten soll. Der Vorschlag, die Glocke als Schaustück dem Historischen Museum zu überlassen, drang nicht durch." Irre ich nicht, so ist die ehrwürd'ge Glocke doch noch nachträglich gerettet und einem Museum überwiesen worden.

lich zu ergänzen, zweitens den größten Teil des Ruhmes, einen bestimmenden Einfluß auf seine Entwickelung geübt zu haben, von einem ausländischen Zeitgenossen, Rousseau, auf einen deutschen Vorgänger zu übertragen, endlich die Rechtswissenschaft auf der Höhe zu halten, von der ein handwerksmäßiger Betrieb und geflissentliche Korruption sie unaufhörlich herabzieht, und zu der sie unaufhörlich wieder erhoben werden muß, wenn unser Streben nach Freiheit nicht ein Wühlen im Sande und nicht ein Jagen nach Luftgestalten sein soll."

Später weist er den Einfluß Samuel Pufendorfs auf Schiller nach, wobei er ausruft: „Und nun frage ich, wem ist Schiller mehr verwandt, dem Verfasser des „Contrat social", der seinen Émile mit dem Satze beginnt: „Tout est bon par la nature, tout dégénère entre les mains des hommes", der den Naturzustand zu einem verlorenen Paradiese ausmalt? oder dem deutschen Rechtslehrer, der einen Naturzustand konstruiert, nur um zu zeigen, wieviel der Mensch dadurch gewonnen, daß er den Zustand verlassen? Wessen Naturzustand, Rousseaus oder Pufendorfs, ist in dem Eleusischen Feste geschildert?"

Über das Drama „Wilhelm Tell" äußert sich Bucher folgendermaßen: „Den überzeugendsten Beweis aber, daß er den Umfang des positiven Rechts in seiner ganzen Breite und Tiefe erfaßt hatte und seinen Inhalt wie ein Fachmann sich zu eigen zu machen wußte, liefert sein letztes dramatisches Werk, der „Wilhelm Tell", in dem er seines Lebens Arbeit an dem Rätsel der Freiheit, den Widerspruch der Lehren, die ihn nacheinander beschäftigt, den Mißklang der gewaltigen Ereignisse in Frankreich, die ihn nacheinander gepackt, wie eine verschlungene, lange gehaltene Modulation in einem Schlußaccorde zur Ruhe führt. Naturforscher, Geographen, Maler, Reisende haben die Wahrheit der Naturschilderungen gerühmt und den Fleiß bewundert, durch den sie erreicht sein muß. Einen noch größeren, hartnäckigeren Fleiß muß der Dichter auf die Rechtsgeschichte verwandt haben. Ich habe das Drama, auch in den reiferen Jahren, oft gelesen, und nie, ohne einen neuen Zug von Wahrheit, einen neuen Beweis eindringenden Studiums, zuweilen in einem einzelnen Ausdrucke, zu entdecken. Und nicht nur wahr sind diese Züge, — das leistet der Jurist auch; nicht nur mit künstlerischem Griffe gewählt und geordnet sind sie — das ist von jedem dramatischen Dichter zu verlangen; sondern die wählende Hand ist auch von der höchsten, der seltensten Phantasie geleitet, nicht der, die erschafft, was nicht wirklich ist, sondern der, welche die Wirklichkeit, die stückweise und nach und nach an unsere Sinne tritt, in ihrem Ineinandergreifen als ein Ganzes, als ein Leben erfaßt."

Lüneburg. **H. Kohrs.**

11.

Ein deutsches Kirchenlied aus Böhmen.

Unter einer Reihe von lateinischen Gelegenheitsgedichten aus dem zweiten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts, die zum größten Teile in Prag bei festlichen und feierlichen Anlässen verfaßt worden sind, fand ich in der Pirnaer Kirchenbibliothek auch ein deutsches Gedicht, das nach Art protestantischer Kirchenlieder 1617 in Wittingau in Südböhmen bei dem Begräbnisse eines zweijährigen Knaben gesungen wurde. Nach Pirna ist es zweifellos zur Zeit der Gegenreformation in Österreich durch böhmische Exulanten gebracht worden.

Da das Gedicht ein nicht unwichtiges Denkmal der damals noch in Böhmen weitverbreiteten evangelischen Lehre ist und zugleich auch als sicheres Zeugnis dienen kann für die Beliebtheit des deutschen Kirchengesanges vor der katholischen Reaktion, so ist es wohl des Wiederabdruckes wert. Gedichtet ist es von dem Konrektor und Professor am Rosenbergischen Gymnasium zu Soběslav, Melchior Agricola, zu Ehren seiner Patronatsherrschaft, des Freiherrn Peter von Schwanberg und dessen Gemahlin Anna Maximiliana, einer geborenen Freiin von Oppersdorf, denen der Tod am 4. Juni 1617 ihr Söhnchen Hans entrissen hatte. Die Schwanberge[1]) besaßen damals, da sie kurze Zeit vorher zu ihren eigenen Stammgütern auch noch die gewaltigen Herrschaften derer „von Rosenberg" ererbt hatten, einen wahrhaft fürstlichen Grundbesitz.

Das „Klag vnd Trost Lied", das „im thon" der evangelischen Kirchenlieder „Hertzlich thut mich verlangen nach einem seeligen end"[2]) oder „Zu dir von hertzen grunde rc." zu singen war, lautet folgendermaßen:

1. O Gott laß wol gelingen[3]),
Was ich mich vnterwind,
Auß hertzen grund zu singen
Vom Leid, das ich empfind:
Der Todt hat weg gerissen
Mein Kindt von meinem Hertz,
Das ichs nicht mehr kan küssen,
Das ist schmertz vber schmertz!

2. Gott, dir ist nichts verborgen;
Was du wilt, das geschicht;
Ob ich gleich steck in sorgen,
Ohn trost lest du mich nicht.
Du hast ja macht zu nehmen,
Was du gegeben hast,
Drob wil ich mich nicht grämen[4]),
Waß deine Hand auffast.

---

1) Ich habe absichtlich die in der alten Druckschrift gebrauchte Namensform beibehalten. Die Form Schwamberg, die verschiedene Geschichtsbücher bieten, ist die verstümmelte Namensform, wie Wallenstein aus Waldstein. Der Schwan im Wappen der Schwanberge bürgt für die richtige Form dieses deutschen Namens.

2) Im evangelisch-lutherischen Landesgesangbuch des Königreichs Sachsen noch heute unter Nr. 631.

3) Agricola dichtete es „auß dem sprüchlein des 118. Psalmes V. 25: O Herr laß wolgelingen".

4) In der alten Druckschrift steht „gräwen".

3. Laß mich auch sein befohlen
In deine gnad vnd Trost,
Biß[1]) du mich wirst abholen
Durch deiner Engel post:
Mich soll kein saumsal hemmen,
Bin fertig in dem fahl;
Doch wiel ich mich bequämen
Nach deinem Wohlgefall.

4. Wol o wol thut geschehen,
Die durch des Todes thür,
Ins ewig Leben gehen,
Da freud ist für vnd für.
Alhier auff dieser Erden
Ist nur trübsal vnd noth,
Vnd wil noch ärger werden,
Wo du nicht hilfst, o Gott.

5. Gelingen wirdts den fromen,
So dein Wort halten fest,
Daß sie gar nicht vmbkommen,
Ob man sie gleich sehr quäst:
Dein Wort wirdt ewig bleiben,
Wie du Gott ewig bist,
Niemandt wirdt es vertreiben,
Mit zwangsal oder list.

6. Mein Seel hieran gedencket,
Darauff sie ist getaufft,
Ihr Heil ist vnverschrencket,
Durch Christi Blut erkaufft.
Es heist, hindurch gedrungen,
Wenn vnfal vnß fürbeugt;
Vnd nicht hinein gesprungen
Ins Ewig Himmelreich.

7. Ach Gott laß wol gelingen,
Vmb Christi will ich bitt,
Den Sieg laß mich erringen
Im letzten kampff vnd stritt.
Darnach wolst du mir geben
Die frölich ewigkeit
Dort oben vnd darneben
Die ewig Fröligkeit.

Pirna. **Schmertosch von Riesenthal.**

Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Bearbeitung des Döbelner Lesebuches für Mittel- und Norddeutschland in engem Anschluß an die preußischen Lehrpläne von Direktor M. Evers und Professor H. Walz am Gymnasium zu Barmen. 1—3. Teil (Sexta, Quinta, Quarta). Leipzig-Berlin, B. G. Teubner, 1899/1900.

Das vorliegende Lesebuch für höhere Lehranstalten, das zunächst in drei Bänden für die Klassen Sexta, Quinta, Quarta erschienen, ist aus einer Umarbeitung des „Döbelner Lesebuches" für das Königreich Sachsen und die thüringischen Staaten hervorgegangen; es soll in dieser Gestalt ein Lesebuch werden, das auf der Grundlage der Neuen preußischen Lehrpläne beruht.

Die Gesichtspunkte, nach welchen diese Umarbeitung erfolgte, sind natürlich in der Hauptsache dieselben, welche für das Originallesebuch

---

1) Im Texte „Bist".

maßgebend waren; sie lassen sich auch aus dem Teile für Quarta, der in diesem Jahre herauskam (die ersten Teile für VI und V sind von 1899), unschwer erkennen. Prosa und Poesie sind in allen drei Teilen scharf getrennt. Der prosaische Teil zerfällt in Fabeln, Märchen, Erzählungen, in dem Teile für die beiden untersten Klassen folgen dann „deutsche Sagen und Schwänke“, in dem Teile für IV nur „deutsche Sagen“; dann folgt Geschichte, in dem Lesebuch für Sexta nur als „Erzählungen aus der vaterländischen Geschichte“ vertreten, in dem Teile für Quinta in der Form: „Aus Sage und Geschichte des klassischen Altertums“, in dem Quartanerlesebuche als „Geschichte“, hier geteilt in „Griechenland“ und „Rom“, dort in „Griechenland“, „Rom“, „Aus der deutschen Geschichte“. Dann folgen zwei Abschnitte „Naturgeschichtliches“ und „Aus der Länder- und Völkerkunde“. Die Poesie zeigt in IV als Unterabteilungen „Epische Dichtung“ (aus der Sage und aus der Geschichte) und dann „Lyrische Dichtung“. Als Abschluß hat jeder Teil „Lehrdichtung“: Sprichwörter, Sprüche und Rätsel, die letzteren mit Auflösungen.

Mit Recht haben die Verfasser darauf gehalten, daß für diese Stufen die Lesestücke nicht lang, sondern entsprechend kurz sind; es ist dies gewiß zu billigen, denn hier handelt es sich in erster Linie darum, daß das Gelesene nach Gliederung und Inhalt leicht dem Gedächtnis sich einprägt und als Grundlage für Nacherzählungen in der Klasse dient. Ferner mußte dann darauf gesehen werden, daß die dargebotenen Lesestücke stets ein abgerundetes Ganzes bildeten; auch das ist erreicht. Aber nicht nur jedes einzelne Lesestück, sondern eine Reihe mehrerer bilden ein zusammenhängendes Ganzes; vorzüglich ist dies bei den geschichtlichen Stücken gelungen, und es ist hübsch, wenn z. B. im Lesebuche für Quarta die „Femgerichte“ und „Johann Gutenberg“ die Zahl dieser geschichtlichen Stücke beginnen, bald dann „Friedrich der Große und Gellert“ folgt, während zum Abschluß gegeben wird: „König Wilhelms Ankunft in Berlin am 15. Juli 1870, Die Schlacht bei Sedan, zwei kurze Geschichten aus dem letzten deutsch-französischen Kriege“. Vorher übrigens wird der Schüler an der Hand von Stücken wie: Solon als Gesetzgeber — Alexander der Große — Aus den punischen Kriegen — Cäsar — Augustus — Der Ausbruch des Vesuvs im Jahre 79 n. Chr. durch die griechisch-römische Geschichte geführt. Auch bei der Auswahl und Zusammenstellung der Gedichte hat die Chronologie die Verfasser geleitet; für Sexta werden als letzte Gedichte gegeben: Kaiser Friedrich in der Schule zu Bornstedt, Kaiser Wilhelms Tod; ähnlich lesen wir im dritten Bande eine Serie von Gedichten, an ihrer Spitze steht: Xenokrates vor dem Volksgerichte, Lied der römischen Legionen von Felix

Dahn, an ihrem Ende Gedichte wie: Bei Gravelotte, General Werder, Kaiser Wilhelm bei Krupp. Auch die rein lyrischen Gedichte weisen, wenn es irgend geht, am Schluß patriotisch erhebende Gesänge auf, wie: Grüß' Gott dich, Kaiser, Das deutsche Banner, Heil Kaiser und Reich! —

Doch hiernach könnte es scheinen, als hätten die Verfasser einseitig die Belehrung der zu unterrichtenden Jugend bei ihrem Lesebuch im Auge gehabt; das ist aber gerade nicht der Fall. Vielmehr dient ihr Buch nicht zum wenigsten auch der Anregung und Belebung der Phantasie, der Ausbildung des Naturgefühls. Die Auswahl der Lesestücke aus der Länder- und Völkerkunde ist eine besonders glückliche zu nennen; thatsächlich kann man unter der Führung der Nrn. 67 bis 76 aus dem Quartanerlesebuche eine Rundreise durch Europa machen, man fährt vom Nordkap über Petersburg, Konstantinopel nach Capri und Madrid, schließlich nach London.

Ein ganz eigentümliches Merkmal trägt aber dieses Lesebuch dadurch an sich, daß es auch den Frohsinn der Jugend erwecken will. Es war ein sehr glücklicher Gedanke der Verfasser, eine Reihe von Geschichten aufzunehmen, welche eines jeden Knaben Gemüt immer wieder erfreuen werden, so die Geschichten von den Schildbürgern, von Till Eulenspiegel, von Dr. Faust, die dem Faustbuche entnommen sind, endlich einige Erzählungen des Herrn Baron von Münchhausen. Diesem Zwecke dienen auch die zuletzt angefügten Sprüche, Rätsel und Scherzfragen. Darunter sehen wir auch unschuldige Wortwitze und harmlose Kalauer vertreten, wie der „Unterschied zwischen einer sauren Gurke und dem Satze, daß zweimal zwei vier ist" (die Gurke ist eingemacht, der Satz ist ausgemacht). An solchen Beispielen könnte man frühzeitig der Jugend die Harmlosigkeit, aber auch die Leichtigkeit und Abgeschmacktheit von dergleichen Fragen nach dem Unterschiede zweier Dinge schon in der Schule beibringen. —

Recht erfreulich ist es, daß hier neben Schillers Rätseln, Rückerts Sprüchen auch einzelne der Goethischen Zahmen Xenien aufgenommen sind; mich dünkt, gerade hier, wo der Humor zu seinem Rechte kommen soll, hätten Goethes Zahme Xenien noch mehr herangezogen werden können[1]), so vor allem diejenigen, welche ihren Stoff dem Schlaraffenlande entlehnen, so z. B.: „Das wär' mir ein schönes Rebengelände, wo man den Weinstock mit Würsten bände" und alle hierher gehörigen. Gerade dieser Umstand, daß das Lesebuch neben andern Zielen auch den Humor in

---

1) Derselben Ansicht ist auch W. Münch, wie sein Aufsatz: „Goethe in der deutschen Schule" zeigt, welcher in dem soeben erschienenen Goethe-Jahrbuch XXI. 1900 zu lesen ist, vergl. bes. S. 150.

richtiger, beschränkter Weise bei unsrer Jugend erwecken und pflegen will, wird es bewirken, daß es nicht bloß ein Schulbuch bleibt, welches man nach dem Gebrauche in den Klassen in die Ecke wirft, sondern daß es ein Haus- und Lesebuch, ein Hausfreund für das Leben bleibt.

Es ist natürlich, daß bei einer so großen Fülle von prosaischen und poetischen Lesestücken man immer solche finden wird, die man ausmerzen und, wenn es geht, durch andre ersetzen möchte. Die patriotische Lyrik der Neuzeit von 1870 an kann sich bekanntlich mit derjenigen früherer großen Epochen unserer Geschichte nicht messen, und so muß ich gestehen, daß mir das Lied des unbekannten Verfassers auf Kaiser Wilhelms Tod (Nr. 49 in dem Teil für VI) schon deswegen nicht geeignet erscheint, weil es im Kehrreim: „Ihr Kaiser, ihr Kaiser gestorben" an die großartige Heinesche Ballade erinnert, und Napoleon I. und Wilhelm I. nun doch einmal nicht zusammen passen; warum nicht das schlichte Gedicht von Wildenbruch dafür: „Ich sehe Alles, Alles, nur eines seh' ich nicht, das milde, das geliebte, das heil'ge Angesicht"? (Das Citat ist nicht wörtlich.) Während die Nrn. 79, 80, 81 im ersten Teile vom Fürsten Bismarck, Ritt des Grafen Zeppelin vorzüglich sind, ist Nr. 52 im dritten Teil (ein Schülerbesuch bei Kaiser Wilhelm I. in Ems 1877) doch zu unbedeutend; Nr. 57 im zweiten Teil: „Die beiden Verwundeten" könnte uns wirklich den Vorwurf des Chauvinismus zuziehen; einige andre Gedichte, wie z. B. Nr. 47: Die Schlacht bei Lützen, Nr. 43: Der Landgraf von Thüringen, sind poetisch unbedeutend und passen nur für Sachsen-Thüringen, nicht für das große deutsche Vaterland. Im Texte der Goethischen Xenie S. 381 (im dritten Teile) ist in der zweiten Zeile das Wort „rasch" zu streichen.

Doch an diesen kleinen Ausstellungen mögen die Verfasser erkennen, daß ich mit einiger Aufmerksamkeit ihr Buch durchgelesen habe, und ich muß hinzufügen: auch mit großer Freude und lebhafter Anteilnahme. Die Lektüre deutscher Lesebücher für die untersten Klassen bringt wahrhaftig nicht immer solches Geständnis hervor. Die Verfasser haben neben denen des Originallesebuches, des Döbelner, Vogel, Hentschel, A. Müller, Hey, R. Müller, O. Lyon, doch nicht geringe eigene Mühe aufwenden müssen, viele Stücke mußten sehr zusammengezogen und gekürzt, einige ganz neu geschaffen werden, wie Nr. 21—30 die über Solon bis zu denjenigen über Alexander den Großen, die von M. Evers herrühren. Schließlich gebührt der Verlagsbuchhandlung von B. G. Teubner die nötige Anerkennung für den geschmackvollen Deckel und Einband; es ist doch nicht das ewige Grau in Grau, Grün in Grün, das, wie von den Einbanddecken andrer Schulbücher mit dem bloßen Titel in lateinischen Lettern, langweilig uns entgegensieht, es sind gotische, große Buchstaben mit

Verzierung, auf hell-braunem Leinwandband, die uns freundlich anblicken und uns für den Inhalt einnehmen. — Also: Meeresstille und glückliche Fahrt, „Deutsches Reichslesebuch"!

Berlin. **Hans Morsch.**

Meisterwerke unserer Dichter. Neue Auswahl für Volk und Schule, mit Erläuterungen von F. Hülskamp, J. Scheuffgen und O. Hellinghaus. Preis pro Heft einzeln 20 Pf., kartonniert 30 Pf. 73 Bändchen bis 1899, wovon 1—65 in 13 Leinwandbänden à 1 M. 50 Pf. (außer 7. Bd. à 1 M. 75 Pf.); insbesondere Neuauflagen von Heft 1, 2, 7, 9 (Wilhelm Tell, Hermann und Dorothea, Minna von Barnhelm, Jungfrau von Orleans), 1897—98. Münster, Aschendorffsche Buchhandlung.

Wohl jeder Lehrer des Deutschen, dem der Betrieb der Klassikerlektüre in den Mittel- und Oberklassen zufällt, hat im Laufe der Jahre mit den Einzelausgaben, jedenfalls aber mit den Sammlungen solcher mehrfach gewechselt. Und das mit Recht. Denn den verschiedenen, neuerdings immer weiter ausgebauten Vereinigungen, bez. Reihen von Schul- und Schülerausgaben deutscher Poesie und Musterprosa, die ja oft freilich geschäftliche Buchhändlerspekulation hervorrief, räumen wir fast ausnahmelos je den oder jenen Vorzug ein. Ist nun zwar an dieser Mittelpunktsstätte deutschpädagogischer Theorie aus den meisten jener Sammlungen eine ganze Anzahl von Gliedern den Fachgenossen vorgestellt und oft mit Glossen begleitet worden, so habe ich bisher hier eine Anzeige, ja sogar eine Erwähnung derjenigen Sammlung vermißt, der man zweifellos das Doppellob der größten Reichhaltigkeit und der allübertreffenden Wohlfeilheit zubilligen muß: nämlich der aus dem Aschendorffschen Verlage zu Münster i. W. Ich weiß allerdings sehr wohl, daß sehr viele Kollegen, nicht nur solche protestantischer Konfession, von vornherein an diesem Unternehmen Anstoß nehmen, weil zwei der drei Herausgeber hohe katholische Geistliche sind, weil die Artikel der Verlagshandlung, wo es in Frage kommt, ausgesprochen katholischen Geist atmen u. s. w., kurzum weil sie wähnen, es hier mit einer im ganzen einseitig, „tendenziös" redigierten schulmäßigen Gestalt unserer litterarischen Meister- und Lieblingswerke zu thun zu haben. Hierzu muß ich nun versichern, daß ich bei keinem der etwa fünf Bändchen davon, die ich für den Unterricht zu Grunde zu legen Gelegenheit nahm, eine Parteilichkeit oder grobe Eigenmächtigkeit bemerkt habe, und auch bei den vielen anderen Nummern der Sammlung, die ich im stillen Kämmerlein zu Lehre und Genuß durchmusterte, bin ich auf keinerlei Unschicklichkeiten,

auf keine harte Verletzung der unseren Dichtern schuldigen Ehrfurcht gestoßen. Über die Berechtigung, bei anerkannten poetischen Erzeugnissen zu entscheiden, ob die „für Volk und Schule“ wünschenswerte „sittliche Reinheit“ (die den letzten Punkt des Programms der Aschendorffschen Serie bildet) schon vorhanden oder erst herzustellen ist, indem „alles sittlich Anstößige aus den aufgenommenen Werken vollständig entfernt wird“, läßt sich gewiß streiten: heute soll das Für und Wider nicht erörtert werden, übrigens liegen die dafür maßgebenden letzten Gründe viel mehr auf ethisch-ästhetischem, selbst auf dem politischen Felde, als auf dem pädagogischen.[1]) Aber eins habe ich aus mehrfacher Erfahrung erkannt: die von den Herausgebern der hier vorgeführten umfänglichen Auslese von hervorragenden deutschen Dichtungen ausgemerzten, beziehentlich zusammengezogenen Stellen entbehren wir in der gemeinsamen Lektüre mit unseren Schülern leicht, vermissen sie betreffs Handlung, Aufbau und Würdigung überhaupt nicht, im Gegenteil, wir begrüßen es als Beseitigung eines Flecks, wo unsaubere Gemüter, wie sie sich auf der oberen Unterrichtsstufe in allen deutschen Landen finden dürften, ankern möchten, wenn in „Hermann und Dorothea“ II 34 u. 35 mit leiser Änderung in e i n e n Hexameter verschmolzen oder in „Minna von Barnhelm“ I, 12. Auftritt a. E. der überderbe, pöbelhafte Vorschlag Justs, der sogar in vielen Ausgaben für erwachsene männliche Leser gemildert und auch auf der Bühne wie der völlig entsprechende Ausdruck in Schillers „Räuber“ poliert zu werden pflegt, gestrichen ist. Freilich, es hat mit den „kleinen Änderungen“ und „leichten Einkürzungen“, von denen des Konviktspräsidenten Dr. Franz Hülskamp (des Vaters, geistigen Leiters und überwiegenden Bearbeiters der Sammlung, so auch aller hier näher betrachteten) Einleitungen summarisch melden, einen Haken: Subjektivität vermag da unschwer die vom Verfasser beabsichtigte Stimmung zu verwischen — obwohl grundsätzlich auf stark abweichendem Standpunkte, begegnete ich in diesen Bändchen nirgends einem solchen Falle. Und ich denke, so wird es allen Vorurteilslosen gehen, die in der Gestaltung der hier dargebotenen Texte keine Voreingenommenheit suchen.

Als ersten der „Hauptgrundsätze“ der Sammlung nennt deren Programm sorgfältige Auswahl. Diese bekundet sich betreffs der Klassiker Lessing, Goethe, Schiller, von deren schulüblichen Schriften einige, in

1) Es erscheint nicht gleichgiltig, hier darauf hinzuweisen, daß obige Auslassung im September 1899 niedergeschrieben wurde, also lange vor der Beratung, geschweige der stürmisch erregten allseitigen „Diskutierung“ der vielumstrittenen „lex Heinze“, die ja auch die pädagogische und theatralische „Zulässigkeit“ unserer Klassiker berühren ließ.

sicher wohlerwogener, vom Standpunkte der Herausgeber verständlicher Absicht scheint mir, fehlen: z. B. Nathan der Weise, Egmont, Don Carlos; „Der Messias“ und Herders „Cid“ sind da. Dazu kommen aber außer Th. Körner, Kleists Kohlhaas, Gellert, Homer, Shakespeares Cäsar und Coriolan, Immermanns Oberhof, Nibelungenlied folgende, in anderen gleichzielenden Sammlungen wohl sämtlich fehlende Werke: Fouqués Undine, Chamissos Peter Schlemihl, Cl. Brentanos „Kasperl und Annerl“ sowie „Chronica eines fahrenden Schülers“, Kortums Jobsiade, Annette v. Droste-Hülshoffs „Judenbuche“, Lenaus und H. Heines Gedichte, E. Th. A. Hoffmanns „Meister Martin“, von Hauff Märchen, Das Bild des Kaisers, Phantasien im Bremer Ratskeller, von Eichendorff Gedichte, Taugenichts, kleine Geschichten (Das Marmorbild, Das Schloß Durande), E. Tegnérs Frithjofssage, Calderons Drama „Das Leben ein Traum“, endlich ein fünf Hefte dicker Band vorzüglicher Auswahl „Balladen deutscher Dichter von Bürger bis zur Gegenwart. Herausgegeben mit Einleitungen und Erläuterungen von Dr. O. Hellinghaus, Realgymnasial-Oberlehrer.“ Die fast durchgängige Veranstaltung neuer Auflagen auch bei den nur in dieser Sammlung vertretenen, von der durchschnittlichen Klassenlektüre etwas abgelegenen Schriften beweist die Billigung der Anlage in weiten Kreisen, zunächst in der Schule; für die sonstigen Leser hat nämlich Hellinghaus daneben noch 64 entsprechende Bändchen „Ausgewählte Volks- und Jugendschriften“ (darunter 30 Nummern Christ. v. Schmid, dann Gellert, Herders sonst schwer zugängliche köstliche „Palmblätter“), Gust. Schwab, Rob. Reinick, Wilh. Hey, L. Bechsteins Märchen, J. F. Coopers klassische Indianergeschichten mit Einleitungen und kurzen Erläuterungen geschickt besorgt. Da die sorgfältige Auswahl sich nicht bloß auf die herangezogenen Werke im ganzen, sondern auch auf deren Einzelstücke erstreckt, so können natürlich, wie nach unseren obigen Darlegungen schon nicht anders zu erwarten war, auch Kortum, Heine, Lenau jedem Schüler getrost, selbst behufs Privatlektüre, in die Hand gegeben werden. Abgesehen von den nirgends einschneidenden geringfügigen Änderungen darf das Programm der inhaltlich, wie jeder zugeben wird, überaus reichen Sammlung „korrekten Abdruck“ behaupten, den übrigens in der Regel eine kritische Notiz über die Druckvorlage näher belegt. „Gediegene Einleitungen und Erläuterungen“, letztere durchweg hinter dem Texte, in der Hauptsache Ungewöhnliches in Wort und Wendung, seltener in Realien, nur hie und da im Sinn kommentierend, um dem eigenen Nachdenken und des Lehrers Anleitung nicht vorzugreifen, sowie „gute Ausstattung bei niedrigem Preise“, diese Prädikate eignet sich das Unternehmen ganz gewiß nicht zu Unrecht an: es giebt wirklich keine annähernd so billigen

guten Ausgaben deutscher klassischer und nachklassischer Musterdichtungen. Dies allein sollte vielen Ursache zur Einführung dieser Ausgaben für den Schulgebrauch, zur Anschaffung für Volks-, Schul- und Jugendbibliotheken, endlich zur eigenen Verwendung und Empfehlung werden.

Vier Bändchen, die 1897—98 in neuen Auflagen erschienen sind und vielgelesene Dichtwerke enthalten, seien schließlich namentlich hervorgehoben: Nr. 1, Wilhelm Tell (11. Aufl.); Nr. 2, Hermann und Dorothea (9. Aufl.); Nr. 7, Minna von Barnhelm (6. Aufl.); Nr. 9, Jungfrau von Orleans (7. Aufl.). Diese Wiederabdrucke sind alle verbessert und in den knappen, übersichtlichen Noten des Anhangs mit den tüchtigen größeren kommentierten Ausgaben sorgfältig verglichen. Auch die Einleitungen, bei den beiden ersteren voraus-, bei den letzteren zweien nachgesandt, gewähren das gesamte zum allgemeinen Verständnisse und zum Eindringen in die geschichtlichen Einzelheiten nötige Material auf Grund der neuesten Forschungen und Betrachtungen genau, ungemein übersichtlich und im richtigen Maße, was Ausdehnung und Ton anlangt. Für „Wilhelm Tell" und „Hermann und Dorothea", diese vieledierten Idealnummern der deutschen Schullektüre, habe ich neuerdings die Durchnahme dieser Hülskampschen Ausgaben mit großem Nutzen zu Grunde gelegt und bin während dessen wie am Schlusse, als ich mir über das mit den Schülern erledigte Quantum Arbeit Rechenschaft ablegte, freudig erstaunt gewesen, wie preiswert für 20 beziehentlich 30 Pf. doch unsere unvergänglichen klassischen Erbgüter der lernenden Jugend zubereitet werden.

Aschaffenburg. **Ludwig Fränkel.**

Friedrich Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. Halle a. S., 1900, Buchhandlung des Waisenhauses. 2. Teil. X und 223 S. 8.

Den ersten Teil dieses verdienstvollen Werkes hat der bekannte Verfasser 1895 erscheinen lassen. Er umfaßte die älteste Zeit bis zur Einführung des Christentums. Das Unternehmen hat vielen Anklang gefunden, besonders auch durch die Art der Darstellung. Seiler giebt nicht eine lexikalische Zusammenstellung der aus fremden Sprachen übernommenen Wörter, sondern zeigt in zusammenhängender Betrachtung, wie auf den mannigfachen Gebieten menschlicher Bildung und Kultur unsere Vorfahren von den schon höher entwickelten Völkern zugleich mit der Sache das Wort übernahmen, so daß in der That die aus einer bestimmten Zeit stammende Schicht von Lehnwörtern ein Spiegel ist, aus dem uns die Entwickelung der Kultur entgegenschaut. — Es handelt sich um Lehnwörter, also um solche Fremdwörter, die sich allmählich

volles Bürgerrecht in unserer Sprache errungen haben, meist durch sehr entschiedene Lautwandelung, die ihnen den Klang eines deutschen Wortes gab. Selbstverständlich ist, daß zwischen Fremdwort und Lehnwort sich eine haarscharfe Grenze nicht ziehen läßt. Die Übergänge sind fließend, mit der Zeit wird jedes Fremdwort zum Lehnwort, wenn nicht das Eingreifen der Gelehrsamkeit den Prozeß hemmt.

In dem jetzt erschienenen zweiten Bande führt Seiler die kulturgeschichtliche Skizze weiter, von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. Während der eindringenden Beschäftigung mit seinem Gegenstande hat sich dem Verfasser immer mehr das Gefühl aufgedrängt, daß bei allen guten Diensten, welche das Streben nach Reinigung der Sprache von Fremdwörtern leistet, doch auch Gefahren damit verbunden sind. Jede solche Richtung wird durch den Kampf, den sie zu führen hat, selbst gegen ihren Willen leicht über die Grenzen weiser Mäßigung hinausgeführt und bringt dann Schaden. Unsere Sprache hat, wie Treitschke einmal sagt, ein „altes, stolzes Eroberungsrecht", und das soll man ihr nicht rauben. Gerade die Geschichte des Lehnwortes zeigt, wie diese Gewächse aus fremdem Garten Leben und Geist bereichert haben. Dazu ist heute so sehr eine Zeit des ausgebildeten internationalen Verkehrs, daß eine Sprache, die gewisse allgemein verständliche Worte ausstoßen wollte, sich dadurch von der Teilnahme an der lebendig fortschreitenden Gesamtentwickelung des Menschengeistes mehr oder weniger ausschließen würde.

Aber mag man für die Gegenwart urteilen, wie man will, in der Vergangenheit war jedenfalls die Übernahme des fremden Sprachgutes zugleich eine segensreiche Befruchtung des deutschen Volksgeistes. Der Verfasser ordnet die ungeheure Masse des zu bewältigenden Stoffes im wesentlichen nach Zeiten und giebt den einzelnen großen Abschnitten zur Überschrift den Hinweis auf das Lebensgebiet, welches gleichsam die führende Stellung einnimmt. So bespricht er im ersten Kapitel die Entlehnungen vom achten bis etwa zum zwölften Jahrhundert. Hier ist es Kirche und Geistlichkeit, die alles überragend die Führung hat; von ihr hat das deutsche Volk nicht nur Sachen und also Wörter übernommen, die geradezu mit christlicher Lehre und christlichem Gottesdienst in Beziehung stehen, sondern sie hat auch auf Schulwesen und Bildung, auf Einführung von Pflanzen und Tieren, auf Verbesserungen in der Baukunst und Musik, in Verwaltung und Verkehr den entscheidendsten Einfluß, mag dieser auch auf einigen der zuletzt genannten Gebiete etwas mehr zurücktreten. Wichtige Gesichtspunkte sind dabei, daß damals zuerst im Volke die Scheidung von Gelehrten und Ungelehrten eintrat, die wir jetzt in ihrer Schroffheit beklagen mögen, die aber einst einen großen

Fortschritt darstellte, und daß damit unter den Lehnwörtern neben den Verkehrsworten, die mündlicher Überlieferung entstammen, auch die sogenannten Buchworte auftreten.

Die Überschrift des zweiten Kapitels lautet „Rittertum und Orient", sie deutet schon die zwei großen Kulturströme an, die sich jetzt nach Deutschland hin ergießen. Es macht sich also zunächst der Einfluß der französischen ritterlichen Bildung geltend. Dabei kommt es anfangs zu einem Wust von zwecklosen Übertragungen, die dann wieder ausgestoßen werden. Eine große Masse neuer Kulturworte bleibt doch auch haften. Diese ganze französische Einwirkung ist nur zum geringeren Teil zurückzuführen auf die verhältnismäßig kurzen Berührungen deutscher und französischer Ritter in den Kreuzzügen, viel mehr auf das gewaltige Übergewicht der französischen Kultur in jener Zeit überhaupt. Der Weg, den der Strom nahm, führt über die Niederlande, die, schon damals gemischtsprachig, wie noch heute, zur Vermittelung vorzüglich geeignet waren. Von da aus ging er weiter rheinaufwärts, so daß das nördliche Mitteldeutschland und das eigentliche Norddeutschland unberührt blieben. — Das zweite Kulturgebiet, von wo aus damals unser Volk befruchtet wurde, ist der Orient mit seinem wesentlich durch die italienischen Kaufleute vermittelten Handel, der die Waren und ihre Bezeichnungen über die Alpen nach Oberdeutschland brachte. Im Orient ist der Ausgangspunkt teils Konstantinopel, teils das Volk der Araber in seiner asiatischen Heimat, aber auch in Sicilien und Spanien. Die Deutschen erhielten, wie gesagt, die Schätze des Orients nicht unmittelbar aus diesen Quellen, sondern durch das Zwischenglied der Italiener, überhaupt der romanischen Völker. Daher genügt es, um die Form eines Lehnwortes zu verstehen, nicht, daß man das orientalische Ursprungswort auffindet; es ist nötig, auch das vermittelnde romanische Wort hinzuzufügen.

Ein drittes Kapitel bespricht dann das ausgehende Mittelalter, das 14. und 15. Jahrhundert. Hier eröffnen sich keine neuen Quellen der Kultur, wohl aber fließen die alten weiter. Daher ordnet sich der Stoff von selbst so, daß die schon besprochenen drei Hauptströme nacheinander wieder Beachtung finden: zunächst wirkt das Lateinische weiter, wobei denn hier zum ersten Male die deutschen Universitäten in den Gesichtskreis treten, dann das Französische, endlich das Mittelmeergebiet. Aber hier ist eine wichtige Änderung vor sich gegangen. Zwar ist es nach wie vor besonders Italien, welches die Güter des Südens zu uns bringt, aber der Weg ist verlegt. Der Verkehr zu Lande über die Alpen, teuer und mühselig, tritt zurück hinter den Seeverkehr, die Flotten der italienischen Handelsstädte bringen Waren und Worte um die pyrenäische

Halbinsel herum nach den Niederlanden, und so wird dieses Land, schon früher der Vermittler des französischen Einflusses, jetzt auch der des südländischen. Einzelne Worte gelangen auf beiden Wegen zu uns. Die „armenische Pflaume“ kommt über die Alpen als „Amarille, Marille oder Barille“, zur See nach den Niederlanden als Aprikose; und daß der Seeweg jetzt der wichtigere ist, zeigt sich darin, daß in der deutschen Sprache die Aprikose über die Amarille den Sieg davonträgt. Über die Alpen aber wandert zu uns noch der Sklave. Denn das Wort ist nicht von den Deutschen gebildet nach den Slawen, mit denen sie zu kämpfen hatten (sie nannten diese nie Slawen, sondern stets Wenden oder Winden), sondern die Byzantiner machten aus dem Namen der Slowenen Ἐσκλαβηνοί, und von ihnen ist das Wort über Italien zu uns gekommen.

Endlich behandelt Seiler noch in einem vierten Kapitel, dabei über die Grenzen der Periode hinausgreifend, die Spuren, welche der Verkehr mit den halbcivilisierten Völkern Osteuropas in unserer Sprache zurückgelassen hat, also polnisches, russisches, magyarisches Sprachgut. Es ist nicht eben viel, denn diesen Völkern standen die Deutschen als Träger höherer Kultur gegenüber, sie hatten ihnen mehr zu geben, als von ihnen zu empfangen, während bisher im Vergleich zur römischen, italienischen, französischen und arabischen Bildung die Deutschen sich auf niedrigerer Stufe befanden. Das Eigentümlichste ist hier, daß, was wir aus den slawischen Sprachen haben, aus den noch jetzt lebenden herstammt, nicht von den alten Wenden, mit denen doch so überaus innige Berührungen stattfanden. „Viele Millionen Wenden sind unserm Volksleib einverleibt worden, und die Ortsbezeichnungen und Eigennamen legen davon beredtes Zeugnis ab, aber unsere Sprache hat von dem Altwendischen so gut wie nichts entlehnt.“

Seiler sagt im Vorwort, unserer Zeit liege die Gefahr nahe, daß ihre Gedanken sich zu ausschließlich nur auf Gegenwart und Zukunft richten, und daß dadurch der geschichtliche Sinn ernsten Schaden leide. Deshalb habe er bei Abfassung der Arbeit auch besonders an eine Benutzung in höheren Schulen gedacht, etwa auch durch Schülervorträge. In der That ist das Werk seinem ganzen Inhalte nach und auch durch den leichten Fluß der allgemeinverständlichen Darstellung sehr geeignet, für die Schule fruchtbar gemacht zu werden und der Jugend fesselnde Einblicke in die Entwickelung unserer Kultur zu gewähren. Nur selten stellt es Ansprüche, die von Schülern der höchsten Klasse nicht zu erfüllen sind. So wird S. 135 der Pflaumenname Quetsche oder Zwetsche mit neueren Forschern aus (prunum) damascenum erklärt, ohne daß die vorhandenen oder zu vermutenden Zwischenformen, die von damascenum zu Zwetsche führen, berührt werden.

Ich empfehle die Schrift aufs wärmste, jeder Lehrer des Deutschen und der Geschichte wird seine Freude daran haben.

Neustrelitz. **Th. Becker.**

Kindheit und Volkstum. Von K. Muthesius (Beiträge zur Lehrerbildung und Lehrerfortbildung, herausgegeben von K. Muthesius, Seminarlehrer in Weimar, 13. Heft). Gotha, Thienemann, 1899.

Der Jugenderzieher muß eine volkstümliche Bildung genossen haben. Von diesem Gedanken ausgehend, unterzieht der Verfasser die neuesten bedeutenderen Werke auf dem Gebiete des Volkstümlichen in deutscher Wissenschaft und Kunst einer Prüfung und sucht die Wege aufzuzeigen, die von jenen Arbeiten in die Praxis der Schule, namentlich der Lehrerbildungsanstalt, führen können. So wird der erziehliche Wert von E. H. Meyers Volkskunde dargestellt und Dr. Hans Meyers Deutsches Volkstum kurz behandelt, auch Friedrich Ratzels Deutschland als gewichtiger Führer in der Heimatskunde gepriesen, so erfährt das deutsche Kinderlied und Kinderspiel von Böhme eine begeisterte Würdigung, wie auch O. Dähnhardts Sammlungen auf der Thomasschule ihre verdiente Anerkennung finden. Alsdann geht Muthesius auf ein paar Schriften über die deutsche Muttersprache ein, deren Ergebnisse er in den Seminarunterricht aufgenommen zu sehen wünscht. Paul Herrmanns Deutsche Mythologie giebt weiter zu einigen Bemerkungen Anlaß. Ausführlicher wird über zwei Schriften berichtet, die ganz oder teilweise in das Gebiet der Kinderpsychologie gehören, Lindners Aus dem Naturgarten der Kindersprache und Groos' Spiele der Menschen. Nachdem dann der Verfasser an mehrere neuere Veröffentlichungen über das Volkstümliche in der Kunst Bemerkungen angeknüpft hat, kommt er auf Müllenhoffs Natur im Volksmunde, Dähnhardts Naturgeschichtliche Volksmärchen und ähnliche Arbeiten zu sprechen, die sich auf dem Grenzgebiete zwischen Natur- und Volkskunde bewegen.

Im ganzen verhält sich Muthesius weniger kritisch als berichtend. Auf den verschiedenen Gebieten, die er durchwandert, zeigt er sich natürlich nicht immer als durchaus zuverlässiger Führer, so, wenn er für das letzte Werk Franz Magnus Böhmes nur Bewunderung empfindet, ohne zu bemerken, daß, abgesehen von mancher Ungenauigkeit in der Wiedergabe der Texte und der Quellenanführung, die mythologische Auffassung und Deutung vieler Lieder und Spiele nicht auf der Höhe der Forschung steht.

Einen besonderen Unterrichtszweig aus der Volkskunde zu machen, lehnt der Verfasser mit Recht ab. Seine Gründe sind stichhaltig.

Die Wärme der Deutsch-Empfindung und die Begeisterung für den Beruf, die das Schriftchen durchwehen, berühren äußerst wohlthuend.

Dresden. **Karl Reuschel.**

Dr. Wilhelm Ebrard, k. Gymnasialprofessor, Allitterierende Wortverbindungen bei Goethe. Erster Teil. Beilage zum Jahresbericht des Königl. Alten Gymnasiums in Nürnberg. Nürnberg 1899.

Arbeiten über Allitteration in der deutschen Dichtung sind nicht eben häufig. Manche, die darüber geschrieben haben, sind in den, wie wir zugeben wollen, nicht immer leicht zu vermeidenden Fehler geraten, zufällige Gleichklänge als Allitteration anzusehen. So hat Hamel in seiner Schrift „Zur Textgeschichte des Klopstockschen Messias", Rostock 1879, z. B. im 18. Gesange des Messias Allitteration finden wollen und behauptet, Klopstock habe durch Bodmers Übersetzung von Miltons Verlornem Paradiese und durch eine Stelle in Bodmers Aufsatze über Miltons Schreibart die Allitteration kennen gelernt. W. Creizenach hat ihm im ersten Bande des Euphorion entgegnet und gezeigt, daß es sich im Messias nur um unbeabsichtigte Gleichklänge handelt. Erst durch seine Beschäftigung mit der altgermanischen Poesie (um 1765) hat Klopstock die Allitteration als Kunstmittel der dichterischen Darstellung kennen gelernt. Wir können daher schon aus der Abfassungszeit wissen, ob bei Klopstock bewußter Gleichklang vorliegt. Im Anfang des Messias daher (Sing', unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung, Die der **M**essias auf Erden in seiner **M**enschheit vollendet) ist dies gewiß nicht der Fall. Nicht ganz so leicht ist es, bei den nach Klopstock Dichtenden, nachdem dieser die Allitteration als bewußtes Kunstmittel eingeführt hatte, festzustellen, ob der Gleichklang beabsichtigt oder unbeabsichtigt ist. Bei Goethe ist es daher zweckmäßiger, die Frage anders zu stellen. Man wird sichrer zu einem Ergebnis gelangen, wenn man nachzuweisen sucht, welche allitterierenden Wortverbindungen Goethe neu geschaffen, wie er den hier an sich schon frisch und reichlich sprudelnden Quell der Muttersprache seinerseits genährt hat.

Diese Aufgabe hat sich Wilhelm Ebrard gestellt und, wie wir gleich im voraus feststellen wollen, trefflich gelöst. Er beschränkt sich auf allitterierende Wortverbindungen und bespricht daher nicht die Allitteration als rein poetisches Kunstmittel im Sinne der Verbindung zweier Halbverse zu einem Ganzverse durch die Stäbe, sondern zieht neben den poetischen Werken die prosaischen gleichmäßig heran. Auch bei den nicht vom Dichter dem Formelschatze der Muttersprache entnommenen Allitterationen läßt sich bewußte und unbewußte Thätigkeit unterscheiden. Die erstere muß angenommen werden, wenn erst spätere Bearbeitungen

(wie bei Götz, Iphigenie, Faust, der Italienischen Reise u. a.) die Allitteration aufweisen, z. B. Iphigenie V 1 heißt es in den ersten drei Fassungen: Durchsuche sorgfältig das Ufer, in der vierten (V. 1778): Durchsucht das Ufer scharf und schnell. Es hängt das neue Entstehen allitterierender Verbindungen wohl mit der vom Referenten an andrer Stelle nachgewiesenen Zunahme der Attribute in späterer Zeit zusammen. Ebenso wird man meist, wenn auch durchaus nicht immer, bewußte Anwendung des Gleichklangs annehmen, wenn Goethe beim Übersetzen aus fremden Sprachen die Allitteration auch da anwendet, wo sie das Original nicht bietet.

Ebrard hat ein vollständiges Verzeichnis aller von Goethe gebrauchten allitterierenden Verbindungen sich angelegt. Daraus giebt er in der vorliegenden Arbeit eine große Auslese von Beispielen. Sie reicht für uns vollständig aus, um einen Überblick über alle Arten der Allitteration bei Goethe zu gewinnen. Bei der großen mathematischen Wahrscheinlichkeit, mit der im Deutschen Gleichklänge im Anlaut entstehen müssen, sind natürlich auch manche der vom Verfasser aufgezählten Fälle rein zufälliger Natur. Von der Fülle und dem Reichtum der Goetheschen Sprache legt Ebrards Arbeit erneut Zeugnis ab.

Freiberg i. S. **Paul Knauth.**

Die deutschen Mundarten, Auserlesenes aus den Werken der besten Dichter alter und neuer Zeit herausgegeben von C. Regenhardt. Bd. 1, Niederdeutsch; Bd. 2, Mitteldeutsch; Bd. 3, Oberdeutsch. Berlin, Verlag von C. Regenhardt.

Nicht ein deutscher Philolog vom Fach, sondern ein Buchhändler hat sich der beinahe riesenhaften Aufgabe unterzogen, aus den verschiedensten deutschen Mundarten von Nordschleswig bis zum Mendelpaß in Tirol, der deutsch-italienischen Sprachscheide, und bis zum Eingang der Via mala und von Ostfriesland bis nach Ostpreußen einerseits, nach Ungarn und Siebenbürgen andrerseits mundartliche Dichtungen zu sammeln und übersichtlich zu ordnen. Wer da weiß, wie schwer diese oft zugänglich sind, wie oft der Buchhandel, wie er nun einmal ist, den Sammler dieser unschätzbaren Zeugen des Volksgeistes im Stiche läßt, wie nur mühsam auf brieflichem Wege die mundartlichen Dichtungen einer Gegend, oft geradezu nur durch Hinreisen in diese, erschlossen und gehoben werden können, der wird dem großartigen Fleiß des Verfassers seine aufrichtige Hochachtung nicht versagen können. Geben wir jetzt eine gedrängte Übersicht des Inhalts.

Im ersten Band (erschienen 1895), der Klaus Groth, dem nunmehr heimgegangenen unvergeßlichen holsteinischen Dichter, gewidmet ist und dessen Bildnis wie auch das Fritz Reuters enthält, finden sich neben

XVI Seiten Vorwort und Inhaltsübersicht nicht weniger als 388 Seiten mit Proben aus niederdeutschen Dichtungen, dazu ein kurzes, 13 Seiten umfassendes Verzeichnis der Schriftsteller. Der Band beginnt mit den westfälischen Mundarten, unter denen die Dichtungen Grimmes durch die meisten Proben (7) ausgezeichnet sind; sodann folgen die hannöverischen mit dem tiefergreifenden Friedrich Freudenthalschen Gedicht: Mariken un ehr lütt' Broder, hierauf die oldenburgischen mit dem vom tiefsten Natur- und Heimatsgefühl zeugenden „Plattdütsch“ von Franz Poppe. Dann kommen einige wenige Proben aus der Bremer und Hamburger Mundart. Am reichsten sind vertreten die holsteinischen und mecklenburgischen Dichtungen, bei ersteren natürlich Klaus Groth mit 9 Gedichten, die man aber gern noch vermehrt sähe. Aber auch Johann Meyer ist reichlich vertreten mit nicht weniger als 7 Gedichten, in denen, ein Seitenstück zu Franz Poppes Gedicht, ein Preis Holsteins hervorzuheben ist, wie nicht minder das rührende „Ünner de Koh“, wo ein Mädchen den Tod ihres im Kampfe gegen die Dänen gefallenen Geliebten dem treuen Tiere klagt. Als Gegenstück hierzu dient die in höchst komischen Irrtümern sich bewegende Erzählung: De Pogütz = der Frosch von Heinrich Jührs. Von den mecklenburgischen Dialektproben ist Fritz Reuter in Prosa und Poesie genügend berücksichtigt; daneben verdient noch die köstliche „Kannedatenpredigt“ von Fel. Stilfried Erwähnung, wo die alte Frau scheinbar von einer schlechten Predigt eines Kandidaten tief ergriffen ist, in Wahrheit aber weint sie, weil sie an ihren Sohn, der ebenfalls Theolog ist, denkt, wenn der es nicht besser machen sollte. Dann hebe ich noch hervor: Dat Fack, de beste Tid von Babst. Auf die Dichtungen in pommerscher und braunschweigischer Mundart, auf die der Provinz Sachsen, wie auch die brandenburgischen, west- und ostpreußischen kann ich, um die Besprechung nicht zu sehr auszudehnen, nur hinweisen.

Rentier Buffey, Erzählung von Adolf Glaßbrenner, und Fritz Beckmanns unsterblicher Eckensteher Nante seien erwähnt. Mit Simon Dachs allbekanntem Anke von Tharau schließt der erste Teil dieser Dichtungen ab. — Nicht alles hier Enthaltene ist freilich für die Schule zu gebrauchen oder für die Hand des Schülers. Die Leichenrede auf Wichmann von Jobst Sackmann, der freilich von 1643 bis 1718 lebte, also einem rauheren und roheren Zeitalter angehörte als dem unsrigen, ist nur für Männer. Doch diese Bemerkungen können dem Werte des Buches keinen Eintrag thun.

Der zweite Band, erschienen im Dezember 1896, geschmückt mit den Bildnissen Joh. Konr. Grübels und Franz von Kobells, enthält auf 396 Seiten eine reiche Auswahl mitteldeutscher Dichtungen von den

Ufern des Rheins bis zu den Ausläufern des Riesengebirges und dem Böhmerwalde. Es treten zuerst in bunter Reihe die rheinischen Mundarten auf von Düsseldorf bis Trier. Auch die königliche Dichterin Carmen Sylva ist mit zwei Proben vertreten. Dann folgen einige wenige Gedichte in luxemburgischer, Lothringer und Siegerländer Mundart. Von den rheinischen Mundarten heben wir heraus: die „Neitigall" von E. Schmachtenberg und das frische Frühlingslied von P. J. Rottmann. Sehr reichlich sind die hessen-nassauischen Mundarten aufgeführt. Für deutsche Philologen sei hervorgehoben, daß auch Karl Weigand, der bekannte Verfasser des deutschen Wörterbuches, ein „Lüd von d'r Wearrerah" geliefert hat. Aus den hessischen Mundarten greife ich die Erzählungen des leider zu früh verstorbenen Friedrich Lennig heraus, die für jeden Pädagogen belustigend sind und doch anderseits ernste Wahrheiten enthalten: daß nämlich jeder Vater für seinen Sohn, und wenn er noch so mißraten ist, eine Entschuldigung bereit hat. Diese Erzählungen führen den Titel: Jergels Geburt, Jergels Studien, Jergel als Hanswurst. Nächst diesen verdienen die Gedichte des trefflichen Pfarrers Elard Briegleb: „Die Pälzer Luft" und „Leb wuhl, mei' Soh'" vollste Anerkennung. — Die fröhliche Pfalz ist besonders durch zwei Meister mundartlicher Dichtung: Ludwig Schandein und Franz v. Kobell, vertreten. Für diese ist das Lob überflüssig. „'s Lob von Binge" des letzteren ist in aller Mund, und von ersterem gilt vollkommen das Wort Regenhardts: Er, Schandein, vermag wie kein anderer das menschliche Herz zu rühren durch tiefe und innige Seelenschilderungen. An die pfälzischen grenzen die nordbadischen Mundarten. Nadlers „Leb' wohl, mei' Haameth" und „E kindlich's Gebet" seien rühmend erwähnt. Von den nordbayerischen Dichtern in der Mundart erfreuen die Schöpfungen des trefflichen Alois Joseph Ruckert. Ich greife heraus S. 218—220: Die Lieblingsspeise der Franken und sodann die herzerquickenden „Schnaderhüpferli": Und 'aß die Welt rund it, das mueßt erscht beweis'! „Mei Schatz it win'n Apf'l" — Glei möcht' i nei beiß. — Jung gfreit und jung gheiert Hat ken no gereut: Mer wäß just'n Tog nit, Wenn die Welt unergäit. — Its Lam dir zowider — Mögst heng di u'gfähr: Za wünschet i glei, 'aß i a Kreuzerstrick wär. J. K. Grübels: Der Schlosser und sein Gesell, der Peter in der Fremd' sind allbekannt.

Unter den thüringischen Mundarten hätten wohl die Sommerschen Klänge aus Rudolstadt durch mehr als zwei Proben vertreten sein sollen. Von den Mundarten unseres sächsischen Heimatlandes ist das Vogtland durch elf ausgezeichnet. Dem „April" und „Trinkele, mei Heinerle" v. L. Riedel dürfte der Preis zukommen. Dagegen ist meine Heimat, das Erzgebirge, und auch die Oberlausitz etwas dürftig weg-

gekommen. Und doch lagen von ersterem die reichen Sammlungen, erschienen bei Graser in Annaberg, seit einer Reihe von Jahren vor, wie nicht minder reichhaltig das „Allerlee aus der Äwerlausitz“, herausgegeben von Johannes Renatus (Freiherrn v. Wagner)! Daß Regenhardt den guten Karl v. Holtei, zu dessen schlesischen Gedichten sogar der Altmeister der deutschen Philologie Karl Weinhold ein treffliches Wörterbuch geschrieben hat, so niedrigstellt, habe ich mit Befremden vernommen. Das köstliche „Suste nischt ook heem“ dieses Dichters verdiente recht wohl aufgenommen zu werden. Ob das mitgeteilte Stück aus Gerhart Hauptmanns Webern in eine solche Sammlung gehört, ist mir doch fraglich. Aus dem Bruchstücke eines Dramas läßt sich doch nicht viel entnehmen; es will ganz gelesen sein. Die deutschböhmischen Mundarten sind nur durch eine Dichtung aus dem Isergebirge vertreten. Hier konnten die Gedichte in der Egerer Mundart und andere aus dem böhmischen Norden angeführt werden, namentlich aus der Gegend von Kreibitz.

Der dritte Band, der uns in den von Deutschen jedes Stammes geliebten Süden führt, ist geschmückt mit den Bildern J. P. Hebels und Roseggers. Dazu erscheint noch ganz unerwartet auf Seite 205 Franz Stelzhamer. Der Teil: Oberdeutsch beginnt mit den elsässischen Mundarten. Unter diesen nimmt: De Muedersprooch von Daniel Hirtz Vater unser größtes Interesse in Anspruch, da dieser schon vor der Wiedergewinnung des Elsaß durch den deutsch-französischen Krieg, wie auch die Gebrüder August und Adolf Stöber, die Zugehörigkeit des Elsaß zu Deutschland betont. Vom Elsaß werden wir nach dem „lieben Schweizerlande“ geführt. Meyer-Merian, aus der uralten Baseler Familie stammend, Joh. Martin Usteri, der Verfasser von „Freut euch des Lebens“, sind mit je drei Proben vertreten. Der Preis gebührt aber entschieden J. Hardmeyer mit seinem köstlichen Liede: „Der Zürisee“. Man muß es lesen und wiederholt laut lesen, um die volle Naturfreude des Dichters nachzuempfinden. Aus den südbadischen Mundarten brauchte ich nur die alemannischen Gedichte Hebels zu nennen, daneben soll aber auch das Bürstenbinderlied von Alois Schreiber aus dem Breisgau mit seiner heiteren und zufriedenen Stimmung rühmend erwähnt sein. In sehr reichlicher Auswahl, die für viele Leser ganz Neues bringen dürfte, erscheinen die südwürttembergischen Mundarten. Hier treten auf: Adolf Grimminger, Eduard Hiller, Gustav Seuffer und viele andre. Nur auf drei Gedichte erlaube ich mir die verehrten Leser hinzuweisen: „'s Wörtle Du“ von Adolf Grimminger, „Mei Schätzle“ von Johannes Nefflen und „Die Land-Miliz“ von Schlotterbeck. Noch ergiebiger als die südwürttembergischen Mundarten sind für den

Sammler die südbayerischen. Vor allem glänzen hier die edlen Namen Maximilian Schmidts, Franz von Kobells und Karl Stielers. Es sind Namen, die ich hier nur anführen kann, aber solche, bei denen einem das Herz aufgeht. Die andern Gedichte verblassen freilich dagegen. Nur Hyacinth Wäckerle mit seinem: „'s fehlt nu'n Gotzigs" = ein Einziges und „'s Mädle druckts" verdient hervorgehoben zu werden. — Von den Tiroler Dichtern ist Karl Schönherr groß im Ernst: „'s Muaterl Plog", die voll Angst der ersten Messe des Sohnes zuhört, er möchte etwas weglassen. Zu ihr spricht der Sohn:

Siehst, Muaterl, d' Sorg' nimmt halt koa End',
Und wia sie g'habt hast mit'n kloan Student,
So wearst 's a' hob'n mit'n geistlich'n Hearn,
Die Muaterl'n sein zu Plog' und Kummer aff der Eard'n.

Noch bedeutender ist Schönherr auf dem Gebiete des Scherzes, wenn auch zuweilen des kräftigen, wie in dem Gedichte: Der Geck, wo ein Bauer seinen Knecht fortschicken will, da dieser alle Wochen sein Hemd wechselt, eine Zahnbürste und ein Taschentuch führt und hierdurch die anderen Knechte verdirbt!!

Karl Wolf hat in „Andreas Hofers letztem Gang" ein ergreifendes Seelengemälde geschaffen; erquickend ist Karl v. Lutterottis, des Bozners, „Johann und Anna", wo der aus dem Kriege wiederkehrende Hans seiner über den Tod ihrer Eltern und den Verlust ihres Elternhauses trauernden Geliebten alles ersetzen will. Selbst die krainische deutsche Sprachinsel Gottschee ist vertreten und auch Kärnten; wunderbarerweise fehlt Koschat. Das Steyrische ist außer durch die etwas derben „Gesängele" von Fraungruber und Hugo Grafen Lamberg vor allem selbstverständlich durch Rosegger würdig dargestellt. In den oberösterreichischen Gedichten, in denen Salzburg, das Hausruck-, Traun-, Mühl- und Innviertel vertreten sind, macht sich, wie das bei dieser herrlichen Gegend sehr begreiflich ist, das Heimatsgefühl geltend. „Zu Enk muaß ich kemma", singt Capilleri aus Salzburg, 's Hoamweh besingt Josef Moser aus dem Hausruckviertel, dasselbe Anton Schlosser aus dem Traunviertel, dasselbe Karl Achleitner, der in echt germanischer Weise — man denke nur an Wolframs Parcival — zugleich auch die Wanderlust preist, und „'s Hoamatgesang" lautet die Überschrift eines Gedichts des trefflichen Franz Stelzhamer, des fruchtbarsten und bedeutendsten der oberösterreichischen Dichter.

Die niederösterreichischen Mundarten sind nicht minder ergiebig als die ihrer deutschen Nachbarländer. Ludw. Anzengrubers Pfarrer von Kirchfeld, Gewissenswurm, Meineidbauer erscheinen in passender Auswahl. Daneben verdienen aber auch die Lieder A. v. Klesheims

mit ihrem bald neckischen, bald innigen Ton: 's Deanderl am Bach, Österreichischer Herzensgesang, Was a Malheur is, volle Anerkennung. Durchweg schalkhaft sind die Proben, die aus J. G. Seidls, des Dichters von Hans Euler, mundartlichen Dichtungen genommen sind. Dichtergrüße aus Ungarn und Siebenbürgen schließen das ganze Werk ab. Sodann folgen noch Lebensnachrichten über die Dichter und eine gute Übersichtskarte der deutschen Mundarten. Von Druckfehlern sind mir aufgefallen in dem Band: Oberdeutsch S. 385 unter Hebel: er erkrankte 1826, nicht 1816 auf einer Dienstreise nach Mannheim, S. 389 muß es bei Rapp heißen: Schon 1837 gab er das Lehramt auf, statt 1887. Endlich ist von der oberbayerischen Dichterin Anny Schäfer das Geburtsjahr weggelassen.

Am Schlusse dieser Besprechung können wir nicht umhin, dem hochverdienten Herausgeber dieser Dichtungen C. Regenhardt unsern innigsten Dank zu sagen für den hohen künstlerischen Genuß, den er uns durch sie gewährt, indem sie uns lehren, nach Hermann Osthoffs schönen Worten, in das Verständnis der Volksseele und ihres Lebens und Webens einzudringen, sodann für den Dienst, den er der Wissenschaft der deutschen Philologie erwiesen hat. Sind doch die Dialekte, wie der Verfasser auf S. VIII des ersten Bandes so wahr sagt, „die eigentliche Muttersprache, in der unsere urkräftigsten Dichtungen, wie der Heliand und der Reineke Voß, geschrieben sind, in der die heilige Feme ihr Recht gesprochen und in der die wichtigsten deutschen Angelegenheiten einst ihren Abschluß gefunden haben“. Aus diesem Grunde sind aber die mundartlichen Dichtungen zugleich, wie schon längst erkannt, für die Erklärung dieser obengenannten Dichtungen und Schriftwerke älterer Zeit vorzüglich geeignet, ja unentbehrlich. Last but not least gebührt dem Herausgeber und Buchhändler Dank für die schöne Ausstattung und den billigen Preis. Denn ein jeder der so reichhaltigen Bände kostet nur — zwei Mark.

Freiberg i. S. **Dr. L. Böhme.**

Neu erschienene Bücher.

Prof. Karl Haehnel, Zweihundert Entwürfe zu deutschen Aufsätzen für die oberen Klassen der Gymnasien. Innsbruck, Wagnersche Universitätsbuchhandlung, 1900. 207 S. Preis 2 M.

Schroeder, Lesebuch für gewerbliche Fortbildungsschulen. Gotha, E. F. Thienemann, 1900. 295 S. Preis geb. 1 M. 60 Pf.

Prof. Dr. von Boltenstern, Schillers Vergilstudien. Teil I und II. Köslin, C. G. Hendeß, 1894 u. 1900.

Rud. Eckart, Stand und Beruf im Volksmund. Eine Sammlung von Sprichwörtern und sprichwörtlicher Redensarten. Göttingen, Franz Wunder. 248 S.

Friedr. Paulsen, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Drei Aufsätze zur Naturgeschichte des Pessimismus. Berlin, Wilh. Hertz, 1900. 259 S.

Friedr. Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. II. Von der Einführung des Christentums bis zum Beginn der neueren Zeit. Halle a. S., Buchhandlung des Waisenhauses, 1900. 223 S.

H. Große, Chr. Fr. D. Schubart als Schulmann. Langensalza, Hermann Beyer u. Söhne, 1899. 100 S. Preis 1 M. 30 Pf.

Theod. Vernaleken, Deutsche Sprachrichtigkeiten und Spracherkenntnisse. Wien u. Leipzig, A. Pichlers Witwe u. Sohn, 1900. 317 S.

Adele Osterloh, Das Märchen vom Glück Schauspiel in vier Akten. Dresden u. Leipzig, E. Pierson, 1900. 119 S.

Elpenor, Trauerspiel, Fragment von Goethe. Fortsetzung 3. bis 5. Aufzug, von Wold. Freiherrn von Biedermann. Leipzig, Verlag F. W. von Biedermann, 1900. 106 S. Preis geh. 1 M. 60 Pf.

G. Berlit, Materialien zur Geschichte des deutschen Volkslieds. Aus Universitätsvorlesungen von Rud. Hildebrand. 1. Teil: Das ältere Volkslied. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 239 S.

Karl Wilh. Eichenberg, Aus meinem Leben. Jugend- und Amtserinnerungen. Dresden, Alex. Köhler, 1900. 206 S.

Dr. Rud. Aßmus, Martin Greif, Festrede. Sonderabdruck aus der „Bayerischen Zeitschrift für Realschulwesen" vom 1. Oktober 1899. 16 S.

Dr. Wilh. Münch, Über Menschenart und Jugendbildung. Berlin, R. Gaertners Verlag, 1900. 383 S.

Dr. H. Stickelberger, Zum Unterricht in der deutschen Grammatik an schweizerischen Mittelschulen. Separatabdruck aus der „Schweizer pädagogischen Zeitschrift", Heft 2, Jahrgang 1900. Zürich. 13 S.

Dr. Ad. Vogeler, Iphigenie im Drama der Griechen und bei Goethe. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königl. Andreas-Realgymnasiums zu Hildesheim, Ostern 1900. 116 S.

Berichtigung zu dieser Zeitschrift XIII, 270.

Die Quelle des Goethischen Gedichtes „Mut" (früher „Eislebenslied"), die Karl Löschhorn in unserer Zeitschrift XIII, 270 anführt, ist bereits von S. M. Prem in Graz und zwar gleichfalls in unserer Zeitschrift XII, 60 aus der Handschriftensammlung des Servitenklosters in Innsbruck in den vier Verszeilen eines alten Volksspruches mitgeteilt worden:

Hertz krach! und brich nicht u. s. w.

Die Auffindung dieser Quelle ist also durch S. M. Prem, nicht aber durch Karl Löschhorn erfolgt. Wir bitten demgemäß die Angabe in unserer Zeitschrift XIII, 270 und die darauf fußende Notiz des Goethe-Jahrbuches XXI 304 zu berichtigen.

O. Lyon.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher zc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen.

Von Professor Dr. **Reichau** in Magdeburg.

I. Die Bestimmungen der Lehrpläne über den Aufsatz in den oberen Klassen.

Die neuen Lehrpläne verlangen für II^A, I^B und I^A gleichmäßig, daß die häuslichen und Klassen-Aufsätze aus kleineren Abhandlungen bestehen sollen, die, wie es in den Lehraufgaben für das Deutsche heißt, dem den Schülern in dem Unterricht eröffneten Gesichtskreise zu entnehmen sind, oder, wie in den methodischen Bemerkungen gesagt wird, aus dem Unterricht selbst erwachsen sollen. Dementsprechend empfehlen sie besonders Themata, die an das Gelesene sich anschließen, daneben Vergleichungen von Gedichten, welche denselben Gegenstand behandeln, gelegentlich auch Themata allgemeineren Inhalts, insofern eine genügende Vorbereitung darauf aus dem Unterricht vorausgesetzt werden kann.

Die Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen erweitern dann noch diesen Aufgabenkreis, indem sie die Bearbeitung patriotischer Themata empfehlen. Im Gegensatz zu der Auffassung früherer Zeiten bringen die Lehrpläne auch diese Forderungen in organischen Zusammenhang mit denen der unteren und mittleren Lehrstufen. Hier wie dort soll es die Hauptaufgabe des Lehrers sein, daß er den ganzen lebendigen Inhalt des Gedichts oder Lesestücks aus seiner Seele in die Seele des Schülers hineinarbeite und dadurch den Schüler in den Besitz der Schätze bringe, die uns die Dichterheroen hinterlassen haben. Hier wie dort ist die Anleitung zu den schriftlichen Arbeiten von dem Lehrer zu geben, nur daß auf der oberen Stufe die Schüler mehr und mehr lernen sollen, unter Führung des Lehrers die Hauptgesichtspunkte und die Ordnung derselben selbst zu finden. Und hier wie dort soll der deutsche Unterricht von den übrigen Lehrfächern gestützt werden durch festere Organisation der freien Vorträge, durch Übersetzungen aus den fremden Sprachen und kleinere schriftliche Ausarbeitungen. Mit diesem festen Rückgrat soll dann, wie es in den Gesichtspunkten für die Bemessung der Hausarbeit heißt, der deutsche Aufsatz, der in den oberen Klassen vorzugsweise Erziehung zu selbständiger Arbeit bezweckt, aber nach Inhalt und Umfang maßvoll zu begrenzen ist, noch mehr als bisher in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts treten und a u s d e m s e l b e n s e i n e n S t o f f e n t n e h m e n.

Der Standpunkt, den die Lehrpläne damit vertreten, unterscheidet sich wesentlich von dem der bisherigen Aufsatzlehren, ist aber darum nicht neu. Schon Herder und nach ihm Bernhardi sind von ähnlichen Gesichtspunkten ausgegangen, und Deinhardt hat in der Encyklopädie des Erziehungs- und Unterrichtswesens nach denselben seine Abhandlung über den Aufsatz entworfen. Das uneingeschränkte Verdienst der Lehrpläne ist es aber, einer pädagogischen Richtung, die auf gangbaren Wegen zu erreichbaren Zielen strebte, bisher aber nur wenig Beachtung gefunden hatte, nicht nur zu der ihr gebührenden Stellung, sondern auch ihren Grundsätzen zu konsequenter und systematischer Durchführung verholfen zu haben. Im Geiste derselben brachen sie auch im Deutschen das bisherige Übergewicht der formalen Bildungszwecke zu Gunsten der ethischen und beschränkten sie das planlose Ansammeln von allerlei Kenntnissen mit Hilfe des Gedächtnisses zu Gunsten der Bildung des praktischen Urteils und der Darstellungsgabe, das Lernen zu Gunsten des Begreifens. Und nicht minder entsprach es dieser pädagogischen Richtung, wenn sie das Gleichgewicht zwischen Wissen und Können, das die bisherige Zersplitterung der deutschen Lehraufgaben gestört hatte, herstellten und die Lektüre und den von ihr abhängigen Aufsatz zu dem Mittelpunkt machten, um den sich der deutsche Unterricht in erster Linie zu drehen hat. Zu diesem Zweck opferten sie den systematischen Betrieb der Rhetorik, Propädeutik, Stilistik, Metrik, Poetik, mittelhochdeutschen Grammatik und Litteraturgeschichte, den frühere Theoretiker neben der Lektüre, der Aufsatzlehre und den freien Vorträgen dem zwei- bis dreistündigen deutschen Unterricht nach und nach aufgebürdet hatten, und manche derselben sogar noch in ihrem Übereifer für die gute Sache durch einen planmäßigen Unterricht in der neuhochdeutschen Grammatik nach Wilmanns vermehrt hatten.

In unmittelbarem Zusammenhang damit versuchen auch die Lehrpläne dem Umfang des Aufsatzbetriebes eine festere Gestalt als bisher zu geben. Entsprechend dem gesetzgeberischen Charakter, den sie tragen, ziehen sie selbst aber nicht die Konsequenzen aus ihren allgemeinen Bestimmungen, sondern überlassen sie dies der Einsicht der Pädagogen. Sie bieten daher weder für die Art der Vorbereitung noch für die Wahl des Themas feste Anhaltspunkte. Besonders ist das, was sie über die Wahl der Themata sagen, so allgemein gehalten, daß es nicht ausreicht, um die Verwirrung zu beseitigen, die bisher auf diesem Gebiet geherrscht hat. Wenn es da heißt, daß die Aufgaben zu den schriftlichen Arbeiten im Anschluß an die Lektüre gewählt werden sollen, so wird diese Bestimmung weder an der Grenzenlosigkeit noch an der Verstiegenheit, an der die Wahl der Themata bisher gelitten hat, etwas ändern. Wenn

z. B. die Methode der Lektüre vorwiegend reflektierend oder kritisierend ist, wird das Thema nach wie vor außerhalb des geistigen Horizonts des Schülers gewählt werden können. Noch bedenklicher erscheint es, daß Themata allgemeineren Inhalts zugelassen werden, ohne daß eine Richtschnur gegeben wird, nach der sie zu wählen sind. Die allgemeinen Themata können moralische, rhetorisch-logische oder rationale, wie sie Bindseil nennt, und gemischte sein, auch dem inneren oder äußeren Leben des Schülers entnommen werden. Da die Lehrpläne nicht bestimmen, welche dieser Themata zur Bearbeitung geeignet sind, so ist danach ein Hineinziehen aller Erkenntnisse und Probleme des menschlichen Geistes in den Bereich des Aufsatzes nach wie vor möglich. Ebenso lassen uns auch die Lehrpläne über das Verhältnis der deutschen Aufsätze zu den übrigen Unterrichtsfächern vielfach im unklaren.

Einer solchen Unbestimmtheit ist es wohl zuzuschreiben, daß trotz der Lehrpläne die Vorbereitung des Aufsatzes in den oberen Klassen noch immer für eine des Lehrers und des Schülers unwürdige Aufgabe in pädagogischen Kreisen gilt und die Wahl der Themata sich unverändert in denselben Grenzen oder richtiger in derselben Grenzenlosigkeit bewegt. Wenn man die Programme selbst der letzten Jahre durchmustert, so giebt es da ebenso wie früher fast keinen Schriftsteller von Homer bis Wilhelm Raabe, von den mittelalterlichen Kirchenvätern bis zu den modernen Naturalisten, der nicht herangezogen wäre, um Stoffe für die Denkarbeit eines Sekundaners oder Primaners zu liefern. Statt im Sinne der Lehrpläne die Kreise enger zu ziehen, beharrt man in den alten oder kreuzt und verwischt gar die vorhandenen. Darum erscheint es wohl gerechtfertigt, einmal die Grenzen festzustellen, innerhalb deren sich die Schulaufsätze zu bewegen haben. Diese Grenzen sind von dem Zwecke des Aufsatzes abhängig. Um sie zu bestimmen und einen sicheren Maßstab für die Regulierung derselben zu gewinnen, wird es daher notwendig sein, den Zweck des Aufsatzes nach den Lehrplänen klarzulegen und aus der geschichtlichen Entwickelung, die der Aufsatz genommen hat, seine gegenwärtige Bedeutung zu erweisen.

II. Der Zweck des Aufsatzes.

Der deutsche Aufsatz ist verhältnismäßig spät ein organisches Glied unseres Schulkörpers geworden. Der geistige Aufschwung unserer Litteratur im vorigen Jahrhundert gab ihm das Dasein, der politische der Gegenwart aber erst die Bedingungen zum Leben. Seine Spuren sind daher über ein Jahrhundert zurück nicht zu verfolgen. Sie fehlten und mußten fehlen, solange eine hochdeutsche Litteratur fehlte und die vorhandene mittelhochdeutsche vergessen und vergraben war. Sichtbar konnten sie erst

werden, als mit dem Emporkommen jener und der Entdeckung dieser in immer weitere Kreise die Erkenntnis drang, daß die Muttersprache auch für die stilistische Schulung des Sprachgefühls den Wettstreit mit dem lateinischen Gegner nicht zu scheuen brauche. Da traten neben die grammatischen Übungen, auf die sich der deutsche Unterricht nach dem Vorbild der Köthener Schulordnung des Ratichius bisher beschränkt hatte, die stilistischen oder der Aufsatz.

Seine Einführung in den Lehrplan war ein neues Zugeständnis, das man der Muttersprache machte, vermochte aber ebensowenig wie die der deutschen Grammatik die Herrschaft der alten Sprachen zu erschüttern und eine nationale Erziehung vorzubereiten. Statt nach dem Vorbilde des altsprachlichen Unterrichts durch eingehende, in Sinn und Geist eindringende Erklärung unserer Nationaldichter dem Schüler Fülle und Geschmeidigkeit des Ausdrucks und lexikalischen sowie phraseologischen Wortschatz zu verschaffen, statt ihn in stufenweiser Anleitung für die schriftliche Darstellung nach und nach zu befähigen, glaubte man vielmehr, daß die Erfüllung dieser Vorbedingungen für die Anfertigung von Aufsätzen in der Muttersprache nicht erforderlich sei. So blieb nach wie vor das einzige Mittel der Stilbildung der lateinische Aufsatz oder die lateinische Rede und die Übersetzung aus der fremden in die Muttersprache oder umgekehrt. Man weckte und vertiefte nicht das Sprachgefühl in der Muttersprache durch Zusammenstellung und Deutung sinnverwandter Wörter, Erklärung von Begriffen, des deutschen Modus- und Tempusgebrauchs oder die Einübung der indirekten Rede, bildete auch nicht die stilistische Reproduktionsfähigkeit durch erzählende Referate, schriftliche Inhaltsangaben, die sich an die Lektüre anschlossen, oder durch den Hinweis auf die Unterschiede zwischen der mündlichen und schriftlichen Redeweise oder der Umgangs- und höher organisierten Schriftsprache, sondern sah in den klassischen Schriftstellern des Altertums die einzigen Vorbilder, an denen Einfachheit, Klarheit und gründliche Entwickelung der Gedanken, sowie Anschaulichkeit und Gefälligkeit der Darstellung auch in der Muttersprache zu erlernen sei. Die Werke unserer klassischen Dichter galten dementsprechend, wie Leopold von Ranke aus seiner Schulzeit berichtet, als falsche Bücher, die Lektüre derselben für keine Aufgabe der Schule oder gar als Zeitverschwendung und die Pflege des deutschen Stils für eine Aufgabe, welche zur Oberflächlichkeit führt und der Wissenschaftlichkeit, Gründlichkeit und Sachlichkeit der klassischen Bildung Eintrag thut.

Die Folgen einer solchen Verkennung unserer Muttersprache blieben verborgen, solange sich unser nationales und wirtschaftliches Leben in engen Kreisen bewegte. Sie wurden aber sichtbar, als sich diese Kreise

erweiterten und damit die Anforderungen an die stilistische Gewandtheit größer wurden. Da brach sich die Überzeugung immer mehr Bahn, daß die Darstellungsgabe oder die Fähigkeit, einem gegebenen Stoff die sprachliche Form zu verleihen, die einzelnen Anschauungen zu sondern, zu gruppieren und in Worte zu übersetzen, weit hinter den Ansprüchen der Zeit zurückgeblieben sei, und die lateinische Fremdherrschaft in der Schule daran schuld sei. Es ist hier nicht nötig, die Spuren dieser Entwickelung in unserem modernen litterarischen und politischen Leben weiter zu verfolgen. Unsere Schulen sind nicht Erziehungsanstalten für Dichter, politische Redner und Schriftsteller, sondern eingerichtet für den mit Unrecht so viel geschmähten, braven Mittelschlag, der uns die höheren und niederen Beamten, die Offiziere, die Vertreter der Kaufmannschaft und anderer gewerblichen Thätigkeiten liefert. Aber auch in diese Berufskreise hat jener Aufsatzbetrieb im Laufe der Zeit immer mehr Schatten geworfen, die wohl geeignet waren, das Nachdenken der leitenden Kreise zu erregen und der Pflege des deutschen Stils mehr Aufmerksamkeit zuzuwenden.

Wie wenig entwickelt, sagt Paulsen, beim Abgang von der Schule und ebenso beim Abgang von der Universität die Fähigkeit der Prüflinge ist, auch ganz einfache Gedankenzusammenhänge in angemessener Form darzustellen, das weiß jeder, der Prüfungsarbeiten durchzulesen hatte. Bekannt sind die Klagen über die Unzulänglichkeit in der Ausdrucks- und Darstellungsweise der Untergebenen, wie sie fast täglich bei uns Leiter kaufmännischer und amtlicher Bureaus erheben, wie sie fast alljährlich der Vorsitzende der Justiz-Prüfungskommission veröffentlicht und, ohne damit Vollständigkeit beanspruchen zu wollen, noch jüngst der Kultusminister in seinem Bericht über die Ergebnisse der Direktorenkonferenzen zum Ausdruck gebracht hat.

Mehr aber noch als diese Klagen mußte ein Blick auf das Ausland zur Einkehr mahnen. Dort bewegte sich schon längst der Aufsatzbetrieb in Bahnen, in die erst die Lehrpläne gelenkt haben. So sagt Wiese in den Deutschen Briefen, daß die Schulaufsätze in England bis in die obersten Klassen sehr einfache und praktische Übungen seien, die meist nur die Fähigkeit im Aufmerken und Beobachten gegebener, ganz objektiver Dinge entwickeln und stärken sollen und keinerlei Verstiegenheit und Subtilität zulassen. Man scheine dort in den Stilübungen, fügt er hinzu, immer zu fragen: Weißt du auch, was du sagst? Der junge Mensch soll durch eigene Enthaltsamkeit lernen, sich nicht durch große Klänge, durch Phrasen blenden oder bestechen zu lassen, sondern sich ihnen gegenüber ruhiges Urteil bewahren. Ebenso bezwecken auch in Frankreich nach dem Reglement für den höheren Unterricht die Aufsätze vornehmlich Übung im richtigen Denken und klaren Ausdruck. Sie sollen, wie es darin heißt, die Geister zum Vollbesitz und

vollen Bewußtsein ihrer selbst führen. Und doch wird niemand behaupten können, daß England und Frankreich darum weniger vortreffliche Stilisten unter den Schriftstellern der Gegenwart besitzen. Es ist im Gegenteil vielfach bemerkt worden, daß die Tageszeitungen, zumal die provinzialen, in jenen Ländern sprachlich den unsrigen weit überlegen sind, daß die gerichtlichen Protokolle und Referate, selbst amtliche Erlasse, sowie die industriellen und kaufmännischen Ankündigungen von stilistischen und logischen Mängeln in der Regel freier sind als bei uns.

Um so fühlbarer wurden diese Mängel, als mit dieser Geringschätzung der Muttersprache Hand in Hand eine Überschätzung des jugendlichen Geistes ging, die nicht minder bedenkliche Früchte trug. Während jene Geringschätzung dazu führte, daß man eine Ausbildung der Ausdrucksmittel in der Muttersprache für entbehrlich hielt, verleitete diese Überschätzung zu der falschen Annahme, daß die für die Bearbeitung eines Themas erforderlichen Gedanken bei Schülern der oberen Klassen nicht mehr vorbereitet, sondern nur mit Hilfe inventiösen Nachdenkens entwickelt zu werden brauchen. Was nach Klaucke so selten Erwachsene haben, eigene Gedanken, und was sie noch seltener erlernen, kann man hinzufügen, die Gedanken eines Anderen scharf zu erfassen und in logischer Ordnung und geschmackvoller Form wiederzugeben, das mutete man einem Schülergeiste zu. Der Aufsatz jener Zeiten erhielt daher seine Nahrung nicht aus dem deutschen Unterricht, sondern lehnte sich höchstens an den altsprachlichen oder schwebte ganz und gar in der Luft. Er stand mehr außerhalb als innerhalb der Schule, wurde in der Schule nur aufgegeben und zu Hause bearbeitet, ohne daß für die Beschaffung, Anordnung und Darstellung des Stoffs oder, wie die Alten es nannten, die inventio, partitio, elocutio irgendwie vorher Sorge getragen worden war. Dafür benutzte man die Lehrstunde zu theoretischen Auseinandersetzungen über Logik und Psychologie und rhetorischen Belehrungen über vernunftgemäße Auffindung und Anordnung von Gedankenreihen, die nicht vorhanden waren oder wenigstens nicht auf dem für eine schriftliche Darstellung erforderlichen Untergrunde der Erfahrung und Erkenntnis ruhten.

Dementsprechend verlegen auch die Aufsatz- oder richtiger Dispositionslehren jener Zeit den Schwerpunkt des Aufsatzbetriebes nicht in die Übermittelung eines tüchtigen Gedankenstoffes und in die Entwickelung der Fähigkeit, anschaulich Aufgefaßtes weiter zu entfalten, zu ordnen und korrekt darzustellen, sondern in die Ausbildung der Abstraktionskraft; statt an die in der Jugend so lebendige rezeptive Fähigkeit knüpfen sie an das schwache Inventionsvermögen an. Ihre Methode ist deduktiv statt induktiv, geht vom Abstrakten zum Konkreten statt umgekehrt und ver-

nachlässigt allen antiken Vorschriften zuwider das wichtigere sapere vor dem sich erst aus jenem ergebenden fari. Es war die Zeit, in der der verdeutschte Quintilian, den schon Friedrich der Große zur Lehraufgabe machen wollte, das Palladium der Aufsatzlehre wurde und bald nach sich in die Schulstube den ganzen Apparat der Rhetorik zog, zu dem Laas außer Quintilian mindestens noch des Aristoteles Topik und Rhetorik, Ciceros Bücher vom Redner, Rudolf Agricolas drei Bücher de inventione dialectica und Melanchthons Erotemata dialectices und Elementa rhetorices glaubt rechnen zu müssen.

Diese Übermethode herrschte uneingeschränkt, solange die deutsche Lektüre noch nicht Eingang in die Schulen gefunden hatte und die Beschäftigung mit den klassischen Dichtern für Zeitverschwendung gehalten wurde. Sie führte nach und nach zu einer Verquickung des deutschen und philosophisch-propädeutischen Unterrichts und machte den Aufsatz zu einem Mittel zur Erlernung der Rhetorik, Logik und Psychologie. Die Erfahrung hat zur Genüge gelehrt, daß in dieser ältesten Form seines Daseins der Aufsatz den sublimen Erwartungen und dem Aufwand an Kraft nichts weniger als entsprach. Er lag zentnerschwer auf der Seele der Jugend, viel schwerer als alle übrigen Arbeiten zusammengenommen, und wurde im Laufe der Zeit immer mehr zu einer Qual für Lehrer und Schüler. „Meines Abgangs von der Schule“, sagt Bonnell in seinem Aufsatz über den deutschen Unterricht, „freute ich mich mit meinen Kameraden aus keinem Grunde herzlicher, als weil ich der drei- und vierwöchentlich wiederkehrenden unrichtigen Gedankenembryone für immer entbunden war.“

Das hinderte aber nicht, daß man auf diese Arbeiten, die hinter einer hochtrabenden Aufschrift gewöhnlich einen nur kärglichen Inhalt verbargen, um so stolzer war und für die Qualen, die man gehabt hatte, Ersatz suchte in einer maßlosen Überhebung. Statt jener strengen, Dünkel und falsche Einbildung frühzeitig niederhaltenden Zucht, die der altsprachliche Unterricht für sich mit Vorliebe in Anspruch nahm, erzog diese Herausforderung zum Urteilen über alles und jedes, wie Schmid in der Encyklopädie sagt, vorlautes, keckes Absprechen und Besserwissen und eine Selbstüberschätzung, die, wenn eine Leistung gefordert wird, vergeblich hinter dem krampfhaften Wollen das mangelhafte Können zu verstecken sucht. Die Jünglinge glauben, sagt Schleiermacher, sie können das alles, was man ihnen zumutet, überheben sich, meinen, sie seien wunder was, und in einem Alter, in welchem das Lernen erst recht beginnen soll, rümpfen sie über das Lernen die Nase.

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß auch die Pädagogen jede Wertschätzung des Aufsatzes verloren und zu der Überzeugung

gelangten, daß die Aufsätze in der Muttersprache nicht zu den wichtigsten und unentbehrlichsten Mitteln der Bildung des heranwachsenden Geschlechts zu zählen seien und einen entscheidenden Ausschlag bei Beurteilung der Reife eines Schülers nicht abzugeben haben. „Den ausschließlichen Maßstab der allgemeinen geistigen Ausbildung", heißt es in den erläuternden Bemerkungen zu der Unterrichts- und Prüfungsordnung vom 6. Oktober 1859, „können die deutschen Aufsätze nicht abgeben, und bei sonstiger Gründlichkeit wissenschaftlicher Kenntnisse und bei dem Vorhandensein der unerläßlichen Korrektheit im Schreiben wird bisweilen eine Unfertigkeit des Stils und der Darstellung eine nachsichtige Beurteilung finden."

Damit gelangte amtlich zum Ausdruck, was jene pädagogischen Kreise schon lange erstrebt hatten. Der Aufsatz verlor jede Bedeutung für die Beurteilung der logischen und stilistischen Bildung des Schülers und sank herab zu einem bloßen Gradmesser für die grammatische Sicherheit im schriftlichen Ausdruck. Es war daher nur eine weitere Folge dieser Auffassung, wenn angesehene Philologen nach dem Vorgang Nipperdeys schließlich auf den Gedanken kamen, dieser Scheinexistenz ein gänzliches Ende zu machen, und unter dem Beifall ihrer Standesgenossen die Beseitigung einer Lehraufgabe forderten, die so jungen Herkommens war und weder eine durch Tradition bewährte Methode noch ein sicheres Lehrziel für sich in Anspruch nehmen konnte. Für diese radikale Forderung erwies sich jedoch die Zeit noch nicht reif. Man begnügte sich daher zunächst damit, im Interesse der Konzentration der gymnasialen Bildung den Aufsatz zu einem Anhängsel und Gehilfen der altsprachlichen Lektüre zu machen. In diesem Sinne hatte Schrader davor gewarnt, eine Folge Schillerscher und Goethescher Dramen zu lesen, um die Eigenart und Schönheit beider Dichter reichlich zu veranschaulichen, und dementsprechend geraten, aus den alten Schriftstellern die Themata zu deutschen Aufsätzen zu entnehmen. Vom gleichen Standpunkte aus erklärte auch unter vielen anderen Wendt in seinen Aufgaben zu deutschen Aufsätzen eine eingehende Besprechung unserer Meisterwerke für etwas sehr Bedenkliches und empfahl um so dringender engen Anschluß an die altsprachliche Lektüre.

Unter dem Drucke so gewichtiger pädagogischer Autoritäten gelang es einer anderen Partei von Schulmännern, die den deutschen Unterricht in nationale Bahnen zu lenken bestrebt war, nur sehr schwer, emporzukommen. Sie drang im Geiste Herders und Bernhardis, die schon um die Wende des vorigen Jahrhunderts darauf hingewiesen hatten, auf eine Geist und Charakter bildende Lektüre unserer klassischen Schriftsteller. Die Methode aber, die sie einschlug, brachte dem hinsiechenden Aufsatz keine

Besserung. Raumer, einer ihrer Hauptvertreter, sieht das Ziel des Lektüre-Unterrichts in dem lebendigen, anschaulichen Verständnis unserer klassischen Dichtungen. Er will nicht eine verstandesmäßige Auffassung, nicht begriffliche Klarheit, sondern lebendige, gefühlsmäßige Anschauung des vom Dichter Geschaffenen und verlangt daher, daß die Dichtung ohne ein Wort der Erklärung durch sich selbst, allein durch Vorlesen auf den Geist des Schülers wirke. Hiecke dagegen, der eifrigste Verfechter der deutschen Schullektüre, geht auf ein kraftvolles Durchdringen und Durcharbeiten des gegebenen Stoffs und sucht durch zersetzende Analyse in dem Schüler ein tieferes, reflektierendes Verständnis für das Dichtwerk zu erwecken. Beide aber stellen die Lektüre nur in eingeschränktem Maße in den Dienst des Aufsatzes und benutzen den schriftlichen Gedankenausdruck nicht, um eine Kontrolle für den Grad des Verständnisses des Gelesenen zu gewinnen. Ebenso hat sich auch die Auffassung von Laas, der den Schüler nicht bloß zum anschaulichen und reflektierenden, sondern auch zum kritischen Verständnis der Dichtung führen wollte, für die Entwickelung des Aufsatzes eher schädlich als förderlich erwiesen. Er übertrug nur die bisherige deduktive Methode, die zu Gedanken und zur Darstellung zu erziehen meinte, wenn sie die Gesetze des Denkens und Schreibens lehrte, auf die Lektüre und benutzte dieselbe zu philosophisch-ästhetischen Abstraktionen, die, wie Lehmann sagt, weniger zur Selbständigkeit des Urteils, als zur Oberflächlichkeit desselben und zu äußerer Redefertigkeit führten. Der Aufsatz änderte daher mit der Einführung der Lektüre zunächst nicht seinen Charakter. Er vernachlässigte nach wie vor zu Gunsten der logischen und abstrahierenden Geistesthätigkeit des Schülers die darstellende und rezeptive desselben und befriedigte ebensowenig wie früher das Verlangen nach stilistischer Gewandtheit, das bei der Erweiterung unseres staatlichen und wirtschaftlichen Lebens in immer weiteren Kreisen fühlbar geworden war. So erwies sich auch der Versuch dieser Männer, den Aufsatz neu zu beleben und den Zweck desselben maßgebend zu bestimmen, als ebenso erfolglos wie der von Deinhardt und Lehmann, die sich unabhängiger von ihnen machten.

Es erschien daher noch vor wenigen Jahrzehnten die Aufsatzfrage unlösbar wie die Quadratur des Zirkels, als der Kanonendonner von Sedan die ihr verwandte nationale Frage plötzlich löste und mit der französischen Herrschaft auch die der lateinischen in der Schule brach. Da haben die Helden des Schwertes, die uns mit ihrem Blute das Vaterland erkauften, auch unserer Muttersprache in der Schule das Heim erstritten, das ihr die Helden der Feder im vorigen Jahrhundert nicht zu bereiten vermochten. Der nationale Druck erwies sich stärker als der unserer pädagogischen Autoritäten, und wenn er sich auch in der Schule,

die ja nach einem Ausspruch von Münch immer ein Stückchen Weltgeschichte hinter der Gegenwart herzumarschieren pflegt, erst später geltend machte, als auf allen anderen Gebieten des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens, so überwand er doch endlich die Widerstände, die sich dem Emporkommen des Aufsatzes bisher entgegengestellt hatten. Er drängte auf den bisher nicht betretenen Weg, den die auf Befehl des Kaisers ausgearbeiteten neuen Lehrpläne eingeschlagen haben. Im Gegensatz zu der vorhin erwähnten radikalen Partei, die jede schriftliche Übung im Deutschen aus unseren Schulen zu verbannen wünschte, erheben sie den Aufsatz zum Mittel- und Brennpunkt des gesamten Unterrichts; im Gegensatz zu der altklassischen Richtung, die von einer eingehenden Beschäftigung der Jugend mit den Meisterwerken unserer Litteratur nichts wissen wollte und den Aufsatz zu einem Hilfsmittel der altsprachlichen Lektüre herabzudrücken trachtete, stellen sie den Aufsatz in den fast ausschließlichen Dienst unserer Nationaldichter, und in fernerem Gegensatz zu den letztgenannten Pädagogen machen sie die Lektüre nicht abhängig von einer alleinseligmachenden Methode der Erklärung, sondern benutzen dieselbe einfach als ein Mittel zur Bereicherung des jugendlichen Geistes und Gemüts mit einem wertvollen Inhalt, den Aufsatz aber, um dem Schüler diesen wertvollen Inhalt, der seinem Geiste Halt und Nahrung giebt, zum lebendigen Eigentum zu machen.

Damit aber brechen sie zugleich mit den Vertretern der dialektischen oder rhetorisch-logischen Richtung, die durch rhetorische Kunstlehren glaubten Gedankenreihen erwecken zu können, die der Schüler nicht besitzt, und die Fähigkeit, gedankenreich zu schreiben, allein abhängig machten von der Erlernung der Elemente der Logik und Psychologie. Statt des deduktiven Weges wählten sie vielmehr den induktiven und forderten statt des systematisch-rhetorisch-logischen Kursus, in dem noch Laas die Aufsatzübungen gipfeln ließ, als wesentliche Vorbedingung für die Ausbildung im schriftlichen Ausdruck die Vertiefung der Auffassung und Erweiterung des Vorstellungs- und Gedankenkreises des Schülers mit Hilfe einer mustergültigen Lektüre.

III. Die Wahl des Aufsatzes.

Ziehen wir die Konsequenzen aus dem Gesagten, so sind als verfehlt alle Themata zu betrachten, die nicht an einen von dem Schüler beherrschten Vorstellungskreis anknüpfen, sondern dem Abstraktions- oder Inventionsvermögen des Schülers vorwiegend die Ausführung der Aufgabe überlassen. Dazu gehören zunächst die allgemeinen Themata. Man kann sie scheiden in rhetorisch-logisch-moralische oder rationale und Darstellungen, die, je nachdem der Verstand oder die Phantasie mehr beteiligt

ist, Beschreibungen und Schilderungen genannt werden. Jene operieren mit Begriffen und Urteilen, die dem Schüler noch unklar sind und können außerdem ohne Kenntnis der Regel, einer zweckmäßigen Anordnung von Gedankenreihen, wie sie die Rhetorik giebt, sowie der Wissenschaften, welche die Normen des Vorstellens, Fühlens und Wollens aufstellen, der Logik und Psychologie, Ästhetik und Ethik, nicht fruchtbringend behandelt werden. Wer nicht die für die Meditation erforderlichen Gesetze des inventiösen Denkens kennt und nicht die für die Bestimmung eines Begriffs notwendige Kenntnis der Lehre vom Urteil und Schluß, sowie der Denkformen oder Kategorien besitzt, wird weder Begriffsbestimmungen erschöpfend, noch Sprichwörter oder Sentenzen ätiologisch genau, wie Laas will, behandeln können. Deshalb verlegen auch die Vertreter dieser Themata den Schwerpunkt des deutschen Unterrichts in die Dispositionslehre und die mit ihr zusammenhängenden logisch-rhetorischen Disziplinen. Aber selbst wenn es gelingt, diese Kenntnis dem Schüler zu übermitteln — und das ist sehr wohl möglich —, so ist damit nur ein untergeordneter Teil der Bedingungen erfüllt, an die die Anfertigung eines guten Aufsatzes geknüpft ist. Es ist damit noch nicht der Weg vom Gedanken zum Wort gebahnt und die Schwierigkeit noch nicht überwunden, welche es macht, dem Gedanken die sprachliche Form zu verleihen.

Der Schüler kann sehr wohl unter Anleitung des Lehrers lernen, wie Begriffe erklärt und eingeteilt, Urteile und Schlüsse unterschieden werden, wie unser Gefühls- und Willensleben gegliedert ist, aber diese Kenntnis allein reicht für die Behandlung derartiger Themata nicht aus. Dazu bedarf es noch eines Gedankenreichtums und einer Lebenserfahrung, die dem Schüler ebenso fremd ist wie die dazu erforderliche Sprachgewandtheit. Darin gerade unterscheiden sich die modernen Dialektiker von denen des Altertums, daß sie nur die Ausbildung der bewußten Verstandesthätigkeiten berücksichtigen und auszubilden suchen, aber den weit wichtigeren geistigen Prozeß der Übertragung des Gedankens in die sprachliche oder schriftliche Form ganz und gar vernachlässigen. Im alten Athen und Rom ist niemals der Versuch gemacht worden, den noch nicht zur vollen geistigen Selbständigkeit herangereiften Jüngling mit derartigen Dingen zu behelligen und erfinnen oder Selbsterdachtes darstellen und über Wahrheiten und Erkenntnisse, die außerhalb seines Erfahrungskreises liegen, reflektieren und urteilen zu lassen, ehe sein Gedankenkreis und damit seine Urteilsfähigkeit die dazu erforderliche Weite erlangt hatte. Demosthenes war zwanzig Jahre alt, als er sich rhetorisch-logischen Studien zu widmen begann, um den Beruf eines gerichtlichen Redners mit dem eines politischen zu vertauschen, und Cicero sogar noch älter, als er denselben Weg einschlug. Quintilian sagt denn auch ausdrücklich, daß es ein eitles

Bemühen sei, Knaben die Redekunst lehren zu wollen. In pueris oratio perfecta nec exigi nec sperari potest. II, 4, 4. Deshalb sind derartige Themata auch nicht als zu schwer, sondern als unpädagogisch und als eine Art mittelalterlichen Niederschlags in die moderne Zeit zu betrachten.

Dessenungeachtet werden die lehrreichen Schriften, welche Deinhardt, Laas und nach ihnen Bindseil, Schnippel u. a. über den dialektischen Aufsatz angefertigt haben, für die Schule sehr nutzbar gemacht werden können, wenn man sie benutzt, um Dispositionen oder Materialiensammlungen, aber nicht Aufsätze machen zu lassen, und zugleich damit den Schüler in das begriffliche Denken einzuführen sucht. Zu diesem Zwecke empfiehlt es sich, vor Schluß jedes Vierteljahrs einige Stunden auf derartige Übungen zu verwenden, die gewonnenen Dispositionen während der Ferien ausarbeiten und nach nochmaliger Durchsicht nach den Ferien in ein besonderes Heft eintragen zu lassen. Wird das drei Jahre hindurch konsequent durchgeführt, so erhält damit der Schüler einen nicht zu verachtenden Schatz von allgemeinen methodischen und logischen Bestimmungen für das Leben. Laas überschätzt aber diese dialektische Thätigkeit, wenn er meint, daß durch sie die beklagenswerte Kluft zwischen den Anforderungen der Schule und denen der Universität und des Lebens überbrückt werden könne. Wenigstens ist der größte Dialektiker unseres Jahrhunderts, Hegel, ganz anderer Meinung, wenn er in dem Leben Hegels von Rosenkranz sagt, daß man von der Jugend nicht Selbsterdachtes fordern, vielmehr auf eine klare und geschmackvolle Reproduktion dessen sehen solle, was im Kreise des Gymnasiums vorgekommen ist. Es spricht auch die Erfahrung gegen eine Methode, die zwar dem Lehrer eine oft erwünschte Gelegenheit gab, gewichtige, wenn auch schon verrostete Waffen aus der Rüstkammer des Altertums in die Arena der Schulstube zu schleppen, aber für die Beurteilung der Befähigung eines Schülers sich als völlig nichtig erwiesen hat. Winckelmann, der zu unseren größten Stilisten gehört, stand hinter seinen Altersgenossen in der Bearbeitung derartiger Themen weit zurück und erhielt in seinem Schulzeugnisse die Bemerkung, daß er im deutschen Stil leider gar keine Fortschritte gemacht habe. Ebenso hat auch der Bischof Tegnér unter vielen anderen offen erklärt, daß ihm in seiner Jugend nichts schwerer geworden und nichts so wenig gelungen sei als die sogenannten freien Arbeiten in der Muttersprache.

Die Darstellungen aus dem äußeren und inneren Leben des Schülers, die Beschreibungen und Schilderungen, sowie die reinen Phantasiethemata haben vor den rationalen den Vorzug, daß sie nicht bloß die bewußte Verstandesthätigkeit, sondern auch das Gemüt und die Phantasie in Bewegung setzen. Gegebene Anschauungen und Vor-

stellungen durch eigene Geistesthätigkeit in neue, nicht gegebene Verbindung zu bringen oder aus der Form der sinnlichen Anschauung in die Form der Vorstellung durch Worte zu übersetzen, ist ihre Aufgabe. Sie sind daher ein vortreffliches Mittel, um den Sinn für die Beobachtung und die Folge des Erlebten und Gesehenen zu schärfen, und bieten außerdem nur formale Schwierigkeiten, da der Stoff in dem Erfahrungskreise des Schülers liegt und nicht erst durch gemeinsame Arbeit von Lehrer und Schüler herbeigeschafft zu werden braucht. In einer Zeit, in der man die Herbeischaffung des Stoffs für die wichtigste Arbeit des Schülers bei Anfertigung des Aufsatzes hielt, galten darum derartige Aufgaben gewöhnlich für leicht, und auch heute noch werden sie nicht bloß in den oberen, sondern auch in den mittleren Klassen zur Bearbeitung gegeben. Der Schüler braucht weder umfassende Studien zu machen, noch zu anderweiter Hilfe zu greifen, um Stoff zu gewinnen, sondern hat zu ordnen und niederzuschreiben, was er selbst erlebt, gesehen und empfunden hat.

Das ist jedoch nicht so einfach, wie man glaubt. Der Schüler kann sehr wohl bestimmte Anschauungen von einer Örtlichkeit, Begebenheit, einer Reise, Jahres- und Tageszeit oder von den Erlebnissen eines Greises, eines alten Pferdes (Cholevius) u.s.w. haben, er vermag auch wohl darüber fließend zu reden, er ist aber darum noch nicht im stande, die Gedanken so zu konzentrieren und zu fixieren, die bekannten Anschauungen so zu sondern, zu gruppieren oder wirkungsvoll zu steigern, wie es für eine schriftliche Wiedergabe erforderlich ist. Gerade bei einem Stoffe, der so alltäglich und bekannt ist wie der solcher Themata, ist diese Schwierigkeit um so größer, zumal jeder Rückhalt, den sonst das dichterische Vorbild oder die Belehrung des Lehrers bietet, in diesem Falle fehlt. Allerdings gewährt es eine Erleichterung, wenn das Thema nicht so allgemein gestellt wird wie: der Jahrmarkt, der Herbst, der November u.s.w., sondern in dem Thema schon der Gesichtspunkt, nach dem es bearbeitet werden soll, hervorgehoben und gesagt wird: ein Weg über den Jahrmarkt, der November in der Natur und im menschlichen Leben, der Herbst, ein fröhlicher Geber, ein Maler, ein Prediger u.s.w., aber auch dann wird es nur wenig den gehegten Erwartungen entsprechen. Diese formalen Schwierigkeiten wird der Schüler aber nicht überwinden lernen, wenn er fortgesetzt mißlungene Versuche macht, sondern nur, wenn sein Gedankenkreis erweitert, seine Empfindungen vertieft, seine Darstellungsgabe an Vorbildern erzogen, seine Phantasie veredelt, seine Willenskraft gestählt und seine Lebenserfahrung reicher wird. Wie schwer dies ist, und wie selten derartige Darstellungen selbst vielgenannten Schriftstellern gelingen, beweist zur Genüge unsere an Reise-

beschreibungen, Naturschilderungen und Lebenserinnerungen so umfangreiche Litteratur.

Schon darum sind derartige Themata nicht zu empfehlen. Sie werden mehr häuslichen und privaten Bedürfnissen gerecht und können diesen überlassen werden, den Zwecken eines Schulaufsatzes entsprechen sie nur wenig. Sie erweitern weder den Gedankenkreis, noch fördern sie die stilistische Gewandtheit. Höchstens werden sie einmal gelegentlich gestellt werden können, um nicht nur eine Abwechselung in den Aufsatzbetrieb zu bringen, sondern um auch den Schüler, wenn es nötig ist, von der Ohnmacht seiner Ausdrucksmittel gegenüber einem Stoffe, den er für leicht und angenehm hält, zu überzeugen und dadurch zu um so größerer Strebsamkeit anzuspornen. Besonders empfiehlt es sich, derartige Themata als freiwillige Aufgaben für die Ferien zu stellen und die gelieferten Aufsätze nach kurzer Durchsicht und Besprechung bis zum Abgang des Schülers aufzubewahren.

Für die Schule selbst aber werden derartige Aufgaben nur fruchtbar gemacht werden können, wenn die Erfahrungen, Beobachtungen und Empfindungen des Schülers durch ein dichterisches Vorbild Fülle und Tiefe erhalten und die Darstellungsgabe zugleich dadurch belebt wird, wenn der Schüler z. B. Naturbilder nach Walthers Liedern entwerfen, einen Stromlauf nach Mahomets Gesang von Goethe, ein Berggewässer nach Hebels Wiese, das Bild einer kleinen Stadt nach Goethes Hermann und Dorothea, ein ländliches Idyll nach der Schilderung von Parzivals Kindheit in Soltane, das Leben auf einer Burg nach den Nibelungen oder der Gudrun u. s. w. schildern soll. Noch besser ist es, wenn mit diesen örtlichen Schilderungen zugleich charakteristische Unterredungen verbunden werden und das Thema lautet: Im Garten von Aranjuez (Don Carlos, Domingo, Marquis Posa), Im Garten von Belriguardo (Tasso, Antonio), Unter den Palmen von Jerusalem (Nathan, Tempelherr), Auf der Burg Jaxthausen (Weislingen, Götz) u. s. w.

Berechtigter erscheinen die kulturhistorischen Themen. Sie haben erst in den letzten Jahrzehnten in den Aufsatzbetrieb Eingang gefunden und bilden einen Übergang von den allgemeinen oder freien Themen, die sich der Gesamtbildung des Schülers anzupassen suchen, zu den besonderen, die sich an einen bestimmten Lehrgegenstand anlehnen. Soweit sie von der Lektüre unabhängig sind, gehören sie zu den allgemeinen, während die von der Lektüre abhängigen zu den besonderen zu zählen sind. Sie haben in den Aufsatzbetrieb die Fragen gezogen, wie sich der Mensch einzelne Naturprodukte, Naturkräfte, Kulturpflanzen und Manufakte dienstbar gemacht hat, und die Erfindungen und Entdeckungen mit ihren Ursachen und Folgen, die kulturhistorische Bedeutung bevorzugter Erdstellen, die koloni-

satorischen Gegensätze der Phönicier und Griechen, Romanen und Germanen, die Wandlungen und Wirkungen wichtiger Verkehrsmittel u. a. zum Gegenstand von Schulaufsätzen gemacht. Diese Aufgaben haben vor den rationalen Themen sowie vor denjenigen, welche an Selbsterdachtes, Selbsterlebtes oder Selbstgesehenes anknüpfen, den unbestreitbaren Vorzug, daß sie weniger mit abstrakten als mit konkreten Begriffen zu thun haben, den Aufsatz auch in Verbindung mit anderen Lehrgegenständen bringen und den Schüler nötigen, zerstreute Bausteine zu einem einheitlichen Bau zusammenzutragen. Damit werden sie zugleich nicht nur der induktiven Lehrweise gerecht, die mit Hilfe des Sichtbaren den Schüler in das Reich der Ideen zu führen sucht, sondern auch der Forderung der Lehrpläne, daß der Aufsatz seinen Stoff dem gesamten Unterricht zu entnehmen habe. Dennoch entsprechen auch sie dem Hauptzweck des Aufsatzes, der darin besteht, daß der Schüler für den Ausdruck der Gedanken befähigt werde, nicht völlig.

Sie haben weit weniger einen sprachlich bildenden als stofflichen Wert. Sie eröffnen dem Schüler in den Werdeprozeß der Menschheit Perspektiven, welche nicht nur seine Denkkraft, sondern auch seine Denklust beleben, aber die darzustellenden Gedanken schlagen darum noch nicht so feste Wurzel in seiner Seele, daß ein Baum daraus erwachsen kann. Sie werden bloß geweckt, gelangen aber nicht zur Aneignung, weil sie nur durch das flüchtige Wort des Lehrers übermittelt werden. Der Schüler versteht sie zwar, wenigstens besser als die abstrakten der rationalen Themen, aber seine geistige Entwickelung hat noch nicht den Grad erreicht, der erforderlich ist, um sie schriftlich zu gestalten. Das Kind blickt Verständnis, wie Münch trefflich sagt, lange ehe es Verständnis äußert, und äußert es mit Gebärden früher als mit Worten und mit unbehilflichen, suchenden, tastenden Worten früher als mit sicheren und allgemein gültigen. In ähnlicher Weise läßt uns auch der aufmerksame Schüler nicht darüber im Zweifel, daß er die Gedanken lebhaft aufgefaßt hat, aber seine Sprache, die von der naiven Entwickelungsstufe des Kindes bereits zu der Reflexion vorgeschritten ist, aber noch immer in einem Stadium der Gärung ist, läßt ihn im Stich, wenn er für die neuen Vorstellungen und Verbindungen die passenden Ausdrücke und Figuren finden soll. Es ist dieselbe Erscheinung, die sichtbarer beim Lesen hervortritt. Auch da fehlt die bestimmte, logische, dem Gedanken sich anschmiegende Form, solange der Inhalt nicht seelisch erfaßt ist. Diese Seelenbildung fördern aber nur einseitig die durch das Wort übermittelten Gedanken. Sie verblassen, sobald das Wort des Lehrers verklungen ist, isolieren sich und gewinnen nicht die für die Worteinkleidung erforderliche Klarheit und Stärke. Die Folge davon ist, daß dem Schüler, wenn

die Hilfe des Lehrers bei Abfassung der Arbeit fehlt, die Wortform nicht zu Gebote steht, die Kraft des Zusammenhanges versagt und die Gedanken unvermittelt und oft ohne Verständnis des Wortbegriffs dem Wortklange nach aneinandergereiht werden.

Selbst wenn die Disposition bis ins einzelne gegeben ist, wird das sprachliche Gewand, das er den meist richtig erkannten Gedanken und Empfindungen giebt, nicht im stande sein, die noch unvollkommene Seelenbildung zu verdecken. Das beweist zur Genüge, daß durch bloßes Anhören und Aufnehmen von Gedanken die Ausdrucksmittel des noch ungeübten Schülers nur mangelhaft gefördert werden. Dazu bedarf es einer noch kräftigeren Stütze, als sie das Wort des Lehrers bietet. Diese gewährt allein die Lektüre. Wenn der Schüler die darzustellenden Gedanken in einem musterhaften Aufbau vor sich verkörpert sieht und in die einzelnen Teile dieses Baues an der Hand des Lehrers geführt worden ist, so hat er ein sichtbares Vorbild, an dem er fortgesetzt seine Auffassung und seinen Ausdruck berichtigen und bilden kann. Es ist daher gar nicht selten, daß derselbe Schüler, der ein Thema jener Art nur sehr mangelhaft zu stilisieren und zu periodisieren vermochte, ein Thema dieser Art bei gleichem Fleiß und gleicher Begabung stilistisch und logisch durchaus zur Zufriedenheit behandelt.

Einen höheren Wert gewinnen jene kulturhistorischen Aufgaben schon, wenn sie sich an die Lektüre wenigstens anlehnen, und der Schüler veranlaßt wird, das Königtum, die Volksversammlung, die griechischen Spiele nach bestimmten Stellen im Homer, das Volksleben im alten Rom nach Shakespeares Koriolan, der Niederländer nach Goethes Götz, der Schweizer nach Wilhelm Tell darzustellen, oder die Frage zu behandeln, welchen Lebensgebieten Homer seine Vergleiche entnimmt, wie bei ihm zukünftige Ereignisse durch die Götter vorausgesagt werden, welche heidnischen, sagenhaften und christlichen Elemente in den Nibelungen kenntlich hervortreten, welchen politischen und religiösen Standpunkt Walther in seinen Liedern vertritt u. a. Vor den von der Lektüre unabhängigen kulturhistorischen Themen haben sie damit noch voraus, daß sie den Schüler zu einem tieferen Verständnis und zu einer freieren Beherrschung des Lesestoffs nötigen.

Aber auch so fördern sie nur indirekt die Aufgabe, die auch bei Schülern der oberen Klassen noch schwache Brücke vom Gedanken zum Wort zu befestigen und auszubauen. Das vermögen allein die der Lektüre direkt entnommenen Themen. Sie werden daher auch den Kern- und Angelpunkt, um den sich der Aufsatzbetrieb dreht, bilden müssen, wenn dem im öffentlichen und litterarischen Leben so fühlbar gewordenen Bedürfnis, den schriftlichen Ausdruck in der Muttersprache zu verbessern,

Rechnung getragen werden soll. Neben ihnen werden selbst die aus der vaterländischen Geschichte entnommenen Stoffe, auf welche die Lehrpläne besonders aufmerksam machen, eine minder wichtige Stellung einnehmen. Jedoch auch die der Lektüre entnommenen Aufsätze bedürfen einer gewissen Einschränkung, da sich auch ihrer die nicht satt machende, aber doch unersättliche Abstraktionssucht bemächtigt hat. Dazu gehören vor allen Dingen die philosophisch-ästhetischen und kritischen Themata, deren Sinn trotz des stolzen Klanges nicht selten sogar dem kundigen Lehrer verschlossen bleibt. Selbst wenn sie hinreichend vorbereitet sind, dürften Themata wie: „Ist Lessing in seinem Laokoon wirklich nur ein Spaziergänger?", „Wie verhalten sich die Begriffe ‚Erziehung zur Humanität' und ‚patriotische Erziehung'?", „Vom Begriffe der schönen Wissenschaften", „Die schöne Seele", „Wesen und Form des Refrains bei Goethe" und dergleichen mehr einer naturgemäßen Forderung der nach Aufklärung ringenden Entwickelungsperiode des Primaners nicht gerecht werden. Gewiß erscheint die Befürchtung, daß, wie Alexi sagt, durch derartige Aufgaben der Geist der Sophistik, der Geist der Lüge andressiert wird, übertrieben, aber der Zweck, dem die Schulaufsätze dienen, ist doch wichtiger als die Absicht, der jene Schulmänner nachgehen.

(Schluß folgt.)

Eine Methodik des deutschen Unterrichts aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts.

Von Seminardirektor Dr. **Kahl** in Pfalzburg i. Lothr.

1738 erschien zu Frankfurt und Leipzig bei Johann Friedrich Jahn in erster, 1750 in zweiter Auflage die deutsche Übersetzung eines französischen pädagogischen Werkes, das im vorigen Jahrhundert nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland[1]) großes Ansehen genoß und weite Verbreitung fand:

Rollin, De la manière d'enseigner et d'étudier les belles lettres par rapport à l'esprit et au cœur, zuerst Paris 1725.

1) Friedrich II. stellte schon als Kronprinz das Buch sehr hoch und trat mit dem Verfasser in briefliche Verbindung; Gesner war voll Bewunderung für Rollin: vergl. Kämmel in Schmids Encykl. des ges. Erz.- und Unterrichtswesens, 1886, VII, 1 S. 269. Auch Felbiger, der das Buch im vierten Hauptstück seiner „Eigenschaften, Wissenschaften und Bezeigen rechtschaffener Schulleute" benutzt hat, hat in dem Gutachten über die schles. Gymnasien vom 5. Januar 1769 das Studium Rollins warm empfohlen: Publikationen aus den königl. preußischen Staatsarchiven XVIII, 353.

Die deutsche Übersetzung, die mir in der zweiten Auflage zur Verfügung stand, hat den Titel:

Herrn Carl Rollins
Anweisung, wie man die freyen Künste lehren und lernen soll. In vier Theilen abgefasset. Aus dem Französischen übersetzt von Johann Joachim Schwaben.

Es ist hier nicht der Ort, auf die pädagogische Bedeutung des Werkes von Rollin einzugehen; wer sich darüber zu unterrichten wünscht, sei auf Kämmels Aufsatz in Schmids Encyklopädie und besonders auf Völcker: Rollin als Pädagog. Leipzig 1880[1]) verwiesen.

Die deutsche Übersetzung, die Johann Joachim Schwabe zum Verfasser hat, zeichnet sich dadurch aus, daß sie an Stelle des Abschnittes, in dem Rollin von der Erlernung der französischen Sprache spricht[2]), eine Abhandlung: „Von Erlernung der deutschen Sprache" bringt, die bis jetzt, soweit mir die einschlägige Litteratur bekannt geworden ist, in den Arbeiten über die Geschichte der Methodik des deutschen Unterrichts nirgends berücksichtigt worden ist. Sie verdient aber eine solche Berücksichtigung schon um deswillen, weil sie eine der ersten zusammenfassenden Darstellungen der Methodik des deutschen Unterrichts ist, die wir kennen.

Gegen das Ende des siebzehnten und in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts mehrten sich in allen Teilen Deutschlands die Stimmen für deutsche Schulsprache und deutschen Unterricht[3]); aber trotzdem gehörte ein gewisser Mut dazu, den methodischen Unterweisungen für die Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache solche für die Muttersprache voranzusetzen. Allerdings war Schwabe durch seine Vorlage gedeckt, und es wiederholt sich hier derselbe Vorgang, der sich im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert oft beobachten läßt: „daß der Deutsche, um einen älteren überlebten Zustand zu beseitigen, sich zunächst an fremde, romanische Völker anlehnt, die den Schritt schon seit längerer Zeit gethan haben, den er selbst zu thun im Begriff ist".[4]) Wenn es in der Coburger Schulordnung von 1605 heißt: In exercitiis styli dent operam (docentes), ut Scholastici Latinae et vernaculae orationi pariter assuescant; idque gentium vicinarum, quae politiores sunt et patrias excolunt linguas, exemplo[5]), so entspricht das

1) Fehlt bei Kämmel.

2) I, 179—257 in der mir vorliegenden Ausgabe Halle, bei Trampe, 1774 bis 1783.

3) Rudolf v. Raumer in seines Vaters Gesch. d. Pädagogik III.[4] 157.

4) Raumer a. a. O. S. 155.

5) Raumer S. 131.

dem, was Johann Balthasar Schuppius[1]) sagt: „Es ist die Weißheit an keine Sprach gebunden, warumb solte ich nicht in Teutscher Sprache eben so wol lernen können, wie ich Gott erkennen, lieben und ehren solle, als in Lateinischer? Warumb solte ich nicht eben so wol in Teutscher Sprache lernen können, wie ich einem Kranken helffen könne, auff Teutsch, als auff Griechisch oder Arabisch? Die Frantzosen und Italianer lehren und lernen alle Facultäten und freye Künste in ihrer Mutter-Sprache. Es ist mancher Cardinal, mancher grosser Prälat in Italien, welcher nicht Latein reden kan.“

Und auch hier mag daran erinnert werden, daß Christian Thomasius seine erste deutsche Universitätsvorlesung in Leipzig 1687 durch einen gedruckten „Discours, welcher Gestalt man denen Franzosen im gemeinen Leben und Wandel nachahmen soll“ ankündigte, den er als Programm an das schwarze Brett anheften ließ.[2])

In Frankreich konnten aber vor allem die Schüler des Port Royal den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, „die französische Zunge in ihrer Heimat in ihr Recht gesetzt zu haben; zu einer Zeit, wo die edelsten Männer daran arbeiteten, eine Schriftsprache zu schaffen, die alle Kraft und Anmut, die Gott dem Ausdruck ihres Volkes verliehen, zur Geltung kommen lasse, auch die Schule zur Teilnehmerin an solchen Bestrebungen gemacht zu haben. Es war damals und dort dasselbe Feuer erglüht, welches 100 Jahre früher und 150 Jahre später in Deutschland flammte; darum ward aller Unterricht französisch erteilt und der Ausbildung des Stils eine große Sorgfalt zugewendet.“[3]) Rollin aber, der vom Port Royal ausging[4]), wurde auch in dieser Hinsicht der Träger der Überlieferungen jener jansenistischen Lehrer, und so darf es uns nicht wundernehmen, daß sein pädagogisches Hauptwerk der Erlernung der französischen Sprache einen ausführlichen Abschnitt widmet.

Rollins deutscher Übersetzer befolgte den Grundsatz: „Was dem Franzosen recht ist, ist dem Deutschen billig“ und unternahm es, „anstatt des Hauptstücks von Erlernung der französischen Sprache etwas von der Unserigen zu sagen“. Er hat es für nötig erachtet, sich in der Vorrede wegen dieses Unterfangens folgendermaßen zu rechtfertigen: „Die Absicht des Herrn Rollin war, seine Landsleute zu ermahnen, sich mit größerem Fleiße auf ihre Muttersprache zu legen, und dieselbe nach Regeln zu

---

1) Der Teutsche Lehrmeister, in: Lehrreiche Schrifften von Joh. Balth. Schuppen, Frankfurt a. M. 1684, S. 900.

2) Raumer S. 156.

3) Schneider in Schmids Encyklopädie VI, 156.

4) Schneider in Schmids Encyklopädie VI, 156; Kämmel ebenda VII, 1 S. 270, und Völcker S. 4, 11, 19 u. ö.

erlernen. Mußte ich ihm hierinnen nicht nachfolgen? Konnte ich da aber wohl dasjenige beibehalten, was seine Landessprache anging; oder war es nicht vielmehr meine Schuldigkeit, seine Grundsätze auf unsere Sprache und deren Erlernung zu ziehen? Was würde man für Nutzen davon gehabt haben, wenn ich Regeln und Anmerkungen aus der französischen Sprachkunst, französische Übersetzungen nebst ihren Critiken beygebracht hätte? Es könnte seyn, daß einem und dem andern ein Gefallen damit geschehen wäre: allein man hätte dadurch nicht den abgezielten Endzweck erreichet. Ich habe also lieber diesen vor Augen behalten, als auf die Neugier weniger Personen sehen wollen. Man mag aber dabey wissen, daß ich dennoch den Fußstapfen des Herrn Rollin getreulich gefolget bin, so viel sich's nur thun lassen. Ich kann mir aus dem ganzen Hauptstücke eigentlich weiter nichts zueignen, als die Anführung und Beurteilung der deutschen Exempel. Die Grundsätze und Vorschriften, nach welchen solche geschehen ist, kommen von dem Herrn Rollin; und ich habe von seinen Regeln nur die Anwendung gemacht und solche Erläuterungen dazu genommen, die sich für Deutsche schickten." (Vorrede XXII.)

In diesen Worten ist das Verhältnis Schwabes zu Rollin klar bezeichnet; wir dürfen von Schwabe keine selbständige Leistung erwarten, und doch ist das, was er bietet, ein wertvoller Beitrag zur Geschichte der Methodik des deutschen Unterrichts.

Bevor wir aber das Wichtigste aus Schwabes Ausführungen mitteilen, wobei wir stets auf Rollin selbst zurückgreifen werden, sei hier einiges über ihn, sein Leben und seine Schriften gesagt.[1])

Schwabe ist der Träger eines in der deutschen Litteraturgeschichte nicht unbekannten Namens. Denn er war der Herausgeber der „Belustigungen des Verstandes und Witzes", die in dem Streite zwischen Gottsched und den Schweizern eine so wichtige Rolle spielten.

Schwabe, geb. am 29. September 1714 zu Magdeburg, trat schon 1734 in Beziehungen zu Gottsched, „als dessen ‚getreuester Schildknappe' er zu seinem litterarischen Namen gelangte".[2])

Frühzeitig sehen wir ihn als Übersetzer, besonders pädagogisch-didaktischer Schriften, thätig. Durch die Herausgabe des berühmten Werkes von Rollin „Anweisung, wie man die freyen Künste lehren und lernen soll" erwarb er sich ein besonderes Verdienst, und Gottsched

---

1) Für Schwabe kommt neben der biogr. Notiz in Meusels Lexikon der von 1750 bis 1800 verstorbenen Schriftsteller XII, 1812 der ausführliche Aufsatz von Gustav Waniek in der Allgem. Deutschen Biographie Bd. XXXIII S. 162 bis 171 in Betracht.

2) Waniek S. 162.

wurde nicht müde, den Lehrern der deutschen Sprache diese Bearbeitung angelegentlichst zu empfehlen.[1]) Welches Vertrauen Gottsched seinem Schüler schenkte, geht daraus hervor, daß er ihm 1736 die Sammlung und Herausgabe seiner „Gedichte" übertrug.

Als sich in Schwabe, der sich bisher nur als Sammler und Übersetzer bethätigt hatte, das Verlangen regte, zu litterarischer Selbständigkeit zu gelangen, warf er sich auf die Herausgabe „moralischer Zeitschriften", die zu jener Zeit außerordentlich beliebt waren. So leitete er seit 1738 eine Wochenschrift „Der Freymäurer", zu deren Mitarbeitern auch Gottsched gehörte. An ihre Stelle traten 1741—1745 die bereits erwähnten „Belustigungen des Verstandes und Witzes", von denen Waniek sagt (S. 166): „Die Belustigungen sind das wichtigste litterarhistorische Denkmal für das erste Auftreten der entbundenen Kräfte aus dem Banne platter Nüchternheit, für den beginnenden Kampf der Phantasie um die ihr vorenthaltene bevorzugte Stellung in der Dichtung". Den bekannten feindlichen Angriffen der Schweizer erlagen die Belustigungen 1745, und damit hörte Schwabes thätiges Eingreifen in die Litteraturbewegung auf.[2]) Er befaßte sich jetzt wieder mit Übersetzungen, so auch von Rousseaus Emil 1762 und Lockes „Gedanken von der Erziehung" 1761. Er starb am 12. April 1784 in Leipzig.

Ich wüßte ihn nicht besser zu charakterisieren, als durch die Worte, mit denen Waniek seinen Aufsatz in der Allgem. Deutschen Biographie schließt (S. 170): „Gewiß lassen sich von jenen Männern, welche den Stab des viel verspotteten Geschmacksdiktators Gottsched bildeten, keine geistigen Großthaten erzählen; aber durchdrungen von der Idee einer geistigen Erhebung des deutschen Volkes haben sie mit dem vollen Einsatze ihrer beschränkten Mittel eine Summe von Einzelleistungen zu stande gebracht, deren Bedeutung für den unmittelbar folgenden Aufschwung der deutschen Litteratur heute nicht mehr verkannt wird. Und Schwabe ist der Eifrigsten und Ausdauerndsten einer. Aber sein Leben ist gewissermaßen auch ein Bild im kleinen für die ohnmächtige Abhängigkeit des geistigen Lebens seiner Zeit. Er war keine selbständige Natur, und unter der Ungunst äußerer Verhältnisse mußten sich die angeborenen Schranken seines geistigen Wesens noch immer mehr verengern. So war er denn frühzeitig unter die Herrschaft einer zweifelhaften geistigen Größe geraten, die ihm Richtung und Ziel gab und deren Einfluß er sich nie ganz entwinden konnte."

Lassen wir nunmehr ihm als Methodiker des deutschen Unterrichts das Wort! Zuvörderst muß noch einmal daran erinnert werden, daß durch

1) Critische Beiträge VIII, 528; Waniek S. 163.
2) Waniek S. 168.

Rollins ganzes Werk sich der Grundgedanke hindurchzieht, daß der Muttersprache in allem Unterrichte der Vorrang gebührt. Schon da, wo er von den ersten Unterweisungen der Kinder spricht, tadelt er es heftig, daß man noch immer dem Lateinischen den Vorzug vor der Muttersprache gebe.[1] Und die Einleitung in den Abschnitt über die Erlernung der Sprachen schließt er mit den Worten, die seinen Standpunkt deutlich kennzeichnen: „Les langues qui se doivent enseigner dans les collèges de France se réduisent à trois: la Grecque, la Latine, la Française. Je commencerai par la dernière, parceque je crois, que c'est par elle que doivent commencer les études."[2])

Hierdurch war es Schwabe leicht gemacht, auch seiner Muttersprache eine bevorzugte Stellung anzuweisen und die Forderung zu begründen, daß „man alle Tage durch alle Klassen eine gewisse Zeit auf die Erlernung unserer Sprache wende". Denn „es giebt wenig Personen, die die deutsche Sprache nach Regeln wissen. Man glaubt, die bloße Gewohnheit sey schon genug, darinnen geschickt zu werden. Man befleißigt sich sehr selten, die Eigenschaften derselben zu ergründen und alle ihre Zärtlichkeiten (délicatesses) auszustudieren. Oftmals weis man auch die allergemeinsten Regeln davon nicht, welches man vielfach in den Briefen der geschicktesten Leute selbst wahrnimmt."[3])

Für die Erlernung der deutschen Sprache kommen namentlich vier Mittel in Betracht: „die Kenntnis der Regeln, die Lesung deutscher Bücher, die Übersetzung, die eigene Ausarbeitung".

Zu einer vollständigen Methodik des deutschen Unterrichts gehört auch das Lesen- und Schreibenlernen. Rollin und sein Übersetzer haben dies nicht vergessen, aber an anderer Stelle, da, wo von dem ersten Unterricht die Rede ist, hiervon gehandelt.[4]) Aus dem dort Ausgeführten sei hier nur hervorgehoben, daß er für das Lesenlernen eine Einrichtung empfiehlt, die an die in unseren Volksschulen eingeführten „beweglichen Lettern" erinnert; von der in den Schulen von Port-Royal angewandten Lautiermethode[5]) scheint Rollin nichts gewußt zu haben. Er ist ein Feind der sinnlosen Silbenzusammenstellungen und wünscht, daß die Kinder nur sinnvolle Wörter und später Sätze lesen, und zwar solche, die dem Anschauungs- und Erfahrungskreise der Kinder entstammen. Mit dem Schreiben muß möglichst früh begonnen werden.

---

1) I, 13.
2) I, 180.
3) I, 406.
4) Rollin I, 7; Schwabe I, 316; Völcker S. 22.
5) Fechner, Methoden des ersten Leseunterrichts, 1882, S. 138.

Zur Kenntnis der Regeln, die nach Rollin und Schwabe für die Erlernung der Muttersprache unerläßlich ist, gehört ein Einblick in die verschiedenen Wortarten, in Deklination und Konjugation sowie „die gemeinsten Regeln der Wortfügung" und die Zeichensetzung. Daneben darf die Pflege einer guten Aussprache nicht vernachlässigt werden. „So ist es auch nötig, daß der Lehrer auf die verschiedenen Fehler der Rede oder der Aussprache, welche einer jeden Landschaft[1]), und zuweilen selbst denen Städten eigen sind, die sich auf die Zierlichkeit im Reden am meisten einbilden, aufmerksam sey und sie wisse, damit er die Kinder solche vermeiden lasse und sie darinnen verbessere. Man sollte nicht glauben, wieviel Mühe ihnen diese erste Sorgfalt in einem höheren Alter ersparen wird."[2]) Je älter nun die Schüler werden, desto eher wird man mit ihnen über die Sprache selbst reden können. Rollin hat sich hierüber ziemlich kurz geäußert; er trifft aber in der Hauptsache das Richtige, wenn er — ich lasse hier wieder seinem Übersetzer das Wort — sagt (I, 408): „Ein scharfsinniger Lehrer wird die gelehrten Anmerkungen gut zu gebrauchen wissen, die uns so viele geschickte Männer von unserer Sprache schon geliefert haben. Allein man muß eine Wahl darunter halten, und alles weglassen, was nicht sonderlich gebräuchlich oder für Knaben noch zu schwer ist. Ordentliche und lange Lektionen über eine so trockene Materie könnten ihnen sehr ekelhaft werden. Kurze Fragen, die man jeden Tag nach Art eines gemeinen Umganges vortrüge, wo man sie selbst um Rat fragte und die Kunst gebrauchte, daß man sie das sagen ließe, was man sie lehren wollte, würden sie spielend unterrichten und durch einen unvermittelten Fortgang, der viele Jahre durch fortgesetzt würde, ihnen eine tiefe Kenntnis von der Sprache beybringen."

Zu den Regeln, deren Kenntnis der Schüler nicht entbehren kann, gehören auch die der Rechtschreibung. In diesem Abschnitte zeigt Schwabe größere Unabhängigkeit von Rollin als sonst, ohne daß das, was er vorbringt, besondere wissenschaftliche Einsicht in die deutsche Rechtschreibung verrät. Bald soll der Gebrauch entscheiden, der „in Sachen, so die Sprachen betreffen, ein uneingeschränkter Herr ist und wider welchen selbst die Vernunft ihre Rechte verliert"; darum lehnt er die von mehreren Neueren — Zesen u. a. — vorgeschlagene Schreibung: Zizero, Ferd, säzzen, vil, mer u. s. w. ab. Bald soll das geschichtliche Prinzip maßgebend sein, nach dem man „in den Wörtern unserer Sprache allezeit gewisse Buchstaben behalten muß, die entweder sehr

1) Über Gottscheds Stellung zu den Provinzialismen vergl. namentlich Wolff im Ergänzungshefte z. Ztschr. f. d. d. Unt. VIII 1894 S. 226.

2) I, 408.

lange darinnen gebraucht sind, oder die anzeigen, daß das Wort aus einer fremden Sprache herstammt; also: gieng, Heyl, seelig, Secretair, Masque".[1]) Dann wieder soll das phonetische Prinzip gelten: „Mich dünkt, Vernunft und Nutzen erfordern, daß man im Schreiben der rechten reinen hochdeutschen Aussprache so nahe kommt, als es nur möglich ist. Denn die Zeichen der Buchstaben sind darum eingeführet, daß die verschiedenen Töne, die man im Reden machet, erhalten werden. Ihr Amt ist, daß sie dem Leser getreulich wiedergeben, was ihnen gleichsam zur Verwahrung ist anvertrauet worden. Ein geschriebenes Wort muß also das Bild eines gesprochenen Wortes seyn, und die Buchstaben müssen das ausdrücken, was wir sagen wollen."

Schließlich verzichtet er selbst darauf, allgemeingültige Grundsätze für die Rechtschreibung aufzustellen, und verlangt nur: „Im übrigen, ob man nun gleich nicht so schlechterdings durchaus vorschreiben kann, was man für einer Rechtschreibung folgen solle: so scheint es doch nötig zu sein, daß die Lehrer auf einer Schule miteinander in einer gewissen Rechtschreibung übereinkommen, damit die Schüler nicht genötigt werden, die Rechtschreibung so oft zu verändern, als sie die Klassen verändern". Über die Großschreibung der Hauptwörter sagt er: „Daß man alle selbständigen Nennwörter mit großen Buchstaben schreibt, ist in der deutschen Sprache nun einmal so beliebt. Und ob es gleich einigermaßen unter die Schreiberlasten zu zählen ist, die man den Einfältigen nach und nach aufgebürdet hat, wie Herr Frisch[2]) sagt, so hat es doch auch seine Vorteile. Es macht den Verstand der Rede zuweilen deutlicher, und daß man ihn leichter einsehen kann, und verursacht sonst eben keinen Übelstand."

Hübsch ist die Rollin nachgebildete Bemerkung über die Schreibung der aus dem Lateinischen übernommenen Wörter: „Was die aus dem Lateinischen hergenommenen oder mit demselben übereinkommenden Wörter anbetrifft, so dünkt mich, man habe sich anfangs eine Ehre daraus gemacht, alle Spuren davon heiligst beyzubehalten. Allein unsere Sprache hat schon längst angefangen, sich dieses ehemaligen sehr kleinen Raubes zu schämen, und suchet die Fußtapfen dieses Diebstahls vor den Augen des Lesers zu verbergen. Sie giebt diesen Wörtern eine dem Deutschen gemäße Endung und läßt sie mit solchen Buchstaben schreiben, mit denen man sie aussprechen hört. Man kann solches aus vielen Exempeln er-

1) I, 410.

2) Gemeint ist der bekannte Grammatiker Johann Leonhard Frisch (1666—1743), der 1723 Bödikers Grundsätze der Teutschen Sprache Meistens mit Ganz anderen Anmerkungen herausgab, vergl. Raumer S. 152. Socin, Schriftsprache und Dialekt im Deutschen, 1888, S. 360.

kennen, da niemand mehr schreibt: Camer, Zedul, Tepich, Cifer, Copul u. s. w., sondern man durchgängig schon Kammer, Zettel, Teppich, Ziffer, Koppel findet."[1])

Daß Schwabe den ersten Abschnitt „von der Kenntnis der Regeln" mit der Aufforderung schließt, „daß die jungen Leute, zum wenigsten gegen das Ende ihres Studierens, ihre Federn selber schneiden lernen, und daß sie es künstlich und nach Regeln thun", wollen wir dem ehrsamen Magister gern zu gute halten.

Der zweite Abschnitt handelt „von Lesung deutscher Bücher". Hierzu gehören nun zuerst grammatische Werke; und wenn Rollin in erster Linie die berühmte Grammatik des Port-Royal von Arnauld[2]) empfiehlt, so stellt Schwabe die „Grundlegung einer deutschen Sprachkunst"[3]) seines Lehrers Gottsched an die Spitze einer Reihe von grammatischen Arbeiten, „die ein geschickter und verständiger Lehrer sich wird zu nutze machen können und dasjenige daraus nehmen, was er jungen Leuten nützlich zu seyn glaubt". Außerdem empfiehlt er dem Lehrer zu eigenem Studium, und legt darin eine nicht ungewöhnliche Belesenheit an den Tag, „Anmerkungen und Betrachtungen über die deutsche Sprache", wie sie sich in den „Schriften der Deutschen Gesellschaft und ihren critischen Beyträgen, in den critischen Versuchen der Königl. schwedisch-deutschen Gesellschaft zu Greifswald, den Schriften der ehemals blühenden Fruchtbringenden Gesellschaft" u. s. w. finden. Von Zesen, Harsdörffer[4]) u. a. schreibt er mit Recht: „Es ist zwar in ihren Schriften viel Ungegründetes zu finden, und eine gar zu große Liebe zur Neuerung leuchtet einmal überall sehr stark in die Augen; allein ein Lehrer wird doch wohlthun, wenn er sie fein sich liest und das Beste, Wichtigste und Gebräuchlichste daraus zieht und es seinen Schülern bey Gelegenheit vorträgt und erklärt".

Dienen diese Werke und Aufsätze mehr zur Vorbereitung des Lehrers auf den Unterricht, so können den Schülern Sal. Hentschels Grundregeln der hochdeutschen Sprache in die Hand gegeben werden.

Doch es wäre thöricht, wenn man den Lehrstoff auf Grammatik beschränken wollte; Schwabe hat sich auch eingehend über die sonstige deutsche Lektüre verbreitet, und das ist eigentlich der interessanteste Teil seiner Ausführungen.

„Wenn die Schüler einige Wissenschaft von dem Griechischen und Lateinischen erlangt haben, alsdann wird es Zeit seyn, daß man sie durch

---

1) Rollin führt I, 187 als Beispiele an: debvoir, poulmon, nostre.
2) Schneider a. a. O. 153. Völcker S. 14.
3) Raumer S. 162; Wolff a. a. O. S. 279.
4) Raumer S. 135.

das Bücherlesen die Eigenschaft und den Charakter der deutschen Sprache empfinden und solche mit den ersteren vergleichen läßt" (I, 415). Schwabe giebt uns selbst eine Probe von einem solchen Vergleiche, die zeigt, wie sehr auch er noch, trotz aller Begünstigung der Muttersprache, in der engherzigen Überschätzung der klassischen Sprachen befangen ist. „Sie — die deutsche Sprache — ist vieler Hülfe und Vortheile beraubt, welche jener Hauptschönheit ausmachen. Denn ob sie gleich an Reichthum in Wörtern und am Überflusse in Ausdrückungen diesen beyden Sprachen vielleicht nichts nachgeben mag: so fehlet ihr doch die Kraft, so kurz und nachdrücklich zu reden. Es mangelt ihr noch an dem rechten Kunstgriffe, ihren gemeinen Wörtern eine erhabene Bedeutung zu geben. Sie muß sich in ihren poetischen Schriften meist eben der Wörter bedienen, die man in ungebundener Rede gebraucht. Sie ist weit gebundener als jene, und durch die Notwendigkeit einer gewissen und festen Ordnung der Wörter fast gar zu sehr eingeschränkt, so daß sie nur selten die Freyheit hat, ein Wort etwas zu versetzen. In ihren Declinationen ist sie nicht so unterschiedlich, und ihre Casus sind nicht veränderlich genug, sondern alle sechse haben vielmals nur einerley Endung, welches sonderlich die Wörter des weiblichen Geschlechts beweisen. Sie muß sich so vieler Hülfswörter bedienen, ohne deren Beystand ihre Zeitwörter kein anderes Tempus als nur das Präsens und Imperfectum haben und ihnen das ganze Passivum fehlen würde. Der schöne Gebrauch, welchen die Participia in Zusammenziehung und Verbindung der Sätze haben, und der so viel Zierlichkeit und Kürze verursacht, ist ihr zwar nicht ganz unbekannt; er will sich aber doch nicht durchgängig bey ihr recht einführen lassen. So hat sie auch keine Gerundia, die ebenfalls viele Schönheit und Veränderung in der lateinischen Sprache zu wege bringen. Was aber den Wohlklang und die Zärtlichkeit in einer Rede betrifft: so scheint unsere Sprache vielen ganz und gar davon entfernt zu seyn, weil so häufige und oft so rauhe und harte Mitlauter zusammenstoßen, daß Ausländer eben deswegen sie für eine grobe und schwere Sprache ausgeschrien." Hinterher scheint es aber Schwabe gereut zu haben, der guten Muttersprache soviel Böses nachgeredet zu haben, und er schwingt sich, indem er reuig zurücknimmt, was er eben erst gesagt hat, zu folgendem Dithyrambus auf die deutsche Sprache auf: „Findet man nicht bei den guten Bücherschreibern einen reichen Überfluß an nachdrücklichen Wörtern, eine edle Veränderung in den Redensarten, eine ungezwungene Kürze des Ausdrucks, einen lieblichen Wohlklang der Sätze, der gar nichts Rauhes und Wildes an sich hat, und alle andern Annehmlichkeiten, deren nur eine Sprache fähig ist? Sie kann majestätisch, ernsthaft, nachdrücklich und durchdringend, aber auch wieder zärtlich,

liebreich, scherzhaft und beweglich, und zwar jedes mit einem besonderen Klange reden. Außerdem hat sie noch diesen unschätzbaren Vortheil, daß sie natürlicher Weise eine solche Feindin aller Verwirrung und Schwierigkeiten ist, daß man nothwendig die Begriffe, welche sie anzeigen will, recht auseinandersetzen und sie aufs deutlichste verstehen muß, wenn sie nur von einer geschickten Hand geführt wird. Also ersetzet sie durch andere große Vollkommenheiten dasjenige sehr glücklich, was ihr irgend abzugehen scheint, und sie kann durch fleißiges Verbessern und Ausüben noch vollends in den Stand gesetzt werden, daß sie allen Sprachen in der Welt den Vorzug und die Schönheit streitig machet!"

Was sollen nun aber die jungen Leute lesen, um ihren Geschmack zu bilden und zu veredeln? „Nutzen und Anmuth müssen sich daselbst, wenn's möglich ist, zusammen befinden, damit dieses Lesen eine Anreizung für junge Leute habe, welche verursache, daß sie darnach verlangen. Es sollen ihnen also die Bücher, die bloß auf die Gottesfurcht gehen, seltener vorgelegt werden als andere, aus Furcht, der Ekel, den sie einmal daran bekommen hätten, möchte ihnen auch in älteren Jahren nachfolgen" (I, 419).

Werfen wir einen vergleichenden Blick auf Rollin, so werden wir leicht inne werden, wie übel der Deutsche daran war, der zu Schwabes Zeit den Schülern geeigneten Lesestoff vorschlagen wollte. Rollin, der sich ja selbst „als einer der Epigonen des Siècle de Louis XIV eine ehrenvolle Stelle in der Geschichte der Litteratur erworben hat"[1]), konnte aus dem ganzen Reichtum der klassischen französischen Litteratur schöpfen, und wenn er auch in der Auswahl aus sittlichen Gründen sehr streng verfuhr, z. B. von Racine nur die beiden biblischen Tragödien Esther und Athalia empfahl, so finden wir doch bei ihm eine Reihe glänzender Namen, die noch heute ihren Klang nicht verloren haben: Fléchier, Bossuet, Fontenelle, Racine, Boileau, Pascal u. s. w. Wer kennt aber heute noch die von Schwabe empfohlenen „Auserlesenen biblischen Historien" des seligen Rektors Hübner, die Acerra Philologica[2]), Hartungs Historische Schaubühne der Welt, Rabners Historie von Peter dem Czaren? Was kann den damaligen Stand der deutschen Litteratur besser kennzeichnen als Schwabes Worte (I, 422): „Einige Stücke von Opitz und Canitzens Gedichte können schon genug seyn, ihnen einigen Begriff von unserer Dichtkunst zu geben!" Dagegen ist Schwabe ein

1) Kämmel S. 272.

2) Eine Art Lesebuch mit kleinen Geschichtchen, Anekdoten u. s. w. von Peter Lauremberg, dem jüngeren Bruder des Verfassers der Scherzgedichte; vergl. Bolte, Nd. Jahrbuch XIII, 49. Es erschien zuerst 1633 und wurde im XVII. u. XVIII. Jhdt. sehr oft aufgelegt.

besonderer Verehrer der „moralischen Wochenschriften“, durch die er ja selbst litterarischen Ruhm zu ernten gesucht hatte und deren für das XVIII. Jhdt. in Deutschland über 500 nachweisbar sind.[1]) Auch hier benutzt Schwabe die Gelegenheit, seine außerordentliche Gelehrsamkeit vor uns auszubreiten, indem er die Titel einer ganzen Menge dieser moralischen Wochenschriften[2]) aufzählt. Den Vorzug giebt er aber dem „Patrioten“, den „Vernünftigen Tadlerinnen“, dem „Biedermann“. „Es herrscht darinnen nicht allein die Reinigkeit der Sprache, die Zierlichkeit des Ausdrucks, die Lebhaftigkeit der Gedanken und Einfälle, die Mannigfaltigkeit und Abwechselung der Materien, welches alles junge Leute anzureizen und einzunehmen vermag, sondern auch noch eine reine und gesunde Sittenlehre, eine vernünftige Bestrafung der Laster, eine weise Anpreisung der Tugend und eine Anreizung zu einem klugen und wohlanständigen Leben“ (I, 420).

Gern gäbe Schwabe seinen Schülern auch Lebensbeschreibungen deutscher Männer zu lesen; aber er bedauert, daß es deren noch zu wenig giebt. „Ja, man würde auch dadurch zu einer größeren Liebe und Hochachtung gegen das Deutsche angeflammt werden und die Ehre des Vaterlandes in diesem Stücke mehr zu befördern suchen“ — Worte, denen wir gewiß gern beistimmen.

Ferner vermißt er litteraturgeschichtliche Schriften, die man den Schülern in die Hand geben könnte: „Man hat zwar eigene historische Nachrichten von der Fruchtbringenden Gesellschaft und den Pegnizschäfern: allein sie sind nicht so beschaffen, daß sie einen abhalten dürften, die Feder anzusetzen. Wir erwarten also noch einen deutschen Pelisson oder Fontenelle, der uns die Geschichte der in Deutschland aufgerichteten Gesellschaften und die Leben der dabey berühmten und geschickten Männer so zierlich beschreibe.“ Zum Schluß empfiehlt er noch „Herrn Prof. Gottscheds gesammelte Reden“ und Prof. Mays Buch: „Der Mensch“, „worinnen er einen kurzen Begriff von den vornehmsten und nützlichsten Lehrsätzen der Weltweisheit giebt“.

Schwabe mag wohl gefühlt haben, daß es schwierig sei, den Schülern alle diese verschiedenen Schriften selbst in die Hand zu geben. Deshalb spricht er zuletzt noch einen Gedanken aus, der erst viel später verwirklicht worden ist: „Man könnte zu ihrem Gebrauche eine Sammlung der schönsten Stücke und zuweilen auch der schönsten Stellen aus gewissen Büchern machen, die man ihnen nicht ganz in die Hand geben kann“; mit anderen Worten: man könnte ein Lesebuch herstellen!

---

1) Vogt und Koch, Gesch. d. deutschen Litteratur, 1897, S. 403.
2) Darunter ist auch der von Schwabe herausgegebene „Freymäurer“.

Die Schüler sollen aber nicht bloß lesen, das Gelesene soll ihnen auch erklärt werden; und wie schon Rollin der Erklärung der Schriftsteller einen ausführlichen Abschnitt gewidmet hat, so spricht auch Schwabe eingehend von dem „Versuch, auf was für Art man deutsche Schriften erklären könne" (I, 424). Statt sich aber in lange theoretische Erörterungen zu verlieren, geht er von einem praktischen Beispiele aus, und zwar von dem „25. Abschnitt des dritten Buches der Geschichten der Deutschen des Herrn Hofrath Mascou". Die Erklärungen, welche sich an den vorher abgedruckten Text anschließen, enthalten neben vieler Spreu auch manches Weizenkorn. An die heutige Forderung, den sinnlichen Hintergrund der Wörter aufzuhellen, erinnert uns Schwabe, wenn er sagt (I, 426): „Rohes Volk! Man erklärt ihnen hier die Stärke und den Nachdruck dieses Beyworts. Man saget, daß es im eigentlichen Verstande vom Fleische gesagt werde und so viel heiße als ungekocht, hier aber eine verblühmte Bedeutung habe und ein Volk bezeichne, das noch in seiner natürlichen Einfalt, ungesittet, ohne Verbesserung der Gemüths- und Seelenkräfte, ohne Wissenschaft, ohne eine höfliche Artigkeit und ganz wild lebet. Man zeiget ihnen, wie es auch in anderen Redensarten gebraucht werde: ein roher Kopf, ein rohes Leben führen rc."

Die „fehlerhafte Zusammenziehung", die Wustmann noch 1891 in seinen „Sprachdummheiten" bekämpfen mußte, hat Schwabe schon ganz richtig getadelt: „Die Wiederholung des Artikels oder des Vorworts ist nöthig, wenn beyde Substantiva nicht von einerley Geschlechte sind. So wäre es z. B. unrecht: „Geld ist ihr Leib und Seele, Geld ist ihr Gott und Seligkeit".

„Wie ein so rohes Volk, als die Deutschen waren, im Zaume zu halten sey. Man hätte können schlechtweg setzen: „Wie die Deutschen im Gehorsam zu erhalten seyn. Aber was für Schönheit und Nachdruck legen nicht noch die Umschreibung der Deutschen, durch ein rohes Volk, und der verblühmte Ausdruck, im Zaume halten, diesem Gedanken bey! Beyde erheben sie um ein vieles, und das erste zeiget gar genau die damalige Beschaffenheit unserer Vorfahren an, das andere bringt uns den Begriff eines muthigen Pferdes in die Gedanken, und wir bekommen dabey eine edle Vergleichung desselben mit den Deutschen."

Mag diese Art der Erklärung auch vielfach an die philologischen Interpretationen antiker Schriftsteller erinnern, so finden wir doch jedenfalls Schwabe von der Überzeugung durchdrungen, daß auch das, was die Schüler in ihrer Muttersprache lesen, durch Erklärung ihrem vollen Verständnis erschlossen werden muß. Er bedauert, daß man nicht mehr Zeit auf die gründliche Erlernung der Muttersprache verwenden könne;

den anderen Sprachen soll ihr Recht nicht verkümmert werden. Aber er hofft, daß eine der „vornehmsten Früchte der Erlernung der lateinischen und griechischen Sprache seyn werde, uns in der unsrigen vollkommener zu machen“. Damit spricht er einen methodischen Grundsatz aus, mit dem er über seine Zeit weit hinausgreift und sich der Auffassung nähert, mit der man heutzutage die Stellung des fremdsprachlichen Unterrichts zum Deutschen beurteilt.

Über den dritten und vierten Abschnitt: „Von der Übersetzung“ und „Von der eigenen Ausarbeitung“ können wir uns kürzer fassen. Wenn Rollin und mit ihm Schwabe von der Übersetzung aus anderen Sprachen, z. B. der lateinischen, sich große Vorteile für die Muttersprache verspricht, so ist das nur eine Weiterführung des Gedankens, daß die Erlernung fremder Sprachen „uns in der unsrigen vollkommener macht“. Schwabe knüpft seine Bemerkungen an die Übersetzung der Briefe Ciceros von Joh. Adolf Hoffmann und der Briefe Plinius' d. J. von Sartorius an und verliert sich hierbei vielfach in philologische Kleinigkeitskrämerei und ästhetische Spielereien, die ohne sonderliches Interesse sind, so wertvoll sie dem Verfasser erscheinen mochten.

Ebenso enthält der Abschnitt über die „eigene Ausarbeitung“ wenig Bemerkenswertes. Mit kleinen Erzählungen, Fabeln u. dergl. muß begonnen werden; dann kann man „Lehrsprüche (loci communes), Beschreibungen, kleine Abhandlungen, kurze Reden ꝛc.“ folgen lassen.

In diesen beiden letzten Abschnitten liegt die Bedeutung der Ausführungen Schwabes nicht, wenn man ihnen überhaupt etwas mehr als geschichtlichen Wert zuerkennen will.

Noch einmal mag hier daran erinnert werden, daß der Franzose Rollin und der Deutsche Schwabe in bewußtem Gegensatz gegen ihre Zeit der Muttersprache im Unterrichte den Platz anweisen wollten, den Schulmeisterdünkel und engherzige Vorliebe für die klassischen Sprachen ihr auch noch lange Jahre nach Rollin und Schwabe nicht zugestehen wollten. Unter diesem Gesichtspunkte muß Schwabes Versuch einer Methodik des deutschen Unterrichts, der neben manchem Verfehlten auch viel Gutes enthält, beurteilt werden. Daß Schwabe sich hierbei an ein französisches Werk anlehnen und von ihm das Beste borgen mußte, mag für uns Deutsche beschämend sein: freuen wir uns aber, daß Rollins treffliches Buch die Anregung zu einer der ersten Zusammenstellungen derjenigen methodischen Grundsätze gegeben hat, nach denen der Unterricht in der deutschen Sprache erteilt werden sollte!

Wilhelm Hauff als Redakteur und Geschäftsmann.

Nach eigenen Briefen von ihm,

mitgeteilt von Dr. **Max Mendheim** in Leipzig.

Wilhelm Hauff hat bekanntlich in der kurzen, ihm vergönnten Schaffensperiode so viele, zum Teil selbst umfangreiche, schätzenswerte Werke geliefert, daß es in der That Verwunderung erregen muß, wie er in den wenigen Jahren, von 1825 bis 1827, auch noch auf anderen Gebieten als dem der Dichtkunst hat thätig sein und Ersprießliches leisten können. Und doch wissen wir, daß Hauff in dieser Zeit nicht nur sein theologisches Staatsexamen gemacht und eine größere, mehrmonatige Reise unternommen hat, sondern auch noch zuerst als Erzieher und später als Redakteur und Kritiker thätig gewesen ist. Über diese letztgenannte Thätigkeit wie über das dabei bewiesene geschäftliche Talent Hauffs ist bisher noch so wenig bekannt geworden, daß ich glaube, im Interesse aller Freunde des Dichters zu handeln, wenn ich hier zwei seiner Briefe, die sich auf dieses Wirkungsgebiet beziehen und die ich in der Biographie zu meiner Ausgabe von Hauffs Werken[1]) in einem kurzen Auszuge mitgeteilt habe, jetzt vollständig veröffentliche, weil sie außer dem, was mir damals für jenen Zweck mitteilenswert erschien, noch manches enthalten, was sowohl für den Charakter des Dichters wie für die Personen, von denen sie handeln, bezeichnend ist.

Während sich Hauff vom Frühjahr bis zum Herbst 1826 auf Reisen befand, war ihm von Cotta in Stuttgart die Redaktion des „Morgenblattes" angeboten worden, das von 1807 bis 1819 Friedrich Christoph Weißer, dann Therese Huber redigiert hatte und das, seiner Bestimmung „für gebildete Stände" gemäß, Nachrichten und Aufsätze aller Art, sowie auch Gedichte und Erzählungen zum Abdruck brachte. Für den erst vierundzwanzigjährigen Hauff war es also gewiß ein ehrenvoller Antrag, wenn ihm Cotta die Weiterführung eines so vielseitigen und reichhaltigen, angesehenen Blattes anbot. Hauff, dem trotz seiner theologischen Studien die Schriftstellerlaufbahn am meisten zusagte und dem gerade damals, wo seine Vermählung in naher Aussicht stand, eine solche Stellung sehr gelegen kam, erklärte sich zur Übernahme der Redaktion bereit und begann am 1. Januar 1827 seine Thätigkeit daselbst. Freilich gestaltete sich dann

---

1) Erschienen in 3 Bänden im Verlage des Bibliographischen Instituts in Leipzig (1891).

nicht alles so, wie er es sich gedacht haben mochte. Er hatte jedenfalls gehofft, seine eigenen Ideen und Pläne in dieses Blatt hineintragen und es seinen Wünschen gemäß umgestalten zu können; aber Herr von Cotta hielt streng an seinen Grundsätzen fest und ließ sich nicht leicht von der einmal eingeschlagenen und von ihm für richtig erkannten Bahn abbringen. Hauff hat während seiner Thätigkeit als Redakteur des „Morgenblattes“ diese entschiedene Haltung seines Eigentümers oft störend und niederschlagend empfunden, wie sich dies auch noch in unserem Briefe deutlich kundgiebt, den er am 7. Juni an Ludwig Robert, den ihm von seiner Reise her näher bekannten Berliner Dichter und Schriftsteller, richtete. Noch immer denkt Hauff in dieser Zeit an eine Umgestaltung des Blattes und freut sich, in dem Mitarbeiter Robert einen Gleichgesinnten gefunden zu haben, mit dessen Hilfe er Cotta noch umzustimmen hofft. Aber auch in dieser Mißstimmung, in diesem energischen Streben im Verfolgen seiner Pläne bewahrt Hauff die ihm eigene gutmütige Bescheidenheit, die wir so oft bei ihm bemerken; er will Cotta nicht drängen, weil er nicht für unbescheiden gelten will einem Manne gegenüber, der „so viel älter an Erfahrung in dieser Sache ist“. Außerdem gewährt dieser Brief noch Einblicke in manche inneren Verhältnisse des Blattes und in einzelne redaktionelle Thaten Hauffs. So ist davon die Rede, wie er am Anfang des Jahres und seiner Thätigkeit als Redakteur es wirklich unternommen hat, einige Änderungen an dem Inhalte des Blattes anzubringen, indem er das Vielerlei desselben durch größere Ausführlichkeit einzelner von ihm bevorzugter Fächer ersetzte; eine Änderung, die allerdings auf den Widerstand Cottas stieß und deshalb auch auf dessen Betreiben sehr bald wieder beseitigt werden mußte. So ist weiter daraus zu ersehen, wie er als Redakteur sich einem geschätzten Mitarbeiter gegenüber verhält. Er lobt diesen wegen einiger früheren Aufsätze, ohne ihm doch in unwürdiger Weise Schmeicheleien zu sagen, und tritt ihm zugleich mit fester eigener Meinung gegenüber, da, wo er mit Roberts Ansicht nicht übereinstimmt und dessen Manuskript nicht in der Weise glaubt ändern zu dürfen, wie dieser es vorschlägt. Wir meinen hier jene Stelle über die Ausdrücke „faiseur“ und „Intriguant“ in Roberts Aufsatz über das Hoftheater.

Der Brief[1]) lautet:

Stuttgart, 7. Juni 1827.

Wohlgeborner, sehr verehrter Herr!

Sie haben mich aufs Neue mit einem Schreiben erfreut, das um so ehrenvoller für mich ist, als es mir Gelegenheit gibt, über einige Punkte mit Ihnen mich zu unterreden, die für mich selbst von hohem

1) Original im Besitz der Varnhagenschen Autographensammlung in Berlin.

Interesse sind. Ihre Bemerkungen über Form und Inhalt finde ich, wenn ich es sagen darf, um so richtiger, als sie dem größten Theil nach mit dem übereinstimmen, was ich Herrn v. C. über das Blatt schrieb, als er mich um Rath darüber fragte und darauf hindeutete, mir die Leitung anzuvertrauen. Ich schmeichelte mir auch, als ich die Sache so von Ferne sah, daß es mir, soweit es in meinen Kräften stünde, gelingen möchte, dieses schwürige Reformationsgeschäft zu vollbringen. Aber — ich hatte die Rechnung, wie man sagt, ohne den Wirth gemacht und dieser machte mir einen Strich durch die Rechnung. Nemlich ich stieß auf zweierlei große Hindernisse; — einmal sagte mir Herr v. C. deutlich, daß sein Blatt kein rein Belletristisches, sondern ein allgemein bildendes und unterhaltendes seyn solle, und in diesem Sinne müsse es redigirt werden, daher konnte ich Naturhistorien, sehr specielle Länderkunde, Reisen 2c. nicht entfernen, unbenommen bleibt es mir freilich (wenn kein anderes Motiv im Spiele ist) allzu abstrakte oder rein und speziell wissenschaftliche Arbeiten abzuweisen, dafür darf aber auch in diesen Fächern, die Herr v. C. als ein Mann von sehr vielseitiger Bildung und so allgemeiner Tendenz, liebt, in keinem Monat eine Lücke eintreten. Die gesetzmäßigen Fächer des Blattes sind — Allgemeine Aufsätze — Naturgeschichte — Reisen — Länder und Völkerkunde — Biographie — Gedichte — Erzählungen — Correspondenzen. An diese Vielseitigkeit und Allgemeinheit des Instituts hat sich Herr v. C. (der es seit 20 Jahren streng beobachtet) so sehr gewöhnt, daß er, wie ich glaube, nicht mehr davon abgehen wird.

Sehr enge hängt damit ein zweiter Punkt zusammen: das Vielerley, das sich in jedem Blatte findet; leider lassen sich so heterogene Theile nicht wie in einem Calleidoscop täglich zu einem neuen schönen Ganzen zusammen würfeln und Sie nennen diese Blätter nicht mit Unrecht „Probekarten“. Sie dürfen mir sicher glauben, daß es für den Redacteur nichts Unangenehmeres giebt als das kurze plötzliche Abbrechen, das, wenn es so kurz seyn soll, oft nach der Discretion des Setzers sich richten muß. Wenn Sie die Blätter zu Anfang dieses Jahres vergleichen, so werden Sie die einzelnen Theile länger finden. Mit diesem Versuch eines Überganges zu noch längeren Stücken habe ich mir übrigens wenig Dank verdient, sey es, daß man Herrn v. C. darüber befragte, warum weniger bunte Abwechslung als früher statt finde, oder daß er das frühere gewöhnt war und solches durch langjährige Erfahrung gut und probat gefunden haben mochte — er ersuchte mich, mehr Abwechslung in die einzelnen Blätter zu bringen, d. h. mehrerley zu geben.

Auch wünscht man jeden Monat oder doch von sechs zu sechs Wochen eine Erzählung zu finden; daß auch hier das Gegentheil mir

angenehm gewesen wäre, können Sie sich denken, da man von mir mehrere wünscht, und es doch für einen Redacteur von einiger Discretion nicht angenehm ist, sich selbst einen Monat lang zu lesen.

Herr v. C. ist Eigenthümer des Blattes und hat es nicht unter meine freie Willkür gestellt, deswegen fürchte ich durch auffallende Einsprüche, besonders wenn sie sich auf das Formelle beziehen, eher Mißtrauen in meine Einsicht, als ein geneigtes Ohr zu finden, und, redlich gestanden, gegenüber Herrn v. Cotta, der soviel älter an Erfahrung in dieser Sache ist, möchte ich auch nicht für unbescheiden gelten. Tröstlich war es daher für mich, zu finden, daß Sie, Verehrter! in der Ansicht dieser Dinge, mit mir übereinzustimmen scheinen, und es brachte mich auf den Gedanken, ob Sie, ein vieljähriger Geschäftsfreund Herrn v. C.'s nicht vielleicht hin und wieder Gelegenheit finden könnten, über eine einfacher gestaltete Form etwas zu sagen? Sodann bleibt auch unter dieser Gestalt immer noch ein starker Spielraum in dem Artikel „allgemeine Aufsätze" übrig, nur ist es zu bedauern, daß ich Ihnen hier eine Blöße des Morgenblattes oder vielmehr — Teutschlands aufdecken muß, (die Ihnen übrigens nicht fremd seyn kann.) Wo finden wir denn auch nur ein halb Duzend, die allgemein, gründlich und doch leicht und gefällig, scharf aber elegant ein Thema durchführten? Das leidige Romanschreiben hat die Besten auf Abwege geführt. Es wäre lächerlich, wenn ich Ihnen bey dieser Stelle ein Compliment machen wollte, aber seyen Sie einen Augenblick nicht Dr. Robert und sagen Sie mir, wer etwa ein anderes oder ähnliches Thema mit dieser Schärfe, Eleganz und Consequenz durchführen würde wie Sie die Sache des guten Geschmacks in Hinsicht auf das Theater in Ihren Aphorismen[1]) und in Ihrem Aufsatz über die Hofbühne[2]) führten? Sie sind ein Mitarbeiter des Morgenblatts, aber das gerade ist der Fehler der früheren Redaction, daß sie die regelmäßigen Mitarbeiter nach und nach sich verlieren ließ, daß man nun nach und nach von neuem sammeln und bauen muß!

Was jene Stelle in Ihrem Aufsatz über das Hoftheater betrifft, die Sie geändert wünschen[3]), so konnte ich Ihrem Wunsche faiseur für Intriguant zu setzen nicht entsprechen, wagte auch ohne Ihr Wissen und Erlaubniß keine Aenderung, weil die Stelle im Mſct. heißt: „geht wenigstens von dem subalternen Intriguanten, von jenem heimlichen

1) Unter dem Titel „Aphorismen aus Paris" hat L. Robert eine Anzahl von Aufsätzen in verschiedenen Nummern der Jahrgänge 1826 und 1827 des Morgenblattes veröffentlicht.

2) Roberts Aufsatz „Über den Einfluß der Hoftheater auf Kunst und Künstler" erschien in den Nummern 133 und 135—139 des Morgenblattes von 1827.

3) Diese Stelle findet sich in Nr. 136 des Morgenblattes vom 7. Juni 1827.

Faiseur aus, der ꝛc. Hier würde nun faiseur und wieder faiseur stehen, den „Intriguanten“ wagte ich aber nicht zu streichen, weil sonst das subaltern, das mir schön und nothwendig dazu zu gehören schien, um der Sache mehr Gewicht zu geben, ebenfalls ausgefallen wäre.

Ich hoffe, daß Sie recht bald das Blatt wieder mit einigen Artikeln beehren werden. Die Handlung wird die beiden anderen Aufsätze zurücksenden, und das verspätet soll gegen Dr. B. nicht fehlen.[1]) — Möchte es Ihnen doch gefallen sich, wenn Sie Gelegenheit und Lust dazu finden, wieder mit mir zu unterhalten.

Mit ausgezeichneter Hochachtung bin ich
Sehr geehrter Herr!
Ihr ganz ergebener Diener
Dr. W. Hauff.

Der zweite Brief[2]), schon einige Monate früher geschrieben und an Brockhaus in Leipzig gerichtet, zeigt in seinem ersten Teile gleichfalls eine Verstimmung Hauffs gegen Cotta, hier allerdings in einer ganz anderen Angelegenheit. Der zweite Teil bietet uns, abgesehen von der Darstellung einer sehr unlauteren buchhändlerischen Manipulation, einen Einblick in Hauffs Thätigkeit als Kritiker, in der Hauptsache aber in seine Gewandtheit bei rein geschäftlichen Fragen. Interessant ist hier besonders, zu beobachten, mit welchem Eifer er bemüht ist, der erste zu sein, der eine Kritik des betreffenden Werkes zu bringen vermag und mit welcher Überredungskunst er Brockhaus zu gewinnen sucht, auf sein Anerbieten einzugehen. Gerade in dieser Beziehung ist der Brief so besonders wertvoll, weil aus allen übrigen Schriften und Mitteilungen, die wir sonst von und über Hauff kennen, dieses lebhafte Geschäftsinteresse des Dichters nie so ursprünglich und natürlich hervortritt wie gerade aus diesem Schreiben, das deutlich eine gewisse Erregung und zugleich eine ganz prosaische kaufmännische Ader des Schriftstellers verrät. Hauff schreibt nämlich:

---

1) In den Nummern 73—76 (also vom Ende März) des Morgenblattes von 1827 hatte ein Dr. B. einen Aufsatz unter dem Titel „Die Apostaten des Wissens und die Neophyten des Glaubens“ veröffentlicht und darin L. Robert als Beurteiler der Schrift „Von der wahren Religion und der falschen Theologie“ (von Heinrich Steffens, dem bekannten Naturforscher, Philosoph und Dichter), die im Litteraturblatt abgedruckt stand, „Bösheit und Unklugheit“ vorgeworfen; hiergegen verteidigte sich nun Robert erst jetzt und ließ deshalb seiner Entgegnung, die unter dem Titel „Pour un fait Personel“ in Nr. 151 des Morgenblattes vom 25. Juni 1827 erschien, ein „Verspätet“ hinzusetzen.

2) Original im Besitz des im September 1895 verstorbenen Kammerherrn Baron H. von Donop.

Stuttgart, den 17. April.

Euer Wohlgeboren

erhalten anbey a) eine Recension über W. Scotts Leben Napoleons; b) eine andere Recension über ein soeben hier erschienenes Werk. Was die letztere betrifft, so bitte ich um schnellen Abdruck, weil das Werk selbst[1]) eine Schande der teutschen Literatur ist! Goethe, Tieck, Schlegel sind darin auf eine Art gebrandmarkt, die den äußersten Unwillen überall erregt. Ich habe diese Recension dem Cottaschen Lit. Blatt[2]), als meinem zunächst gelegenen geben wollen, aber können sie sich denken? die Aufnahme wurde mir, der ich doch Redacteur des Morgenblattes bin, versagt — weil Cotta eben durch Dr. Hermes eine neue umfassendere critische Zeitschrift herausgeben will. Und dennoch kann und will ich nicht schweigen, wenn ein Goethe, ein Tieck mit solcher — Arroganz behandelt werden; bitte also, um jedem anderen Unternehmen dieses Herrn Hermes zuvorzukommen, diese Critik sobald als möglich abdrucken zu lassen.

Was W. Scott betrifft, so kann ich leider nur folgendes sagen: beifolgende Critik darf bey Ihrem Ehrenwort nicht früher ausgegeben werden, bis ich ihnen zurufe: jetzt! Frank[3]) hat, weil ihm durch Betrug ein Bogen seiner Übersetzung von Mezler dahier entwendet und in der Britannia abgedruckt wurde, einen Proceß mit dem Redakteur der Britannia angefangen, der sich wegen Schadenersatz von Treuttel et Würz[4]) vielleicht auf 10 000 fl. belaufen wird. Daß er gewinnt, ist keine Frage, denn er hat seinen eigenen Druckbogen mit den Abänderungen von Hermes und Metzlers Hand bekommen und dem Criminal-Gericht vorgelegt. Ich lege Ihnen die Anzeige bey. Metzler hat seinen Ruf als ehrlicher Buchhändler ganz verloren. Um nun nicht in dieselbe Falle zu gehen, übergebe ich Ihnen beifolgendes Mſct.

---

1) Gemeint ist die von Karl Heinrich Hermes, dem Herausgeber der „Britannia“ in Stuttgart, verfaßte Schrift: „Über Shakespeares Hamlet und seine Beurteiler Goethe, A. W. Schlegel und Tieck“ (Stuttgart 1827); Hauffs Rezension darüber wurde dann in Nr. 110 und 111 der „Blätter für litterarische Unterhaltung“ vom 11. und 12. Mai 1827 abgedruckt, in Nr. 155 vom 6. Juli erschien von Dr. Hermes eine Entgegnung auf diese scharfe Rezension und gleichzeitig wieder auf diese eine Verteidigung von Hauff.

2) Das „Litteratur-Blatt“ erschien seit 1820 als Beilage zum „Morgenblatt“.

3) Franckh in Stuttgart war der Verleger des Werkes von Scott „Leben Napoleon Bonapartes, Kaiser der Franzosen. Aus dem Englischen von J. von Theobald.“ (9 Bände. Stuttgart 1827.)

4) Verlagsbuchhandlung in Straßburg i. E.; doch geht aus Hauffs Brief nicht deutlich hervor, was diese Firma eigentlich mit der ganzen Angelegenheit zu thun hat.

über W. Scott unter der Bedingung, daß sie solches gedruckt erst dann ausgeben, wenn ich Ihnen die Vollmacht übersende. Solches geschieht auf jeden Fall dann, wenn das Exemplar in London gerade eben erscheint. Frankh hat durch einen Accord die Bedingung, daß er 14 Tage vor Erscheinen in Kenntniß gesetzt wird und unmittelbar nach Einlaufen dieses Schreibens, können Sie die Critik von Stapel gehen lassen. Was im Gesellschafter stand ist falsch. In der nächsten Woche bekommen Sie die Kritik des italiänischen und egypt. Feldzuges (III. u. IV. Band).

Auf diese Art sind Sie immer noch der erste und einzige, der so schnell eine Critik geben kann. Aber wie gesagt, um mit Treuttel und Würz einen Criminal-Prozeß zu vermeiden, dürfen wir nur diesen einzigen Weg gehen, und ich traue hierin auf Ihre bekannte Rechtlichkeit wie auf mich selbst. Wollen Sie diesen Weg nicht einschlagen, so bitte ich mir das W. Scott-Manuskript umgehend zurückzusenden. Man weiß in Berlin und Dresden, daß ich allein die Aushängebogen habe; man hat mir hohe Anerbietungen deswegen gemacht, aber um Ihnen zu beweisen, daß ich niemals ein Versprechen unerfüllt lasse, habe ich dennoch mein Wort gegen Sie halten wollen. Dabey bemerke ich nur noch: daß, wenn in irgend einer Zeitschrift Teutschlands früher eine Critik über das ganze Werk oder die ersten 4 Theile kommt als in der Ihrigen, ich, vorausgesetzt daß Sie meine Critik zwei Tage nach Empfang meines Erlaubniß-Briefes das erste Blatt ausgeben können, mein Honorar für diese ganze Critik verlieren will. Indem ich bitte die Hermes Critik recht bald zu berücksichtigen, bin ich mit ausgezeichneter

Hochachtung
Euer Wohlgeboren
ganz ergebener
Dr. W. Hauff.

Gerade dieser Brief ist außer seinem Inhalte auch seiner Form nach für Hauff charakteristisch; er zeigt in seinem ganzen Stil und der Schreibweise einzelner Wörter recht deutlich, wie flüchtig Hauff im Drange der Geschäfte oft arbeitete. Man beachte z. B. nur, wie hier das Wort Kritik bald mit C, bald mit K geschrieben ist; wie er den Buchhändler Metzler einmal mit tz und einmal mit z, den Verleger seiner eigenen Werke einmal Frank und dann wieder Frankh schreibt. Das sind Flüchtigkeiten, wie wir sie oft genug auch in Hauffs größeren Werken finden, die der Dichter bekanntlich auch fast alle in ungeheuer kurzer Zeit niedergeschrieben und auf den Markt gebracht hat.

Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1899—1900.

Von Professor Dr. **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Zur Charakteristik von Schillers Umdichtungen des Virgil. Von Hermann Dettmer, wissenschaftl. Hilfslehrer am Königl. Gymnasium Andreanum in Hildesheim. Programm Nr. 326, 1899. 35 S. 8°.

Man erhält den Eindruck, als ob Dettmers Abhandlung „Zur Charakteristik von Schillers Umdichtungen des Virgil" in erster Linie aus einer zuweilen etwas einseitigen Bewunderung von Schillers Größe hervorgegangen ist. Wahrscheinlich ist er von Hoffmeister, der der uneingeschränkteste Lobredner von Schillers Virgilübersetzung ist, beeinflußt worden. An Objektivität und damit an überzeugender Kraft würde aber die vorliegende Arbeit gewonnen haben, wenn D. zu der vorhandenen Litteratur über diesen Gegenstand, die z. B. von Boltenstern in seinen Virgilstudien I. S. 2 (1894, Progr., Cöslin) anführt, Stellung genommen hätte. Aber er erwähnt kein Werk aus derselben; mindestens mußte Neuhöffer „Schiller als Übersetzer Virgils" (Progr., Warendorf 1893), der zu wesentlich anderen Einzelergebnissen gelangt, berücksichtigt werden. Über den Punkt herrscht ja längst allseitige Übereinstimmung, daß Schiller den ganzen Wohllaut seiner Sprache über diese Übersetzung bez. Umdichtung ausgegossen hat.

Der deutsche Unterricht an der Karlsschule. Von G. Hauber, Oberstudienrat in Stuttgart. 18 S. Sonderabdruck aus den Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte. Herausgegeben von Karl Kehrbach IX. Heft I, S. 82—98.

Aus den vorhandenen dürftigen Quellen entwirft H. in diesem Aufsatze, der Fortsetzung zu einer in den vorjährigen Anzeigen besprochenen Programmabhandlung 1898 „Lehrer, Lehrpläne und Lehrfächer an der Karlsschule", ein an interessanten Einzelheiten reiches Bild von der Beschaffenheit des deutschen Unterrichtes an der genannten Schule während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts. Wie anderwärts fehlte auch auf dieser Schule eine systematische Behandlung der deutschen Litteratur, die als besonderes Fach in den Lehrplänen des höheren Schulwesens erst im 19. Jahrhundert allmählich sich eingebürgert hat; nichtsdestoweniger und im Gegensatze zu anderen höheren Schulen bot die Karlsschule in

Verbindung mit anderen Fächern besonders mit der „Redekunst“, „Beredsamkeit“ und den „Schönen Wissenschaften“ sorgsame Pflege der deutschen Sprache, auch vielseitige Anregung insofern, als die allgemeinen Sätze dieser Disziplinen durch Beispiele, Proben und Belege aus den vorhandenen deutschen und ausländischen Schriftstellern illustriert wurden. Die auf diese Weise vermittelte umfassende und von Kritik durchdrungene Litteraturkunde übte ihren Einfluß auch auf den jungen Schiller, der ihr z. B. (1775 oder 1776) seine Bekanntschaft mit Shakespeare verdankte.

Schillers Philosophie. Von K. Volkmann. 31 S. Preis 60 Pf. Berlin 1899. Verlag von Fritz Rühe.

Der Titel des Buches „Schillers Philosophie“ verspricht mehr als die Erörterung thatsächlich giebt, da dieselbe sich nur auf die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen beschränkt und auch von diesem Werke nur aus dem Zusammenhange herausgerissene Gedanken einer Besprechung unterwirft, die in der Behauptung gipfelt, der Hauptfehler Schillers sei, daß er sich vornahm, ästhetisch zu erziehen, daß er aber in Wirklichkeit überall logisch und moralisch zu erziehen versuchte. In den angestellten Betrachtungen — denn zu einer eingehenden wissenschaftlichen Untersuchung kommt es nirgends — findet sich zuweilen ein gutes Saatkorn; tiefer gehendes Interesse vermag aber die vorliegende Schrift nicht zu befriedigen.

Karl Weiß: Schiller, Wilhelm Tell, die Welt der Frauen. 132 S. Preis 1 M. 60 Pf. Leipzig und Zürich, Verlag von Th. Schröder, 1899.

Ein Verfasser, der es wie K. Weiß unternimmt, aus Schillers dichterischer Sphäre die rein-menschliche abzuleiten und selbst durchdrungen ist von dem Glauben an den endlichen Sieg des Guten, Wahren und Schönen, wovon der warmherzige Ton und die Innigkeit der Vortragsweise beredtes Zeugnis ablegen, hat sicherlich keine vergebliche Arbeit gethan, auch wenn der wissenschaftliche Wert gering angeschlagen werden müßte. Nicht nur Frauen, denen das Buch gewidmet ist und denen es auch von dieser Stelle zur Lektüre empfohlen sein mag, sondern überhaupt edeldenkenden und fühlenden Menschen wird seine Schrift Freude bereiten. W. ist offenbar eine kontemplative Natur; in seiner Arbeit wenigstens herrscht mehr gemütvolle Auffassung als Schärfe des Verstandes und überzeugende Gedankenentwickelung. Es ist wohl auch manches zu dem vorgesetzten Zwecke zurechtgelegt und gefolgert worden, wenn auch nicht in der Weise, daß man über die Absichtlichkeit verstimmt sein müßte. Insbesondere ist dies der Fall bei dem Nachweis des Gottesgedankens

in Schillers Dichtungen. Der Ausspruch z. B. „Nehmet die Gottheit auf in euren Willen (und diese Worte sind gesperrt gedruckt) und sie steigt herab von ihrem Herrscherthron!“ läßt doch eine ganz andere als die gegebene Auslegung zu, wenn auf dem zweiten Satz der Nachdruck liegt (übrigens lautet dieser Satz „Und sie steigt von ihrem Weltenthron“). Aber diese Mängel berühren den Wert des Buches, das für weitere Kreise bestimmt ist, nicht allzusehr. Der Abschnitt I Schiller-Goethe (S. 1—40) enthält ein recht knappes Charakterbild beider Dichter, das freilich in Bezug auf Goethe nicht frei von einseitiger Beleuchtung ist. Vor allem aber: W. hat für das Los der Frau ein tiefempfindendes Herz; er nimmt zuletzt sogar — jedoch in einer etwas unvermittelten Weise — Stellung zur Frauenfrage. Betrachtungen, die er an die Gestalt der Armgart anknüpft, an Geßler und an dessen „schweres eisenbeschlagenes Roß“, dessen vier Hufe mit den Grundströmungen der Gegenwart, nämlich dem Idol des Scheins, dem Moloch des Materialismus, der Brutalität des Egoisten und der Ehelosigkeit verglichen werden, machen trotz der pessimistischen Färbung des Gesagten der sittlich-religiösen Gesinnung des Verfassers alle Ehre.

Die Wallenstein-Frage in der Geschichte und im Drama. Von Prof. Dr. Paul Schweizer. 354 S. Preis 7 M. Zürich, Verlag von Fäsi und Beer, 1899.

Von den beiden Teilen, in die Schweizers Buch zerfällt, kann in diesen Anzeigen die Berichterstattung nur auf den ersten kleineren Teil „Schillers Wallenstein-Trilogie“ (S. 1—56) eingehen, da der zweite (S. 57—354) die Erörterung des historischen Wallenstein giebt. Der erste Abschnitt verdankt seine Entstehung nach des Verfassers Angabe nur einer persönlichen Liebhaberei, für welche die Schillerforschung Schweizer aber dankbar sein muß, da eine Fülle von Anregungen gegeben werden hinsichtlich der von Schiller benutzten Quellen zum „Wallenstein“, der unter den historischen Dramen des Dichters am meisten geschichtliche Treue besitzt. Diese Quelle, nämlich Murrs Beiträge (Nürnberg 1790), die 1872 von Boxberger entdeckt wurde, ist nach den gegebenen Ausführungen die einzige bei der dramatischen Arbeit benutzte gewesen. Schiller hat nur zur allgemeinen kulturgeschichtlichen Beleuchtung der Zustände die Angaben aus verschiedenen Büchern gebraucht, also nicht, wie Hermann Fischer in der Allgem. Deutschen Biographie XXXI behauptet, mindestens ebenso ausgedehnte Studien gemacht für sein historisches Werk. Aus den beiden, in Murrs Beiträgen abgedruckten Berichten ist ferner nicht der von Slawata verfaßte „Alberti Fridlandi Perduellionis Chaos 1634“, sondern der sogenannte „Ausführliche Bericht 1635“ die Haupt-

quelle für alle in den Piccolomini und in Wallensteins Tod vorgebrachten Thatsachen. Aus diesem offiziellen, aber tendenziösen Berichte hat Schiller mit bewundernswertem Geschick zahlreiche Einzelheiten verwendet, die Khevenhiller und das Theatrum Europaeum, welche dieselbe Quelle benutzten, weggelassen haben.[1]) Eine Reihe trefflicher Andeutungen, deren Ausführung dem Zwecke dieses Buches fern lag, aus denen aber bei eingehender Behandlung Stoff zu mancher fruchtbaren Arbeit geholt werden kann, worauf wir ausdrücklich hinweisen wollen, bietet das Kapitel über die dichterischen Änderungen am historischen Stoffe; dieselben beruhen, soweit sie absichtlich vorgenommen wurden, auf den äußeren technischen Gründen der dramatischen Ökonomie und auf höheren ästhetischen Gründen, während die unabsichtlichen Abweichungen sich aus Mißverständnis der Quelle, aus Mangelhaftigkeit und Unrichtigkeit derselben erklären lassen.

Loschwitz und Schiller. Zur Erinnerung an den 12. September 1785. Von L. v. Göphardt, 14 S. Sonderabdruck aus Nr. 68 des „Loschwitzer Anzeigers" vom 12. Oktober 1899, Dresden-Loschwitz, Druck und Verlag von H. Zumbusch.

In dem Bestreben, den Zauber geweihter Stätten möglichst lange unberührt von dem zerstörenden Hauche einer gegen heilige Empfindungen gleichgültigen Zeit zu erhalten, das Andenken großer Männer, die an jenen Stätten ein Heimatsrecht erworben haben, in dem lebenden Geschlecht immer von neuem pietätvoll aufzufrischen, kann sicher eins der untrüglichsten Kennzeichen einer vornehmen Natur erblickt werden. Man muß selbst Dresdner sein, um recht würdigen zu können, wie sehr die Bevölkerung der Schillerdörfer Blasewitz-Loschwitz das ihr gewordene Vermächtnis, die lebendige Erinnerung an den Lieblingsdichter der Nation zu wahren, allezeit geschätzt hat. Aber infolge der unaufhaltsam fortschreitenden Entwickelung namentlich der räumlichen Verhältnisse wäre vielleicht schon manche Veränderung vorgenommen worden, wenn nicht die hochherzige, ideale Gesinnung einzelner Personen und Familien schützend über die sichtbaren Zeugen einer großen Vergangenheit gewaltet hätte. Eine solche Stätte von litteraturgeschichtlicher Bedeutung besitzt Loschwitz in dem Wohnhause (jetzt Körnerweg 6), das zu dem ehemals

1) Die Quellenfrage von Schillers „Geschichte des dreißigjährigen Krieges" ist nach Erscheinen von Schweizers Werk durch den interessanten Fund von Ernst Consentius (Berlin) in ein neues Stadium getreten. Wie C. im „Archiv für das Studium der neueren Sprachen und Litteratur" mitteilt, hat ihm der Zufall eine „Geschichte des dreißigjährigen Krieges und des westfälischen Friedens, zum Behuf der gegenwärtigen Staatsbegebenheiten, Frankfurt und Leipzig 1798" in die Hand gegeben. Nach der Erörterung von Consentius enthält das obengenannte Werk eine Quelle des Dichters.

Körnerschen, seit 1835 im Besitze der Familie von Gutschmid befindlichen Weinbergsgrundstücke gehört, dem vielleicht ältesten Landhause des Ortes, welches, jedes architektonischen Schmuckes entbehrend, nur durch sein hohes Ziegeldach sich auszeichnet und in seiner bescheidenen Einfachheit sogleich an die materielle Anspruchslosigkeit einer Zeit erinnert, die in geistig idealer Hinsicht eine große und fruchtbringende war. In diesem damals Körnerschen Weinberge hat nun in den Spätsommertagen 1899 der Verfasser, Mitbesitzer des Grundstückes, den vorliegenden Aufsatz abgefaßt in der dankenswerten Absicht, den Bewohnern von Loschwitz zum Bewußtsein zu bringen, welch große Erinnerungen sich an ihren Ort knüpfen, beziehentlich manche weit verbreiteten Irrtümer über Schiller und die Familie Körner zu beseitigen. — Am 12. September 1785 betrat der Dichter zum ersten Male den Boden von Loschwitz und des erwähnten Grundstückes, das damals das erst im Jahre 1863 davon abgetrennte jetzige Besitztum des Herrn Hamann (Schillerstraße Nr. 19) einschließlich des sogenannten Schillerhäuschens umfaßte. Man muß die reben- und laubumgrenzten Gelände des Elbstromes mit ihrem besonders beim Eintritt des Lenzes und beim Scheiden des Sommers so mächtig wirkenden Reize kennen, um das vom Verfasser geschilderte Frohgefühl des überglücklichen Dichters ganz zu verstehen. Und welche Fülle von Anregung, Liebe und Freundschaft bot Schiller auch hier der Körnersche Kreis! Der erste Aufenthalt währte vom 12. September bis Anfang Oktober 1785. Dann war Schiller im Sommer 1786 wieder der Gast Körners in Loschwitz. In dem auf der Höhe des Weinberges gelegenen Lusthause ist auch der Hauptteil des Don Carlos bekanntlich geschaffen; aber auch das Promemoria, der erst 1893 bekannt gewordene Wechselgesang zwischen Leontes (Körner) und Delia (Minna), vielleicht auch der Hymnus „An die Freude" stammen aus der Zeit des Loschwitzer Aufenthaltes. Während es ungewiß ist, ob Schiller, als er Mitte April 1792 mit seiner Gattin Körner in Dresden besuchte, das Weinbergsgrundstück betreten hat, steht es fest, daß er im Jahre 1801 mit seiner Familie daselbst drei Wochen, vom 9. August 1801 an, weilte. Weniger bekannt dürfte folgende von dem Verfasser in seinem dankenswerten Aufsatze gegebene Mitteilung sein: Auf dem v. Gutschmidschen Weinberge fand im Mai 1855 aus Anlaß der fünfzigjährigen Wiederkehr des Todestages Schillers eine weihevolle Gedenkfeier statt. Bei dieser Gelegenheit galt u. a. eine Rede Berthold Auerbachs der Gründung einer Schillerstiftung zum Besten hilfsbedürftiger, nationaler Schriftsteller, — ein Unternehmen, zu welchem kurz vorher der Dichter Dr. Julius Hammer (gest. 1862 in Pillnitz) in öffentlichen Blättern die verdienstvolle erste Anregung gegeben hatte. Die „Deutsche Schillerstiftung" ist sodann 1859 thatsächlich ins Leben getreten.

Schillers Vergilstudien. Teil II. Von Prof. Dr. v. Boltenstern. Wissenschaftliche Abhandlung zum Jahresbericht des Königl. Gymnasiums in Köslin. 21 S. 1900.

Auch im zweiten Teile seiner Abhandlung „Schillers Vergilstudien" ist von Boltenstern mit Erfolg bestrebt, das Verhältnis Schillers zu seinem römischen Vorbilde tiefer zu begründen als auf dem gewöhnlichen Wege der Parallelenjagd. Gegenüber diesem mechanischen Verfahren betont v. B., daß Vergil und Schiller beeinflußt wurden durch die Verwandtschaft der sie umgebenden Zeitströmungen und Verhältnisse, aus welchen heraus die Beobachtung und Anschauung beider Dichter erwachsen ist, daß ferner die Ähnlichkeit der Situationen in ihren Werken gleiche Gedanken und Aussprüche erzeugt, und daß endlich auch die geistige und sittliche Wahlverwandtschaft in den Persönlichkeiten Vergils und Schillers die mittelbare Abhängigkeit voneinander genügend erklärt. Die unmittelbare Abhängigkeit gänzlich in Abrede zu stellen unternimmt v. B. selbstverständlich nicht, aber er führt den Versuch auf ein richtiges Maß zurück und bezeichnet die Vergleichung ähnlicher Stellen verschiedener Dichter nur insofern als nutzbringend, weil in ihnen „die Gültigkeit gemeinsamer Gesetze des Denkens und des poetischen Schaffens oder eine gleiche Grundstimmung der Seelen" zu Tage tritt.

Friedrich Schiller. Geschichte seines Lebens und Charakteristik seiner Werke. Unter kritischem Nachweis der biographischen Quellen. Von Richard Weltrich, Professor an der königl. Kriegsakademie und des Kadettenkorps zu München. Dritte Lieferung (Bogen 41—57). Stuttgart 1899. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.

S. 641—722 enthält den Schluß des 5. Kapitels vom 1. Buche, nämlich die letzten Ursachen des Konflikts mit dem Herzoge bis zur Ankunft Schillers und Streichers in Mannheim am 24. September 1782. Es ist eine angenehme Pflicht für die Berichterstattung, die Erklärung abgeben zu können, daß der von den Verehrern des Dichters längst gewünschte Abschluß des ersten Bandes durch Weltrichs Darstellung der letzten Ereignisse aus der Stuttgarter Periode Schillers in einer großes Lob verdienenden Weise erreicht worden ist. Insbesondere des Verfassers Antwort auf die Frage, ob Schillers Flucht vom moralischen Standpunkte aus gerechtfertigt werden könne, enthält zweifellos das Beste, was je über diesen Gegenstand geschrieben worden ist, und zeigt zugleich, auf welcher Höhe der Auffassung Weltrich seinem Stoffe gegenüber steht, wie er sich in die Gemütstiefen Schillers zu versenken weiß. „Pharisäern, die es gelüstet, das Pfauenrad ihrer Schönheiligkeit auf allen Gassen

zu schlagen", heißt es S. 659 flg., „kommt sie (jene Frage) nicht ungelegen und auch kurzatmigen Schwärmern, denen für ihr bischen Verehrung bange wird, wenn das Leben ihres Heiligen wirklich einen Fehler aufweisen sollte, macht sie hin und wieder zu schaffen. Ja, wir werden über Eines uns klar sein müssen: hätte sich an die Flucht des Dichters in der That schweres Unglück für seine Familie geknüpft, oder wäre er selbst, nachdem er der Heimat den Rücken gekehrt hatte, in Not und Elend verkommen, so würden sich die Mitlebenden die kaum widersprochene Meinung gebildet haben, daß sein Entweichen ein toller und frevelhafter Streich gewesen sei, und auch diejenigen, welche heute andrer Meinung wären, würden zu zählen sein, denn es ist immer nichts als der Erfolg, als der glückliche Ausgang, der die Menge gegenüber dem Kühnen, dem Außerordentlichen zur Nachsicht stimmt, und nur wenn dieser Erfolg einmal nicht ausgeblieben ist, stellt sich die große Herde der Menschen so an, als ob sie etwas davon wüßte oder daran glaubte, daß einem idealen Wollen, daß dem Ringen des Geistes von wegen Rechtens der Sieg gebührt. Die Geschichtschreibung aber erfüllt nur ihre Pflicht, indem sie sowohl das Bedenkliche des von Schiller geplanten Unternehmens kennzeichnet als auch dagegenhält, was zu seiner Entlastung dient, und vielleicht ergiebt sich hierbei, daß die Umstände bis heute nicht an allen Punkten so scharf beleuchtet worden sind, als es zweckdienlich wäre." Nachdem hierauf gezeigt worden ist, daß der Übertritt des jungen Schiller in die Militärpflanzschule nicht aus freier Entschließung des Knaben oder seiner Angehörigen erfolgte, daß der Herzog, als er den Revers von den Eltern verlangte, sich zu der (von ihm nicht beobachteten) Gegenleistung verpflichtete, für die Zukunft des Knaben aufs beste zu sorgen, daß namentlich das Verbot zu dichten eine grobe Rechtsverletzung gewesen, gegen welche dem jungen, von einem Schicksal, wie es in ähnlicher Weise Schubart erfahren, bedrohten Schiller kein anderes Mittel zu schützen übrig blieb als die Auflehnung und Flucht, schließt Weltrich S. 675 flg. mit folgender überaus fesselnder Betrachtung die Beantwortung der obengenannten Frage: „Und das Recht, nach welchem der Flüchtling in letzter Instanz gerichtet werden muß, ist das Recht des Genies. Das Genie hat keine besondere Moral, wenigstens keine, welche nicht jedes lautere, das Wesen vom Schein und den Geist vom Buchstaben unterscheidende Empfinden zu billigen vermöchte, wohl aber wird es von einem übermächtigen Triebe beherrscht, von dem dämonischen Begehren, seine Kraft zu äußern. Aus der Ehr- und Ruhmsucht dieses Verlangen erklären zu wollen, wäre die Sache armseliger Thoren; wer in der Welt mehr sieht als ein großes physikalisch-chemisches Laboratorium und in der Geschichte mehr als eine im Grunde gleichgültige Folge oder Reihe von Begebenheiten, dem steigt auch

die nicht zurückzudrängende Einsicht auf, daß in der Willens- und Geisteskraft der großen bahnbrechenden Menschen der schöpferische Atem Gottes weht, daß der unbezwingbare Drang, der sie nötigt, den innersten Bedürfnissen ihrer Natur zu genügen, nichts anderes ist, als eine kräftige Regung des die Welt durchhauchenden göttlichen Geistes, der seine Menschheit wieder einmal um einen Ruck vorwärts bringen, der sie mit einem Strome neuer Gedanken, Bilder und Entschlüsse wieder einmal befruchten will. So ist denn das dem Genie innewohnende Verlangen, sich fruchtbar und wirkend zu erweisen, nur ein in die Form des Willens umgesetztes Sollen, ist nur ein in das leidenschaftlichste persönliche Bedürfnis umgewandelter kategorischer Imperativ; mit dem Pfunde der angeborenen Geisteskraft zu wuchern, ist für das Genie die höchste Pflicht, und im Zusammenstoß mit dieser können zuweilen Pflichten des bürgerlichen Lebens, Pflichten, welche im übrigen ehrwürdig sind, zu geringwertigen herabsinken. Dem Wahne, als ob „jenseits von gut und böse" gelegen sei, was den Aristokraten des Geistes für ihre höheren Zwecke gerade dienlich scheint, geschieht mit diesem Satze kein Vorschub; denn die moralische Verantwortlichkeit für die jeweilige Entscheidung im Konflikte der Pflichten bleibt bestehen. Wenn aber das Handeln, wie es auch sich wenden möge, Pflichten verletzen muß, so wird diejenige Pflichtverletzung, bei welcher ein geringerer Verlust ideeller Güter zu erwarten steht, zum Gebot." Ferner heißt es S. 677: „Aber Schiller wußte gleich jedem, dessen Seele im Prozeß der Weltgeschichte eine Energie bedeutet, daß Begeisterung „keine Heringsware ist, die man einpökelt auf lange Jahre", er fühlte, daß in der Heimat zu bleiben ihm den geistigen Untergang bringen müsse, und daß der geistige Untergang eines Menschen immer auch ein sittlicher Niedergang, ein Brechen des Charakters sei. Sieht man das Verhalten des Dichters unter diesem Gesichtspunkt an, so gebührt ihm ohne Rückhalt der Zoll der Bewunderung. Schillers Flucht war die That eines Mannes; sie war die schönste Probe, daß Mensch und Dichter in ihm in Einklang standen, und nicht so sehr darin liegt ihr Großes, daß ihm das gefährliche Wagnis, das mit einer Auflehnung gegen die Gewalt seines Landesherrn immer verbunden war, nicht zurückschreckte, sondern dies ist das Außerordentliche, das Heroische, das Vorbildliche, daß er der zur Erfüllung seines geschichtlichen Berufes ihn mahnenden Stimme getreu sich auch durch Empfindungen, denen sein Herz willig eine Stelle einräumte, nicht beirren ließ." — Seite 723—874 bringt den Anhang zum 1. Bande, die Nachweise und Nachträge, in denen der eigentliche Schwerpunkt dieser 3. Lieferung liegt. Besonders wertvoll ist S. 836 flg. die Veröffentlichung von Abels handschriftlichen Aufzeichnungen. Ferner sind in dem hochwichtigen Abschnitt 100 die neuen Nachforschungen über die Familie

Schiller, über welche wir schon in den vorjährigen Anzeigen berichteten, zusammengestellt. Am Schlusse des ersten Bandes befindet sich die Stammtafel I der Familie Schiller; eine zweite Stammtafel wird später die Nachkommen der Familie Schillers bringen. Möge über dem Erscheinen der folgenden Bände des herrlichen Werkes ein günstiger Stern leuchten!

Schillers Heimatjahre. Historischer Roman von Hermann Kurz. Mit 50 Illustrationen von W. Planck. Dritte Auflage. 1. Band 290 S., 2. Band 269 S. Geb. 4 M. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung, W. Keller u. Co. 1899.

Noch heute kann man Johannes Scherrs Urteil unterschreiben, der in seiner Geschichte der Weltlitteratur „Schillers Heimatjahre" einen der besten deutschen historischen Romane genannt hat. Freilich nicht für solche Leute, die nur eine schale Unterhaltung verlangen, ist dieses Buch geschrieben, da es liebevolles Versenken und von Zeit zu Zeit eine Unterbrechung der Lektüre verlangt, damit in Kopf und Herzen die vielgestaltigen Erscheinungen erst recht heimisch werden. Will man dauernden Genuß haben, so muß man sich zunächst Örtlichkeit und Landschaft mit allen Einzelzügen fest einprägen. Welch farbenprächtiges Bild gewährt das alte Reutlingen — zweimal ist hier der Schauplatz im Hause des alten Glockengießers und Bürgermeisters und seiner lieblichen Tochter Margarete — ferner Stuttgart mit seiner Akademie, die Solitude, Vaihingen und Illingen, wo Lottchen, deren Wesen „offen liegt wie Gottes blauer Himmel", ihren Heinrich Roller kennen lernt, Tübingen, wo Rollers erste Begegnung mit Matthäus, später Pfarrer einer einsam gelegnen Gemeinde des Schwarzwaldes, stattfindet, und endlich das durch Schubarts Verhaftung bekannt gewordene Blaubeuren. Aber im Mittelpunkt des Interesses stehen doch der düstre Hohenasperg und der Schwarzwald mit seinem Mummelsee; auf jener Festung fristet, vom Bekehrungseifer des Obersten Rieger unablässig verfolgt, Schubart sein unglückliches Dichterleben, wurde Roller durch einen Gewaltakt des Herzogs einige Zeit gefangen gehalten, weil Karl Eugen glaubte, daß Lauras Flucht zu den Zigeunern und alle daraus folgenden Abenteuer — thatsächlich nur durch die Lektüre der „Räuber" beeinflußt — Früchte einer geheimen einverstandenen Leidenschaft zwischen Lehrer und Schülerin gewesen sei; die Scenerie des Schwarzwaldes aber giebt den Schauplatz für das tolle Treiben des Zigeunerherzogs Hannikel und seiner Genossen, dieser Zerrbilder der „Räuber". Auch die hauptsächlichsten geistigen Strömungen der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, die religiös-poetischen und litterarischen sind, wie es in einem guten kulturhistorischen Romane sein soll, in einem Brennpunkte gesammelt; die apokalyptische Entwickelungs-

krankheit der Zeit lernen wir an Roller während dessen Aufenthaltes auf Hohenasperg und den Liberalismus und die Aufklärung an dem Pastor Hahn von Kornwestheim kennen; Millers Siegwart, Schubarts Fürstengruft und vor allem Schillers Räuber werden in ihrer Wirkung auf die Zeitgenossen gezeigt. Von den sittlichen Zuständen jener Tage, besonders an den Fürstenhöfen erhalten wir ergreifende Bilder; z. B. von dem schmählichen „Diensthandel" des Herzogs bei Gelegenheit von Rollers Anstellung an der Akademie; von der Lüsternheit der Vornehmen, die der Unschuld Schlingen zu stellen weiß, in dem Berichte von Lottchens Entführung durch den Baron und bei der Schilderung der schauerlichen Turmscene, der Flucht der Geängstigten in eine Kirche u. s. w. Auf diesem farbengesättigten Hintergrunde, aus dem die Atmosphäre der ganzen Sturm- und Drangdichtung Schillers uns entgegenweht, hebt sich nun die Gestalt des jungen Dichters ab, der allerdings infolge der reichen Ausstattung mit Episoden nicht durchgängig der Held der Geschichte ist. Aber wo ihn Kurz uns vorführt, erfaßt er ihn in seiner ganzen mächtigen Persönlichkeit, die von der Vorsehung berufen ist, die Zeit zu beeinflussen und umzugestalten. Die Schreibweise des Verfassers erhebt sich an solchen Stellen zu besonderer Schönheit. So heißt es bei der Schilderung der Hauptprobe der Räuber im Karzer S. 159: „Das geheime Publikum im Karzer war schon längst versammelt, als Heinrich ankam. Durch eine kluge Vorrichtung hatte man das Licht außer Stand gesetzt, einen Schein auf das Fenster zu werfen, und als die Hauptperson auf dem bereit gehaltenen Stuhle Platz genommen hatte, besetzte Schiller, dem man die Ungeduld in den Augen ansah, den andern noch übrigen und begann zu lesen, während der Rest des Auditoriums stehend den Tisch umgab.

Es ist die schönste Aufgabe der Poesie, den Menschen über sich selbst zu erheben, das Wahre in der Wirklichkeit aus dem mannigfaltigen Schein herauszulösen und das schwankende verworrene Dasein auf das ruhige Maß der Schönheit zurückzuführen. Diesen Beruf haben die griechischen Dichter ausgeübt, und unsre deutschen Dioskuren, nachdem sie die ungebundene Jugendkraft versprudelt, haben sich nach langem Widerstreben auf demselben Wege brüderlich zusammengefunden. Jeder vollendete Dichter wird ihn einschlagen, und wenn seine Zeit, mit ihrer Not und ihren Leidenschaften im Gedränge, nicht Zeit hat, auf ihn zu hören, so werden die folgenden Geschlechter mit dankbarer Vergütung zu ihm zurückkehren; denn nichts Echtes kann auf die Dauer verloren sein. Wer aber das Wohl und Wehe seiner Zeit im Herzen bewegt, ihren ganzen Zwiespalt ungelöst ausspricht, der herben Gegenwart ihr herbes Bild im Spiegel zeigt und mit der Stimme von Tausenden und aber Tausenden redet,

dem wird im gleichen Augenblick ein tausendstimmiges Echo des Beifalls entgegentönen, ein Tag wird ihm vollere Kränze bringen, als jener sich in Jahrtausenden erwirbt, und auch die Späteren werden ihm seinen unbestrittenen Platz unter den Lenkern der Geschichte zugestehen. Sein Dichterkranz wird vielleicht welk auf die Nachwelt kommen, aber der mächtigste von allen Herrschern, der so reich belohnt, weil er nur einmal lohnen kann, der Augenblick hat ihm gehuldigt. Solches widerfuhr dem Erstling von unsres Dichters Muse. Er fand schon in seinen Freunden einen Hörerkreis, den er nicht dankbarer hätte wünschen können. Jede Saite der jungen Herzen war in dieser Dichtung angeschlagen, gleich in der ersten Studentenscene war dem unüberwindlichen Triebe, den verhaßten Zwang abzuschütteln, sich ins unbekannte Leben zu stürzen, die Welt mit der von Gottes Gnaden zu allem Großen geborenen Jugendkraft zu erobern und zu erfrischen, und zugleich dem immer übertäubten, immer wiederkehrenden leisen Zweifel: Aber was denn eigentlich anfangen? ein so lebendiger Ausdruck geliehen, und von seiten der Zuhörer kam jeder halben Anspielung, die, den nächsten Kreisen entlehnt, von Fremden nur dem äußern Zusammenhange nach verstanden werden konnte, ein so rasches Verständnis entgegen, daß er bei dieser Vorprobe im Jubel der Seinigen einen vollkommenen Vorschmack der Triumphe genoß, welche die Welt, im großen eben solch ein Gefängnis, wie die Akademie im kleinen, seiner Dichtung vorbehalten hatte."

Nicht geringere Kunst der Darstellung verrät Kurz in der Schilderung des Genielebens in der Stube, die Schiller bei Professor Haug zur Miete bewohnte; fast täglich verkehrte hier Scharffenstein, Lempp, Hoven, Petersen, Roller. Von schöner symbolischer Bedeutung ist das S. 218 mitgeteilte Traumbild Schillers, in das sich das bittre Gefühl der Heimatslosigkeit auflöst, als die Freunde den Dichter verlassen haben. Die eigentliche Handlung des Romans schließt mit Rollers und Lottchens Trauung und ihrer Abreise nach Erfurt. Der „Anhang" enthält Schillers Reise in die Heimat, seine Begegnung mit Roller, Hoven, Zumsteg, Petersen, Dannecker und das Ende Karl Eugens. „Da geht eine Zeit zu Grabe", ruft Schiller, als er den finstern Zug mit der Leiche des Herzogs kommen sieht. — Wir dürfen wohl das Urteil über den vorliegenden Roman dahin zusammenfassen, daß jene Zeit kein deutscher Roman so treffend beleuchtet hat als Kurz „Schillers Heimatjahre". Nachdem dieser treffliche Roman jahrzehntelang auf dem Büchermarkte fehlte, ist das Wiedererscheinen um so freudiger zu begrüßen, auch eine weite Verbreitung desselben insofern ermöglicht worden, als der frühere Preis 12 Mark (ohne Illustration) jetzt auf 4 Mark (mit Bildern) herabgesetzt worden ist.

Schillers Frauengestalten von Julius Burggraf. 2. Auflage, 6.—10. Tausend. 488 S. Preis geb. 6—7 M. Stuttgart, Verlag von Emil Krabbe, 1900.

Der Erfolg, der bei der Besprechung der ersten Auflage von „Schillers Frauengestalten" in den Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1896—1897 (Zeitschrift für den deutschen Unterricht, 11. Jahrg. 11. Heft S. 715) dem Werke von Julius Burggraf vorausgesagt werden konnte, ist in glänzender Weise eingetreten. Die rasche und große Verbreitung eines Buches ist bekanntlich an und für sich noch nicht maßgebend für dessen inneren Wert. Wenn aber die Stimmen der Fachkritik mit seltner Einmütigkeit das Erscheinen des Buches mit ebenso hoher Anerkennung als herzlicher Freude begrüßen, wie dies vor etwa drei Jahren der ersten Auflage des genannten Werkes widerfahren ist, dann muß auch der bedeutende Erfolg als ein vollgültiges Zeugnis für die Vortrefflichkeit der gebotenen Leistung angesehen werden. Zwischen Gebendem und Empfangendem, zwischen Schriftsteller und Leser aber besteht innige Beziehung; kein Wunder, daß Burggraf dieselbe Liebe und Sorgfalt, mit der er einst die Ausarbeitung und Gestaltung des Stoffes vollzogen hat, nun bei der zweiten Auflage der Durchsicht, d. h. der Vornahme von allerhand kleinen Verbesserungen der Form und den notwendig gewordenen Zusätzen bez. Streichungen, zuwendet: in der Art, wie er die Feile angewendet hat, erkennt man, wie sein Werk ihm ans Herz gewachsen ist, und daß er den zahlreichen Freunden seine „Frauengestalten" in einem möglichst vollendeten Gewande vorführen möchte.

Die folgende Anführung der hauptsächlichsten Änderungen — die Seitenzahlen der ersten Auflage sind durch a, die der zweiten durch b bezeichnet — wird den Beweis erbringen, daß Burggraf mit Erfolg bemüht gewesen ist, dieses im besten Sinne des Wortes volkstümliche Buch auf wissenschaftlicher Höhe zu erhalten. Nanettens Heimgang wird in Beziehung gebracht zur „Klage der Ceres" und zu den Abschiedsworten Johannas (23a—23b), der Vorwurf der geistigen Inferiorität, der gegen Christophine wegen ihrer Selbstentsagung von der Kritik erhoben worden ist, durch Schillers Zeugnis zurückgewiesen (34a—33b), die Übersiedelung der Militärakademie, die 42a fehlt, wird ergänzt und berichtigend die „Räuber" als Produkt des Stuttgarter Eleven bezeichnet (42b); Karl Moors Geliebte ist nach 56/57b vielleicht die Umdichtung der Florentinerin Camilla Casarelli, der jungen Gattin des Mediceers Julian in dem vernichteten Jugendstück „Kosmus von Medici"; hinter dem Gedichte „Geheimnis der Reminiscenz" (62a) folgt eine Streichung und dafür ein Vergleich Schillers mit Goethe, insofern der letztere in der ersten erreg-

testen Zeit seiner Liebe zu Charlotte v. Stein ebenfalls die Idee der Präexistenz ergriffen hat; 82b ist der Zusatz bemerkenswert, daß im Gegensatz zu Amalia die Gestalt der Leonore Anlage zur aktiven Heldenkraft besitzt und daß im Konflikt zwischen der Tochter Genuas und der Gattin des ehrgeizigen Strebers die Tragik liegt, die sie im Drama zu einer fast durchgehends leidenden Erscheinung macht; 98/99b ist Widerspruch gegen den Versuch erhoben, sich das Verhältnis Schillers zur Baumann mit den Farben auszumalen, die Goethe für die Darstellung des Verkehrs zwischen Wilhelm Meister und der jungen Schauspielerin Marianne gewählt hat; das Bild der bei aller äußeren Unbildung doch so herzenstüchtigen und biedern Frau Hölzel ist durch Stellen aus ihren Dankbriefen reicher ausgestattet (104a—105/107b); aufgenommen ist der Anfang des erst kürzlich aufgefundenen Wettgesanges Leontes — Delia (109a bis 112/113b); das Verhältnis Lottens zu Ossian wird durch starke Streichungen und Zusätze scharf hervorgehoben; wohl im Hinblick auf kritische Einwände, die der betreffende Abschnitt in der ersten Auflage (207 — 303a) erfahren hat, ist das Bild der Gräfin Terzky durchgearbeitet worden, besonders 297b, 302/303b, aber nicht so sehr in Änderung von des Verfassers Auffassung überhaupt, als vielmehr in Klarstellung desselben, wobei allerdings manche neue Lichter aufgesetzt sind, z. B. beim Traum von dem Kusse unter der blutroten Decke am Schlusse des genannten Abschnittes; das Verhältnis Schillers zur Religion und Schleiermachers Einfluß auf die Stuart ist durch einen großen Zusatz erweitert (324a bis 319/320b) und das Stuartbild der Geschichte reicher ausgestattet (329/331a — 325/328b); von feinem Gefühl zeugt der Zusatz zur Beleuchtung der Abschiedsworte Marias von Leicester, insofern im Gegensatze zur landläufigen Kritik in dieser Stelle nicht mehr ein Kampf der Liebe, sondern nur der letzte Abschiedsblick auf das Leben gefunden wird (344a — 341/342b); die vielumstrittene Schuldfrage Johannas wird eingehend behandelt und zwar in dem Sinne, daß höchstens von einer vorübergehenden Verschuldung die Rede sein könne (371a—368b); auch der Abschnitt über die Huldigung der Künste, dem Letzten, was Schiller noch vollenden konnte, und über Maria Paulowna hat einen wertvollen Zusatz erfahren. — Möge dem ausgezeichneten Werke, dessen zweite Auflage der Urenkelin Schillers Frau Baronin Sophie von Gleichen-Rußwurm gewidmet ist, immer weiteren Kreisen genußreiche Stunden verschaffen!

Erläuterungen und Aufgabensammlungen.

Schillers Wallenstein, erläutert und gewürdigt für höhere Lehranstalten, sowie zum Selbststudium von M. Evers, Professor und Direktor des Gymnasiums zu Barmen. 1. Heft, 2. ver-

besserte und bereicherte Auflage, 240 S. — Schillers Maria Stuart von Eduard Kuenen. 2. verbesserte Auflage, 125 S. Leipzig 1900, Verlag von H. Bredt.

Evers bringt in der neuen Auflage der Erläuterungen zu Schillers Wallenstein bedeutende Erweiterungen, die umfangreichste, „Die dichterische Organisation der Stoffverteilung im Gesamtstück", umfaßt allein über 150 Seiten. Man kann nur wünschen, daß der dabei aufgewendete außerordentliche Fleiß durch eine rege Benutzung dieser Schrift belohnt, namentlich aber dem Hauptzweck, der Schullektüre dieses großen Dramas zu dienen, nicht hinderlich werden möge. Eine gewisse Scheu vor der zugemuteten Arbeit wird der Lehrer des Deutschen nicht unterdrücken können, wenn er Kommentare in die Hand nimmt, die an Umfang das Stück, welches gelesen werden soll, beinahe übertreffen. Gerade die riesenhafte Größe dieses Dramas muß eigentlich dazu auffordern, daß die Erklärungen möglichst übersichtlich und in starken Grundlinien abgefaßt werden. Für fachmännische Arbeiten über dieses Stück sind aber dieser Abschnitt und die neu eingefügten Anhänge S. 185—228 von Wert. — Geübten Blick für die Bedürfnisse der Schule und sichere Hand in der Fügung des Rahmens verrät Kuenens Erläuterung zur „Maria Stuart"; es ist ihm nicht entgangen, daß dieses kunstmäßigste aller Schillerschen Dramen besonders geeignet ist, die dramatischen Gesetze zur Anschauung zu bringen. Die schlichte Art der Erzählung, in der Inhalt und Charaktere vorgeführt werden, ist wohl geeignet mit beiden vertraut zu machen — und das ist der Hauptzweck der Schullektüre!

Erläuterungen zu Meisterwerken der deutschen Litteratur. 3. Band: Schillers Jungfrau von Orleans, 4. Band: Schillers Wilhelm Tell, 5. Band: Schillers Braut von Messina, von Dr. Albert Zipser, à 20 Pf., Reclams Universalbibliothek Nr. 47, 12, 60.

Aufgaben aus deutschen epischen und lyrischen Gedichten, entworfen und zusammengestellt von Dr. F. Teetz zu Bad Oeynhausen. Erstes Bändchen. Erster Teil der „Aufgaben aus Schillers Balladen und Romanzen". Das Balladenjahr 1797. 171 S. Preis geheftet 1 M. 25 Pf. Verlag von Wilhelm Engelmann, 1899. Zweites Bändchen. Zweiter Teil der „Aufgaben aus Schillers Balladen und Romanzen". 260 S. Preis geheftet 1 M. 80 Pf., ebenda 1900.

Der beliebt gewordenen Heinze-Schröderschen Sammlung von „Aufgaben aus deutschen Dramen", die im wesentlichen für die Oberklassen bestimmt

ist, schließen sich hauptsächlich zur Verwendung in Tertia und Sekunda Teetz' Ergänzungsbände an — eine überaus reichhaltige Sammlung von Entwürfen und ausgeführten Aufsätzen. Von den 11 herausgezogenen Gedichten (1. der Taucher, 2. der Handschuh, 3. der Ring des Polykrates, 4. Ritter Toggenburg, 5. die Kraniche des Ibykus, 6. der Gang nach dem Eisenhammer, 7. der Kampf mit dem Drachen, 8. die Bürgschaft, 9. Hero und Leander, 10. der Graf von Habsburg, 11. der Alpenjäger) kommen auf Nr. 5 allein 41, auf Nr. 7 sogar 71 Seiten. Bei dieser wohl nahezu erschöpfenden Behandlung des Gegenstandes — ein großer Teil der Themata ist vom Verfasser zum ersten Male bearbeitet worden — ist auch den weitgehendsten Ansprüchen in dieser Richtung Rechnung getragen worden. Besonders anzuerkennen ist die strenge Durchführung eines einheitlichen Dispositionsschemas.

Aus Zeitschriften.

Allgemeine Zeitung, Beilage Nr. 106, Nr. 132, 1900; Ernst Müller-Tübingen, eine neue Dramenliste Schillers. Auf einem im „Historischen Museum der Völkerschlacht und der Zeit Napoleons I." (Leipzig) befindlichen, von Schillers Hand beschriebenen Quartblättchen stehen folgende zwölf Dramentitel: „Die Erbschleicher", „der Fähndrich", „der Barbier von Sevilla", „der Hausvater", „Graf Essex", „der offene Briefwechsel", „Macbeth" (umzuarbeiten), „offene Fehde", „die väterliche Ruhe", „die Holländer", „der Hofmeister" (umzuarbeiten), „Marianne v. Gotter". Der verdiente Schillerforscher Ernst Müller-Tübingen vermutet, daß Schiller diese Dramen für seinen Theaterkalender bestimmt hatte und den betreffenden Dichtern durch Aufnahme eines ihrer Stücke in den Kalender einen Gefallen erweisen wollte, daß aber für ihn dieser Gesichtspunkt nicht allein maßgebend gewesen sei, vielmehr die ihm wohlbekannte theatralische Bedeutung der notierten Stücke. Ernst Müller giebt die Anregung, daß sich diesen Dramen, soweit sie bisher nicht weiter beachtet wurden, die Aufmerksamkeit des Litterarhistorikers zuwenden möchte. — Nr. 114 Paul Marsop, Schillers „Jungfrau" und die vereinfachte Scene im Prinz-Regenten-Theater. Nr. 149 Ernst Müller, Schillers Beiträge in Gökings „Journal von und für Deutschland".

Blätter für das Gymnasial-Schulwesen. 35. Band. 9. u. 10. Heft, M. Lechner, Zur Jubelfeier des Liedes von der Glocke. — W. Hoffmann, Ein alter Fehler im Texte von Schillers Braut von Messina.

Das litterarische Echo. 1. Jahrgang, 22. Heft, Richard Weltrich, Eine Jugendarbeit Schillers?

Der praktische Schulmann. 48. Band. 5. Heft, A. Hartmann, Welche Aufgabe hat „Wallensteins Lager im Gesamtplane der Wallensteintrilogie zu erfüllen, und wie hat Schiller diese Aufgabe gelöst? — 6. Heft, E. Glaser, Die Tellsage und Schillers Tell. Der Ursprung der Tellsage. — 7. Heft, Schillers Aufenthalt in Gohlis.

Euphorion. 5. Band. 4. Heft. Ist Schiller bei der Jungfrau von Orleans durch Tassos Jerusalemme liberata beeinflußt worden? Eine Hypothese von Hedwig Wagner in Berlin. — Bemerkungen zu Schillers Maltesern, von A. Leitzmann in Jena.

6. Band. 2. Heft, Albrecht, Halems und Schillers Wallenstein. — Ein unbekanntes Gedicht Schillers von A. Leitzmann in Jena. 3. Heft, O. Harnack, Zur Schillerforschung 1—5. — E. F. Koßmann, Schillers Geschichte der merkwürdigsten Rebellionen und Abfall der Niederlande.

Frankfurter Zeitung. 1900. Nr. 157, E. Mentzel, Das hundertjährige Jubiläum von Schillers Maria Stuart.

Leipziger Zeitung. Wissenschaftliche Beilage. 10. Aug. 1899. Schillers Lied von der Glocke, eine Jubiläumsskizze von Paul Pasig.

Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht. 13. Jahrgang, 2. Heft. Der Buttlerbrief in Schillers Wallenstein. Ein Beitrag zum Verständnis der Dichtung, von Rektor Dr. Jütterlin in Lahr. — 4. Heft zu Schillers Wilhelm Tell von Eickhoff in Remscheid. — 6. Heft zu Schillers Maria Stuart von R. Sprenger in Northeim. — 12. Heft, der Buttlerbrief von C. L. Furtmüller in Wien. — 14. Jahrgang, 1. u. 2. Heft. Das wahre Lied von der Glocke, zum Jubiläum 1799—1899, von Prof. Dr. C. Staedler in Berlin.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum. 1. Jahrgang, 1898. I. u. II. Bandes 8. Heft: Schillers Wallenstein und Shakespeare. (Prof. Dr. Zernial.) 2. Jahrgang, 1899. II. u. III. Bandes 9. Heft: Macbeth Shakespeares, Schillers und Davenants, von Dr. C. Steinweg in Halle a. S.

Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. 38. Jahrgang, Nr. 1. A. R. Harzer, „Müller, Wallenstein-Dramen und Aufführungen von Schiller".

Rheinische Blätter für Erziehung und Unterricht. 72. Jahrgang, 3. Heft. J. Frielinghaus-Edingen, Jeanne Darc nach den Ergebnissen der neuesten historischen und psychologischen Forschung.

Schwäbischer Merkur. 1899. Nr. 477. A. M., Schillers älteste Tochter. Zeitschrift für Bücherfreunde. 8⁰. Rudolf Genée, Schillers Räuber in den ersten Drucken nebst den wichtigsten Theaterzetteln.

Staatsanzeiger für Württemberg 1899 Nr. 13 u. 14. Von Schillers geistiger Eigenart. Vortrag von Dr. A. Baumeister, Tübingen.

Schwäbischer Schillerverein.

Die vierte ordentliche Mitgliederversammlung des Schwäbischen Schillervereins, abgehalten zu Stuttgart (oberes Museum) am 21. April 1900, wurde eröffnet und geleitet von dem im Februar d. J. durch den Ausschuß neugewählten Vorsitzenden, den Königl. Kabinettschef Freiherrn Julius v. Soden. Nach dem vierten Rechenschaftsbericht über das Jahr 1. April 1899/1900 verfügt der Verein — nachdem schon das umfangreiche Bauareal erworben und verrechnet ist — über ein Barvermögen von 215879 M. 15 Pf.; der Zuwachs des Berichtsjahres beträgt 13704 M. 93 Pf. Die Gesamtzahl der Stifter beträgt 273, die der ordentlichen Mitglieder 994. Archiv und Museum haben auch in dem verflossenen Vereinsjahre wertvollen Zuwachs erhalten, darunter eine Sammlung von Handschriften in der Zahl von 275 Stück. Der „Anhang" zum Rechenschaftsberichte bringt die „Bedingungen für die öffentliche Preisbewerbung zur Gewinnung von Bauentwürfen für das Schiller-Museum in Marbach a. N. und das Bauprogramm", die von Dr. J. v. Hartmann bewirkte Zusammenstellung „Uhlands litterarischer Nachlaß", die „Vereinssatzungen, die Mitgliederliste", den von dem Ausschußmitgliede Prof. Karl Weitbrecht bei der obengenannten Versammlung gehaltenen Vortrag „Schillers Lyrik an zwei Jahrhundertwenden". Mit dem ihm eigenen, aus seinem Werke „Schiller in seinen Dramen" hinlänglich bekannten selbständigen, von landläufigen Meinungen unbeeinflußten kritischen Vermögen untersucht C. Weitbrecht das Wesen der Lyrik und baut auf den von ihm gefundenen Ergebnissen eine Psychologie der lyrischen Dichtung und der Psychologie Schillers auf, die dem ästhetischen Rigorismus, welcher nur eine Lyrik nach der Art Goethes als vollwertig gelten lassen will, die Schillers aber als epische Rhetorik auf die Grenzen der Poesie verweisen möchte, gebührende Schranken zieht. Die lebendige, reizvolle Darstellung gipfelt in dem Schlußsatze: „Was auch etwa an Schillers Lyrik der Art nach vergänglich sein mag, es kommt wenig in Betracht neben dem, was auch der Art nach den vollwertigen Lyriker ausweist; dem Grade nach aber ragt der ganze Schiller immer noch zu der alten Höhe, von der ihn nicht leicht ein Kritiker herunterholen wird, und er ist so lebendig oder

lebendiger in der deutschen Nation an der jetzigen Jahrhundertwende, wie er es an der vorigen war."

Sprechzimmer.

1.

Noch einmal „Der Zürcher Bächtelitag".

Im Sprechzimmer erörtert R. Sprenger (Ztschr. f. d. d. U. XIII, Heft 12) den Börchtelistag; so die Schreibung des schweizerischen Idiotikons. Mit Recht weist er die Ableitung von „bacchari" zurück, indem ihn das Wort vielmehr an die Göttin Berchta erinnert, auf die übrigens schon F. Staub (Das Brot im Spiegel schweizerdeutscher Volkssprache und Sitte. Aus den Papieren des schweizerischen Idiotikons. Leipzig 1868, S. 165 Anm.) verweist. Die jetzigen Herausgeber des genannten Wörterbuches stehen im wesentlichen auf dem gleichen Boden; denn das neueste Heft (Band IV, S. 1538) leitet die Feier des 2. Januar ebenfalls von Berchta ab, bemerkt aber: „Als Name eines in den Zwölften umziehenden gespenstischen Weibes ist B. unserem Gebiete fremd"; dafür bringt es ihn in Beziehung zu der burgundischen Königin, „die die kirchliche Tradition als Gründerin zahlreicher Kirchen namentlich im Westen unseres Landes feierte und als Heilige verehrte". Nicht ganz richtig ist auch der von Sprenger gebrauchte Titel; denn die Benennung ist nicht nur zürcherisch und der Ausfall des r keineswegs allgemein; in Schaffhausen ist er wohl eine Folge der Assimilation des Rachen-r an das folgende ch (so erklärt sich der im Kanton Schaffhausen häufige Familienname Bächtold aus Berchtold). Im Kanton Bern lautet das Wort Bärzelistag; trotz der Anlehnung an Berchtold scheint auch diese Form (s. Idiotikon IV, 1539) auf Berchta zurückzuführen.

Wenn Sprenger in Bezug auf den Namen des besprochenen Festtages im ganzen recht behält, so hat er sich dagegen bei der Erklärung des in Jeremias Gotthelfs „Kurt von Koppigen" vorkommenden Bachtelenbrunnens durch eine rein äußerliche Ähnlichkeit irreführen lassen; das sieht man schon daraus, daß im Kanton Bern der sogenannte Berchtoldstag sein r nicht verloren hat, während es in Bachtele fehlt. In seinem Eifer, einen mythologischen Ursprung zu finden, ist dem Einsender entgangen, daß schon das 37. Heft des schweizerischen Idiotikons (Band IV, S. 1009) den Namen der Glockenblume von Bach-Talen ableitet. Der Berchtelistag hat also mit Bachtele nicht das geringste zu thun.

Burgdorf i. d. Schweiz. Dr. H. Stickelberger.

2.

Zur Amana-Mundart.

In der Mundart der Amana-Gesellschaft, einer im Jahre 1842 aus Deutschland nach Amerika gewanderten „Inspirationsgemeinde", habe ich eine eigentümliche Redensart getroffen, die ich nie in Deutschland gehört; dieselbe kann doch auch dort vorkommen. Man läßt nämlich die sächliche dritte Person Einzahl des Fürworts anstatt der gewöhnlicheren männlichen Form sich auf das Wort „jedermann" beziehen, so z. B. „Dann kann jedermann sehen, was es gekauft hat". In der englischen Umgangssprache steht oft der von „everybody" (jedermann) abhängige Satz in der Mehrzahl, wie z. B. „Everybody can then see what they have bought". Im Deutschen findet diese Wortfügung nur selten statt (siehe Belege in Grimm, Wb. sub „jedermann"). Man gebraucht diese Konstruktion im Englischen, wenn das Geschlecht nicht bestimmt ist, weil es ungeschickt klingt, „he or she" (er oder sie) zu sagen. Es scheint mir doch, daß der obenerwähnte mundartliche Gebrauch logischer, wenn nicht richtiger wäre, wenigstens wenn der Ausdruck nicht kollektiv ist und die Rede von nur einer unbestimmten Person ist. Wenn ein singulares absolutes Fürwort (siehe Blatz, Nhd. Grammatik II, S. 105) zusammenfassend eine männliche und eine weibliche Person zugleich bezeichnet, d. h. wenn angedeutet wird, daß die Beziehung ebensogut auf das männliche Geschlecht wie auf das weibliche sich erstrecken kann, oder wenn die Beziehung auf Personen beiderlei Geschlechts zusammen stattfindet, so darf das Fürwort in der sächlichen Einzahl stehen, z. B. „Fundevogel und Lenchen hatten einander so lieb, daß, wenn eins das andere nicht sah, es traurig war". Dies ist doch nicht ganz derselbe Gebrauch, denn dieser Regel nach sagt man ja richtig: „Dann kann jedes sehen, was es gekauft hat". In dem erstangeführten Satz steht aber „jedermann". Darin liegt der Unterschied.

Iowa-Universität, Iowa City, Nordamerika.

Charles Bundy Wilson.

3.

Zu Nr. 4 des Sprechzimmers im 5. Hefte des 13. Jahrg.

Der von Söhns erwähnte Vers „Nötte gât nach meeren" enthält allerdings, wie Verfasser selbst vermutet, ein Verderbnis. Er muß heißen: „Nötte gât wol mêe", d. h. Nüsse gehn neben Äpfeln und Birnen auch mit, wir nehmen sie ebenso gern. Freilich ist der Reim, wie so oft, nicht rein.

Die Verse enthalten übrigens in der von Söhns mitgeteilten Fassung manche Fehler. Es sind in ihnen hoch- und plattdeutsche Formen durch einander geworfen, z. B. nach, upgethan, tusend; noch Polle ist wohl ein Druckfehler für nach Polle, das wieder nâ heißen müßte. In der von mir im Braunschweigischen Magazine Nr. 20, 1899, veröffentlichten Fassung aus derselben Gegend sind diese Fehler vermieden, die wohl auf Söhns Quelle zurückgehen. Den achten Vers kenne ich nur in der Form: Wer üsch wat gift, dat is de beste.

Im übrigen möchte ich noch darauf hinweisen, daß der Unfreigebige verhöhnt wird mit den Worten:

„Witten Tweren, swarten Tweren (Zwirn),
De ole Hexe gift nich geren."

und mit Versen, die ich wegen ihrer Derbheit nicht mitteilen kann.

Bei der Verwertung im deutschen Unterrichte dürfte es sich wohl empfehlen, das griechische Volkslied aus Samos, das bekannte Schwalbenlied, zum Vergleiche heranzuziehen, zumal in ihm weder die Bitten der Kinder um eine Gabe noch die Drohung für den Unfreigebigen fehlen.

Braunschweig. **Otto Schütte.**

Faust. Zweiter Teil, für den Schulgebrauch herausgegeben von Prof. Dr. Herm. Steuding in Wurzen. Leipzig, G. Freytag, 1900. Klein 8°. 285 S.

Eine Schulausgabe von Faust II mit umfänglicher Einleitung und angehängtem Kommentar — dazu wird mancher Pädagog zunächst scheel sehen. In den Köpfen unserer Primaner, wird man sagen, gärt ohnedies viel zu viel durcheinander, so daß schwächerbegabte große Mühe haben, sich zu wünschenswerter Klarheit durchzuringen. Sollen sie auch noch mit einer Schöpfung aus Goethes höchstem Greisenalter behelligt werden, deren tiefsten Sinn voll erfaßt zu haben nur wenige gereifte Männer sich rühmen können, die Jugend aber schon aus Mangel an Lebens- und Herzenserfahrung nimmer im stande ist zu erfassen?

Der Verfasser ist ein viel zu einsichtiger Schulmann[1]), um an eine regelrechte Klassenlektüre von Faust II zu denken; in diesem Sinne hat er sich zum Überflusse auch schon öffentlich ausgesprochen. Ganz mit

1) S. seine Abhandlung „Die Behandlung der deutschen Nationallitteratur in der Oberprima des Gymnasiums", Leipzig 1898. Die Schulausgabe des Verfassers von Faust I, ebendaselbst 1899, ist in dieser Zeitschrift bereits besprochen worden.

Stillschweigen kann aber der Unterricht unmöglich über den zweiten Teil der Faustdichtung hinweggehen, wenn er sich auch noch so summarisch in wenigen Stunden mit ihm abfindet. Kein strebsamer Schüler, dem der Text des ganzen Faust vorliegt, wird es unterlassen, auch im zweiten Teil herumzulesen, und dabei jedenfalls einen mächtigen Eindruck vom tiefsinnigen Schlußakte erhalten, der ihn begierig machen muß, über das zwischen dem „Her zu mir! Heinrich, Heinrich" und dem „Ja, sie sind's, die dunklen Linden" Liegende, wenn auch nur obenhin, orientiert zu werden.

Damit begnügt sich freilich der Verfasser nicht. Wir nehmen daher an, daß er bei dem Worte „Schulgebrauch" im wesentlichen an Lehrer und privatim sich mit Faust beschäftigende Schüler gedacht hat. Trifft diese Annahme zu, so erledigt sich für uns jedes Bedenken, ja begrüßen wir das saubere Büchlein mit Freuden.

Ernstlich anstößig wird es den Goethomanen reinsten Wassers sein, daß St. hier einzelne Verse, dort lange Abschnitte (wie ich höre, in Summa gegen 2000 Verse) einfach wegläßt. Gewaltthätig ist das ja, ein Wagnis auch insofern, weil über das Was und Wieviel des zu Streichenden jeder anders denken wird. Die Freude an dem einzigartig-bedeutenden, aber schwer genießbaren Werke wird aber für den Leserkreis, den St. im Auge gehabt hat, ohne Zweifel erhöht durch die von ihm vorgenommenen Streichungen, zumal da diese dem arglosen Leser gar nicht zum Bewußtsein gebracht werden. Die Schröerschen Verszahlen laufen am Rande durch von 4613 bis 12111; daß die Folge keine lückenlose ist (so sind z. B. nach 9418 volle 157 Verse gestrichen), bemerkt nur, wer gerade auf diese Ziffern achtet. Ausgeschieden hat der Verfasser abgesehen von einzelnen Cynismen allzu üppige Ranken der Romantik und abschweifende greisenhafte Reflexionen[1]); die meisten Kürzungen sind daher in der klassischen Walpurgisnacht und im 4. Akte vorgenommen worden, also in den Teilen der Dichtung, mit denen der Hochbetagte in den Jahren 1830 und 1831 sich vornehmlich abgemüht hat. Nicht leugnen läßt sich, daß auch manches poetisch Schöne der beschneidenden Heckenschere zum Opfer gefallen ist (so „Ich wache ja. O laßt sie walten", der Hymnus auf Hermes, die Nänie für Lord Byron, während sie den breit ausgesponnenen Mummenschanz doch fast ganz unberührt gelassen

1) Der Verfasser sagt hierüber in § 5 der Einleitung: Erschwert wird das Verständnis durch die zahlreichen Abschweifungen vom Hauptthema, die sich der Dichter gestattet. — Erst wenn man dieses Beiwerk, wie es in einer Schulausgabe erlaubt ist, absondert und ausschließt, zeigt sich die ganze Anlage und der gesamte Bau des Dramas in vollem Ebenmaß höchster Schönheit, wenn auch die ungewohnte Mischung klassischer und romantischer Kunstformen uns etwas wunderbar anmutet.

hat). Jeder Nachprüfende wird aber, was immer er am einzelnen aus=stelle, im allgemeinen die planvolle Bedächtigkeit anerkennen mögen, mit der die Kürzungen bewirkt worden sind.

Goetheforschern kann natürlich mit einer derartigen editio decurtata nicht gedient sein. Einreden von dieser Seite ist der Verfasser aber be=fugt durch eine einfache Bezugnahme auf den Wortlaut des Titelblattes abzuweisen und Pädagogen als Richter zu verlangen. Manche der letzteren werden der Meinung sein, daß unreifen Jünglingen die Be=schäftigung mit Faust II von seiten der Schule nicht zu erleichtern, sondern vielmehr zu widerraten sei. Diejenigen aber, die es geboten finden, das natürliche Interesse der Jugend für diese vielbesprochene, geheimnisvoll=reizende Dichtung irgendwie zu befriedigen, müßten — sollten wir meinen — dem Verfasser für die Hinwegräumung mancher Erschwernisse des Verständnisses und Genusses dankbar sein, zumal da nirgends mit einem Worte angedeutet wird, daß etwas ausgeschieden worden sei und warum, auch die Einschnitte so geschickt bewirkt worden sind, daß ein Argloser sie kaum bemerken kann.

Auch dafür ist gesorgt worden, daß in jedem Akte ein gut Teil tiefsinniger Symbolik und romantisch=phantastischen Rankenwerks übrig gelassen, dessen Stilcharakter somit durchaus gewahrt geblieben ist, wie denn auch der Herausgeber seinen jugendlichen Lesern es nicht erspart hat, mit allen Hauptproblemen der Ausdeutungskunst in Faust II (dem Knaben Wagenlenker, dem großen Pan, den Müttern, Homunculus, Helena, Euphorion 2c.) sich herum schlagen zu müssen.

Die 44 Seiten lange Einleitung handelt erst von den Entwürfen des Dichters zu Akt 1 und 2, sodann verfolgt sie scenenweise den Inhalt und Gedankengang des vollendeten Werkes, für alles Übrige auf die Einleitung zur Ausgabe von Faust I vom vorigen Jahre verweisend. Ohne jede Bezugnahme auf die selbstverständlich gebührend benutzte Faust=litteratur wird in knapper, schlichter Sprache der Gedankengang der Dichtung entwickelt mit maßvoller Zurückhaltung bezüglich aller Probleme, deren volle Tragweite nur Eingeweihte zu verstehen vermögen, und doch gründlich genug, daß Wesentliches nicht beiseitegelassen wird.

Löblichster Knappheit und Anspruchslosigkeit der Form befleißigt sich auch der angehängte 52 Seiten umfassende Kommentar, in dem der Verfasser darauf bedacht ist, nur das unbedingt Nötige, dies aber bei aller Kürze klar und eindringlich zu bieten. Bei achtsamer Benutzung spürt man heraus, daß diese Anmerkungen nach Inhalt und Form bestens erwogen sind und eine ernste Geistesarbeit in ihnen niedergelegt ist.

Es kann nicht angemessen erscheinen, in einer Buchanzeige auf Einzelheiten der Auslegung einzugehen. Bezüglich der Gesamtauf=

fassung der Dichtung sei bemerkt, daß St. im wesentlichen mit G. Witkowski[1]) zusammentrifft, wie dieser in dem Paralipomenon I (von 1797?) den Schlüssel zum Ganzen sehend. Beide hätten m. E. das vom Dichter selbst angegebene und in der Dichtung zudem öfters nachdrücklich gebrauchte Hauptstichwort „Genuß" (= innere Befriedigung) bei ihren Ausführungen noch stetiger im Auge behalten mögen ohne Scheu vor dem epikureischen Klange des Wortes. „Kann Faust je zum Vollgenusse seines Daseins, zur Befriedigung seiner tiefbewegten Brust gelangen?" Um diesen Angelpunkt drehen sich beide Wetten, und das letzte Wort des sterbenden Faust bezeugt ein Genießen des höchsten Augenblicks. Der Hauptwert der Dichtung ist ja ohne Zweifel für uns in der Vorführung des sittlich-ästhetischen Läuterungsprozesses beschlossen, der zwischen dem Verlangen des jugendlichen Stürmers, in den Tiefen der Sinnlichkeit glühende Leidenschaften zu stillen, und dem Hochgefühle liegt, das der Sterbende im Ausblicke auf den von seiner Lebensarbeit zu erhoffenden dauernden Segen empfindet. Der dramatische Reif, der das Ganze zusammenhält, ist und bleibt aber doch die Beantwortung der bereits vom Vorspiel im Himmel gestellten vorstehenden Frage.

„Der 2. und 3. Akt zeigen, wie ein moderner nordischer Mensch die antike Schönheit sucht und findet, also einen rein innerlichen Vorgang, zu dessen äußerer Darstellung G. sehr komplizierte symbolische Behelfe anwandte", schreibt Witkowski a. a. O. S. 29. Auch der 1. Akt hat für ihn (S. 28) wesentlich nur die Bedeutung, ein Moment in Fausts innerer Entwickelung zu bilden, die erst im 5. Akte zu der Weisheit letztem Schlusse gelangt.

Mit Recht, scheint uns, mißt St. den 5426 Verse enthaltenden drei ersten Akten eine höhere, selbständigere Bedeutung bei. Weder in Auerbachs Keller noch auf dem Blocksberg, noch in dem selbstsüchtig angeknüpften, dann gelockerten, ihn tief in Schuld verstrickenden Verhältnis zu Gretchen hatte Faust Befriedigung der tiefbewegten Brust gefunden. Es mußte nun den Versuch gelten, ob anderes diesen Thoren, dessen Speise und Trank nun einmal nicht irdisch war, werde fesseln können. Zu diesem Behufe wird, wie der Entwurf des Dichters sich ausdrückt, F. „aus der kummervollen Sphäre, in der ihn der erste Teil der Dichtung schildert, erhoben und in höheren Regionen durch würdigere Verhältnisse hindurchgeführt". Sein Ehrgeiz, sein Thatendrang wird erweckt („Säume nicht, dich zu erdreisten" ꝛc.). An einem Kaiserhofe gewinnt F. einen Einblick in die Dinge dieser Welt von hoher Warte aus, gelangt er auch rasch dazu, selbstthätig mit einzugreifen. Befriedigung findet er dabei

1) Die Handlung des 2. Teils von Goethes Faust, Leipzig 1898.

nicht; denn Höheres wird von ihm nicht verlangt, als Vergnügungssüchtige zu ergötzen und — Geld zu schaffen. Unnatürlich wäre es gewesen, hätte der Dichter seinen Helden nun nicht auch noch an eine Quelle geführt, die ihn selbst sein Leben lang so vielfach gelabt hat, die dem geistig gerichteten Faust von vornherein gemäßer sein mußte als alles bis dahin ihm Angebotene. Ich meine die Anschauung des Wahren, Großen, Schönen in der Natur, dem Kulturleben der Menschheit, der Kunst, grundverschieden von dem Kramen in Worten, dem gelehrten Rauch und Moder, die den Magister und Doktor ehedem so angewidert hatten. Wissenschaft und Kunst hierbei getrennt zu halten, konnte der Dichter kein Bedürfnis fühlen. Das Wahre und Schöne waren für ihn ja doch nur Strahlen des einen Lichts, weshalb denn auch dichterische und gelehrte Interessen bei ihm jederzeit eng verbunden waren. Von den einfachsten pflanzenartigen Tiergebilden des Meeres bis zur Nereustochter Galatea, von den Greifen und Sphinxen bis zur Helena war für G. alles, seit er in der Dinge Tiefe gedrungen war, nur ein großer, naturnotwendiger Entwickelungsprozeß, ebenso erhaben in den schlichtesten Gestaltungen der Natur wie in den weihevollsten Gebilden schaffenden Dichtergeistes. Kein Wunder daher, daß G. gerade diesen Teil von Faust II (die Helenaepisode) bereits um die Wende des Jahrhunderts in Angriff genommen und zuerst gesondert veröffentlicht hat. Was war ihm Helena, daß diese dichterische Konzeption ihn so zeitig fesselte und er auch späterhin den dritten Akt als die Höhe des Ganzen bezeichnet hat? Eine schwer zu beantwortende Frage; jedenfalls war sie ihm viel, viel mehr als bloß „die antike Schönheit“ in kunstgeschichtlichem Sinne. Da er ihr auch die Eigenschaften der Hoheit und Anmut beigelegt hat, wird man vielleicht antworten dürfen: Das höchste Ideal aller Natur- und Menschenentwickelung. Daß die erstere im Menschen als der Krone der Schöpfung ausläuft, hat G. wiederholt als seine Ansicht ausgesprochen[1]); nahe lag es seiner ganzen Denkweise, den Gipfelpunkt der letzteren in hoheitsvoller, seelisch und körperlich schöner Weiblichkeit zu sehen. Ist diese Auffassung richtig, so verkörpert Helena für ihn nicht eins seiner Lieblingsideale, sondern (nicht im sittlichen, sondern im ästhetisch-metaphysischen Sinne) das Ideal schlechthin[2]), für Gelehrte im Goetheschen Sinne wie für Künstler gleichermaßen verehrungswürdig, da nach ihm auch das eigentliche Studium der Menschheit — der Mensch zu sein hat (Wahlverwandtsch. II. 7, H. 15, 182).

1) Winckelmann u. s. Jahrh. H. 28, 199, Metamorphose der Tiere H. 2, 231, an Riemer d. 23. Nov. 1806, Spr. in Prosa III Nr. 866, H. 19, 187.

2) Vergl. die Worte: „unendliche Sehnsucht Fausts nach der einmal erkannten höchsten Schönheit“ im Schema vom 16. Dez. 1816.

Die höchste denkbare Stufe der Befriedigung auf diesem Gebiete ist die, daß es einem Menschengeiste gelingt, das Ideal nicht nur anzuschauen, sondern, ganz von ihm erfüllt, schöpferisch sich zu bethätigen. Auf diesem Höhepunkte steht Faust in den arkadischen Lauben. Aber er genießt nur traumhaft, völlig nur in der Gegenwart lebend das „einzigste Geschick", und ehe er noch voll erwacht, ist die Geliebte ihm entrückt, nur Kleid und Schleier ihm zurücklassend. Von früheren Freuden hatte Faust sich schließlich abgewendet, diese weicht von ihm, ehe er sie ausgenossen. In tiefsinniger Allegorie, meine ich, hat G. uns damit nahegeführt, daß das Höchste, was dem Künstler, das Tiefste, was dem Forscher in geweihten Stunden aufgeht, ihm nie zum ruhig-behaglichen Genusse, in dem er ausruhen könnte, zu teil wird („daß Glück und Schönheit dauerhaft sich nicht vereint"), daß auch die Freude an dem, was in Stunden hellsten Schauens, höchster Befriedigung geschaffen wurde, häufig eine getrübte, jedenfalls eine kurzwährende ist.

Das Durchdringen zu diesem Grundgedanken hat der Dichter unseres Erachtens dem Leser wesentlich erschwert durch das dichte Geranke romantischer Zuthaten um dieses einfache Mauerwerk. Bald gewinnt es den Anschein, als solle die Kulturgeschichte Griechenlands von dem ersten Herausarbeiten aus den Banden des Orients durch Hellenentum, Römertum und mittelalterliche Staatenbildungen hindurch bis zur Erhebung von 1822 uns in nuce vorgeführt werden, bald wiederum, als sei des Dichters Hauptanliegen, die geistige Befruchtung des germanischen Geisteslebens durch das hellenische und die Romantik als die Frucht dieser Vereinigung zu verherrlichen. Unstreitig hat der stark in den Banden der Romantik liegende alternde Dichter alles dies mit im Auge gehabt. Aber nirgends vor II 3 wird Fausts Germanentum betont, nirgends bekundet er bis dahin wie ästhetische, so kulturgeschichtlich-naturwissenschaftliche Interessen, das Schattenspiel „Helena und Paris" bietet er nur auf allerhöchstes Verlangen. Mit einem Schlage versinkt alles um ihn beim Anblicke der Ledatochter, und nach dem Wiedererwachen aus langdauerndem Schlafe kennt er nur einen Daseinszweck: ihre Spur zu verfolgen, ihre Nähe zu suchen. Tiefere innere Anteilnahme zeigt er fortan, auch Hochbedeutendes kaum flüchtig beachtend, nur an dem, was sie betrifft. Alles das scheint für die eben gebotene Deutung und dafür zu sprechen, daß alles andere in Akt 2 und 3 nur Ornamentik ist neben den persönlichen Beziehungen von Faust zu Helena.

Man verzeihe die etwas ausführliche Auslassung über diesen vielumstrittenen „Höhepunkt" des Gedichtes. In der Hauptsache glaube ich mich mit St. einig; soweit unsere Auffassungen sich nicht ganz decken, wirkt das eben Ausgesprochene vielleicht klärend. —

Sinnig und beachtlich ist bei St. Einl. § 25 ꝛc. die Ausdeutung des Maskenspiels, das im Texte ganz unverkürzt geboten wird. Referent, der sich bisher immer an die Auslegung von H. Küntzel (Leipzig 1877) gehalten hat, ist diesen Ausführungen mit Interesse gefolgt. Leider haben sie nicht vermocht, ihn zu einer höheren Einschätzung dieser breitausgesponnenen Einlage umzustimmen.

Als Pädagog betont St. in seiner Einleitung begreiflicherweise vornehmlich die allmähliche Läuterung Fausts „durch immer vollkommenere Ausbildung aller ihm verliehenen Fähigkeiten und Kräfte" (§ 23), die in dem selbstlosen Wirken für seine Mitmenschen ihren Höhepunkt und Abschluß findet. Und gewiß wird uns wie im Wilhelm Meister, so auch im Faust ein Läuterungsprozeß dieser Art vorgeführt, in letzterer Dichtung aber unter dem beherrschenden Gesichtspunkte der einen Frage, in welchem Maße die wechselnden Zustände und Erlebnisse dem durchs Leben Stürmenden innere Befriedigung gewähren.

Abschließend wünschen wir, daß das Büchlein in Lehrerkreisen gebührende Beachtung finden möge. Bezüglich der Schüler verhalten wir uns zurückhaltender. Einzelne Frühreife werden wie bisher, so weiterhin das Gelüste verspüren, auch Faust II als Ganzes zu bewältigen; ihnen bietet sich in dem Buche ein verläßsiger und geschmackvoller Führer an. Die große Masse unserer Jünglinge wird wohlthun, die Beschäftigung mit dieser tiefsinnigen Nebel- und Symbolwelt sich für reifere Lebensjahre aufzusparen.

Dr. **Th. Bg.**

Deutsche Aufsätze für den Schulgebrauch von P. Leonhardi, Oberlehrer an der Höheren Mädchenschule zu Flensburg. 108 S. R. Voigtländers Verlag in Leipzig, 1900. Preis 1.60 M., geb. 2 M.

Der Verfasser giebt eine Zusammenstellung der Aufsätze, die er in einer zwanzigjährigen Praxis an höheren Mädchenschulen wiederholt erprobt und bewährt gefunden hat. Diese Aufsätze sind aus dem Erfahrungskreis der Jugend, dem Leben in Haus und Schule entnommen und sollen offenbar den jungen Stilisten vor einem abstrakten Stil bewahren. Durch diesen seinen ausgeprägten Charakter wird sich das schlichte Buch selbst empfehlen. Bei einer neuen Auflage desselben möchte man aber raten, den Aufsätzen, deren Quelle Leonhardi gewissenhaft angiebt, einen kleinen Plan voranzustellen. **H. Unbescheid.**

Kleine Mitteilung.

Zur Rechtschreibung. In wie ungeahntem Maße die Rechtschreibung vom Jahre 1880 (die sogen. Puttkamersche) bereits die Litteratur beherrscht, geht

aus einer Umfrage des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler bei den Verlegern hervor. Von 613 Verlagsfirmen, welche die Umfrage beantwortet haben, lassen 406 nur in „neuer", 58 nur in „alter", 141 in beiden, 8 nur in österreichischer Schreibung drucken. Von den 141 Firmen, die noch beide Schreibungen anwenden, bedienen sich 59 vorwiegend der „neuen", 30 vorwiegend der „alten", 52 ziemlich gleichmäßig beider. Diejenigen 340 jener 613 Firmen, die über ihre Produktion des Jahres 1899 ziffermäßige Angaben machen, haben zusammen 4623 Bücher und 247 Zeitschriften in „neuer", 864 Bücher und 189 Zeitschriften in „alter" Schreibung gedruckt. Dabei sind unter diesen Firmen eine Anzahl, besonders Verleger von Rechts- und Staatswissenschaften, Gesetzesausgaben, die nur deshalb an der alten Schreibung festhalten, weil das die Behörden thun (!) und weil Gesetze genau nach den amtlichen Gesetzsammlungen gedruckt werden. Also über fünf Sechstel der Bücher und beinahe drei Fünftel der Zeitschriften des Jahres 1899 sind in der 1880er Schreibung gedruckt worden, die erdrückende Mehrheit! Es bedarf somit nur noch des Zutrittes der bisher in schwer erklärlicher Zurückhaltung verharrenden Reichs- und sonstigen Staatsbehörden, um eine fast völlige Einheit der deutschen Rechtschreibung in der Buch- und Zeitschriftenlitteratur herbeizuführen. Die deutsche Tagespresse wird dann auch in größerer Zahl folgen als bisher. Welche Vermögensverluste dem Buchhandel durch jede, auch durch scheinbar geringfügige Änderung der Rechtschreibung zugefügt werden können, ist daraus zu ermessen, daß eine einzige Firma den Herstellungswert ihrer Stereotypplatten (Wörterbücher) einschließlich des Neusatzes auf 700 000 Mk. angiebt! Und entsprechend steht es um alle Verleger. Um geringfügiger Änderungen willen wird man dem Verlagsbuchhandel solche Opfer nicht zumuten, und zu einer wirklichen Reform ist die Zeit noch lange nicht gekommen, denn eine solche muß sorgfältig vorbereitet, muß wissenschaftlich wohl begründet und im voraus allgemeiner Annahme sicher sein, nicht nur in den Schulen, sondern auch bei den Behörden und in der Presse. Sonst entsteht keine Einheit, sondern neuer Wirrwar.

Neu erschienene Bücher.

Dr. S. Singer, Die mittelhochdeutsche Schriftsprache. Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Sprache in Zürich. Heft V. Zürich, E. Speidel, 1900. 23 S.

Dr. H. Stickelberger, Proben der Entwickelung der deutschen Sprache bis Luther. Solothurn, Verlag von Gaßmann, Sohn, 1900. 20 S.

Prof. Reinh. Biese, Deutsches Lesebuch für die Prima der höheren Lehranstalten. Ausgabe für Gymnasien 2. Auflage. Essen, G. D. Baedeker 1900. 448 S.

Prof. E. Dahn, Das herrschende Schulsystem und die nationale Schulreform. Kiel u. Leipzig, Lipsius & Tischer, 1900. 164 S.

Max Bischof, Architektonische Stilproben. Mit 101 Abbildungen auf 50 Tafeln. Leipzig, Karl W. Hiersemann, 1900. 36 S. Text.

Veröffentlichungen zur Geschichte des gelehrten Schulwesens im Albertinischen Sachsen. Herausgeg. im Auftrag des sächsischen Gymnasiallehrervereins. I. Teil. Übersicht über die geschichtliche Entwickelung der Gymnasien. Leipzig, B. G. Teubner, 1900.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Der deutsche Aufsatz in den oberen Klassen.

Von Professor Dr. **Reichau** in Magdeburg.

(Schluß.)

IV. Die Vorbereitung und Beurteilung des Aufsatzes.

Mit dieser Begrenzung des Zweckes und der Wahl legen die Lehrpläne nicht eine neue Lernfracht auf die Schultern des Schülers, sondern eine neue Aufgabe der Unterrichtskunst auf die des Lehrers, die Aufgabe, die empfängliche Jugend durch Erregung ihres Interesses, durch Öffnung ihres geistigen Blicks, Berichtigung ihrer Vorstellungen und Anleitung zur Beobachtung nicht nur in ein vertrauteres Verhältnis zur Muttersprache, sondern auch in den lebendigen Besitz der geistigen Substanz zu bringen, welche die edelsten und gebildetsten Repräsentanten der Menschheit in ihren Werken niedergelegt haben. Diese Aufgabe zu lösen, vermag nur die Vorbereitung. Wie seltsam dieser Begriff noch immer mit dem Aufsatz verbunden wird, dafür mag die Thatsache sprechen, daß ein Fachkollege, als er von der Vorbereitung des Aufsatzes vernahm, für „vorbereiten" „diktieren" des Aufsatzes einzuführen vorschlug. Daß in diesem trivialen Sinne die Vorbereitung nicht aufzufassen ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden. Sie soll dem Schüler nicht die Selbständigkeit nehmen, sondern verschaffen. Auch ist sie wohl nicht so aufzufassen, wie es ein anderer Pädagoge wollte, der zwar nicht Fachmann war, aber nebenbei auch deutschen Unterricht gab. Gestützt auf seine Erfolge empfahl er, in einer wöchentlichen Stunde regelmäßig in den oberen Klassen acht bis zehn Dispositionen durchzunehmen, um den Schüler allmählich in den Besitz des Gedankenkreises der Aufsatzlitteratur zu bringen und dadurch den Schüler für die selbständige Bearbeitung jedes Themas, selbst des Prüfungsaufsatzes, zu befähigen. Was von dieser Selbständigkeit zu halten ist, hat Bonitz deutlich genug gesagt. „Wer", sprach er im Abgeordnetenhause am 28. November 1877, „den deutschen Unterricht gegeben hat an Schüler, die mit Fleiß und Freude arbeiteten, an Schüler, welche ihr Talent jetzt an die höchsten Stellen des Staates gebracht hat, der weiß aus Erfahrung, wie weit man Selbständigkeit zu fordern hat. Die Forderung kann nicht weiter gehen

als dahin, daß die Reproduktion zu einer individuellen und vollkommenen eigentümlichen Form gebracht wird; wenn das erreicht ist, dann will ich auf jeden Schein der Selbständigkeit, welche so hoch gefeiert worden ist, verzichten als auf etwas, was in diese Jahre noch nicht gehört." Sie ist der Ausfluß einer Methode, die in dem Jüngling bereits den gereiften Mann sieht, die den zweiten Schritt thun will, ehe der erste gemacht ist, und meint ernten zu können, wo nicht gesät ist. Darum ist es wohl wert, daß dieser Begriff der Vorbereitung festgestellt wird.

Der Zweck des Aufsatzes ist, wie schon gesagt, ein doppelter. Er soll den Gedankenschatz vermehren und ordnen und die Kraft der schriftlichen Darstellung organisch entwickeln. Diesem doppelten Zwecke entsprechend kann man zwei Arten von Aufsätzen unterscheiden: solche, die mehr der Gedankenklärung und -erweiterung dienen, und solche, die mehr der Darstellung dienen. Zu den letzteren gehören alle der Lektüre direkt entnommenen Themen. Auch sie können dem Charakter der Erklärungsweise entsprechend in referierende, die in engerem Zusammenhang mit der Lektüre, oder in reflektierende, die in loserem Zusammenhang mit derselben stehen, geschieden werden. Zu jenen gehören erzählende Wiedergaben bedeutungsvoller Scenen wie: Unterredungen, Zusammentreffen wichtiger Persönlichkeiten, Exposition, erregendes Moment, Steigerung, Peripetie, Katastrophe; Gang der Handlung und Gegenhandlung, Referate einzelner Akte oder Gesänge, Inhaltsübersichten wichtiger prosaischer Abhandlungen u. a.; zu diesen gehören die Vorfabel oder das Vorleben der handelnden Personen, charakteristische Zeit- und Sittengemälde nach den gelesenen Dramen sowie die vorhingenannten kulturhistorischen Themen, Fragen nach den Intentionen des Dichters wie: Warum erzählt Iphigenie die Greuel? Warum hat Lessing Riccaut, Schiller Mortimer eingeführt? Welchen politischen Standpunkt vertreten Don Carlos, Philipp, Egmont, Alba u. a.; Parallelen wie: Hektors Abschied und Siegfrieds Abschied, Penelope und Gudrun, Telemach und Hermann in Goethes Hermann und Dorothea, Götz und Quitzow u. a.; Wandlungen wichtiger Begriffe, wie der Freiheit in Schillers Dramen, der Treue in den Nibelungen u. a.; Charakteristiken 2c. Es braucht nicht erst gesagt zu werden, daß aus der unzähligen Menge derartiger Themen nur einige herausgegriffen sind, aber die angeführten genügen, um den Unterschied der Vorbereitung zu zeigen.

Die ersteren Aufsätze erwachsen unmittelbar aus der gemeinsamen Arbeit von Lehrer und Schüler, die letzteren nur mittelbar. Jene sind aufzugeben während der Lektüre des Stückes und eignen sich daher besonders zu häuslichen Arbeiten, diese setzen die Lektüre bereits voraus, können auf Lesestoffe früherer Semester oder Jahre zurückgreifen und

sind dadurch besonders geeignet zu Klassenarbeiten. Danach wird auch die Vorbereitung in beiden Fällen verschieden sein. Um die Aufgaben der ersteren Art zu lösen, muß der Schüler mit der neuen Welt von Vorstellungen und Gedanken, die mit jedem Stück in die Seele des Schülers hineingearbeitet werden soll, zuerst bekannt gemacht werden. Das geschieht, indem man durch einleitende Bemerkungen ein lebhaftes Interesse für den Stoff erweckt. Man zeichnet den historischen oder sagenhaften Hintergrund, von dem sich das Stück abhebt, bringt mit Hilfe einer Karte die Örtlichkeit, in der sich die Handlung abspielt, zum Bewußtsein des Schülers, macht auf die geschichtliche oder sagenhafte Bedeutung der Hauptpersonen aufmerksam, hebt die biographischen Verhältnisse des Dichters hervor, aus denen das Stück erwuchs, und charakterisiert kurz die politische und litterarische Bedeutung, welche das Stück erlangte.

Wenn auf diese Weise der Schüler in Ort und Zeit der Handlung eingeführt ist, beginnt mit der Lektüre die eigentliche Vorbereitung. Ihre Aufgabe ist eine doppelte. Sie soll die gewaltige Kluft zwischen dem kleinen Geiste des Schülers und dem großen des Dichters überbrücken und den Übergang von der erzählenden und beschreibenden Darstellungsweise, in der sich der Schüler bisher bewegt hat, zu der reflektierenden, von der konkreten zu der abstrakten vermitteln. Ein ähnlicher Übergang vollzieht sich in dem Leben der Völker, wenn sie von der nur auf das Thatsächliche gerichteten, wortkargen annalistischen Geschichtschreibung zu der wort- und ideenreicheren pragmatischen vorschreiten und ihrem bisher gebundenen Gefühlsleben befreienden individuellen Ausdruck in der Kunst verleihen; in dem Leben des Einzelnen fällt er gerade in die Jahre, in denen der Schüler aus den mittleren in die oberen Klassen tritt und aus einem Kinde ein Jüngling wird. Wie dort, so ist auch hier die Sprache anfangs karg und unbeholfen, der Satzbau unharmonisch und der mit Abstrakten noch nicht gefüllte Wortschatz zu arm, um zur Gestaltung zu bringen, was im Innern quellend und erwachend nach Ausdruck ringt. Darum bedarf der Schüler gerade in dieser Zeit einer festen Stütze, an der sich seine gleichsam noch zwischen zwei Welten schwebende Persönlichkeit emporrichten und zur Selbständigkeit entwickeln kann. In dem Leben der Völker bot diese Stütze zur Zeit der Renaissance und des Sturmes und Dranges das klassische Altertum, in dem Leben des modernen deutschen Jünglings kann sie nur unsere unübertroffene Litteratur gewähren. Allerdings sind über die Art, wie dies geschehen soll, die Meinungen noch vielfach geteilt.

„Aufrichtig gesagt, bin ich der Meinung", schreibt Raumer, „daß diese Dichtungen ihre großen und wesentlichen Bestimmungen erfüllen,

auch ohne daß man ein Wort an ihnen erklärt. Empfängliche Schüler werden nach vollendeter Vorlesung still und schweigsam nach Hause gehen, erfüllt von den großen Gedanken und mächtigen Geschicken. Gegen diesen Eindruck gehalten aber sind vereinzelte Dunkelheiten, über die sie sich keine Rechenschaft geben können, völlig untergeordnet". Nach dieser Auffassung soll die Lektüre nur dazu dienen, in dem Schüler eine lebendige gefühlsmäßige Anschauung des vom Dichter Geschaffenen zu erwecken, und weder einen Wechselverkehr zwischen Lehrer und Schüler herbeiführen, noch einen Einfluß auf den Aufsatzbetrieb gewinnen. Mit Recht hebt Lehmann gegen diesen Zweck, der übrigens viel besser im Theater erreicht wird, hervor, daß es die Aufgabe der Schule unmöglich sein kann, den Schülern künstlerischen Genuß zu verschaffen, der durch keine Art von geistiger Anstrengung erkauft wird. Sehr bald schon entwickelte sich daher im Gegensatz zu dieser Methode, die man als die synthetische bezeichnet hat, die analytische, welche neben der lebendigen Anschauung des Lesestoffs auf ein kraftvolles Durchdringen und Durcharbeiten desselben, neben dem unmittelbaren, anschaulichen oder gefühlsmäßigen Verständnis auf eine verstandesmäßig vermittelte Auffassung oder auf eine bewußte, verstandesmäßige Aneignung des vom Dichter Gewollten dringt. Sie hat den Aufsatz zuerst in engere Beziehung zur Lektüre der Meisterwerke unserer Litteratur gebracht, benutzte ihn aber nur, um über den Lesestoff zu reflektieren oder zu kritisieren. Nach ihr soll der Schüler die Dramen oder Abhandlungen zu Hause lesen, durch Besprechungen in der Schule die herrschenden ästhetischen Ansichten erfahren und auf Grund derselben zur Bildung selbständiger Geschmacksurteile erzogen werden. Die schriftlichen Aufgaben, die sie an die Lektüre knüpft, setzen daher das Verständnis schon voraus und sollen nur einen Beweis für die vollständige und vollkommene Beherrschung des Lesestoffs liefern. Das beweisen die dieser Richtung entsprungenen Themen wie: Über das philosophische Element in Schillers ganzer Poesie, Warum kann und will der Dichter kein Philosoph sein?, Sind Goethes Iphigenie und Tasso keine Dramen? Was sind sie sonst? u. a.

Es ist das Verdienst Lehmanns, dieser überspannten Methode, die ein Haus glaubt bauen zu können, ohne daß das Fundament gelegt worden ist, nicht nur entgegengetreten zu sein, sondern auch an Stelle der kritisch-ästhetischen Erklärungsweise der historisch-ästhetischen allgemeine Geltung verschafft zu haben. Nach ihm soll der Aufsatz der oberen Klassen nicht der häuslichen, sondern der Klassen-Lektüre entwachsen, nicht ein Ausfluß ästhetisierender Betrachtungen sein, sondern aus der Lektüre selbst hervorgehen und aus Inhaltsangaben der verschiedensten Art, die er Darstellungen nennt, oder aus Entwickelungen von Charakteren und

Begriffen bestehen, die der Lektüre entnommen sind. Der Aufsatz, der bisher außerhalb des Horizonts des Schülers lag, rückte damit in denselben, veränderte aber trotz dieser Annäherung an den Horizont des Schülers nicht seinen Charakter. Auch Lehmann berücksichtigte nur die stoffliche, aber nicht die stilistische Seite des Aufsatzes. Er zeigt, warum die vorhin erwähnten Aufsatzthemen als verfehlt zu betrachten sind, und welche dafür zu wählen sind, aber er zeigt nicht, wie die schwachen Ausdrucksmittel des Schülers für die Darstellung der hohen Gedanken unserer Dichter zu erziehen sind. Allerdings hebt er bei Besprechung des Aufsatzes in den mittleren Klassen auch diesen formalen Zweck gebührend hervor, aber er unterläßt dies bei Behandlung des Aufsatzes in den oberen Klassen, und doch erscheint gerade hier bei der Schwierigkeit des darzustellenden Stoffs die Ausbildung des Stils ganz besonders notwendig. Die kleinen schriftlichen Ausarbeitungen sowie die Übersetzungen aus den fremden Sprachen, welche die Lehrpläne dem deutschen Unterricht angliederten, ganz besonders aber das Gewicht, das sie auf eine nicht bloß das Gedächtnis, sondern alle Seelenkräfte in Anspruch nehmende Methode legen, beweisen zur Genüge, für wie notwendig sie die Verbesserung der Ausdrucksmittel, die immer nur das Produkt der gesamten geistigen Bildung ist, erachten. Diesem Zwecke wird aber der deutsche Unterricht nur gerecht werden können, wenn der Aufsatz mehr als bisher vorbereitet wird und mit Konsequenz die Mittel benutzt werden, die zur Beherrschung des darzustellenden Stoffs führen.

Das erste dieser Mittel ist das Lesen. Seine Bedeutung ist von Pädagogen der niederen und höheren Schulen oft genug hervorgehoben worden. In höherem Sinne lesen zu lehren, ist Aufgabe der Schule, hat auch Hiecke und nach ihm Laas gesagt, aber dennoch überlassen beide diese Aufgabe in den oberen Klassen dem Hause und bereiten deshalb den Aufsatz nur auf Grund häuslicher Lektüre vor. Auch noch heute halten es die Pädagogen mehr oder minder so, obwohl gerade die Lehrpläne auf dieses Mittel, die Seele des Schülers für die Aufnahme des gebotenen Gedankenstoffs empfänglich zu machen, ganz besonders aufmerksam machen und nicht bloß das Lesen des Schülers, sondern auch das Vorlesen des Lehrers verlangen. Wer aber die Lernenden zu der steilen Gedankenhöhe unserer größten Geister nicht selbständig gehen läßt, sondern mit Hilfe auch dieses Mittels für die schwierige Wanderung zu kräftigen sucht, weiß, wie wenig selbst die besten Schüler der oberen Klassen im stande sind, dem Gelesenen die bestimmte logische, dem Gedanken sich anschmiegende Betonung zu geben, und wie sie in der Regel versuchen, hinter hohlem Pathos oder seelenloser Stumpfheit eine geistige Lücke zu verdecken, deren sie sich meist gar nicht einmal recht bewußt

geworden sind. Es wird daher die nächste Aufgabe des Lehrers sein, diese Lücke der Erkenntnis zu vollem Bewußtsein des Schülers zu bringen. Das geschieht, wenn der Lehrer zunächst dem Schüler klar macht, einen wie wichtigen Gradmesser für das Verständnis des Stoffs das Lesen bildet, dann dem Schüler die Scene vorliest, die Worte, welche die Hauptträger des Gedankens sind, hervorhebt und auf den logischen Zusammenhang des Gelesenen ohne klügelnde Analyse hinweist. Wenn dann der Schüler noch einmal den Versuch gemacht hat, die gelesenen Gedanken auch durch die Stimme schon zum Ausdruck zu bringen, wenn er auf diese Weise dem Inhalt seelisch näher gekommen ist, so wendet man das zweite Mittel an, um das Verständnis des Gelesenen zu vertiefen. Man verlangt für die nächste Stunde eine mündliche Wiedergabe. Gewöhnlich hält sich dabei der Schüler nur an das Thatsächliche. Er erzählt zwar, was gesagt wurde, aber nicht, wie und warum es gesagt wurde, nicht selten sucht er auch durch ein Sprechen, um zu sprechen, durch ein geläufiges Wortemachen über das, was er weder empfunden noch begriffen hat, der Schwierigkeit auszuweichen.

Außerdem treten dabei vielfach Verstöße gegen den Gebrauch der Zeiten und Modi, selbst gegen den von Präpositionen und Konjunktionen, besonders aber Unklarheiten und Verwechslungen von Wortbegriffen hervor, welche eine vortreffliche Gelegenheit bieten, das Sprachgefühl zu stärken und durch Hervorheben von Unterschieden zwischen der deutschen und der fremdsprachlichen Zeitfolge, Satzbildung und Konjunktionenverwendung das Sprachverständnis des Schülers zu wecken. Man zeigt dem Schüler, daß er diese Fehler, die er alle kennt, nur aus Gedankenlosigkeit begeht, und sucht ihn auf diese Weise zum bewußten Sprechen und zur Achtung vor der Muttersprache zu erziehen. Vor allem aber macht man ihn darauf aufmerksam, wie wenig seine Auffassungskraft dem Stoffe gewachsen ist, wie viel er übersehen hat, wie wenig er das Wesentliche vom Nebensächlichen geschieden hat und wie wenig das Bild, das er entworfen hat, dem des Dichters gleicht. Zu diesem Zwecke legt man die psychologischen Motive bloß, schält das logische Skelett des Gelesenen heraus und beleuchtet den Inhalt nach den verschiedensten Gesichtspunkten. Damit gewinnt der Schüler die Erkenntnis, daß jemand sehr wohl Einsicht in die gegebene Sprache und den vorliegenden Gedankenkreis haben kann, ohne die Gedanken- und Sprachfülle zu besitzen, um anderen diese Einsicht mitzuteilen.

Nachdem nun seine Auffassung mit Hilfe dieses neuen Mittels wesentlich berichtigt, der Gedankenstoff zur Assimilierung gebracht und Associationen durch Beziehungen zum Leben des Schülers geknüpft worden sind, wendet man das dritte Mittel der Stilbildung an. Man veranlaßt

den Schüler, die betreffende Unterredung oder das ereignisvolle Zusammentreffen im Diarium oder im Aufsatzheft schriftlich wiederzugeben. Diese Wiedergabe bildet nicht nur die notwendige Ergänzung zu dem auffassenden Element des Unterrichts, sondern auch die endgültige Kontrolle für das richtige und klare Verständnis des Mitgeteilten. Sie bringt dem Schüler die neue Erkenntnis, daß es etwas anderes ist, in den Gedankenkreis einzudringen, als ihn zu fixieren und schriftlich zu bearbeiten, daß man beim Schreiben die Gedanken nicht bloß mehr konzentrieren muß als beim Sprechen, sondern auch klarer gestalten und zweckmäßiger und lichtvoller anordnen. Das wird dem Schüler noch klarer, wenn man die verschiedenen Bearbeitungen vorlesen und vergleichen läßt. Er wird sich dabei bewußt, wie sehr gerade der schriftliche Gedankenausdruck ein Ausfluß der individuellen Beanlagung ist, und wie verschiedene Formen er annehmen kann, selbst wenn der darzustellende Gegenstand nicht bloß derselbe ist, sondern auch gleichmäßig vorbereitet worden ist. Solche Erkenntnis fördert aber nicht nur die Denkkraft und Denklust, sondern weckt auch den Wetteifer und das Verlangen, diesen Aufgaben gewachsen zu werden.

Auf diese Weise haben die Schriftsteller des klassischen Altertums, die uns noch heute für den korrekten, natürlichen und geschickten Schriftausdruck vorbildlich sind, ihr logisches Vermögen erworben und die Kraft der schriftlichen Darstellung geübt. Omnis loquendi elegantia quamquam expolitur scientia litterarum, tamen augetur legendis oratoribus et poetis, sagt Cicero. Er sprach damit einen Grundsatz aus, der schon lange, bevor er ihn niederschrieb, allgemeine Anerkennung gefunden hatte. Nach demselben hat sich Demosthenes an Isokrates und Thukydides gebildet, ehe er es wagte, selbständig aufzutreten, und in einem weit höheren Alter als in dem unserer Schüler der oberen Klassen sich immer wieder bemüht, großen Geistern nachzudenken und nachzuempfinden, ehe er seinen eigenen Gedanken Worte lieh. Auch bildete bei uns die vielseitige und lebendige Reproduktion der alten Klassiker das wichtigste Bildungsmittel unserer Jugend, solange unsere Litteratur der antiken nicht ebenbürtig war. Seitdem aber der Deutsche eine eigene, unvergleichlich herrliche Litteratur erlangt hat, seitdem die lateinische Sprache in der Wissenschaft zurückgedrängt worden ist und die Beherrschung der Muttersprache in unserem staatlichen und wirtschaftlichen Leben ein immer dringenderes Bedürfnis geworden ist, ist es nicht bloß eine patriotische Pflicht, sondern eine Existenzfrage, statt der Reproduktion der antiken Klassiker die der nationalen zum Mittelpunkt des Unterrichts und Aufsatzbetriebes zu machen.

Damit ist natürlich nicht gesagt, daß sie allein den Aufsatz beherrschen soll. Sie soll nur das Fundament bilden, auf dem das Haus errichtet

werden soll, das Rückgrat, das dem sich leicht zersplitternden Unterricht festen Halt geben und den Lehrer zur Rückkehr mahnen soll, wenn er zu sehr seine persönlichen Neigungen im Unterricht zur Geltung bringen will. Je fester dieses Fundament gelegt ist, um so mehr wird er zu den anderen als zulässig bezeichneten Aufgaben greifen können. Wenn sich dieselben auf ein früher gelesenes Stück beziehen oder den Gedankengang einer eben gelesenen Abhandlung fordern, so wird die Vorbereitung nur darin bestehen, daß der Schüler das betreffende Stück noch einmal liest, darüber befragt wird und die leitenden Gesichtspunkte erhält. Um so notwendiger aber wird es sein, daß die Gedanken dem Schüler zu klarem Bewußtsein gelangen und von demselben in gemeinsamer Arbeit mit dem Lehrer gefunden, geteilt und geordnet werden, wenn die Gedankenübermittelung allein durch den Lehrer erfolgt. Da gilt es, die Seele des Schülers nicht nur zu erwärmen, sondern auch mit einem neuen festgeordneten Gedankenstoff zu erfüllen. Ist das geschehen, so läßt man die Disposition für die nächste Stunde ausarbeiten. Kurze Ausstellungen und Verbesserungen, sowie nochmalige Erweckung des Interesses werden dann genügen, um den Schüler für die Ausarbeitung zu befähigen. Man wird aber die Arbeit nicht gleich in der Reinschrift fordern, sondern erst im Unreinen herstellen und gelegentlich auch schon der Kontrolle halber teilweise vorlesen lassen. Erst nach nochmaliger Überarbeitung wird die Arbeit ins Reine geschrieben. Bei der Rückgabe geht dann der Lehrer noch einmal auf das Thema ein, giebt ein bis ins Einzelne von ihm ausgearbeitetes Gedankenskelett desselben und läßt diese Nachweisung des logischen Grundrisses, auch äußerlich in der Schrift streng architektonisch dargestellt, in das für die anderen Dispositionen bestimmte Buch eintragen.

Wie die direkte, so wird auch die indirekte Vorbereitung des Aufsatzes in geregeltere Bahnen als bisher gelenkt werden müssen. In diesem Sinne fordern die Lehrpläne, daß das Interesse und die Freude der Schüler an der Privatlektüre erweckt werden soll. Das wird aber nur geschehen können, wenn sie in ein gewisses System gebracht wird und nicht bloß von individuellen Empfehlungen der Lehrer oder von der oft bedenklichen Neigung des Schülers bestimmt wird. Jedenfalls entsprechen diesem Bedürfnis nicht die überladenen, für eine größere Anzahl von Klassen oder gar für alle bestimmten Bücherspeicher, die man Schülerbibliotheken nennt. Es empfiehlt sich vielmehr, daß für jede Klasse zwei oder mehr Bücher oder Schriften zur Privatlektüre festgesetzt werden und in besonderen Klassenschränken möglichst in einer Anzahl, welche der der Schüler entspricht, aufbewahrt werden. Regelmäßig vor den Ferien erhält dann der Schüler eins dieser Bücher, liest es, nachdem er auf die

Bedeutung des Inhalts aufmerksam gemacht worden ist, entweder ganz oder bis zu einer zu bezeichnenden Stelle während der Ferien und giebt nach denselben darüber dem Lehrer Rechenschaft. Kurzgefaßte schriftliche und mündliche Inhaltsangaben, Vorlesen hervorragender Stellen in der Schule, sowie ergänzende Bemerkungen des Lehrers veranlassen den Schüler zu nochmaligem Lesen während der Schulzeit und bringen schließlich den Inhalt zum seelischen Bewußtsein desselben.

In ähnlicher Weise kann auch die Deklamation oder das Auswendiglernen von Gedichten von größerem Nutzen für den Aufsatz werden, wenn für jede Klasse etwa zwei Gedichte festgesetzt werden, welche von Klassenstufe zu Klassenstufe immer von neuem wiederholt und erklärt werden. Die ersten Stunden jedes beginnenden Semesters oder Jahres, in denen das Nationale der Schüler aufgenommen wird, würden hinreichen, um diese dankenswerte Aufgabe zu lösen und zugleich diesen ersten Schultag würdig auszufüllen.

Auch die Übungen, welche zum Unterschied von den regelmäßigen Inhaltsangaben freie Vorträge genannt werden, können eine größere Bedeutung nicht bloß für den mündlichen, sondern auch den schriftlichen Ausdruck gewinnen, wenn sie fester als bisher geordnet werden. „In der That", sagt Lehmann, „giebt es wohl kaum eine Stelle, wo der Mangel an jeder rationalen Methode, der noch immer in einzelnen Teilen des deutschen Unterrichts herrscht, drastischer zu Tage tritt als eben hier." Am wirksamsten werden sie sein, wenn nur solche Stoffe gewählt werden, mit denen alle Schüler bereits bekannt sind oder gemacht worden sind, wie die Lebensbeschreibungen unserer großen Dichter, besonders wichtige Abschnitte aus der Geschichte und Sage oder der gemeinsamen Privatlektüre. Noch lehrreicher ist es, wenn derselbe Stoff allen Schülern der Klasse zum Vortrag gegeben wird, und die Schüler dadurch Gelegenheit erhalten, genauer auf die Unterschiede der Darstellung zu achten und die Ansichten darüber unter Leitung des Lehrers zu regeln. Um ihre Bedeutung und die der Deklamation mehr zur Geltung zu bringen, wäre es wünschenswert, daß an den Schulen alljährlich ein litterarischer Abend eingerichtet würde, an dem ein großer Dichter durch Gesänge seiner Lieder, Deklamation seiner Gedichte, Vorträge über sein Leben und kleine dramatische Aufführungen gefeiert wird.

Damit sind jedoch die Hilfsquellen, über die der Aufsatz verfügen kann, noch keineswegs erschöpft. Als ein Produkt der gesamten geistigen Bildung des Schülers hängt er wie keine andere Lehraufgabe mit allen übrigen Unterrichtsgegenständen zusammen, und zieht er aus ihnen seine Nahrung. Welche Bedeutung das Übersetzen aus der fremden in die Muttersprache für die Bildung des Stils besitzt, welche Zucht des

Geistes das dabei geübte Wählen und Wägen jedes Wortes, jeder Wendung und Verbindungsweise des Ausdrucks gewährt, ist allbekannt. Seitdem der einseitig grammatische Betrieb der fremden Sprachen zu Gunsten der Übersetzung beschränkt worden ist, fällt daher immer mehr das Urteil über die Leistungen des Schülers in den fremden Sprachen mit dem über die Leistungen desselben in der Muttersprache zusammen. Ebenso übt aber auch jeder andere Lehrer die Fähigkeit, das Gewußte oder Gedachte auszusprechen. Jede Wiederholung des im Unterricht Vorgekommenen ist oder sollte eine sich von selbst ergebende Vorübung für schriftliche Darstellung sein. Wenn das nicht der Fall ist, wenn über dem gedächtnismäßigen Lernen das Begreifen zu kurz kommt, so ist auch, wie Schrader in seiner Erziehungs- und Unterrichtslehre S. 468 richtig sagt, alle Mühe des deutschen Unterrichts umsonst. Der deutsche Aufsatz ist daher nicht bloß ein Maßstab für den geistigen Standpunkt des Schülers, sondern ebensosehr auch für den der Schule.

Allerdings ist auch dieser innige Zusammenhang des deutschen Aufsatzes mit allen übrigen Lehrgegenständen der Selbständigkeit des Aufsatzes verhängnisvoll geworden. Man hat daraus gefolgert, daß der deutsche Aufsatz, um seine Aufgabe zu erfüllen, der Anlehnung an einzelne Hauptfächer bedürfe, und deshalb verlangt, daß diejenigen Stunden und Fächer, an die der Aufsatzbetrieb am besten sich anlehnt, möglichst in eine Hand gelegt werden. Auch die Lehrpläne haben sich auf diesen Standpunkt gestellt und im Gegensatz zu den bisherigen Aufsatztheoretikern, die je nach der Richtung der Zeit oder ihrer Neigung bald die Religion, bald die alten Sprachen oder allein das Griechische, bald die Mathematik für das geeignete Fach erklärten, die Geschichte in engeren Zusammenhang mit dem deutschen Unterricht gebracht. Sie haben aber eine solche Verbindung, so naturgemäß sie erscheint, keineswegs so entschieden, wie es frühere Aufsatztheoretiker gethan haben, für notwendig erklärt und damit dem deutschen Unterricht, besonders aber dem Aufsatz die ihm gebührende Selbständigkeit gesichert.

Andere Pädagogen wie Wackernagel und Klaucke gingen sogar noch weiter und gelangten zu der eigentümlichen Folgerung, daß sämtliche Fachlehrer für den deutschen Aufsatz verantwortlich zu machen seien, und die Prädikate für die deutsche Sprache wie die für Betragen, Aufmerksamkeit und Fleiß nach gemeinsamer Beratung in den vierteljährlichen Zensuren festzustellen seien. Nur der Vollständigkeit halber sei noch erwähnt, daß sich selbst Stimmen erhoben haben, welche häusliche Vertreter oder Vertreterinnen zu dieser Beratung zugezogen wissen wollten. Jedenfalls ist es auf solche Bestrebungen zurückzuführen, daß man noch gegenwärtig vielfach das Urteil über die Reife des Schülers im Deutschen

nicht von dem des betreffenden Fachlehrers, sondern von der Abstimmung der in der Klasse unterrichtenden oder zur Prüfungskommission gehörenden Lehrer abhängig macht. Für die oberen Klassen sucht dieses Verfahren in gewissem Sinne schon Kramer einzuschränken, wenn er in der Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens (Schmid III S. 186) sagt: Die mündlichen und schriftlichen Leistungen, welche zur Förderung eines immer volleren Sprachbewußtseins und einer immer sichereren Beherrschung der Muttersprache dienen, beschränken sich keineswegs auf die dem deutschen Unterrichte besonders gewidmeten Stunden, obwohl sie hierfür mit den steigenden Klassen an Bedeutung gewinnen, sondern knüpfen sich an alle übrigen Unterrichtsgegenstände, vornehmlich an die klassischen Studien an. Und mit Recht! Solange die grammatische Sicherheit wie in den unteren und mittleren Klassen den wesentlichsten Maßstab für die Beurteilung des Aufsatzes bildet, läßt sich dieser Standpunkt wenigstens rechtfertigen. Anders ist dies aber, wenn die stilistische Fähigkeit und das logische Vermögen des Schülers für die Urteilsbildung maßgebend werden. Dafür lassen sich nicht so bestimmte Normen feststellen. Es gehen darüber im Gegenteil die Meinungen oftmals so auseinander, daß es zumal in fraglichen Fällen immer leicht möglich ist, das Urteil des Fachlehrers umzustoßen. Selbst wenn es gelänge, eine Einheitlichkeit der pädagogischen Methoden und der stilistischen Geschmacksrichtung herzustellen, was, wie Lehmann treffend sagt, unter fünf bis sechs in verschiedenen Fächern und auf verschiedenen Hochschulen gebildeten Männern — Deutschen zumal! — niemals zu erreichen sein dürfte, selbst dann erscheint es ungerechtfertigt, die Beurteilung des Aufsatzes der leicht beweglichen Mehrheit preiszugeben.

Zu seiner Beurteilung gehört nicht bloß die stoffliche, stilistische und logische Beherrschung des Themas, sondern auch die Kenntnis der Vorbereitung, welche die Lehrpläne fordern. Nur der Fachlehrer kann den Weg übersehen, den der Schüler zurücklegte, ehe der Gedanke in das Wort umgesetzt wurde, und den Grad der Selbständigkeit beurteilen, mit der der Schüler die Gedanken aufgenommen, verwertet und entfaltet hat. Mehr noch als in den anderen Fächern wird es daher nötig sein, daß das Urteil des Fachlehrers allein für maßgebend angesehen wird und nur durch den Vorgesetzten umgestoßen werden darf.

Um so notwendiger aber wird es sein, daß er selbst eine klare Vorstellung von der Grenze gewinnt, welche nicht überschritten werden darf, wenn auch der Bildungsgang des Schülers noch so verschiedenartig durch Schule und Haus beeinflußt worden ist. Zu diesem Zwecke wird man unterscheiden müssen zwischen grammatischen, sachlichen, stilistischen und logischen Mängeln. Die ersteren sind die Folge

jahrelanger Vernachlässigung und dürfen in den oberen Klassen noch weniger als in den unteren und mittleren durch die Mangelhaftigkeit der häuslichen Verhältnisse entschuldigt werden. Trotzdem werden sie den Ausschlag bei Beurteilung der Arbeiten nicht geben, wenn sie leichterer Art sind, nur vereinzelt vorkommen und vor allem nicht in Verbindung mit den anderen Mängeln auftreten. Das letztere ist ja nur selten der Fall, aber wenn es der Fall ist, so werden einzelne Verstöße gegen die neue Rechtschreibung oder Interpunktion das Urteil nicht bestimmen. Gesellen sich dazu noch Kasus-, Modus-, Tempusfehler, Wort- und Begriffsverwechslungen, so ist natürlich die Arbeit als ungenügend zu bezeichnen. Wohl aber dürfte es eine gerechtfertigte Forderung sein, daß derartigen Vorkommnissen dadurch vorgebeugt wird, daß solche Schüler nicht in die oberen Klassen vorrücken, sondern in der Obertertia zurückbleiben, wenn sie nicht einigermaßen ausreichende Kenntnisse in der deutschen Grammatik besitzen. Dem Schüler wird damit in der Regel auch ein größerer Dienst erwiesen als mit dem Gegenteil. Überdies pflegen derartige Mängel nur in den seltensten Fällen vereinzelt aufzutreten.

Die sachlichen Fehler sind weniger die Folge eines unzureichenden Fleißes als eines nicht genügend entwickelten Auffassungsvermögens. Der Schüler, der sie macht, kann sehr wohl aufmerksam sein, aber er vermag die richtig aufgenommenen Vorstellungen nicht zu associieren, weil der Umfang seiner Begriffe und Vorstellungen noch zu gering ist. Sie schlagen zwar Wurzel, aber gehen in der zu wenig bearbeiteten Seele nicht auf und finden daher nicht die Nahrung, deren sie zur vollen Entfaltung bedürfen. Die Aufsätze, welche an diesen Mängeln leiden, werden daher dürftig ausfallen, können aber darum doch den Anforderungen genügen, wenn die übrigen Bedingungen erfüllt werden. Anders ist dies aber, wenn infolge einer unzureichenden oder nur einseitig entwickelten geistigen Bildung die gegebenen Gedanken nicht mit Hilfe aller Seelenkräfte, sondern nur mit Hilfe des Gedächtnisses Aufnahme finden und infolgedessen nicht nur sehr bald verblassen und den Zusammenhang verlieren, sondern auch zu falscher Aneignung gelangen. Dann erhalten sie eine Form, welche über das Unvermögen, selbst einfache Gedanken zur Darstellung zu bringen, keinen Zweifel lassen. Diese Fehler kann der Schüler nicht so leicht wie die vorhingenannten im späteren Leben verbessern. Sie werden daher auch bei der Beurteilung am meisten ins Gewicht fallen.

Nach diesen Gesichtspunkten wird man auch die Arbeiten zurückgeben. Man klassifiziert sie nach diesen Fehlern, charakterisiert aber, bevor man sie zurückgiebt, zunächst die Hingabe und den Fleiß, mit dem

das Thema bearbeitet worden ist, sowie die Auffassung, welche es gefunden hat, im allgemeinen und hebt dabei zugleich die Fehler hervor, die einer größeren Anzahl von Schülern gemein sind. Nachdem so die Schüler die Mängel ihrer Auffassung erkannt haben und von der gerechten und sorgfältigen Beurteilung des Lehrers überzeugt worden sind, händigt man die Arbeiten denselben je nach Bedürfnis mit kürzeren oder längeren Bemerkungen ein, welche besonders den schwächeren die individuellen Mängel zum Bewußtsein bringen und den Weg zeigen sollen, den sie einzuschlagen haben, um sich davon zu befreien. Dabei wird es öfters nötig sein, an einzelnen Sätzen besonders charakteristische logische und stilistische Fehler nachzuweisen, damit der Schüler sie leichter erkennt. Selbstverständlich wird kein vernünftiger Lehrer diese Gelegenheit benutzen, um einen Schüler zu demütigen um Fehler willen, an denen er, zumal wenn er fleißig ist, meist gar keine Schuld trägt. Sobald die Liebe und das Vertrauen zwischen Lehrer und Schüler schwinden, erlischt auch die Denk- und Arbeitslust, aus der allein Genesung geschöpft werden kann.

Schon daraus geht hervor, daß es bei der Korrektur der Aufsätze in den oberen Klassen viel weniger auf die philologische Akribie ankommt, mit der jeder Fehler herausgesucht und angestrichen wird, als auf das Urteil, mit dem die Arbeit gelesen wird. Ein Exercitium oder Extemporale kann durch die Korrektur aus einem fehlerhaften in ein fehlerfreies verwandelt werden, aber niemals ein schwacher Aufsatz der oberen Klassen. Im Gegensatz zu der Korrektur der deutschen Arbeiten in den unteren und mittleren Klassen ist der Hauptzweck der Korrektur der deutschen Arbeiten in den oberen Klassen nicht die Gewinnung einer fehlerfreien Arbeit, sondern eines fehlerfreien Urteils für den Lehrer und der Überzeugung für den Schüler, daß er genau kontrolliert und gerecht beurteilt wird. Darum sollen wir es jedoch nicht machen wie in Frankreich, wo die schriftlichen Arbeiten in der Muttersprache nur zum Teil korrigiert werden, weil, wie es nach Baumeister in dem Unterrichtsreglement für die höheren Schulen Frankreichs heißt, die Lehrer die darauf zu verwendende Zeit besser für ihre wissenschaftliche Ausbildung verwenden können; aber die Sorgfalt der Korrektur nur nach den Fehlern zu bemessen, die der Korrektor nicht übersehen, sondern in der Regel nur vergessen hat anzustreichen, weil der Blick auf das Ganze gerichtet war, erscheint ebensowenig gerechtfertigt wie das Urteil jener Kritiker, die an dem Kunstwerk eines Böcklin oder Rembrandt nur die verzeichneten Arme und Beine sehen. Ein Kunstwerk aber ist der deutsche Aufsatz und muß als solches von dem Schüler betrachtet und von dem Lehrer behandelt werden.

Zum Schluß darf es nicht unerwähnt bleiben, daß die vorliegende Abhandlung mehr nach den methodischen Bemerkungen als nach

dem Lehrziel, das die Lehrpläne dem Aufsatz geben, bearbeitet worden ist. Letzteres ist unverändert aus früheren Prüfungsordnungen in die Lehrpläne übernommen und tritt dadurch in Gegensatz zu den methodischen Bemerkungen, die von wesentlich anderen Gesichtspunkten ausgehen. Als Zielleistung fordern die Lehrpläne: In der deutschen Sprache muß der Schüler ein in seinem Gedankenkreise liegendes Thema richtig aufzufassen und mit eigenem Urteil in angemessener Ordnung und fehlerfreier Schreibart zu bearbeiten im stande sein.

Ein in dem Gedankenkreise des Schülers liegendes Thema kann sehr wohl auch außerhalb des dem Schüler im Unterricht eröffneten Gesichtskreises liegen. Es setzt die in den Lehrplänen geforderte Vorbereitung mit Notwendigkeit nicht voraus und kann ebenso gut von jedem anderen Lehrer als vom Fachlehrer gegeben werden. Jedenfalls gestattet diese Bestimmung ein Hinausgehen über die Grenzen, welche die Lehrpläne dem Aufsatz gesetzt haben, und ein Hineinziehen von Stoffen in den Bereich der Darstellung, die mit dem Unterricht keinen Zusammenhang haben. Nicht minder anfechtbar erscheint der Ausdruck „mit eigenem Urteil“. Er ist wohl zurückzuführen auf Friedrich den Großen, der wünschte, daß „die Schüler gewöhnt werden sollen, selbst zu denken und früh ihr eigenes Urteil zu üben“. Von dieser dem Zeitalter der Aufklärung entsprechenden Auffassung ist aber die moderne Pädagogik längst zurückgekommen. Nicht die individuellen Meinungen oder subjektiven Ansichten, Räsonnements oder Reflexionen des Schülers bedingen den Wert des Aufsatzes, sondern die Fähigkeit, die in der Schule empfangenen Vorstellungen und Gedanken zu associieren und mit Hilfe des Lehrers mit neuen zu apperzipieren. Deshalb verlangen auch die Lehrpläne mehr referierende Aufgaben, die im Anschluß an die Klassenlektüre gegeben werden sollen, aber nicht betrachtende, die Urteile enthalten und die subjektive Entscheidung oder Kritik des Schülers herausfordern. Wenn aber der Prüfling ein in seinem Gesichtskreise liegendes Thema richtig aufzufassen und mit eigenem Urteil in logischer Ordnung zu bearbeiten im stande sein soll, so scheint es, wie Bindseil (Der deutsche Aufsatz in Prima, S. 16) ganz richtig schließt, unerläßlich zu sein, daß die Schüler nach und nach in diejenigen Grundsätze wissenschaftlicher Darstellung eingeführt werden müssen, vermöge deren die eben erwähnten Forderungen erfüllt werden können. Zu diesen Grundsätzen gehört aber nicht bloß die Beachtung der Gesetze der Invention und Disposition, sondern auch die Erfüllung von einer Reihe von Forderungen, welche die formale Logik und empirische Psychologie stellen. Daß diese Forderungen nicht im Einklang mit den Lehraufgaben und den methodischen Bemerkungen stehen, wird nicht bestritten werden können.

Die Hebelwage in der deutschen Sprachlehre.

Ein syntaktisches Gleichgewichtsgesetz für die Wortfolge.

Von Dr. **J. W. Nagl** an der Universität zu Wien.

Wer kennt sie nicht, die biedere alte, minder empfindliche Bauernwage, mit den ungleichen Armen des Wagbalkens, auf deren kürzerem mittelst eines Hakens der zu wägende Gegenstand aufgehängt wurde, während man ein verschiebbares Gewicht an dem andern, längeren Arme so lange zurechtschob, bis das Gleichgewicht hergestellt und der Gewichtsinhalt an einer Kerbenreihe abzulesen war! Im Stützpunkte war die Hebelwage aufgehängt, — gewöhnlich wurde sie frei in der Hand gehalten. Es gab größere und kleinere solche Wagen, und sie hatten das Bequeme, daß man mit einem einzigen Gewichte auskam. Jung und alt kannte diese Wage, die zum Teil noch heute in den Gauen üblich ist und so recht handgreiflich das Hebelgesetz zur Anschauung bringt.

Dies mußte vorausgeschickt werden, um den Nachweis zu erbringen, daß das Hebelgesetz so tief im Vorstellungsgehalte des Volkes begründet ist, um die Grundlage für einen — allerdings unbewußten — Vergleich mit syntaktischen Vorgängen der Wortfolge abgeben zu können. Und daß wir sprachliche Regeln auf solche primitive, wenn auch unbewußte Vergleiche zurückzuführen haben, welche dem Anschauungskreise des Volkes angemessen sind, habe ich bereits an anderer Stelle[1]) mit Beispielen nahegelegt.

In solchen psychologischen Aufgaben liegt eine wesentliche Bedeutung des Studiums lebender Sprachen, weil uns da aus unserem eigenen Bewußtsein heraus ein reichliches Material nach Bedarf sich bietet, weil wir den Eindruck der Abweichungen vom Gewöhnlichen, die sonst ein Gesetz in Frage stellen könnten, uns noch ins rechte Verhältnis zur Hauptregel rücken können und weil auch in der äußeren Umgebung die Bedingungen ganz oder teilweise noch vorhalten, unter denen die Sprachgesetze in Wirksamkeit treten konnten. Da heute die lautlichen Änderungen und Verschiebungen fast allenthalben in der Sprache der Gebildeten sistiert worden sind, gebührt psychologischen Untersuchungen geradezu der Vorzug in der Wissenschaft von den lebenden Sprachen.

Wir verkennen dabei nicht den Wert der archaistischen Richtung; auch der Botaniker wird aus der Holzstruktur des Stammes und der

1) Deutsche Schulzeitung, Organ des Vereins der Lehrer und Schulfreunde Wiens, Wien, II. Jahrg. (1900) S. 57 flg., 73 flg. u. 265 flg. — Vergl. ferner Stinböcks „Alt-Wien" IX. S. 24 flg.

Äste das Leben eines Baumes in verflossenen Jahren erschließen können, — wenn er dazu die Lebensbedingungen des **Bastes** ordentlich kennt. Der Bast repräsentiert aber für den Botaniker das **eigentliche pflanzliche Leben**, es ist **der erste und wichtigste Gegenstand** seines Studiums. Und so sind auch die **lebenden** Erscheinungen der Sprache Bast, die erstorbenen sind **Holz**; was Holz geworden ist, übt auf das Leben des Bastes höchstens eine indirekte Wirkung aus, ganz so, wie z. B. die Regeln der Lautverschiebung, des vokalischen Auslautgesetzes heute aus der Reihe selbst der unbewußten Triebfedern sprachlicher Entwickelung getilgt sind. Es wäre sonach ein lächerlicher und verkehrter Fall, wenn ein Kenner des Holzes zum Kenner des Bastes sagen wollte: „Ich habe nicht die Überzeugung, daß du ein Kenner des Baumes bist".

Im psychologischen Teile der Sprachlehre, zu welcher besonders die Syntax gehört, handelt es sich also darum, unbekümmert um frühere Stadien der Sprache — aus denen höchstens Ansätze verständlich werden, wenn wir das gegenwärtige fertige Gesetz ersehen — die verborgenen Triebfedern aus der Betrachtung der vorliegenden Thatsachen zu erraten und aufzudecken. Wählen wir uns nun zur Aufgabe die **neuhochdeutsche Wortstellung**, welche mit derjenigen der lebenden Dialekte im allgemeinen übereinstimmt und diesen also nicht nur ihr Dasein verdankt, sondern auch nachträglich noch Licht und Erklärung aus ihnen empfängt. Denn daß umgekehrt von den Dialekten die nhd. Wortstellung übernommen worden wäre, wird niemand behaupten. Wählen wir uns zunächst einen Haupt-, und zwar

a) **Einen einfachen Aussagesatz.**

1	2	3	4	5
Die (klugen) Boeren	haben	gestern	ihre (günstige) Stellung	behauptet
(Subj.)	(leb. Ztw.)	(Umstand)	(Objekt)	(Prädik.-Rest)

Zunächst einiges zur Bezeichnung der Satzteile. Wir nennen das Verbum finitum lieber „lebendiges Zeitwort", weil es sich mit den Personen („ich", „du", „er") verändert, also **Leben** zeigt, während der tote andere Teil des Prädikats („behauptet") für alle Personen unverändert bleibt. Als solchen toten „Prädikatsrest" bezeichnen wir also jenen Teil des Prädikats, der vom Prädikat übrig bleibt, wenn man das Verbum finitum (oder das leb. Zeitw.) abzieht, also sind in den Sätzen: „er ist **gekommen**, er zieht **ein**, er giebt ihm **zu kosten**, er heißt **Friedrich**, er gilt **als Vertrauensmann**, der Turm ist **hoch**, der Turm ist ein **Bollwerk**" die Wörter „ist", „zieht", „giebt", „heißt", „gilt", „ist", „ist" die lebendigen Zeitwörter und „gekommen", „ein", „zu kosten", „Friedrich", „als Vertrauensmann", „hoch", „ein Bollwerk" **Prädikatsreste**. (Die letzten vier Prädikatsreste werden bekanntlich

auch als „Prädikatsnomina“ bezeichnet.) Die Prädikatsreste nehmen, wie die Nummern in obigem Satzbeispiele zeigen, eine vom leb. Zeitw. ganz verschiedene Stellung ein und müssen deshalb von diesem getrennt betrachtet werden.

Das Attribut nimmt in der Reihe der Satzteile keine bestimmte Nummer ein: es kann bei jedem Hauptwort stehen, z. B. beim Subjekt („klugen“) oder beim Objekt („günstige“) oder selbst beim Umstand (am „gestrigen“ Tage) u. s. w. Daher beschäftigen wir uns mit dem Attribut nicht weiter.

Einzelne Satzteile können auch doppelt vertreten sein, so der Umstand, das Objekt und der Prädikatsrest, und werden dann mit den Buchstaben a, b u. s. w. bezeichnet; z. B. „Die Boeren | haben | gestern | mit Ausdauer | ihre Stellung | behauptet“, wo „gestern“ und „mit Ausdauer“ als 3 a und 3 b zu bezeichnen sind. Oder: „Der Obmann | hat | heute | dem Mitgliede N. | die Bitte | abgeschlagen“, wo „dem Mitgliede N.“ und „die Bitte“ als 4 a und 4 b markiert werden müßten. Oder: „Der Kaiser | hat | unlängst | den Statthalter | zum Geheimrat | ernannt“, wo „zum Geheimrat“ und „ernannt“ als 5 a und 5 b einzustellen sind.[1]) Anderseits können wieder die nicht notwendigen Satzteile ganz ausbleiben, z. B. hat der Satz „Es regnet“ nur 1 und 2, aber 3—5 fehlen ganz. Und selbst 1 ist nur ein Scheinsubjekt.

Aus dem Satze „Es regnet“ ist also klar, daß das Verbum finitum oder lebendige Zeitwort der wesentlichste Satzteil ist: denn das Scheinsubjekt „Es“ kommt in anderen Sprachen gar nicht vor. Lat. pluit, gr. ὕει, slav. prší (= es regnet) zeigt eben nur das lebendige Zeitwort. Dieses ist daher der innerste Kern, der Keim eines jeden ausführlichen Satzes und nimmt deshalb die festeste Stellung im Satze ein: das lebendige Zeitwort bleibt wesentlich immer an zweiter Stelle (Nummer 2).

Es ist daher der unbewegliche Stützpunkt in der Reihe der anderen verschiebbaren Satzteile. Sehen wir von ihm als dem formellen Keime oder der Wurzel des Satzes ab, so ist nach ihm das Subjekt der wichtigste Bestandteil: daß das Wort „wichtig“ ebenso wie „Gewicht“ von „wägen“ stammt, beweist schon, daß der Gedanke an die Wage natürlich nahe liegt. Das Subjekt ist so wichtig, wie Umstand, Objekt und Prädikatsrest zusammen genommen: Es ist daher in obigem Satze „Die

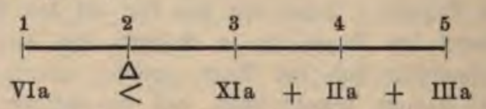
1) Sind aber zwei Subjekte oder zwei andere syntaktisch einander nicht eingeordnete Satzteile mit Bindewort verknüpft oder durch einen letzteres vertretenden Beistrich getrennt, dann hat man mehrere Sätze vor sich: Die Schafe und Lämmer wurden geschoren und geschlachtet = die Schafe wurden geschoren, die Lämmer wurden geschoren, die Schafe wurden geschlachtet, die Lämmer wurden geschlachtet.

[1]Boeren | [2]haben | [3]gestern | [4]ihre Stellung | [5]behauptet" das Gleichgewicht hergestellt:

1 2 3 4 5
△ (unter 2)

Wollten wir das relative Gewicht der Satzteile zu einander durch mathematisch genaue Zahlen ausdrücken, und zwar, damit keine Verwechselung mit den arabischen Reihennummern der regelmäßigen Satzgliederfolge eintrete, in römischen Ziffern, so könnten wir das Subjekt (1) auf VI, die drei Glieder des längern Hebelarmes auf je I Gewichtseinheit taxieren. VIa = Ia + IIa + IIIa, wobei a den gleichen Abstand zwischen je zwei Nummern des Waghebels bedeutet. So genaue Rechnung ist im Sprachbewußtsein gewiß nicht vorgegangen, wir brauchen für unser Gleichgewichtsgesetz auch wirklich nur die allgemeine Hebelidee zu Grunde zu legen, um es zu erklären. Indem wir uns auf Rechnungen einlassen, geben wir den unbewußten Vergleichen nur eine konkretere, diskutierbare Form.

Es können neue Umstände eintreten, daß irgend ein Satzteil auf dem längeren Hebelarme außerordentlich wichtig wird, sogar wichtiger als das Subjekt. Dieser Fall tritt in obigen Satzbeispielen etwa dann ein, wenn der Zuhörer alles vom Satze schon weiß: daß von den Boeren (1) die Rede ist, daß sie etwas behauptet (5) haben, und zwar ihre Stellung (4), — nur die Zeit (Umstand, 3) weiß er nicht oder hat sie beim ersten Sagen überhört. Für ihn ist also jetzt der Umstand (3) der allerwichtigste Satzteil, noch wichtiger als das Subjekt, das er ohnehin weiß. Ich werde also für ihn dem Worte „gestern" (3) ein merklich größeres Gewicht, als dem Subjekte verleihen müssen. Das Subjekt hat VI, so gebührt dem Umstande fast das Doppelte davon, nehmen wir XI. Da wäre aber nun das Gleichgewicht total gestört, denn es ergäbe sich:



Es bleibt also nichts anderes übrig, als eine Verschiebung. Da aber 2 (△) unbeweglich bleibt, so ist es am besten, 3 (mit XI Einheiten) vorauszuschieben und 1 (mit VI Einheiten) dafür zurückzurücken:

3 2 1 4 5
△ (unter 2)
XIa = VIa + IIa + IIIa

Das Gleichgewicht ist also wieder hergestellt. Und wie heißt der Satz? „Gestern | haben | die Boeren | ihre Stellung | behauptet.“ — Es geht daraus hervor, warum man das Subjekt in solchen Umstellungsfällen an die erste Stelle hinter das lebendige Zeitwort rücken muß: schon an zweiter Stelle (auf 4) hätte es ja das doppelte Gewicht XII, und abermals wäre keine Balance.

Hätte ein Zuhörer beim ersten Sagen des Satzes alles verstanden, sowohl von den „Boeren“ (1), als von der Zeitbestimmung „gestern“ (3), als auch von der „Stellung“ (4), aber nicht recht vernommen, ob die Stellung behauptet oder verloren worden sei, so wird für ihn der Prädikatsrest (5) weitaus das Wichtigste werden, viel wichtiger als das Subjekt. Es erhält also dieser letzte Satzteil jene XI × 3 Einheiten. Wieder wäre das Gleichgewicht stark gestört:

1 — 2 (Δ) — 3 — 4 — 5

$\mathrm{VIa} < \mathrm{Ia} + \mathrm{IIa} + \mathrm{XXXIIIa}$

Es läßt sich aber herstellen:

5 — 2 (Δ) — 1 — 3 — 4

$\mathrm{XIa} = \mathrm{VIa} + \mathrm{IIa} + \mathrm{IIIa}$

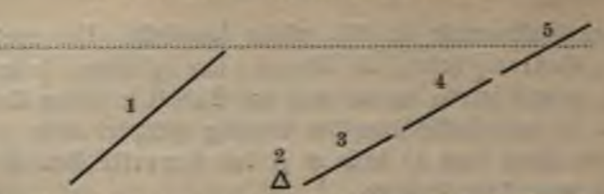
„Behauptet | haben | die Boeren | gestern | ihre Stellung.“ Wir dürfen dabei, wie schon einmal gesagt, auf der Präzision der Zahlenverhältnisse nicht allzu scharf herumreiten: das wäre Unverstand, denn es wurde ja unter dem Niveau des Volksbewußtseins bei der Konstituierung dieser Regel nicht mathematisch gerechnet, sondern es wurden offenbar nur beiläufige Vergleiche angestellt. Man könnte z. B. den letzteren Umstellungsfall auch so erklären: der Prädikatsrest (5) erhält das Gewicht des Subjekts, dieses aber wird entwertet und den anderen Teilen an sich gleichgestellt, so daß sein Gewicht nur von der Hebelstellung bedingt ist, also

5 — 2 (Δ) — 1 — 3 — 4

$\mathrm{VIa} = \mathrm{Ia} + \mathrm{IIa} + \mathrm{IIIa}$

Für das praktische Ergebnis bleiben sich beide Deutungen gleich, es handelt sich ja nur um die Hebelidee im allgemeinen.

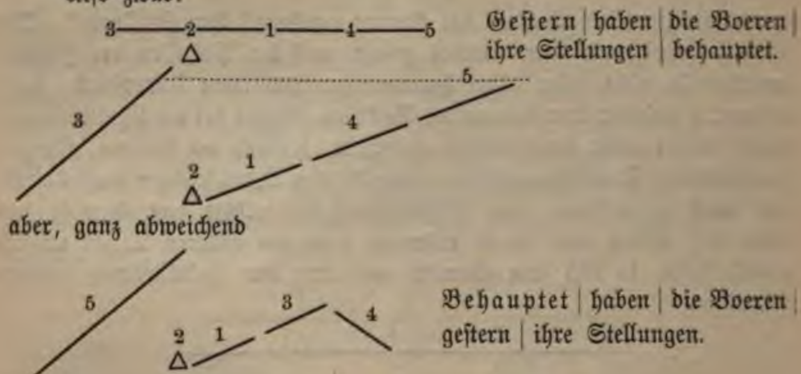
Mit der Stellung der Satzteile beobachtet auch deren Betonung einen gewissen Parallelismus. Zeigen wir das Steigen des Tones durch aufsteigende Linienstücke an — für jeden Satzteil ein Stück —, so erhalten wir das Schema:



„Die Boeren | haben | gestern | ihre Stellung | behauptet." Durch Nachlässigkeit in Accentuierung oder durch einseitiges Betonen eines einzelnen Satzteiles kann die obige Betonung modifiziert werden. Wir haben hier nur eine lebhafte, aber normale Betonung als Grundlage unserer Beurteilung anzunehmen. Auffällig ist nur, daß, während noch in der altsächsischen Allitterationspoesie das Substantiv höher als das Verbum, also wohl das Subjekt meist höher als das Prädikat betont wurde, heute meist die Prädikatsgruppe (also der rechte Hebelarm) im Tone etwas höher hinansteigt.[1]) Eigentlich müßte nach dem Tongewichte eher das Subjekt (1), weil es allein alle andern Satzteile (3, 4, 5) aufwiegt, im Tone höher steigen, als selbst der Prädikatsrest (5). Doch handelt es sich hier um keine große Differenz, und selbst für diese ließen sich Erklärungsgründe finden.

Für die obigen Umstellungen können wir die Tonverteilung nach gleicher Methode zeichnen, finden sie aber nicht immer parallel.

Also zwar:



Doch nicht über die Abnormitäten der Betonung haben wir hier zu handeln uns vorgenommen, sondern über die Stellung der Satzteile: die Betonung wird nur berücksichtigt, soweit sie parallel ist und zur Beleuchtung der Wortstellung beiträgt.

---

1) Vergl. meinen „Roanad" I. Tl. S. 336.

Das Hebelgesetz verursacht aber nicht nur Verschiebungen von einem Hebelarm zum andern, auch auf dem längeren Hebelarm allein machen sich seine Prinzipien geltend.

Nach diesen ist es einleuchtend, daß minder wichtige Satzteile dem Stützpunkte $\binom{2}{\Delta}$ am nächsten stehen müssen, weil sie hier das geringste Gewicht haben; daher ist der „Umstand“ (3) als nicht notwendiger Satzteil dem lebendigen Zeitwort am nächsten. Das Objekt (4) ist, wo es auftritt, ein zum Sinne notwendiger, daher wichtigerer Satzteil, steht also vom Stützpunkte weiter ab. Der Prädikatsrest (5) endlich enthält den materiellen Inhalt des Prädikats, während das lebendige Zeitwort nur die formale Bedeutung desselben vertritt. Er ist also das Gegenstück zum Subjekt: von „Subjekt und Prädikat“ spricht ja jeder, der nur in die Syntax gerochen hat. Der Prädikatsrest ist noch notwendiger für den Sinn des Satzes, als selbst das Objekt, er ist wichtiger als dieses und wirkt daher — nach dem Hebelgesetze — mit der ganzen Länge des Hebelarmes am weitesten vom Stützpunkte $\binom{2}{\Delta}$ entfernt. Mit dieser Gradation in der Stellung stimmt auch, wie oben ersichtlich, das Steigen des Satztones von 2—5 überein.

Aber es kann sich sehr leicht die Notwendigkeit ergeben, einem von den Satzteilen des längeren Hebelarmes vor dem andern mehr Gewicht zu verleihen, ihn mehr zu betonen, ohne die Steigerung so weit zu treiben, daß sie über das Gewicht des Subjekts hinaufreicht und somit, wie oben, auf den kurzen Hebelarm hinüberwirkt. Wir haben immerhin nach dem Hebelgesetze die Möglichkeit, kleinere Gewichtsverschiebungen auch auf dem einen (rechten) Hebelarm allein zum Ausdruck zu bringen.

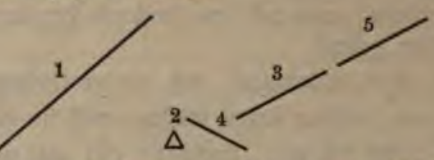
Zunächst kann irgend ein Satzteil ganz unwichtig, tonlos und enklitisch werden, dann rückt er natürlich zur Verminderung seines Gewichts sofort ganz nahe ans lebendige Zeitwort heran. — Ist z. B. von der „Stellung“ (4) der Boeren so deutlich die Rede, daß sie jeder der Zuhörer im Sinne hat, eine Betonung des Wortes also ganz überflüssig ist und ein einfaches Pronomen eintreten kann, so erhalten wir das Schema:



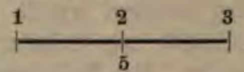
„Die Boeren | haben | sie | gestern behauptet.“ Ich könnte hier, um die Abhängigkeit von 4 noch mehr anzudeuten, auch so anreihen:



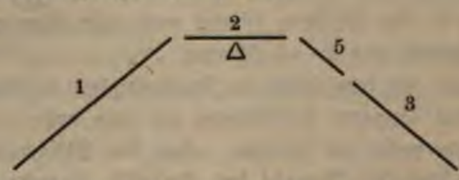
Der Satzaccent zeigt die Form:



Braucht aber dem Zuhörer das „behauptet“ nicht besonders gesagt zu werden, weil er an den Begriff ohnehin denkt, aber nur über dessen thatsächliche Geltung Aufklärung wünscht, so kann man wohl auch einfach „es“ anstatt „behauptet“ sprechen:



„Die Boeren **haben** es gestern.“ Nur wird die Tonhöhe hier, weil die **formale** Gültigkeit, nicht der materielle Inhalt hervorgehoben wird, auf das lebendige Zeitwort fallen:

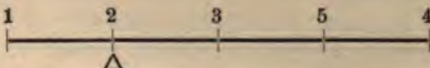


Das ist ja bekannt, daß sich enklitische Satzteile — auch das Subjekt, wenn es nachgesetzt und enklitisiert wird — eng an das lebendige Zeitwort anschließen. Ein treibendes Motiv dieser Erscheinung haben wir aber hier erst klargelegt.

Aber auch die nicht-enklitischen, betont bleibenden Satzteile erleiden gegenseitige Gewichtsverschiebungen. In den Sätzen: „Die Boeren | haben | gestern | ihre Stellung | behauptet“ oder „Ehrenmänner | werden | immer | ihre Versprechungen | halten“ ist das Objekt regelrecht weniger betont, als der Prädikatsrest, und zwar deshalb, weil das Objekt hier nicht Gegenstand von Zweifeln, daher auch nicht Gegenstand kräftigerer Einschärfung und Versicherung ist. Denn wenn die Boeren einen Punkt „**behaupten**“, was soll es denn für einer sein, als „ihre Stellung“? Wenn der Ehrenmann etwas „hält“, woran soll man zunächst denken, als an ein Versprechen? Ganz anders ist es schon in dem Satze:

„Die $\overset{1}{\text{B}}$oeren | $\overset{2}{\text{ha}}$ben | $\overset{3}{\text{ge}}$stern | eine $\overset{4}{\text{H}}$öhe | $\overset{5}{\text{be}}$setzt.“ Sie hätten auch einen Fluß, eine Brücke, eine Waldlisiere, einen Hof besetzen können. Da muß nun auf „eine Höhe“ merklich mehr Gewicht gelegt werden.

Die natürliche Folge wäre, daß man 4 über 5 hinausschöbe auf dem Hebelarme:

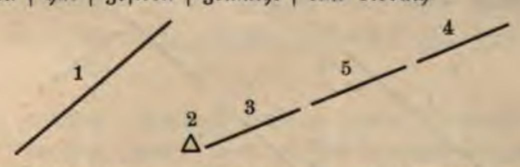


wodurch die uns als jüdisch bekannte Wortstellung entsteht:

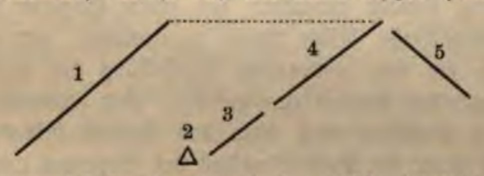
Die Boeren | haben | gestern | besetzt | eine Höhe.

Der Kaufmann | hat | neulich | verloren | sein ganzes Vermögen.[1])

Tateleben | hat | gestern | gemacht | enn Rebach.



In Wirklichkeit haben wir es hier mit keiner speziell jüdischen Eigenart zu thun. Vielmehr hat O. Behaghel jüngst nachgewiesen, daß diese Umstellung (5, 4 statt 4, 5), bei welcher also der Prädikatsrest nicht die letzte Stelle einnimmt, altes deutsches Stammeigentum nicht nur der Mundarten, sondern auch der älteren Schriftsprache ist.[2]) Diese Verschiebung ist in neuerer Zeit freilich unstatthaft geworden durch die strengere Regel, daß der Prädikatsrest immer am Ende der Hauptsätze (als 5) stehen müsse. Aber den höheren Ton behält 4 doch auch an vorletzter Stelle noch bei, so daß wir die Tonfigur haben:



Die Boeren | haben | gestern | eine Höhe | besetzt.

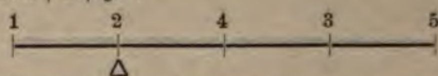
Ziemlich unbehindert bleibt aber die Verschiebung durch Gewichtswechsel im Innern des Hebelarmes. Will ich das „gestern" (3) nur einigermaßen betonen, ohne es zum alleinwichtigen Teil des ganzen Satzes zu machen, also etwa nur gegen einen minderwichtigen Irrtum eines anderen, der die Besetzung für vorgestern ansetzen wollte, so

---

1) Setzt man ein Attribut bei, welches einen neuen Gedanken hinzufügt, so eignet sich dasselbe über den betreffenden Satzteil den Oberton an und vertritt oder verdrängt also in der Tonskala denselben Satzteil. Das Attribut ist also ein Betonungsschmarotzer. Vergl. Koanad I. Tl., S. 447, § 35.

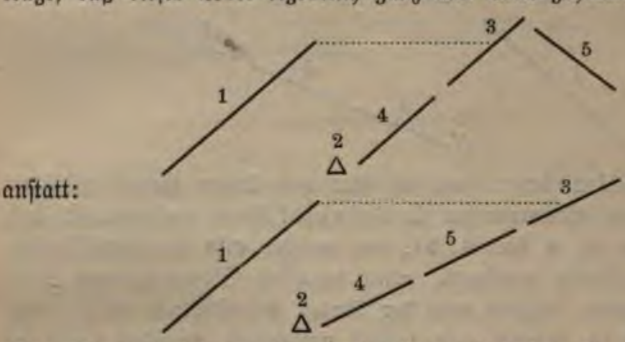
2) O. Behaghel, „Zur deutschen Wortstellung". Wissenschaftliche Beihefte zur Ztschr. des Allg. dtsch. Sprachvereins, Heft 17/18, Februar 1900, S. 232 bis 250.

sage ich ziemlich kühl und ruhig, aber ebenso sicher: „Die Boeren | haben | die Höhe | gestern | besetzt".



Der Umstand (3) ist somit wichtiger geworden, indem ich ihn auf dem Hebelarme weiter hinausgeschoben habe. Die Betonung verrät uns aber, indem „gestern" auf dem rechten Arme den höchsten Ton trägt, daß dieses Wort eigentlich ganz ans Ende gehören würde:

anstatt:



(Die Boeren | haben | eine Höhe | besetzt || gestern), was wir heute freilich als erzjüdisch betrachten möchten.

So sehen wir also das Hebelgesetz in verschiedener Anwendung im Aussagesatze thätig, sowohl innerhalb des einen längeren Armes, als auch in dem Verhältnisse beider Arme zu einander, nur teilweise beeinträchtigt durch die nun notwendige Endstellung des Prädikatsrestes, wie anderseits auch der Satzton eine geringe, aber immerhin auffällige Höherstellung des Prädikatsrestes über das Subjekt bekundet. So ist der Prädikatsrest heute ein Protektionskind des Satztones wie der Wortstellung im Satze.

Es muß an dieser Stelle noch ein merkwürdiger Gebrauch erörtert werden, der zu unserer heutigen normalen Wortfolge nicht stimmt; vielleicht finden wir eine, wenn auch nicht rechtfertigende Deutung. Es handelt sich um zweite Hauptsätze nach „und", wobei das Subjekt des zweiten von dem des ersten verschieden ist. „Wir werden morgen den Aufstieg auf den Gletscher versuchen, und | hat | unser Führer | bereits gestern | alle nötigen Vorkehrungen | getroffen". Die Wortstellung ist, da wir „und" normalerweise nicht als einen Satzteil speziell des zweiten Satzes betrachten dürfen, in dem letzteren die folgende: 2 1 3 4 5. — Es stünde also
△
das lebendige Zeitwort an der Spitze. Inwiefern eine solche Stellung

in Frage- und Bedingungssätzen zu rechtfertigen ist, werden wir später sehen. In unserem Falle ist nur ein Erklärungsgrund denkbar: das „und" wird in den Satzinhalt des zweiten Hauptsatzes mit einbezogen und bedeutet in der dadurch erhaltenen stärkeren Betonung den engen logischen Zusammenhang mit dem vorausgehenden Satze, kann also auf „und daher" „und so" gedeutet werden, gilt somit als Adverbiale. Hiermit hoffe ich, so ziemlich den bisher unbewußten Eindruck, welchen solche Satzstellung auf uns macht, deutlich ausgedrückt zu haben. Die Wortstellung läßt sich demnach in unserem Satzbeispiele, da nunmehr drei „Umstände" (3a und 3b) vorhanden sind, folgendermaßen zeichnen: 3a $\underset{\triangle}{2}$ 1 3b 4 5, und — wäre sohin normal. Dennoch kann ich diesem Gebrauche nicht das Wort reden, denn das „und" wird nie die Tonhöhe erreichen können wie sonst ein vorausgestellter Satzteil, und ein bißchen soll man doch Tonstufe und Wortstellung in Einklang bringen können. — Man könnte auch sagen: In dem „und" wird der frühere Satz mit seinem Totalgewicht noch einmal gedacht und dem Bindeworte dadurch indirekt eine größere Wichtigkeit verliehen, wie dies ja auch bei einem „daher" der Fall ist. Aber auch diese Deutung befriedigt nicht vollkommen.

Zu unterscheiden ist ein anderer Gebrauch: Satzteile werden an erster Stelle öfter ausgelassen, so daß äußerlich das lebendige Zeitwort ($\underset{\triangle}{2}$) an der Spitze des Satzteiles erscheint. Doch sind innerlich, im Gedanken, die ausgelassenen ersten Satzteile notwendig zu ergänzen; z. B. „der Direktor ist angekommen; muß ihn gleich besuchen" ($\underset{\triangle}{2}$ ↘ 4[1] 3 5). Das Subjekt „ich" (1) ist vor $\underset{\triangle}{2}$ zu ergänzen. Oder „Er wollte mich zurechtweisen; hab' ich ihm jedoch meine Meinung gesagt ($\underset{\triangle}{2}$ 1 4a[1] 3b 4b 5); zu ergänzen ist „da" oder „daraufhin" (3a) an erster Stelle. (Vergl. auch meinen Roanad I, S. 499, § 260.)

b) Die Wortstellung in Fragesätzen.

1. Bei Fragen nach einzelnen Satzteilen.

Es gelten hier die nämlichen Prinzipien wie im Aussagesatze. Wenn mir alle Satzteile bekannt sind bis auf einen, so wird dieser für mich der wichtigste, viel wichtiger noch als etwa das Subjekt, das ich ohnehin schon weiß.

Die $\overset{1}{\text{Boeren}}$ | $\overset{2}{\text{haben}}$ | $\overset{3}{\text{gestern}}$ | ihre $\overset{4}{\text{Stellung}}$ | $\overset{5}{\text{behauptet}}$.

1) Die Tieferstellung bedeutet hier den enklitischen Charakter.

Wüßte ich von diesem Satze alle Satzteile ausgenommen 4, so ist natürlich dieser für mein Bedürfnis der wichtigste, weit wichtiger noch als das mir bekannte Subjekt, und muß daher vorausgestellt werden. Doch kann ich 4 nicht nennen, eben weil ich 4 nicht weiß; ich muß daher ein Wort wählen, welches wie ein leerer Rahmen auf die Ausfüllung durch ein Bild, auf eine Vorstellung wartet; die Antwort hat diese Ausfüllung zu besorgen. Ein solcher leerer Rahmen ist das Fragewort, sei es Frage-Pronomen oder Frage-Adverb. Wir haben daher die Stellung

1 2△ 3 [was?] 4 5

abzuändern in die folgende:

[ ] 4 2△ 1 3 5

Was | haben | die Boeren | gestern | behauptet?

Wüßte ich 5 nicht, so müßte ich ebenso [was?] 5, wüßte ich 3 nicht, so müßte ich [wann?] 3 vorausstellen; wüßte ich [wer?] 1 nicht, so bliebe natürlich das Fragewort als Subjekt auf seinem Posten.

Das Gleichgewicht ließe sich auf keine Weise herstellen, wenn wir, wie die Griechen (τίς τίνα ἑώρακεν), zwei Fragewörter in einem Satze hätten, da wir bekanntlich das Gewicht eines an die Spitze zu schiebenden Satzteiles auf ca. XI Einheiten festsetzen mußten; ist diese Gewichtsbemessung auch nur eine beiläufige, so ist doch einzusehen, daß beide hochtonigen Satzteile weder auf einem Hebelarme, noch verteilt auf beide Arme — da ja die andern Teile alle auf dem rechten Arme verbleiben — ein Gleichgewicht zulassen; also weder: „Wer wem hat gestern das Geld gegeben?", noch „Wer hat wem gestern das Geld gegeben?" — Wir müssen vielmehr für zwei Fragewörter zwei Sätze bilden, wobei wir freilich nach Möglichkeit kürzen. Also: Wer hat gestern das Geld gegeben, und wem (hat er gestern das Geld gegeben)?

2. Bei Fragen nach der gesamten Thatsache des Satzes.

Wenn nach einem einzelnen Satzteile gefragt wird, so wird also ein Fragewort als auszufüllender Rahmen vor $\overset{2}{\triangle}$ gestellt; wird nun nach der gesamten Thatsache des Satzes gefragt, so muß ich folgerichtig

einen solchen Rahmen für den ganzen Satz vor diesen stellen, was sich graphisch so darstellen läßt:

1 2 3 4 5	2 △	1	3	4	5

Wüßte ich also in unserem obigen Beispiele, daß von den Boeren (1) die Rede ist, vom Behaupten (5) ihrer Stellung (4), auch von der Zeitbestimmung „gestern" (3), wüßte ich also alle einzelnen Satzteile, hätte aber einen Zweifel an der Thatsächlichkeit des Ganzen, so kann ich mich natürlich nicht begnügen mit der Vorausschiebung eines Fragewortes („wer", „wann", „was"), welches sich nur auf einen einzelnen Satzteil bezöge. Ich brauche ein Fragewort, welches sich auf den ganzen Satz bezieht. Für den indirekten Fragesatz hat die nhd. Schriftsprache ein solches („ob"); für den hauptsätzlichen (direkten) Fragesatz hat z. B. der Dialekt der deutschen Alpenländer ein solches: hā.[1]) Der Satz heißt also:

1—5	2 △	1	3	4	5
hā	Haben	die Boeren	gestern	ihre Stellung	behauptet?

Das lebendige Zeitwort nimmt also auch hier den zweiten Platz als Stützpunkt des Gleichgewichts ein. — Die Griechen und Lateiner haben ähnliche Fragewörter, die den ganzen Fragesatz im voraus andeuten: *ἆρα*, *ἦ*, num, an, -ne, bei Doppelgliedrigkeit *πότερον*, utrum. Für die Magyaren ist deren (entlehntes) Fragewort hát geradezu charakteristisch.

Da nun die nhd. Schriftsprache ein solches Fragewort wie hā für die hauptsätzliche (direkte) Frage nicht hat, so bleibt die erste Stelle leer, und das lebendige Zeitwort steht zufällig an erster Stelle. Weil es als „Satzkeim" von höchstem formalen Werte zugleich als Repräsentant der Thatsächlichkeit des gesamten Satzinhaltes zu gelten

1) Über obiges hā vergl. Roanad I, S. 491, § 229. Etliche nicht imperativische Partikeln werden, wenn man sich mit ihnen an mehrere Personen wendet, in die Pluralform des Imperativs gesetzt, als wäre die einfache Form ein Singular des Imperativs; also neben korrektem schau, schauts (schauet) auch gel' (= gēlte), gelts, ferner sẹ̄, sẹts und unser hā, hāts. Da der bayerisch-österreichische Dialekt in älteren Proben selbst noch aus dem 18. Jahrh. in der 2. Perſ. Plur. das -s nicht anhängt, so erklärt sich das ungarische hát als eine Lehnform vom älplerischen hāt mit einer im Ungarischen selbstverständlichen Vernachlässigung der Nasalierung. Das ungarische hát hat aber nicht nur die ältere Endung der 2. Plur. bewahrt, sondern auch den älteren Gebrauch in Bezug auf die Wortstellung: es steht vor der Frage, während unser hā, hāds auch nachgestellt werden kann.

Sowohl hā (hāts) als ung. hát kann auch bei Fragesätzen mit besonderem Frageworte (b, 1) stehen, deutet aber auch da nur den Fragesatz im allgemeinen an. Die Partikel kann sogar allein stehen, vergl. Roanad l. c.

hat, so scheint es ganz zweckentsprechend statt eines „hä“ den Satz einzuleiten, obwohl es kein Fragewort ist. So hat man sich denn bei dieser ursprünglich nur zufälligen Satzstellung beruhigt. Das lebendige Zeitwort steht an der Spitze.

Es wird wohl jedermann einleuchten, daß der Vordersatz eines Bedingungssystems mit ausgelassenem „wenn“ eigentlich als direkter Fragesatz zu gelten hat.

1—5	2 △	1	3	4	5
	Haben	die Boeren	gestern	ihre Stellung	behauptet?

(Nun hat man eine bejahende Antwort, die schon von vornherein sicher war, sich zu denken; darauf folgt:)

Dann	beherrschen	sie	auch heute noch	die Marschlinie.
3a	2 △	1	3b	4

Daraus ergiebt sich das Bedingungssystem: „Haben die Boeren gestern ihre Stellung behauptet, dann (so) beherrschen sie auch heute noch die Marschlinie.“ — Läßt man das „dann“ oder „so“ aus, so gilt der ganze vorausgehende Nebensatz als 3a.

Auch bei den Ausrufsätzen kann man sich einen ähnlichen Rahmen, der den ganzen Satzinhalt als Wunsch andeutet, als unerfüllbares Postulat an die erste Stelle gesetzt denken; bei den Lateinern heißt dieser Rahmen „utinam“.

utinam 1—5	2 △	1	3	5	
	wäre	mein Bruder	noch	am Leben	!

c) Die Wortstellung in Nebensätzen.

Bisher betrachtet man die Wortfolge im Nebensatze gegenüber derjenigen des Hauptsatzes als etwas ganz Eigenartiges; in Wirklichkeit gelten aber hier die gleichen Prinzipien wie dort. Man hat sich nur zweierlei beim Nebensatz vor Augen zu halten: versenken wir unsern Geist in den Nebensatz, so bedrückt uns in diesem die deutliche Wahrnehmung, daß derselbe, selbst wenn er alle Satzteile hätte, nicht ganz ist, daß also etwas Zugehöriges (der Hauptsatz) vorangeht. Und zweitens erscheint das lebendige Zeitwort entwertet, das Bindewort tritt an seine Stelle als Wurzel und Lebensquell des Satzes. Das entwertete lebendige Zeitwort wird zum Prädikatsrest geschlagen, oft auch ganz unterdrückt.

1—5	2 △	1	3	4	5a	5b
Wir nehmen an	daß	die Boeren	gestern	ihre Stellung	behauptet	haben.

Das Gleichgewicht ist also im Nebensatze ebenso vorhanden wie früher im Hauptsatze. Es wird eben — vom Standpunkte des Nebensatzes aus — der Hauptsatz ohne Detaillierung als vorausgehender Bestandteil gefaßt; das Bindewort giebt den Stützpunkt des Gleichgewichts ab, und die folgenden Teile des Nebensatzes gruppieren sich nach den bekannten Gesetzen.

Das Normale ist also, daß der Hauptsatz vorausgeht; und es ist sicherlich dieser Forderung des Sprachinstinkts zuzuschreiben, daß Bedingungs vordersätze ihr „wenn" abstreifen und, wie wir gesehen haben, Hauptsatzstellung annehmen, — eben nur wenn sie vorangehen.

Psychologisch tief motiviert ist die Behandlung des lebendigen Zeitwortes. Eben weil der Nebensatz inhaltlich auf den Hauptsatz angewiesen ist und kein selbständiges Leben aus sich hat, ist auch sein Satzkeim oder seine Satzwurzel bedeutungslos. Wie das Kind im Mutterleibe sich nicht aus dem eigenen Magen nährt, sondern durch den Nabelstrang die Nahrung aus der Mutter zieht, so zieht der Nebensatz sein formales Leben durch das Bindewort, welches ihn mit dem Hauptsatze verbindet, aus diesem. Wie der Magen der Leibesfrucht in seiner Funktion durch den Nabelstrang, so wird das lebendige Zeitwort im Nebensatze durch das Bindewort vertreten.

Man wird mich der größten Kühnheit in meinen Erklärungen beschuldigen. Aber ich kann kühl auf entscheidende Thatsachen zu meiner Rechtfertigung verweisen. Die enklitischen Satzteile hängen sich, wie bekannt, im Hauptsatze an das lebendige Zeitwort, weil sie eben durch ihr nahes Heranrücken an den Stützpunkt nach dem Hebelgesetze ihr Gewicht verlieren. Im Nebensatze rücken nun die Enklitika an das Bindewort heran, eben weil dieses jetzt Stützpunkt des Satzsystems ist. Z. B.

Ich weiß,	daß	der Baumeister	schon gestern	den Plan	vorgelegt	hat.
1—5	2 △	1	3	4	5a	5b

Mache ich aus „4" ein enklitisches „ihn", so heißt es:

Ich weiß,	daß	ihn	der Baumeister	schon gestern	vorgelegt	hat.
1—5	2 △ ╲	4	1	3	5a	5b

Mache ich aus „4 + 5a" ein enklitisches „es", so heißt es:

Ich weiß,	daß	es	der Baumeister	schon gestern	(gethan) hat.
1—5	2 △ ╲	4 + 5a	1	3	5b

Mache ich noch dazu aus „1" ein enklitisches „er", so heißt es:

Ich weiß,	daß	er	es	schon gestern	(gethan) hat.
1—5	2 Δ	1, 4+5a		3	5b

Während also das lebendige Zeitwort ans Ende verworfen und zu 5 als Anhang gegeben ist, wo es z. B. in der ersten (vollständigen) Fassung unseres obigen Beispiels auch ausgelassen werden kann („Ich weiß, daß der B. den Plan vorgelegt" — ohne „hat"), ist das Bindewort ganz in die Funktion desselben eingetreten.

Ja, noch mehr. Zum Beweise, daß es sich hier nicht bloß um gelehrte Konstruktion handelt, sondern daß wirklich im Volksbewußtsein des bayerisch-österreichischen Stammes das Bindewort die Rolle des lebendigen Zeitwortes übernommen hat, zeigt ersteres sogar die Verbalflexion des Verbum finitum, und zwar in der zweiten Person Einzahl und Mehrzahl:

Ich weiß nicht, ob-st du kommst. Ich rede, weil-st du mich fragst. Ich thue alles, wann-st du es wünschest. Thue so, wie-st du glaubst. Vergl. meinen Roanad I, S. 59 und S. 490, § 225.

Es versteht sich von selbst, daß einleitende Pronomina, die anstatt eines Bindewortes fungieren, gleiche Behandlung erfahren wie dieses: „Ich weiß nicht, wer-st du bist" (dial.). Auch die Enklitika trägt ein solches Binde-Pronomen in gleicher Weise.

d) Verhältnis der Wortstellung in verbundenen Haupt- und Nebensätzen.

Da giebt es mancherlei Konflikt. Am einfachsten ist die Sache, wenn ein Satzteil rechts vom lebendigen Zeitwort des Hauptsatzes in einen Nebensatz aufgelöst wird.

1	2 Δ	3	5	
Ich	habe	heute	gehört,	4, Nebens.

1—5	daß	die Boeren	gestern	ihre Stellung	behauptet	haben.
	2 Δ	1	3	4	5a	5b

Hier ist im Hauptsatze 4 aufgelöst worden in einen Nebensatz. Daß 4 auf 5 folgt, ist schon im einfachen Hauptsatze nicht prinzipwidrig, wenn es auch heute jüdisch erscheint. So darf man nun, nachdem 4 als Nebensatz angehängt ist, vom Standpunkte des Hauptsatzes aus mit der Wortstellung zufrieden sein:

1	2 Δ	3	5	4, Nebens.

Und der Nebensatz hat sein Gleichgewicht, weil der Hauptsatz vorangeht, also das Bindewort den Stützpunkt des Satzsystems gut abgeben kann.

Auch geht es noch ganz gut an mit folgendem Satze:

5	2 △	
Glaubwürdig	ist,	1, Nebens.

1—5	daß	die Boeren	gestern	ihre Stellung	behauptet	haben.
	2 △	1	3	4	5a	5b

Hier hat der Hauptsatz sein 1 nachgesetzt; wird nun 1 in einen Nebensatz aufgelöst, so steht er eben an der ihm gebührenden Stelle. Auch der Nebensatz hat sein Gleichgewicht, weil der Hauptsatz vorangeht.

Eine gewaltsamere Maßregel ist aber schon folgende Stellung:

2 △	1	3	4	5a	5b
Daß	die Boeren	gestern	ihre Stellung	behauptet	haben,

1, Nebens.	ist	glaubwürdig.
	2 △	5

Hier hat zwar der Hauptsatz sein Gleichgewicht, aber nicht der Nebensatz, denn dessen Stützpunkt steht an der Spitze des ganzen Systems, anstatt in der Mitte. Wie in ähnlichem Falle bei einem Wenn-Satze verfahren werden kann, um den Nebensatz von solcher Gleichgewichtsstörung wenigstens scheinbar zu befreien, wurde oben nachgewiesen. Für unser Beispiel hier kann durch Umstellung der Sätze und mit einem Scheinsubjekt geholfen werden:

1	2 △	5	
Es	ist	glaubwürdig,	1, Nebens.

1—5	daß	die Boeren	gestern	ihre Stellung	behauptet	haben.
	2 △	1	3	4	5a	5b

Hierbei kommt zwar der Nebensatz zu seinem Rechte; aber im Hauptsatze macht sich ein leeres Scheinsubjekt an erster Stelle breit, während das eigentliche Subjekt in die Rolle etwa des Prädikatsrestes verurteilt, übrigens zum Glück in einen Nebensatz aufgelöst wird.

Das Scheinsubjekt kann übrigens auch hinter dem lebendigen Zeitwort, den Subjektivsatz im voraus andeutend, Platz finden: „Glaubwürdig ist es, daß . . .“ Auch ein Scheinobjekt („es“) kann ähnlich einen Objektivsatz voraus andeuten: „Wir glauben es, daß . . .“ Doch sind solche „es“ hinter dem lebendigen Zeitwort nur fakultativ, während

das Scheinsubjekt „es" dann notwendig ist, wenn nicht der Subjektivsatz oder ein sonstiger Satzteil des Hauptsatzes dem lebendigen Zeitwort desselben vorangeht. Alle diese Postulate beruhen auf unserem syntaktischen Hebelgesetz.

Die angeführten Grundsätze gelten für den gesamten Satzinhalt, den sie, dem Gewichte seiner Teile entsprechend, verschieben und gruppieren. Gerade aus den Fehlern gegen die Wortstellung kann man daher in Schülerarbeiten ersehen, wie der Schüler seinen Satz sozusagen *ratenweise* liefert. Den Satz „Wir | haben | bei der Überfahrt über den See | zwei Schaufeln | als Ruder | benutzt" (1 2 3 4 5a 5b) wird mancher Schüler so sprechen und schreiben: „Wir | haben | zwei Schaufeln | benützt" (1 2 4 5b) + „als Ruder" (5a) + „bei der Überfahrt über den See" (3). Das ist keineswegs eine Wortfolge 1 2 4 5b 5a 3, sondern nur die reguläre Wortfolge 1 2 4 5b, vermehrt um zwei ratenweise Nachträge 5a und 3.

Das sind Imponderabilien des psychischen Sprachlebens, welche nur aus dem lebenden Sprachbewußtsein in einer *gesprochenen* Sprache, bei der einem alle erforderlichen Belege rasch und in zuverlässiger Deutung zu Gebote stehen, der Wissenschaft zugeführt werden können. *Das ist eben der Bast im Baume des Sprachlebens*, während die archaistische Richtung sich mit dem Holze begnügt.

Und nun frage ich die Anhänger dieser archaistischen Richtung, die sich *allein* als berufene Vertreter der deutschen Sprachwissenschaft hinstellen, ob sie wirklich glauben, mit ihrem altgermanischen Holze den Schlüssel zu so vielen fluktuierenden, selbständigen Vorgängen der lebenden Sprache in Händen zu haben? Die Zukunft wird darüber ein vernichtendes Urteil fällen, daß man heute mit dem Safte der staatlichen Geldhilfe altes Holz imprägniert und den Bast, wo er nicht zufällig andere Säfte anzieht, vertrocknen läßt.

Dr. Hamels Hannoversche Dramaturgie.

Von Professor Dr. **Ludwig Bräutigam** in Bremen.

Den stolzen Titel „Hannoversche Dramaturgie" trägt ein neues Buch von Dr. Richard Hamel, das die Nebenbezeichnung führt: Kritische Studien und Essays. Soviel auch seit Lessings Zeiten über dramatische Fragen Schriften erschienen sind, — mir ist bisher aus diesem Gebiete kein Buch bekannt, das, wie die Hamburger Dramaturgie, nach einem Orte genannt ist. Aber offenbar hat Hamel nichts ferner gelegen, als ein Gegenstück zu dem berühmten Werke des größten Meisters unter den deutschen Kunstrichtern aller Zeiten zu liefern. Hamels Dramaturgie enthält eine Auswahl aus den Kritiken, die er während der letzten Jahre über die Vorstellungen am Königlichen Theater, am Residenz- und Stadttheater zu Hannover hauptsächlich für den Hannoverschen „Courier" geschrieben hat. Und so zeigt allerdings sein Werk bezüglich der Entstehung Ähnlichkeit mit Lessings Hamburger Dramaturgie. Auch Hamel stellt sich lediglich auf den Boden der Thatsachen. Nicht mit spitzfindigen Problemen, mit künstlich ersonnenen Aufgaben quält er die Leser, nein, er schließt seine kritischen Betrachtungen an Bühnenerlebnisse an, die sich vor seinen Augen vollzogen. Wie der Naturforscher, der Arzt geht er von einem Vorfalle zum andern und prüft, sondert und verbindet, wie die Thatsachen ihm erschienen sind. Und dies giebt seinem Buche einen großen Wert, verleiht ihm Lebensfrische, Anschaulichkeit, Herzblut und stellt es hoch über jene Werke über Dramaturgie, die aus dem Nebel der Abstraktion heraus entstanden sind und nirgends die Leser wirklich fesseln. Die von Hamel gewählte Methode hat auch für sein Werk den hohen Vorzug erworben, daß es eine kunst- und kulturgeschichtliche Quelle für spätere Zeiten werden wird, ein Beleg, was an einzelnen Bühnen am Ende unseres Jahrhunderts geleistet worden ist, welche Dichtungen gegeben worden sind. Und Hannover darf sich, was die vorgeführten Dichtungen betrifft, schon sehen lassen. Ein reicher Spielplan, ein abwechslungsreiches Programm sind dort ausgeführt worden. Auch dieses Hamelsche Buch zeigt, daß die Hannoversche Bühne (Königl. Theater, Residenz- und Stadttheater) ihren in Fachkreisen anerkannten guten Ruf bewährt hat. Und im rechten Verhältnis zu den rühmlichen Theaterleistungen Hannovers steht die Hamelsche Kritik.

Durch seine Hannoversche Dramaturgie zeigt Dr. Hamel, daß er eine hervorragende Stelle unter den deutschen Theaterberichterstattern beanspruchen darf. Er besitzt reiche Erfahrung, tiefes Wissen, sein Stil

ist klar und eindringlich. Aber diese Eigenschaften sind nicht die größten Vorzüge des Kunstrichters. Dieser muß die Begeisterungsfähigkeit, die Genußfreudigkeit besitzen, sich in fremde Kunstwerke mit voller Hingabe zu versenken, er muß selbst Künstler sein oder etwas vom Künstler besitzen. Und dies ist bei Hamel der Fall, der ja längst als Dichter, namentlich durch sein Werk „Zauber der Ehe“ — früher „Ein Wonnejahr“ genannt —, sich hohe Anerkennung errungen hat. Nicht als mißvergnügter Nörgler, nicht als ausklügelnder Buchstabenmensch tritt er uns in seiner Dramaturgie entgegen, sondern ein reiches Gemüt, warmherziges Empfinden, tiefinnere Anteilnahme an den zu beurteilenden Dichtungen, mannhaftes Auftreten und festgegründete Überzeugungstreue bekunden diese Abhandlungen vom Anfang bis zum Ende.

Es könnte nun leicht der Fall eintreten, daß ein Leser der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht“ hier ausruft: „Was sollen in unserem Blatte solche Abhandlungen über Theaterfragen, über Theaterkritik!“ — Gemach! Wir sind mit dem Ausbau der Methodik des deutschen Unterrichts noch lange nicht am Ende. Und es ist meine feste Überzeugung, daß sich der deutsche Unterricht in der Zukunft viel mehr um das Theater kümmern wird als bisher. Wenn es nach mir ginge, müßte jeder Lehrer einer höheren Anstalt, der in der Schule irgend welche Dramen lesen läßt, viel mehr Fühlung mit dem Theater gewinnen, als es bis jetzt geschehen ist. Ich bin lange Jahre hier in Bremen Schauspielberichterstatter gewesen, und ich weiß aus eigener Erfahrung, wie diese Theaterkenntnis dem deutschen Unterricht zu gute gekommen ist. Gelegentlich werde ich dies einmal in einem Kapitel „Theater und Schule“ weiter ausführen. Hier möge nur der kurze Hinweis genügen, der zugleich mit begründen soll, daß ich einige Erfahrung besitze für die Beurteilung einer solchen neuen Dramaturgie.

Ihr Inhalt ist am kürzesten dahin zusammenzufassen, daß Hamel auf dramatischem Gebiete als „der Weisheit letzten Schluß“ Shakespeare ansieht. Und deswegen beginnt er die Reihe seiner Aufsätze mit dem großen William und schließt sie mit einem Essay über Gerstenberg, der mit überraschend genialem Blick, wie Hamel sagt, das wahre Wesen Shakespeares erkannte. Als zweite charakteristische Eigenschaft und als Grundzug seines Wesens tritt bei dem Verfasser der „Hannoverschen Dramaturgie“ die Abneigung gegen die „modernen“ Dichter hervor. Mit nicht mißzuverstehender Deutlichkeit erklärt er gleich am Anfange seines Werkes: „Was die sehr ins Kraut geschossene moderne dramatische Produktion betrifft, so wird das Urteil einer späteren Zeit darüber sehr wenig günstig lauten“. Hamel begnügt sich also nicht, für seine eigene Person seinem Mißfallen über die „Modernen“ Ausdruck zu geben, er

spricht auch im Namen der Zukunftsmenschen, von denen aber im Grunde niemand weiß, wie sie über unsere Zeit und ihre litterarischen Erzeugnisse endgültig urteilen werden. Der auf der Höhe neuerer Forschung stehende Historiker und Kritiker weiß, wie schwer es ist, den richtigen Standpunkt in der Beurteilung von vergangenen Epochen in der Geistesentwickelung der Menschheit zu gewinnen. Wieviel schwerer ist es für ihn, die geistigen Strömungen, in denen er selbst steht und lebt, richtig zu „werten" und ihre zukünftige Richtung zu erkennen! Welch Ungezählte giebt es, und darunter Leute von hervorragender Bedeutung, die sich über die künstlerischen Erzeugnisse ihrer Zeit getäuscht und die unglaublichsten Urteile abgegeben haben, die dann die Nachwelt verspottet, verlacht hat! Eine ganze Reihe von Schriften behandeln dieses Thema. Ich selbst habe bei Gelegenheit des fünfzigjährigen Tannhäuser-Jubiläums (im „Musik-Wochenblatt") veröffentlicht, welch falsche Meinung über Wagner in den ersten Zeiten seines Schaffens verbreitet war. Und noch neulich las ich ein hierhergehörendes Kapitel: Die musikalischen Klassiker im Urteile ihrer Zeitgenossen. Wie ist Mozart verlästert worden! Von Beethoven gar nicht zu reden! Wie hat man Schillers „Kabale und Liebe", heute als die größte deutsche Bühnentragödie anerkannt, verlästert! Unsere „Modernen" nun mit Schiller auf eine Höhe zu stellen, fällt mir nicht im Traume ein. Und wer, wie ich es gethan, die neueste Litteratur genau beachtet, der weiß nur zu gut, wieviel „Minderwertigkeiten" in der letzten Zeit besonders auch auf dramatischem Gebiete veröffentlicht worden sind. Aber was die „Modernen" verlangen können, ist die Forderung, daß sie mit dem Maßstabe einer neuen Ästhetik gemessen werden. Der Kunstgeschmack ändert sich, und die imperative Ästhetik hat ausgespielt. Weit, meilenweit ist Hamel auf seinem litterarischen Standpunkte von der Stellung der neuen Kritik entfernt, die da anerkennt, daß die Entwickelungsgesetze auch für das Geistesleben Geltung besitzen. Diese „neue Kritik", diese, ich möchte sagen, naturgeschichtliche Methode vertreten eine ganze Reihe jüngerer Forscher. Wie trefflich vertritt Muther in seiner Geschichte der Malerei im 19. Jahrhundert diese „neue Schule", wenn er sagt: „Der Historiker von heute will nur der Protokollführer des künstlerischen Schaffens sein, der sich hineinarbeitet in die Individualitäten, im Nachfühlen und Verstehenkönnen der Kunstwerke seinen Beruf sucht. Er glaubt nicht an ewige Gesetze, sondern ist der Ansicht, daß jeder epochemachende Künstler mit seinem Werke ein neues Gesetz aufstellt. Er weiß, daß die Kunst ein ewig rollendes Rad ist, wandelbar wie die Menschen selbst, und daß dasselbe Naturgesetz, nach dem im Juli andere Blumen blühen als im Mai, auch jeder Kunstepoche ein anderes Gesicht giebt. Er sagt nicht: Die

Kunst soll, sondern wartet bescheiden ab, was die Kunst will. Er glaubt nicht an ein absolutes, unbedingtes Kunstideal, sondern hegt in rein naturwissenschaftlicher Betrachtungsart die Überzeugung, daß jede Kunstweise eine zeitliche und räumliche Begrenzung, innerhalb dieser aber ihr volles Recht besitze. Das Individuelle eines Werkes ist für ihn dessen Schönheit. Schnappt die Vernunft auch einmal über und gebiert etwas Bizarres oder Tolles, so ist es immer noch interessanter als der Abklatsch eines noch so guten Schulgesetzes."

Hamel spricht bei diesen ästhetischen und dramatischen Fragen nicht bloß in seinem eigenen Namen, sondern auch zugleich als Verkünder der Zukunft. Und wie bescheiden sind dieser Sicherheit gegenüber die Vertreter einer neuen Ästhetik! So sagt Corn. Gurlitt (Die deutsche Kunst des neunzehnten Jahrhunderts. Ihre Ziele und Thaten): „Mein Urteil ist meines und ist nur so viel wert, als ich selbst wert bin. Mein Urteil aber hat keine Gültigkeit über mich hinaus, und ich verwahre mich für alle Fälle selbst dagegen, daß mein Urteil sich nicht ändern wird. Es giebt kein richtiges Urteil, sondern wie der Wechsel das Wesen einer lebendigen Kunst macht, so auch das eines lebendigen Urteils." Und Gurlitt hebt weiter hervor: „Ich bin Partei, ganz Partei und nicht Diener einer Versicherungsgesellschaft auf Ruhm. Also ist mein Urteil auch nicht gerecht. Im Gegenteil, es ist ganz einseitig, nämlich nur von meiner Seite. Schön ist, was gefällt; mir ist schön, was mir gefällt; anderen anderes!" Wohl hat dieser Schriftsteller zunächst die bildende Kunst im Auge, aber was er sagt, gilt auch für die dramatische Poesie. Und Hamel selbst stimmt an einigen Stellen diesem modernen kunstkritischen Subjektivismus ausdrücklich zu und durchbricht so sein eigenes System. Er sagt (S. 85) mit Recht, daß der Ausspruch, es gäbe nur eine Richtung in der Kunst, die der Wahrheit und Schönheit, sehr diskutabel sei. Denn aus den Antworten auf die Fragen: „Was ist Wahrheit, was ist Schönheit?" ergäben sich eben erst die verschiedenen Richtungen der Kunst und ihre Epochen. Was dem einen wahr und schön sei, deuche dem andern unnatürlich, unwahr und häßlich. Es gäbe kein allgemein gültiges Prinzip der Wahrheit und Schönheit in der Kunst. (Vergl. auch S. 162.) Und in der Einleitung zu seinem Werke sagt er die trefflichen Worte: „Ein höherer Mensch läßt sich nicht durch die Anforderungen des alltäglichen Berufes knechten; er hat seinen Altar, sein Allerheiligstes innerhalb dieses Berufes und wächst über diesen hinaus; da soll man ihn für sich schalten und walten lassen, sich selbst, der Kunst und der Allgemeinheit zum Nutzen. Das gilt von jedem echten Künstler, das gilt auch von dem Beurteiler der Kunst. Dem echten Künstler soll man in seinem Wirkungskreise, wie es

heißt, „Konzessionen" machen und seiner Eigenart soviel als möglich willfahren." Und auf S. 115 erklärt er ganz im Sinne der subjektiven Kritik, daß es vielleicht sogar ein Vorzug sei, wenn der Kritiker seine Subjektivität offen und ehrlich zum Ausdruck bringe. Aber im übrigen vertritt Hamel viel mehr die imperative Ästhetik, die dem Künstler die Gesetze diktiert und die immer im Namen der Kunst spricht, der einzigen, richtigen, wahren. So sagt er z. B. über den Verfasser der Dramen „Jugend" und „Mutter Erde": „Ja, wenn der Dichter diese echt dramatische Glut künftig zu meistern versteht, wenn er abthut, was sie noch hemmt, ein wirkliches Drama im Sinne der ewigen großen Kunst gleichmäßig zu durchdringen und schöpferisch zu erfüllen, so haben wir noch Unvergängliches von ihm zu erwarten". Im Sinne der ewigen großen Kunst?! Welches ist denn, so fragen wir, die ewige große Kunst?! Von Wildenbruchs „Harold" rühmt Hamel, daß in den Gestalten dieser Tragödie meist das rechte dramatische, oder wenigstens das richtige Theaterblut durch die Adern rolle. Das rechte dramatische Blut?! Das ist ja eben die Frage, was echt und recht dramatisch sei! Giebt es nicht Ungezählte, die viele von Wildenbruchs dramatischen Gestalten als hohle Theaterfiguren erklären?!

Auch in der psychologischen Auffassung des „Genies" (Shakespeare) steht Hamel auf einem Standpunkte, der den Angriffen der neueren Forschung gegenüber nicht mehr zu halten ist. Es giebt kein allgemein gültiges Prinzip der Wahrheit und Schönheit in der Kunst, sagt der Verfasser der „Hannoverschen Dramaturgie" mit Recht, aber schließlich behandelt er doch Shakespeare als den alleinigen Gradmesser der Dramatik für alle Zeiten. An dem Maßstabe des großen Briten werden alle die neueren Dichter gemessen. Er, der wie durch ein Wunder alles Menschliche überragende Unfehlbare, dessen Offenbarungen für alle Zeiten Geltung besitzen! Für uns aber ist auch das größte Genie, wenn es auch noch so sehr als ein Wunder angestaunt wird, ein Kind seiner Zeit, seiner Umgebung, seiner Heimat, eine Erscheinung, die ebensogut wie alles Gewordene den Entwickelungsgesetzen unterthan ist, nach welchen das Alte von dem Neuen abgelöst wird.

Am „modernsten" ist Hamel in seinen Forderungen für den Vortrag im Drama. Es ist eine treffliche Studie, die er über die schauspielerische Darstellungskunst geschrieben (S. 146—154); es sind beherzigenswerte Worte, die er hier am Schluß hervorhebt: daß auch wir liebevoller als bisher unsere deutsche Eigenart pflegen und entwickeln sollen. Und in einem Kapitel über „Julius Cäsar" fordert er: „Je natürlicher, je getreuer wir die tote Umgebung auf der Bühne uns herzustellen uns bemühen, desto natürlicher müssen wir uns gebärden und vor

allem auch sprechen. Shakespeare verliert dabei nichts, er gewinnt nur an Verständlichkeit des Sinnes. Das allzu Getragene, Deklamatorische, heldenhaft Hohle ist etwas Opernhaftes und muß aus den klassischen Dramen heraus." Hier stimmt Hamel mit den modernsten Kritikern überein. Er ist überhaupt viel moderner, als er sich eigentlich gebärdet. Und auch die Hannoveraner, von denen Hamel rühmt, daß ihr Geschmack durch die „Modernen" noch nicht verdorben sei, scheinen den Schöpfungen der „Modernen", wie man sie nun einmal nennt, nicht mehr so feindlich gegenüberzustehen. Es sind verhältnismäßig viele „moderne" Stücke, wie sich aus dem Verzeichnis dieser Dramaturgie ergiebt, in den letzten Jahren in der Leinestadt aufgeführt worden. Max Halbes „Jugend" und „Mutter Erde" sind im September 1899 zu gleicher Zeit auf zwei Bühnen dort gegeben und Zugstücke geworden. Und Hamel giebt selbst zu, daß ein Dramatiker sich auf diesen Erfolg etwas einbilden könne.

Dem Kritiker sollen, wie ich schon andeutete, Genußfähigkeit, Begeisterungsfähigkeit angeboren sein. Er soll den zu beurteilenden Werken ein offenes Herz, einen guten Willen entgegenbringen. Kunstrichter, die müde, abgespannt, abgehetzt von den aufreibenden Berufsgeschäften des Tages abends dann Kunstdarstellungen beiwohnen — und in der deutschen Kunstkritik kommt dies viel häufiger vor, als viele Laien und Künstler ahnen —, sind nur zu sehr geneigt, ihr Urteil von ihrer Verdrießlichkeit, ihrer Stumpfheit beeinflussen zu lassen. Und sie richten dann mehr Unheil an, als sie jemals verantworten können. In seiner warmherzigen Kunstbegeisterung steht Hamel bergehoch über solch nervös abgehetzten Zeilenschreibern. Aber einer großen Persönlichkeit der zeitgenössischen Dramatik bringt er ersichtlich nicht das nötige Wohlwollen des vorurteilslosen Kritikers entgegen. Es ist Ibsen. Der große nordische Dramatiker wird in einer Besprechung über „Nora" als eine „Mischung von drei Möglichkeiten" hingestellt: er sei ein Genie, ein verworrener Kopf und ein Taschenspieler zugleich. In der Studie über „Ein Volksfeind" fügt Hamel die Beweise zusammen, nach seiner Meinung die völlig überzeugenden Beweise, daß das „klarste" Schauspiel Ibsens eine Fundgrube beispielloser Verworrenheit sei. Es ist natürlich das gute Recht von Hamel, seine eigene Meinung zu verfechten, aber wenn es sich irgendwo herausstellt, daß alle Kunstkritik im Subjektivismus befangen ist, so zeigt es sich in der Beurteilung Ibsens. Hamel hat nicht genug Worte des Tadels, und Leute wie A. von Hanstein, dessen mit großer Begeisterung und Hingabe geschriebenes Buch „Ibsen als Idealist" auch ich für das Beste halte, was über den nordischen Dichter in Deutschland geschrieben worden ist, sagen das Gegenteil. Welche Partei siegen wird,

das mag die Zukunft klarstellen. Vorläufig haben mehr, als alle theoretischen Auseinandersetzungen, die Bühnenerfolge zu entscheiden. Ich habe „Ein Volksfeind" vor Jahren in Berlin gesehen, ich habe der Aufführung dieses Dramas wiederholt in Bremen beigewohnt, niemals ist mir diese Dichtung als eine „Fundgrube beispielloser Verworrenheit" erschienen; immer übte das Stück, und nicht bloß auf mich, eine mächtige Wirkung aus. Und immer habe ich bestätigt gefunden, daß gerade die Ibsenvorstellungen in ihrer eigentümlichen Weise und Zauberkraft für eine große Zahl andächtiger Zuhörer wahrhaft große Erlebnisse bedeuteten.

Die Zerrissenheit unserer Bevölkerung in religiöser, sozialer und philosophischer Beziehung erkennt Hamel ganz gut, und er hebt mit Recht in dem Abschnitt „Drama und Weltanschauung" hervor, daß wir in der modernen Dichtkunst keine Tragödie, kein großes Drama besitzen, das uns alle ohne Ausnahme, alle Kreise des Volkes wahrhaft und überzeugend zu ergreifen vermöchte. An anderer Stelle aber ist Hamel der Meinung (S. 122), daß es nur auf die Größe des Talents ankomme, um auch der Geschichte der Hohenzollern Dramen abzugewinnen, die dauerndes Eigentum des ganzen Volkes werden. Ein solches Dichtergenie sei indessen nicht vorhanden. Der Hannoversche Dramaturg übersieht hier die Kluft, die in unserem Volke sich immer mehr erweitert, die Abgründe zwischen Besitzenden und Besitzlosen, die immer mehr unsere Nation in zwei Teile spalten, und die vorläufig eine Einheit in der dramatischen Kunst nicht aufkommen lassen. Und wenn das größte Genie käme, es würde, wie die Dinge jetzt beim deutschen Volke liegen, mit einem vaterländischen Drama immer noch nicht alle Kreise des Volkes zur Bewunderung und Verehrung anregen. Nicht an den Dichtern, sondern an den sozialen Verhältnissen liegt es, daß uns die Einheit in der Kunst verloren gegangen ist.

Eine ganze Reihe von Gebieten der Ästhetik und Dramatik streift Hamel in seinen Studien, die recht gut in der Schullektüre von Dramen beachtet und eingehend behandelt werden könnten. Selbstverständlich nur mit den reifsten Schülern! Er bespricht Themata wie: Das wahre Wesen der Ehre, Der Humor des Herzens, Das Alltäglich-Wirkliche und das Ewig-Wirkliche, Die weihevollste Verklärung der Macht der Frau, Keine Willensfreiheit und keine Verantwortlichkeit, L'art pour l'art, Wirkt die Kunst als Erzieherin zur Sittlichkeit? Pathologisches Interesse anstatt des dramatischen, Das Milieu bei den Modernen und bei Shakespeare und viele andere. Überall zeigt er sich als der schlagfertige und sachkundige Kunstrichter. Und immer behandelt er diese Abstracta im Anschluß an einen gegebenen Fall, an ein bestimmtes Drama. Und zu loben ist seine Methode, daß er in den einzelnen Überschriften neben der Nennung des

betreffenden Dramas zugleich die Hauptpunkte andeutet, auf die er die Aufmerksamkeit hinlenken will. Der Leser kann sich auf diese Art leicht zurechtfinden.

Die „Hannoversche Dramaturgie“ ist kein abgeschlossenes Werk, kein organisches Ganzes, keine systematische Einheit. Der Verfasser plant auch noch eine Fortsetzung. In gar manchen Stücken nehme ich einen anderen Standpunkt als Hamel ein, aber doch spende ich dieser Dramaturgie das hohe Lob, daß sie unter den hierhergehörenden ersten Schriften einen ehrenvollen Platz einnehmen darf. Daß dies nichts Geringes bedeutet, weiß der Fachmann zu schätzen, dem es bekannt ist, daß gerade auf diesem Gebiete im letzten Jahrzehnt Hervorragendes geleistet worden ist.

Sprechzimmer.

1.

Zu Nr. 7 im Sprechzimmer des 12. Hefts, Jahrg. 1899.

Auch in Ostpreußen ist der Gebrauch von überhaupt für besonders sehr verbreitet, während bereits für fast nirgends gebraucht wird.

Der falsche Gebrauch des pron. refl. ist hier nur im reindeutschen Teile der Provinz zu finden. Im gemischtsprachlichen Gebiete ist er mir nicht aufgefallen. Er ist auf den plattdeutschen Dialekt zurückzuführen, in welchem er nicht fehlerhaft, sondern Regel ist. Das refl. Verbum sich anstrengen wird konjugiert:

ĕk streng mi an
du strengst di an
hē strengt sĕk an
wi strenge sĕk an
ju strenge sĕk an
sē strenge sĕk an.

Beim Übergange zur hochdeutschen Sprache wird dann das früher Richtige zum Fehler, den man daher in Ostpreußen auch nur in Bevölkerungsschichten findet, die das Hochdeutsche eigentlich als Fremdsprache gebrauchen.

Auf einem ganz ähnlichen Vorgange beruht die häufige Verwechselung von Dativ und Accusativ beim pron. pers. Die plattdeutsche Sprache hat für beide nur eine Form; mi heißt mir, auch mich. He trut mi, er traut mir. He kennt mi, er kennt mich.

Daß derjenige, der sich für gewöhnlich des Plattdeutschen bedient, bei der Übersetzung ins Hochdeutsche stets im Zweifel ist, leuchtet ein.

Königsberg, Ostpr. **G. Hammer.**

2.

Zum „schweizerischen Soldatenlied" (Ztschr. VIII, 598).

Das von Kugler in Baden (Schweiz?) mitgeteilte Lied ist auch mir vom Militärdienst her ganz bekannt; nur kenne ich es in anderer Strophenstellung. Nach der mir geläufigen Version gehören Str. 5 und 6 an den Anfang, so daß Str. 4 und 7 den Schluß bilden.

Ferner möchte ich die Frage aufstellen, ob das Lied wirklich schweizerischen Ursprungs ist. Das „Schleswig" und „Holstein" legt doch die Annahme einer deutschen Herkunft sehr nahe!

Zürich. **E. Hoffmann-Krayer.**

3.

Zu einigen Schulausgaben von Lessings Minna von Barnhelm.

Während man bestrebt ist, den Text der griechischen und römischen Klassiker unseren Schülern in möglichst authentischer Form zu bieten, wird der Text unserer großen deutschen Schriftsteller in den Schulausgaben noch vielfach recht willkürlich behandelt. Es gilt dies besonders von Lessing, dessen Sprache von der unsrigen in manchen Stücken sehr abweicht. Ich habe, als ich mit den Schülern der Sekunda wiederholt Minna von Barnhelm las, die am meisten gebrauchten Schulausgaben auch in textlicher Hinsicht verglichen und teile das Resultat in folgendem mit. Verglichen sind die Ausgaben von Funke (F. Paderborn Ferd. Schöningh), Neubauer (N. Wien, K. Graeser), Thorbecke (Th. Leipzig, Velhagen), Aelschker (Ae. Leipzig, Freytag) und Küffner (K. Bamberg, Buchner). Ich lege die Ausgabe von Thorbecke zu Grunde, die wohl als die in Norddeutschland am meisten verbreitete gelten kann.

I, 2 (Th. S. 4, 20) Bühnenanweisung: Ein Junge kommt. So sämtliche vorliegende Ausgaben, obgleich der Dichter stets die noch jetzt volkstümliche umlautende Form „kömmt" gebraucht.

Ebd. (Th. S. 5, 23). Und was hilft's Ihm, Herr Wirt. Lessing schrieb hier Ihn, was F., Ae., N. behalten haben. Wenn Lessing sonst auch „helfen" mit dem Dativ verbindet, so war hier kein Grund zur Änderung, da auch Luther den Accusativ gebraucht.

I, 5 (Th. S. 11, 4). Ich reise auf das Land, wo mir eine gutherzige, aber eben auch nicht glückliche Freundin eine Zuflucht fürs erste angeboten. — Lessing schrieb vors erste, was nur Ae. im Text behalten hat. Die Verwechselung von für und vor ist in Norddeutschland in der Sprache des Volkes noch jetzt häufig und kam also im 18. Jahrh. auch in der Unterhaltungssprache gebildeter Kreise vor.

I, 6 (Th. S. 13). Marloff hat noch an der Kasse unseres ehemaligen Regiments zu fordern. Seine Forderungen ... Lessing schrieb Foderungen, fodern, was nur Ae. (S. 34) aufgenommen hat. Die schon im Mhd. belegte Form (s. Lexer III, 464) wird noch jetzt in Sachsen und Thüringen allgemein gebraucht.

I, 8 (Th. S. 15). (Just.) Vorigen Winter ging ich in der Dä(e)mmerung an dem Kanale und hörte etwas winseln. Ich stieg hinab und griff nach der Stimme... Die übrigen Herausgeber haben mit Recht herab unverändert gelassen. Lessing schrieb so, wie er auch „herein" für „hinein", „heraus" für „hinaus" setzte. Zur Änderung war um so weniger Veranlassung, als auch heute noch Leute von der Bildungsstufe Justs den Unterschied nicht beobachten. **B**udel statt **P**udel ist wohl als mundartliche Form beabsichtigt.

I, 9 (Th. S. 17) bemerkt der Bediente: „Ich richte mich so ein, daß ich meistenteils alle sechs Wochen eine neue Herrschaft habe". Lessing schrieb: aller sechs Wochen. Ae. und K. haben diesen volkstümlichen adverbialen Genetiv bewahrt, während auch F. und N. diese für den Mann aus niederem Stande charakteristische Redeweise geändert haben.

I, 12 (Th. S. 18). Werner. Das verwünschte Dorf! Ich kann's unmöglich wieder gewohnt werden. — Nur K. hat das ursprüngliche gewohne im Text behalten. Diese sowohl mitteldeutsche (Lexer I, 996) als niederdeutsche (Mittelniederd. Wb. II, 106) Form wird noch jetzt in der Umgangssprache gebraucht und durfte als charakteristisch für die Redeweise des vom Lande stammenden Wachtmeisters nicht geändert werden.

II, 2 (Th. S. 26). Der Wirt. Hiernach komme ich zugleich. — Lessing schrieb: Hiernächst, was auch die übrigen Herausgeber nicht geändert haben. Es braucht kaum bemerkt zu werden, daß Thorbeckes Änderung nicht glücklich ist, da hiernächst (man vergleiche das noch allgemein gebräuchliche zunächst) und hiernach sich keineswegs decken.

Ebd. (Th. S. 30 u. 31). Während des Krieges. Lessing gebrauchte den Genet. absol. „währendes Krieges", den alle Herausgeber geändert haben.

Ebd. (Th. S. 31). Inwärts (Innwerts) auf dem Kasten muß des Fräuleins verzogener Name stehen. — Lessing schrieb: der Fräulein, was, abweichend von den übrigen Herausgebern, Thorbecke vielleicht deshalb geändert hat, weil er befürchtete, es könne diese Form für einen Genetiv Pluralis genommen werden. Um dies zu verhüten, genügte aber die Anmerkung, daß man im 18. Jahrh. im Gedanken an

das natürliche Geschlecht „die Fräulein“ gesagt habe. S. Weigands Deutsches Wb. I, 565. Statt Inwärts würden wir Innenwärts sagen, was auch der sonst sorgfältige Küffner gegen die Originalausgabe in den Text gesetzt hat.

III, 2 (Th. S. 46). Fritz kam des Nachts niemals nach Hause, machte auf des Herrn Namen überall Schulden und tausend infame Streiche. — So lautet die Stelle in usum Delphini gekürzt auch bei Küffner S. 62. Lessing schrieb: Fritz hieng sich an ein liederliches Mensch, kam des Nachts niemals nach Hause u. s. w., was nur Funke (S. 51) unbeanstandet ließ. Die übrigen Herausgeber ändern willkürlich. Ae. (S. 63) schreibt: Fr. hieng sich an eine liederliche Person, N. (S. 33): an ein liederliches Weibsbild. Es scheint, als ob ihnen unbekannt geblieben, daß im älteren Neuhochdeutsch, wie bis heute in der schlesischen, der fränkischen und der oberpfälzischen Mundart, die neutrale Form neben der maskulinen im Gebrauch gewesen (s. Weigand II, S. 75; Schmeller-Frommann I, 1628), wie ja auch das Kompositum Wibesmensch „im Volke überall noch ohne allen erniedrigenden oder gar gehässigen Nebenbegriff die geläufigste Bezeichnung der Frauensperson ist“ (Vilmar, Kurhess. Idiotikon S. 268). Siehe auch Lessings Lustspiel „Der junge Gelehrte“ I, 2 zu Ende.

III, 7 (Th. S. 54). v. Tellheim (lächelnd). Seit wann bist du so vorsichtig, Werner? — Lessing schrieb: „Seit wenn“, was nur Ae. in den Text gesetzt hat. Allerdings hätte er die Abweichung vom jetzigen Sprachgebrauch anmerken sollen.

III, 9 (Th. S. 60). Werner. Nein, da besorgte ich in Leipzig Montierungsstücke. — Ae. erklärt: „Was zur Montur, Uniform gehört“. Das ist freilich richtig, aber Lessing schrieb: „Mun**d**irungsstücke“ (nicht Mun**t**ierungsstücke, wie in Lessings Werken, herausg. von Heinrich Kurz, II. Bd., S. 153 steht). Diese volkstümliche Form ist für die Bildung des Wachtmeisters bezeichnend und hätte daher nicht, wie es in den Schulausgaben außer in der von Küffner geschehen ist, geändert werden sollen.

IV, 6 (Th. S. 79). Ich hörte so was, wenn ich nicht irre, schon heute vormittag. — Lessing schrieb: heute Vormittage[1]), was nur Ae. (S. 93) behalten hat. Die noch jetzt volkstümliche Form war also im vorigen Jahrhundert auch bei den höheren Ständen im Gebrauche.

Ebd. (Th. S. 80). Lieber Tellheim, wenn Sie auf den Verlust Ihrer gesunden Gliedmaßen betteln zu gehen denken,

1) Auch bei Kurz II, S. 167 steht: heute vormittag.

so prophezeie ich Ihnen, daß Sie vor den wenigsten Thüren etwas bekommen werden. Lessing schrieb: so prophezeye ich Ihnen im voraus, daß Sie... Die Schulausgaben außer Küffner (S. 102)[1]) haben im voraus als überflüssig getilgt.

Ebd. (Th. S. 81). Ich wette, wenn ich Ihren Bettler nun vernehme, daß auch dieser ebensowenig Stich halten wird. Vernehme haben auch Funke (S. 87), Neubauer (S. 58) und Kurz II (S. 169), sowie die Göschensche Oktavausgabe vom J. 1857, Bd. II (S. 75), während Aelschker (S. 95) und Küffner (S. 103) vornehme lesen. Ersteres ist nach Lachmanns Ausgabe die richtige Lesart und vernehmen hier = „verhören"; vergl. II, 2 (Th. S. 28). Franziska, ich glaube wir werden vernommen. Der Sinn ist: „Wenn ich Ihre Behauptung, ein Bettler zu sein, genauer untersuche, so wird diese sich nicht als stichhaltig erweisen".

Ebd. (Th. S. 83). Ich kam blos Ihretwegen. Lessing schrieb Ihrentwegen. Diese noch jetzt gehörte Form ist in allen vorliegenden Ausgaben in Ihretwegen geändert. Nur W. Böhme in seinen Erläuterungen zur Minna von Barnhelm (Berlin 1890, Weidmann) S. 19 schreibt: „Ihrentwegen. Wie muß es nach heutigem Sprachgebrauch heißen?"

Ebd. (Th. S. 84). Es müsse ein königliches Handschreiben an Sie unterwegs sein. Nur Aelschker hat die von Lessing gesetzte Form unterwegens behalten, ohne sie jedoch besonders anzumerken. Wir sehen, daß die in der Provinz Sachsen noch gebräuchliche, wenn auch nicht als gebildet geltende Form zu Lessings Zeit auch von den höheren Ständen gebraucht wurde.

Ich schließe meine Bemerkungen, aus denen hervorgeht, daß von den Schulausgaben des Lessingschen Meisterlustspiels in textlicher Beziehung keine den Ansprüchen genügt, die man an eine solche stellen darf.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Die im Mai geschlossenen Ehen.

Zu dem XIII, 5, S. 352 Mitgeteilten will ich, um die weite Verbreitung jener auf Aberglauben beruhenden Volksanschauung, daß die im Mai geschlossenen Ehen den Brautleuten kein Glück und der zu erhoffenden Nachkommenschaft kein Gedeihen bringen, nachzuweisen, folgendes noch hinzufügen.

---

1) So auch Kurz II, S. 168.

„Bei den Groß-Russen gilt der Monat Mai für unglückbringend zur Trauung, von dem das Sprichwort sagt: Wer sich im Mai verheiratet, der leidet lebenslang.“ Hochzeitsbuch von J. und O. Freiherren v. Reinsberg-Düringsfeld, Leipzig 1871, S. 24. Über die in Neapel herrschenden Bräuche bei der Brautwerbung und Hochzeit heißt es unter anderem: „Nach einigen Monaten kommt es zur Verlobung, und im Karneval gewöhnlich zur Hochzeit. Das ist in ganz Italien eine zum Heiraten sehr beliebte Zeit, während der Mai, „der Monat der Esel“, wie die Toskaner sagen, sehr gescheut wird. In der Romagna glaubt man, daß die im Mai Verheirateten verrückt werden; auf Sicilien heißt es: Zita majulina nun si godi la curtina. Maibraut wird der Ehe nicht froh“, a. a. O. S. 98. Als Unglückszeit für die Eingehung der Ehe werden in Großbritannien die Fasten betrachtet:

„If you marry in Lent,
You will live to repent.
Wenn Ihr in den Fasten freit,
Reut's Euch die ganze Lebenszeit“,

sagt warnend ein alter Spruch. Am schlimmsten jedoch ist der Mai. In Schottland kommt noch der Januar dazu; niemand läßt sich zu Ende eines Jahres abkündigen und im Anfang des andern trauen, aber der Mai ist doch noch schlimmer, und nun gar erst der vierzehnte Mai! Der 14. Mai steht hier wohl für den 1. Mai, der ein Unglückstag für die Trauung war, da der Volksaberglaube vielfach noch die Zählung des alten Kalenders beibehalten hat. „Woher die aufrichtige Furcht gerade vor diesem Tage entsprungen sein mochte, können wir nicht mit Bestimmtheit sagen, meinen jedoch einen abergläubischen Zusammenhang zwischen ihr und dem „alten Maitag“ annehmen zu dürfen, welcher auf den jetzigen dreizehnten Mai fiel“, — nach J. Grimm D. M.[3] S. 579 fällt der alte Maitag meist auf den ersten Mai, man findet aber auch den zweiten und dritten dafür bestimmt. Dieser Tag heißt irisch und galisch la bealtine oder beiltine — „in Schottland „Beltane“ oder „Beltein“, in Irland „la na Beal tina“ und wird jetzt noch durch Feuer als das Frühlingsfest Bels, d. h. der Sonne bezeichnet“, a. a. O. S. 235. „Dem Mai traut man in Frankreich ebenfalls nicht beim Heiraten, denn im Avranchin singt man noch heutigentags:

Jeunes gens qu'êtes à marier,
Oh, ne vous mariez pas dans le mois de mai!

Junge Leute, die ihr zu verheiraten seid, o, verheiratet euch nicht im Monat Mai! Und im Berry nennt man eine Ehe, die unter unglücklichen Vorzeichen geschlossen wird, mariage de mai (Maiheirat)“, a. a. O. S. 261.

Wie ist die Entstehung dieser auf den ersten Blick uns fremd und seltsam anmutenden Volksanschauung zu erklären? Um so seltsamer, da heute mit Vorliebe der „wunderschöne Monat Mai, in dem alle Knospen sprangen", zur Vermählungsfeier gewählt wird. Vielleicht tragen die folgenden Auseinandersetzungen dazu bei, hierüber Licht zu verbreiten.

Die aus unvordenklicher Zeit herstammende Überlieferung des deutschen Volkes, daß die Nacht dem Tage vorangehe (nox ducere diem videtur, Tac. Germ. 11) ist unzweifelhaft auf den bei den Germanen herrschenden Glauben über die Entstehung der Welt zurückzuführen, nach welchem das Licht aus der südlich gelegenen Hälfte der in Urfinsternis gehüllten, ungeheuren Kluft des Abgrundes, Ginnungagap, hervorgegangen, die Urnacht mithin als Gebärerin des Lichts, die Mutter des Tages anzusehen sei. Mit diesem Glauben unserer Vorfahren übereinstimmend, lassen auch alle übrigen alten Religionen das Licht der Finsternis entspringen, die Nacht dem lichten Tage vorangehen. Nun erscheinen aber in den Mythologien der Alten Nacht, Tod, Unterwelt und Winter als verwandte Begriffe, ihre Personifikationen als göttliche Wesen, die, weil aufs innigste miteinander verwachsen, vielfach gemeinsame Züge aufweisen, ja geradezu ineinander übergehen. Dem entsprechend verglich man den Winter mit der Unterwelt, erblickte in ihm den Tod des Naturlebens, die lange Nacht des Jahres, ließ ihn aber auch in der Wintersonnenwende das neue Jahr gebären und mußte ihm deshalb folgerichtig den Vorrang vor allen übrigen Jahreszeiten einräumen, ihn an die Spitze jedes neu beginnenden Sommerjahres stellen.

Sobald nun das neue Licht des Sol invictus in der Mitternacht des Jahres wiedergeboren ist, beginnt auch die in der Erde verborgene Fruchtbarkeit der Natur zu erwachen. Idunn wird mit ihren Unsterblichkeit verleihenden Äpfeln befreit. Diese Erlösung der himmlischen Jungfrau aus der Macht und den Eisesbanden der ungeschlachten Winterriesen bedeutet die Wiedergeburt der unvergänglichen Lebenskraft der Natur von dem Zeitpunkte an, wo die Dauer des lichten Tages zu-, das Dunkel der kalten Winternacht abnimmt. Beeinflußt durch die mit jedem Tage an Stärke und Kraft gewinnende Sonne, beginnt „an Fabian und Sebastian der Saft in die Bäume zu gahn", als erste Regung des neu geweckten Naturlebens. Auf dem Gebiete der vegetativen Welt bereitet im Februar die Triebkraft der verjüngten Erde eine generatio vor, während bei einer Anzahl von Tieren um dieselbe Zeit sich die Paarung vollzieht. Die vor der Bestellung der Saat noch jungfräuliche Erde gleicht um die Zeit, wo eine Werdelust die ganze Welt durchzieht, einer lustzitternden Braut; ein Liebesrausch erfüllt sie,

dem die tolle Faschingslust der ausgelassenen Karnevalszeit kräftigen Ausdruck verleiht. Dann ergreift auch, um Mannhardts Worte zu gebrauchen, „jede unverdorbene Menschenseele eine zarte Sehnsucht, ein süßes Verlangen, ein goldner, reiner Traum von Glück und Liebe".

Wenn nun auch beim vernunftbegabten Menschen nicht wie beim Tiere der Geschlechtstrieb periodisch auftritt, so ist es doch für den, der beim Eingehen der innigsten Lebensgemeinschaft die Grundlage zu einer solchen Ehe legen will, in welcher die gewahrte, gegenseitige Hochachtung das Feuer der Liebe bis zum Tode bewahrt, rätlich, dem Fingerzeig der Natur zu folgen. Der Mensch ist durch sein leibliches Dasein mit der materiellen Welt aufs engste verbunden und darum den Einwirkungen der ihn umgebenden Natur unterworfen. Wenn lau die Lüfte wehen, fühlt sich jeder Mensch unter dem Einfluß schöner Sommertage in seinem ganzen Wesen mächtig angeregt; raschere Wirksamkeit, erhöhtes munteres Wesen offenbart gesteigerte Lebenslust und Daseinsfreude. Die dann in jugendlicher Kraftfülle prangende Vegetation erfüllt in verschwenderischer Weise den Luftozean mit Wohlgerüchen, die ihrem farbenreichen Blütenmeer entsteigen; elektrisch hoch gespannte Strahlen der Frühlingssonne schwängern die Lebensluft mit kräftig erregendem Ozon, wecken im Verein mit der über die Erde ausgegossenen Pracht mächtigen Sinnenreiz, wecken Liebesgefühle, treiben den Willen in einer ganz bestimmten Richtung zur Thätigkeitsäußerung und verleihen der gesamten Nerventhätigkeit des Menschen eine erhöhte Energie, gleichsam einen animus navaturiendi. In dieser Zeit allgemeiner Werdelust der Natur regt sich nicht bloß beim uncivilisierten Naturmenschen allein schier übermächtig die Sinnlichkeit und übt auf weniggefestete Charaktere einen so gewaltigen Reiz aus, daß sie in vernunftwidriger Weise beim Eingehen der Ehe der Leidenschaft alle Zügel schießen lassen und dadurch die gegenseitige Hochachtung, die unerläßliche und nie zu ersetzende Grundlage des ehelichen Glückes, von vornherein für immer untergraben, während in den kälteren Wintermonaten, in den Tagen des Vorfrühlings die Sinnlichkeit gemäßigter auftritt, die blinde Leidenschaft leichter vom Verstand und Willen beherrscht wird und sich den Gesetzen der Vernunft und Sittlichkeit unterordnet. Aus diesen Gründen ist es nichts weniger als gleichgültig, in welche Zeit besonders für die große Menge die Volkssitte den Beginn der Eheschließung verlegt, denn der Staat ist der beste, der die meisten glücklichen Ehen besitzt. Dem sittlich starken, unverdorbenen Volksgeist fehlt das Gefühl für diese Imponderabilien menschlicher und staatlicher Wohlfahrt keineswegs.

Aus den angegebenen Gründen begünstigte daher seit uralter Zeit ein natürliches Gefühl des Volkes die Wahl des Februar als die für

die Eingehung einer ehelichen Verbindung passendste Zeit. Schon bei den Hellenen hatte der der Ehegattin Hera geweihte Februar den Namen *γαμηλιών*, Vermählungsmonat, weil in diesem Monat die meisten Eheschließungen vollzogen wurden. In dem Monat Februar feierte man auch die heilige Vermählung der beiden großen Himmelsmächte Zeus und Hera, von denen alle Fruchtbarkeit der Erde abhängt, den *ἱερὸς γάμος*, *Θεογάμια* oder *γαμήλια* genannt. Verwandt hiermit ist die gleichfalls im Februar begangene Feier der Anthesterien, das drei Tage währende dionysische Blumenfest. An den Choën, dem heiligsten Tage dieser Feier, brachte die Gemahlin des zweiten Archon von Athen in Gesellschaft von 14 Priesterinnen geheime Opfer für den Staat dar, dann wurde dieselbe, „die Königin", dem Gotte Dionysos zugeführt und in der heiligen Abgeschlossenheit des Tempels dem Gotte symbolisch angetraut. Einen ähnlichen Brauch finden wir in Schweden. „Dem im Wagen umfahrenden Bilde der Nerthus sollte geopfert werden, wie es in Schweden bei dem Umzuge Freys mit seiner jungen schönen Priesterin für Fruchtbarkeit des Jahres geschah. Diese Priesterin hieß des Gottes Gemahlin, und es versprach fruchtbare Zeit, wenn sie guter Hoffnung wurde", Simrock, Handbuch der deutsch. Mythol. S. 547.

Die an einem Neumond, (dem Tage der *σύνοδος* von Sonne und Mond), im Monat *γαμηλιών* geschlossene Ehe und Hochzeit zwischen Zeus und Hera, der *ἱερὸς γάμος*, aber ist zu einem Ideal und Prototyp sämtlicher menschlichen Hochzeiten bei den Griechen geworden. Bei der größeren Anzahl der Völker Europas fiel früher die Zeit der Eheschließung in die Wintermonate oder in das vorgerücktere Frühjahr, wobei nicht übersehen werden darf, daß das Volk nach der natürlichen Unterscheidung den Winteranfang auf Michaelis = 29. September oder Martini = 11. November, setzte, während der Fixpunkt für den Sommeranfang Georgi = 23. April oder Walpurgis = 1. Mai bei der ehemaligen Jahreseinteilung in zwei Teile gewesen ist. Da nun Kuhn (Zeitschrift für vergleichende Sprachforschung V, 400) nachgewiesen hat, daß die Frühlingsgebräuche nicht nur unter sich übereinstimmen und die gleiche Bedeutung haben, sondern im wesentlichen, wenn auch schwächer, schon zu Weihnachten hervortreten, so wird es uns nicht wundern, wenn in Marseille der Weihnachtsabend, bei den Lappen der zweite Weihnachtsfeiertag zur Eheschließung sehr beliebt war. Dagegen finden wir, wie oben bereits erwähnt, in ganz Italien, bei den Klein-Russen, in Bayern und bei uns auf dem Lande die Tage vor Fastnacht als die für die Eheschließung günstigste Zeit angegeben.

Aus gleichem Grunde hieß bei dem Stamme der Angelsachsen nach Beda (de temp. rat. c. 13. Grimm, Gesch. der d. Spr. S. 36 flg.) der

Februar Solmonath in Bezug auf die Kuchenopfer, die man in demselben den Göttern der Ehe darbrachte. Der Kuchen ist das vorzüglichste Sinnbild der Fruchtbarkeit, welches der Ehe erster Zweck ist. Der Hochzeitskuchen fehlt bei den Vermählungsfesten keines Volkes und wurde in heidnischer Zeit dem Ehegotte geopfert. Bei den Klein-Russen wird er aus zweierlei Mehl gemacht, der obere Teil aus Weizenmehl und die untere Rinde aus Kornmehl. Tannenzapfen und Vögelchen aus Weizenmehl dienen zur äußeren Zierde. Sowohl beim Teigkneten und Formen der Figuren wie beim Hineinschieben in den Ofen und beim Herausnehmen sind bestimmte Lieder üblich, welche die Frauen singen. Denn nur zum Hineinschieben in den Ofen wird ein Mann gerufen, alles übrige wird von Frauen besorgt. J. u. O. Reinsberg a. a. O. S. 33. (Den letzten Zug wird die Stelle des Herodot V, 92 über Periandros und Melissa erklären.) Der indische Ehegott Pollear wird mit Kuchen in der Hand abgebildet, denen die Organe der generatio aufgedrückt sind. Kuchen, das Symbol aller Hochzeits- und Segensgötter, war den Personifikationen des gebärenden Prinzips heilig, der Juno Februata, Artemis, Demeter, Vesta, Aphrodite u. a. Das gemeinsame Essen des Kuchens farreum von seiten des Brautpaares war eine der bedeutendsten Ceremonien der confarreatio, der uralten religiösen Eingehungsform der Ehe bei den Römern. Wesentlich war dabei eine Art von Kommunion, indem nach dargebrachtem Opfer der Opferkuchen zwischen Bräutigam und Braut geteilt und von ihnen mit feierlichen Worten in Gegenwart von 10 Zeugen gegessen wurde. Ovid. Fast. 1, 319. Tac. Ann. 4, 16. Caj. 1, 112. Serv. Aen. 4, 374. Sesamkuchen aßen Neuvermählte, weil er Ehesegen bringen sollte. Aristophanes' Lustspiel „Der Friede" (1355) schließt wegen dieser dem Kuchen zugeschriebenen Wichtigkeit als hochzeitliches Symbol mit einer Heirat und dem Zurufe: Eßt Kuchen, d. h. heiratet!

Ursprünglich ist zweifelsohne der Winter im allgemeinen, die Tage vor Fastnacht im besonderen, der bei den Völkern der Erde beliebteste, weil natürlichste Termin zur Eingehung der Ehe gewesen, was noch auffallender wird, wenn man die vielen Züge beachtet, welche den Bräuchen der Karnevalszeit mit den Feierlichkeiten bei den Hochzeiten gemeinsam sind. Wenn nun trotzdem auch bei dem Landvolk schon die Herbstzeit gewählt wird, so liegt das daran, daß eine Menge Bräuche der Fastnacht und Frühlingsfeier auf die Kirmes im Herbst übertragen wurde. Ich brauche bloß an den Kirmesbaum, der der einstige Maibaum war, das Begraben der Fastnacht und der Kirmes, das Mailehen und die Versteigerung der Kirmesschätze, die Fastnachtszüge und die prächtigen Kirmeszüge, wie den Ommegang in Antwerpen u. a. zu erinnern. Vergl. Simrock a. a. O. S. 569.

Die Liebe, die im Mai gefeiert wurde, hat eine unsittliche und egoistische Seite, diese sah man vorzugsweise im Kuckuck vertreten. Wie die Nachtigall der Poesie der jungen und unschuldigen Liebe angehört, so der Kuckuck, der seine Eier in fremde Nester legt, der burlesken Poesie des Ehebruchs. In die Mailuft mischt sich etwas Neckisches und Unheimliches ein. Unter den üppigen Blüten, die sich der Sonne öffnen, unter dem schwellenden Laube nisten Raupen und allerlei schädliche Insekten sich ein, nach den Hexenprozessen vom Teufel mit den Hexen in der Walpurgisnacht erzeugt.

Interessant wäre es jedenfalls für unsere Frage, festzustellen, was die Horoskopie über das Gedeihen, geistige Beanlagung und Schicksal der im November und sodann über die im Februar Geborenen ehemals feststellte.

Montabaur. **Schmitz.**

5.

Über das rückbezügliche Fürwort.

W. Hallada wünscht (Ztschr. f. d. d. U. XIII, Heft 12, S. 839) zu wissen, ob der falsche Gebrauch des Reflexivpronomens wie „Wir haben sich gut unterhalten" auch in reindeutschen Gegenden zu treffen sei. Ich kann diese Frage vom alemannisch-burgundischen Sprachgebiete nur bejahen, denn im Kanton Bern sagt man: Mer hei sech still g'ha (wir haben uns still gehalten), Mer mache sech z'weg (wir machen uns zurecht); ja sogar auf die zweite Person wird mitunter das rückbezügliche Fürwort ausgedehnt, z. B. I ha glaubt, dir heigit der Schlüssel gäng bi sech (ich habe geglaubt, Ihr habet den Schlüssel immer bei Euch; Ihr steht für Sie).

Da hier von slavischem Einfluß natürlich nicht die Rede sein kann, das benachbarte Französische aber das Reflexivpronomen in dieser Anwendung nicht kennt, so ist Halladas Vermutung über die Herkunft der Konstruktion um so weniger zutreffend, als auch K. G. Keller in seinem „Deutschen Antibarbarus" (1. Aufl. S. 48) aus Württemberg das Beispiel anführt: „Wir setzten sich auf die Bank". Auch schon im älteren Neuhochdeutsch findet sich die genannte Fügung; so habe ich mir vor Jahren die Stelle aus Grimmelshausens Simplicissimus (Buch VI, Kap. 17) notiert: „Daselbst sahen wir sich nach Gelegenheit um". Auf diese Eigentümlichkeit macht auch Heinrich Kurz in seiner Einleitung zu den Simplicianischen Schriften S. XLVI flg. aufmerksam: „Das Reflexivum wird beinahe ohne Ausnahme in allen Personen mit dem Pronomen sich gebildet: wir mußten sich still halten; ich kam über sich u. s. w. Sanders vergleicht (Ztschr. f. d. Spr. III, 232) das schlesische: „Wir

haben sich oft genug geärgert" (Holtei, Eselfresser 1, 146 u. a.), sowie das österreichische: „Weil wir Zwei sich gut leiden mögen" (Anzengruber in der Zeitschrift „Vom Fels zum Meer" V, 87) u. a. Damit wären wir vom äußersten Südwesten des deutschen Sprachgebietes wieder zum äußersten Osten gelangt, von wo Hallada ausgeht. Wäre in Österreich und Schlesien an slavischen Einfluß zu denken, aus welcher Sprache wären denn die anderen Beispiele zu erklären?

Nun weiß ja jeder Lehrer des Deutschen oder Französischen, welche Mühe es dem Schüler macht, ein rückbezügliches Zeitwort richtig abzuwandeln, wenigstens wo man mit der Mundart zu kämpfen hat. Ich glaube daher, wir haben es mit einer kindisch unbeholfenen Analogiebildung zu thun, wie z. B. Kinder den Komparativ von gut „güter" bilden und wie gewisse Schweizerdialekte einen Komparativ zu anders: „anderster" haben (vergl. Schiller, Braut von Messina III, 2 „... bringt wenig Dank und öfterer Gefahr"). Die naive Fügung wurde in einigen Mundarten zur stehenden Sprachgewohnheit, besonders wenn noch der Einfluß einer benachbarten Fremdsprache dazu kam.

Burgdorf i. d. Schweiz. Dr. **H. Stickelberger.**

6.

Ein Gedicht in altenburgischer Mundart

gehört auch zum deutschen Unterrichte. Ich teile daher das auf die Geburt (18. Mai 1900) des gleichnamigen Großneffen des regierenden Herzogs Ernst zu Sachsen-Altenburg von einem dortigen Unterthan verfaßte, treuherzige und volkstümliche, wie es mir in Meuselwitz (S.-A.) vom pensionierten freiherrlich von Seckendorffschen Förster Kratzsch übermittelt worden ist, hier mit.

„Pumps — klong's heit früh, ich wor kam aus'n Bette,
Vum Schlusse har hiert ich die Schießerei
Un wiese schussen, als ging's im de Wette,
Do seet ich's glei, dos kaan ä Prinz bluß sei,

Ä kleener Arnst — Hurra! Die alle Freede,
De Tiene salber blieb derbei nich schtumm,
Se schreken olle — Kenger, Knachte, Meede,
Ä kleener Prinz — ä Arnst is ongekumm!

Ä kleener Arnst! — Gutt mog sen Seegen gabe
Un trei behüte, wos ha hot beschiert;
Nich blus de huchen Eltern sulln dron Freed erlabe,
Nee, 's ganze Land — weil ha uns olln gehiert!

Der Mai mog olles duppelt schiene ziere,
Gutt hot ju unsen scheensten Wunsch erhiert,
Un 's Vugelchur sahl lieblich mussiziere
Un dan sei Lub, dan oller Dank gebiehrt!

Der jongen Mutter, die mer larnten kenne,
Un die ä jeder Altenborger huch veriehrt,
Vun dar mer zwor uns itz noch müssen trenne,
Die adder doch ze uns schun ganz gehiert,
Uf die mog scheine Guttes Gnodensunne,
In Lieb und Trei sei immer Ihr gedacht,
Doch o Ihr Arnst erlab bluß Glück un Wunne,
Denn Freede hot ha'n ganzen Land gemacht."

Blasewitz. **Theodor Distel.**

G. Schönaich, Die Freikränzleinschießen der schlesischen Städte. Wissenschaftliche Beilage zum 8. Programm des Königlichen Gymnasiums zu Jauer. Ostern 1898.

Der Brauch, nach einem Vogel zu schießen, ist uralt. Er ist bei den Indern, Griechen und Römern nachgewiesen, auch geht aus dem Nibelungenliede hervor, daß es ein wohlbekannter Brauch war, das Schießen „zu vogelen, die da flugen". Die deutschen Kolonisten, die im 13. Jahrhundert die schlesische Ostmark besiedelten, brachten das Vogelschießen als Bürgerlust mit, das bald zu einer regelmäßigen Waffenübung wurde. Die Herzöge und Fürsten, besonders auch die habsburgischen Kaiser Rudolf II. und Maximilian II. begünstigten und förderten in Rücksicht auf die Landesverteidigung diese Armbrustschießen der Städter. Die Schlesier vereinigten sich schon sehr früh zu gemeinsamen Schützenfesten, sie nahmen ihren Anfang in den Fürstentümern Schweidnitz und Jauer. Die Schweidnitzer sollen zuerst im Jahre 1338 einige Nachbarstädte zu einem Armbrustschießen geladen haben. Später bildeten die schlesischen Städte förmliche Vereinigungen zur Abhaltung von gemeinsamen Kränzelschießen. 1609 wurden auf dem Glogauer Schießen die Glatzer in aller Form „inkorporiert" und von den anderen Städten in ihre ehrliche Brüderschaft, Kompanie und Nachbarschaft aufgenommen. Im 2. Abschnitt handelt der Verfasser über die Quellen für die schlesischen Freikränzleinschießen. Abgesehen von den kurzen Notizen in einzelnen Stadtchroniken und einer prosaischen Beschreibung des Neißer Freikränzleinschießens vom Jahre 1612, besitzen wir von dem Schreiber der Breslauer Zwingerschützen Georgius Reuter ausführliche poetische Beschreibungen von den Schießen zu Glogau (1609), Freistadt (1610), Neiße (1612) und einen Lobspruch des Breslauer Freischießens vom Jahre 1603. Der Verfasser macht durchaus keinen Anspruch auf den Namen eines Poeten, aber seine Gedichte sind für uns eine unschätzbare Quelle für die Geschichte der schlesischen Freikränzleinschießen. Die gemeinsamen Schützenfeste, zu denen sich die schlesischen Städte alljährlich seit dem Jahre 1338 zu=

sammenfanden, führen die Namen Landschießen, Freischießen, Freilandschießen, Kränzlein — oder Freikränzleinschießen, weil ein kostbares Kränzlein von der Stadt, in der das Fest stattfand, der Stadt präsentiert wurde, die das nächste Freischießen veranstalten sollte. Auf S. 5 giebt der Verfasser einige Daten über die schlesischen Freischießen von 1338 (Schweidnitz) und 1518 (Breslau) bis 1658 (Bunzlau). S. 6 flg. werden die Einladung und Vorbereitungen zum Feste, sowie das Einkommen der Gäste und der Verlauf eines Freikränzleinschießens beschrieben. Nach einem allgemeinen Kirchgang am Morgen „bliesen die Trommeter und schlugen die Feldtrummeln um", und die Schützen versammelten sich zum gemeinsamen Umzug, der ein farbenprächtiges Bild darbot. Voran zog der Pritschenmeister mit einem Weiser oder Zieler in rotweißem Gewande; er selber in einem bunten, phantastischen Kleid, das meistens in den Farben der Stadt gehalten war, auf dem Kopf eine seltsam scheckige Narrenkappe, in der Hand die gefürchtete Pritsche, von der er auch den Namen führt. Hinterdrein marschierte in einem ebenso drollig lächerlichen Narrenkostüm eine Schar von Knaben, allesamt mit Pritschen bewehrt, des Pritschenmeisters willfährige Gesellen. Hieran schlossen sich die Zieler mit den Scheiben an. Die Neißer hatten z. B. für das Büchsenschießen 4 Figurscheiben anfertigen lassen; jeder Mann war 3½ Ellen hoch und 1¾ Ellen breit. Dann folgte das Musikchor (die Trommelschläger und die Heerpauke, die Trommeter und die Schwefelpfeiffer), dahinter trug man die Fahnen der Gilde, hinter diesen schritten wohlgeputzte junge Bürgersöhne einher. Sie trugen die gewinnenden Kleinoter: silberne Kredenzen oder Schalen aus edlem Metall, die prächtigen, damaschkenen Fahnen, die Preise für den Abschuß des Vogels, und die zahllosen kleinen Schießfähnlein, die als Preise für die abgeschossenen Späne überreicht wurden, alle in der Farbe des Vogels rot, grün oder schwarz. Auf einer silbernen Schale trug einer der Knaben auch das Ehrenkränzlein der Stadt. Darauf folgte der König, auf jeder Seite von zwei Ratsherren geleitet, dann die Schützen zu dreien. Auf dem Schießplan mußte zunächst die Höhe des Zulagegeldes festgesetzt werden, das jeder Schütze zu den von der Stadt ausgesetzten Preisen hinzuzufügen hatte. Dann wurden die Herren Neuner gewählt, die als Schiedsrichter während der Festtage fungierten. An den Schießen nahmen außer den Bürgern auch die adligen Herren und die Fürsten in eigener Person teil. (Vergl. S. 11 flg.) Die Reihenfolge beim Schießen entschied das Los, das aus einem Glückstopf gezogen wurde. Geschossen wurde nach dem Vogel mit der Armbrust. Gewöhnlich stellte man drei Adler aus Holz auf in schwarzer, grüner und roter Farbe, entweder jeden auf einer besonderen Stange oder alle drei auf einer Stange an Spillen über

und nebeneinander. Bei den Löwenbergern kamen 1615 sogar 5 Vögel zum Abschuß. Als Treffer galten beim Armbrustschießen nur die Späne. In ähnlicher, sehr interessanter Weise beschreibt Schönaich in den folgenden Kapiteln die Kurzweilen, so auf einem Freikränzleinschießen angestellt wurden (S. 16 flg.), Einzug, Abendkollation, Heimkehr der Schützen (S. 22), sowie die Bedeutung der Freikränzleinschießen (S. 23). Wichtig ist auch der Quellennachweis (S. 25—27 inkl.).

Doberan i. M. **O. Glöde.**

G. Maurer, Die mittelhochdeutschen e, iu und ô der Stammsilben in der jetzigen Mundart an der Ilz. Programm des Königlichen Humanistischen Gymnasiums zu Neustadt a. d. Haardt. Ostern 1898. 33 S. 8°.

Das Mhd. besaß drei dem Ursprunge nach verschiedene E-Laute:

1. den alten europäischen, gewöhnlich mit ë bezeichnet,
2. den vor h, r, w im Ahd. durch Kontraktion aus germanischem ai hervorgegangenen, ê,
3. e, den frühesten Umlaut des a.

Die Laute sind gegenwärtig in der Mundart an der Ilz vertreten

1. durch geschlossenes e, é,
2. durch den offenen E-Laut, e,
3. durch è, noch mehr geöffnet als e.

Nach Aufzählung einer Menge von Beispielen sucht der Verfasser die in der Mundart vorliegenden Spaltungen der alten E-Laute zu erklären. Was zunächst ë betrifft, so gilt seit Franks Aufsatz (Ztschr. f. dtsch. Altertum 25, 288 flg.) der Satz: ë ist in den Mundarten als offenes e erhalten. Mit diesem Satz mußten Erscheinungen, die sich nicht fügen wollten, in Einklang gebracht werden. So sehr man Paul und Braune beistimmen muß, wenn sie einzelne geschlossene e des Hochdeutschen für alte ë auf Einwirkung eines folgenden i zurückführen, so wenig ist damit eine Erklärung der übrigen sehr zahlreichen é aus ë angebahnt, auf welche ein i weder folgte noch folgt. Die Liste zu den E-Lauten (S. 8 flg.) zeigt, daß altes ë den offenen Klang nur hat

1. vor r;
2. vor l, wenn nicht, wie in fëlis, bëlliz, wëlicher i darauf folgte. Flexions-i, wie in fëldir, verändert das offene e nicht;
3. vor h und h + Konsonant, wenn nicht, wie in sëhs, das ohnehin auch sehr bald sëks hieß, zëhen, zëhtari, i einwirkte;
4. vor folgendem o, ô, al und bei den Femininen der n-Deklination infolge Einwirkung der Endung ûn, deren n aus den obliquen Kasus auch in den Nominativ eingedrungen ist.

5. in dem Worte pfëffer.

Die Liste S. 7 zeigt, daß altes ê ganz regelmäßig durch offenes e vertreten ist, abgesehen von der Interjektion sê, wo ê im Auslaut ohne konservierendes r, h oder w stand. Neben sé ist in der Mundart auch sè in derselben Bedeutung gebraucht, beide Formen mit langem Vokal.

Ferner wird man daran festhalten müssen, daß der älteste a-Umlaut ein E-Laut gewesen ist. Erst die später umgelauteten a bekamen den Lautwert des á, gleich den zur nämlichen Zeit umgelauteten â. Das Zeichen für den neuen Laut war æ.

Das ê hat in der jetzigen Mundart an der Ilz ebenso den offenen Klang wie in der mittelhochdeutschen Periode.

Das Zeichen iu drückt in der Orthographie mhd. Textausgaben zwei dem Ursprunge nach verschiedene Laute aus:

1. den aus germanischem eu, nicht durch Brechung, entstandenen Diphthong,
2. den Umlaut des û.

Dieser letztere ist in der Mundart in allen Fällen durch ái vertreten.

Der alte Diphthong iu ist vertreten durch oi oder ái.

Mhd. ô ist vertreten durch ou oder o, das aber in der Mundart vor altem r, l und Nasal mit a zusammenfällt.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Schulen. Herausgegeben von Dr Ed. Schauenburg und Dr. Richard Hoche, Erster Teil, bearbeitet von R. Hoche. — Fünfte, vermehrte Auflage, besorgt von Dr. Heinrich Rinn. Essen, G. D. Bädeker, 1897.

In demselben Verlage, in dem schon das seinerzeit Jahrg. 12 Heft 5 dieser Zeitschrift angezeigte deutsche Lesebuch von Reinhold Biese für die Obersekunda der höheren Lehranstalten erschienen ist, erscheint nunmehr nach langer, dreizehnjähriger Pause die Neuauflage eines Werkes, das ebenfalls wie das Biesesche Proben aus unserer deutschen Litteratur bis zum Zeitalter der Reformation einschließlich vorführt. Mit Recht kann sich die Neubearbeitung, schon dem äußern Umfange nach eine vermehrte, nämlich um 46 Seiten, sie kann sich aber auch mit demselben Rechte eine verbesserte und bereicherte nennen, indem einzelne für die Schule unbrauchbare Stücke, wie: Ezzos Gesang von den Wundern Christi und Melkers Marienlied, weggefallen, dafür aber andere, wertvollere aufgenommen worden sind.

Heben wir kurz die Verbesserungen hervor. Besonders ist anzuerkennen, daß das Altdeutsche berücksichtigt ist: Hildebrandslied, Lud-

wigslied, Heliand. Warum fehlt aber Otfried ganz? Neben der volkstümlichen Darstellung der neutestamentlichen Geschichte in jener Zeit müßte doch auch die kunstmäßig gelehrte ihre Vertretung finden. Auch Proben aus Ulfilas vermißt man ungern. Die Auswahl aus dem Nibelungenliede und der Kudrun ist so eingerichtet, daß der Schüler neben reichlichen, vielleicht allzu reichlichen Proben (14 aus ersterem, 11 aus letzterer) über die Aventiuren, denen keine Stücke entnommen sind, ausreichende Inhaltsangaben erhält, so daß er nunmehr ein erschöpfendes Bild von diesen Epen sich machen kann. Anerkennung verdienen auch in der neuen Bearbeitung die vermehrten Proben und Inhaltsangaben insbesondere von Wolframs Parcival, vor allem aber die auf Anregung des unterzeichneten Berichterstatters von Rinn gegebenen herrlichen Gedichte aus der Zeit des Minnesangs, so daß nunmehr ein klarer Überblick hierüber von den ältesten volkstümlichen Klängen dieser Dichtungsart bis zu Neidhart v. Reuenthal und Ulrich v. Lichtenstein gegeben wird. Nur zweierlei möchte ich bei dieser Gelegenheit bemerken: Einmal daß das köstliche und durchaus auch für Schüler nicht anstößige Gedicht Walthers: Nemt, frouwe, disen kranz bei Paul N. 13 (Lachm. 74, 20) hätte aufgenommen werden sollen, zumal Schönbach in seinem bekannten Werke über Walther v. d. Vogelweide eine vorzügliche Nachdichtung hiervon geliefert hat. Sodann dürfen bei diesen Gedichten die Anmerkungen nicht so spärlich sein wie z. B. bei Wolframs „Minnewerbung" S. 160. Wie dies ein Schüler ohne alle Fußnoten und ohne alle Hilfe im Wörterbuch verstehen soll, ist mir unerfindlich. Die Vermehrung der Volksliederzahl in der neuen Auflage von 12 auf 22 wäre schon an sich mit Freuden zu begrüßen; aber es kommt auch noch zu dieser Zahl der innere Wert. Ich erwähne hier nur die den bekannten Uhlandschen alt- und niederdeutschen Volksliedern entnommenen: Landsknechtorden, Reiterlied, Schwartenhals, Muskateller u. a.

Die Auswahl aus Luthers Schriften ist ebenfalls beträchtlich vergrößert. Nur hätte ich gewünscht, daß die Auszüge aus den Tischreden, deren kernige Sprache dem Schüler erfahrungsgemäß entschiedenes Interesse abnötigt, reichlicher ausgefallen wäre. Über die anhangsweise gegebene litteraturgeschichtliche Übersicht, die mittelhochdeutsche Formenlehre und das Glossar ist nichts Neues zu sagen.

Fassen wir unser Urteil kurz zusammen, so ist die Neubearbeitung von Schauenburg-Hoches Deutschem Lesebuch, Teil 1 als eine wahrhaft verbesserte zu bezeichnen. Vielleicht entschließt sich der neue Herausgeber dazu, wie schon angedeutet wurde, hier und da zu kürzen, wie bei den Proben aus dem Nibelungenlied und der Kudrun, und dafür die Anmerkungen zu den übrigen Stücken zu vermehren. Nach meiner Ansicht

ist die Grammatik entweder ganz mit den Schülern an der Hand von Texten, wie z. B. Paul Vogels mittelhochdeutschen Gedichten, herauszuarbeiten, oder die Anmerkungen sind, um dem Schüler Lust und Liebe zu diesen Dichtungen zu machen, reichlicher zu bemessen. In dieser Beziehung ist immer noch das 1866 erschienene Altdeutsche Lesebuch von Pütz trotz aller Fortschritte, die seitdem die deutsche Philologie gemacht hat, ein Muster.

Freiberg i. S. Dr. **L. Böhme.**

Soffé, Emil, Bunte Blätter. Studien. Brünn, Friedrich Irrgang, 1899. 8°. 222 S. Preis ungebunden 2 M. 50 Pf.

Das vorliegende, von der Verlagshandlung äußerst geschmackvoll ausgestattete Buch enthält zehn Studien aus dem Gebiete der Kunst und Litteratur, die nicht bloß durch reichen und gediegenen Stoff, sondern auch durch gewandte Darstellung hervorragen. Eröffnet wird es mit einer zusammenfassenden Abhandlung über den „Totentanz“ in der plastischen Kunst, wobei namentlich die berühmten Totentänze in Lübeck, Dresden, Basel und Bern und die Holbeins und seiner Nachfolger besprochen werden; selbst die Leistungen der neuesten Zeit auf diesem Gebiete werden noch angezogen. Desgleichen ist der Aufsatz über die Teufelsdarstellungen in der Kunst lesenswert. Dann werden wir mit dem Schöpfer des von Goethe bewunderten Jabach'schen Bildes, mit Charles le Brun (gest. 1690), bekannt gemacht; hierauf geht es zu W. Hogarth, an dessen Stichen sich unser Lichtenberg schriftstellerisch übte, zu dem englischen Publizisten W. S. Landor und zur Verfasserin von „Onkel Toms Hütte“, Harriet Beecher-Stowe, als deren Geburtsdatum Soffé, die Angaben der Litteraturgeschichten berichtigend, den 14. Juni 1811 festsetzt. Über Thomas Carlyle wurde in der letzten Zeit viel geschrieben und sein Verhältnis zu Goethe klargelegt; Soffé bietet dazu eine kleine, aus eigenen Erinnerungen geschöpfte Ergänzung (S. 181 flg.). Den Beschluß seines Buches bildet ein prächtiger Aufsatz über Leben und Bildung am Hofe Karls II. von England, wodurch eine Abhandlung von Adolf Stern in seinen „Beiträgen zur Litteraturgeschichte des 17. und 18. Jahrhunderts“ ergänzt und fortgesetzt erscheint. In dem vielseitigen Buche Soffés findet aber auch der deutsche Kulturhistoriker und der Litterarhistoriker etwas für seine Zwecke, und zwar der erstere in dem köstlichen Aufsatze über den bekannten Hofnarren König Friedrich Wilhelms I., den 1731 verstorbenen und unter wenig erhebenden Umständen in Bornstätt bei Potsdam bestatteten „Geheimrat v. Gundling“. Als ein willkommener Beitrag zur Geschichte der Volkslitteratur erscheint Seite 146 flg. eine Abhandlung über die Romanschreiber Vulpius, Spieß

und Cramer; leider ist der Teil, welcher von Goethes bravem Schwager handelt, dessen Vernachlässigung von Seite der Goethebiographen unlängst Minor mit Recht bedauert hat, zu kurz ausgefallen. Immerhin aber kann man behaupten, daß das Buch an Belehrendem und Unterhaltendem so reich ist, daß es jedem etwas zu bieten vermag. Man sagt, ein gutes Buch sei ein guter Freund; Soffés Studien möchte ich nicht bloß als einen guten Freund für gebildete Leser, sondern auch als einen sehr lieben bezeichnen.

Graz. **S. M. Prem.**

Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache als Grundlage für ein System der Bedeutungslehre. Nach Heynes Deutschem Wörterbuch bearbeitet von Bruno Liebich. Breslau, bei Preuß u. Jünger. 1899. 10 M. VII. 522.

Die Bedeutungslehre, soweit wir darunter „nur die Lehre von der Entwickelung der Bedeutung des fertigen Wortes verstehen“, bedarf einer Zusammenstellung der Wortfamilien der Sprache nicht; aber nach dem Verfasser hat die Bedeutungslehre unter anderem sich auch darum zu kümmern, wie bei verwandten Worten durch Ablaut, Zutritt von Prä- und Suffixen, durch Zusammensetzung, kurz durch Formveränderung die Grundbedeutung der Wurzel sich weiter entwickelt, und die Feststellung dieser Verhältnisse ist nach ihm eine der wichtigsten Aufgaben der Bedeutungslehre. Das ist aber ohne eine Zusammenstellung der Wortfamilien der jedesmaligen Sprache nicht möglich. Dieser Arbeit hat sich nun der Verfasser für die lebende neuhochdeutsche Sprache unterzogen und hofft, daß sein Beispiel Nachfolger finden werde, die in derselben Weise die anderen Sprachen bearbeiten; erst wenn man eine deutsche, englische u. s. w. Bedeutungslehre habe, werde man zur Bedeutungslehre an sich schreiten können. Ob diese Hoffnung sich erfüllen wird? Jedenfalls hat es damit noch gute Wege. Wir aber fragen uns, entsprechend dem Zwecke dieser Zeitschrift, hier vor allem: Ist dieses Werk geeignet, zur Förderung des deutschen Unterrichts etwas beizutragen? Und diese Frage können wir voll und ganz bejahen.

Wie der Verfasser richtig bemerkt, ist die Aufstellung von Wortfamilien wiederholt als ein wichtiges Hilfsmittel für den niederen und höheren deutschen Sprachunterricht bezeichnet worden; mit Recht verweist auch der Verfasser auf den Aufsatz in dieser Zeitschrift von Ernst Linde (Jahrg. 1897 S. 793), wo hierüber in schöner Weise gehandelt worden ist. Nun könnte ja allerdings der Lehrer diese Wortfamilien selbst zusammenzustellen unternehmen, vorausgesetzt, daß er wissenschaftlich

geschult ist, das Wörterbuch von Heyne und das etymologische Wörterbuch von Kluge zur Verfügung hat. Aber unzweifelhaft wird ihm so viel Mühe erspart; und vor Auslassen von Wesentlichem, falscher Einteilung wird bei der geringen ihm zu Gebote stehenden Zeit auch der kundigste Lehrer sich nicht immer zu wahren im stande sein; absolute Vollständigkeit wird wohl kaum erreicht werden. Wie wenige werden im Augenblicke beispielsweise daran denken, auch wenn sie es einmal gelesen haben, daß Hängematte nur eine Verderbnis aus karibischem „hamac“ (Bett) ist. Die meisten werden es wohl unbedenklich zu Matte ziehen, wie wenig auch die Bedeutung von Matte dazu paßt. Wie viele Mühe kostet es, all' die vielen deutschen Worte, die mit Weg verwandt sind, aufzufinden! Nun kann man erst daran gehen, den Schüler der höheren Klassen in einem Vortrage mit Hilfe dieses Buches die Bedeutungsentwickelung einer zahlreichen Wortfamilie geben zu lassen — ich denke hier z. B. an wissen —. Als im vorigen Jahre Geheimrat Köpke meinem Unterricht im Latein in der Untersekunda beiwohnte, legte er großes Gewicht darauf, daß der Schüler stets die Grundbedeutung eines Wortes erfahre und so klar sehe, wie die andern Bedeutungen aus der ersten sich entwickelt haben. Diese geistige Gymnastik kann doch noch mit größerem Erfolge an der Muttersprache geübt werden, zumal wenn die Schüler im Buche die verwandten Worte dicht nebeneinander sehen und sie somit die Bedeutungsentwickelung gewissermaßen mit Händen greifen können. Die rechte Bedeutung von „wohnen“, „gewöhnen“, „gewinnen“ geht dem Schüler erst auf, wenn er diese Worte mit „Wonne, Wunsch“ zusammengestellt sieht.

Aber die Aufstellung der Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache ist nicht das einzig Wertvolle an diesem Buche. Verfasser ist ein besonnener selbständiger Forscher, der seine Quellen genau prüft, bevor er von ihnen Gebrauch macht. Er hat schon vorher in seinen kleinen Beiträgen zur Deutschen Wortforschung (vergl. Beitr. z. G. d. Dtsch. Spr. u. L. Bd. 23 H. 1) bewiesen, daß er sich in das ihm ursprünglich ferner stehende Gebiet einzuarbeiten vermocht hat. Seine Arbeit steht auf der Höhe der Wissenschaft und trägt einen durchaus selbständigen Charakter.

Wertvoll ist dann schließlich an dem Buche noch der beigefügte Anhang. Hier erfahren wir nun zum ersten Mal, welche und wie viele Wortfamilien im heutigen Neuhochdeutsch indogermanisch, welche und wie viele europäisch, welche und wie viele nur germanisch, welche und wie viele entlehnt sind. Diese Zusammenstellung ist nicht nur für die Wissenschaft von Wichtigkeit; auch der Lehrer des Deutschen kann daraus für seinen Unterricht Nutzen ziehen. An der Hand dieses Anhanges kann der Lehrer eine kurze Darlegung der Entwickelung unserer Sprache

bringen; er kann zeigen, wie unsere Sprache, von der indogermanischen Ursprache losgelöst, sich selbständig weiter entwickelt hat, ohne jedoch ihren indogermanischen Ursprung zu verleugnen; er kann ferner zeigen, wie unsere Sprache durch die Berührung mit fremden Völkern fremde Bestandteile in sich aufgenommen — sie machen noch nicht den fünften Teil aus —, wie sie aber auch diese Bestandteile großenteils sich zu assimilieren verstanden, so daß ein großer Teil heute nur von Kundigen als fremd erkannt wird.

Da somit dieses Buch auf den deutschen Unterricht fördernd einzuwirken wohl geeignet ist, so stehe ich nicht an, meinen Fachgenossen es aufs angelegentlichste zu empfehlen und sie zu bitten, zu seiner Weiterverbreitung beizutragen.

Breslau. **August Zimmermann.**

Beiträge zur Kenntnis deutschböhmischer Mundarten. Im Auftrage des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen herausgegeben von Hans Lambel. I. Der Satzbau der Egerländer Mundart von Josef Schiepek. Erster Teil. Prag 1899. Verlag des Vereines für Geschichte der Deutschen in Böhmen. Kommissionsverlag J. G. Calve. XIII u. 206 S.

Nachdem vor nahezu einem halben Jahrhundert die Mundartenforschung einige schöne Blüten getrieben hatte, war sie gegenüber anderen Zweigen der germanistischen Wissenschaft allmählich in den Hintergrund getreten. Es ist nun höchst erfreulich, daß gegenwärtig solche Arbeiten auch in weiteren Kreisen die verdiente Beachtung finden, wie das von Hans Lambel geleitete Unternehmen beweist. Die „Beiträge zur Kenntnis deutschböhmischer Mundarten" sind schon deshalb mit Freuden zu begrüßen, weil die mundartlichen Verhältnisse der Deutschen in Böhmen schon vom reinwissenschaftlichen Standpunkte das höchste Interesse verdienen. Als erster Band der genannten Beiträge liegt „Der Satzbau der Egerländer Mundart" von J. Schiepek vor.

Referent gesteht gerne, daß er das Buch mit einem gewissen Mißtrauen in die Hand genommen hat. Denn Untersuchungen über die Syntax der Mundarten sind außerordentlich schwer und darum auch selten, so daß eine halbwegs sichere Tradition hier noch mehr vermißt wird als bezüglich der Laut- und Formenlehre. Mit um so größerer Genugthuung macht man die Beobachtung, daß wir es in diesem Falle mit einem ausgereiften Werke gelehrter Forschung zu thun haben, an dem kein Nachfolger wird achtlos vorübergehen dürfen. Feine Beobachtungsgabe, unermüdlicher Fleiß, tüchtige philologische Schulung, ja auch musikalische Begabung haben in gleicher Weise zum Gelingen beigetragen.

Der Verfasser hat seinem Buche im großen und ganzen das Miklosich-Behaghelsche System zu Grunde gelegt und den Stoff recht zweckmäßig nach den Kapiteln I. Tempo der Rede, II. Betonung, III. Satzformen, IV. Wortklassen gruppiert. Die Ausführungen sind durchwegs gediegen und in den Kern der Sache eindringend, besondere Beachtung aber verdienen die prächtigen Abschnitte über die Betonung und über die Interjektionen. Die litterarischen Nachweise und Parallelen sind reich, ja mitunter überreich, so daß dem Buch schon ein gut Stück einer vergleichenden Mundarten-Syntax einverleibt erscheint. Vielleicht entschließt sich in dem noch ausstehenden Teil der Verfasser zu einer kleinen Abrüstung und Erleichterung des gelehrten Apparates.

Die Richtigkeit der Urteile über die einzelnen mundartlichen Erscheinungen läßt sich natürlich von einem Nichtkenner des Dialektes nicht kontrollieren. Doch machen die vorgetragenen Behauptungen durchwegs den Eindruck bedächtiger und gründlicher Erwägung. Daß dem Verfasser bei Berührung von Eigentümlichkeiten fremder Mundarten (z. B. S. 2 über die Sprechschnelligkeit des Obersächsischen, S. 151, Anmerkung 3 über die Erhaltung des Präteritums im Obersächsischen) kleinere Irrtümer oder Ungenauigkeiten unterlaufen, wird jeder verzeihen, der weiß, wie leicht man irregehen kann, sobald man die sichere Hut des eigenen Dialektes verläßt.

Zum Schlusse möchte Referent nur noch eine Bemerkung vorbringen, die nicht mehr ganz zur Sache gehört.

Schiepek hat für sein Buch „eine populäre Orthographie gewählt, die im ganzen mit der in der Egerländer Dialekt-Litteratur üblichen übereinstimmt". Weil es sich um eine syntaktische Arbeit handelt, hat der Herausgeber diese Orthographie ausnahmsweise zugelassen, alle folgenden Bände des Unternehmens sollen aber „eine einheitliche (von Lambel geschaffene) phonetische Schreibung" aufweisen. In den Anmerkungen des Schiepekschen Buches sind natürlich die Belegstellen aus fremden Dialekten in der Transkription wiedergegeben, wie sie sich in Originalen finden.

Ist es nicht angesichts eines solchen Transkriptionsjammers höchste Zeit, wenigstens für die Zukunft nach einer Verständigung zu streben und sich vielleicht auf die in Fachkreisen vielfach gelobte Bremersche Lautschrift (Zur Lautschrift von Otto Bremer, Leipzig, Breitkopf u. Härtel, 1898, Anhang zu Band I der Grammatiken deutscher Mundarten, 21 S.) zu einigen? Durch eine solche Einigung würde jedenfalls die neu aufkeimende Mundartenforschung ganz erheblich gefördert.

Wien. **Adolf Hausenblas.**

Dr. Karl Sell, Goethes Stellung zu Religion und Christentum. Vortrag mit Erläuterungen. Freiburg i. B., J. C. B. Mohr, 1899. IV und 102 S. 1 M. 80 Pf.

Das vorliegende Schriftchen des Bonner Theologen, ein „stark verdichteter Niederschlag" von Vorlesungen, die der Verfasser im Sommer 1898 gehalten hat und nun im Goethe-Jahre veröffentlicht, ist bei aller Knappheit inhaltreich, bei aller Wissenschaftlichkeit klar und verständlich, bei aller Unparteilichkeit und Vorurteilslosigkeit warm geschrieben. Vor allem ist dem Verfasser gelungen, wonach er gestrebt hat, die Sache auf den kürzesten Ausdruck zu bringen. Sell verfährt, wie früher E. Filtsch, chronologisch, aber noch mehr wie dieser rein geschichtlich. Er behandelt seinen Gegenstand nach den drei Hauptabschnitten: „Der junge Goethe" (er rechnet diesen Abschnitt bis 1775, besser würde er ihn aus innern Gründen bis 1779 ausgedehnt haben), „Goethe in der vorklassischen und klassischen Zeit seiner Dichtung" mit der Grenzscheide der italienischen Reise in der Mitte und „Goethe im Alter" (von 1806 ab, also mehr nach Otto Harnack als „Goethe in der Epoche der Vollendung" aufgefaßt). Während A. Seidl die verschiedenen Phasen von Goethes Verhältnis zu Religion und Christentum mehr auf die natürlichen Verschiedenheiten, welche die einzelnen Lebensstufen mit sich bringen, zurückgeführt hat, hebt Sell den Einfluß von Zeit und Umgebung auf Goethe hervor und will zeigen, was dieser von seinen Freunden, seinem Volk und der Welt empfangen hat. Dieser Gesichtspunkt ist, wie man zugeben muß, auf religiösem Gebiete eher möglich als auf litterarhistorischem, da Goethe wie Shakespeare auf jenem weniger Pfadfinder und Bahnbrecher gewesen ist als auf diesem. Sell gedenkt daher u. a. besonders des Einflusses, den Lavater auf Goethe ausgeübt hat. Der Briefwechsel mit Lavater konnte jetzt nach der Sophienausgabe vollständiger gegeben werden, als es Ulrich Hegner 1836 gethan hat. Bei diesem fehlen z. B. in dem Briefe Goethes vom 22. Juni 1781 an folgender Stelle die eingeklammerten, gerade sehr bedeutungsvollen Worte: „Selbst Deinen Christus hab' ich noch niemals so gern als in diesen Briefen (Lavaters gedruckte Briefe sind gemeint) angesehen und bewundert. Es erhebt die Seele und giebt zu den schönsten Betrachtungen Anlaß, wann man Dich das herrliche krystallhelle Gefäß [denn das war er, und als ein solches verdient er jede Verehrung] mit der höchsten Inbrunst fassen sieht."

Von dem genannten Gesichtspunkte aus führt Sell noch mehr, als es schon Hermann Baumgart gethan hat, bei der Erklärung des herrlichen Fragments der Geheimnisse Goethes Gedanken auf Herders Ideen zurück, freilich zugleich auch den Unterschied richtig hervorhebend: Goethe betont mehr die göttliche Sendung, die Offenbarung, Herder die

Tradition, und Goethe will als Dichter, nicht als Philosoph genommen sein. Die religiöse Ritterschaft dieses tiefsinnigen Epos erinnert mich übrigens stets an Wolframs Parcival. Auch möchte ich annehmen, daß die in den Geheimnissen 1785 fallen gelassenen Parcival-Fäden im Wilhelm Meister, besonders natürlich in den Wanderjahren, wieder aufgenommen worden sind. Gerade Sells Ausführungen auch über den Meister haben mich in diesem Glauben, dessen Richtigkeit freilich noch nachzuweisen wäre, wesentlich bestärkt. Die Ähnlichkeit beschränkt sich durchaus nicht auf den Hauptgedanken: ein junger Mann verfehlt das ihm bestimmte Ziel: die „saelde", erreicht es aber schließlich dank höherer Beratung. Auch im westöstlichen Divan tauchen, wie Sell zeigt, die Gedanken der Geheimnisse wieder auf.

Ausgezeichnet und echt wissenschaftlichen Geistes voll sind Sells Ausführungen über den Faust, den er an der Hand der historischen Entwickelungsphasen der Tragödie behandelt. Mit Recht bestreitet er den titanischen Charakter des Urfaust, mit Recht ist er vom tragischen Ende des Helden im Urfaust überzeugt Treffend weist er auf den Unterschied des kirchlichen Satan und des Mephistopheles hin, auf den alttestamentlichen Charakter des Prologs im Himmel, vor allem auch des Gedankens, daß Gott die Prüfung einer auserwählten Seele zuläßt. Das ist zwar nicht neu, aber man findet es doch selten so klar und überzeugend dargestellt. Auch der zweite Teil des Faust ist richtig aufgefaßt: die Dichtung keine Allegorie, aber nicht frei von einzelnen Allegorien, das Verhältnis zum ersten Teile wie das der Wanderjahre zu den Lehrjahren, der Schluß die Verklärung eines heimkehrenden „verlorenen Sohnes", den hingebende Liebe aufwärts hebt, der nicht „gerettet" wird durch Wiedergeburt des Willens unter dem Beistande der Gnade in protestantischem Geiste, sondern in mehr katholischem Sinne durch die Gnade ohne sein — des Heimkehrenden — Zuthun. Nur die Bedeutung der Helena für Faust scheint mir Sell nicht genügend zu würdigen. Er sagt nur: Helena rettet Faust, stellt ihn als Menschen auf seine Füße. Das ist zwar richtig, aber nicht ausreichend; der Zusammenhang scheint mir doch der zu sein: das Schönheitsideal führt Faust zum Schaffen; sobald er frei von „dumpfer" Leidenschaft (vergl. das Paralipomenon in der Sophienausgabe Band 14, S. 287 Nr. 1) das Heil in klarbewußtem Handeln, in großem Schaffen sieht, ist er innerlich „gerettet". —

Wie Goethe an dem Aufschwunge des Protestantismus nach den Befreiungskriegen teilnahm, zeigt der im Goethe-Jahrbuche von 1895 veröffentlichte Entwurf eines Reformationsdenkmals für Berlin, von dem Sell urteilt: „es ist frömmer gedacht als irgend eines derer, die man errichtet hat". —

Sells Betrachtung führt ihn zu folgendem Ergebnisse: Ein solcher Mann, wie konfessionslos er auch sein mag, hat Religion; denn er weiß, daß Gott Alles in Allem ist („Und alles Drängen, alles Ringen Ist ew'ge Ruh' in Gott dem Herrn"); er gehört keinem der verschiedenen Christentümer an — aber er ist wie jener Schriftgelehrte „nicht fern vom Reiche Gottes".

Wir können das geistvolle Schriftchen allen Freunden Goethes mit gutem Gewissen aufs beste empfehlen. Niemand wird es ohne Gewinn lesen.

Freiberg i. S. **Paul Knauth.**

Kriebitzsch, Dr. Paul, Beiträge zur Deutschen Etymologie. Wissenschaftliche Beilage zum Jahresberichte des Königlichen Gymnasiums zu Spandau. 1900. Progr.-Nr. 90. S. 53.

Schon durch seine im Jahre 1881 gedruckte Hallenser Dissertation, welche den Titel führt: „Quaestiones de usu verborum cum praepositionibus compositorum apud Sophoclem", hat Paul Kriebitzsch seine Neigung und sein Geschick für sprachliche Untersuchungen deutlich bekundet. In der vorliegenden Abhandlung verbreitet er sich über die Herkunft und Ableitung dunkler Wörter unserer Muttersprache, deren Etymologie für den deutschen Unterricht von größter Bedeutung ist. Der reiche und interessante Stoff enthält folgende vier Hauptteile: I. Entstellte und verdunkelte Zusammensetzungen. II. Pleonastische und tautologische Zusammensetzungen. III. Verwandtschaft einiger Wörter untereinander. IV. Volksetymologische Umbildungen. Im ganzen sind 266 Wörter nach ihrem Ursprunge, ihrer Umwandlung und Bedeutung behandelt. Durch Benutzung der besten vorhandenen Quellen hat der Verfasser hier eine vortreffliche Auswahl von deutscher Etymologie geliefert, die durch Vermittelung des Lehrers im deutschen Unterrichte den Schülern einen klaren Einblick in die Wortbildungslehre eröffnen wird.

Halberstadt. **Robert Schneider.**

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Über Goethes Anteil an den Xenien des Schillerschen Musenalmanachs für 1797.

Von Gymnasialdirektor a. D. Prof. Dr. **Hermann Henkel** in Wernigerode.

Ihren ursprünglichen Plan, das Ganze der unter gemeinschaftlicher Firma gehenden Xenien des Musenalmanachs für 1797 beiderseits in die Sammlung ihrer Werke aufzunehmen, ohne ihre Besitzerrechte auseinanderzusetzen, haben Goethe und Schiller bekanntlich bald aufgegeben und sich als Urheber, der erstere für 6 (Nr. 12, 19, 93, 94, 127, 277), der andere für 86[1]), nicht 81 dieser Epigramme, wie Er. Schmidt sagt (Schriften der Goethe-Ges. Band 8 S. 226), durch Aufnahme in ihre 1800 erschienenen Schriften, beziehentlich Gedichte bekannt. So sind sie selbst den Chorizonten an die Hand gegangen, die X. 91 neckend aufgerufen hatte, ihre Scheidekünste nunmehr auch hier zu versuchen. Weiterhin hat Goethe in den Gesprächen mit Eckermann (I 18. Jan. 1825) den litterarischen Zodiakus, den er stets mit Bewunderung lese, für Schillers Eigentum erklärt. Den wichtigsten Aufschluß in dieser Richtung aber haben die an das Licht gezogenen Xenienmanuskripte gebracht, das Boas-Manuskript (1856) und die von Er. Schmidt i. a. B. mit Ha und Hc bezeichneten Handschriften (1893), wodurch die Zahl der urkundlich beglaubigten Xenien Goethes auf die folgenden 84 Nummern gestiegen ist: 8, 12, 15—21, 27, 29, 32, 43, 45, 50, 51, 91—94, 116, 124, 125, 127, 147, 150, 151, 159, 161—174, 176, 208—217, 220, 221, 223—225, 227, 229, 230, 232—234, 239—242, 246—249, 252, 256—263, 277, 288, 319 (Nr. 12 und 45 auch von Schiller in Anspruch genommen), zu denen aus der den Handschriften entnommenen Masse der ausgemusterten Xenien noch 75 kommen, nach der Weim. A. V. 1 S. 269 flg. Nr. 7—12, 15, 18, 19, 21, 24, 26, 29, 31, 33, 34, 75, 79, 88, 89, 95, 103—106, 112, 152, 153, 157—162, 182—219, 224, 225.[2])

---

1) Es sind die Xenien Nr. 12, 14, 22, 31, 45, 53, 62, 97—113 (außer 99), 136, 293, 309—318, 320—322, 329—331, 366—368, 371—412.

2) Für Schiller ergeben sich als handschriftlich bezeugt 24 Xenien des Almanachs, 29 des Nachlasses, von denen jedoch die außerhalb des eigentlichen Xenienbezirkes liegenden Nummern 173—175 mit Er. Schmidt im a. B. S. 200 ohne Zweifel Goethe zuzuweisen sind.

Ein vervollständigtes Korpus der Goetheschen Xenien hat noch vor Veröffentlichung der letzten Handschriftenfunde Strehlke in der Hempel-Ausgabe III S. 329 flg. aufgestellt und, gestützt auf das Boas-Manuskript, auf die der Beweiskraft entbehrenden Bezeichnungen Charlotte Schillers (vergl. Gödeke, „Schiller" XI S. 97 und Er. Schmidt im a. B. S. IX) und auf einen höheren oder geringeren Grad selten näher begründeter Wahrscheinlichkeit, einschließlich der 6 dem „Herbst" eingereihten, 126 Xenien des Almanachs, 25 des Nachlasses unserem Dichter zugewiesen. Von den ersteren besitzen 72 urkundliche Beglaubigung, 12 der handschriftlich bezeugten fehlen bei ihm. Es bleiben 54, deren Anspruch auf die Autorschaft Goethes in Frage kommt. Nun begegnet allerdings die Lösung derselben besonderen Schwierigkeiten, weil beide Dichter bemüht gewesen sind, um einerlei Ton zu erhalten, ein jeder von seiner Manier etwas aufzuopfern (Schiller an Körner 1. Febr. 1796), anderseits in den Monodistichen sich zu wenig Fläche darbietet, um das verschiedene Spiel der beiden Naturen zu zeigen (Schiller an W. v. Humboldt 1. Febr. 1796), und weil auch viele Distichen von ihnen gemeinschaftlich gemacht sind (G. Eckermann II, 22. Oktober 1828); immerhin jedoch sind in gewissen Eigentümlichkeiten der Gedanken, des Stils, der Sprache, der Betonung, auch im Bekenntnis Goethes (G. Eckerm. I, 18. Januar 1825), Schillers Xenien seien schlagend und scharf, seine eigenen unschuldig und geringe[1]), Kriterien gegeben, durch die es möglich wird, für eine Anzahl dieser Epigramme das Eigentumsrecht wenn nicht zu erweisen, doch mehr oder weniger wahrscheinlich zu machen.[2]) Ob und welche Kennzeichen dieser Art, die für Goethe sprechen, die 54 in Frage stehenden Xenien enthalten, versuche ich, auf früher (im Archiv für das Stud. der neueren Sprachen und Litteratur, Band 96, Heft 12) Bemerktes hier und da zurückgreifend, im folgenden festzustellen.

X. 7. Die Zusammengehörigkeit des Glückstopfes in der Meßbude (X. 7) und der wenigen Treffer in solchen Boutiquen (X. 8) läßt auf den

1) „Meine letzten (Xenien)", schreibt Goethe an Schiller 4. Februar 1796, „sind ganz prosaisch, welches, da ihnen keine Anschauung zu Grunde liegt, bei meiner Art wohl nicht anders sein kann."

2) Auf metrischem Gebiete Kennzeichen für die Autorschaft zweifelhafter Xenien zu suchen, dürfte vergeblich sein. Schiller hatte W. v. Humboldt (1. Februar 1796) versprochen, sowohl in seiner als Goethes Portion für eine große Korrektheit auch in der Prosodie zu sorgen, aber an der gebotenen Eile der Herstellung des Almanachs scheiterte die Ausführung in den Versen des einen wie des andern Dichters. Empfindliche Härten in der Messung der Silben, unbetonte Monosyllaben in den Hebungen der Versfüße, Hiaten u. s. w. begegnen gleicherweise in beider Distichen, neben Goethes Mărmŏrblŏck dŏch" (X. 279) Schillers „Frĕiheitsbaŭm pflănzt" (X. 347), neben des ersteren „éin Cruzifix" (X. 279) des anderen „dás nekrológische Tier" (X. 77) u. s. w.

gleichen Verfasser schließen, und da das zweite Distichon Goethe unzweifelhaft gehört, wird auch das voraufgehende ihm zu vindizieren sein. Auch begegnet dasselbe Bild öfter sonst bei ihm, z. B. im Egmont IV (W. A. 8 S. 261): „Wie in einen Loostopf greifst du in die dunkle Zukunft; was du fassest, ist noch zugerollt, sei's Treffer oder Fehler!"; im Tasso III, 2. V. 1884 flg.: „Mit jugendlicher Sehnsucht griff ich nie begierig in den Loostopf fremder Welt"; an Herder 27. Dezember 1788: „Es ist doch immer das Traumreich wie ein falscher Loostopf, wo unzählige Nieten und höchstens kleine Gewinnstchen untereinander gemischt sind."

X. 23. Die drastische Wiederholung des Verbums ist ein Schiller eigentümliches, wiederholt in diesen Epigrammen von ihm gebrauchtes Mittel der Satire; so die Anapher von „schleppen" in X. 202, von „flicken" in N.[1]) 54, von „denken" in X. 317, von „sagen" in X. 185, von „schmieren" in N. 60: „er schmiert ein Buch, — er schmiert eins, — er schmiert, was ihr auch treibet, ein Buch". Wir glauben daher nicht fehlzugehen, wenn wir X. 23, in dem das Verbum „schmausen" sich schlagend wiederholt: „König Belsazer schmaust, der König schmaust, — es schmaust fort bis zu Ende der Fürst", für Schiller in Anspruch nehmen.

X. 24 mit der ursprünglichen Überschrift „H . . . s Romanhelden". Die vier Hermes gewidmeten, in der großen Reinschrift der Xenien H^b aufeinanderfolgenden Xenien 13, 14, 24, 25 rühren ohne Zweifel ausnahmslos von Schiller her, der das allgemeiner gehaltene Distichon 14 in seine Gedichtsammlung aufgenommen hat und noch 1800 (an Goethe 24. Dezember) bei der Lektüre eines Romans der Madame Genlis sich an „unsern" Hermes erinnert fühlte.

X. 28 fällt wie das voraufgehende, das es fortsetzt, in die Domäne Goethes, der 5. August 1796 an Meyer schreibt, die Racknitzische Zimmerverzierung in ägyptischem Geschmack sei „im höchsten Grade abgeschmackt".

X. 30 gehört als Fortsetzung von X. 29 unbedenklich Goethe an.

X. 48 mit der Überschrift: „An Schwätzer und Schmierer". Wenn Goethe anknüpfend an die neueste Sudelei des gräflichen Saalbaders an Schiller 21. November 1795 von einer Kriegserklärung gegen die Halbheit schreibt, die nun in allen Fächern beunruhigt werden müsse und durch die geheime Fehde, die sie gegen sie führe, lange verdient habe, daß ihrer nun auch in Ehren, und zwar in der Kontinuation gedacht werde, so kehren dieselben Äußerungen in Xenion 48

1) Mit N. bezeichnen wir die Xenien des Nachlasses in der Weim. A. V. 1. S. S. 625.

und 49 wieder: die Schmierer und Schwätzer würden ihr Handwerk nicht mehr ruhig treiben, die heimlichen und tückischen Gegner aber den Krieg, den sie verlangt, nun offen zu führen haben. So werden wir denn beide Xenien auf Goethes Konto setzen dürfen, wenn auch die Überschrift des zweiten „Guerre ouverte" von Schiller herrühren mag.

X. 52 ist wie die übrigen (X. 15—17) auf Fr. L. Stolbergs Reise in Deutschland u. s. w. bezüglichen Xenien Goethischen Ursprungs.

X. 55, „Die Stockblinden" überschrieben. Komposita mit „Stock" begegnen sowohl bei Schiller („stockfinster", Räuber I, 1), als auch bei Goethe („Stocknarr" an Lavater 18. März 1781, stockaristokratisch, an Zelter Nr. 187), so daß aus dem Worte der Überschrift nichts für die Autorschaft des Xenions gefolgert werden kann. Wenn wir es Goethe vindizieren, so geschieht das, weil es ihm an der Bestimmtheit und logischen Schärfe des Ausdrucks fehlt, die den Schillerschen Epigrammen eigen ist. An den Satz des Hexameters, daß die Blinden und Tauben für den Mangel des einen Organs Ersatz in der größeren Schärfe eines anderen finden, knüpft der Pentameter die Frage, mit welchem Organ denn aber das Volk philosophiere. Indes nicht Blindheit und Stockblindheit, die die Überschrift dem Volke zuschreibt, sondern leibliche und geistige Blindheit, für die es kein kompensierendes Organ giebt, sind die geforderten Gegensätze.

X. 56 „Analytiker: Ist denn die Wahrheit ein Zwiebel, von dem man die Häute nur abschält?" Ein Xenion Schillers. Das mundartliche Maskulinum „der Zwiebel" ist ihm eigentümlich, wie er z. B. in Wallensteins Lager 8 V. 47 sagt: „Auf das Unrecht, da folgt das Übel, wie die Thrän' auf den herben Zwiebel", während Goethe die übliche Femininform gebraucht und an Schiller 6. März 1799 z. B. schreibt: „Ich muß mich als eine Zwiebel ansehen, die in der Erde unter dem Schnee liegt."

Mit X. 58 tritt Goethe für den genialen Freund ein, in dem sich philosophischer Geist mit poetischem vereinigte, und betont den feindseligen Beurteilungen seiner wissenschaftlichen Aufsätze in den Horen gegenüber, daß alle Wahrheit zuletzt, um anschaulich zu werden, gebildeter, künstlerischer Form bedürfe.

X. 75 und 82 gehören dem litterarischen Zodiakus an, der nach Goethes Zeugnis, wie oben bemerkt ist, Schiller zum Verfasser hat.

X. 96, das jede Hoffnung der Deutschen auf Bildung zur Nation für vergeblich erklärt und ihnen dafür den Kultus der Humanität ans Herz legt, entspricht mehr Goethes als Schillers Auffassung, der in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen zwar auf die Veredelung des Charakters der Menschheit in erster Linie dringt, aber die

Möglichkeit politischer Besserung doch damit für gegeben erklärt und zehn Jahre früher in dem Aufsatz über die Schaubühne, als moralische Anstalt betrachtet, von einer Nationalbühne die Bildung der Deutschen zu einer Nation erwarten zu dürfen geglaubt hatte.

Die Charakteristik der Salzach in X. 111, die von Juvaviens Höhen ströme, das Erzstift zu salzen, dann Baiern zulenke, wo es an Salz gebreche, macht die Autorschaft Schillers auch für die beiden andern salzhaltigen Xenien wahrscheinlich, für X. 115, worin dem Leser, der so viel ungesalzene Bücher genieße, ein übersalzenes geboten wird, und für die Charade in X. 282, deren Auflösung ohne Zweifel den salz- und geschmacklosen Schriftsteller Salzmann ergiebt. Und so schreibt er an Cotta, 17. September 96, von 415 Xenien, die er etwas stark gesalzen finden werde.

X. 128, „Der Leviathan und die Epigramme". Die Vergleichung des Gegners, der, im Kampfe fürchterlich, nur etwas viel Wasser brauche, mit dem furchtbaren Leviathan, der „den Strom verschlingt und sein nicht achtet", läßt als Verfasser des Epigramms Goethe erkennen, der das Bild des biblischen Seeungetüms mit Vorliebe verwendet, so an Frau v. Stein 13. November 1779, an Merck 19. Mai 1783, an Zelter 26. Oktober 1820, 1. Juni 1827, 2. August 1829.

X. 134, „Unschuldige Schwachheit", gewissen Dichterlingen, guten Leuten, aber schlechten Musikanten gewidmet, für Schiller entschieden zu milde und zahm im Ausdruck und Goethes Eigentum.

Die Xenien 145—147 treffen Reichardt als Komponisten. Kaum hatte Schiller, der ebensowenig wie Goethe musikverständig war, Körners Urteil (K. an Sch. 28. Januar 1796) über Armut und Trockenheit der Arbeiten Reichardts, Folge musikalischen Unvermögens, vernommen, so schrieb er an Goethe (5. Februar 1796), man müsse diesen auch als Musiker angreifen, weil es auch da nicht so ganz richtig sei. Goethe richtete darauf X. 147 gegen den bösen Gesellen und die niederziehende Schwere seiner Liederkompositionen, Schiller, wie aus ihrer größeren epigrammatischen Schärfe und gewissen charakteristischen Ausdrücken zu schließen sein dürfte, X. 145 und 146, gegen den frostigen Charakter seiner Melodien. Musik fürs Denken nennt er sie im ersten der beiden Disticha, die den Zuhörer eiskalt lasse und erst Stunden später den rechten Effekt mache: „eiskalt", ein gern gebrauchtes, epigrammatisch brauchbares Wort seines grelleren Jugendstils (Räuber I, 3, Kabale und L. V, 7, Phädra 5, 6, Zerst. von Troja Str. 20 u. a.), das Goethe, soviel ich sehe, fremd ist. Frostig und herzlos sei der Gesang fährt er in X. 146 fort, doch werde der Leser auf besonderem „Postskript" (so in ursprünglicher Fassung, in der verbesserten späteren: „Sänger und

Spieler oben am Rand") höflich zu fühlen ersucht. Mit dem Ausdruck „Postskript" macht sich Schiller kenntlich, der in der xenialischen Satire den bequemen, zwanglosen Konversationston anzuschlagen und gangbare, oder ihm geläufige Fremdwörter zu verwenden liebt, z. B. Publizität X. 331, Scientien X. 334, Lokation X. 284, Exerzitium X. 47, Kadaver X. 141, Grad ad Parnassum X. 85, caput mortuum X. 40, a priori X. 190, in corpore X. 288, in pleno X. 371, sub hasta X. 294, Bell' Lettres X. 291, Rotüre X. 63, Rotürier X. 119, Misère X. 405, Platitüde X. 304, Bonmots N. 58 u. 120, Delikatesse X. 228, à propos X. 193, schockieren X. 306, exenterieren X. 178, vexieren X. 140 u. s. w. Und so möchte denn auch X. 219 wegen der Klaven des Staats, auf denen der Kantor (?) pfuscht, an Schiller abzugeben sein.

X. 153. Ein Epigramm Goethischen Charakters mit der Mahnung, einander nicht zu plagen, weil das Leben zerrinne und die Zeit uns nur einmal wie heute versammle. So heißt es im Werther 1. Juli 1771: „Nun verdrießt mich nichts mehr, als wenn die Menschen einander plagen", in einem Briefe an Frau v. Stein (Nr. 290): „Machen Sie sich keine Plage um meinetwillen; denn das Leben ist vorübergehend und die Zeit unwiederbringlich", und geläufig war ihm zu sagen: „wir sind nur einmal so beisammen" (Er. Schmidt i. a. B. S. 191, allerdings ohne einen Beleg dafür beizubringen). Gesellige Schonung predigen die „Unterhaltungen deutscher Ausgewanderter" bekanntlich mit besonderem Nachdruck.

X. 158, worin der Dichter die Götter anfleht, ihn vor dem Aristokraten in Lumpen wie vor dem Sansculott mit Epauletten und Stern zu bewahren, charakterisiert sich durch das auch sonst von ihm gebrauchte Wort der Überschrift „Stoßgebet" (an Zelter 16. Februar 1818, wie „Stoßseufzer", W. A. II, S. 259), durch seinen erklärten Abscheu gegen die aristokratischen, wie gegen die demokratischen Sünder (an Fr. H. Jacobi 18. August 1772) und durch die Anspielung auf den sansculottischen Bürgergeneral als Goethes unbestreitbares Eigentum.

X. 160 mit den Schlußworten: „es nimmt jeder sich selbst sein Paket". Schiller pflegt Fremd- oder aus fremden Sprachen aufgenommenen Wörtern nach süddeutscher Gewohnheit deutsche Betonung zu geben, also Áltan, Handschuh V. 44, Bázar, Braut von M. V. 814, Délphin, Das Glück V. 35, Zénith und Nádir im gleichnamigen Epigramm V. 1, Ménuett, X. 315, Aésop „An einen Moralisten" V. 7, Prómётheus, Venuswagen V. 4 (neben Prométheus, Rousseau V. 18), Pólyklet, Natur und Schule (in den Horen von 1795) V. 56, Gránicus und Phársalus, Kastr. und Männer V. 46, Mártial N. 4, Méssieurs, X. 5, Bónmots N. 58 (neben Bonmóts, N. 120), à propos als Daktylus X. 193, Dés

Cartes, Die Weltweisen V. 25, Bóurbon, Wallensteins Tod I 6 zu accentuieren. Und so behandelt er das dem französischen paquet entstammende Paket als Trochäus in dem Gedichte „Die berühmte Frau“ V. 15: „auf Diligencen, Páckethóoten“. Wir dürfen mithin unser Xenion mit der iambischen Messung des Wortes für Goethe reklamieren, der übrigens, wenn er sagt, alles sei nicht für alle, besonders seine auf Optik und Geologie bezüglichen Monodistichа im Auge gehabt zu haben scheint. Die Worte aber: „Alles ist nicht für alle“ klingen an die Worte der „Beherzigung“ V. 9 an: „Eines schickt sich nicht für alle“.

X. 175 (Neueste Farbentheorie von Wünsch) macht natürlich schon durch seinen Gegenstand den Verfasser kenntlich, der übrigens selbst in den Nachträgen zur Farbenlehre: Physiol. Farben 14 und an Eichstädt 28. Februar 1807 darauf Bezug nimmt.

X. 177 (Moralische Zwecke der Poesie) stellt der Forderung, daß der Dichter die Menschen bessern solle, die höhnische Frage entgegen, ob denn des Büttels Stock nicht einen Augenblick auf deren Rücken ruhen dürfe. Schon im Jahrmarktsfest zu Plundersweilern V. 164 flg. hatte Goethe den schalen Singsang der moralisierenden Lyriker in dem Liede des Bänkelsängers parodiert, der die lieben Christen allgemein zu endlicher Sittenbesserung aufruft; in einem Briefe an H. Meyer, 20. Mai 1796, bespöttelt er das Postulat, daß die bestimmtesten Künste am Ende gar der sittlichen Kultur unmittelbar zu Hülfe kommen sollen, in einem andern an denselben, 20. Juni 1796, die alte halbwahre Philisterleier, daß die Künste sich dem Sittengesetz unterzuordnen haben. Ähnliches in Dicht. u. Wahrh. W. A. 28 S. 148. In der Schlußpoetik V. 23 endlich heißen die Musen den Dichter die Schurken dem Büttel lassen. Gedanke und Ausdruck des Xenions führen auf Goethe.

X. 179. Der bedauernswerte Frosch, der für kritische Studien den Schenkel leihen muß, erinnert an das arme Täubchen in der Parabel „Dilettant und Kritiker“, an dem der Fuchs seine Federn rupfend vernichtende Kritik übt. Daher wohl ein Goethisches Xenion.

X. 183. „Der treue Spiegel“ ist unzweifelhaft mit Gödeke und Er. Schmidt auf die an Goethe gerichteten italienischen Reisebriefe H. Meyers zu beziehen. Nachdem unser Dichter, wie ich bereits an anderer Stelle gesagt, im 16. Monodistichon über die Entstellung gespottet hat, in der sich die antike Kunstwelt Italiens dem christlichen Auge Fr. L. Stolbergs dargestellt, rühmt er hier die anschauliche und treue Wiedergabe der Welt in den Beschreibungen des Kunstfreundes, der, wie er bei Falk sagt (G. aus näh. persönl. Umg. dargest. S. 20), „so klar, so ruhig, so grundverständig ist, alles, was er sieht, so durch und durch, so ohne Beimischung irgend einer Leidenschaft oder eines trüben Parteigeistes sieht.“

X. 203. „Die Waidtasche: Reget sich was, gleich schießt der Jäger" u. s. w. fällt auf Goethes Anteil, wie die Stelle eines Briefes von ihm an Chr. G. Voigt, 3. März 1796, beweist, in dem er schreibt: „Leider (sehen) so viele Menschen etwas, das sich regt, mit den Augen des Jägers an, der sogleich dahinterher ist, um es zu töten."

X. 205. Dem Ausfall, den sich Nicolai im 11. Bande seines Reisewerkes gegen die Horen erlaubt hatte, antwortete eine Kanonade groben Geschützes mit den Xenien 184—206, die sämtlich mit Ausnahme der allgemeiner gehaltenen Waidtasche Schillers Werk sind, auch die beiden Schlußxenien, von denen die erste ärgerlich die Erwartung ausspricht, Nicolai werde sie unter der Reiserubrik auch wieder mit langen entsetzlichen Noten herausgeben, die andere mit der Überschrift des geflügelten Wortes Juvenals: „Lucri bonus odor" ihn höhnisch auffordert, aus ihrer gröblichen Behandlung Vorteil zu ziehen und im 12. Bande sie scheltend ein Blatt zu füllen. Nun schreibt allerdings Goethe an Schiller, 11. Februar 1797, als der unermüdliche Buchmacher sogar eine 217 Seiten lange Schrift „Anhang zu Schillers Musenalmanach für 1797" hatte erscheinen lassen, dem verwünschten Nicolai habe nichts erwünschter sein können, als daß er wieder einmal angegriffen wurde; bei ihm sei immer bonus odor ex re qualibet; aber mit dieser Äußerung ist weder für X. 206 noch für 205 die Autorschaft Goethes erwiesen, da er als Verfasser derselben sich jedenfalls ihrer hätte erinnern und auf sie Bezug nehmen müssen.

X. 236. Die anomale Zerdehnung des Schlußwortes im Hexameter „geschieht" in „geschiehet" (das keineswegs mit dem häufigeren „siehet" auf gleicher Linie liegt) begegnet ebenso im Schillerschen X. 299, allerdings auch bei Goethe in Hermann und Dorothea V. 6. Indessen scheinen doch die „Historischen Quellen" X. 236 und der „Professor Historiarum" X. 299 auf den nämlichen Urheber beider Monodistichen, den Historiker Schiller, zu führen.

X. 243 und 244 („Hausrecht", auch im Faust I 4022 gebraucht), die beschränkte Naturauffassungen treffen, fallen wie X. 15 und X. 203 natürlich in Goethes Gebiet.

X. 250. Die Eule als Siegel auf einem Paket läßt auf die Nähe Minervas schließen; man erbricht, und heraus fällt das „platte und wortreiche" (übrigens nur bis 1792 erschienene) Journal von und für Deutschland. Das Siegel in sinnbildlicher Verwendung erscheint auch in Schillers dem Xenienjahr angehörigem Epigramm „Der Homeruskopf als Siegel": allerdings kein genügendes Kriterium, um diesem auch obiges Distichon zuzuweisen, für das es ebenso an bestimmten Kennzeichen fehlt, die Goethes Autorschaft zu erweisen vermöchten.

X. 255. Es liegen zwei Xenien gegen das Archiv der Zeit und ihres Geschmacks vor, die nüchternere, Nr. 103, eine der Urxenien Goethes, die schließlich von Schiller zurückgestellt wurde, und die witzigere des Almanachs, die das Bild der drei Grazien des Umschlags spöttisch verwendend auf Aglaia deutet, die ominöserweise den unnennbaren Teil dem Beschauer zukehre. Auch diese ist jedenfalls Goethes Eigentum, wie er denn „später vorschlug, den Knaben-Lenker der Eleganten Zeitung umzukehren und dem Publikum das Gesäß zeigen zu lassen" (Er. Schmidt i. a. B. S. 173).

X. 270 bewegt sich in den eigensten Anschauungen unseres Dichters, der in dem eingeschobenen Passus der Übersetzung des Reineke Fuchs, VIII 152—160, die Welt vor Jahrhunderten wie gestern und heute von demokratischem Schwindelgeist beherrscht sieht und in Reineke den Ahnherrn des revolutionären Demagogentums neuesten Schlages erblickt (an Frau v. Kalb 28. Juni 1794).

X. 272. Ein Xenion Goethischen Charakters, das, ohne schärfer wirkende Mittel der Satire anzuwenden, nur erklärt, Faust habe den schrecklichen Bund mit dem Teufel noch nie so prosaisch geschlossen wie bei Schink.

X. 278 beginnt mit den Worten: „Ein vor allemal". Schiller sagt „einmal für allemal", Kabale u. Liebe I 1, Wallensteins Tod III 7 und sonst; auch Goethe in Herm. u. Dor. III 65, an J. H. Meyer 18. März und 28. April 1797. Doch findet sich bei diesem wiederholt noch „vor" statt des gebräuchlicheren „für". Er schreibt an J. H. Meyer 8. Februar 1796: „Ich bin davor, daß" —, an denselben 18. April 1796: „vor dießmal", an C. G. Voigt 30. August 1796: „vor die erste Zeit" u. s. w., u. s. w., und so denn in der That auch an Lavater, Junger G. III S. 77: ein vor allemal", was unser Xenion als Goethisch stempelt.

X. 279. Abgesehen davon, daß Schiller als Verfasser dieses Xenions nach unserer Beobachtung zu X. 160 in dem Worte „Crucifix" den Ton wohl auf die erste Silbe gelegt haben würde[1]), läßt die Verwandtschaft desselben mit X. 16, die beide den frömmelnden, die herrlichen Kunstwerke der Plastik mit christlichem Auge betrachtenden Fr. L. Stolberg persiflieren, Goethes Autorschaft für beide zur Genüge erkennen.

X. 280 wünscht Wieland zum Geburtstag, daß sein Lebensfaden sich wie in der Prosa sein Periode spinnen möge, bei dem leider die Lachesis schlafe. Periode im grammatischen Sinne als Maskulinum findet sich bei Goethe sowohl (Der Sammler u. Die Sein., W. A. 47, 115, 15, an Schiller 6. Oktober 1798 u. s. w.) wie bei Schiller (an

---

1) Der Vers 163 im „Venuswagen": „Manchen Seufzer vor dem Kruzifix" beweist das freilich nicht.

G. 31. Juli 1798: „Einige schwerfällige Perioden, z. B. gleich der erste"), ist also für die Bestimmung des Verfassers nicht entscheidend. Ausschlaggebend aber für Schillers Autorschaft ist die schlafende Lachesis, der die Aufgabe zugeteilt wird, den Faden abzuschneiden, wie sie in dem Gedichte der Anthologie „An die Parzen" Str. 8 und 15 die „trennende Schere" führt, während sie bei Goethe in der traditionellen Funktion erscheint, den Faden fortzuspinnen (Was wir bringen A. 3, Faust II 5333 flg.).

X. 287, Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften: „Wie auf dem ü fortan der teure Schnörkel zu sparen?" Allerdings betont Schiller fórtan in der Glocke V. 397: „Und dies sei fórtan ihr Beruf", in der Jungfrau von Orleans III 4, 115: „Dein Glück sei fórtan deines Königs Sorge", aber auch fortán, z. B. Piccolomini II 2, 54: „Fortán muß eignes Feuer uns erleuchten", Wallensteins Tod V 4, 23, wie Goethe, soviel ich sehe, überall (z. B. Faust I 1914, Natürl. Tochter 595), so daß hieraus für den Verfasser nichts gefolgert werden kann. Da nun aber Schiller in dem unmittelbar folgenden Distichon die in gelehrten Körperschaften herrschende Dummheit verspottet, so ist es nicht unwahrscheinlich, daß er auch das Beweisstück dafür in unserem Xenion gegeben hat.

X. 290 und 298. Die ironischen Ankündigungen stupender Kunstleistungen, des Virtuosen auf der Violine, die völlig wie Geige sich hört, und der Actrice, die im Schauspiel als furiose Geliebte, in der Komödie als Branntweinfrau glänzt, Goethe zuzueignen, liegt kein zwingender Grund vor. Eher scheint die freiere und ungeniertere Behandlung der Sprache im reflexiven „sich hört" = sich anhört[1]) und in dem dreisilbig gebrauchten „Kómödié" mit dem Ton auf der ersten Silbe auf Schiller zu führen.

X. 300 kann der Zeit nach nicht auf Fr. Schlegel bezogen werden (s. Er. Schmidt i. a. B. S. 170 und 211), dessen widerspruchsvolle Kritik Schiller in den Neuesten Kritikproben X. 302—304 bespöttelt. Es beleuchtet im allgemeinen die Rezensentenweise, ein Lob durch paradoxe Beschränkung aufzuheben, und verwendet gleichnisweise den Frosch, der auch den oben besprochenen Kritischen Studien in X. 179 dienen muß und die gemeinschaftliche Autorschaft Goethes für beide Xenien wahrscheinlich macht. Dazu das „nicht" im Ausruf: „Wie artig der Frosch nicht hüpft!", wie im Märchen, W. A. 18 S. 240: „Wie erschrack sie nicht!"

---

1) So trägt Schiller kein Bedenken in X. 218 um der Antithese willen „verdienen um etwas" im Sinne von „sich um etwas verdient machen" zu gebrauchen.

Wahlv. W. A. 20 S. 236: „Wie bin ich nicht unglücklich!" Philine V. 25: „Mit wie leichtem Herzensregen horchet ihr der Glocke nicht!"

X. 349. Dies Epigramm und die beiden voraufgehenden haben G. Forster zum Gegenstande. Im ersten bejammert er seine und eines jeden rasende Thorheit, der gleich ihm nach des Weibes Rat den Freiheitsbaum pflanze; das zweite läßt ihn (nicht den noch der Oberwelt angehörigen Klopstock, für den sich Er. Schmidt i. a. B. S. 415 eigentlich lieber entscheiden möchte) wütend und durch die Hölle brüllend sich die dreifarbige Kokarde zerzausen; im letzten apostrophiert er als Agamemnon, den das Weib vernichtet hat, Homer (Odyssee XI V. 441 flg.) parodierend den Gatten der rechtschaffenen Penelope und preist ihn glücklich, daß sie ihm bescheiden Strümpfe stricke und keine drei Farben anstecke. Es ist undenkbar, daß von diesen, wie man sieht, miteinander verknüpften Distichen das letzte mit Strehlke Goethe zu vindizieren sei.

X. 350, „Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme", trägt unverkennbar den Goethischen Stempel. Wenn das Xenion, wie schon an anderer Stelle von mir bemerkt worden, den Herzog von Orléans, Philippe Egalité (oder den König Louis XVI. selbst) den Kopf unter dem Arme auftreten und seine fürstlichen Genossen mit einem Spruch aus einem der neutestamentlichen Gleichnisse (Matth. 13, 12: „Wer nicht hat, von dem wird auch genommen, was er hat") haranguieren läßt, so gemahnt das an die Worte Mephistos über das Faust erscheinende Idol Gretchens (Faust I V. 4207): „Sie kann das Haupt auch unterm Arme tragen" und an die Neigung Goethes, sich auf die von ihm so wert gehaltenen Parabeln Christi zu beziehen. „Liebden" übrigens, Titulatur von Fürsten und Standesherren, braucht derselbe gern scherzhaft in brieflicher Anrede an Freunde, wie an Herder 16. Oktober 1792, an Fr. H. Jacobi 17. April 1793, an Schiller 1798, W. A. Nr. 3958. — Denselben Gedanken enthält

X. 235, das Cramer als Anacharsis den zweiten, nachdem die Pariser dem ersten, Clootz, den Kopf weggenommen, kläglich ohne Kopf zu ihnen wandern läßt und ohne Zweifel auch denselben Urheber wie X. 350 hat.

X. 351 gehört in die Domäne Goethes, das rein politische Gebiet, und bezieht sich auf die schon im Venezianischen Epigramm Nr. 5 erster Fassung berührten sisyphischen Bestrebungen Kaiser Josephs II.: „Was hat Joseph gewollt und was wird Leopold wollen? Menschen sind sie wie wir, Menschen wir sind es wie sie". So Er. Schmidt i. a. B. S. 185 zu Nr. 845. Der sisyphische Stein, ein von Goethe mit Vorliebe gebrauchtes Bild, Ital. R. 3. November 1787, Sonett Die Zweifelnden V. 9 flg., an Knebel 14. März 1806, an Göttling 17. Januar 1829.

X. 352 und 353, unzweifelhaft Goethischen Ursprungs, parodieren den vom Jüngsten Gericht handelnden Passus aus Klopstocks Messias VII V. 419 flg., das zweite auf Hallers ungleichwertige Schriften die auch von Schiller (in der Geburtsrede: „Gehört allzuviel Güte" u. s. w., 1779) citierten Verse: „Wie krümmen alsdann der Tugenden höchste Sich in das Kleine! — Einige werden belohnt, die meisten werden vergeben" mit der Wendung: „Ach! wie schrumpfen allhier (auch im Faust 4215) die dicken Bände zusammen, Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn". Die im Pentameter wiedergegebenen Worte waren nach Riemer, Brocardica S. 377 flg., Goethe sehr geläufig. So spielt er darauf in einem Briefe an Schiller vom 9. Mai 1798 an, in dem er Mitteilung verspricht, womit er die ernsten Aufsätze der Propyläen zu würzen gedenkt, damit sie, wo nicht belohnt, wenigstens vergeben würden. Das erste Distichon auf Sulzers Schrift: „Über die Unsterblichkeit der Seele" u. s. w.: „Hüben (auch X. 94, Joh. Sebus V. 18, W. M.s Wanderj. W. A. 25, S. 117, 20) über den Urnen! Wie anders ist's, als wir dachten! Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt" knüpft an die Fortsetzung der angeführten Verse: „Mein aufrichtiges Herz erlangte Vergebung. O drüben, Portia, drüben über den Urnen, wie sehr ist es anders, Als wir dachten!" parodierend an und giebt damit seinen gleichfalls Goethischen Ursprung zu erkennen.

X. 360. Peregrinus Proteus gesteht, daß er trotz Wieland, der ihn in seinem Roman „Geheime Geschichte des Philosophen P. Pr." Lucians feindlicher Darstellung gegenüber zu retten versucht habe, doch ein Lump gewesen sei. Nicht wegen des letzten, Goethe von seinen frühesten bis in seine spätesten Zeiten so geläufigen Kraftwortes mit seinen Compositis (Mitschuld. I 1, 26, an Schiller 6. Juli 1796, Z. Xen. V 1265, 1403 u. s. w.) ist das Xenion, wie ich früher mit Hoffmeister behauptet, für diesen in Anspruch zu nehmen; denn auch bei Schiller findet es sich wiederholt (Räuber II 3, Fiesco I 5, Wallensteins Lager A. 9 u. s. w.); sondern wegen der Übereinstimmung seines Urteils über den Gaukler Peregrinus Proteus, von dem selbst Wieland schließlich zugiebt, daß er ein Schwärmer und, wenn man wolle, ein Narr bis an sein Ende gewesen sei, mit dem Urteil über einen Gaukler ähnlichen Schlages, Cagliostro, den er in einem Briefe an Lavater vom 18. März 1781 „Stocknarr, mit Kraft und Lump so nah verwandt" genannt hatte.

X. 361 und 362. An das Geständnis des Peregrinus Proteus schließt sich ein anderes, des Lucian, der auf die Frage, ob er nun mit den Philosophen, die er im Leben tüchtig geneckt, versöhnt sei, zwar die Narren (wie eben jenen Peregrinus Pr.) gezüchtigt, aber oft auch die Klugen mit vielem Geschwätz geplagt zu haben bekennt. Der Zusammen-

hang dieser dem Züchtiger des Schwindlers gewidmeten Xenien mit dem den letzteren treffenden Distichon und die Gleichartigkeit des satirischen Mittels, beide ihr Urteil über sich selbst sprechen zu lassen, beweisen, daß derselbe Dichter, also Goethe, die Epigrammentrias verfaßt hat.

X. 363, das den Alcibiades fragen läßt, ob er wirklich ein solcher Hasenfuß sei, als die Gemälde (der Meißner und Cramer) ihn zeigten, dürfte doch wohl, wenngleich es auch bei Goethe nicht an „Hasenfüßen" fehlt (Mitschuld. V. 14, an Schiller 22. Juni 1796, an Kirms 19. September 1798), auf Schiller zurückzuführen sein, in dessen Räubern es I, 2 heißt: „Ein französischer Abbé dociert, Alexander sei ein Hasenfuß gewesen."

X. 364. „Martial" und 365 „Xenien" sind bei der Schlußredaktion an die Stelle der ursprünglichen des Nachlasses N. 3 „Übersetzung" (des Wortes Xenien) und 4 „Unser Vorgänger" getreten. Schiller hatte diese verfaßt, wie die Betonung Mártial ergiebt, während Goethe Martiál accentuiert (in der Elegie Hermann u. Dor. V. 2), und als zu unbedeutend und pointelos verworfen. Die nun in den Almanach aufgenommenen Xenien, die dem durch die vielen wässerigen Speisen geschwächten Magen des Publikums nur durch Pfeffer und Wermut aufhelfen zu können erklären, bringen eine Variation von Xenion 115, das statt der vielen ungesalzenen Bücher, die die Lesewelt zu genießen bekomme, ihr nun ein übersalzenes Büchelchen darzubieten sich erlaubt. Und da wir das letztere auf Schillers Anteil setzen zu müssen glaubten, werden wir das gleiche auch für die ersteren zu thun haben. Beiläufig sei noch bemerkt, daß das abweisende „Nicht doch!" in X. 265 nicht als Kennzeichen der Autorschaft angezogen werden kann, da es sich sowohl bei Goethe (Götz v. B., W. A. VIII, S. 57,7; 60,6, Bürgergen. XVII, S. 265,9) wie bei Schiller (Fiesco V 5, Piccolomini III 2 und 6 u. s. w.) findet.[1])

So hätten wir denn von den 54 Xenien der Hempel-Ausgabe 33 unserem Dichter vindizieren zu dürfen geglaubt, von den übrigen die gelegentlich mit herangezogenen Nummern 49 und 235, denen wir noch Nr. 114, 181 und 182 anreihen.

---

1) Noch eine den Sprachgebrauch beider betreffende Bemerkung. Das später handschriftlich als Goethisch bezeugte X. 124 hat Strehlke mit Hoffmeister wegen des intransitiv gebrauchten Participiums „wundernd", das Schiller so geläufig ist (Die Antike an den nord. W. in der Horenfassung V. 12, Spazierg. V. 116 und 137, Braut v. M. V. 609, 697, 2195 u. s. w.), unserm Dichter entzogen. Aber wenn dasselbe auch sonst bei diesem nicht vorzukommen scheint, so findet es doch in dem gleichen Gebrauch des Participiums „brüstend" ein Analogon. Im Faust II 7301 heißt es: „Einer aber scheint vor allen brüstend kühn sich zu gefallen" und ebd. 7649: „Die Reiher — hochmütig brüstende".

Auf die ursprüngliche, schließlich von Schiller aufgelöste Verbindung von rein poetischen mit polemischen, ernsten mit lustigen Distichen deuten noch zwei der letzteren, die den Namen Xenien behalten haben: X. 30, worin der Dichter ein Feuerwerk leuchtender und zündender Kugeln ankündigt, aber zur Abwechselung auch mancher, die nur spielend geworfen werden, das Auge zu erfreuen, und X. 114, das den Leser auffordert, die Xenien nach Laune, nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden, wie der gute, wie der böse Geist sie gezeugt habe, zu lesen. Das erste dieser Distichen ist als Goethisch beglaubigt; auf denselben Verfasser möchte ich auch für das andere aus den Worten schließen, mit denen es anhebt: lesen „nach Lust", wie singen „nach Lust", Divan, III. W. A. 6, S. 61,10; Laune gegenüber von Lust, wie in Claudine von V. B. erster Fassung, Junger G. III S. 567: „mit immer schlimmer Laune — mit immer Lust".

Die beiden Xenien 181 „Naturforscher und Transcendental-Philosophen" und 182 „Die voreiligen Verbindungsstifter" gehören zu den erst später, im August 1796 entstandenen und sind veranlaßt durch Sömmerings Kant gewidmete und Goethe zur Beurteilung übersandte Schrift „Über das Organ der Seele". Dieser schreibt am 28. August dem befreundeten Naturforscher über seinen Versuch, Physik und Metaphysik zu verbinden: „Eine Idee über Gegenstände der Erfahrung sei gleichsam ein Organ, dessen man sich bediene, um diese sich zu eigen zu machen; aber es sei sehr schwer und vielleicht gar nicht zu beweisen, daß sie wirklich mit den Objekten übereinkommen und mit ihnen zusammentreffen müsse. Die Philosophen mit ins Spiel gezogen zu haben, sei der Sache des Verfassers von keinem Vorteil gewesen; diese Klasse verstehe vielleicht mehr als je ihr Handwerk und treibe es mit Recht abgeschnitten, streng und unerbittlich fort; warum sollten die Empiriker und Realisten nicht auch ihren Kreis kennen und ihren Vorteil verstehen, für sich bleiben und wirken?" Das sind die Gedanken, die epigrammatischen Ausdruck in jenen Xenien gefunden haben. An Schellings „Ideen zu einer Philosophie der Natur" übrigens mit Er. Schmidt i. a. B. S. 205 zu denken, ist unzulässig, das Buch ist erst 1797, nicht 1795, wie dieser angiebt, erschienen.

Weitaus die meisten der noch übrigen Xenien erweisen sich ihrem ganzen Charakter nach, einzelne wiederum auch durch Spracheigentümlichkeiten[1])

---

1) So durch die Wortverbindung „Zu was Ende", X. 283, die im Fiesco IV 6 und sonst wiederholt begegnet; durch den Gebrauch von Lethe als Masculinum, X. 359, wie in Hektors Abschied V. 18; durch den Ausdruck „verkaufen als — für", X. 231, N. 65, wie in B. IV S. 54 der Ausgabe von Gödeke: „Daß ich Wallungen meines Blutes — für nüchterne Weisheit verkaufe", der auch seinem Freunde Körner geläufig ist, an Schiller 28. Januar 1796, u. a. m

als Schillers Eigentum, und wir werden kaum fehlgehen, wenn wir auf Goethes Anteil an den Xenien des Almanachs höchstens den dritten Teil derselben rechnen.

Und wie an Zahl steht derselbe auch an Bedeutung dem Kontingente Schillers entschieden nach. Dieser, der die Xenien-Idee des Freundes mit Lebhaftigkeit ergriffen, über das ihr gesteckte Ziel hinaus erweitert und durch cyklische Motive künstlerisch bereichert hat, erwies sich sofort als Meister in schneidiger Führung der satirischen Waffen, der Anapher, Antithese, Hyperbel, des Wortspiels und bildlichen Witzes, der Parodie und Ironie. Goethe standen diese Mittel nicht in gleichem Maße zu augenblicklicher Verfügung. Allerdings fehlt es bei ihm, namentlich wo die Satire sich allgemeiner hält, nicht an glücklichen Bildern, z. B. der Xenien als Füchse mit brennenden Schwänzen, die ins Land der Philister getrieben werden, ihre reife papierne Saat zu verderben (X. 43), oder des Dilettanten als Halbvogels Strauß, der vergeblich rudernd stets nur den leidigen Sand rührt (X. 220), aber wo sie individueller Art ist, auch nicht an minder treffenden, wie denn Hennings' „Genius der Zeit" als Kobold, der sich im härenen Sack dahinschleppt (X. 257, vergl. Er. Schmidt i. a. B. S. 174), oder die von den Musen und Grazien selbst dem Pfarrer gebrachte Perücke (X. 246) für den hausbackenen Naturdichter F. W. A. Schmidt kaum als charakteristisch gelten dürfte. Wo aber seinen Distichen überhaupt keine Anschauung zu Grunde lag, konnte es nach seinem eigenen Geständnis (an Schiller, 4. Februar 1796) bei seiner Art nicht ausbleiben, daß sie ganz prosaisch ausfielen, wie namentlich aus der übergroßen Zahl politischer so manche, z. B. X. 50, 94, 212, 232, 234. Als ein Mißgriff endlich muß es erscheinen, daß er auch wissenschaftliche (geologische und optische) Streitfragen in den xenialischen Bereich gezogen und der zum Teil schon in den venezianischen Epigrammen eröffneten unerquicklichen Polemik weiteren Raum gegeben hat, wobei Gereiztheit und Verstimmung über die Aufnahme der eigenen Arbeiten der Entfaltung eines überlegenen freien Humors entgegenstanden. Jedenfalls war ihm ein größerer Erfolg, als mit diesen wilden, im Alter mit seinen zahmen Xenien beschieden. Immer jedoch bleibt es bewunderungswürdig, den großen Dichter das größere Verdienst des Freundes um das gemeinschaftliche Werk rückhaltlos anerkennen und sich ihm neidlos unterordnen zu sehen.

Zum Text von Lessings Hamburgischer Dramaturgie und Laokoon.

Von Prof. Dr. **Schliack** in Cottbus.

Im 16. Stück der Hamburgischen Dramaturgie wird ausgeführt, daß der holländische Bearbeiter der „Zaire", Duim, bei aller Verfehltheit seiner Umdichtung doch in dem, was er an dem Voltaireschen Drama getadelt, in manchen Stücken recht habe, besonders habe er die Unschicklichkeiten, deren sich Voltaire in Ansehung des Ortes schuldig macht, und das Fehlerhafte in dem nicht genugsam motivierten Auftreten und Abgehen der Personen sehr wohl angemerkt. „Auch ist ihm die Ungereimtheit der sechsten Scene im dritten Akte", so heißt es dann weiter, „nicht entgangen. „„Orosman", sagt er (nämlich Duim), „kömmt, Zairen in die Moschee abzuholen; Zaire weigert sich, ohne die geringste Ursache von ihrer Weigerung anzuführen; sie geht ab, und Orosman bleibt als ein Laffe stehen. Ist das wohl seiner Würde gemäß? Reimt sich das wohl mit seinem Charakter? Warum dringt er nicht in Zairen, sich deutlicher zu erklären? Warum folgt er ihr nicht in das Seraglio? Durfte er ihr nicht dahin folgen?"" — „Guter Duim", so antwortet Lessing darauf, „wenn sich Zaire deutlicher erklärt hätte: wo hätten dann die anderen Akte sollen herkommen? Wäre nicht die ganze Tragödie darüber in die Pilze gegangen?" und fährt dann fort: „Ganz recht! auch die zweite Scene des dritten Aktes ist ebenso abgeschmackt: Orosman kömmt wieder zu Zairen: Zaire geht abermals, ohne die geringste nähere Erklärung, ab, und Orosman, der gute Schlucker (dien goeden hals), tröstet sich desfalls in einem Monologe". Es ist offenbar, daß schon das „auch" kaum, namentlich aber das „wieder" und „abermals" keinesfalls einen Sinn haben in dem Zusammenhange, in dem sie oben stehen, nämlich in Bezug auf eine Scene, die als die zweite des dritten Aktes derjenigen, in welcher Orosman zum ersten Male von Zaire in unmotivierter Weise stehen gelassen wird, nämlich der sechsten desselben Aktes, vorausgehen würde; es muß offenbar an der zweiten Stelle eine spätere Scene oder ein späterer Akt gemeint sein, und ein Blick in das Voltairesche Drama zeigt denn auch, daß das zweite Abgehen der Zaire in der von Duim getadelten unschicklichen Weise nicht in der zweiten Scene des dritten Aktes geschieht, in der weder Orosman noch Zaire auf der Bühne sind und auch kein Monolog Orosmans folgt, sondern in der zweiten Scene des vierten Aktes. Es liegt also hier ein lapsus calami von seiten

Lessings vor, und insofern wäre ja die Sache gar nicht der Erwähnung wert; das Sonderbare daran ist nur, daß der Fehler trotz der auf der Hand liegenden Sinnwidrigkeit, die dadurch in den Text gekommen ist, soweit ich es wenigstens festzustellen vermag, bisher noch von keinem Herausgeber der Dramaturgie verbessert oder wenigstens angemerkt worden ist. Mir liegt die Goedekesche Ausgabe von Lessings Werken von 1867 vor, ferner die „neue rechtmäßige Ausgabe," Berlin, Voß, 1839, die dritte Auflage der Lachmannschen Ausgabe der Schriften Lessings von Muncker, die Ausgabe der Dramaturgie mit Erläuterungen von Schröter und Thiele und die Boxbergersche Ausgabe in der Kürschnerschen Deutschen National-Litteratur, aber überall steht im Texte: „auch die zweite Scene des dritten Aktes ist ebenso abgeschmackt", und weder in den Noten bei Schröter und Thiele oder bei Boxberger, noch in den Varianten bei Lachmann-Muncker findet sich darüber irgend eine Notiz.

Dasselbe ist an einer anderen Stelle der Dramaturgie der Fall, an der der überlieferte Text gleichfalls eine offenbare Sinnwidrigkeit enthält, am Schluß der Besprechung der Voltaireschen Semiramis, im 12. Stück, wo von dem moralischen Zweck der Tragödie im allgemeinen und dem der Voltaireschen Semiramis im besondern die Rede ist. „Wenn", heißt es da, „die Semiramis des Herrn von Voltaire weiter kein Verdienst hätte, als dieses, worauf er sich so viel zu gute thut, daß man nämlich daraus die höchste Gerechtigkeit verehren lerne, die, außerordentliche Lasterthaten zu strafen, außerordentliche Wege wähle: so würde Semiramis in meinen Augen nur ein sehr mittelmäßiges Stück sein. Besonders da diese Moral selbst nicht eben die erbaulichste ist. Denn es ist unstreitig dem weisesten Wesen weit anständiger, wenn es dieser außerordentlichen Wege nicht bedarf und wir uns die Bestrafung des Guten und Bösen in die ordentliche Kette der Dinge von ihm mit eingeflochten denken". Gemeint ist offenbar „die Belohnung des Guten und die Bestrafung des Bösen".

Ganz ähnlich liegt der Fall im 2. Stück des Laokoon. Lessing führt aus, daß bei den Alten die Schönheit das höchste Gesetz der bildenden Künste gewesen sei und daß bei ihnen alles andere, worauf sich die bildenden Künste zugleich mit erstrecken können, wenn es sich mit der Schönheit nicht vertrug, ihr gänzlich weichen, und wenn es sich mit ihr vertrug, ihr wenigstens untergeordnet sein mußte. „Ich will", sagt er, „bei dem Ausdrucke stehen bleiben. Es giebt Leidenschaften und Grade von Leidenschaften, die sich in dem Gesichte durch die häßlichsten Verzerrungen äußern ... Dieser enthielten sich also die alten Künstler entweder ganz und gar oder setzten sie auf geringere Grade herunter,

in welchen sie eines Maßes von Schönheit fähig sind. Wut und Verzweiflung schändete keines von ihren Werken; ich darf behaupten, daß sie nie eine Furie gebildet haben. Zorn setzten sie auf Ernst herab; bei dem Dichter war es der zornige Jupiter, welcher den Blitz schleuderte, bei den Künstlern nur der ernste. Jammer ward in Betrübnis gemildert; und wo diese Milderung nicht stattfinden konnte, wo der Jammer ebenso verkleinernd als entstellend gewesen wäre — was that da Timanthes?" u.s.w. Es muß heißen: wo die Betrübnis ebenso verkleinernd als der Jammer entstellend gewesen wäre; dies fordert der Sinn, da der Jammer hier mit dem Zorn, der Wut und der Verzweiflung zu den Leidenschaften beziehentlich Graden von Leidenschaften gerechnet und unter ihnen aufgezählt wird, die sich in dem Gesichte durch häßliche Verzerrungen äußern und deshalb im Bilde entstellend sein würden, und anderseits hier ein Beispiel dafür angeführt wird, daß die alten Künstler sich der Darstellung solcher Leidenschaften unter Umständen ganz enthielten, wenn nämlich eine Milderung derselben durch Herabsetzung auf einen geringeren Grad, in dem sie eines Maßes von Schönheit fähig sind, nicht möglich war. Das war in dem Gemälde des Timanthes der Fall. Der Künstler konnte den Jammer Agamemnons in seinem Bilde nicht auf Betrübnis herabsetzen, weil seine „Komposition ihm das nicht erlaubte", die in dem Ausdrucke des Schmerzes in dem Gesichte Agamemnons eine Steigerung verlangte gegenüber dem Ausdruck der entsprechenden Empfindung in den Gesichtern der übrigen Umstehenden; und er konnte ihn auch nicht ausdrücken, weil sich der Jammer, welcher dem Agamemnon als Vater zukam, durch Verzerrungen äußert, die allezeit häßlich sind; er hätte das Häßliche gern übergangen, aber das erlaubte ihm seine Komposition gleichfalls nicht, in der die Gestalt Agamemnons nicht fehlen durfte, und so griff er denn zu dem einzigen Mittel, das ihm übrig blieb: er verhüllte den Jammer des Vaters, den er weder darstellen konnte, weil der Jammer in dem Bilde entstellend, noch in Betrübnis mildern konnte, weil die Betrübnis in der Darstellung verkleinernd[1]) gewesen wäre.

Eine Verschreibung liegt auch im 38. Stücke der Dramaturgie vor. Lessing erörtert einen scheinbaren Widerspruch in der Poetik des Aristoteles, der an einer Stelle diejenige tragische Fabel für die beste erkläre, in der „die unwissend (d.h. ohne Kenntnis des gegenseitigen Verhältnisses, in welchem die beteiligten Personen zu einander stehen) unternommene That nicht zur Vollziehung gelangt, indem die darein

---

1) In Lessings Handschrift stand für „verkleinernd" ursprünglich „unziemlich"; für die obige Darlegung macht dies keinen Unterschied.

verwickelten Personen einander noch zur rechten Zeit erkennen", und kurz zuvor doch sage, daß eine gute tragische Fabel nicht glücklich, sondern unglücklich enden müsse. Lessing löst den Widerspruch auf, indem er erklärt, daß Aristoteles in den betreffenden Kapiteln von den verschiedenen unter drei Hauptstücke (Glückswechsel, Erkennung und Leiden) gebrachten Teilen der tragischen Handlung jeden insbesondere betrachte und untersuche, welches der beste Glückswechsel, welches die beste Erkennung und welches die beste Behandlung des Leidens sei, und da finde sich denn in Ansehung des ersteren, daß derjenige Glückswechsel der beste sei, welcher aus dem Besseren in das Schlimmere geschehe, und in Ansehung der letzteren, daß diejenige Behandlung des Leidens die beste sei, wenn die Personen, unter denen das Leiden bevorsteht, einander nicht kennen, aber in eben dem Augenblicke, da dieses Leiden zur Wirklichkeit gelangen soll, einander kennen lernen, so daß es dadurch unterbleibt. Er thut dar, daß beides sich nicht notwendig ausschließe, sondern mit einander bestehen und recht wohl in demselben Stücke nebeneinander statthaben könne. „Und wie vollkommen wohl jener tragischste Glückswechsel mit der tragischsten Behandlung des Leidens sich in einer und derselben Fabel verbinden lasse, kann man an der Merope selbst (an die Besprechung dieses Stückes ist die ganze Erörterung angeknüpft) zeigen. Sie hat die letztere (d. h. die tragischste Behandlung des Leidens), indem die Personen, unter denen das Leiden bevorsteht, nämlich Merope und ihr Sohn Ägisth, in eben dem Augenblick, da dieses Leiden zur Wirklichkeit gelangen soll, einander kennen lernen, so daß es dadurch unterbleibt; aber was hindert es, daß sie nicht auch die erstere haben könnte, wenn nämlich Merope, nachdem sie ihren Sohn unter dem Dolche erkannt, durch ihre Beeiferung, ihn nunmehr auch wider den Polyphont zu schützen, entweder ihr eigenes oder dieses geliebten Sohnes Verderben beförderte?" Es muß heißen: „was hindert es, daß sie nicht auch den ersteren haben könnte, nämlich den tragischsten Glückswechsel aus dem Besseren in das Schlimmere, der darin bestehen würde, daß das Stück unglücklich ausginge, indem es mit dem Untergange entweder der Mutter oder des Sohnes schlösse".

Eine sinnentstellende Interpunktion findet sich im 74. Stücke in dem Citat aus Mendelssohns Briefen über die Empfindungen: „Das Mitleid, sagt der Verfasser der Briefe über die Empfindungen, ist eine vermischte Empfindung, die aus der Liebe zu einem Gegenstande und aus der Unlust über dessen Unglück zusammengesetzt ist. Die Bewegungen, durch welche sich das Mitleid zu erkennen giebt, sind von den einfachen Symptomen der Liebe sowohl als der Unlust unterschieden, denn das Mitleid ist eine Erscheinung. Aber wie vielerlei kann diese

Erscheinung werden!" Es ist offenbar, daß darauf, daß das Mitleid eine Erscheinung ist, der Unterschied dieser Empfindung von den einfachen Symptomen der Liebe und der Unlust nicht beruht und daß daher mit jener Erklärung dieser Unterschied nicht begründet werden kann. Darin, daß das Mitleid eine Erscheinung ist, kommt es vielmehr mit der Liebe und der Unlust, deren Symptome gleichfalls einfach sind, überein, und der Unterschied besteht vielmehr darin, daß aus der einen Erscheinung des Mitleids das Verschiedenste werden kann. Es ist also vor dem „aber" ein Komma zu setzen, damit dieser Satz, der die eigentliche Begründung der aufgestellten Behauptung enthält, unter den Begriff des begründenden „denn" fällt und zu stehen kommt; dagegen ist vor dem „denn" ein Punkt oder ein Semikolon erforderlich; also: „Die Bewegungen, durch welche sich das Mitleid zu erkennen giebt, sind von den einfachen Symptomen der Liebe sowohl als der Unlust unterschieden; denn das Mitleid ist (sc. zwar auch) eine Erscheinung, aber wie vielerlei kann diese Erscheinung werden!"

Die falsche Interpunktion findet sich freilich, wie ich inzwischen auf der Universitäts-Bibliothek in Berlin habe feststellen lassen, auch schon bei Mendelssohn und ist von da von Lessing übernommen worden.

Endlich finde ich ein Gegenstück zu der viel besprochenen Stelle in der „Emilia Galotti", wo Claudia im 6. Auftritt des 2. Aufzuges sagt: „Gott! Gott! wenn dein Vater das wüßte! — Wie wild er schon war, als er nur hörte, daß der Prinz dich jüngst nicht ohne Mißfallen gesehen!", während sie meint „nicht ohne Wohlgefallen", im 48. Stücke der Dramaturgie, wo es heißt: „Diderot hat auch nicht ganz unrecht, seine Gedanken über die Entbehrlichkeit und Geringfügigkeit aller ungewissen Erwartungen und plötzlichen Überraschungen, die sich auf den Zuschauer beziehen, für ebenso neu als gegründet auszugeben"; denn wenn nun fortgefahren wird: „Sie sind neu in Ansehung ihrer Abstraktion, aber sehr alt in Ansehung der Muster, aus welchen sie abstrahiert worden. Sie sind neu in Betrachtung, daß seine Vorgänger nur immer auf das Gegenteil gedrungen; aber unter diese Vorgänger gehört weder Aristoteles noch Horaz, welchen durchaus nichts entfahren ist, was ihre Ausleger und Nachfolger in ihrer Prädilektion für dieses Gegenteil hätte bestärken können", so wird doch hiermit eben gesagt, daß die Gedanken Diderots über diesen Gegenstand nicht ebenso neu als begründet seien, da schon die alten Dichter entsprechend verfahren waren und die Kritiker Aristoteles und Horaz stillschweigend dasselbe gedacht zu haben scheinen. Lessing meinte also: Diderot hatte auch nicht ganz recht, seine Gedanken über diesen Punkt für ebenso neu

als begründet auszugeben. Ausführlich handelt über diese sprachliche Erscheinung Heräus in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik, Jahrg. 1886, S. 713.

Unser deutscher Unterricht in amerikanischer Beleuchtung.

Von Prof. Dr. **Karl Feyerabend** in Zerbst.

Dr. James Russell von der Kolumbia-Universität in New-York, der vom Sommer 1893 an zwei Jahre lang im Auftrage des Unterrichtsamtes der Vereinigten Staaten unser höheres Schulwesen an über 40 Orten Nord- und Mitteldeutschlands studiert hat, giebt in einem zu Anfang v. J. erschienenen Buche[1]) — dessen Kenntnis ich der Freundlichkeit des Herrn Rektor Dr. Muff in Pforta verdanke — den gesichteten Ertrag seiner Studienreise. Wiewohl er damit seinen eignen Landsleuten dienen will, so verdient sein Werk doch auch einen Ehrenplatz in unseren Lehrerbibliotheken. So sehr auch die Zuverlässigkeit im Thatsächlichen anzuerkennen ist, der gegenüber einige kleine, in solchem Falle schwer zu vermeidende Versehen nicht ins Gewicht fallen, wird zwar diese Arbeit eines Ausländers dem deutschen Fachmann sachlich kaum etwas Neues bieten, aber nicht jeder Lehrer ist in vielen oder gar allen Teilen des weiten Gebietes unseres höheren Unterrichtswesens Fachmann, und somit kann auch sachlich das Buch, dem wir als einem knappen Handbuch alles Wissenswerten von uns aus bisher nichts Ähnliches an die Seite zu setzen haben, manchem Berufsgenossen und noch vielmehr einem weiteren Leserkreise gute Dienste thun. Dazu kommt eine sichere, ruhig abwägende Art des Urteilens, die sich von aller Einseitigkeit und Parteilichkeit fernzuhalten strebt. Ein ganz eigenartiger Reiz aber für den deutschen Leser besteht darin, daß er hier die einheimischen Zustände und Bestrebungen in einem ganz neuen Licht, als ein aus einem fremden Spiegel zurückgeworfenes Bild erblickt. Und mit besonderer Genugthuung dürfen wir es aussprechen, daß dieses Bild im ganzen ein ehrendes Zeugnis für unsere Einrichtungen und für die Tüchtigkeit unseres höheren Lehrerstandes darstellt.

Wenn ich dem Zwecke dieser Zeitschrift gemäß das Kapitel XII vom deutschen Unterricht herausgreife und im folgenden die Gedanken des Verfassers, z. T. mit dessen eigenen Worten, wiedergebe, so ist dies um so

1) German Higher Schools. The History, Organization and Methods of Secondary Education in Germany. By James E. Russell, Ph. D., Dean of Teachers' College, Columbia University, New York. 454 pp. New York, 1899. Longmans, Green and Cy.

leichter thunlich und um so unbedenklicher, als die einzelnen Abschnitte, obwohl unter sich als ein Ganzes zusammenhängend, doch in sich abgerundete Einheiten bilden. Nur aus dem Gesamturteil, in dem Dr. Russell in einer Schlußbetrachtung seine Untersuchungen zusammenfaßt, will ich einige Sätze vorausschicken.

„Es macht dem deutschen Schulwesen alle Ehre, daß es durchaus deutsch ist, deutsche Kultur und Gesittung fördert und deutsche Ideale im gesellschaftlichen, gewerblichen und politischen Leben des Volkes zu verwirklichen strebt. Ein Ausländer braucht die deutschen Ideale nicht gerade zu bewundern, mag sich vielleicht sogar aus deutscher Kultur und Gesittung wenig machen; aber wenn er pädagogisch gebildet ist und offene Augen hat, dann wird er nicht umhin können, den Betrieb und die Wirksamkeit der deutschen Schulen zu bewundern. Die einzige Probe, die sich vernünftigerweise anstellen läßt, ist die, ob die Mittel den Zielen angepaßt sind. Und nach diesem Maßstabe gemessen muß anerkannt werden, daß die deutschen Schulen Meisterwerke von durchdachtem Wurf sind. Sie deshalb zu tadeln, daß sie nicht andern Zwecken dienen, wäre so, als wenn man einer fein eingerichteten Uhr vorwerfen wollte, daß sie den Wechsel der Temperatur nicht anzeigt. Solange die Schulen soziale Anstalten bleiben, dazu bestimmt, in der Jugend die Ideale der sozialen Gemeinschaft zu verwirklichen, müssen sie mit Fernhaltung nationaler und Rassenvorurteile betrachtet werden. Daraus folgt, daß, soweit die deutschen Schulen deutsch sind, sie unamerikanisch sein müssen und unfähig, amerikanische Bedürfnisse zu befriedigen. Es läßt sich also nicht erwarten, daß das deutsche System oder deutsche Methoden unmittelbar auf amerikanische Schulen übertragbar seien. Nur sofern die deutsche Schulbildung es mit der Entwickelung des Menschen an sich zu thun hat, abgesehen von seinen Beziehungen zu einer bestimmten Gemeinschaft oder besonderen Zwecken, kann sie uns unmittelbar dienlich sein. Sicherlich läßt sich vieles aus dem vergleichenden Studium der nationalen Schulsysteme lernen, aber die aus fremden Quellen gewonnene Belehrung muß auf die heimatlichen Bedingungen übertragen und ihnen angepaßt werden. Was an einem Ort richtig ist, ist in einer anderen Umgebung vielleicht vom Übel. Jedes Volk für sich muß seine pädagogische Seligkeit mit Furcht und Zittern schaffen. Hier gilt nicht sklavische Nachahmung sondern die Erfahrungen anderer sich zu nutze zu machen. Die Erfahrung Deutschlands kann die Amerikaner viel lehren, wenn diese die Sache richtig anfassen. Die Zukunft der amerikanischen Gesittung und der reiche Segen freier Einrichtungen wird gesichert werden, wenn wir die besten Talente des Landes für die Sache der Erziehung gewinnen und ein Schulwesen entwickeln können, das unseren nationalen Erforder-

nissen ebenso genau und fein angepaßt ist wie das deutsche deutschen Bedürfnissen."

Geschichtlich betrachtet, ist, wie Dr. Russell ausführt, das Deutsche eins der jüngsten Fächer in den deutschen Schulen. Von Comenius an und noch früher hat es wohl gelegentlich Befürworter des deutschen Unterrichts gegeben, aber in den von Haus aus dem Latein gewidmeten Schulen war wenig Raum für die Muttersprache. Außerdem entstand erst tief im 18. Jahrhundert so etwas wie eine deutsche Litteratur im heutigen Sinne, und nahezu hundert Jahre dauerte es, bis diese Aufnahme in den Lehrplan fand. Die erste Hälfte dieses Jahrhunderts war so vom Formalismus im Schulwesen überschattet, daß die wenige dem Deutschen geschenkte Aufmerksamkeit sich auf Grammatik und Rhetorik beschränkte. Ein Menschenalter hindurch hat sich dann, sehr zum Verdruß der Anhänger des Alten, in der einen oder andern Form die Frage aufgedrängt, wie man die Muttersprache zu lehren habe, was und nach welchem Ziele hin zu lehren sei. Die Frage hat in weiteren Kreisen immer mehr Boden gewonnen, ist wissenschaftlich erörtert und zu einem bedeutungsvollen Faktor in der nationalen Schulpolitik geworden. Man hat sie sogar als Bollwerk gegen die steigende Flut der Sozialdemokratie aufgerufen. Einstimmigkeit der Meinungen war nicht zu erwarten. Der Verfasser will auch nur das geben, was für englische Leser von Wert ist, und so treu wie möglich das Wesentliche in Theorie und Praxis vom deutschen Gesichtspunkt aus darstellen.

Der Unterricht in der Muttersprache soll den Mittelpunkt des Lehrplans bilden, darüber ist man jetzt einig; er ist unmittelbar als selbständiges Fach und mittelbar in Verbindung mit andern Fächern zu erteilen. Er muß den Schüler in die vaterländische Geschichte und Litteratur einführen, und sein besonderes Ziel ist, Fertigkeit im richtigen mündlichen und schriftlichen Gebrauch u. s. w. (Preuß. Lehrpl. S. 15) zu erzeugen. Während es nur wenige abweichende Stimmen in betreff dieses Satzes giebt, zeigt ein Blick in den Jahresbericht irgend eines preußischen Gymnasiums, daß dem Lateinischen 62, dem Deutschen 26 Stunden zugewiesen sind. Das würde ein Widerspruch sein, wenn es nicht möglich wäre, die Muttersprache *mittelbar* zu lehren. Und dafür treten die Provinzialbehörden mit dem Gewichte ihrer Verfügungen ein. Wenn die Gymnasien für das Latein mehr als doppelt so viel Zeit brauchen, müssen sie die Schulung im guten Deutsch zu einem wesentlichen Teil des Lateinunterrichts machen. Eine verständige Lehrkunst gründet diese Forderung auf tiefere Beweggründe. Kein Unterricht darf sich auf seinen nächsten Gegenstand beschränken, er muß der allgemeinen Bildung dienen.

Mit dem Erwerb neuer Begriffe müssen die entsprechenden Bezeichnungen gefunden werden. Wenn man den Schüler sprechen läßt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, wenn sein Sprachgebrauch nicht über den Bereich der heimatlichen Mundart hinausgeht, darf man getrost sagen, daß die neuen Begriffe die Hälfte ihres Werts verlieren, weil sie unzureichenden Ausdruck finden. Mit der Klarheit und Richtigkeit des Ausdrucks kommt eine schärfere Einsicht in den Gedankeninhalt. Und wenn jede Lehrstunde mittelbar zu einer Übung in dem rechten Gebrauch der Muttersprache gemacht wird, wenn der Schüler den Wert knapper, sprachrichtiger, treffender Rede als Ausdrucksmittel seiner Gedanken schätzen lernt, wenn jeder für die Beurteilung des Lehrers geschriebene Satz nach Inhalt und Form geprüft wird, und (dies die Hauptsache) wenn der Lehrer stets darauf bedacht ist, im gesprochenen oder geschriebenen Wort nicht anzustoßen, wenn all dies immer treu und freudig ausgeführt wird, dann ist der schwierigere Teil der Aufgabe bereits erfüllt. Wenn dagegen die Muttersprache nicht mittelbar mit jedem andern Fach gelehrt wird, dann werden die Erfolge der ihr ausdrücklich gewidmeten Stunden den Erwartungen nicht entsprechen. Will man wirkliche Erfolge erzielen, so darf man seine Rede nicht für bestimmte Stunden Parade machen lassen und für die übrige Zeit beurlauben.

Erst im letzten Menschenalter sind diese Grundsätze zum Durchbruch, ja fast im letzten Jahrzehnt erst ist der deutsche Unterricht zum vollen Ansehen gekommen und wenigstens in der Schätzung der Behörde seit 1892 an die erste Stelle gerückt. Damit hat eine neue Ära begonnen, in welcher das Hauptziel ist, der Jugend den Reichtum ihres nationalen Erbes aufzudecken und ihr eine tiefere Vaterlandsliebe und einen dauerhafteren Glauben an den deutschen Geist einzuflößen. In der Berliner Konferenz vom Dezember 1890 trat der Kaiser offen auf die Seite der „Nationalisten". Seine Erklärung, daß die Schulen aus ihren Zöglingen viel mehr junge Griechen und Römer als Deutsche machten, stellte vom staatsmännischen Gesichtspunkte aus die Frage dem Volke handgreiflich vor Augen. Das Ergebnis war eine gründliche Umarbeitung des preußischen Lehrplans und entsprechende Änderungen in dem Unterrichtsbetrieb der meisten kleineren Staaten.

Von den Ostern 1892 in Kraft getretenen neuen preußischen Lehrplänen hebt der Verfasser hervor, daß sie zwar in vielen Einzelheiten scharf getadelt worden seien, aber nach seiner Erfahrung der das Deutsche betreffende Teil keinen ernstlichen Widerspruch erfahren habe. Sicherlich gebe es solche, die sagen, daß, die Weisheit des allgemeinen Ziels zugegeben, die vorgeschriebenen Mittel zu dessen Erreichung nicht geeignet seien; aber ein Lehrer, der die zu Grunde liegenden Gedanken annehme,

werde kaum Ursache haben, sich über die amtlichen Richtlinien zu beklagen. Erstens sei die Zeit fürs Deutsche vermehrt worden, in den Gymnasien von 21 auf 26, in den Oberrealschulen von 30 auf 34, in den Realschulen von 21 auf 28 Wochenstunden. Sodann werde kein Unterschied in Lehrziel und Lehraufgabe zwischen Latein- und lateinlosen Schulen gemacht. Außerdem unterscheide sich der neue Plan vom alten a) durch die vermehrte Aufmerksamkeit auf die Nationallitteratur, b) durch die Forderung nach mehr schriftlichen Übungen, c) durch eine entschiedene Beschränkung der früher der Grammatik zugewiesenen Zeit.

Dr. Russell teilt nun seinen Stoff nach den drei Klassenstufen, indem er jedesmal den entsprechenden Teil der preußischen Lehraufgaben in Übersetzung voranstellt.

Für die Unter- und Mittelstufe beruft er sich mehrfach auf das Lesebuch von Hopf und Paulsiek in der neuen Bearbeitung als eines der am meisten gebrauchten. Dort finde sich ein Abriß des gesamten grammatischen Stoffes auf 10 Seiten, typische Beispiele der Redeteile und ihrer Anwendung, Bildung und Entfaltung des Satzes, Regeln für die Zeichensetzung, Erläuterung der Deklinationen von Hauptwörtern, Fürwörtern und Adjektiven durch die entsprechenden Endungen, die 6 Ablautklassen mit Listen der Verba, die Bildung der schwachen Verbalformen, die Präpositionen, nach ihren Kasus gruppiert, u. s. w. In der Behandlung des Satzes seien nur wenige Definitionen aufgestellt. Satzverbindung und Satzgefüge werde nach dem üblichen Verfahren der lateinischen Grammatiken behandelt und die lateinischen Kunstausdrücke durchweg gebraucht. Dieser und ähnliche Abrisse seien nur für den Gebrauch des Lehrers bestimmt. Die Behörde verbiete ausdrücklich, die deutsche Grammatik so zu lehren, als ob es sich um eine fremde Sprache handle. Soweit nötig, müsse sie indirekt und induktiv gelehrt werden, doch so, daß sie zu einem klaren Verständnis des Sprachbaues hinleite. Als Beispiel wird der Besuch einer Stunde in Sexta erzählt, in welcher die Aufmerksamkeit indirekt auf die Redeteile gerichtet war. „Aus gelegentlichen Fragen des Lehrers konnte ich ersehen, daß bestimmte Redeteile der Klasse bereits bekannt waren. Das Adverb jedoch war neu, aber aus dem Lesestoff wurden Wörter gefunden, die auf die Fragen wie? wann? wo? antworten. Diese wurden gruppenweise an die Tafel geschrieben und benannt. Ihre Anwendung und ihre Steigerungsformen wurden leicht abgeleitet. In einer späteren Stunde sah ich, wie die Präpositionen auf dieselbe Weise behandelt wurden. Durch Befragen fand ich, daß die Klasse nicht soweit zurück war, wie die anscheinende Unkenntnis der grammatischen Ausdrücke vermuten ließ. Der Lehrer, der zugleich das Latein hatte, zog es vor, den einen Gegenstand den

andern ergänzen zu lassen. Vom Anfang des Pensums an gewährt die lateinische Deklination und Konjugation reichliche Übung in den deutschen Formen, und auch die Behandlung des Satzes macht die Sprachvergleichung nutzbar. In der deutschen Stunde das am Latein Gelernte zusammenzufassen, kostet wenig Mühe und wird von wegen der Verknüpfung (association) die Schüler wahrscheinlich um so mehr interessieren. Dieser Lehrer befolgte den neuen Lehrplan bis auf den Buchstaben, und wenn die Ergebnisse allgemein so gut wären wie in seiner Klasse, so würde die Weisheit der Maßregel außer Frage stehen."

Das grammatische Pensum für V und IV fand der Verfasser sehr schwierig: „Selbst bei eingeborenen Knaben hat man wenig Gewähr, daß sie sich in den Verwickelungen des deutschen zusammengesetzten Satzes zurechtfinden. In der Umgangssprache wenden sie kaum Nebensätze an, und wenn sie solche auch verstehen, so ist es doch etwas anderes, die Sprache in dieser Hinsicht zu beherrschen. In der Hauptsache muß dies in der Schule gelernt werden. Schon bei der Deklination alles Deklinierbaren, bei dem Geschlecht, das kein Gesetz kennt, bei dem mehrfach zusammengesetzten Wortschatz haben die Lehrer der unteren Klassen ihre liebe Not. Englische Lehrer mögen sich damit trösten, zu erfahren, daß das Schicksal nicht alle seine Übel erschöpft hat, indem es ihnen eine elende Rechtschreibung aufbürdete. Ausländer unterschätzen meiner Überzeugung nach die Hindernisse, auf die ein Deutscher in der festen Aneignung der Anfangsgründe seiner Sprache stößt. Für Gymnasiasten räumt der Lateinunterricht viele Schwierigkeiten hinweg, und wegen dieses Vorteils haben die Realanstalten teilweise einen Ersatz in der größeren Anzahl der deutschen Stunden." Dann wird das Verfahren bei Anfertigung und Rückgabe der schriftlichen Übungen (Diktate) in VI bis IV geschildert.

Als Untergrund der gesamten Lehrarbeit dient die „Litteratur", worunter der Verfasser auch die Lesestücke begreift. Die Lektüre solle Schritt halten mit dem entsprechenden Geschichtspensum. In Mitteldeutschland habe er auch die Neigung gefunden, den deutschen mit dem Religionsunterricht zu verbinden. Er giebt den Inhalt ganzer Jahrgänge von Hopf und Paulsiek an. Er erkennt an, daß ein solches Buch in den ihm gesteckten Grenzen das Beste, was die Sprache bietet, enthalte, in der richtigen Annahme, daß das Beste für die Schule gerade gut genug sei und auch Knaben dies schon zu schätzen wüßten. Namentlich die schönsten lyrischen Dichtungen fänden sich darin. „Ein solches Buch wird nicht von vorn bis hinten durchgenommen, aus Mangel an Zeit muß ein großer Teil ausgeschlossen bleiben. Freiheit der Wahl ist also das Vorrecht des Lehrers zum Besten seiner Klasse."

Die auffallendste Eigentümlichkeit des Unterrichts auf der Unterstufe findet er in dem Nachdruck, der aufs Mündliche gelegt wird: „In VI wird das Lesebuch wenig gebraucht. Der Lehrer erzählt die Geschichte, worauf die Hauptpunkte, so wie sie den Schülern entgegentreten, an die Tafel geschrieben werden. Dies giebt Anlaß zu geschickten Fragen und prüft die Aufmerksamkeit. Die Geschichte wird dann mündlich von mehreren Schülern abwechselnd wiederholt. Auf Richtigkeit des Ausdrucks und Vollständigkeit der Einzelheiten wird besonders geachtet. Das Lesebuch, wenn überhaupt gebraucht, wird erst nach der mündlichen Übung hervorgeholt und das Stück laut gelesen. Natürlich sich aufdrängende Vergleiche zwischen der Ausdrucksweise der Schüler und der Vorlage machen die Arbeit anziehend und ertragreich. Oft jedoch bleibt es bei der mündlichen Übung." Ein Lehrer sei einmal in einer ganzen Stunde in VI bei den Irrfahrten des Odysseus nur um den Bericht vom Schiffbruch und der Landung auf der Insel der Kalypso vorgerückt. Mit Ausschluß jeden Buches seien die Tag für Tag an die Tafel geschriebenen und in die Hefte eingetragenen Hauptpunkte die einzige Stütze gewesen, deren Zusammenhang ein wiederholtes Zurückgreifen frisch erhalten habe. In IV müßten die Schüler die Stücke schon voraus vom Blatt lesen; ein gründliches Verständnis ergebe sich dann aus der niedergeschriebenen Zergliederung und der darauf folgenden mündlichen Wiedergabe.

Während in VI nur Diktate verlangt werden, trete in V das schriftliche, auch häusliche Nacherzählen hinzu, und in IV verlange man zum ersten Male vom Schüler den Gebrauch seiner eigenen Worte. Bis dahin sei das Ziel, die Form eines Vorbilds genau wiederzugeben, da auch das Gedächtnis theoretisch bis zum 12. Jahr am regsten sei. „In einer Volksschule habe ich einmal eine Stunde, wie es mir damals vorkommen mußte, verschwenden hören mit der Bemühung, ein Dutzend Sätze, die der Lehrer zur Beschreibung des Lutherzimmers auf der Wartburg vortrug, genau wiederholen zu lassen. Eine Abbildung des Zimmers hing an der Wand, aber trotz der krampfhaften Anstrengungen des Lehrers gelang die Aufgabe nur bei 2 bis 3 Schülern völlig. Die Knaben waren nicht bei der Sache, und so war der Mißerfolg unausbleiblich. Das Verfahren kann aber, wie ich später beobachtet habe, in der Hand eines tüchtigen Lehrers sehr erfolgreich sein; doch gehören dazu zwei wesentliche Bedingungen: eine fesselnde Geschichte und vernünftige Freiheit für den Schüler im Nacherzählen."

„In Deutschland erkennt man den sichersten Weg, in einem jungen Menschen die Liebe für guten Lesestoff zu wecken, darin, ihn für sich lesen zu lassen. Sprunghafte, ungeordnete Lektüre aber ist Zeitvergeudung. Nur soweit das Gelesene sozusagen verdaut wird, hat es Wert. Das

Auswendiglernen von Auswahlstücken, der Perlen der Dichtung, ist deshalb ein bedeutungsvoller Zug im Lehrgang. 300—500 Verse werden durchschnittlich in den untern Klassen verlangt."

Bei der als Abschluß der Grammatik für IIIb vorgeschriebenen Wiederholung hat Russell beobachtet, daß sie recht verschieden gehandhabt wird, daß aber die meisten Lehrer sie wohl unmittelbar an die Lektüre anknüpfen. Die Satzlehre in der Verbindung mit der (in IV begonnenen) Übung in der Wortbildung und im Gebrauch der Synonyme ergebe eine gute Einleitung zu der späteren mehr wissenschaftlichen Behandlung der Sprache.

Der auf der Mittelstufe zuerst auftretende selbständige Aufsatz ist hauptsächlich beschreibender Art; doch werden Übersetzungen aus dem Latein und Französischen oft für gleichwertig erachtet. Das Schreibwerk der unteren Klassen geht auf die genaue Nachahmung des Gehörten oder Gelesenen. In IIIb verlangt man vom Schüler, daß er aus einem umfassenderen Stoff das Wichtige ableitet und in gekürztem Umfang mit eigenen Worten erzählt. Die Übung gleicht dem, was man in amerikanischen Schulen zuweilen Umschreibung (paraphrasing) nennt, und ist von sonderlichem Wert bei Dichtungen, sowohl als Stilübung wie zur Erläuterung des Textes. Die fast tägliche mündliche und schriftliche Übung bereitet den Weg für den selbständigen Monatsaufsatz. Daneben giebt jeder Lehrer vierteljährlich eine besondere Aufgabe aus seinem Fach zur Behandlung in der Klasse (die sog. kurzen Ausarbeitungen) mit dem doppelten Zweck einer Prüfung im Stoff und der Übung im Deutschschreiben.

Eine gedrängte Übersicht über die Entwickelung der deutschen Methoden des Aufsatzunterrichts zu geben, hält der Verfasser für unmöglich; denn der Gegenstand sei mit der Entwickelung des gesamten Lehrplans so verwoben und habe mit dem Fortschritte der pädagogischen Ideen so viel Wandlungen durchgemacht, daß er sich, von seiner weiteren Umrahmung losgelöst, nicht befriedigend behandeln lasse. Der Aufsatz in irgend welcher Form habe stets einen hervorragenden Platz im Sprachunterricht gehabt; es sei noch nicht lange her, daß Griechisch- und Lateinschreiben der Prüfstein der Schulbildung in Deutschland war; erst seit der Veröffentlichung der neuen Lehrpläne habe sich der lateinische Aufsatz auf eine untergeordnete Stelle zurückgezogen. In dem Maße, wie weniger Gewicht auf den fremdsprachlichen Aufsatz gelegt werde, sei der deutsche in die vorderste Reihe gerückt. Aber ein schleichendes Vorurteil unter den älteren Lehrern beschleunige nicht gerade die Reform. Wenn je etwas durch schwächliches Lob herabgesetzt worden sei, so sei es der deutsche Aufsatz in den Händen einiger dieser gelehrten Altphilologen. Anders

die jüngeren Lehrer; sie seien noch nicht durch den jahrelangen Aufenthalt in einem einzelnen Klassenzimmer erstarrt, und der Geist der neuen Lehrpläne finde in ihrer Arbeit den vollsten und aufrichtigsten Ausdruck.

Dr. Russell fürchtet, daß die für IIb vorgeschriebene praktische Anleitung zur Aufsatzbildung zu oft ein Trug bleiben werde. Die schablonenmäßig durch die deutsche Überlieferung zurechtgemachten Theorien der alten Rhetoriker könnten nicht zu großen Erfolgen führen, zumal bei Menschen, die fast jede Sprache besser als ihre eigene schreiben zu lernen fähig seien. Doch habe er ganz ausgezeichnete Ergebnisse in den oberen Klassen gesehen und sehe keinen Grund, warum das nicht die Regel sein sollte. Die auf den untern Stufen gewährte Vorbereitung sei sicher von hoher Bedeutung und müßte, richtig fortgesetzt, durchschlagende Erfolge erzielen. Die Hauptschwierigkeit sei, daß bei nur 8 bis 9 jährlichen Aufsätzen die Übung im Schreiben sich auf diese Hauptaktionen beschränken werde. Die wirklichen Freunde der Reform beständen auf etwas Schreiben täglich und richteten diese Übungen so ein, daß, wenn die Zeit für den Aufsatz komme, der Schüler seine Gedanken schon gefestigt habe und genau wisse, welche Form seine Darstellung annehmen müsse. Irrtümern vorzubeugen sei besser, als sie nachher gutmachen. Zu diesem Zweck bedeute die „praktische Anleitung“ nicht mehr und nicht weniger als fast täglichen Drill im logischen Ordnen einer Reihe von Gedanken, mit denen die Schüler vertraut sind. In Verbindung damit könnten Übersetzungen aus fremden Sprachen nutzbar gemacht werden. Hier seien die Gedanken und zwar in logischer Ordnung (nach dem Geiste der Ursprache) gegeben. Es komme darauf an, dieselben Gedanken nach den anerkannten Gesetzen der Muttersprache auszudrücken und anzuordnen.

Bei der Besprechung der Lektüre in den mittleren Klassen wird gebührend hervorgehoben, wie die epische und Balladen-Dichtung besonders betont wird und von nun an das Dramatische in den Vordergrund tritt, wobei die Lektüre ganzer Werke statt ausgewählter Abschnitte mehr und mehr ein Merkmal der Klassen nach obenhin werde. Er berichtet auch manches andere, z. B. daß in Schulen ohne Griechisch Übersetzungen aus Homer eintreten.

Der Verfasser vergißt nicht, bei IIb auf den wunden Punkt des Pseudo-Abschlusses hinzuweisen. „Man darf nicht übersehen, daß der erfolgreiche Besuch dieser Klasse die Berechtigung zum einjährigen Heeresdienst verschafft. 1889/90 gingen 8051 preußische Schüler mit der heißbegehrten Berechtigung ab, nur 4105 machten den neunjährigen Kursus durch. Daher ist es für die deutschen Schulen von hoher Bedeutung, daß eine Art von Abschluß mit dem 6. Schuljahr erreicht wird. Daß ein solcher beabsichtigt ist, ergiebt sich deutlich aus dem jähen Wechsel

in der Art der Arbeit, sobald IIb vorüber ist. Aber selbst bei der günstigsten Auslegung muß man sagen, daß die preußischen Vollanstalten für die 4000 entworfen sind, die die Schule durchmachen, nicht für die 8000, die es geraten oder nötig finden, 3 Jahre vorher abzugehen."

Zu dem Aufsatz auf der Oberstufe meint Dr. R., man dürfe erwarten, daß die Begleitgefahren des Unterrichts in den mittleren Klassen sich in den höheren steigern. Es sei nicht seine Absicht, über die Unzulänglichkeit einzelner Lehrer zu schreiben. Er nehme nur den preußischen Lehrplan so, wie er ist, ohne Deuteln. Aber eine wirkliche Gefahr bestehe, wie ihm mehr als einmal eingestanden worden sei, selbst für die fähigsten Lehrer, daß sie nämlich den Aufsatz zu sehr zu einer Übung in der litterarischen Kritik machten. Je begeisterter der Unterrichtende sei, je vertrauter mit der tieferen Bedeutung der Litteratur, um so mehr sei zu erwarten, daß er die Fassungskraft (mental calibre) seiner Klasse überschätze.

„Ein Lehrer von langjähriger Erfahrung an den Kasseler Anstalten hat mir kürzlich etwa ein halbes Dutzend Bände[1]) mit kritischen Erläuterungen zur Lektüre und vollständigen Aufsatzdispositionen für die oberen Klassen zugestellt. Ich bin auf viele solche Bücher für den Gebrauch der Lehrer gestoßen, die Hunderte, wenn nicht gar Tausende von Aufsatzthemen mit Planentwürfen bieten. Die Stoffmasse ist thatsächlich verwirrend, und wenn man nicht an die nationale Leidenschaft fürs Büchermachen dächte, möchte man schließen, daß der deutsche Durchschnittslehrer keine eigenen Gedanken habe. Aber solche Hilfsmittel mögen wohl von eifrigen Lehrern mit Vorteil gebraucht werden, und es ist zu hoffen, daß eines Tages in Amerika eine ebenso reiche Auswahl vorhanden sein möge."

Um zu zeigen, wohin die Strömung im Aufsatzunterricht treibt, wird sodann ein Verzeichnis der Aufsätze gegeben, die in Ib in Jena 1893/94 und in Ia des Kasseler Wilhelms-Gymnasiums 1892/93 thatsächlich angefertigt worden sind.

Mit Recht, meint Dr. R., werde auf das Studium der Litteratur (in dem oben angegebenen Sinn) in der Schule der Hauptnachdruck gelegt. Die Lektüre guter Litteratur trage ihren Lohn in sich. Aber wenn, wie in Deutschland, die Litteratur nationales Leben und nationalen Geist atme, gewinne sie für den Leser einen erhöhten Reiz. Der Knabe, der sich von den Erzählungen voll wunderbarer Abenteuer und herzbewegender Vaterlandsliebe kaum losreißen könne, werde dadurch — ein Deutscher. Er sauge nicht bloß neue Gefühle, neue Vorstellungen

1) Gemeint sind damit jedenfalls die Bändchen von Heinze und Schröder.

ein, unbewußt erwerbe seine Zunge einen Teil von dem Reichtum der Sprache, in der er liest, einer neuen und doch ihm gehörigen Sprache. Das Studium der ausländischen, antiken und modernen Klassiker gebe dem Schüler einen tieferen Einblick in das Wesen seiner Muttersprache, bestimme nicht nur die Schranken dieser Sprache, sondern bringe auch eine größere Freiheit innerhalb dieser Grenzen mit sich.

Die Lektüre ganzer Werke findet nun (wie es weiter heißt) den vollsten Spielraum in den obersten Klassen. In dem Maße, wie der mechanische Gebrauch der Sprache geläufig wird, ist der Lehrer im stande, mehr den Inhalt des Gelesenen zu beachten. Zuerst ist die Form überwiegend wichtig und bedingt gewissermaßen den Gedanken; aber mit der Zeit wird die höchste Kunst des Ausdrucks dem geistigen Gehalt dienstbar. In den Schriften Schillers und Lessings, Goethes und Shakespeares hat der deutsche Schüler eine Fülle von Stoff, die in der Mannigfaltigkeit der Behandlung und dem Reichtum des Gedankeninhalts unübertroffen ist. Und wenn wir seine Lektüre der antiken und modernen Klassiker, seine Studien in der griechischen, römischen und vaterländischen Geschichte bedenken, dann können wir uns vorstellen, mit welcher geistesweiten Schulung er an das Studium der Meisterwerke seiner eigenen Litteratur herantritt.

Aber ist Shakespeare ein Deutscher? Die Antwort darauf muß sein, daß, wenn mitempfindende Wiedergabe auf allen Bühnen, eine allgemeine und verständnisvolle Lektüre in Schule und Haus das Werk eines Mannes einbürgern können, dann Shakespeare ein Deutscher ist. „Ein deutscher Lehrer erzählte mir von seinen Ferienerfahrungen in England. Besonders wünschte er Shakespeare englisch von englischen Schauspielern aufgeführt zu sehen. Und wie erging's ihm? Nicht ein einziges Mal während des Sommers hatte er dazu Gelegenheit. Leichte Lustspiele und alberne Opern konnte er Abend für Abend hören. Das trifft selbst für kleine Städte in Deutschland nicht zu. Ich weiß, daß während der paar Monate, die ich in Jena zubrachte, mehr Shakespearesche Stücke in diesem stillen thüringischen Nest von 13000 Einwohnern gegeben wurden, als in den meisten amerikanischen Städten von gleicher Größe in ebenso viel Jahren. In Deutschland ergänzt das Theater die Schule. Einmal jährlich werden sämtliche Gymnasiasten von Sachsen-Weimar zu einer klassischen Aufführung im Hoftheater eingeladen. In anderen Staaten herrscht derselbe Brauch, und überall können die Schüler zu beträchtlich ermäßigten Preisen die besten Stücke besuchen und die herrlichste Musik hören. In einigen größeren Städten ist die Einrichtung getroffen, daß höhere Schüler die besten Dramen für 20 Pfennige hören können. Kein Schüler wird ohne Erlaubnis seines Direktors zugelassen. Unter solchen Bedingungen

und Verhältnissen müßte allerdings ein Lehrer der Litteratur fossil geworden sein, wenn er seine Schüler nicht zu hehren patriotischen und sittlichen Idealen zu begeistern vermöchte."

Von IIa an wird die Methode „wissenschaftlicher". Während vorher auf die geschichtliche Entwickelung der Sprache und Litteratur keine Rücksicht genommen wurde, zeigt nun eine kurze Einleitung die Stellung des Deutschen in der indogermanischen Familie; danach werden die Eigentümlichkeiten des Mittelhochdeutschen induktiv am Nibelungenlied im Urtext gelernt und sonstige ältere Stücke gelesen und geschichtlich eingeordnet. In Ib wird die Entwickelung des Neuhochdeutschen in der Litteratur von Luther bis zum Ausgang des 18. Jahrhunderts verfolgt. Dieser Unterricht geht nicht auf Namen, Jahreszahlen und Titel, sondern auf das Verhältnis von Ursachen und Wirkungen. Shakespeare findet seine Stelle vorzüglich wegen seines Einflusses auf die deutschen Schriftsteller. In Ia bringen litterarische Lebensbilder Schillers und Goethes Abrundung und Abschluß. „Mit Genuß habe ich einer Reihe von Stunden in dieser Klasse über Goethes Iphigenie auf Tauris beigewohnt. Unter des Lehrers geschickter Führung konnte ich den inneren Anteil der Klasse täglich wachsen fühlen, bis der Höhepunkt in Iphigeniens Monolog (4. Aufz. 5. Auftr.) erreicht wurde. Die von dem Voraufgegangenen her aufgestaute Erregung fand hier ihre Befreiung. Ich bin überzeugt, daß auf kein Mitglied der Klasse die Worte voll Seelenschmerzes, die die Steigerung abschließen: Rettet mich und rettet euer Bild in meiner Seele, ohne tiefen Eindruck blieben. In der nächsten Stunde hatte ich das Vergnügen, den Monolog, 76 Verse, ziemlich fehlerlos aus dem Gedächtnis vortragen zu hören. Nach solchen Leistungen brauchte ich mir nicht sagen zu lassen, daß für den Primaner die Iphigenie ohne Nebenbuhlerin in der Litteratur dasteht."

Dr. Russell kommt zu folgendem abschließenden Urteil: „Der deutsche Lehrplan ist von Anfang bis zu Ende einheitlich entworfen. Er erkennt zwei Hauptmittel für das Lehren einer Sprache an: 1. durch das Ohr, 2. durch das Auge; zuerst hören und sprechen, dann sehen, lesen und schreiben. Wenn zu einer Zeit die eine Methode mehr betont wird, so darf sie doch zu keiner Zeit die andere ausschließen. ‚Es ist ein Glück, daß hinfort in unseren Schulen mehr Gewicht auf die gesprochene Sprache gelegt wird', sagte einst ein Universitätsprofessor zu mir; ‚wir sind von Natur ein Geschlecht von Lesenden und Schreibenden und vergessen nur zu gern, daß die Sprache auch abgesehen von Büchern etwas ist.' Und ‚Lesen' bedeutet nicht die Druckseiten überfliegen um der ‚Geschichte' willen. Wenn man das Gelesene sich aneignen will, so muß man es nicht einmal, sondern viele Male lesen und sich in den Inhalt vertiefen,

und wenn jemand ein gut Teil davon auswendig lernt, so ist das auch kein Unglück. Ich wiederhole nochmals: Der Lehrgang bildet eine Einheit. Es giebt keine (Einzel-) Prüfungen in Grammatik, im Rechtschreiben, in Rhetorik; keine Teilung in Elementar- und vorgeschrittenes Deutsch; kein Kapitel über Vorsilben, Nachsilben und Stämme; keinen sog. Litteraturkursus, aber es giebt ganz nachdrücklich einen Kursus im Deutschen."

„Dies ist die deutsche Art, die Sache anzusehen, und wenn ich nicht irre, ist es auch das Ideal, dem seit Jahren amerikanische Schulmänner zustreben. Ein solcher Kursus liest sich gut auf dem Papier und findet in der Theorie allgemeinen Beifall. Die praktische Ausführung indes liefert keinen Anlaß zu ungemischtem Lob. Die vornehmste treibende Kraft in dieser wie in allen Schulfragen ist der Lehrer. Wenn er ganz Wissen, Geschick, Feingefühl, Vollkommenheit ist, lassen sich die höchsten Erfolge erwarten. Aber solche Männer sind auch in deutschen Schulen nicht immer zu finden, und man soll mich noch überzeugen, daß ihresgleichen dort viel verbreiteter sei als in Amerika. Ein seltener Vogel, der zugleich ein tüchtiger Fachgelehrter und ein erfolgreicher Lehrer ist, der auf allen Gebieten bis zu den neuesten Erscheinungen Bescheid weiß! Freilich ist das erste Erfordernis eines nach den höchsten pädagogischen Ehren im Deutschen Strebenden nicht, daß er ein Spezialist, sondern daß er ein Meister der Form (d. i. der Methode) ist. Die Berliner Konferenz hat dies anerkannt und gebührend in den Vordergrund gestellt. Aber bei aller Achtung vor der hervorragenden Gelehrsamkeit und Geschicklichkeit des deutschen Lehrerstandes bin ich der Meinung, daß man die Bedingungen der höchsten Erfolge im Unterrichte der Muttersprache ebenso leicht auf amerikanischem Boden wie im deutschen Vaterlande antrifft. Die Amerikaner sind wohl heute der Meisterschaft in der Form nicht näher als die Deutschen, aber unter diesen muß wenigstens noch ein Geschlecht von Gymnasial-Spezialisten dahingehen, ehe der Geist der neuen Lehrpläne seine volle Ausgestaltung in einem Betriebe findet, bei dem das ganze Herz beteiligt ist."

Den Schlüssel zur gegenwärtigen Lage findet der amerikanische Gelehrte vortrefflich in dem Schlußabsatz der methodischen Bemerkungen zu den preußischen Lehrplänen (S. 20) gegeben. Mit einer wörtlichen Übersetzung der Stelle schließt er sein Kapitel. Kritische Bemerkungen an seine Darlegungen im ganzen oder im einzelnen anzuknüpfen, versage ich mir, weil es über meine Absicht, die Leser mit Dr. Russell bekannt zu machen, hinausgeht und zu weit führen würde.

Sprechzimmer.

1.

Berthold Auerbach über ein „Schul-Lesebuch für Deutschland“.

In einer Besprechung des sogenannten Döbelner Lesebuchs in der neuen Bearbeitung von Evers und Walz im Pädagog. Archiv 1894, 3 heißt es: „Im großen und ganzen ist hier der Grund zu einem Lesebuch gelegt, das als Reichslesebuch der feste Kitt zu dem Zukunftsbau der Nation werden könnte.“

Es dürfte manchen der Leser dieser Zeitschrift interessieren, daß Berthold Auerbach schon 1876 die Abfassung eines „Schul-Lesebuchs für Deutschland“ vorgeschlagen hat und zwar in der Beilage zur Allg. Ztg. Nr. 21 vom 21. Juni 1876.

Auerbach knüpft an die Berliner orthographische Konferenz an und ergeht sich zunächst in Betrachtungen über die deutsche Rechtschreibung, über deren Mängel, besonders die Unwissenschaftlichkeit, freilich auch die gesucht geistreiche Form, in der die Bemerkungen vorgetragen werden, nicht hinwegtäuschen kann. Auerbach hat sich hier auf ein Gebiet begeben, auf dem er offenbar nicht heimisch war. So sagt er u. a.: „Eine Rechtschreibung, die auf Dauer Anspruch haben soll, muß den Wurzelbestand des Wortes wahren. Wie nun, wenn man Ruhm ohne h schreibt? Die Wurzel ist ruh, wie sich noch in Gerücht, ruchbar erweist. Werfen wir das h aus, weil es als überflüssiges Dehnungszeichen erscheint, so zerstören wir einen allmählich erweichten Wurzelkonsonanten und machen damit das Wort etymologisch unkenntlich.“ Ein Blick in den alten Weigand II, 501 hätte Auerbach über den wahren Sachverhalt belehren können, und auch Wilmanns Deutsche Orthographie in den Schulen Deutschlands, zweite, umgearbeitete Ausgabe des Kommentars zur preußischen Schulorthographie 1887 S. 101 giebt zu, daß das h in Ruhm etymologisch nicht zu erklären ist; Ruhm hängt mit hruod, ruod in Rudolf, Robert zusammen.

Und was soll man zu der Bemerkung sagen: „Oder wäre es denkbar, daß man nach Art der Rechenknechte etwa einen Rechtschreibeknecht herausgebe mit Regeln und Wörterverzeichnis: So schreibt man's, amtlich, schulmäßig? Eine neue Entwickelungsstufe im Leben der Sprache kann nicht aus abstrakten Regeln und Wörterverzeichnissen Wurzel fassen und gedeihen!“

Nach seiner Meinung kann „nur mit einem sachlichen Inhalt zugleich die Form sich festigen“, und deshalb will er „für die Zeit der Klärung“

in den formellen Fragen der Rechtschreibung einen Vorschlag der öffentlichen Erörterung anheimstellen, der dahin zielt, „das feste Wortbild gleichzeitig mit dem Gedankeninhalt festzustellen". Die staatliche Einheit sei errungen, die Einheit der Gesetzgebung mache rüstige Fortschritte: „einen Grundton in der Einheit der Empfindung zu wecken und zu hegen, dazu ist nichts so sehr geeignet, als das allgemeine Lesebuch" .... „Ein allgemeines deutsches Schullesebuch, das jedem lesefähigen Kind in die Hand gegeben wird, würde Jugendeindrücke der unverlöschlichsten Art in alle Gemüter einsenken. Von Ort zu Ort, von Landschaft zu Landschaft empfängt die junge Seele dieselben Anregungen, und was nur einem Lied im Kriege gegeben war, wird nun dem stillen Gedanken und Bild im Frieden; der allgemeinen Wehrpflicht entspricht eine allgemeine Lehrmacht. Man wäre bei bestimmten Anklängen eines Wiederklanges sicher aus der Kenntnis des Naturlebens, der Geschichte, der Dichtung. Es ist noch ein Rest der Zersplitterung, daß in einzelnen Ländern und in diesen selbst verschiedene Lesebücher von befugten und unbefugten Schulmännern zusammengestellt werden."

Darum soll ein Ausschuß von Schulmännern, Fachgelehrten und Dichtern aus dem ganzen Reiche zusammentreten, „um aus dem reichen Schatze deutschen Schriftentums ein allgemeines Lesebuch zu ordnen in den erforderlichen Abstufungen. Neben diesem allgemeinen Lesebuche könnte jedes einzelne Land für seine berechtigten Eigentümlichkeiten die Landesgeschichte, Landesgeographie, Gewerbskunde, Bodenkunde u.s.w. in einer besonderen Beigabe dem allgemeinen Lesebuche zugesellen."

Um aber die Lehrer für diesen Plan zu gewinnen, hebt Auerbach neben der ideellen Seite seines Planes auch die praktische hervor: „Der Ertrag des Lesebuches, der trotz der zu ermöglichenden Billigkeit ein beträchtlicher wäre, ließe sich zu einer Stiftung für Witwen und Waisen deutscher Schullehrer bestimmen."

Auerbachs Vorschlag hat etwas Bestechendes an sich; aber die Thatsache, daß wir noch heute kein allgemein anerkanntes „Schul-Lesebuch für Deutschland" haben, zeigt, daß es leichter ist, einen solchen Plan aufzustellen, als ihn in Wirklichkeit umzusetzen.

Die Zukunft wird lehren, ob das Döbelner Lesebuch das von Auerbach so sehnlich erwartete „Reichslesebuch" werden wird.

Pfalzburg i. Lothr. Dr. **Kahl.**

2.

Mehr Psychologie.

In den landläufigen Lehrbüchern für Stilistik findet man häufig nur eine sehr dürftige Belehrung über das Wesen der Figuren. Die

ἀποσιώπησις oder reticentia wird erklärt als Verschweigung eines oder mehrerer Wörter, als plötzliches Abbrechen der Rede, eine notdürftige Übersetzung des griechischen terminus ohne Angabe der Ursachen, aus denen sich die von der gewöhnlichen Rede abweichende Ausdrucksweise erklärt. Auch kehrt, obwohl Shakespeare und andere Dichter Beispiele dieser Figur in Menge bieten, immer Vergil mit seinem Quos ego = Wart, ich will euch — wieder, ohne daß das psychologische Motiv, die Erregung, der Zorn über die Selbstüberhebung der Winde, berührt wird. Bei Hom. A 136 drängt sich dem Redenden ein neuer Gedanke so entschieden auf, daß der Nachsatz des ersten Bedingungssatzes vergessen wird.

Nach der Darstellung der stilistischen Lehrbücher ist Ellipse die Auslassung eines leicht zu ergänzenden Wortes, die basiert auf der Neigung, sich möglichst kurz auszudrücken. Darin liegt etwas Wahres; jede Sprache strebt Kürze an, und diejenigen Lehrer versündigen sich schwer an dem in ihren Schülern etwa vorhandenen Sprachgefühl, welche, um die Redegewandtheit zu fördern, verlangen, daß die Antwort auf eine Frage in einem ganzen Satze gegeben werde. Wer auf die Frage: Welcher Punier ist über die Alpen gezogen? antwortet: „Hannibal ist über die Alpen gezogen", macht sich einer Abgeschmacktheit schuldig. Aber die Ellipse kann auch andere Ursachen haben. Wenn der Franzose sagt: O mon, ohne Dieu, der Bayer O mein, so scheuen sie sich, das Heilige unnötig im Munde zu führen, den Namen Gottes zu mißbrauchen. Derselben Scheu entspringt auch die Entstellung Potztausend aus Gottes Trauer u. s. w.

Was wird man aber sagen, wenn ich behaupte, daß dies Verschweigen eines Wortes eine beredte Sprache spricht, daß es ein lautes Zeugnis von der Schamhaftigkeit und Keuschheit der deutschen Volksseele ablegt! Das Volk, d. h. die mittleren und niederen Schichten des unverdorbenen Volks — in den höheren Ständen tritt dies nicht so sehr hervor, weil da Prüderie und Konvenienz die freie und offene Meinungsäußerung beschränken; für diese Kreise gelten die Worte Goethes: Man darf das nicht vor keuschen Ohren nennen, was keusche Herzen nicht entbehren können —, das Volk zeigt eine heikle Scheu gegen alles, was sittlich und ästhetisch häßlich, was unschicklich und roh ist. So vor allem vermeidet es geschlechtliche Vorgänge und die Geschlechtsteile mit deutlichen Worten zu bezeichnen. Wenn eine Zeugin aussagt: „Er fragte mich, ob wir nicht ein wenig wollten", so weiß der Richter so gut wie das Publikum, was gemeint ist. Zuweilen tritt dann auch das unbestimmte „Thun" oder irgend ein Euphemismus für die Handlung ein, von der man nicht reden will. Dieselbe Tendenz zum Wohlanständigen zeigt sich auch in Bezug auf die Ausdrücke der körperlichen Entleerung. Goethe

erscheint als ein Kenner des Volkes, wenn er Götz von Berlichingen im 3. Akt rufen läßt: Er aber, sag's ihm, kann mich — . In Tirol hörte ich zu, wie bei einem Kuhhandel jede Partei den Vorschlag der andern zurückwies mit den Worten: Du leckst mi, eine allerdings derbe Ausdrucksweise, die aber doch das gröbste Wort vermeidet.

Auf die Frage nach seinem Befinden sagte vor kurzem jemand in meiner Nähe: Gott sei Dank, es geht jetzt wieder gut: heute bin ich seit drei Tagen zum ersten Male wieder gegangen, d. h. die Verstopfung hat aufgehört.

Für die Ellipse tritt auch zuweilen der Euphemismus ein, z. B. auf die Kerbe laden; daraus ist die tolle Entstellung „auf die Kirchweih laden" zu erklären, da die beiden Wörter im fränkischen Dialekt gleich lauten.

Selbst sittlich und ästhetisch unanstößige Ausdrücke werden gemieden, z. B. ich hab' ihm eine hin- (herunter-, hinauf-) gehauen, sc. Ohrfeige, Maulschelle. Ich hörte zu, wie eine Bauernmagd einer andern, die mit dem Fegen eines Schaffes beschäftigt war, zurief: Laß nur ein wenig einen dran, sc. Schmutz.

Auch einen formalen Grund kann die Ellipse haben: z. B. Wie der Hirt, so die Herde — qualis rex, talis grex. Hier ist in beiden Sprachen nicht sowohl Kürze angestrebt, als ein scharfer Parallelismus, den die zweimalige Setzung des Hilfsverbums abschwächen würde.

Nürnberg. **Spälter.**

3.

Bereits = Fast.

F. Pfaff hat Ztschr. XIII, 637 diesen Gebrauch für die alemannische Südwestecke des Reichs nachgewiesen. Er gilt m. W. auch für die ganze Schweiz; in den Papieren des Idiotikons ist er für die Kantone Aargau, Appenzell, Basel, Bern, Glarus, Graubünden, Luzern, St. Gallen, Thurgau und Zürich bezeugt; für andere Kantone fehlt vielleicht nur zufällig ein Beleg.

Die im Verlaufe seiner Notiz geäußerte Behauptung Pfaffs, daß „Bernerwägeli" „schulmeisteretymologisch" aus ursprünglichem „Benne-wägeli" entstanden sei, hat mich einigermaßen verblüfft, und ich möchte gegen diese Ansicht doch einiges zu bedenken geben. Fürs erste entspricht die Gestalt des Bernerwägeli, in der Schweiz wenigstens, keineswegs der „Benne"; es ist ein leichter einspänniger Brückenwagen mit gepolstertem Quersitz zum Personentransport; die „Benne" dagegen ist, wenn auch ursprünglich geflochten, heutzutage ein kastenförmiges, aus undurchbrochenen Brettern gefertigtes, meist zweirädriges Fuhrwerk mit

möglichst großen Kubikdimensionen zum Transport von Mist, Jauche, Kohlen u. a.; auch der kubische Schubkarren heißt in der Schweiz vielfach „Stoßbenne". Ferner sieht man nicht recht ein, wie ein ursprüngliches „Bennewägeli" volksetymologisch zu „Bernerwägeli" umgeformt werden konnte, da ja die Benne noch in der lebenden Mundart weit verbreitet ist. Das sind Gründe gegen Pfaffs Ansicht, die ich bei dieser Gelegenheit geltend machen wollte. Sollte aber Pfaffs Aufstellung auf einem schlagenden Beweismaterial fußen, so lasse ich mich, im Interesse der schweizerdeutschen Wortgeschichte, gerne eines Bessern belehren. Daß übrigens Fuhrwerksbenennungen von den Gegenden, wo sie zum ersten Mal im Gebrauch waren, herstammen können, ist angesichts der Analogie von „Berline" und „Tilbury" nichts Befremdliches.

Zürich. **E. Hoffmann-Krayer.**

4.

Zur Erklärung des Wortes „Backfisch".

Im 3. Heft dieser Zeitschrift S. 214 vermißt R. Eickhoff eine völlig einwandfreie Erklärung des Wortes „Backfisch" in der Anwendung auf junge Mädchen. Die im Grimmschen Wörterbuche gegebene Erklärung „Backfisch, Fisch zum Backen, noch nicht zum Sieden, dann ein junges, unaufgewachsenes Mädchen" enthält doch aber eine solche Erklärung! In den fischreichen Gegenden Norddeutschlands unterscheidet man von den größeren, zum Kochen geeigneten Fischen durchaus die kleineren, nur zum „Backen" geeigneten Tiere, welche die sparsame Hausfrau beim Feilschen mit dem Händler verächtlich mit „Backfisch" betitelt. Ganz kleine, d. h. noch völlig unausgewachsene Fische kommen überhaupt nicht zum Verkauf, sondern werden nach dem Fang von den Fischern aus leicht ersichtlichem Grunde sofort wieder in ihr feuchtes Element zurückbefördert. „Backfisch" ist also ein Fisch von „mittlerer" Größe, in seiner Übertragung auf unser weibliches Geschlecht also ein Mädchen, das nicht mehr ganz klein, aber auch noch nicht erwachsen ist. Die Übertragung des Fisches auf Mädchen ist nicht unbeliebt: man denke an „Goldfisch", „Fischkasten" (d. i. Mädchenpensionat) ꝛc.!

Bad Oeynhausen. Dr. **Ferdinand Teetz.**

5.

Wer entscheidet die Frage: Was heißt „den Stier bei den Hörnern packen?"

Ich erinnere mich einer Beschreibung der Schlacht bei Leipzig, in der etwa folgender Passus vorkam: Napoleon hatte bei dem Dorfe

eine gewaltige Masse Kanonen zusammengeballt. Die Preußen stürmten ohne Erfolg und verloren eine Unmasse Leute. Da äußerte ein General: Wir haben den Stier bei den Hörnern gepackt.

An einer anderen Stelle las ich die Worte: Man kann Blücher die Neigung, den Stier bei den Hörnern zu packen, vorwerfen. Daneben steht in Klammern das französische Sprichwort: Prendre il tison par où il brûle. In beiden Fällen ist doch der Sinn des bildlichen Ausdrucks: eine große Thorheit begehen. Denn wer es unternimmt, den Stier bei den Hörnern zu packen, wird durchbohrt oder in die Luft geschleudert. Auch die Toreros, die spanischen Stierkämpfer, machen nie diesen Versuch. Nun liest man in der neueren Zeit häufig bei Parlamentsreden und anderen Gelegenheiten diese Redensart im Sinne von: eine Sache mit Ernst und ohne Rücksicht auf Gefahr in Angriff nehmen, nach meiner Ansicht kaum richtig: Wenn man allerdings den Stier bei den Hörnern gepackt hat, dann ist er leicht zu lenken, weil der Höreransatz sehr empfindlich ist. Daher wohl die Verwechslung.

Nürnberg. **Spälter.**

6.

überhaupt = besonders.

Der in Rede stehende Gebrauch des Adverb „überhaupt" ist hier im Norden in einem großen Teile des niederdeutschen Sprachgebietes durchaus gewöhnlich. In Hamburg habe ich das Wort in der fraglichen Bedeutung oft aus Volksmund gehört, und hier an der Unterelbe hat es zweifellos Heimatsrecht. Ebenso gilt dies, wie ich festgestellt habe, für das ganze Gebiet bis zur Wesermündung. Sätze wie: „Die Pferde laufen beide gut, überhaupt der Schimmel", oder: „Die Feldfrüchte stehen in diesem Jahre ausgezeichnet, überhaupt die Kartoffeln" sind etwas ganz Geläufiges, namentlich auch in plattdeutscher Form.

Bisher habe ich das Wort für einen mißverstandenen Eindringling aus dem Hochdeutschen in das Niederdeutsche gehalten und bin daher sehr überrascht, dieselbe Erscheinung auch auf rein oberdeutschem Sprachgebiete anzutreffen.

Bemerkenswert ist, daß das Adverb besonders hier zu Lande in der Volkssprache überhaupt nicht beliebt ist, vielmehr an dessen Stelle das Adverb hauptsächlich neben überhaupt gebraucht wird. Die gleiche Zusammensetzung mit „haupt" hat offenbar in diesem Falle auch die Annäherung beider Wörter in Bezug auf die Bedeutung begünstigt.

Cuxhaven. **W. Holzgraefe.**

7.

Zu Schillers Lied von der Glocke.

V. 266—273.

Bis die Glocke sich verkühlet,
Laßt die strenge Arbeit ruhn.
Wie im Laub der Vogel spielet,
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht:
Ledig aller Pflicht
Hört der Bursch die Vesper schlagen —
Meister muß sich immer plagen.

Über den Zusammenhang der von manchen Erklärern hinsichtlich des Satzbaues mit Unrecht getadelten Verse 270—273 mit den vorausgehenden Versen finde ich auch bei Evers, Schillers „Glocke" 1893, S. 103 keine klare Angabe. Sie enthalten die Begründung der Aufforderung in V. 268/9: Denn wenn der Sterne Licht **winkt**, dann hört der Bursch die Vesper schlagen und ist aller Pflicht **ledig**. Nicht deshalb, weil die Arbeit streng war, will der gütige **Meister** den Gesellen ausnahmsweise einen freien Abend gewähren (Evers spricht S. 102 unzutreffend von einer Pause, aber S. 103 richtig von einem pflichtfreien Feierabend), sondern weil mit dem Schlage der Vesperglocke der Gesell pflichtfrei ist, wünscht der gute Meister, daß er sich nach der strengen Arbeit erhole. Dieser letzte Gedanke kommt dem Meister m. E. nicht „wie von ungefähr".

V. 274—276.

Munter fördert seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathütte.

Evers a. a. O. S. 73 und 103 meint, daß die vier Einzelbilder in V. 274—299 wohl jene vier Kulturstufen wiederspiegeln sollen, die Schiller in seinen kulturgeschichtlichen Dichtungen auch sonst vorführt: Jagd, Viehzucht, Ackerbau und bürgerlich geregelte Gewerbthätigkeit; daß also der Wandrer im wilden Forst, „im fernen dunklen Walde, der aber schon von Menschenhand ‚geforstet' ist, also Ordnung, Gesetz, Kultur verrät", wohl der von der Jagd zu seiner Hütte heimkehrende Jäger sei. Der „muntere" Schritt entspräche dem Zweck und zugleich der frohen Aussicht, recht bald die „liebe Heimathütte" zu erreichen, ein Ausdruck, der, recht poetisch-prägnant, nicht bloß Obdach und Nachtlager, sondern auch den trauten Familienkreis einschlösse. Dieser Auffassung kann ich mich nicht anschließen. Die vier Einzelbilder sollen offenbar den glücklichen Zustand des Friedens und der Sicherheit in

einem wohlgeordneten Staate, d. h. die Folgen der „heiligen Ordnung, der segensreichen Himmelstochter“ schildern, und da bieten sie sich eigentlich von selbst dar, ohne daß man an die vier Kulturstufen zu denken braucht. Aber auch in einem weniger friedlichen und sicheren Zustande braucht selbst im „wilden Forst“ ein Jäger, der mit Waffen versehen und wohl gar von einem tüchtigen Jagdhunde begleitet ist, sich am allerwenigsten zu fürchten. Unter dem Wandrer kann der Jäger nicht verstanden werden, und damit fällt auch die Beziehung auf die erste Kulturstufe fort. Evers hat wohl wie andere Erklärer übersehen, daß die beiden Ausdrücke „munter“ und „wild“ einen Gegensatz bilden. Ein Wald, der schon von Menschenhand geforstet ist, also Ordnung, Gesetz, Kultur verrät, kann wohl nicht mehr „wild“ genannt werden. Schiller hat nach meiner Auffassung den Ausdruck Forst nicht im Sinne von „durchforsteter Wald“ gebraucht, sondern will vielmehr sagen, daß in dem geschilderten Zustande die Sicherheit so groß ist, daß selbst im wilden, nicht durchforsteten Walde, der Räubern und Wegelagerern leicht bequeme Schlupfwinkel und Verstecke bietet, ein Wandrer, d. h. irgend jemand, munter, d. h. ohne alle Furcht vor einem Überfall sicher seines Weges gehen kann. Munter also ist der Wandrer, nicht weil er bald sein Haus erreicht, sondern weil er sich sicher, ungefährdet fühlt. Auch Düntzers Erklärung: „Im wilden Forst, wo es ihm beim nahenden Abend unheimlich wird“ stellt die Sache auf den Kopf; dem Wandrer wird im Gegenteil nicht unheimlich. Ebensowenig liegt in dem Ausdruck „er fördert seine Schritte“ der Begriff der Eile, wie Wegener, Schillers Lied von der Glocke, 1897, S. 42, will.

Blankenburg a. H. Prof. **Ed. Damköhler.**

8.

Zu Hebbels Nibelungen.

Siegfrieds Tod, 5. Akt, 9. Scene.

Bei der Ausübung des Bahrrechts im Dom spricht Hagen, als bei seinem Hinzutreten die Wunden des ermordeten Siegfried von neuem zu bluten beginnen:

> Schau her, Kriemhild. So siedet's noch im Toten,
> Was willst du fordern vom Lebendigen?

Dr. H. Gaudig in seiner Schulausgabe des Trauerspiels, die soeben bei Velhagen & Klasing erschienen ist, versteht die Verse folgendermaßen: „So lebhaft siedet das Blut in dem Toten, daß du von ihm, wenn er lebendig wäre, kein stärkeres Blutwallen fordern könntest.“ Ich muß

gestehen, daß ich mir dabei nichts denken kann. Allerdings ist Hebbels Ausdrucksweise an dieser Stelle nicht klar und wird wohl noch zu anderen Erklärungsversuchen Veranlassung geben. Ich glaube aber annehmen zu dürfen, daß Hagen mit dem Lebendigen im Gegensatze zum toten Siegfried sich selbst bezeichnet. Der Sinn der Verse wäre dann: „Wenn noch in dem Leichnam des toten Siegfried das Blut sich so leidenschaftlich gegen mich regt, wie konntest du solches von mir, dem Lebenden, anders erwarten?“ Es liegt darin nach meiner Ansicht ein versteckter Hinweis Hagens darauf, daß Siegfrieds Thaten, welche die seinen in den Schatten stellten, ihm das leidenschaftliche Blut zu dem Morde hätten erregen müssen. Man vergleiche Kriemhilds Rache 4. Akt, 4. Scene (Gaudigs Ausg. S. 125, V. 50), wo Hagen Kriemhild den Grund seines tödlichen Hasses gegen Siegfried auseinandersetzt:

Ich liebte Siegfried nicht, das ist gewiß.
Er hätt' mich auch wohl nicht geliebt, wenn ich
Erschienen wäre in den Niederlanden,
Wie er in Worms bei uns, mit einer Hand,
Die alle unsre Ehren spielend pflückte,
Und einem Blick, der sprach: Ich mag sie nicht!
Trag einen Strauß, in dem das kleinste Blatt
An Todeswunden mahnt, und der dich mehr
Des Bluts gekostet, als dein ganzer Leib
Auf einmal in sich faßt, und laß ihn dir
Nicht bloß entreißen, nein, mit Füßen treten,
Dann küsse deinen Feind, wenn du's vermagst.

Northeim. **R. Sprenger.**

9.

Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.

Zu den Lesestücken des deutschen Lesebuches von Hopf und Paulsiek für Tertia und Untersekunda hat der letzte Herausgeber Foß Erläuterungen geschrieben. Zu vielen Stücken aber hat er sich ihrer enthalten, weil sie keiner Erklärung bedürften. Das ist eine wunderbare Ansicht, der wohl nur wenige Lehrer zustimmen werden. Wenn nun Foß, der erfreulicherweise bei seiner Bearbeitung des Lesebuches auch aus Gustav Freytags Ingo einen Abschnitt aufgenommen hat, diesen den Schülern nicht erklärte, so würden sie manches nicht recht verstehen. Ich hatte neulich den „Bericht des Sängers Volkmar über die Schlacht bei Straßburg“ meinen Obertertianern zum Lesen aufgegeben und ihnen gesagt, sie möchten sich merken, was sie nicht verständen. Natürlich hatten sie alle alles verstanden. Als ich aber nach den Kriegshunden des Gottes fragte, wußten viele nicht Bescheid, und die Walstatt war manchen ebensowenig

bekannt wie die Walhalla und die Aufgabe der Walküren. Daß sie über Helas Thor weglesen würden, hatte ich mir gleichfalls richtig gedacht. Was mir aber den Anlaß giebt, diese Zeilen zu schreiben, war die Antwort eines Schülers auf meine Frage nach den Blutbesprecherinnen. Der Schüler erklärte sie nämlich als Frauen, die aus dem Blute die Zukunft vorhersagten. Ich mußte die Antwort also richtigstellen und griff etwas weiter aus, indem ich den Schülern mitteilte, daß früher und auch heute noch vielfach vom Volke versucht werde, Krankheiten durch Besprechen zu heilen. So bestreiche man die Warzen bei zunehmendem Monde mit Speckschwarte und spreche dabei:

Wat ik hier seih (den Mond), dat neme tau,
Wat ik bestrike, dat neme af.
Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes. Amen!

Man betupfe den Ausschlag am Munde mit Watte und sage, indem man sie in fließendes Wasser werfe:

Witte Wulle un Hesebrand,
Gat tausammen na Engeland,
Witte Wulle, kumm wedder,
Hesebrand, blif ute.

So gab ich an, daß auch das Snar (Knacken im Handgelenke oder auch Oberbein), das Herzspann, die Rose und der Bluterguß durch Sprechen einer Formel gebannt werden solle, und teilte den Schülern die Formeln mit, die ich für das Blutbesprechen auf den Dörfern bei Braunschweig gehört habe. Sie lauten:[1])

Es stehn drei Lilien auf Christus' Grab,
Die erste heißt „Gertrud",
Die zweite heißt „Kommt kein Tropfen heraus",
Und die dritte heißt „Steh Blut!"
Unser Herr Christus hat über dies Blut zu kämpfen.

In Gottes Garten stehn drei Blümelein:
Die erste ist Gottes Güte,
Die zweite Gottes Liebe,
Die dritte Gottes Wille,
Bei dir steh das Blut jetzt stille!

Du sollst nicht quillen,
Du sollst nicht schwillen,
Du sollst nicht brechen,
Du sollst nicht stechen!

Braunschweig. **Otto Schütte.**

---

1) Vergl. Zeitschr. d. V. f. Volkskunde, Heft 1 1900.

10.

Zu Hauffs Phantasien im Bremer Ratskeller.

Eine wissenschaftliche Geschichte der Trinkgelage und der Trinkpoesie, die dem ernsthaften G. Gervinus keine unwürdige Aufgabe zu sein schien (Histor. Schriften Bd. VII), ist meines Wissens noch nicht geschrieben und wird bei der Fülle des Stoffes wohl so bald nicht geschrieben werden. Schon die deutsche Litteratur ist schwer zu erschöpfen.

Vom „hails goticum“ zu den ausgelassenen Zechliedern der Vaganten, vom köstlichen Weinschwelg zu Hans Rosenplüts Weingrüßen und Weinsegen, von Fischarts groben Litaneien der Trunkenen über die Anakreontiker zu Goethes Westöstlichem Diwan, von Hauffs Phantasien im Bremer Ratskeller bis auf Scheffels feuchtfröhliche Kneipgedichte, um nur einiges zu nennen, welch ein weiter Weg, von dem verschlungene Pfade abseits nach verschiedenen Richtungen führen!

Eine Perle unter allen Dichtungen der neueren Litteratur, welche die Gabe des Bacchus verherrlichen, ist Hauffs den zwölf Aposteln im Ratskeller zu Bremen gewidmetes Büchlein.

Mit Recht betont F. Bobertag in der Einleitung zu seiner Ausgabe (Kürschners Deutsche Nationallitteratur Bd. 157) die gesunde und deutsche Natur dieser Phantasien im Gegensatz zu den dämonischen Fratzen des unglücklichen E. Th. A. Hoffmann und bemerkt (was schon von anderen gesagt sei), daß die stark hoffmannisierende Figur des gespenstischen Kellermeisters Balthasar Ohnegrund nicht recht zu dem Geist und der Stimmung des Ganzen passen will. Nun läßt sich das Urbild sowohl dieser Gestalt als auch ihres Widerparts, des gegen jeden Trunk gefeiten zauberischen Ratsherrn Walther nachweisen; es ist der um 280 n. Chr. vom Kaiser Probus überwundene Kronprätendent Bonosus, von dem sein Biograph Flavius Vopiscus die wunderbarsten Dinge zu berichten weiß. Bonosus domo Hispaniensi fuit, origine Britannus, Galla tamen matre; ut ipse dicebat, rhetoris filius, ut ab aliis comperi, paedagogi litterarii. Parvulus patrem amisit atque a matre fortissime educatus litterarum nihil didicit. Er machte die militärische Laufbahn durch und stieg zu der Würde eines „dux limitis Raetici“ auf. Bibit, quantum homo nemo. De hoc Aurelianus saepe dicebat: „Non ut vivat, natus est, sed ut bibat“. Quem quidem diu in honore habuit causa militiae. Nam si quando legati barbarorum undecumque gentium venissent, ipsi propinabantur, ut eos inebriaret atque ab his per vinum cuncta cognosceret. Ipse quantumlibet bibisset, semper securus et sobrius et, ut Onesimus dicit, scriptor vitae Probi, adhuc in vino prudentior. Habuit praeterea rem

mirabilem, ut quantum bibisset, tantum mingeret, neque unquam eius aut pectus aut venter aut vesica gravaretur. (Scriptores histor. August. ed. H. Peter[2], XXIX cap. 14.) Wenn auch die durch den Druck hervorgehobene Schilderung unfraglich am besten auf den Senator Walther paßt, so fehlen doch nicht Züge, die wir am Kellermeister Balthasar wiederfinden. Ob Hauff die Stelle in den Script. hist. Aug. oder überhaupt die geschichtlich recht schemenhafte Gestalt des Bonosus gekannt hat, stehe dahin. Vielleicht ist sie ihm von zweiter Hand übermittelt worden, vielleicht bereits litterarisch verarbeitet. Jedenfalls ist bemerkenswert, wie die ungeheure Trinkfähigkeit des alten Britanniers, d. h. hier des Ratsherrn Walther, durch eine neue märchenhafte Erfindung motiviert wird, die mit dem Geiste der ganzen Erzählung im besten Einklang steht.

Stettin. **Georg Knaack.**

11.

Ein Widerspruch in Lessings Nathan dem Weisen.

Im Gymnasium 1900 Sp. 233 habe ich bei einer Besprechung von J. Buschmanns trefflicher Ausgabe des Nathan (Paderborn, Schöningh, 1899) Anstoß genommen an Buschmanns Bemerkung zu II 980: „Daß sich der Tempelherr noch als Gefangenen des Saladin betrachtet (vergl. I 654 flg.), ist nicht recht begründet und um so auffallender, als er bereits Pilger auf den Sinai hat begleiten können, ohne Saladin darum zu fragen.“ Damit hat Buschmann, soweit ich die verschiedenen Ausgaben einsehen konnte, sich das Verdienst erworben, zuerst auf diese Schwierigkeit im Nathan aufmerksam gemacht zu haben.

Netoliczka (Leipzig, Freytag, 1894), Üllner (Berlin, Reuther & Reichhard, 1896), Ammer (Bamberg, Buchner, 1896), Thorbecke (Velhagen & Klasing, 1899), R. Peters (Leipzig, Bredt, 1900) bezeichnen einfach den Tempelherrn als Gefangenen Saladins und betonen dabei mehr oder weniger die beim Beginn des Stückes noch vorhandene und von jenem empfundene Ungewißheit, was Saladin weiter über ihn verhängen werde, gehen aber alle stillschweigend an den einander widersprechenden Stellen des Stückes vorüber.

Auch ich möchte nun im Gegensatz zu Buschmann von der Annahme ausgehen, daß der Tempelherr noch Saladins Gefangener ist, oder wenigstens noch nicht voll und förmlich freigegeben worden ist, wie er selber am deutlichsten IV 273—77 dem Sultan selbst und ähnlich I 654 dem Klosterbruder, sowie II 580 Nathan gegenüber ausspricht, abgesehen von I 573 (und ähnlich III 621), wo „ein Gefangener“ nur = captus und nicht gerade = captivus zu sein braucht. Auch wäre das ein äußerer

Grund, eine Rechtfertigung, warum er überhaupt in Saladins damaliger Residenz geblieben ist, wo er doch sonst nichts mehr zu suchen hätte. Daß Saladin selbst III 583 fragt: „Ist er denn noch hier?“, könnte man so erklären, daß der Sultan über seinen gerade jetzt sehr schweren Sorgen und zahlreichen Geschäften vergessen hat, daß er noch keine endgiltige Bestimmung über das weitere Schicksal des vom Tode begnadigten Tempelherrn getroffen hat. Ich fasse also die einstweilige Stellung des Tempelherrn auf wie die eines kriegsgefangenen Offiziers, dem auf sein ehrenwörtliches Versprechen, nicht zu entfliehen oder in dem schwebenden Kriege wieder gegen seinen Besieger zu fechten, innerhalb eines gewissen Rayons Bewegungsfreiheit verstattet wird.

Daß der Tempelherr sich also in dem ummauerten und bewachten Jerusalem frei bewegen kann, wäre unter dieser Annahme, welche in dem Gedichte freilich nicht ausgesprochen ist, aber dem früheren Sekretär des Breslauer Festungsgouverneurs als selbstverständlich erscheinen mochte, nicht mehr auffallend, wohl aber, daß der Tempelherr Pilger auf den Sinai geleiten kann, vergl. I 595, 726 und III 129 flg. Wenn nach II 214 „da (d. h. in Ägypten, also wohl auch auf der benachbarten und geschichtlich meist dazu gehörigen Halbinsel Sinai) noch alles ruhig ist“, so würde ja auch bei diesem Geleit der Tempelherr sich wenigstens noch innerhalb des Saladinschen Gebiets und Machtbereichs befinden, aber doch bei der Entfernung des Sinai und der dadurch bedingten, im Stücke selbst auch ausgesprochenen langen Dauer dieser Reise eine ganz ungewöhnliche Bewegungsfreiheit genießen. Eine solche muß in der That auch der Patriarch bei seinem demselben zugedachten Auftrage voraussetzen.

Doch, kann eigentlich der Tempelherr noch „Pilger auf den Sinai geleiten?“ geleiten im herkömmlichen und erst recht für jene Zeit anzunehmenden Sinne des Wortes? „der Gefangene des Sultans“ sie beschützen gegen ihre gewöhnlichen Feinde, die Muselmänner, die Krieger und Unterthanen des Sultans? Aber es war ja auch noch kein allgemeiner und offener Kriegszustand zwischen dem vertragstreuen Saladin und den Christen eingetreten, und so brauchten auch die Pilger am Ende noch keinen bewaffneten Schutz gegen die Muselmänner überhaupt, sondern nur gegen etwaige Räuber, die ihnen wider Saladins Willen nachstellten. Nebenbei konnte ihnen der Tempelherr auch als ortskundiger Führer dienen. Daß wirklich einstweilen mit dem „Geleit“ nicht viel Gefahr und Ruhm verbunden war, was doch, wenn dabei Kämpfe mit sarazenischen Kriegern zu erwarten standen, so gut wie bei jedem anderen kriegerischen Wagnis zugetroffen wäre, das scheint auch aus der geringschätzigen Art hervorzugehen, wie der Tempelherr I 595 davon spricht.

Boppard. **Karl Menge.**

12.

Das Rätsel von der Mulde.

Unter dieser Überschrift druckt Köhler in seinem Sagenbuch des Erzgebirges (1886) S. 604 folgende Verse des Johannes Mathesius ab:

Rat' was ist das? Drei Wasser=Strom[1])
Die ha'n Ein' Syllb', Ein'n deutschen Nam',
Ein's theuern Doctors[2]) Namen zwar,
Ein's frommen Weibes Sterbejahr[3]).
Allen in vier Buchstaben steht:
„Gnad dir Gott" sprech, wer hierfür geht!"

Unter der frommen Frau dürfte aber nicht, wie K. anführt, die Witwe des Kurfürsten Moritz, sondern Mathesius' Gattin zu verstehen sein. Heißt es doch in dem an den 2. Teil der „Leychpredigten" (hg. von Loesche, 1896 = Joh. Mathesius' Ausgewählte Werke Bd. 1) angehängten Trauergedichte S. 66:

Paul Richters kind | das Christlich Weyb |
Sibil | Mathesi halber leyb.
Die schlieff in jrn Sechs wochen ein |
Ließ vier Sön | vnd drey Tochter klein.
Zur Faßnacht starb sie in dem Thal |
Der Fluß MVLDA gibt die Jarzal.

(Vergl. auch Johannes Mathesius. Von Georg Loesche, Bd. 1, Gotha 1895, S. 207.)

Dresden. **Karl Reuschel.**

13.

Koggenoor.

Koggenoor ist das rechts vor der Einfahrt in den Hafen liegende seichte Wasser in der Bucht Wismar an der Ostsee. Das Koggenoor wird durch das Bollwerk von dem übrigen Teil des Hafens abgeschnitten. Boehm hat vor Jahren im „Mecklenburger Tagesblatt" diese eigentümliche Ortsbezeichnung zu erklären versucht. Es finden sich folgende Schreibungen: Koggenoor, Kogenor, Kognor, auch mit C: Cognor und Cognoir. Boehm erklärt nun die Zusammensetzung bestehend aus Kogge und oor. Kogge war im frühen Mittelalter ein kleines, muschelartig gebautes und daher breites Kriegsschiff (alth.: kocho, lat.: concha (Muschel), mhd.: kogge, althol.: kogghe, holl.: kog, kogge). Der Plural lautet die Koggen. Den zweiten Teil erklärt er als „Wasser" und erinnert

---

1) Die Zschopau, Freiberger und Zwickauer Mulde.
2) D. M. L. Doctor Martin Luther.
3) M. D. L. V. (1555) starb die Witwe Kurfürst Moritz'.

an hochd.: Aar, den Nebenfluß des Rheins. So wäre dann Kogge-noor das Koggenwasser, d. h. der Ankerplatz der Kriegsschiffe. Ob das alte Stadtfort „Kagge“, das zur Schwedenzeit ebenfalls am Hafen lag, damit zusammenhängt, ist wohl fraglich. B. von Rerik-Stockholm hat dann in einer anderen Nummer des „Mecklenburger Tagesblattes“ darauf hingewiesen, daß das Wort kogg im Schwedischen nicht zu finden ist, daß aber die entschieden korrumpierte französische Schreibweise Cognoir sich in schwedischen offiziellen Stücken aus dem siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert fast durchgängig findet. In derselben Nummer bemerkt A. Raettig, daß der Name Noor noch jetzt gar nicht selten im Schleswigschen und Dänischen vorkommt und eine flache, nach dem Ufer zu oft in Sumpf übergehende Meeresbucht bezeichnet. Berühmt ist das Nübelnoor, über welches hinweg im Jahre 1864 die Preußen die Düppeler Schanzen von Süden her beschossen. Auch an der vielfach zerrissenen Küste des nördlichen Jütland kommt das Wort Noor mehrfach vor. Es wäre interessant, wenn einer der Fachgenossen weitere Mitteilungen zur Erklärung des Wortes machen könnte.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

14.

Ein vergessenes Gedicht auf Philipp Buttmann von Johannes Minkwitz.

An der Hand der griechischen Schulgrammatik Philipp Buttmann's ist noch mancher von uns in die Sprache Homers eingeführt worden. Nach jenes Tode (21. Juni 1829) verfaßte der vermeintliche „andere Platen“, Johannes Minkwitz († 29. Dezember 1885), damals Primaner der Dresdner Kreuzschule — die Schülerlisten nennen ihn nicht —, eine „Klage um Buttmann's Tod“ („De obitu Buttmanni sensa pietatis“) — in einundzwanzig griechischen Distichen — und brachte dieselbe bei Ferdinand Philippi (Lippert) im „Merkur“ (Nr. 84 vom 13. Juli 1829) mit der Verdeutschung an. Die Redaktion bemerkt u. a. dazu: „Minkwitz[1]) ist der Sohn eines unbemittelten Bauers (zu Lückersdorf) bei Camenz, der eine zahlreiche Familie zu ernähren hat und außer Stande ist, dem jungen Manne die nöthigen Subsistenzmittel zur Fortsetzung seiner Studien zu gewähren; wollten daher Menschenfreunde dem hoffnungsvollen jungen M. irgend eine Unterstützung, bestehe sie nur in Büchern oder Mittagstischen, zufließen lassen, so ist der Unterzeichnete zu näherer Auskunft gern bereit.“

---

1) So steht der Name auch im Kamenzer Kirchenbuche. Johannes setzte freilich „ck“.

Der Nachruf, der weder in M.'s „Gedichten" (1847), noch in dessen „Liedern und Oden" (1854) enthalten ist, beginnt also:

„Θυμὸν ἔχει πένθος", „Trauer erfüllt unser Herz".

Blasewitz. **Theodor Distel.**

15.

Zu Heft 12, S. 839, Jahrg. 13.

Der Gebrauch von überhaupt an Stelle von hauptsächlich ist in Ost- und Westpreußen ebenfalls sehr verbreitet und beschränkt sich keineswegs auf die niederen Volksschichten. In der Sprache des Volkes wird sogar überhaupt stets für besonders und hauptsächlich angewandt. Man würde sich nie ausdrücken: er ißt gerne Kartoffeln, besonders gestuckt (= gestampft), sondern: er ..., gestuckt überhaupt oder: das ist ein guter Kerl, überhaupt wenn er schläft. — Gleichfalls findet sich, wenn auch vereinzelt, in Ostpreußen die Sprechweise: wir haben sich gut unterhalten. Gebildete brauchen das Reflexivpronomen dritter Person für die erste nur in scherzhafter Rede. Der falsche Gebrauch ist ohne Zweifel dem Einfluß der polnischen Masuren zuzuschreiben. Im Französischen findet sich diese Eigentümlichkeit ebenfalls, vergl. Tobler: Beiträge zu den vermischten Beiträgen zur französischen Grammatik, 3. Folge, S. 126. — Kommt sonst irgendwo meist im Sinne von beinahe vor, oder dreist an Stelle von selbst? In Ost- und Westpreußen pflegt man zu sagen: Der Topf ist meist voll (vergl. engl. almost); du gehst nicht, wenn er dich dreist auffordert.

Elbing. Dr. **F. Graz.**

16.

Dativ für Accusativ bei Lessing.

Das Vorbild auch des korrekten Ausdrucks, Lessing, schreibt aus Berlin unterm 30. Mai 1749 an seinen Vater: „Ich habe Ihnen schon in dem letzten Briefe ersucht ..."

Thdr. Dstl.-Blswtz.

W. Abele, Die antiken Quellen des Hans Sachs. II. Beilage zum Programm der Realanstalt in Cannstatt. Ostern 1899, 76 S. gr. 8°.

Der Verfasser hat die Quellen jetzt in alphabetischer Reihenfolge aufgeführt, da sich kein anderes festes Ordnungsprinzip ergiebt. Er verzeichnet zuerst die Quellen aus dem Altertum, sodann diejenigen des Mittelalters, welche Hans Sachs gleichfalls antike Stoffe übermittelt

haben. Diese zweite Abteilung enthält also die mehr oder weniger zeitgenössischen Werke. Schließlich werden diejenigen Gedichte zusammengestellt, welche nicht nach ihrem vollen Inhalt einer Quelle zugehören, welche aber Beispiele, Citate rc. aus dem Altertum enthalten. An erster Stelle stehen Apollonius (Histori des Künigs Apollonij. Deutsch von Steinhöwel, 1471), Aristophanes[1]) und Aristoteles, sowie des Boëthius De consolatione philosophiae. Unklar ist das Verhältnis des Hans Sachs zu der Tabula Cebetis. Zahlreich sind die Entlehnungen aus Cicero, Eusebius (Das Buch der geschicht deß großen Alexanders), Herodianus (von Marco Elio Antonino Philosopho an untz auff Gordianum den jüngern), Lucian[1]), Lucius Apulejus (von einem gulden Esel) und Ovid. Die Anklänge an Plautus behandelt Abele S. 103 bei Albrecht von Eybe. Es folgen C. Plinius Secundus (Natürlicher History Fünff Bücher), woran Konrads von Megenberg Buch der Natur angeschlossen wird, darauf Ptolemaeus, Seneca (Sittliche Zuchtbücher), Stobaeus (Scharfsinnige Sprüche), L. Suetonius Tranquillus (von Geburt, Leben, Thaten und Todt Julij, Augusti, Tyberij rc. der XII ersten Römischen Keyser), Terentius, Valerius Maximus (im Besitz von Sachs), Virgil und Xenophon. Die von Sachs benutzten Quellen des Mittelalters sind natürlich noch zahlreicher. Abele beginnt in seiner Übersicht mit Johann Agricola (Sybenhundert und fünfftzig Teutscher sprichwörter. Haganaw 1534). Besonders viel ist benutzt Boccatius (Die 99 durchlewchting frawen). Im Besitze von Hans Sachs befand sich Brants Narrenschiff. S. 101 flg. werden behandelt Bened. Chelidonius (Voluptatis cum Virtute Disceptatio), Albrecht von Eyb (Ehebüchlein und Spiegel der Sitten), die Gesta Romanorum, Christoph Bruno von Hyrtzwil (Etliche historien unnd fabeln gantz lustig zu lesen rc.), Johannes Pauli Schimpf und Ernst, Petrarca, Polydorus Virgilius Urbinas (Von der erfyndern der dyngen), Joannis Ludovici Vivis (Von der underweysung ayner Christlichen frauwen III Bücher), Niclas von Wyle, Translationen. Im dritten Abschnitt (S. 114 flg.) folgt eine Zusammenstellung derjenigen Gedichte, in welchen Beispiele und Citate aus dem Altertum eingestreut sind. Auf die Mythologie im einzelnen ist keine Rücksicht genommen, um unnötige Wiederholungen zu vermeiden. Die Namen und der Hauptcharakter der alten Götter waren natürlich jedem Meistersinger geläufig. S. 125 flg. giebt Abele einen Überblick über sämtliche bei Sachs vorkommenden Göttergestalten mit ihren charakteristischen Zügen.

1) Schon behandelt von Thon, Das Verhältnis des Hans Sachs zu der antiken und humanistischen Komödie.

S. 129 und 130 fügt der Verfasser noch einige Nachträge bez. Berichtigungen zum I. Teil hinzu. Sehr wertvoll für den Fachmann sind das alphabetische Quellen- und das Sachregister am Schlusse. Die beiden Register sind um so wichtiger, als der Verfasser die gewonnenen Resultate wegen Raummangels nicht noch einmal im Überblick zusammenstellen konnte und auch eine weitere Fortsetzung der interessanten Studie nicht folgen wird. Die fleißige Arbeit beweist eingehend die große Belesenheit und das kritische Verständnis des berühmtesten unter den Meistersingern.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Vaterländische Schülerfeste an der Realanstalt am Donnersberg. III. Kaiser Konrad II., der Gründer der Abtei Limburg an der Hart, sowie des Domes zu Speyer, und das mittelalterliche Kaisertum auf dem Höhepunkt seiner Machtstellung. Kirchheimbolanden, Druck und Verlag von Karl Thieme, 1899. 8°. 23 S.

Auch diese, vom Realienlehrer Fr. Sametinger verfaßte, durchweg echten Patriotismus atmende Abhandlung verdient dieselbe unbedingte Empfehlung wie die frühere über Kaiser Karl, die der Direktor der Anstalt Dr. E. Göbel geschrieben hatte. Wie schon der Titel besagt, geht der Verfasser von dem historisch durchaus richtigen, bereits von Giesebrecht ausgesprochenen Grundgedanken aus, daß der Rheinfranke Konrad II. das römische Kaisertum auf den Höhepunkt seiner Macht erhoben hat. Sehr interessant und auf eingehender Litteraturkenntnis beruhend sind die Mitteilungen über Konrads II. Wahl, seine späteren Schicksale, seine wiederholt gezeigte Härte und Rücksichtslosigkeit, die Sametinger S. 8 treffend aus des Helden freudloser Jugendzeit erklärt, seine Streitigkeiten mit dem Stiefsohn Ernst, dem Lieblinge des deutschen Volkes, welchen er S. 10 richtig als ungebärdigen Rebellen bezeichnet, und seine beiden großen Schöpfungen auf dem Gebiete der bildenden Kunst. Die Limburg an der Hart, Konrads Stammsitz, war in der That des Geschlechtes Familienkloster, der Speyerer Dom, der ein ganzes Stück wechselvoller deutscher Geschichte wiederspiegelt, ein erhabener Ausdruck des erhöhten kaiserlichen Machtbewußtseins, wie S. 17 hervorgehoben wird. Das angehängte, zwei Seiten lange Gedicht „Beim Speyerer Dom“ von E. Deye ist nach Form und Inhalt als höchst gelungen zu bezeichnen und wirkt geradezu rührend. In der Hinneigung der Kaiser zu Italien findet der Dichter den Grund des früheren Verfalls des herrlichen deutschen Reiches, das durch Bismarck wieder auferstehen sollte. Als eine Art Anhang ist die Erklärung des musikalischen Aufbaus der Ouverture zu Uhlands Trauerspiel „Ernst, Herzog von Schwaben“ zu

betrachten, in welcher der Komponist, der Musikdirigent der Schule L. Wettschureck, den Gedankengang des Musikstücks entrollt und überzeugend nachweist, daß er die Musik der jedesmaligen historischen Situation mit großem Geschick anzupassen verstanden hat.

Wollstein (Posen). Dir. Dr. **K. Löschhorn.**

B. Burckas, Die Ohrdrufer Familiennamen nach Herkunft und Bedeutung, Teil IV. Der Stammbaum des Ohrdrufer Zweigs der Familie von Johann Sebastian Bach von F. Thomas. Jahresbericht des Gräflich Gleichenschen Gymnasiums Ostern 1899. 20 S. gr. 8°.

Während es sich im vorigen Abschnitt im wesentlichen um die Angabe der Herkunft handelte, kommt es hier auf die Bezeichnung der Wohnstätte oder des Besitztums an. Dort konnte der Verfasser mehr oder weniger vollständig die dem Familiennamen gleichnamigen Ortschaften aufzählen, hier liegen zum großen Teil Benennungen allgemeinster Art vor, die sich überall, wenn auch mundartlich verschieden, wiederholen können. Er teilt diese nun ein nach den natürlichen oder künstlichen Merkmalen, die zur Bezeichnung einer Wohnstätte Anlaß geben können. Eine genaue Scheidung läßt sich allerdings nicht überall durchführen. Die Bildung der Familiennamen geschieht auch in dieser Klasse durch Vorsetzung eines Verhältniswortes oder durch Ableitung. Die vollen Namen wie Auf der Mauer, Aus'm Werth, Beiderlinden, Amthor, Zumbusch, Zumsteg, mecklenb.: Vonsee haben sich in anderen Gegenden mehr erhalten als in dem behandelten Gebiet.

Es folgen nun die Benennungen nach der Beschaffenheit des Geländes (z. B. Ambergk, Bühling, Röhn, Steiger, Dahl, Döhler u. a.), nach dem Wasser (z. B. Bachmann, Wassermann, Gutwasser, Brock Sölk von Sol-Lache u. a.), von Wald, Weide und wildwachsenden Pflanzen (z. B. Busch, Heinich, Erl, Eschner, Weide, Rohr, Borst u. a.), von Feld und Wiese (Sengewald, Übelagker, Anger, Haberland, Heterich, Firnhaber u. a.), von Weg und Steg (z. B. Rittweger Brückner u. a.), von Hof und Gut und Gebäuden (z. B. Höfgen, Stadermann, Pfort, Schöps u. a.). Die Bezeichnungen nach dem Amt und Gewerbe hat der Verfasser zur bequemeren Übersicht nach den Anfangsbuchstaben geordnet (von Ackermann — Zö[l]ner und Zucker, Räuber, S. 8—14 incl.). Es folgen S. 14—16 incl. die Spitznamen. Bei den Ausdrücken für Werkzeuge und Geräte, Metalle und Geld, Kleidung, Speisen und Getränke ist natürlich öfters ein Hinweis auf das Gewerbe wahrzunehmen. Der Verfasser unterscheidet weiter Verwandtschaftsbezeichnungen, Lebensalter, Zeitbestimmungen, körperliche Erscheinung,

geistige und Charaktereigenschaften, Satznamen (z. B. Greifzu, Hüpauf, Dringkaus, Trinkaus, Tonnernicht, Thu mir nichts u. a.), vergl. meckl. Fretwurst u. a.

Die zweite Arbeit von Thomas verdankt ihre Entstehung der im Sommer 1898 in Ohrdruf veranstalteten Feier der Erinnerung an Joh. Seb. Bachs Ohrdrufer Schulzeit. Er forscht nach den noch lebenden männlichen Nachkommen von Johann Christoph Bach, in dessen Familie der verwaiste jüngere Bruder Johann Sebastian von 1695 bis 1700 Aufnahme fand.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Schäfer und Krebs, Biblisches Lesebuch für den Schulgebrauch. 3. Aufl. Verlag von Moritz Diesterweg in Frankfurt a. M.

Die Frage, ob es besser sei, den Schülern die ganze Bibel oder einen Auszug daraus in die Hand zu geben, ist immer noch nicht endgültig entschieden, aber es wächst die Zahl derer mehr und mehr, die einem Bibelauszug den Vorzug geben. Auch das biblische Lesebuch von Schäfer und Krebs erfreut sich immer weiterer Einführung. Und in der That, man kann ihm gewisse Vorzüge nicht absprechen. Der Druck ist groß und schön, die Zeichensetzung ist modern[1]), die Beigabe von Karten und Tabellen ist zweckentsprechend die Einteilung der einzelnen Kapitel in gewisse Abschnitte und die Verwendung von Überschriften für diese ist für Lehrer und Schüler von Vorteil. Der größte Vorzug des Bibelauszuges aber liegt in der Ausscheidung solcher Stellen, deren Lektüre sich für Schüler nicht eignet. Das Buch würde deshalb durchaus brauchbar sein, wenn es einer Forderung gerecht würde, die wir Lehrer des Deutschen stellen müssen. Es wird sonst peinlich darauf gehalten, daß den Schülern nur solche Bücher in die Hand gegeben werden, deren Sprache durchaus korrekt ist, d. h. mit den modernen sprachlichen Gesetzen im Einklang steht. Der Bibelauszug von Schäfer und Krebs hat aber die Ausdrücke, Wendungen und Konstruktionen der Lutherischen Bibel beibehalten. Ich sehe darin einen großen Nachteil und habe die Erfahrung gemacht, daß die Schüler, namentlich in den unteren und mittleren Klassen, sich durch das Bibeldeutsch bei ihren schriftlichen Arbeiten beeinflussen lassen, ja sich auf Konstruktionen der Bibel berufen. Ich halte es deshalb für geboten, daß die Lehrer des Deutschen gegen das hier verwendete Deutsch Einspruch erheben. Phil. 1,6 liest man: „Und ich bin desselben in guter Zuversicht, daß, der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollführen bis an den Tag Jesu Christi". Man erwartet

1) Vergl. H. Wehner, Deutsche Interpunktionslehre. Salzungen, Witzmann.

dafür doch wenigstens: „Und ich bin dessen in guter Zuversicht: der in euch angefangen hat das gute Werk, der wird es auch vollenden bis auf den Tag Jesu Christi". Phil. 2,6 heißt es: „Welcher, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, hielt er es nicht für einen Raub". Warum schreibt man nicht: „Denn dieser hielt es, ob er wohl in göttlicher Gestalt war, nicht für einen Raub"? Röm. 5, 12 und 18 lesen wir: „Derhalben, wie durch einen Menschen die Sünde ist gekommen in die Welt und der Tod durch die Sünde, und ist also der Tod zu allen Menschen durchgedrungen, dieweil sie alle gesündigt haben; wie durch eines Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist: also ist auch durch eines Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens über alle Menschen gekommen. Es sollte besser doch wohl heißen: „Darum, wie durch einen Menschen die Sünde in die Welt gekommen und durch die Sünde der Tod und so der Tod zu allen Menschen hindurchgedrungen ist, weil sie alle gesündigt haben, wie nun also durch eines Menschen Sünde die Verdammnis über alle Menschen gekommen ist, so ist auch durch eines Menschen Gerechtigkeit die Rechtfertigung des Lebens zu allen Menschen gekommen." Röm. 6,4 hat folgende Fassung: „So sind wir ja mit ihm begraben durch die Taufe in den Tod, auf daß, gleichwie Christus ist auferweckt von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, also sollen auch wir in einem neuen Leben wandeln". Statt dessen erwartet man zum mindesten: „So sind wir denn durch die Taufe auf seinen Tod mit ihm begraben, auf daß, gleichwie Christus auferweckt ist von den Toten durch die Herrlichkeit des Vaters, auch wir in einem neuen Leben wandeln". Joh. 3,12 heißt es: „Wenn ich euch von himmlischen Dingen sagen würde". Warum wird nicht „sagte" verbessert? 1. Mos. 1,14 ist in Lutherischer Übersetzung so wiedergegeben: „Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheiden Tag und Nacht und geben Zeichen, Zeiten, Tage und Jahre und seien Lichter an der Feste des Himmels, daß sie scheinen auf Erden". Man sieht nicht ein, warum man nicht ändern soll: „Es werden Lichter an der Feste des Himmels, die da scheinen Tag und Nacht und Zeichen seien für die Zeiten, Tage und Jahre, und sie seien Lichter an der Feste des Himmels, auf die Erde zu scheinen". Es ist überflüssig, noch mehr Beispiele für das altertümliche Deutsch des Bibelauszugs von Schäfer und Krebs anzuführen, man könnte Hunderte beibringen. Die Gründe, die man gegen die Änderungen ins Feld führt, sind nicht stichhaltig. Ich glaube nicht, daß die altertümliche Sprache den Ernst und die Feierlichkeit, die über das Ganze ausgegossen ist, erhöht. Ich habe noch niemals, so oft ich auch die Glarner Familienbibel zur Hand genommen habe, den Eindruck

gehabt, als vermisse ich etwas, als gehe ein Stück meiner inneren Beteiligung verloren. Ich glaube im Gegenteil: wenn die Bibel in modernem Deutsch abgefaßt wird, wird sie wieder verständlicher, zugänglicher. Das ist von großer Wichtigkeit sowohl für die Schule als auch für das Haus. Man wünscht und man muß wünschen, daß die Bibel wieder mehr Volksbuch, daß sie in den breiten Schichten des Volkes wieder eine Macht werde. Um dies zu erreichen, ist es aber auch nötig, daß man die sprachlichen Unebenheiten entfernt. Sieht sich der gemeine Mann vor Schwierigkeiten des Textes gestellt, so legt er ein solches Buch bald wieder beiseite. Das Publikum wird dagegen um so lieber die Bibel in die Hand nehmen, je verständlicher der dargebotene Text ist. Es ist deshalb sehr zu wünschen, daß die Herausgeber des biblischen Lesebuches in einer Neuauflage diesen Wunsch berücksichtigen. Das Festhalten am Alten geht in diesem Lesebuch so weit, daß falsch oder doch ungenau übersetzte Stellen nicht verbessert sind. Man liest Ps. 51,6: „An dir allein habe ich gesündigt und übel vor dir gethan, auf daß du recht behaltest in deinen Worten und rein bleibest, wenn du gerichtet wirst", während es heißen sollte: „wenn du richtest" oder „in deinem Gericht". Ps. 104,4 hätte man erwartet: „Du machst Winde zu deinen Engeln, Feuerflammen zu deinen Dienern", dafür wird in dem Bibelauszug beibehalten: „Der du machst deine Engel zu Winden und deine Diener zu Feuerflammen". Auch nach dieser Richtung bedarf das biblische Lesebuch von Schäfer und Krebs der Verbesserung.

Salzungen. **H. Wehner.**

Meine Religion. Mein politischer Glaube. Zwei vertrauliche Reden von J. W. v. Goethe. Zusammengestellt und herausgegeben von Dr. Wilhelm Bode. Berlin 1899, E. S. Mittler & Sohn. Geheftet 1 M., elegant gebunden 1 M. 75 Pf.

Das Buch erscheint gerade deswegen besonders anziehend und wertvoll, weil Verfasser nicht, wie so viele andere mit glänzendem Erfolge gethan, über Goethe selbst schreibt, sondern ihn redend einführt, so daß man ein vollständiges Bild von den Ansichten des Dichterfürsten, dem man hier thatsächlich gegenübersteht und den man aus dem logisch entwickelten religiösen und politischen System leicht erkennt, über die großen Fragen der Zeit und Ewigkeit erhält. Bisher fehlte eine in sich zusammenhängende, kurz orientierende Arbeit über das Thema, das allerdings schon öfter gestreift oder mehr abgerissen behandelt worden ist, und es blieb dem Einzelnen überlassen, sich Goethes Lebensauffassung und Grundanschauung über das Verhältnis des Menschen zu Gott und zur Mensch-

heit aus des Meisters vielfach zerstreuten Äußerungen selbst zu konstruieren.

Das Material der Arbeit stammt aus zahlreichen Auszügen Goethescher Gespräche, Briefe und Werke; die Anordnung im ganzen und Durchführung im einzelnen befriedigt vollkommen, zumal die verschiedenen Aussprüche Goethes fortwährend durch eigene Bemerkungen und Zwischensätze des Herausgebers ergänzt sind.

Bekanntlich hat sich Goethe der Auffassung der Religion, wie sie die französischen Aufklärer boten, nicht angeschlossen, vielmehr stets mit Achtung von ihr gesprochen, zumal sich die gesunkene und leidende Menschheit von Zeit zu Zeit immer wieder an ihr emporgearbeitet habe. Wie er vorwiegend den sittlichen Zweck der Religion betonte, so war er auch allem wüsten politischen Parteitreiben und jeder persönlichen Polemik im Gebiete der Politik, die ihn gar nicht interessierte, abhold, ja diese waren mit seiner eigenen Vornehmheit unvereinbar. Der Veröffentlichung einer dritten Rede, welche gleich einem kleinen Buche über „Goethes Lebenskunst" bestimmt in Aussicht gestellt ist und von der „Dichtung und anderen Kunst" handeln soll, sehen wir mit großer Spannung entgegen.

Wollstein (Posen). Dir. Dr. **K. Löschhorn.**

P. Steinhäuser, Die künstlerische Darstellung des Kampfes in den echten und unechten Teilen der „Kudrun". Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des Lessing-Gymnasiums zu Berlin, Ostern 1899. Berlin (R. Gaertners Verlagsbuchhandlung, Hermann Heyfelder), 1899. 27 S. gr. 8°.

Der Verfasser steht in der Kritik der Kudrun trotz der Untersuchungen Wilmanns' (Die Entwickelung der Kudrundichtung, Halle 1873) und Symons' (Paul und Braune, Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Litteratur IX, 1—100, 1884) und Neumanns (Über die Entwickelung der Kudrundichtung, Progr. des Sophien-Gymnasiums zu Berlin, 1880) auf Müllenhoffs Standpunkt. In einzelnen Strophen weicht er in der Beurteilung von Müllenhoff ab, im ganzen schließt er sich seiner Sonderung des Echten und Unechten an. S. 5 flg. hebt er die gemeinsamen charakteristischen Züge in der künstlerischen Darstellung des Kampfes in den echten Teilen der Kudrun hervor. Es sind dies die schnelle Entwickelung der Handlung, die Ausstattung der einzelnen Kampfscenen mit individuellen Zügen, die Veranschaulichung des Kampfes durch Zerlegung desselben in einzelne Kampfscenen, die Konzentration des Kampfes sowie die Technik des Verschweigens von Thatsachen. Dem gegenüber ist die künstlerische Darstellung des Kampfes in den unechten Teilen der Kudrun eine ganz andere. Die Interpolatoren der Kudrun gehörten

zur Klasse der Spielleute, in deren Interesse es lag, die Dichtung, die sie in bürgerlichen und adeligen Kreisen vorzutragen hatten, durch Einschaltungen und Zusätze möglichst auszudehnen. Daher finden wir hier die Ausdehnung der den Kämpfen vorausgehenden Scenen durch Beratungen, Gespräche, Rüstungen und Ansprachen, die Ausdehnung der Kampfscenen durch Ausführung dessen, was der Dichter verschwiegen hat, durch Ausführung der vom Dichter nur angedeuteten Thatsachen, durch lästige Wiederholungen, durch Verwendung von Helden untergeordneter Bedeutung, durch Einfügung allgemeiner Betrachtungen, durch Vorbereitung des Lesers auf spätere Scenen oder durch Vorwegnahme folgender Situationen. Es zeigt sich in diesen unechten Teilen ein Mangel an Gestaltungskraft, eine Vorliebe für allgemeine Kampfschilderungen, die Unfähigkeit, eine eingeleitete Handlung zu Ende zu führen, eine gewisse Vorliebe für Klagescenen. Zahlreich sind schließlich die Widersprüche. Der Verfasser hat den Unterschied, der sich zwischen dem Dichter und den Überarbeitern geltend macht, überzeugend nachgewiesen, die originale Gestaltungskraft und die hohe dichterische Kraft auf der einen, die sklavische Abhängigkeit von dem echten Dichter und das dichterische Unvermögen auf der anderen Seite.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Prof. Dr. O. Weise: Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Leipzig 1900, Verlag B. G. Teubner.

Wer als Leiter einer höheren Schule sich amtlich mit der Erweiterung der Schülerbibliothek zu beschäftigen hat, wird sicherlich sein Augenmerk auch auf die bei B. G. Teubner, Leipzig, erscheinende Sammlung „Aus Natur und Geisteswelt. Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens“ gerichtet haben, ein buchhändlerisches Unternehmen, das dem „Wissen der Gegenwart“ (Leipzig und Prag, Freytag & Tempsky) oder der Sammlung Göschen an Ausführung und Preis an die Seite zu stellen ist, bezüglich des Inhalts jedoch sich mehr an die Jugend zu wenden scheint; die Einbanddecke weist schon darauf hin. Für die Herren Verfasser ist es ja stets von großer Wichtigkeit, sich den Leserkreis vorzustellen, für den sie vornehmlich zu schreiben gedenken, denn danach richtet sich doch die Darstellungsweise und die Auswahl aus dem zu behandelnden Stoffe. Diese Bücher der Teubnerschen Sammlung wenden sich nun meiner Meinung nach an die breiten Massen der bildungsdurstigen Jugend, die als Handwerker- oder Kaufmannslehrlinge die Fortbildungsschulen besuchen und erkennen, wie sehr eine Erweiterung ihrer Volksschulbildung für ihr späteres Fortkommen von Nutzen ist. Sie eignen sich aber auch vor-

züglich zur Fortbildung ehemaliger Realschüler oder früherer Schülerinnen der höheren Mädchenschule, in die der Unterricht die Keime einer höheren Bildung pflanzte. Schon während der Schulzeit sollten die Schüler auf diese Sammlung dadurch aufmerksam gemacht werden, daß eine ausgewählte Reihe daraus sich in der Bibliothek der Schüler vorfindet. Es ist ja immer, besonders bei Schülerinnen, eine gewisse Abneigung gegen Bücher wie Landsberg: Streifzüge durch Flur und Wald, Marshall: Spaziergänge eines Naturforschers zu überwinden. Sie verlangen nach Romanen. Aber sie lesen solche Bücher doch, wenn sie sehen, daß der Lehrer auf sie im Unterricht zurückkommt und ihnen die Kenntnis ihres Inhalts Lob einbringt. Gerade zur Vertiefung und Erweiterung des Unterrichtsstoffes soll die Schülerbibliothek die Hand bieten.

Zu den letzthin veröffentlichten Bändchen der Teubnerschen Sammlung gehört das von O. Weise: Die deutschen Volksstämme und Landschaften. Weise hat sich durch seine vom Deutschen Sprachvereine gekrönte Schrift: „Unsere Muttersprache, ihr Werden und Wesen" weithin rühmlichst bekannt gemacht. Auch das neue Buch hat viele Vorzüge. Die Sprache ist leicht und verständlich und vermeidet gelehrte Ausdrücke. Das reiche Wissen des Verfassers tritt überall zu Tage. Es wird sicherlich befruchtend auf die Jugend wirken, die es mit Eifer liest. Und doch hätte ich manches anders gewünscht, weil der Wert des Buches dadurch meines Erachtens erhöht werden würde.

Die Darstellung der deutschen Landschaften konnte mich nicht befriedigen. Es sind wohl die Umrisse einzelner typischen Landschaften gegeben worden, aber es fehlt die Ausführung, und diese ist doch nötig, wenn sich 16—20jährige Menschenkinder daran erfreuen sollen und durch die Lektüre die Liebe zum deutschen Vaterlande gepflegt werden soll. Um dies nachzuweisen, will ich das erste Kapitel, Die Sachsen, herausgreifen.

Es wird doch nur ein Teil des Landes geschildert, wenn man der fruchtbaren Marschen, der öden Moor- und Heidestrecken gedenkt. Der bei weitem größte Teil des Landes besteht doch aus fruchtbaren Ackerfeldern, Wiesen, Eichen- und Buchenwäldern. Es würde dem Buche zur Zierde gereicht haben, wenn Weise nicht bloß die klassische Schilderung des Hofschulzen aus Immermanns Oberhof erwähnt hätte, sondern auch die seines Besitztums, oder ähnliche Stellen aus den Werken der Annette von Droste-Hülshoff beigefügt hätte. Das Bild von Worpswede ist doch nur für einen Teil des alten Sachsenlandes charakteristisch, die gebirgige Gegend wird nicht erwähnt.

Wer von den deutschen Stämmen spricht, müßte auch kurz von ihrer historischen Entwickelung reden. Wir sind gewöhnt, alles historisch

zu betrachten. Der Verfasser erwähnt zwar bei den Sachsen die Einführung des Christentums und Karl den Großen, dann aber hört er auf. Es würde für den jugendlichen Leser vorteilhaft gewesen sein, wenn sich ein knapper historischer Überblick angeschlossen hätte, wenn Weise — ich will nur auf einzelne Höhepunkte hinweisen — auf die größte That Konrads I., den Auftrag an seinen Bruder Eberhard, die Krone dem Sachsenherzog Heinrich zu überbringen, hingewiesen hätte. Erst durch den Übergang derselben an das Haus der Lindolfinger wird das weite sächsische Gebiet wirklich für Deutschland gewonnen. Er hätte der großartigen Slavenpolitik dieses Hauses, des ersten Versuchs, das in der Völkerwanderung verlorne Gebiet jenseits der Elbe zurückzugewinnen, Erwähnung thun können. Durch dieses Herrscherhaus wird Sachsen erst mit der älteren Kultur am Rhein und Main bekannt. Städte werden gegründet. Unter den Saliern hört diese große Politik auf. Die „Reichsverdrossenheit" ergreift die Sachsen. Unter den Hohenstaufen kümmern sie sich wenig um die italienische Politik des Herrscherhauses. Heinrich der Löwe, der im Geschichtsunterricht so viel Verkannte, nimmt die Slavenpolitik wieder auf und leistet mit Albrecht dem Bären Großartiges. Er hätte ein zweites deutsches Reich gründen können. Da kam der Tag von Gelnhausen (1180), Barbarossa zerschlug sein Reich. Das Sachsenland zerfiel von nun an in mehrere große und viele kleine Gebiete. Hier hat vor allem nach dem Untergange der Kaiserherrlichkeit die Hansa geblüht. Viele hundert Jahre war politisch zerschlagen, was dem Stamme nach zusammengehörte, bis der Wiener Friede (1815) und Bismarck 1866 im Nikolsburger Vertrage dem Fluche der Kleinstaaterei ein Ende machte. Der Zweck des Buches, anzuregen, neues Interesse zu erwecken, altes Wissen wieder aufzufrischen und in einen neuen Zusammenhang zu bringen, würde auf diese Weise vielleicht gefördert werden können.

Bei einer solchen historischen Betrachtung wäre für jeden Leser von Interesse eine kurze Geschichte der Besiedelung. Er verlangt danach, die einzelnen Schichten und Zeiten der Besiedelung kennen zu lernen. Hand in Hand müßte die Erklärung von Flur-, Dorf- und Stadtnamen, soweit dies mit Sicherheit möglich ist, gehen, und auch häufiger wiederkehrende Endungen, wie —lar, —stedt, —rode, —leben, —hausen, müßten bezüglich der Zeit und des Umkreises ihres Auftretens behandelt werden.

Weise giebt sich große Mühe, die geistige Eigentümlichkeit eines Stammes festzustellen, und führt zu diesem Zwecke oft seitenweise mehr oder minder berühmte Namen von Männern an, die im Stammesgebiet geboren sind. Das hat auch seine Bedenken. Die meisten Namen werden die jugendlichen Leser noch gar nicht gehört haben. Es fehlen ihnen die

Anknüpfungspunkte, die „Apperzeptionsstützen" für die genannten Personen. Infolgedessen ziehen die Namen eindruckslos an dem geistigen Auge vorüber; viele werden sie überschlagen. Übrigens geht meines Erachtens Weise auch zu weit, wenn er folgert: Hier sind viele Männer der exakten Wissenschaften oder eine Anzahl bedeutender Maler geboren, folglich hat der Stamm Anlage für eine bestimmte Wissenschaft oder Kunst.

Ich neige zu der Ansicht: nicht an den ruhmumleuchteten Spitzen, sondern durch die Beobachtung der breiten Massen des Volksstammes läßt sich eine besondere Beanlagung feststellen, wie Weise dies ja auch bei den Thüringern bezüglich der Neigung zur Musik thut, wenn er darauf hinweist, daß hier in jedem Hause musiziert wird. Weise hätte den sächsischen Bauer oder Bürger bei seiner Arbeit beobachten sollen, um sein Wollen und Wünschen, Lieben und Leiden kennen zu lernen, und auf Grund dieser Beobachtungen hätte er es dann versuchen sollen, „die Stammesseele" in ihrer Übereinstimmung und Abweichung von anderen zu beschreiben.

Es gäbe noch manches zu sagen. Warum ist so wenig auf die Sprache des Stammes eingegangen? Nach welchen Gesichtspunkten sind die beigegebenen Bilder ausgewählt? Was soll z. B. das Bild aus Dürers Marienleben oder das aus Ludwig Richters Illustrationen zum Vaterunser? Einen Einblick in das Seelenleben der Franken oder Thüringer gewähren sie doch nicht. Das Thema, das sich Weise gestellt hat, ist eins der schwersten, und eine gründliche Bearbeitung desselben erst möglich, wenn eine große Anzahl tüchtiger Heimatskunden vorhanden ist. Als Einführung in diese höchst interessante Aufgabe bietet Weises Buch vielfache Anregung.

Hamm i. W. Dr. **M. Bruns.**

R. Wagner, Bilder aus der mecklenburgischen Geschichte und Sagenwelt für die unteren Klassen der höheren Lehranstalten. Leipzig, Berlin, Rostock (Wilhelm Süsserott), 1900. 96 S. 8°.

Das vorliegende Buch des auf dem Gebiete der mecklenburgischen Geschichte wohlbekannten Verfassers[1]) verdankt seine Entstehung einem Wunsche, der auf der Versammlung mecklenburgischer Geschichtslehrer am 10. Februar 1899 in Schwerin laut wurde, die Verfasser der „Bilder aus der mecklenburgischen Geschichte" möchten einen ersten Teil dazu für die unteren Klassen der höheren Schulen herausgeben. Es bietet neben

1) Mecklenburgische Geschichte in Einzeldarstellungen. Teil I: Die Vorgeschichte von Mecklenburg, unter Mitwirkung von Dr. R. Wagner, von Dr. Robert Beltz. Teil II: Die Wendenzeit, von Oberlehrer Dr. R. Wagner. Auch ist der Verfasser an den „Bildern aus der mecklenburgischen Geschichte" beteiligt.

geschichtlichen Lebensbildern und Erzählungen, zwischen die auch einzelne Gedichte eingestreut sind, eine Anzahl von Sagen. Den eigentlichen Kern des Buches bilden die Lebensbilder der geschichtlichen Persönlichkeiten, die unter die biographischen Erzählungen des Geschichtsunterrichts aufgenommen werden sollen; dahin gehören Heinrich der Wendenkönig, Niclot und Pribislav, Bischof Berno, Graf Heinrich von Schwerin, Heinrich der Pilger und Heinrich der Löwe, Joachim Slüter, Johann Albrecht I., Adolf Friedrich I., sowie Friedrich Franz I., II. und III.

Wo es dem Geschichts- und Religionsunterricht nicht möglich ist, die einzelnen Nummern zu behandeln, da wird der deutsche Unterricht eingreifen müssen; dahin gehören z. B. Nr. 12: Johann Albrecht I., Nr. 8b: Das Turnier zu Rostock. In Quarta ist das Deutsche der einzige Unterrichtsgegenstand, von dem die Landesgeschichte Förderung erwarten kann. Ihm weist der Verfasser die Artikel: Die Wenden, Heinrich der Wendenkönig, König Waldemar und Graf Heinrich von Schwerin, Die Schreckensjahre 1637 und 1638, Aus der Franzosenzeit, Aus dem Feldzuge gegen Frankreich 1870/71, Großherzog Friedrich Franz III. und der Tod des Herzogs Friedrich Wilhelm zu, sowie die Gedichte: „Vor Blüchers Statue“ von Jul. Sturm und „Trinkspruch“ von E. Geibel.

Das Buch verspricht einen äußerst belebenden Einfluß auf den deutschen Unterricht in den unteren Klassen der mecklenburgischen Schulen auszuüben.

Doberan i. M. **O. Glöde.**

Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 21. Jahrgang 1900, Nr. 6, Juni. Heiderich, Einführung in das Studium der gotischen Sprache, bespr. von Jantzen. — Michels, Mittelhochdeutsches Elementarbuch, bespr. von Behaghel. — Scholz, Geschichte der deutschen Schriftsprache in Augsburg, bespr. von Socin. — Arndt, Der Übergang vom Mittelhochdeutschen zum Neuhochdeutschen in der Sprache der Breslauer Kanzlei, bespr. von Socin. — Liebich, Die Wortfamilien der lebenden hochdeutschen Sprache, bespr. von Behaghel.

—— Nr. 7, Juli. Bruchmann, Poetik, bespr. von Wetz. — Waltharii poesis. Das Waltharilied Ekkehards I., herausgeg. von H. Althof, bespr. von Marold. — Blanckenburg, Studien über die Sprache Abrahams a s. Clara, bespr. von Socin. — Chronik des königl. deutschen Seminars an der Universität Leipzig, 1873—98, bespr. von Fränkel.

—— Nr. 8, 9, August—September. Pachaly, Die Variation im Heliand und in der altsächsischen Genesis, bespr. von Behaghel. — Reichel, Entwurf einer deutschen Betonungslehre, bespr. von Behaghel. — Sahr, Hans Sachs und Johann Fischart, bespr. von Helm. — Festschrift zu Goethes 150. Geburtstagsfeier, dargebracht v. Freien Deutschen Hochstift, bespr. von Harnack. —

Bankwitz, Die religiöse Lyrik der Annette von Droste-Hülshoff, bespr. von Sulger-Gebing. — Castle, Die Isolierten. Varietäten eines litterar. Typus, bespr. von Sulger-Gebing.

Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. 15. Jahrgang, Nr. 6, Juni 1900. Musteraussprache. Von Prof. Dr. Th. Gartner. — Unterricht in der Muttersprache. Von Anna Graffunder. — Amtliche Verdeutschungen der Heeressprache IV. Von Kr. — Die neue hessische Schulordnung. Von Heinr. Fuchs. — Eine württembergische Ministerialverfügung. Von Böhringer. — Jakob Sackmann, ein Freund unsrer Bestrebungen im 17. Jahrhundert. Von Dr. Otto Schütte. — Der Wortschatz eines dreieinvierteljährigen Kindes. Von Peter Schunck. — Kleine Mitteilungen. — Zur Schärfung des Sprachgefühls.

—— Nr. 7/8, Juli—August. Neueste sprachliche Verirrungen. Von Prof. Albert Heintze. — Volkstümliche Bildersprache. Von Oskar Streicher. — Die Anmeldungen neuer Mitglieder zum Allgemeinen deutschen Sprachverein. Von O. Sarrazin. — Kleine Mitteilungen.

—— Nr. 9, September. Nachruf. — Hermann Riegel. Ein Gedenkblatt. Von Dr. Karl Scheffler. — Die Trauerfeier in Braunschweig. — Die deutsche Sprache in Deutsch-Ostafrika. — Die neue Felddienstordnung. Von Kr. — Anmeldungen neuer Mitglieder zum Allgemeinen deutschen Sprachverein. — Kleinigkeiten. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des Allgemeinen deutschen Sprachvereins. Heft 19. Plaudereien über das Binde-s. Von Otto Sarrazin. — Wie erklärt und rechtfertigt es sich, daß die Abwehr der Fremdwörter in der deutschen Sprachpflege der Vergangenheit wie der Gegenwart eine große Rolle spielt? Von Paul Pietsch.

Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte. 7. Band, 1. Heft. Untersuchungen und Neue Mitteilungen: Philologische Betrachtungen im Anschluß an Goethes Werther. Von Bernhard Seuffert in Graz. — Neues über Georg Rudolph Weckherlin. Von Hermann Fischer in Tübingen. — Zu Goethes Sonetten. Von Otto Pniower in Berlin. — Jean Pauls litterarischer Nachlaß. Von Josef Müller in München. C. Faszikel Nr. 13a und b: Selbständige größere Aufsätze. II. Die Schriftstellerthätigkeit in der Universitätszeit. (Fortsetzung.) D. Faszikel 14—23. Studienhefte zu einzelnen Werken: Die Flegeljahre. — Über die Quellen zu Immermanns Trauerspiel in Tirol. Von Heinrich Röttinger in Wien. — Hebbels Briefwechsel mit Adolf Pichler. Mitgeteilt von Adolf Pichler in Innsbruck. — Otto Ludwigs „Maria“. Von Richard M. Meyer in Berlin. — Zur Geschichte von C. F. Meyers Gedichten. Von Heinrich Kraeger in Zürich. — Beiträge zur Kenntnis des Puppentheaters. Von F. Arnold Mayer in Wien. — Miscellen: Zum Briefwechsel Karl Augusts mit Goethe. Von Reinhold Steig in Berlin.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. VII. Band, 5. und 6. Heft. Zur Geschichte der Büchersammlungen und des Bücherbesitzes in Deutschland. Vom Bibliothekar Dr. Gustav Kohfeldt in Rostock. — Zur Vorgeschichte des Landstreicherwesens. Vom Archivar Dr. Georg Liebe in Magdeburg.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 3. Jahrgang 1900, V. und VI. Bandes 5. Heft. I. Abteilung (5. Band): Die Dichterschule St. Gallnes und der

Reichenau unter den Karolingern und Ottonen. Von Privatdozent Dr. Paul von Winterfeld in Berlin. — Die Behördenorganisation Kaiser Maximilians I. Von Prof. Dr. Adolf Bachmann in Prag. — II. Abteilung (6. Band): Der Niedergang des Gelehrtenschulwesens im sächsischen Erzgebirge um das Jahr 1830. Von Prof. Dr. Ernst Schwabe in Meißen. — Grammatische Zukunftsgedanken. Von Oberlehrer Dr. Armin Dittmar in Grimma. (Fortsetzung von Heft 3 S. 167.) — Zwei Stimmen zur preußischen Schulreform. Von Rektor Prof. Dr. Richard Richter in Leipzig.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Dr. Wilh. Münch, Über Menschenart und Jugendbildung. Berlin 1900, R. Gaertners Verlag (Herm. Heyfelder). 383 S.

Elpenor, Trauerspiel, Fragment von Goethe. Fortsetzung 3.—5. Aufzug, von Wold. Freiherr v. Biedermann. Leipzig 1900, Verlag F. W. v. Biedermann. 106 S.

Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung aus den Quellen. 2. ganz neu bearb. Aufl., fortgeführt von Edm. Goetze. 22. Heft. Dresden 1900, L. Ehlermann.

Prof. E. Dahn, Das herrschende Schulsystem und die nationale Schulreform. Kiel und Leipzig 1900, Lipsius & Tischer. 164 S.

Theod. Siebs, Grundzüge der Bühnenaussprache. Kleine Ausgabe. Berlin 1900, Albert Ahn. 64 S.

H. Große, Chr. Fr. D. Schubart als Schulmann. Langensalza 1899, Herm. Beyer und Söhne. 100 S. 1 M. 30 Pf.

Friedr. Paulsen, Schopenhauer, Hamlet, Mephistopheles. Berlin 1900, Wilh. Hertz. 259 S.

Ludw. Bräutigam, Das französische Bayreuth. Goslar, F. A. Lattmann. 36 S.

Denkmäler der älteren deutschen Litteratur. III. 3. Martin Luther. 2. Vermischte Schriften weltlichen Inhalts, Fabeln und Sprüche, Dichtungen, Briefe und Tischreden. Von Prof. Dr. Rich. Neubauer. 2. verb. Aufl. Halle a. S. 1900. Buchhdlg. d. Waisenhauses. 282 S.

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. 21. Jahrg. 1899. 1. Abteil. Dresden und Leipzig 1900, Karl Reißner. 160 S.

Wilh. Wundt, Völkerpsychologie. I. Band. Die Sprache. 1. Teil. Leipzig 1900, Wilh. Engelmann. 627 S.

Herm. Pfeifer, Der christliche Religionsunterricht im Lichte der modernen Theologie. Leipzig 1900, Alfr. Hahn. 252 S. Preis 2 M. 80 Pf.

Herm. Türck, Die Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust. Als Manuskript gedruckt.

Roman Woerner, Henrik Ibsen. In 2 Bänden. 1. Band 1828—73. München 1900, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung. 404 S.

Wilh. Münch, Goethe in der deutschen Schule. Sonderabdruck aus dem Goethe-Jahrbuch. 21. Band, 1900.

Rich. Ed. Ottmann, Ein Büchlein vom deutschen Vers. Gießen 1900, Emil Roth. 178 S.

Wilh. Hegeler, Ingenieur Horstmann. Roman. Berlin 1900, F. Fontane & Co. 475 S.

Ferd. Bünger, Entwickelungsgeschichte des Volksschullesebuchs. (Ergänzungsband.) Leipzig 1901, Dürr. 99 S.
Prof. Dr. W. Preyer, Unser Kaiser und die Schulreform. Dresden 1900, Bleyl und Kaemmerer. 42 S.
Julius Gersdorff, Musikantenstücklein. Darmstadt 1900, Jul. Gersdorff. 64 S. Preis 1 M.
Dr. Robert Bertin, Die dem Homer zugeschriebene Batrachomyomachie, im Versmaße der Ursprache wiedergegeben und mit Bemerkungen versehen. Langenberg (Rheinland) 1900, Progr. Nr. 516. 20 S.
Wilh. Missalek, Welche Forderungen stellt die Gegenwart an eine mustergültige Fibel? Breslau 1900, W. G. Korn. 16 S.
Joh. G. Herder, Vom Erlöser der Menschen. Neu herausgegeben von Th. Schneider. Halle a. S. 1900, Otto Hendel.
Karl Hessel, Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Teil II. 4. Aufl. Teil III. 6. Aufl. Mustergedichte. Bonn 1900, A. Marcus und E. Weber. 252 S. und 295 S.
Prof. Dr. Adolf Hemme, Was muß der Gebildete vom Griechischen wissen? Leipzig 1900, Eduard Avenarius. 104 S.
Dr. Eugen Eiber, Am Lorelei, eine Dichtung für Schulfeste. Neustadt a. H. 1900, Kommissionsverlag Anton Otto. 20 S.
Dr. Robert Franz Arnold, Die deutschen Vornamen. Wien 1900, Verlag Adolf Holzhausen. 28 S.
Wilhelm Heumann, Die nationale Volksschule. Halle 1900, Hermann Schroedel. 130 S.
Prof. Dr. Gustav Weck, Haus Hohenzollern, Schauspiel in 5 Aufzügen. Leipzig 1900, B. G. Teubner. 430 S.
G. Hotop und W. Vorbrodt, Erläuterungen deutscher Lesestücke. Halle a. S. 1900, Hermann Schroedel. 286 S. Preis 3 M.
Aug. Heinecke, Der deutsche Unterricht in der Fortbildungsschule. Essen 1900, G. D. Baedeker. 54 S. Preis 40 Pf.
Emil Schneider, Lehrproben über deutsche Lesestücke. III. Band für die Oberstufe. Prosastücke. Marburg 1900, N. G. Elwertsche Verlagsbuchhandlung. 328 S.
Prof. Dr. Friedrich Seiler, Die aristotelische Definition der Tragödie im deutschen Unterrichte. Wernigerode 1900. 23 S.
Prof. P. Prohasel und Dr. J. Wahner, Aufgaben aus der deutschen Prosalektüre der Prima. 1. Bändchen. Aufgaben aus Lessings „Laokoon". Leipzig 1900, Wilh. Engelmann. 99 S.
J. G. Mülder, Sprach- und Übungsstoff aus der deutschen Kulturgeschichte. Hannover 1900, Karl Meyer (Gust. Prior). 162 S. Preis 1 M. 20 Pf.
Wilhelm Missalek, Rechtschreiblesefibel nach phonetischen Grundsätzen. Breslau 1900, Wilh. G. Korn. 96 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher 2c. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42I.

Laubes „Graf Essex“ als Schülerlektüre.

Von Direktor Dr. **Bernhard Maydorn** in Thorn.

Wenn man die langen Reihen der nach Art und Herkunft so verschiedenen Schulausgaben deutscher Klassiker durchmustert, so drängt sich die Frage auf, wo und wie das alles gelesen werden soll. Wenn schon die Zeit, die dem deutschen Unterrichte zu Gebote steht, nur eine sehr — man darf sagen: bedauerlich beschränkte Auswahl von Werken deutschen Schrifttums vorzunehmen gestattet, so sind zumeist auch die Lehrpläne ängstlich bemüht, jedes Übermaß fernzuhalten, indem sie einen fest umschriebenen Kreis genau bestimmter Werke allein zur Durchnahme zulassen. Demgegenüber können und wollen jene bändereichen Sammlungen keinen andern Zweck verfolgen als den, daß sie gelegentlicher Ergänzung der Schullektüre durch häusliches Lesen, bez. der Belebung litteraturkundlicher Belehrungen durch geeignete und bezeichnende Proben dienen. Ist damit der Plan solcher Sammlungen der Fesseln entledigt, die ein fest bestimmter Kanon ihnen auferlegen könnte, so können Maß und Norm für die Aufnahme eines neuen Werkes nun lediglich nach Beantwortung der Frage bestimmt werden, ob es einem der oben genannten Zwecke zu dienen geeignet ist, d. h. ob der Schüler für seine litterarische oder allgemeine Bildung daraus einen Nutzen schöpfen kann.

Von diesem Gesichtspunkte aus wird es zweckmäßig erscheinen, in der Auswahl der zur Lektüre zu empfehlenden Schriften über die Klassiker und Romantiker hinauszugehen. Haben wir seit den Lehrplänen der neunziger Jahre im Geschichtsunterrichte endlich den alten Zopf abgelegt, daß die historische Belehrung mit dem Jahre 1815 abschloß, so sollten wir auch in der litteraturkundlichen Unterweisung tiefer in das Jahrhundert hineinschreiten. Und wenn auch die Erscheinungen der neuesten Zeit, weil noch vom Streite des Tages umtobt, davon ausgeschlossen bleiben müßten, so liegt doch, was etwa das zweite Drittel des 19. Jahrhunderts gebracht hat, weit genug hinter uns, um auch in der Schule eine abgeschlossene, wenn auch kurze Behandlung finden zu können, nicht in der Form einer weiter herabreichenden zusammenhängenden Litteraturgeschichte, dazu würde, abgesehen von anderem, schon die Zeit nicht ausreichen, wohl aber in der Weise, daß für eine fruchtbare Lektüre gewisser besonders kennzeichnender Erscheinungen jenes Zeitraumes der Boden bereitet und damit der Schüler mittelbar auch einem

reiferen Verständnisse der neuesten litterarischen Darstellungen näher-geführt werde.

Der Gang der Entwickelung, wie sich das deutsche Schrifttum von den Banden eines überlebten Klassizismus allmählich losgerungen hat, bis es, nach schrankenloser Freiheit der Bewegung trachtend, schließlich im Realismus unserer Tage sich noch lähmendere Fesseln auflud, läßt sich, immer unter Hinweis auf verwandte geschichtliche Erscheinungen, an wenigen Marksteinen mit hinreichender Deutlichkeit zum Verständnisse bringen. Und hierfür würden geeignete Schulausgaben neuerer Werke, die für private Lektüre einzurichten wären, gute Dienste leisten.

Diese allgemeinen Betrachtungen mögen es rechtfertigen, wenn ich im folgenden einem Dramatiker und einem seiner Werke das Wort rede, die in der schulmäßigen Litteraturkunde wohl immer zu kurz kommen. Laubes Bedeutung liegt ja gewiß nicht in der Ausprägung einer bestimmten dichterischen Persönlichkeit, und der „Graf Essex“ zählt nicht zu den Dramen, deren Kenntnis als zum Bildungsgehalte der Nation gehörig zu betrachten ist. Aber wenn trotzdem der Wiener Theaterdirektor als eine hervorragende Erscheinung des „jungen Deutschlands“ seinen Platz behauptet, so wird auch seine Bearbeitung des alten, vielfach behandelten Stoffes um so mehr Beachtung verdienen, als gerade sie, besser vielleicht als seine anderen Dramen, die Vorzüge und die Schwächen des Dichters auszuweisen geeignet ist. Und gerade bei Laube wird ja, was seine eigenste Stärke ist, die unübertroffene Bühnentechnik, zur dramatischen Schwäche, weil darüber Wichtigeres, der dichterische Gehalt in Wort und Gedanken, zurückgesetzt ist.

Aber auch bei dieser Sachlage wird ein Laubisches Drama, und in erster Reihe der „Essex“, nicht ohne bildenden Wert für den Schüler sein, insofern es dem Verständnisse auch der übrigen Schuldramen zu gute kommt, wenn an einem sozusagen klassischen Muster der Bühnentechnik alle die großen und kleinen Kunstmittel der technischen Erfahrung und Gewandtheit zu unmittelbarer Anschauung kommen, wie insbesondere die straffe Exposition, die folgerichtige Steigerung der Handlung, die Schärfe der Charaktere und die Wirksamkeit der Aktschlüsse. Ja selbst das braucht nicht ohne Nutzen zu sein, wenn auf die in Laubischen Bühnenstücken auffallend gehäuften Vortrags- und Aktionsbezeichnungen, deren der „Essex“ ungefähr vier Dutzend verschiedene aufweist, in angemessenen Grenzen aufmerksam gemacht wird. Zeigen sie doch einmal, wie ernst es der Meister der Regie mit der feinen Durcharbeitung jeder einzelnen Wirkung genommen hat, während sie anderseits doch auch einem leichteren Verständnis der Einzelheiten nach Sinn und Absicht des Dichters die Wege ebnen.

Wären dies die einzigen Vorzüge des Laubischen „Essex", so würde er gleichwohl darum noch nicht zur Schülerlektüre auszuwählen sein. Es kommt indessen doch noch zweierlei hinzu, auf das ich besonderen Nachdruck legen möchte. Zunächst wird das Stück, wenn es unbefangen genossen wird, in einem gewissen Lebensalter sicher einen tiefen Eindruck machen. Für den jugendlichen Geist, der für Heldengröße so leicht zu erwärmen ist, hat die Gestalt des Grafen trotz allem Schwanken, das seinem Charakter etwa anhaftet, etwas unwiderstehlich Anziehendes. Die Wirkung dieser Bühnengestalt auf den Schüler liegt nicht sehr weit ab von der Wirkung des Goethischen Egmontcharakters, der ja auch ein Held von bestrickendem Zauber ist und für die Jugend auch einer bleibt, obgleich auch er durchaus unheldenhafte Züge aufweist. Wenn aber ein Drama ein solches persönliches Interesse zu erwecken vermag, dann hat es schon dadurch erzieherischen Wert, denn jedes Interesse für eine fremde Person ist, psychologisch genommen, Aufgabe des Egoismus, ist Selbstentäußerung und Übung eines gesunden Gemeinsinnes. Nun könnte man allerdings sagen, daß hierin nicht der Wert einer Dichtung als solcher liege, und wenn sie sonst durch nichts empfohlen würde, dann sollte man sie von der Jugend ungelesen lassen, weil für diese nur das Beste gut genug sei. Allein die Sache liegt doch wesentlich anders, wo es sich um ein Werk handelt, das in erster Reihe nicht der ästhetischen, sondern der litteraturgeschichtlichen Belehrung dienen soll, und schließlich ist mit der Betonung eines pädagogischen Werts noch nichts ausgesagt über den poetischen Wert oder Unwert des Stückes. Vielmehr wird jene oben bezeichnete Wirkung darauf schließen lassen, daß über die Gestalt des Helden etwas ausgegossen ist, was wir als poetische Stimmung bezeichnen müssen.

Neben den erziehlichen Wert des Laubischen „Essex" tritt aber ferner, und das ist das Zweite, ein unterrichtlicher. Jene Verwandtschaft, die der Charakter des Helden mit dem Charakter des Goethischen Egmont zeigt, ist nicht der einzige fruchtbare Vergleichungspunkt zwischen den beiden Stücken. In Personen und Auftritten, ja selbst in einzelnen Wendungen lassen sich noch mehr solche Ähnlichkeiten und Beziehungen nachweisen. Und wie einerseits mit Goethes „Egmont", so berührt sich der „Graf Essex" anderseits aufs engste mit Schillers „Maria Stuart" dergestalt, daß einzelne Charaktere wie Kopien aus dem Schillerschen Drama erscheinen und manche Scene mit zwingender Notwendigkeit an eine ganz entsprechende in der „Maria Stuart" erinnert. Auf diese doppelseitige Verwandtschaft des Laubischen Dramas wird weiter unten noch genauer einzugehen sein. Hier soll nur hervorgehoben werden, daß solche Beziehungen einen anziehenden Gegenstand unterrichtlicher Be-

handlung bilden, daß sie namentlich auch bei richtiger Anleitung ein sehr fruchtbares Feld für die Selbstthätigkeit des Schülers abgeben, der in mündlicher oder schriftlicher Vergleichung, den vorhandenen Ähnlichkeiten nachgehend, nach beiden Seiten hin tiefer in das Verständnis eindringt und dabei zugleich an Ausdruck und Gestaltungsfähigkeit wächst.

Wenn demnach das Drama es nicht verdient, daß es kurzerhand von der Schullektüre ausgeschlossen werde, so wird doch noch eingehender nachzuweisen sein, was es im einzelnen wie im ganzen bietet, und inwiefern es auch durch seinen dichterischen, sagen wir genauer: dramatischen Gehalt sich zu solcher Verwendung eignet. Dazu bedarf es zunächst einer Angabe des Inhalts mit den erforderlichen Hinweisen auf die Einzelheiten des dramatischen Aufbaus. Erst im Anschlusse daran wird sich auch über das, was zu den poetischen Vorzügen des Stückes zu rechnen ist, wie über das, was an ihm getadelt zu werden pflegt, ein abschließendes Urteil gewinnen und damit die Frage, ob es wert ist, für die Lektüre empfohlen zu werden, endgültig entscheiden lassen.

Die Vorfabel. Robert Devereux, Graf von Essex, ist der erklärte Günstling der Königin Elisabeth von England, die ihn zwar gleich anderen auch unter ihren Launen leiden läßt, aber doch immer wieder ihm unzweideutige Beweise ihrer Gunst giebt. So hat er einstmals von ihr einen kostbaren Diamanten-Ring erhalten als Pfand unvergänglicher Erinnerung. Wenn Ungnade der Königin ihn jemals träfe, wenn ihm ein Äußerstes drohte, brauchte er nur den Ring zu zeigen oder zu senden, so wäre ihm Rettung gewiß. Essex seinerseits benutzt die Neigung der Königin lediglich, damit er seine ehrgeizigen Pläne, über alle anderen Höflinge emporzusteigen, verwirklichen könne. Seine Herzensneigungen haben einen ganz anderen Gegenstand, die Gräfin Anna Rutland, mit der er sich vor Jahresfrist auf seinem Landsitze heimlich vermählt hat. Niemand außer seinem Freunde, dem Grafen Southampton, weiß darum, die Königin zumal, obgleich sie an dem Tage der Vermählung selber auf Essexcastle gewesen ist, hat keine Ahnung davon. Nur die verschmähte Liebe der Gräfin Nottingham sieht schärfer und betrachtet Essex und die Rutland mit Argwohn. Sie hatte einst um des Grafen Liebe geworben, war aber von ihm zurückgewiesen worden und hatte dann mit dem Grafen Nottingham die Ehe geschlossen, um sich in ihrem Gemahle, der zu den erklärten Gegnern des Lords am Hofe gehörte, ein gefügiges Werkzeug ihrer Rache zu schaffen. Mit dieser verschmähten Liebhaberin im Bunde intriguieren die Gegner, an ihrer Spitze die Staatssekretäre Robert Cecil und Walter Raleigh, gegen

den Günstling, indem sie geschickt namentlich das launenhafte Schwanken der Königin zu nützen verstehen.

Einer solchen Laune Elisabeths hat es Essex zu verdanken, daß er mit dem Titel eines Vizekönigs von Irland zur Bekämpfung eines gefährlichen Aufstandes der Iren unter dem Grafen Tyrone ausgesandt wird, und die Intriguen seiner Feinde bringen es zuwege, nicht nur daß sein Freund und Kriegsgefährte Southampton vom Parlament aus dem Felde zurückberufen wird, sondern auch daß ihm der versprochene Nachschub, der seine Lücken ausfüllen sollte, nicht gesandt und daß die Schiffe mit dem Kriegsbedarf an entlegene Gestade geschickt werden, so daß sie ihn nicht erreichen. So aller Hilfsmittel zur Fortführung des Kampfes beraubt, bleibt er mit seinen Erfolgen hinter den Erwartungen zurück, und nun wird er in London verklagt, daß er den Krieg lässig und ohne Nachdruck führe, weil er die günstige Jahreszeit versäumt habe, die Gegner in ihren Sümpfen und Mooren einzuschließen. Die gegen ihn aufgereizte Königin straft ihn dafür mit ihrem königlichen Zorn und verbietet ihm, Irland eher zu verlassen, als bis er gesiegt und sie ihm ihre Verzeihung gewährt habe.

Nun treibt Essex den Grafen Tyrone so in die Enge, daß er einer Schlacht mit dem in günstiger Stellung stehenden Feinde nicht mehr ausweichen kann. Anstatt aber loszuschlagen, läßt Essex zum Waffenstillstande blasen, Tyrone desgleichen, und in einem seichten Meeresarme, der die Flügel der feindlichen Heere trennt, kommen die Heerführer, begleitet von einigen Offizieren, zur Verhandlung zusammen. Wie indessen beim Rauschen der Brandung die beiden aus einiger Entfernung sich nicht mehr verständigen können, schicken sie ihre Begleiter zurück und reiten im Wasser näher aneinander. War diese Unterredung mit einem „Hochverräter“ an sich schon im Widerspruche mit den Bestimmungen des Rebellionsedikts, so wurde sie noch verdächtiger durch ihre Heimlichkeit. Niemand erfuhr, was die beiden Gegner miteinander abgeredet hatten. Gleich darauf aber wird das britische Heer aus seiner Stellung zurückgezogen, und drei Tage lang gehen die weiteren Unterhandlungen zwischen beiden Lagern hin und her. Eine Sturmflut bringt die feindlichen Heere vollends auseinander, und der Aufruhr in Irland hebt sein Haupt höher als zuvor.

Inzwischen sind zwei Parteigänger der Gegner des Grafen, Richard Blunt und Benediktus Lee, die bisher in Irland Kriegsdienste geleistet haben, nach London geeilt, um dem Parlamente Kunde zu bringen von einer von Essex geplanten Verschwörung. Und zu gleicher Zeit ist Essex' Sekretär Johannes Cuff vor dem Parlamente erschienen mit belastenden Briefschaften von der Hand seines Herrn. Man giebt an,

Essex habe sich mit Tyrone verständigt, um durch den Stillstand seine Truppen zum Marsche gegen England frei zu bekommen, und Cuff sei nur deshalb in London, um mit Hilfe der unzufriedenen Katholiken die Verschwörung einzuleiten, auch habe er bereits Volksmassen zu seiner Verfügung. Wenn Essex dann mit Heeresmacht nach London käme, sollten die Minister gestürzt werden, er selber wollte zunächst König von Irland werden, um schließlich auch die Königin Elisabeth zu entthronen.

Drei Tage lang hat das Parlament über diese Anschuldigungen beraten, endlich ist es zu dem Schlusse gekommen, den Grafen Essex als Hochverräter anzuklagen. Der Königin hat man diese Verhandlungen klüglich zu verbergen gewußt, weil man von ihrer ungeminderten Neigung zu Essex ein hinderndes Eingreifen befürchten mußte. Elisabeth selber hat den Gegnern des Grafen diese Heimlichkeit erleichtert, indem sie gerade in diesen drei Tagen ihre schäferlichen Launen gehabt und sich zu Büchern und Gedichten und in die Sehnsucht nach dem fernen Freunde zurückgezogen hat. Den Freund des Verdächtigten aber, Southampton, der ihr leicht unerwünschte Aufklärung hätte geben können, hat man geflissentlich von ihr ferngehalten. Die Lady Nottingham hat es einzurichten gewußt, daß er fest und beharrlich abgewiesen ward. So erfährt das Volk von London, das den Grafen als seinen Liebling vergöttert, den Parlamentsbeschluß eher als die Königin, und zu derselben Morgenstunde, wo die Staatssekretäre Cecil, Nottingham und Raleigh in Westminster erscheinen, um Elisabeth die Anklagebill zur Unterschrift vorzulegen, schart sich die Menge zusammen und zieht unruhig und tobend vor die Fenster der Königin. Mit diesem Zeitpunkte setzt das Drama ein.

I. Aufzug: Eröffnung (Exposition), Lage, Parteistellung, Vorfabel. 1. Auftritt. Im Vorsaale der Königin begegnet Sir Robert Cecil der Lady Nottingham, die ihn schon mit Ungeduld erwartet, um von ihm zu erfahren, ob der Anschlag gegen Essex gelungen sei. Cecil giebt ihr erwünschten Bescheid, doch warnt sie ihn vor übertriebener Zuversicht. Ein Held der Liebe falle nur durch Frauenungunst, daher könne Essex nur beseitigt werden, wenn er sich selber um die Gunst Elisabeths bringe. Vor dem eintretenden Southampton verlassen beide den Saal, Cecil, um der Königin zu melden, daß die Stabträger des Parlaments kommen, ihr eine Bill zur Unterschrift zu unterbreiten, die Nottingham, um auch jetzt noch zu verhindern, daß Southampton bei Elisabeth vorgelassen werde.

2. Auftritt. Während Southampton den Kammerdiener der Königin, Sir James Ralph, drängt, ihm eine Audienz zu verschaffen, hält ihn die Gräfin Rutland auf, die von ihm Auskunft erbittet über das, was im Parlamente geschehen sei, und was die Volksmenge in der Stadt

wie eine wilde See aufgestürmt habe. Als sie hört, daß Essex des Hochverrates angeklagt werden solle, erklärt sie den Beschluß für ein Machwerk seiner Neider, dem die Königin niemals ihre Zustimmung geben werde. Um so mehr fühlt sich Southampton gedrungen, sie vor zu großer Vertrauensseligkeit zu warnen, namentlich solle sie das Geheimnis, daß Essex ihr angetrauter Gatte sei, gerade jetzt peinlich hüten. Wenn es offenbar würde, so wäre Essex sicher des Todes. Über diesen Reden ist dem Grafen die Zeit, eine Audienz zu erzwingen, verstrichen, und die Königin erscheint selber mit den Ministern.

3. Auftritt. Wie sie den Freund ihres Lieblings sieht, fragt sie ihn, warum er nicht mehr bei Essex in Irland sei. Southampton antwortet zu Elisabeths Ergötzen mit beißendem Spotte gegen die Staatssekretäre, die ihn zurückberufen haben. Er entfernt sich, als Elisabeth sich zur Gräfin Rutland wendet, um sie durch scherzende Worte auszuzeichnen. - Dann erst fragt sie die Minister nach den beiden Gesetzen, die ihr zur Vollziehung vorgelegt werden sollen. Das erste, betreffend die Begründung eines Asyls für verdiente Seeleute, unterzeichnet sie bereitwillig. Nun vertritt Cecil das andere, die Anklage gegen Essex, mit beredten Worten und begründet sie mit Erzählung der Vorgänge in Irland und im Parlamente. Inzwischen ist ihr das Tosen und Drängen der Volksmassen auf der Straße aufgefallen, und sie unterbricht den Redner, um Ralph auszusenden, daß er die Ursache erkunde, zugleich aber auch den verschwundenen Southampton wieder zurückzurufen. Als dann Cecil geendet hat, beantwortet sie seine Rede mit heftigen Ausfällen gegen die Minister, die nur aus Neid gegen Essex diese Aktion eingeleitet und sich damit gegen sie selbst, die Königin, verschworen haben. Sie schließt, indem sie die drei Staatssekretäre in voller Ungnade entläßt. Zwar bleibt ein Gefühl der Unsicherheit in ihr zurück, daß Essex doch am Ende ein verwegenes Spiel könne unternommen haben. Aber wie ihr Blick auf die Rutland fällt und sie von ihr erforscht, ob sie Essex für einen Verräter halten könne, wird es dieser leicht, ihre Besorgnisse zu zerstreuen. Da kommen fast gleichzeitig Southampton und Ralph zurück mit der Nachricht, daß Essex nach London gekommen sei. (Erregendes Moment.) Elisabeth sinkt starr in einen Sessel, die beiden Nottingham triumphieren, jetzt sei er verloren, und auch in der Rutland steigen schwere Ahnungen auf.

II. Aufzug. Steigerung, erste bis vierte Stufe.

1. Auftritt. In Essexhouse in London trifft man Vorbereitungen zum Empfange des Hausherrn. Der Haushofmeister Jonathan ist in heller Aufregung über das Geschehene und wird von Robsay, dem Diener, der zur Eile drängt, nur noch mehr beunruhigt. Schon ist

Mary, Jonathans Tochter und Zofe der Gräfin Rutland, in verschlossener Sänfte nach dem Westminsterpalaste geschickt, um die Herrin nach Essexhouse zu holen. Auch der Graf Southampton ist gerufen.

2. Auftritt. Da kommt Essex, von Londoner Kavalieren und Bürgern bis ins Vorzimmer begleitet. Er verabschiedet sie dort mit der Abrede, daß er in der nächsten Nacht im Gildehause mit ihnen zusammentreffen wolle, um ihnen Aufklärung über die Ränke der Gegner zu geben. (Erste Stufe der Steigerung.) Dann entläßt er Jonathan und Robsay mit der Weisung, für die glückliche Herkunft der Gräfin Rutland Sorge zu tragen, und bleibt allein mit seinem Sekretär Cuff, den man ihm ausgeliefert und den er nun mit hergebracht hat. Cuff erzählt dem Grafen, was er in diesen Tagen erlebt. Aus Irland vorausgegangen, um in London gegen Essex zu hetzen, damit die Widersacher zu einem offenen Gewaltstreiche hingerissen würden, sei er dem Mißtrauen Cecils begegnet, der ihn vor dem Gerichtshofe vor die Wahl gestellt habe, entweder zu beweisen, daß Essex ein Hochverräter wäre, oder selber als Verleumder seines Herrn dazustehen. So habe er belastende Briefe gefälscht, und auf dieses Zeugnis hin sei in der vergangenen Nacht die Verurteilung erfolgt. Als dann am Morgen Essex in London erschienen, habe er durch Freunde im Volke verbreiten lassen, daß er gegen seinen Herrn gezeugt habe. Dann habe er sich auf die Straßen begeben, und wie er es gewünscht, habe die erbitterte Menge ihn ergriffen und zu Essex geschleppt, kaum zurückgehalten von der Versuchung, ihn am ersten besten Pfahl oder Fensterkreuz aufzuknüpfen.

Nun wolle er mit einer neuen Fälschung, nämlich vier Blättern, deren Schrift fortschreitend mehr sich Essex' Handschrift nähere, den Beweis liefern, daß man den Grafen auf falsches Zeugnis hin, also zu Unrecht angeklagt habe, und dann in ehrlicher Beschränktheit auf Essex' Landsitz in Herfordshire zurückkehren. Essex solle nur das den Charakter verderbende öffentliche Leben aufgeben und nachkommen. In London drohe ihm Gefahr, besonders wenn die Königin dahinterkomme, „wem Gräfin Rutland angehört“. Selbst ein Aufstand könne nichts helfen. Wenn derselbe etwas bedeuten solle, so müsse er im Bunde mit dem Könige Jakob von Schottland und der katholischen Partei im Lande erfolgen. In einem solchen Bündnisse aber liege wieder nach andrer Seite hin die Gefahr des Scheiterns.

Essex will von alledem nichts wissen, und auch als Robsay die Anwesenheit verdächtiger Reitertrupps in der Nähe des Hauses meldet, in denen Cuff Späher Sir Raleighs vermutet, achtet er nicht darauf, sondern entläßt die Diener, um sich sofort unbesorgt dem eintretenden Southampton zuzuwenden.

3. Auftritt. So kann er die gedrückte und ängstliche Stimmung nicht begreifen, die er im Lande gefunden, und die auch Southampton zur Schau trägt. Und als dieser sie begründet mit dem Hinweis auf Elisabeths Herrschsucht, die, das Werk ihres Vaters Heinrichs VIII. fortsetzend, die Großen des Reichs nur gewähren lasse, solange sie ihr nicht mißfallen, setzt er dagegen die Zuversicht des englischen Barons, der sich nicht zur Gängelpuppe einer Frau erniedrigen könne. Übrigens sei er nicht nach London gekommen, um den Herrn zu spielen. Nach den letzten Weisungen der Minister sei ihm seine Stellung in Irland unleidlich geworden:

„— — Ich war gelangweilt
Von einer schlechten Stellung. Die Minister
Versagen mir die Mittel, Krieg zu führen,
Um über mich zu lästern, daß ich feire.
Das wurde unerträglich."

Und nun suche er etwas anderes, was das Leben lohne, nämlich die Liebe seiner Gattin.

4. Auftritt. Indem kommt die Gräfin Rutland, die in der verschlossenen Sänfte von Westminster nach Essexhouse gebracht worden ist, singend ins Zimmer. Essex empfängt sie mit stürmischen Liebkosungen und vergißt im Plaudern mit ihr vollends, was von Besorglichkeit etwa durch Cuff und Southampton auf ihn übergegangen ist. Sie malen sich eine glückliche Zukunft in Herfordshire, Essex' Herrschaftssitze, aus und lassen sich auch durch die verdächtigen Trompetensignale der Raleighschen Reiter nicht stören, wenngleich die Rutland zuerst bei dem Gedanken an Elisabeth zusammenschrickt, so daß Essex sie nur mit Mühe beruhigen kann.

5. Auftritt. Da melden Robsay und Jonathan, daß die Bewegungen der Reiter immer auffälliger werden, und daß James Ralph, der Kammerdiener der Königin, gekommen sei, um Essex zu sprechen. Auch sei die Sänfte, die die Gräfin hergebracht, auf dem ganzen Wege verfolgt worden. Allein auch jetzt noch bewahrt Essex seine Ruhe, er befiehlt nur, Pferde zu satteln, er wolle, nachdem er Ralph gesprochen, selber nach Westminster.

6. Auftritt. Im Westminsterpalaste. Elisabeth erklärt den beiden Nottingham, die schon am Erfolge ihrer Schritte verzweifeln wollen, daß sie Essex strafen werde. (Zweite Stufe der Steigerung.) Ihr in diesem Entschlusse offenbarter Gleichmut gerät aber sofort wieder ins Wanken und in argwöhnische Unruhe, als sie die Gräfin Rutland in ihrer Umgebung vermißt und die Nottingham versichert, sie seit einer Stunde nicht gesehen zu haben. Diese Unruhe vermehrt sich, als Walter

Raleigh neue Kunde bringt, von Essex' Einzug in seinem Schlosse, von der Verabredung ins Gildehaus, daß Southampton sich bei Essex aufhalte, und daß eine fest verhangene Sänfte nach Essexhouse gebracht worden sei, in der ein weitverbreitetes Gerücht den schottischen König Jakob, Maria Stuarts Sohn, vermute. Noch ist Elisabeth vom Erstaunen über diese Nachrichten nicht zu sich gekommen, da erscheint Ralph in voller Eile und meldet, daß Essex soeben in den Hof sprenge. (Dritte Stufe der Steigerung.)

7. Auftritt. Gleich darauf betritt Essex selber den Saal, fällt vor Elisabeth nieder und fordert Gehör zu seiner Rechtfertigung. Die Königin, zuerst vom Anblicke des Günstlings betroffen, zwingt sich zu äußerer Ruhe und Kälte und spricht, ohne auf des Grafen Zwischenreden zu achten, den Lords ihren Entschluß aus, gegen den wider ihr Verbot mit verdächtigen Massen nach London gekommenen Vizekönig von Irland Recht und Gerechtigkeit ohne Rücksicht walten zu lassen. Während sie mit Cecil, Nottingham und Raleigh zur Festsetzung der beschlossenen Strafe abgeht (Vierte Stufe der Steigerung), tritt die Gräfin Rutland ein, verläßt aber, von Elisabeth noch flüchtig begrüßt, gleich nach dieser mit der Lady Nottingham zusammen den Saal.

8. Auftritt. Essex, allein gelassen, kommt zum Bewußtsein der erlittenen Mißachtung und wird nun, durch die ihm angethane Schmach zum Widerstande gereizt, wieder begierig, zu herrschen und seine Gewalt zu zeigen.

9. Auftritt. So tritt er den zurückkehrenden Ministern mit Stolz und Trotz entgegen, und als sie ihm den Spruch der Königin verkünden, daß er seiner Gnaden und Ämter entkleidet, der Herrschaft über Essex, Westmoreland und Herford entsetzt, vom Hofe verbannt, auch des Vizekönigtums von Irland enthoben sei und den Kommandostab auszuliefern habe, daß aber die Königin den Hochverratsprozeß vor dem Parlamente aus gnädiger Gesinnung zurückweisen wolle, da weigert er dem Spruche den Gehorsam, den Feldherrnstab werde er nur der Königin selber ausliefern, einen Spruch ohne gesetzmäßige Verurteilung und eine Begnadigung ohne vorangegangenen Spruch nehme er nicht an, er fordere sie, die Minister, vors Parlament, um dort zu erfahren, was aus seinem Prozesse geworden sei.

III. Aufzug: Steigerung, fünfte bis neunte Stufe. Höhepunkt. Umkehr.

1. Auftritt: Elisabeth ist, nachdem sie ihren Günstling dem Staatswohle geopfert, entschlossen, dem Freunde zur persönlichen Versöhnung die Hand zu bieten, weil sie sich durch die Maßlosigkeit der Strafe bedrückt fühlt.

2. Auftritt: In diesen Empfindungen wird sie von ihrem vertrauten Diener Ralph bestärkt, der sie vor der trockenen Nüchternheit ihrer Ratgeber warnt und ihr Schuld giebt, daß sie selber durch ihre Kälte Essex ins Rebellentum hineingetrieben habe. Zur Rechtfertigung des Grafen erzählt er von Cuffs Fälschung und Cecils Anteile daran. Cuff befinde sich jetzt unter seines Herrn Schutze in dessen Wohnung. Daraus schließt Elisabeth, daß Essex um die Fälschung gewußt habe, und giebt vor, ihn wegen dieses Komödienspieles zur Rede stellen zu wollen. Sie beauftragt den Kammerdiener, ihn auf die Mittagsstunde nach Westminster zu berufen. (Fünfte Stufe der Steigerung.) Zugleich verlangt sie Cuff zu sehen. Auch die Gräfin Rutland soll zu ihr befohlen werden. Da zeigt sich diese im Hintergrunde, und bei ihrem Anblicke durchzuckt Argwohn die Königin. Ralph erhält noch den Auftrag, zu erforschen, wer in der verschlossenen Sänfte nach Essexhouse gebracht worden sei. Um ganz sicher zu gehen, befiehlt sie endlich, auch den alten Haushofmeister des Grafen Essex, Jonathan, herbeizubringen, weil sie hofft, von diesem am leichtesten etwas über den Insassen der geheimnisvollen Sänfte zu erfahren.

3. Auftritt: Nun erst wendet sie sich zur Gräfin und sucht sie durch allerhand verfängliche Fragen auszuforschen. Doch ohne Erfolg. Anna Rutland weiß in ihrer Herzenseinfalt so treffende und harmlose Antworten zu geben, daß Elisabeth sich immer wieder entwaffnet sieht. Als einziges Ergebnis dieses Ausfragens bleibt der Königin nur der Verdacht, den sie in die Worte kleidet: „Du hast ihn sehr genau betrachtet". Sie werden unterbrochen durch die Lady Nottingham.

4. Auftritt: Während Elisabeth die sich meldenden Minister abweist mit dem Bedeuten, daß sie vor Mittag dieselben nicht empfangen werde (Sechste Stufe der Steigerung), läßt sie sich von der Nottingham berichten, daß Cuff vor der Verhaftung durch seinen Herrn mit Waffengewalt geschützt werde, und daß sich in London die Kunde verbreite, Essex sei begnadigt und zu einer Audienz beschieden. Hinter diesem Gerüchte vermutet die Königin Essex' Einfluß und wird dadurch aufs neue gegen ihn erregt (Siebente Stufe der Steigerung).

5. Auftritt: In diesem Augenblicke wird Jonathan von Ralph ins Audienzzimmer gebracht, nicht ohne Mühe, denn der Alte ist doppelt befangen: weil er vor die Königin treten soll, und weil er überzeugt ist, daß er über die Lady, die Sänfte und die heimliche Ehe ausgefragt werden solle. Als nun Elisabeth ihn an ihren Besuch auf Essexcastle im vergangenen Frühjahr erinnert, und daß damals die Gräfin Rutland in ihrer Begleitung gewesen sei, merkt er die Absicht und behauptet, sich

dessen nicht mehr erinnern zu können. Da schüchtert ihn die Königin durch herrisches Wesen vollends ein und fragt geradezu, wer den Abend vorher in einer Sänfte nach Essexhouse gebracht worden sei. Jonathan will ausweichen, aber Elisabeth bedeutet ihn, daß seines Herrn Leben auf dem Spiele stehe; man vermute, König Jakob von Schottland sei in jener Sänfte bei Essex eingekehrt, ja man wolle denselben sogar erkannt haben. Das verleitet Jonathan zu dem Ausrufe: „Das ist nicht möglich!", und auf die barsche Frage: „Warum?" kommt es von seinen Lippen: „Weil es gar kein Mann war". Augenblicks wird es ihm bewußt, wie er damit das Geheimnis schon halb verraten habe (Achte Stufe der Steigerung), und eben fragt die Königin, in welcher Ahnung und Eifersucht gleicherweise rege werden, weiter: „Wer war die Dame?", da dringen die Lords ins Gemach. Jonathan macht sich die entstandene Unruhe zu nutze und verschwindet.

6. Auftritt: Essex hat durch Herolde auf den Straßen verkünden lassen, daß die Königin ihn empfangen wolle. So haben auch die Minister davon gehört und kommen nun, empört über Elisabeths Schwanken, um der Königin ihre Ämter zur Verfügung zu stellen. Sie finden damit zunächst gar keine Beachtung, denn die Königin forscht erst nach dem verschwundenen Jonathan und muß von Ralph erfahren, daß er aus dem Gedränge auf den Straßen, wo Essex eben nach Westminster komme, nicht wieder zurückzubringen sei. Ergrimmt über den Grafen, der jetzt um 9 Uhr schon erscheine, während er erst auf 12 Uhr befohlen sei, wendet sie sich nun zu den Lords. Nur was sie von Cuff und seinen Beziehungen zu Cecil erfahren, habe sie bestimmt, Essex noch einmal hören zu wollen. Da erfährt sie von den Ministern, daß der Graf in London verbreitet habe, die aufgedeckte Verschwörung sei nicht für, sondern gegen ihn, und zwar von seinen Widersachern am Hofe angezettelt. Die Königin, in Westminster gefangen gehalten, bereue ihre gestrige Strenge und habe dem Grafen den Kommandostab zurückgesandt, er solle damit das Volk zur Befreiung seiner Fürstin aufrufen. Nun juble die Menge ihm als König zu, und Elisabeth würde am besten thun, wenn sie diesem Wunsche des Volkes nachgäbe, um dem Schwanken des königlichen Ansehens ein Ende zu machen. Ganz entgegen der beabsichtigten Wirkung, denn die Lords haben den Vorschlag nur zum Scheine gemacht, um Elisabeth dadurch zu entschiedenen Maßregeln anzutreiben, nimmt die Königin denselben wirklich auf, allerdings in anderem Sinne; sie will den bisherigen Günstling den Taumelkelch des aufsteigenden Glückes bis auf die Hefe kosten lassen und befiehlt zur größten Bestürzung der Lords, Essex mit königlichen Ehren zu empfangen (Neunte Stufe der Steigerung).

7. Auftritt: Gipfelscene. Von Kavalieren begleitet, erscheint Essex vor der Königin und nimmt das Wort zur Rechtfertigung seines Verhaltens in Irland. Mit allen Hilfsmitteln aus der Heimat im Stiche gelassen, habe er nur durch zeitgemäße Milde gegen die Feinde und durch geschickte Ausnutzung einer bloß scheinbaren Überlegenheit einen Waffenstillstand erreicht, der nicht nur das in Not und Elend geratene englische Heer rette, sondern auch Irlands volle Unterwerfung bringe. Als darauf Cecil ihm entgegenhält, daß er hierzu keine schriftliche Vollmacht gehabt, und als Elisabeth ihr mündlich ihm gegebenes Wort nicht bestätigt, beruft er sich auf ein Peersgericht, das der Minister Possenspiel entlarven werde. Nun bricht bei der Königin der mühsam verhaltene Zorn hervor. Mit beißendem Spotte verweist sie dem Grafen den anmaßenden Ton seiner Rede, und als Essex erwidert, er verfolge keine ehrgeizigen Pläne mehr, sondern wolle nur sein Recht bestätigt sehen, um sich dann ins Dunkel des Privatlebens zurückzuziehen, spielt sie höhnend auf seine Herzensgeheimnisse an, nach deren Erfüllung es ihn zu gelüsten scheine. Vorher aber solle er ihr Rede stehen, denn er sei ein Rebell. Als solcher sei er mit Aufruhrscharen dahergekommen, als solcher trage er den Stab, den sie ihm gestern habe abfordern lassen, und den sie ihm nun eigenhändig entreiße. Bei diesen Worten windet sie ihm den Kommandostab aus der Hand und schlägt damit nach ihm. Essex greift nach seinem Schwerte, da springen die Lords mit gezückten Waffen zwischen ihn und die Königin, und der Graf zwingt seine Entrüstung hinunter. Sogleich aber erhebt er sich wieder in stolzer und leidenschaftlicher Kraft. Nicht hinterlistig wolle er die Gelegenheit benutzen, wo Elisabeth in seine Gewalt gegeben sei, weil das wider Treue und Glauben und wider alle Ritterlichkeit dem Weibe gegenüber streite, doch kündige er ihr und ihren Anhängern Krieg auf Tod und Leben an (Höhepunkt). Damit verläßt er den Saal und begiebt sich unter Fanfaren und Hochrufen der Volksmenge nach dem Tower.

8. Auftritt: Nun raten die Minister der Königin zur Flucht, zumal da zu fürchten sei, daß die päpstliche Partei im Lande sich dem Aufruhr anschließen werde. Aber gerade hierauf setzt Elisabeth ihre ganze Hoffnung. Sie befiehlt, an den Straßenecken die Worte anzuschlagen: „Den alten Glauben bringt Essex wieder und die alte Zeit der Königin Maria!“ (Tragisches Moment) und erklärt, daß sie selber, nur von Ralph begleitet, sich in den Mittelpunkt des Aufruhrs, den Tower, begeben wolle. Während die Staatssekretäre ihr zujubeln und mit dem Gelöbnis, noch desselben Tages für sie den Sieg zu erkämpfen, abtreten, befällt sie wieder bängliches Schwanken. Sie bleibt in Gedanken über die Vergeblichkeit alles Strebens und über die Ohnmacht selbst der Mächtigsten erstarrt stehen.

IV. Aufzug: Fallende Handlung, erste bis vierte Stufe.

1. Auftritt: In dieser Stellung findet sie Ralph, der nach längerer Zwischenzeit (III 6 von der Königin verabschiedet) wiederkehrt, wagt sie aber nicht aufzustören. Erst eine Stunde später tritt er abermals herein, sieht sie eine Bewegung machen und redet sie an. Er giebt der Angst der Getreuen um die Herrscherin Ausdruck und berichtet ihr, was sich inzwischen ereignet hat. Auf beiden Ufern der Themse hat sich der Kampf ausgebreitet und zu Essex' Gunsten entschieden. Nur der Tower wird noch gehalten. Der dortige Kommandant Charles North, ein natürlicher Sohn Nottinghams, hat von seinem Vater die Weisung erhalten, das Gebäude eher in die Luft zu sprengen, als dem Feinde auch nur einen Fuß breit einzuräumen, und er hat geschworen, so zu verfahren. Die Volksmenge aber drängt sich in den Straßen hin und her und jubelt Essex zu, wo er sich nur zeigt. Während Ralph abgesandt wird, um dem jungen North den Dank der Königin mit seiner Erhebung zum Lord und zum Gouverneur des Towers zu übermitteln,

2. Auftritt: erscheint Southampton, zugleich aber, von der Königin nicht bemerkt, die Gräfin Rutland, die zu Elisabeth will, aber von Ralph und Southampton wieder hinausgedrängt wird. Nun bleibt der Graf mit der Königin allein und beschwört sie zur Milde. Sie möge Essex persönliche Versöhnung anbieten, dann werde er selber kommen und für den Aufstand Verzeihung erbitten.

3. Auftritt: Da stürzt die Lady Nottingham herein mit der Kunde, daß am Citythore Essex' Kavaliere Wappen und Fahne der Tudors herabgerissen und die Farben der Häuser Essex und Stuart angebracht haben. Und als nun Elisabeth erklärt, daß es dafür Sühne nur auf dem Schafott gebe, verläßt auch Southampton sie, um zu Essex überzugehen.

4. Auftritt. Mit ihm zugleich fällt, wie der eben herzutretende Lord Nottingham meldet, die ganze Jugend von der Königin ab. Elisabeth solle nun eiligst nach Hamptoncourt entfliehen, ein geschütztes Fahrzeug liege dazu auf der Themse bereit. Allein die Königin weist den Gedanken weit von sich ab, an den Ort zu fliehen, wo sie ein Jahr lang vor ihrer Gegnerin Maria Stuart gezittert. Sie geht also auf den Vorschlag gar nicht weiter ein, sondern fordert nur Bescheid, ob der befohlene Straßenanschlag angebracht sei.

5. Auftritt. Nottingham erwidert, daß er den Anschlag nur mit Zaudern und Bedenken habe anheften lassen (Erste Stufe der fallenden Handlung), und warnt, unterstützt von dem gleichfalls herbeigeeilten Cecil, die Königin vor den Folgen, wenn etwa der Anschlag verkehrt wirke, d. h. wenn er, anstatt die Parteigänger des Grafen abzuschrecken, ihm aus den heimlichen Anhängern der alten Kirche noch mehr Zuzug

verschaffe. Dann könne es soweit kommen, daß Elisabeth selber, um ihre Herrschaft zu behaupten, sich zur Wiederherstellung des alten Glaubens entschließen müsse. Diesem Gedanken begegnet sie mit der Erinnerung, daß sie gerade dadurch das Recht ihrer gesetzmäßigen Geburt und damit alles Anrecht auf den Thron verlieren würde.

6. Auftritt. Inzwischen tobt der Aufstand weiter. Ralph meldet, daß Essex vom Tower ablasse und sich nach dem Westminsterpalaste wende. Auch Raleigh, mit seinem Anhange an den Strand gedrängt, werde das Vordringen der Empörer nicht aufhalten können. Anstatt aber dem erneuten Mahnen der Getreuen zur Flucht Folge zu leisten, befiehlt sie von neuem ein Pferd, um mit Ralph in die bedrohten Straßen zu reiten.

7. Auftritt: Noch ehe sie aber das Gemach verlassen, erschallt von außen lauter Jubel und Trompetengeschmetter, untermischt mit Hochrufen auf die Königin. Zugleich erscheint Raleigh mit Siegesbotschaft. Im Tower habe Lord North sich tapfer verteidigt, und als der Sturm auf das Thor am heftigsten gewesen, eine Petarde entzündet, die Tod und Verwirrung in die feindlichen Reihen gebracht habe. In diesem Augenblicke sei er (Raleigh) mit seinen Reitern auf Essex und seine Anhänger eingestürmt, aber Southampton habe sich mit der jungen Mannschaft dazwischengeschoben. Durch diesen Zuzug verstärkt, habe Essex Befehl gegeben, nach Westminster zu ziehen. Da sei er durch Querstraßen zurückgeeilt, um dem Feinde zuvorzukommen, allein die drängende Masse des Volkes habe ihn überall am Vorwärtskommen gehindert, bis mit einem Male — eine Wirkung des Maueranschlags — die Stimmung im Volke umgeschlagen sei und die Menge, die sich von Essex an die Papisten verraten glaubte, sich gegen den Grafen gewandt und Raleigh für sein Vordringen Platz gemacht habe. (Zweite Stufe der fallenden Handlung.) So sei er bei Bainards Castle mit Essex zusammengestoßen. Im Gemetzel habe die Menge den Grafen vom Pferde gerissen und mit Messerstichen in die Brust verwundet. Unfähig, sich weiter zu wehren, sei er von Raleighs Leuten und seinem gleichfalls gefangenen Freunde Southampton ins Schloß getragen worden. Hier erst sei die Erstarrung, die ihn befallen, von ihm gewichen, und er stehe im Begriffe, vor der Königin zu erscheinen.

8. Auftritt. Essex tritt der Königin gegenüber, und wie er sie erkennt, fordert er von ihr sein Todesurteil. Elisabeth ist erschüttert von dem Anblick des gebrochenen Freundes. So vermag sie, als Cecil meldet, daß der Spruch der Sternkammer gefällt sei und nur der königlichen Unterschrift harre, nicht gleich zu einem Entschlusse zu kommen. Erst nach längerem Zaudern winkt sie den Lords, das Urteil herbei-

zuholen. (Dritte Stufe der fallenden Handlung.) Während das geschieht, beginnt sie eben Essex mit milden Worten anzureden, indem sie sich selber schuldbarer Schwäche zeiht; da wird sie von der nach Essex rufenden Gräfin Rutland unterbrochen, und Essex, der nun alles verloren sieht, sinkt mit einem Aufschrei seinem Freunde Southampton in die Arme.

9. Auftritt: Anna aber giebt laut ihrer Freude Ausdruck, daß sie den Geliebten lebend wiedersieht, und als die Königin, starr vor Staunen fragt, was ihr dieser Mann sei, bekennt sie offen: „Er ist mein Gatte.“ Nun mag sie vergebens um Gnade für den Bedrohten flehen. Elisabeth forscht nur weiter, wann die Vermählung stattgefunden, und hält mit beißendem Hohne der Gräfin vor, wie Essex am Morgen desselben Tages noch vor ihr, der Königin, auf den Knien gelegen habe. So sei auch Anna von ihm betrogen, und es sei ihre Rache, wenn er jetzt mit dem Tode büßen müsse. In diesem Augenblicke bringen Cecil und Nottingham das Todesurteil, die Rutland versucht vergebens, es ihnen zu entreißen, Elisabeth unterschreibt (Vierte Stufe der fallenden Handlung), und die Gräfin sinkt ohnmächtig zusammen.

V. Aufzug: Fallende Handlung, fünfte Stufe. Katastrophe.

1. Auftritt: Cuff und Jonathan drängen sich herbei, um sich die Zulassung zu ihrem Herrn zu erbitten. Mit Mühe hält sie Ralph vom Eintritt in das Gemach der Königin ab. Elisabeth ist durch die Vorgänge bei Essex' Verhaftung völlig gebrochen. Das Schicksal der schwer erkrankten Gräfin Rutland bewegt sie am meisten. Ralph erzählt, der Arzt befürchte Irrsinn, nur eine große Freude könne helfen, und eine solche werde der Anblick des begnadigten Gemahls sein. Jetzt sei sie unter der Obhut ihrer Zofe Mary und der Lady Nottingham, die unter dem Eindrucke des ungeheuren Unglücks ihren Haß gegen Essex aufgegeben habe und nun an dessen Gattin alles gut machen wolle.

2. Auftritt: Inzwischen ist der Wahnsinn wirklich zum Ausbruch gekommen, und entsetzt flieht die Nottingham in das Gemach der Königin. Sie bittet, Elisabeth möge es ihr vergeben, daß sie zu den Essex umgekehrt sei, und wie die Königin ihr mild zuredet, sie könne den Schritt verstehen, fleht sie für Essex um Rettung. Die Rutland, in dem Wahn, es sei ihr Hochzeitstag und sie müsse den Bräutigam suchen, der ihr auf dem Wege zur Kirche entschwunden sei, ist ihr langsam nachgegangen.

3. Auftritt: Singend und im Irrsinn redend betritt sie das Gemach. Wie sie die Nottingham und die Königin sieht, erwacht sie aus ihrer Betäubung. Sie will zur Themse hinab, um nach dem Tower hinüberzufahren und dort alles mit anzuhören.

4. Auftritt: Nun dringt die Lady Nottingham in die Königin, die Begnadigung rasch zu vollziehen. Allein Elisabeth zaudert wieder, Essex werde keine Gnade wollen, und von dem Rebellen fordere der Staat eine Sühne; er müsse also wenigstens selber um Gnade bitten. Da erinnert die Lady an den Ring, den Essex als Unterpfand unvergänglicher Gesinnung von der Königin besitze. Elisabeth ist überrascht, daß der Graf diesen Ring noch trage, doch giebt sie das Versprechen, sie werde ihre Zusage halten, wenn er den Ring sende. Vergebens sucht der auf Befehl eben erscheinende Lord Nottingham diese Wendung der Dinge abzuwehren, er empfängt nur den Auftrag, seine Gattin und die Lady Anna in den Tower einzulassen und Southampton die Freiheit wiederzugeben.

5. Auftritt: Im Tower giebt Charles North die letzten Befehle zu der auf 3 Uhr nachmittags festgesetzten Hinrichtung.

6. Auftritt: Da kommt sein Vater und überbringt ihm die Weisungen der Königin, drängt aber zugleich zur Beschleunigung des Urteilsvollzuges.

7. Auftritt: Essex, dem königlichen Willen gemäß herbeigeführt, trifft mit der Lady Nottingham zusammen und begrüßt sie mit Spott und Hohn als einen seiner Totengräber. Allein die Lady achtet nicht darauf, sondern mahnt ihn nur, der Königin den Ring zu schicken. Als der Graf, der zuerst nicht recht daran glauben will, endlich von der Aufrichtigkeit des Anerbietens überzeugt ist, beharrt er dennoch auf dem Entschlusse zu sterben und läßt sich auch durch die Erinnerung an seine Gattin und die Aussicht, ihr durch seine Rettung Glück und Gesundheit wiederzugeben, nicht dazu bewegen, den Ring auszuliefern:

> „Ich lebte davon, daß ich stolz sein durfte
> In Macht und Ansehn. Ehre hielt ich mir
> Für unvertilgbar. Und die sichre Achtung
> Der Nebenmenschen war mir Lebensluft."

Dem Leben aber, das ihn nach der Begnadigung erwarte, ziehe er den Tod als eine Rettung und Erlösung vor. (Fünfte Stufe der fallenden Handlung.)

8. Auftritt: Auf den Zustand seiner Gattin vorbereitet, empfängt er sie zum letzten Abschiede.

9. Auftritt: Die matt und befangen eintretende Gräfin gewinnt beim Wiedersehen und im Gespräche mit dem Geliebten ihre Fassung wieder. Sie stimmt ihm bei, daß er den Ring nicht zurücksende, und als Essex auf ihre Frage versichert, daß es nicht wahr sei, was die Königin von seiner Liebe zu ihr gesagt habe, mahnt sie ihn zum mutigen

Sterben. Sie fühle es, daß sie mit ihm zugleich aus dieser Zeitlichkeit gehen werde.

10. Auftritt: Da läßt sich das Zeichen zur Urteilsvollstreckung vernehmen, Cecil verkündet das Todesurteil, und Essex nimmt von seiner Gattin Abschied. Jetzt erst giebt er den Ring der Nottingham, sie solle ihn als sein Vermächtnis der Königin bringen. Noch will die von Gewissensqualen Geängstigte das Kleinod als Unterpfand der königlichen Gnade zu Essex' Rettung benutzen. (Moment der letzten Spannung.) Aber North, von Nottingham zur Eile gedrängt, giebt ihren Bitten und Beschwörungen keine Folge. Unter Trommelschall fällt das Haupt des Grafen, und zu gleicher Zeit sinkt seine Gattin tot darnieder. (Katastrophe.)

Schon bei einem flüchtigen Überblick über diesen reichen Inhalt ergiebt sich, daß das Drama des dichterischen Gehaltes nicht bar ist. Situationen und Charaktere zeigen gleichmäßig Momente, die einer dramatischen Gestaltung fähig sind. Ob sie dieselbe in jedem einzelnen Falle gefunden haben, darüber werden in manchen Fällen verschiedene Beurteiler sich auch in verschiedenem Sinne äußern. Um aber doch einzelne dieser Momente wenigstens anzudeuten, sei erinnert an die Scenen zwischen Elisabeth und der Rutland, namentlich III 3 und IV 9, an die Schäferscene zwischen Essex und seiner Gattin II 4, sowie an die Abfertigung, die der Graf den Staatssekretären zu teil werden läßt II 9. Beachtenswert ist ferner, wie geschickt das Auftreten der Personen vorbereitet wird, sowohl wenn sie zum ersten Male, wie wenn sie unter neuen Verhältnissen erscheinen. So das Auftreten der Gräfin Rutland II 4 durch die schwärmerischen Ergüsse des Grafen Essex am Schlusse von II 3, oder, nachdem sie irrsinnig geworden V 3, durch die Selbstanklagen der reuigen Gräfin Nottingham V 2. Von den Charakteren dürfen Elisabeth mit ihrem meist fein begründeten Schwanken, der Held selber, insofern sein Denken und Thun aus trotziger Überschätzung der Gewalt seiner Persönlichkeit abgeleitet erscheint, endlich auch die rachsüchtige, aber vor dem so heiß erstrebten Ziele zurückbebende Lady Nottingham das meiste Interesse beanspruchen. Und damit der Tragödie ein Körnchen plautinischer Würze nicht abgehe, fehlt es auch nicht an einer Person, die in ihrem Gebaren wie in den sie betreffenden Situationen komisch wirken muß; das ist Jonathan, des Grafen Essex Haushofmeister. In allen diesen Dingen liegt manche dichterische Feinheit, die dem Schüler zum Verständnisse zu bringen, und wäre es auch nur durch einen vorbereitenden Hinweis auf private Lektüre, nicht ohne Nutzen bleiben könnte.

Allein wie man auch über solche Einzelheiten urteilen möge, der eigentliche Wert des Stückes wird dadurch nicht berührt. Der beruht

im wesentlichen auf dem straffen, kunstmäßigen Aufbau des Ganzen. Da ist es zunächst der wirkungsvolle Bau des ersten Aufzuges, der zur Bewunderung nötigt. Es ist eine feine Steigerung, wenn wir im ersten Auftritte Essex' Gegner, im zweiten seine Freunde, im dritten seine bedeutendste Freundin, Elisabeth, vor uns sehen und so gleichsam immer näher an den Helden herangeführt, immer besser auf sein Erscheinen vorbereitet werden, bis er selber am Ende des Aktes naht.

Hat nun die Einleitung (I. Aufzug) in bezeichnender Hinführung zum Helden zuerst das Gegenspiel (1. Sc.), dann das Spiel (2. Sc.), endlich den Konflikt beider (3 Sc.) gezeigt, so bewegt sich die steigende Handlung (II. und III. Aufzug) in drei Reihen von Motiven, die eins nach dem andern einsetzend, aber dann ineinandergreifend den Übertritt Elisabeths auf die Seite des Gegenspiels und damit das Unterliegen des Helden vorbereiten. Diese drei Motive und ihre Verwertung im Gange des Stücks bis zu dessen Höhepunkte sind folgende:

a) Essex' selbstbewußtes und vertrauensseliges Auftreten, durch das Elisabeth sich in ihrer königlichen Stellung bedrängt fühlt. Es offenbart sich an drei Stellen:
   1. in seiner eigenmächtigen Rückkehr nach London. II 2;
   2. in seinem trotzigen Erscheinen in Westminster. II 7;
   3. in der vorzeitigen Ankunft zum Empfange. III 4.

b) Elisabeths Argwohn gegen die Gräfin Rutland, der ebenfalls in drei Stufen entfacht und gesteigert erscheint:
   1. die Königin vermißt ihre Hofdame. II 6;
   2. die Gräfin wird von Elisabeth ausgehorcht. III 2;
   3. Jonathan verrät das Geheimnis der Sänfte. III 5.

c) Die Verdächtigungen der Gegner des Grafen:
   1. das falsche Gerücht über König Jakob. II 6;
   2. die böswillige Auslegung des Volksjubels. III 4;
   3. die Fabel von Essex' Streben nach der Krone. III 6.

Diese verschiedenen Fäden der Steigerung laufen in der Gipfelscene (III 7) in einem Punkte zusammen, indem alle drei Motive hier zu gleicher Zeit erscheinen: Essex' stolze Anmaßung, die Erwähnung seines häuslichen Glückes und endlich der Kommandostab in seiner Hand, in Elisabeths Augen ein Beweis für die richtige Beurteilung seines Auftretens durch seine Neider. Vereint wirkend bewegen sie die Königin zu dem verhängnisvollen Schlage.

Läßt sich somit in dieser Verschlingung verschiedener Fäden die „Schürzung des Knotens" recht eigentlich und deutlich nachweisen, so zeigt die fallende Handlung (IV. und V. Aufzug) ebenso sichtbar und lehrreich dessen Lösung. In der Weise, wie die drei Motive in die Handlung

eingeführt worden sind, werden sie nun auch wieder ausgelöst. Aus der Verschlingung entwirren sich die Fäden in umgekehrter Reihenfolge, wie sie zusammengeknüpft waren. So treten sie im zweiten Teile des Dramas in folgenden Momenten hervor:

c) Der unwahre Maueranschlag bewirkt Essex' Niederlage. III 8. IV 7.
b) Das Bekenntnis der Gräfin Rutland bestimmt die schwankende Königin zur Vollziehung des Urteils. V 8.
a) Der trotzige Stolz des Grafen verwehrt ihm die Annahme der dargebotenen Gnade. V 7.

Essex ist entschlossen zu sterben, Anna Rutland weiß ihn in diesem Entschlusse nur zu bestärken, und die Gegner sorgen dafür, daß die Urteilsvollstreckung beschleunigt werde. Und so wirken, zwar nacheinander, aber doch, wie auf dem Höhepunkte der Handlung, alle drei Motive nach dem einen Endziele hin, unaufhaltsam die Katastrophe herbeizuführen.

Durch Zeichnung würde sich der Aufbau des Dramas so darstellen lassen:

	II			III						IV		V
a	2	·	7	·	4	·	·		·	·	·	7
b	·	6	·	2	·	5	·	7	·	·	8	·
c	·	6	·	·	4	·	6		8	7	·	·

An Geschlossenheit und Übersichtlichkeit dürfte dieser dramatische Bau nicht leicht übertroffen werden. Und er gewinnt noch mehr, sowohl an dichterischer Eindrucksfähigkeit wie an Bedeutung für die unterrichtliche Belehrung, wenn wir das Laubische Stück mit anderen Essexdramen vergleichen, namentlich mit dem Laubes Drama am nächsten stehenden „Earl of Essex“ von John Banks (1682), von dessen Inhalt Lessing in der Hamburgischen Dramaturgie (54.—58. Stück. Hempel S. 282—301) eine genaue Analyse mit Proben giebt. Die wichtigsten Unterschiede in den beiden dramatischen Plänen lassen sich in folgendem zusammenfassen: Bei Banks erhält Essex den Befehl, Irland nicht zu verlassen, erst nach den Unterhandlungen mit Tyrone, und zwar im ersten Aufzuge des Stückes, er kommt diesem Befehle zum Trotze nach England erst im zweiten Aufzuge; Laube verlegt den Erlaß des Befehls in die Vorfabel, Essex' Erscheinen in London bildet das erregende Moment am Ende des ersten Aktes. Die ganze Eröffnung des Stückes wird dadurch straffer und dramatischer. Im vierten Akte des Banksschen Dramas gerät Essex in Verzweiflung über sein Unglück, er läuft wie unsinnig in der Stadt umher, schreit über das ihm angethane Unrecht und schmäht

auf die Regierung. (Lessing, Hamb. Dram. 54. Hempel S. 285.) Überhaupt ist er in dem englischen Stücke ebenso kleinmütig wie prahlerisch und kriechend. Laube dagegen hat ihn in jedem Betracht einheitlicher, namentlich aber im Unglücke würdiger und stolzer dargestellt. Auch die Gräfin Rutland erscheint bei Laube einnehmender und anziehender als bei dem Engländer. Hier tritt sie uns im dritten Aufzuge zwar mit einem Herzen voll Liebe zu Essex entgegen, aber daneben in hohem Grade unbedacht, so daß sie durch die aus der Fülle ihres Herzens dem Gatten gespendeten Lobsprüche sich und Essex der Königin verrät, während Laubes Rutland zwar naiv und offen ist, aber dabei behutsam und nichts verratend. Elisabeth kann daher hier wohl Argwohn schöpfen, aber zu entdecken vermag sie nichts. Endlich mag man auch darin eine Verfeinerung der dramatischen Wirkung erblicken, daß Laube aus der schallenden Ohrfeige, die Banks aus der geschichtlichen Überlieferung[1]) übernommen, einen Schlag mit dem Kommandostabe gemacht hat, der trotz allem, was Lessing zur Verteidigung der Ohrfeige sagt (Hamb. Dram. 55. 56, Hempel S. 288—93), auf der Bühne weniger verblüffend und doch ebenso wirksam ist. Daß im übrigen die Disposition des Laubischen Dramas derjenigen des Banksschen Essex fast buchstäblich gefolgt ist, hat bereits Bulthaupt (Dramaturgie des Schauspiels III[4] S. 338) bemerkt. Der Nachweis ist an der Hand der Lessingschen Inhaltsangabe leicht zu führen.

Die von Lessing des weiteren erwähnten Bearbeitungen des Stoffes, drei französische von Calprenède (1632), Boyer (1678) und Thomas Corneille (1678) und drei englische von James Ralph (1731), Henry Brooke (1749) und Henry Jones (1753), können für die Vergleichung weniger in Betracht kommen, da Laube erklärt hat, die Litteratur des Stoffes erst nach Abfassung seines Stückes kennen gelernt zu haben. Was aber von Banks gilt, daß Laube dessen „Essex" aus der Hamburgischen Dramaturgie gekannt haben muß, das gilt ebenso von einem spanischen „Essex", den Lessing noch genauer wiedergiebt (60.—68. Stück der Hamb. Dram., Hempel S. 306—43), und dessen Verfasser, wie F. v. Schack nachgewiesen hat, der Dichter Antonio Cuello († 1652) ist. Auch hieran würden sich geeignete Versuche zur Vergleichung anknüpfen lassen.

Läßt sich aus solchen Nebeneinanderstellungen erweisen, daß die dramatische Behandlung des Stoffes von Calprenède bis auf Laube eine Verfeinerung erfahren habe, deren Ergebnis der dichterischen und theatralischen Wirkung des Laubischen „Essex" zu gute kommen mußte, so ist

---

1) Vergl. Brosch, Gesch. v. England VI S. 664. Philippson, Westeuropa im Zeitalter von Philipp II., Elisabeth und Heinrich IV. S. 396.

anderseits doch auch nicht zu verschweigen, was den Wert dieses letzten Stückes beeinträchtigt, wie ja doch gerade auch die Unebenheiten in der dramatischen Gestaltung reiferen Schülern zu besserer Einsicht in die Technik den Blick schärfen werden.

Da ist denn zunächst darauf hinzuweisen, daß die strenge Einheitlichkeit des Aufbaus, wie sie in den wesentlichen Zügen des Dramas zu Tage tritt, durch Einfügung eines Nebenmotivs beeinträchtigt wird; das ist die Geschichte mit dem Ringe. Daß es sich hierbei um etwas der tragischen Verwickelung an sich Fremdes handelt, geht schon daraus hervor, daß andere Essexdichter, wie z. B. Cuello und Th. Corneille, keinen Gebrauch davon machen; ja der letztere hat nach einer von Lessing (Hamb. Dram. 22. Stück, Hempel S. 150) mitgeteilten Bemerkung das Motiv als ein vermeintlich unhistorisches mit bewußter Absichtlichkeit aus dem Stoffe ausgeschieden. Laube verdankt es offenbar dem John Banks, der es freilich in anderer Weise benutzt hat. Bei diesem erhält Essex den Ring erst, während er schon im Tower gefangen ist, im IV. Akte; als das Urteil gefällt ist, übergiebt er ihn der Lady Nottingham, damit diese ihn als Zeichen seiner Bitte um Gnade der Königin bringe. Die Nottingham aber unterschlägt ihn und führt so die Unterzeichnung und Vollstreckung des Urteils herbei. Geschickter ist es jedenfalls, wenn Laube die Verleihung des Rings an den Günstling in die Vorfabel verlegt. Aber das Verdienst dieser Besserung muß er Lessing abtreten, der sich folgendermaßen darüber äußert (Hamb. Dram. 55. Stück, Hempel S. 286 flg.): „Es ist begreiflicher, daß die Königin dem Grafen den Ring zu einer Zeit gegeben, da sie mit ihm vollkommen zufrieden war, als daß sie ihm dieses Unterpfand ihrer Gnade jetzt erst sollte geschenkt haben, da er sich ihrer eben am meisten verlustig gemacht hatte und der Fall, sich dessen zu gebrauchen, schon da war".

In beiden Bearbeitungen des Stoffes aber, bei Banks wie bei Laube, ist diese Geschichte ein Nebenmotiv, nur daß es bei dem ersteren auf die letzte Entschließung der Königin von mitentscheidendem Einflusse ist, während es sich aus dem Laubischen „Essex" ganz herauslösen ließe, ohne daß damit im Gange der Handlung oder auch nur in dem äußeren Zusammenhange der Scenen eine Lücke entstünde. Es dient hier lediglich dazu, der der Katastrophe zueilenden Handlung ein Moment der letzten Spannung einzufügen. Zu diesem Zwecke muß Essex kurz vor seiner Abführung zum Blutgerüste den Ring aus den Händen geben. Sollte damit eine erneute Spannung entstehen, so mußte die wenn auch entfernte Aussicht vorhanden sein, daß er — allerdings gegen den Wunsch des Grafen und seiner mit ihm übereinstimmenden Gattin — in die Hände der Königin gelangte und damit gewissermaßen ein Gnadengesuch vertrat. Dies zu vermitteln, kommt von den Personen des Dramas nach

Lage der Dinge nur die Nottingham in Betracht. Wenn aber diese es thun sollte, mußte sie ihre bisherige Gesinnung gegen Essex verändert, ihre Rachgier in Reue und Neigung verwandelt haben. So bewirkt also die Einfügung des Ringmotivs rückwärts den Gesinnungswechsel bei der Lady Nottingham, der nach den aufregenden Vorfällen am Ende des IV. Aufzuges einsetzt. Weiter zurück aber reicht die Einwirkung dieses Nebenmotivs nicht, denn die bloße Erwähnung des Kleinods und seiner Bedeutung für Essex, wie sie gleich im ersten Auftritte erfolgt, bleibt im ferneren Verlaufe ohne Folgen, gerät also eigentlich in Vergessenheit. Und daß die Umstimmung der Nottingham aus anderen Gründen notwendig wäre, so daß erst dadurch etwa die Einführung des Ringmotivs sich als dringlich erwiese, damit der wiedergewonnenen Freundin des Helden noch ein Anteil an der Handlung der letzten Scenen gesichert wäre, ist nicht ersichtlich.

Das also wird sich nicht abstreiten lassen, daß im Laubischen „Essex" der Ring mit dem eigentlichen dramatischen Geflecht keinen notwendigen Zusammenhang hat. Daß er aber darum auch etwas Unzweckmäßiges wäre, ist damit noch nicht ausgemacht. Die enge Verkettung, in der er mit der Umstimmung der Lady Nottingham steht, spricht vielmehr dagegen, denn dieser Zug wie die ganze Verwendung dieser Figur im V. Akte bedeutet für das Drama unstreitig eine Bereicherung des dichterischen Gehaltes, und damit wäre die Unebenheit in der Komposition auf einer anderen Seite ausgeglichen.

Schwerer wiegt es, wenn wir am Ende des I. Aufzuges in der Ankündigung von Essex' Erscheinen in London, während er doch noch nicht auf die Bühne kommt, einen bühnentechnischen Kniff erkennen müssen. Durch die planmäßige Hinleitung zum Helden, wie sie oben gekennzeichnet worden ist, hat der Dichter die Erwartung, ihn zu sehen, aufs höchste gesteigert und gespannt. In dem Augenblicke aber, wo diese Spannung durch das Auftreten des Grafen gelöst werden müßte, sinkt der Vorhang, die Erwartung sieht sich enttäuscht und wird bis zum nächsten Aufzuge gespart. Die Wirkung dieses Aktschlusses ist unfehlbar, aber sie ist zu scharf, um wirklich schön zu sein; sie erinnert an die raffinierten Kunstmittel moderner Dichtungen, die, um originell zu sein, sich in ausgesuchter Effekthascherei überbieten. Gerade hierin aber mag sich die Gelegenheit finden lassen zu einer litterargeschichtlichen Anmerkung, daß alle solche Übertreibungen ein sicheres Kennzeichen des Epigonentums seien, womit denn zugleich auch dem Dichter des „Essex" sein Platz in der Geschichte des deutschen Schrifttums schon etwas tiefer herabgerückt wäre.

Gleichwohl kann ich dem „Essex" nicht so viel vorwerfen, wie es Bulthaupt in dem angezogenen Werke (Dramaturgie des Schauspiels III⁴

337—42) thut. Manches von dem hier Getadelten wird man unbedingt drangeben müssen, über anderes läßt sich streiten.

Zwar paßt, was Bulthaupt von der Sprache des Laubischen „Monaldeschi" sagt, im wesentlichen auch auf den „Essex". Sie erhebt sich vielfach nicht über den Charakter einer etwas gewählten Prosa, ja sie sinkt vielmehr stellenweise noch unter diesen Stand herab, wie denn in der That die Worte des Helden (V 10): „Auf Wiedersehn in einer bessern Welt" nichts weiter sind als ein „banaler Gemeinplatz" (Bulthaupt S. 331) und in dem Zornergusse der Königin (IV 9) der Ausdruck nicht bloß unpoetisch, sondern unschön wird:

„Verachtung, Eckel gärt in meiner Seele,
Verachtung all der Phrasen, welche Tugend,
Uneigennützigkeit und zarte Regungen
Dem Menschenpack andichten."

Aber wo könnte man, wenn es sich nicht gerade um die auserlesensten Werke der begnadetsten Dichter handelt, mit solchen mißlungenen Einzelheiten nicht aufwarten? Wennschon Laubes Bühnensprache von klassischer Abgeklärtheit nur wenig an sich hat, so ist sie doch zumeist edel genug, um den ästhetischen Genuß seiner Dichtungen, soweit er auf anderen Vorzügen, des Inhalts und der dramatischen Struktur, beruht, zu unterstützen.

Richtig ist ferner, daß der Inhalt nicht frei von unnötigen Wiederholungen ist. Mit Recht bezeichnet Bulthaupt (S. 341) die Backenstreichscene (III 7) als „eine verstärkte Wiederholung des Auftritts im zweiten Akt" (II 7). „Es stand nichts im Wege, daß Essex schon im zweiten Akt alles sagte, was er auf dem Herzen hatte, und daß Elisabeth ihm dieselbe Antwort mit dem Kommandostab gab." Und das ist wenngleich die härteste, doch nicht die einzige derartige Unebenheit. Zum mindesten wäre folgendes noch mit anzuführen: Zweimal erklärt Elisabeth, sie wolle allein, nur von ihrem Kammerdiener begleitet, ins Volksgewühl hinausreiten, um durch die Erscheinung ihrer Person den Aufruhr zu bewältigen, beidemal ohne diesem Entschlusse die mindeste Folge zu geben. (III 8 und IV 6.) Wäre das bei ihrem schwankenden Charakter auch an sich nichts Unwahrscheinliches, so ist es doch auf der Bühne eine ungeeignete Verdoppelung eines dramatischen Zuges. Aber alle diese Kleinigkeiten berühren den Wert des Ganzen doch nur obenhin, ohne ihm wesentlich Eintrag zu thun.

Bedenklicher wäre es, wenn Bulthaupt recht hätte mit der Behauptung, daß die tragische Kollision dem Dichter nicht gelungen sei: (S. 341 flg.) „Zwar sterben muß er nach dem, was er gewagt, auf alle Fälle, aber der Grund ist doch ein lediglich äußerer, er liegt nicht in

seinem Gemüt selbst. Essex ist sorglos und selbstbewußt, aber ... seinem Freunde Southampton sagt er ganz unverblümt, er sei nicht gekommen, um den Herrn zu spielen, und seinem jungen Weibe verspricht er, sich von allem Flitter zu lösen ... Nun widerfährt ihm der grobe Schimpf." Seine Antwort darauf ist die Rebellion. Aber „es ist ein Aufruhr, dessen letzter Grund ein Mißverständnis ist. Er wurde gezwungen und hat im innersten Grunde des Herzens nichts von dem gewollt, was ihn in den Augen des Hofes und der Monarchin verklagt." Wenn das sich so verhielte, dann allerdings wäre es in der That ebensowenig tragisch, wie „daß dem Duellanten nach den Zweikampfgesetzen sein Recht wird". Aber der Wortlaut des Dramas läßt doch eine andere Deutung zu. Essex ist allerdings nach London gekommen, weil ihn die Stellung in Irland langweilte, weil sie ihm unerträglich geworden (II 3), und zwar nicht um den Herrn zu spielen, sondern um zu suchen, was wahrhaft das Leben lohnt, d. h. um sich nach Lösung aller Verbindlichkeiten mit der Rutland nach Herfordshire zurückzuziehen. (II 4.) Aber wie ihm die Rechtfertigung abgeschnitten wird (II 7), da wird er wieder ein andrer:

„Dies oder das: Erbärmlich leben oder
Gefürchtet leben und, wenn's sein muß, sterben.
Die Wahl trifft auch ein Knabe." — (II 8.)
„Hier aber endigt die Vergangenheit,
Dein Vizekönig und dein Lord ist tot,
Und alle Bande sind entzweigerissen." (III 8.)

In diesen Stellen spricht er's deutlich aus, daß sich in ihm unter der unmittelbaren Wirkung der erlittenen Schmach ein bedeutsamer Gesinnungswechsel vollzogen, daß die erfahrene Behandlung einen Entschluß in ihm gereift habe, der sein Handeln mit Notwendigkeit in eine ganz andere Richtung drängen muß und dadurch eben für ihn verhängnisvoll wird. Das Tragische liegt darin, daß er, der bisher allerdings im Grunde seines Herzens nichts von dem gewollt hat, was ihn verklagt, durch den Schimpf innerlich verändert und dadurch schuldig wird. Schuldig nun allerdings nicht darum, weil er einen erlittenen Schimpf rächt, was der Königin gegenüber nur durch Rebellion möglich war, sondern daß er es thut, indem er Elisabeths königlicher Stellung die fernere Anerkennung versagt und nur das Weib in dessen Getreuen bekämpfen will:

„Du bist ein Weib, warst meine Königin" — —
„Wer König sein will, muß mit königlicher
Gewalt zuerst sich selbst beherrschen können." (III 7.)

Das heißt doch nichts anderes, als daß Elisabeth, weil sie es an der königlichen Selbstbeherrschung hat fehlen lassen, für ihn nicht mehr die Königin ist. Und damit ist es in seinen Augen auch keine Rebellion

mehr, sondern ein Kampf zwischen Gleichberechtigten, insofern die Höhe Englands nicht den Plantagenets und Tudors nur, sondern jedem englischen Baron erreichbar ist, ein Kampf also für Elisabeth um die Behauptung, für Essex um die Gewinnung der Königskrone. Hierin liegt der springende Punkt. Denn indem er diese Absicht kundgiebt, stellt er sich auf den Boden der Schuld, die ihm bisher zu Unrecht vorgeworfen war, daß er nach der Krone trachte. Der Gang der Dinge ist also der: Essex wird beschuldigt, nach der Königswürde zu streben; indem er sich dagegen rechtfertigen will, widerfährt ihm ein schlechthin unsühnbarer Schimpf; dadurch wird er bei der ganzen Verkettung der Umstände zu dem Entschlusse gedrängt, das wirklich zu thun, was man ihm bisher fälschlich nachgesagt, und diese Schuld überliefert ihn dem Tode. Insofern er also wirklich die Anklagen der Gegner nachträglich wahr macht, ist der Grund seines Unterganges kein äußerer, sondern liegt er thatsächlich in seinem Gemüte. Und insofern der verhängnisvolle Umschwung seiner Entschlüsse seine Wurzeln in den eigensten Gedanken des Helden, also im innersten Grunde seines Herzens findet, ist auch von einem Zwange keine Rede, es wäre denn von einem inneren, psychologischen. Damit aber sind die Grundbedingungen der tragischen Schuld gegeben, und es wird sich von dieser Seite gegen den Laubischen „Essex" nichts Stichhaltiges einwenden lassen.

Wir können das Gesagte dahin zusammenfassen, daß der Laubische „Graf Essex" sowohl in dichterischen Einzelheiten wie namentlich im dramatischen Aufbau Feinheiten und Vorzüge genug aufweist, um ihn zur Schülerlektüre geeignet erscheinen zu lassen. Und wenn manches von dem an dem Stücke Getadelten dagegen zu sprechen scheint, so kommt anderseits doch auch wieder in Betracht, daß wir es hier mit einem Drama zu thun haben, das sich seit seinem Erscheinen (1856) bis auf den heutigen Tag auf der Bühne behauptet hat, also doch erfahrungsmäßig eine starke Anziehungskraft ausübt. Auch der Einwand könnte nicht ausschlaggebend sein, daß Laube in der Disposition des Stoffes fast buchstäblich dem Banksschen Drama gefolgt ist (Bulthaupt S. 338). Denn einerseits kommt bei der Betrachtung eines Gedichtes der Dichter erst in zweiter Reihe, und von der Laubischen Eigenart enthält die Bearbeitung noch reichlich genug, um der litterargeschichtlichen Belehrung hinreichenden Stoff zu geben; anderseits aber konnten wir nachweisen, daß gerade die enge Beziehung der beiden Bearbeitungen zu einander einer lehrreichen Vergleichung zur Grundlage dienen kann, die doch auch manche bezeichnende Abweichungen deutlicher heraushebt.

Diese Behandlung des Gegenstandes gestaltet sich aber noch überraschender, wenn man die Vergleichung in der oben angedeuteten Richtung

ausdehnt auf die Berührung des Stückes mit Goethes „Egmont" und Schillers „Maria Stuart".

Der zweite Aufzug zeigt uns in der zweiten Scene Essex und seinen Sekretär Cuff in lebhafter Unterhaltung über die Vorgänge im Parlament und auf den Straßen der Stadt. Cuffs Bericht verweilt besonders bei den auf Cecils Drängen von ihm gelieferten Beweisen für seines Herrn Schuld.

— — „Ich schrieb mir Briefe — von
Dem Grafen Essex. Eure Handschrift kenn ich,
Und die benutzt ich denn natürlich so genau,
Daß auch Sir Cecil sie für die Eure hielt."

Eine ganz entsprechende Scene des Helden mit seinem Sekretär hat auch der „Egmont" (II 2), und auch hier kommt, freilich nur in einer nebensächlichen Angelegenheit, des letzteren Fertigkeit in der Nachbildung der Handschrift seines Herrn vor: „Du machst meine Hand ja so gut nach, schreib in meinem Namen!" Essex' Vertrauensseligkeit und Sorglosigkeit tritt in Gegensatz zur der Besorglichkeit des Sekretärs, noch deutlicher aber wird dieser Gegensatz fortgesponnen in der nunmehr folgenden Unterredung mit Southampton (II 3), und hier tritt wieder in auffallende Parallele die nächste Scene im „Egmont" zwischen Egmont und seinem vorsichtigen Freunde Oranien. Hier wie dort gelingt es dem Warner nicht, den Helden bedachtsamer zu machen. Essex schließt die Unterhaltung mit den Worten:

„Dir dank ich meine Rutland, und ich schäme
Mich gar nicht, zu bekennen, daß
Ich dieser Liebe alle meine Wünsche,
All meine Zukunft in den Schoß gelegt.
Der Staatsmann mag's verlachen, mich beglückt's."

Derselbe Gedanke an die Geliebte ist es, mit dem Egmont verscheucht, was Oranien von Sorglichkeit in ihn herübergetragen hat: „Von meiner Stirne die sinnenden Runzeln wegzubaden, giebt es ja wohl noch ein freundlich Mittel".

So ist denn, wie Essex im unmittelbaren Anschlusse an jene Worte seine junge Gattin empfängt und mit ihr eine Stunde glücklicher Selbstvergessenheit verlebt, in der ihm alle Pracht und Ehre der Welt vor dem Glücke der Liebe versinkt, auch die Scene Egmonts mit Klärchen nur durch einen kurzen Auftritt vom vorangehenden getrennt, während welches er den Weg zu Klärchens Wohnung zurücklegt. Und jene Verachtung der eitlen Größe, die Essex zeigt, findet sich fast ebenso schon bei Egmont vorgebildet.

Wir haben also hier eine ganze Scenenfolge, die offensichtlich parallel verlaufend auch in Einzelheiten manche bemerkenswerte Ähnlichkeit aufweist.

Eine solche Entsprechung zeigt sich, namentlich in dem Verhältnisse des Helden zu der Geliebten, auch sonst. Der Fall des ersteren macht ebensowohl die Rutland wie Klärchen irrsinnig, und die eine wie die andere folgt dem Geliebten in den Tod.

Noch zahlreichere Berührungspunkte zeigt der „Graf Essex“ mit der „Maria Stuart“, und das ist an sich schon begreiflich, weil die örtlichen und persönlichen Verhältnisse in diesen beiden Dramen sich ungleich näher stehen. Wie die ersteren, Ort und Milieu — wenn es gestattet ist, diesen Ausdruck auf so „unmoderne“ Dramen anzuwenden —, sich in beiden im wesentlichen decken, zeigen die Personen eine bemerkenswerte Parallelität. Von den Personen des Spiels entsprechen sich Maria und Essex, Shrewsbury und Southampton, allenfalls auch Kennedy und Mary, von denen des Gegenspiels, außer der in beiden Stücken ziemlich übereinstimmend geschilderten Königin, Leicester und die Gräfin Nottingham, Burleigh und Cecil, der letztere überdies auch historisch der Sohn und Erbe der Macht und des Einflusses des ersteren. Es würde zu weit führen, diese Entsprechungen noch näher zu erweisen, zumeist fallen sie dem Beobachter von selber in die Augen.

Nur das eine Paar, an dem sich die Parallelität besonders deutlich zeigt, möge noch eine kurze Betrachtung erfahren, Leicester und die Nottingham. Jener, der leichtfertige Liebhaber, der die Neigung Marias nur als Staffel für seinen Ehrgeiz benutzen will, opfert die Geliebte ohne Gewissensbedenken, sobald er merkt, daß sie ihm nichts mehr nützen kann, und wird dadurch mitschuldig an ihrem Untergange. Die Lady Nottingham, die verschmähte Liebhaberin, deren Liebe sich in Haß verwandelt, und die nun den Lord Nottingham nur dazu heiratet, um ihn zum Werkzeuge dieses Hasses zu machen, führt dadurch mittelbar den Tod des Geliebten herbei. Beide werden durch die Erkenntnis der Folgen ihres Handelns gleichmäßig in ihrer Gesinnung wieder umgewandelt, und so zeigt der Abschied Marias von Leicester (M. St. V 9) ebenso wie der Abschied des Grafen Essex von der Nottingham (E. V 7) zum Schluß einen durch eigenes Verschulden innerlich gebrochenen Charakter. Wie aber diese Wirkung der Vorgänge bei beiden gleichmäßig eintritt, so äußert sie sich schließlich auch bei der Abführung des Verurteilten mit demselben Entschlusse, der sich obendrein noch in denselben Worten ausspricht: E. V 9 „Ich muß Zeuge sein“, M. St. V 10 „Ich will Zeuge sein“.

Übereinstimmend ist ferner folgendes: Maria Stuart wird verurteilt auf Grund einer Fälschung, die die Schotten Curl und Nau den Gegnern an die Hand gegeben haben. Auch Essex fällt, indem das Gegenspiel die Fälschung Cuffs benutzt; auch ihm werden die Aussagen zweier be-

stellter Zeugen, der „Patrioten“ Blunt und Lee, verhängnisvoll. Ebenso vergleichen sich die Scenen V 5—10 im „Essex“ mit V 1—10 in der „Maria Stuart“. Schon die äußere Umgebung zeigt Übereinstimmung: im „Essex“ ein steinerner Saal ohne Möbel und darüber gelagert eine bedrückende Dunkelheit, in der „Maria Stuart“ ein schmuckloses Gefängniszimmer im Dämmerlichte des frühen Morgens; und endlich wird in beiden Dramen die Urteilsvollstreckung von den Gegnern über Gebühr beschleunigt, um der befürchteten Begnadigung zuvorzukommen.

Wie diese Ähnlichkeiten aufzufassen sind, braucht hier nicht genauer erörtert zu werden. Die Frage wäre die, ob bewußte Nachbildung oder zufällige Übereinstimmung vorliege. Soweit die erstere sich nachweisen ließe, würde das Ergebnis allerdings darauf hinauslaufen, dem Dichter das Verdienst eigener Erfindung zu schmälern. Aber hier müßte dann dasselbe gelten, was oben von den Berührungspunkten des Laubischen mit dem Banksschen „Essex“ gesagt worden ist. Dem unterrichtlichen, wie namentlich dem bühnentechnischen und dem litterargeschichtlichen Werte des Dramas würde eine solche Ermittelung keinen Eintrag thun. Insofern es sich aber um zufällige Übereinstimmungen handelt, würde es einen Gegenstand anziehender Betrachtung abgeben, zu sehen, wie aus denselben dramatischen Grundlagen sich auch die Verwendung derselben oder doch verwandter dramatischer Motive ergiebt.

In der Heimat ist es schön.

Von **Paul Hoffmann** in Frankfurt a. d. O.

An dem Liede „In der Heimat ist es schön“ könnte die Entstehung eines Volksliedes veranschaulicht werden. Wenigstens lassen sich mehrere derjenigen Beobachtungen, die im Laufe der Zeit für das Werden, Wachsen und Wirken der Volkslieder von der Forschung gemacht worden sind, an diesem Liede nachweisen. So hat man z. B. über dem Gedichte fast den Dichter vergessen; der Text ist Gemeingut geworden und hat mannigfache Umdichtungen erfahren, ohne daß diese sich auf bestimmte Persönlichkeiten zurückführen ließen. Auch den wesentlichsten Zug teilt es mit dem Volksliede: es wird gesungen, und gesungen in einer Melodie, die das Volk aus einer großen Zahl von Kompositionen ausgewählt und sich angeeignet hat, weil sie den poetischen Gehalt und die dichterische Stimmung des Textes am tiefsten und vollsten erfaßt und in der einfachsten Form ausgedrückt hat. Das Lied lebt und webt im Volke, und man könnte sich nötigenfalls über das Nichtkennen seines Ursprungs mit

einem Ausspruche des jungen Goethe — mutatis mutandis — trösten, der genial-unbekümmert bittet:

„Und soll ein Name verderben,
So nehmt die andern in Acht!
Es mag der Dichter sterben,
Der diesen Reim gemacht."

Solchen oder ähnlichen Erwägungen halb unbewußt folgend, hatte auch ich mich darauf beschränkt, Wort und Weise auf mich wirken zu lassen, bis mich die Frage, wer der Dichter des Liedes sei, überraschte und in Verlegenheit setzte. Seit vielen Jahren war es mir, sogar in zwei Fassungen, zum unverlierbaren Besitz geworden; erst im Angesichte dieser Frage vergegenwärtigte ich es mir prüfend und verglich die beiden Lesarten, um womöglich irgend einen Anhaltspunkt für die Beantwortung zu gewinnen; aber das Volksmäßige war das Siegel seiner Vollkommenheit, und das Resultat mußte negativ sein: ein Volkslied konnte kaum vorliegen, dagegen sprach wenn nicht der Gedankengang, so doch die Form allzusehr. Aber volkstümlich, „volksmäßig" — wie Bürger es treffender bezeichnet — war es gewiß, und dann mußte Hoffmann von Fallersleben Auskunft wissen. Er verzeichnet denn auch („Unsere volkstümlichen Lieder", 3. Aufl., Leipzig 1869, S. 89 Nr. 560 und 561) die beiden mir vorschwebenden Formen, allerdings als zwei verschiedene Lieder und beide mit der Bemerkung: „Verfasser unbekannt". Die jüngeren Hilfsmittel brachten nur mittelbar weiter. Dr. Otto Rentsch nennt in seinem ebenso gründlichen wie zuverlässigen „Liederhort für das deutsche Haus" („Von der Wiege bis zum Grabe". Frankfurt a. d. O. 1887, Nr. 308 S. 235) Karl Miedcke als Dichter. Da aber weder in dem biographischen Anhang des letztgenannten Werkes (a. a. O. S. 436), noch in den litterarhistorischen Handbüchern über Miedcke etwas zu finden war, schlug ich eine Anzahl Liedersammlungen für den Schulgebrauch nach und fand in diesen, wenn über die Herkunft des Textes überhaupt etwas gesagt war, ganz ungenaue und in den geschichtlichen Beigaben gar keine Angaben zu den Namen: Miedcke, C., bisweilen auch K. und J. Krebs. Alle stimmten nur darin überein, daß sie die Melodie von Andreas Zöllner (1804 bis 1862) abgedruckt hatten. Da Hoffmann v. F. aber sagt: „Melodie von Carl Krebs", so fand sich derselbe Name auf der einen Seite unter dem Text, auf der andern über der Melodie, was mich für den ersteren an die Möglichkeit einer Verwechselung mit dem schlesischen Dichter Julius Krebs (gest. 1856 in Brieg) glauben ließ. Als sich diese Annahme als irrtümlich erwies, blieben unter den vorgefundenen Namen Miedcke und Karl Krebs übrig, von denen sich bald herausstellte, daß sie identisch seien, womit aber die Frage offen blieb, ob Miedcke-Krebs

als Dichter, als Komponist oder als beides zugleich zu gelten habe. Darüber, daß das letztere zutreffe, belehrte mich Franz Magnus Böhme durch seine „Volkstümlichen Lieder der Deutschen im 18. und 19. Jahrhundert" (Leipzig 1895, Nr. 528 S. 395). In diesem sehr verdienstvollen Werke hatte ich aber gelegentlich einige, wenn auch nur kleine Irrtümer bemerkt, ich nahm deshalb, durch den bisherigen Gang meiner Untersuchung darin bestärkt, diese Bemerkung mit Vorsicht auf und unterrichtete mich über Karl Miedcke-Krebs. Als Musiker wurde er überall gewürdigt; seiner poetischen Leistungen gedachte dagegen weder Moritz Fürstenau in der „Allgemeinen deutschen Biographie" (17. Band S. 99 flg.), noch wurde ihrer in den gewöhnlichen Lexiken Erwähnung gethan. Ich bat deshalb des Künstlers zweite Gattin Frau Aloyse Krebs-Michalesi und beider berühmte Tochter Frau Mary Brenning-Krebs um gütigen Aufschluß. Diesen beiden Damen danke ich es, wenn ich im folgenden bestimmte Mitteilung zu machen in der Lage bin. Sie stellten mir in der liebenswürdigsten Weise ein Exemplar des ersten Druckes des in Frage stehenden Liedes und mehrere beachtenswerte Angaben zur Verfügung. Bevor ich jedoch von der freundlichen Erlaubnis Gebrauch mache, diese zu verwenden, mag es gestattet sein, dem Text einige Aufmerksamkeit zu widmen. Karl Krebs veröffentlichte das Lied in folgender Gestalt; ich gebe sie buchstabentreu wieder:

Die Heimath.

1. In der Heimath ist es schön
Auf der Berge lichten Höh'n,
Auf den schroffen Felsen Pfaden,
Auf der Fluren grünen Saaten,
Wo die Heerden weidend gehn,
In der Heimath ist es schön!

2. In der Heimath ist es schön
Wo die Lüfte sanfter wehn,
Wo des Baches Silberwelle
Murmelnd eilt von Stell' zu Stelle,
Wo der Eltern Häuser stehn,
In der Heimath ist es schön!

3. In der Heimath ist es schön
Wo ich Sie zuerst gesehn,
Wo mein Herz Sie hat gefunden
Ewig sich mit Ihr verbunden,
Dort werd' ich Sie wiedersehn,
In der Heimath ist es schön!

Den „Liederhort" von Rentsch ausgenommen, hatte keine der mir vorliegenden Anthologien den echten Text. Wenn Orthographie und namentlich Interpunktion, auf welche letztere der Dichter augenscheinlich

wenig Sorgfalt verwendete oder Wert legte, außer Betracht bleibt, so sind folgende Abweichungen anzuführen, deren Urheber ich aber in keinem Falle ermitteln konnte. In der zweiten Zeile der zweiten Strophe ist das „sanfter" mit „lauer" und „reiner" vertauscht worden; der vierte Vers beginnt „Murmelnd hüpft", auch „Rauschend hüpft" und „eilt". F. M. Böhme hat für die zweite Strophe diesen Wortlaut (S. 395):

„In der Heimat ist es schön,
Wo die Lüfte lauer weh'n,
Wo ins Thal so silberhelle
Sich ergießt die Felsenquelle,
Wo der Eltern Häuser stehn:
In der Heimat ist es schön!"

Weit willkürlicher ist die dritte Strophe behandelt worden. Während oben noch die Gedanken des Originals beibehalten worden sind, ist in der letzten Strophe nur noch die ungefähre Stimmung bewahrt worden. Sie lautet bei Böhme:

„In der Heimat ist es schön,
Könnt' ich sie bald wiedersehn,
Um im Kreise meiner Teuern
Froh das Wiedersehn zu feiern;
Bald werd' ich sie wiederseh'n:
In der Heimat ist es schön!"

Eine derartige Änderung kann nicht glücklich genannt werden. Einmal geht die inhaltreiche Steigerung verloren, da diese Variante nichts weiter als eine, wenn auch erweiterte Wiederholung der beiden Schlußverse der vorigen Strophe ist, zum andern verliert das Ganze den Ausdruck des leidenschaftlichen Sehnens, des kraftvollen Verlangens, und dadurch büßt das Quälende des Heimwehs an poetischer Wahrheit ein, und somit verliert zugleich das Zukunftsfrohe, das in der, ich möchte fast sagen: egoistisch individuellen Wendung Miedckes so triumphierend zum Ausdruck kommt.

Will man die eben besprochene Lesart noch allenfalls gelten lassen, so wird sich wohl niemand mit der gleich anzuführenden einverstanden erklären; sie ist eine Verflachung, welche die aufsteigende Linie der Empfindung nach der entgegengesetzten Seite wieder hinabführt. Sie ist leider in die Lesebücher übergegangen, vielleicht gar in der schlimmsten Verkennung des kindlichen Gemütes erst für die Schuljugend zurechtgemacht worden. Hoffmann v. F. führt diesen Text als eigenes Lied an. Da ich ihn aber nirgends als erste Strophe eines ganzen Gedichtes gefunden habe, gebe ich ihn, wie ich es immer gelesen, als Schlußstrophe:

„In der Heimat ist es schön!
Über jenen lichten Höh'n,
Wo der Kindheit frohe Stunden
Uns so ungetrübt entschwunden,
Über jenen lichten Höh'n,
In der Heimat ist es schön!"

Wie Hoffmann v. F. anführt, hat Franz Abt seiner Komposition den zuletzt gegebenen Wortlaut untergelegt; man findet ihn aber auch unter Zöllners Melodie, wenngleich diese zumeist mit der Fassung, wie Böhme sie mitteilt, erscheint. Das Lied ist sehr oft in Musik gesetzt worden. Für den vorliegenden Fall ist jedoch nur die Komposition vom Dichter von Bedeutung, weil mit ihr zugleich der Text zuerst gedruckt wurde und aus diesem Umstande sich vielleicht etwas für die Abfassungszeit gewinnen läßt. Bei Schuberth & Comp. in Hamburg verlegte als op. 56 Karl Krebs „Die Heimat. Lied für eine Singstimme mit Begleitung des Pianoforte gedichtet, in Musik gesetzt und Fräulein Jenny Lutzer K. K. Hof-Kammer- und Hof-Opernsängerin gewidmet." Die damals sehr gefeierte Künstlerin, die „Trillerkönigin" Jenny Lutzer (geb. 1816, gest. 1877) kam 1836 nach Wien an das Kärntnerthortheater. Einige Zeit später wurde sie „K. K. Hof-Kammer- und Hof-Opernsängerin". Da sie sich 1843 mit Franz von Dingelstedt in Stuttgart verheiratete, muß unser Lied zwischen 1837 und 1843 gedruckt worden sein. Wahrscheinlich ist auch die Komposition in dieser Zeit in Hamburg entstanden. Vielleicht ist der Umstand, daß Jenny Lutzer durch ihre Vermählung nach Stuttgart, der Vaterstadt des Dichter-Komponisten, kam, mit dazu die Veranlassung gewesen, ihr gerade dieses Werk zuzueignen. „Einige Jahre später" — schreibt mir Frau Krebs-Michalesi — „hat mein sel. Mann damals denselben Text auf Wunsch des Verlegers ein zweites Mal komponiert; diese letztere Komposition wurde aber nicht so volkstümlich wie die erste." Den Text halte ich für älter, als die erste Melodie; es scheint mir seine Abfassung ungefähr mit der des andern Liedes von Krebs „An Adelheid" in die gleiche Zeit zu fallen. Außer diesen beiden hat Krebs keine Dichtungen veröffentlicht. Um meine Vermutung ein wenig zu begründen, erachte ich es für geraten, den Lebensgang des Verfassers, soweit er litterarhistorisch interessiert, kurz zu schildern. Der Dichter wurde am 16. Januar 1804 zu Nürnberg geboren, wo seine Eltern, August und Charlotte Miedcke, am Stadttheater wirkten. Im folgenden Jahre verzog die Familie nach Stuttgart. Als die Mutter hier bald danach starb, nahm mit der Einwilligung des Vaters der Hofsänger Johann Baptist Krebs den kleinen Karl August an Kindesstatt an. Er führte seitdem den Namen Krebs. Bis in sein hohes Alter hinein hat er seiner Heimat Stuttgart eine schwärmerische

Liebe bewahrt. Der Pflegevater erkannte bald die ungewöhnliche musikalische Beanlagung des Kindes und sorgte für eine gediegene Ausbildung des Talents. Wie hervorragend dieses war, beweist u. a. die Erzählung, daß Karl August Krebs schon in zarter Kindheit eine Oper „Feodore“ zu schreiben begann, deren Libretto von Kotzebue herrührte. Im Jahre 1825 ging er, wohl zu seiner weiteren Ausbildung, nach Wien, wo er schon am 1. April 1826 als dritter Kapellmeister am Hofoperntheater angestellt wurde. Wie seine Tochter mir mitteilte, dichtete er 1826 hier das Lied „An Adelheid“, das bekannte „Liebend gedenk' ich Dein Bei'm hellen Sonnenschein“, und schickte es — wie auch Hoffmann v. F. (a. a. O. S. 189) damit übereinstimmend berichtet — mit der Melodie, es ist op. 51, an seine damalige Braut und spätere erste Frau Adelheid von Cotta in Stuttgart. Ich meine nun, um dieselbe Zeit muß auch das Gedicht „In der Heimat ist es schön“ entstanden sein. Daß ihm Stuttgart dabei vorschwebte, unterliegt wohl keinem Zweifel. Dort standen ja Adelheids und seiner Eltern Häuser, und wenn er die sichere Hoffnung hegte, die Geliebte bald wiederzusehen, so erfüllte sich diese vielleicht in den ersten Wochen des nächsten Jahres; denn als er im März 1827 einem Rufe als Kapellmeister an das Stadttheater nach Hamburg folgte, dürfte er, den Weg über Stuttgart nehmend, die Braut besucht haben. In Hamburg wurde dann 1830 seine schon in Wien komponierte Oper „Sylva oder die Macht des Gesanges“ und 1834 seine andere „Agnes, der Engel von Augsburg“ mit Erfolg aufgeführt. Im Jahre 1849 kam er nach Dresden, wo er, der Nachfolger Richard Wagners, als Hofkapellmeister thätig war. In dieser Stellung wirkte er bis 1871; seit dieser Zeit leitete er ausschließlich die Kirchenmusiken in der katholischen Hofkirche, bis er am 16. Mai 1880 starb.

Ich wiederhole, daß meine Ausführung über die Entstehung des Liedes nur eine Vermutung ist, und fürchte, daß sich gegen dieselbe nur allzu viel sagen ließe. In der Familie des Dichters hat sich darüber keinerlei Überlieferung erhalten, so daß über eine mehr oder weniger geschickte Annahme nicht hinauszukommen sein dürfte. Da aber das Lied in seiner schlichten Schönheit ein noch immer erziehlich wirkendes Zeugnis einer vornehmen Persönlichkeit ist, glaubte ich um so mehr an ihren Namen erinnern zu müssen.

Sprechzimmer.

1.

Zu Voß' Idylle „Der siebzigste Geburtstag".

Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.

So lauten in der Regel die Zeilen 108 bis 110 des „Siebzigsten Geburtstages" von Voß. Dieser Wortlaut ist zweifellos falsch. Zur Begründung dieser Behauptung sei es gestattet, die in Betracht kommenden Verhältnisse etwas ausführlicher darzulegen.

Der Ofen, um den es sich hier handelt, ist ein sogenannter „Beileger" von der Art, wie sie in Schleswig-Holstein (und wohl auch anderswo) in früherer Zeit allgemein im Gebrauch waren und auf dem Lande jetzt noch vielfach gefunden werden. Ein solcher Beileger ist ein viereckiger, aus fünf eisernen Platten zusammengesetzter Kasten, etwa 70 cm hoch und tief und 50 cm breit. Er ist mit seiner offenen Hinterseite in die Wand so eingelassen, daß er sich ungefähr ½ m über dem Fußboden befindet. Die freien unteren Vorderecken werden durch Beine gestützt. Nach der Stube hin hat er keinerlei Thür noch sonstige Öffnung. Dagegen führt hinten durch die Mauer ein viereckiges Loch nach der dort befindlichen Küche, und zwar mündet dieses Loch unmittelbar über der Oberfläche des aus Steinen aufgemauerten, mit einem mächtigen Rauchfang versehenen Herdes; es ist durch eine Schiebeplatte oder Thür, die etwa 25 cm hoch und breit ist, verschließbar und dient zum Einführen der Feuerung und zum Herausnehmen der Asche, sowie der Kohlen, wenn diese anderweitig gebraucht werden sollen. Alle diese Verrichtungen können also nur von der Küche aus erfolgen. Der aus dem Ofen kommende Rauch findet durch eine oberhalb der erwähnten Thür angebrachte Öffnung, das „Mundloch", gleichfalls durch die Mauer nach dem Küchenschornstein seinen Abzug. — Das Brennen des Kaffees geschah früher allgemein in einer offenen eisernen Pfanne unter beständigem Umrühren mit einem hölzernen Löffel. Die Pfanne stand dabei oben auf dem Herde auf einem Dreifuß und wurde durch daruntergelegte glühende Kohlen erhitzt. Die letzteren holte man häufig aus dem Ofen heraus, da sie sich in diesem wegen des geringen darin vorhandenen Luftzuges lange glühend erhielten.

Wenn nun die eingangs angeführte Stelle des „Siebzigsten Geburtstages" richtig wäre, so hätte Frau Tamm, um Kaffee zu brennen, Kohlen aus dem Ofen genommen und oben auf den Herd, dicht an eine in der Wand befindliche Platte gelegt, welche dazu diente, einen im Wohn-

zimmer stehenden Lehnstuhl im Rücken zu wärmen. Dies wäre freilich, da der Herd stets an der nach der Wohnstube zu gelegenen Wand stand, an sich wohl möglich gewesen. Aber erstens wird die Hausfrau, wenn sie auf ihrem Herde über lebendigen Kohlen Kaffee brennen will, die letzteren sicher nicht an die etwa 1 m entfernte Wand legen, sondern mitten auf den Herd, wo ihr die Bohnen bequem zur Hand sind. Andernfalls würde sie sich ihre Hantierung sehr erschweren, und zwar unnützerweise, da es ganz zwecklos wäre, den Lehnstuhl während der kurzen Zeit des Kaffeebrennens etwas mehr zu erwärmen als sonst. Zweitens aber, und das ist die Hauptsache, hat es eine derartige besondere Wärmplatte hierzulande — und in Schleswig-Holstein spielt die Idylle doch — nie gegeben. Es ist ja auch vollkommen unerfindlich, welchen Zweck diese Einrichtung hätte haben sollen, da der Ofen mit seinen drei Flächen Gelegenheit genug bot, die gewünschte Wirkung zu erzielen. In der That kann unter der „Platte" nur eine der drei senkrechten Wände des Ofens verstanden werden, deren jede, wie früher erwähnt, aus einer eisernen Platte besteht. Dann aber giebt die betreffende Stelle erst recht keinen Sinn, da die Kohlen zum Kaffeebrennen doch nicht in den Ofen hinein-, sondern „aus dem Ofen" herausgescharrt werden.

Einen Ausweg aus dieser Klemme scheint eine etwas veränderte Lesart zu bieten, die sich in Leimbachs „Ausgewählten deutschen Dichtungen" Seite 428 findet (nach der „Auswahl letzter Hand", Leipzig 1883). Da lautet Zeile 109: „Dicht an der Platte der Wand" u.s.w. Ich bin nicht in der Lage, feststellen zu können, worauf diese Lesart beruht und inwieweit sie Anspruch darauf machen kann, den Absichten des Dichters zu entsprechen. Erklären müßte man die Stelle so, daß eine sehr starke Ellipse vorläge: „die dicht an der Platte der Wand liegen". Diese Konstruktion wäre aber mindestens äußerst gewagt zu nennen. Sachlich ist dagegen einzuwenden, daß nicht ersichtlich ist, warum die Kohlen gerade dort weggenommen werden sollen; sie können anderswo ebenso „lebendig" sein.

Tadellos an Sinn und Satzbau wird die fragliche Stelle nur, wenn die Zeile 109 ganz fortgelassen wird. Eine solche Gewaltmaßregel könnte bedenklich erscheinen, zumal der vorliegende Wortlaut sich schon in Ausgaben findet, die zu Voß' Lebzeiten erschienen sind, z. B. in der Königsberger Ausgabe „Sämtlicher Gedichte" v. J. 1802. Da ist es nun aber sehr bemerkenswert, daß die Zeile 109 in der ersten Auflage (Hamburg 1785 — nach Leimbach a. a. O. Seite 432) fehlt! Wann ist sie zuerst aufgetreten? Hat Voß sie selbst eingefügt? Unter welchen Verhältnissen ist dies geschehen? Die mir zur Verfügung stehenden Hilfsmittel gestatten mir nicht, diese Fragen zu entscheiden. Aber

auch wenn die Zeile 109 von Voß selber herrührt, muß ein Versehen vorliegen, wie sich aus vorstehender Darlegung m. E. zweifellos ergiebt. Am besten ließe sich die Schwierigkeit lösen, wenn die Zeile 109 hinter die Zeile 114 gesetzt würde. Hier bildet der Hinweis auf den durch die Ofenplatte zu erwärmenden Lehnstuhl die natürliche Gedankenvermittelung zwischen dem Heizen des Ofens und dem siebzigjährigen Greise. Der Wortlaut wäre dann folgender:

Flink, lebendige Kohlen, Marie, aus dem Ofen gescharret,
Daß ich frisch (denn er schmeckt viel kräftiger) brenne den Kaffee.
Heize mit Kien dann wieder und Torf und büchenem Stammholz,
Ohne Geräusch, daß nicht aus dem Schlaf aufwache der Vater.
Sinkt das Feuer in Glut, dann schiebe den knorrigen Klotz nach,
Der in der Nacht fortglimme dem leidigen Froste zur Abwehr,
Dicht an die Platte der Wand, die den Lehnstuhl wärmet im Rücken.
Siebzigjährige sind nicht Fröstlinge u. s. w.

Flensburg. Dr. **Adolf Herting.**

2.

Verlorne Liebesmüh.

Wozu werden eigentlich Bücher geschrieben, wenn diejenigen sie nicht lesen, die es nötig hätten? Zu diesem Stoßseufzer veranlassen mich zwei kleine Aufsätze in Heft 7 dieser Zeitschrift.

L. Fries hat (S. 467) in den Meggendorfer Blättern einen „eigentümlichen Gebrauch" von nachdem entdeckt, seine Verwendung im Sinne von weil oder da, die sich „wohl selten finden dürfte". Aus diesen Äußerungen geht hervor, daß ihr Urheber Wörterbücher und andere Werke, die über deutschen Sprachgebrauch Auskunft geben, als nicht vorhanden betrachtet; sonst würde er gesehen haben, daß die von ihm beobachtete Erscheinung ziemlich allgemein bekannt ist, daß sie keineswegs selten, daß sie in die Anfänge des Neuhochdeutschen zurückgeht, daß sie heute hauptsächlich dem Kanzleistil, und zwar besonders dem österreichischen, angehört; vergl. Grimm, D. Wb. VII, 35; Heyne, Deutsches Wörterbuch II, 907; Sachs, Deutsch-französisches Wörterbuch, 1223; Sanders, Hauptschwierigkeiten [13], 213; Wustmann, Sprachdummheiten, 163; Matthias, Sprachleben [2], 285; Heintze, Sprachhort, 424.

Unmittelbar nach Fries kommt Professor Muth in Pirna mit der Behauptung, in der abhängigen Rede könne der Conj. Praes. nur dann stehen, wenn der Konjunktiv und der Indikativ des Präsens in der Form verschieden sind. Von dieser Regel hat er bei C. F. Meyer zwei Gruppen von Ausnahmen entdeckt: für die erste Person Sing. („es war eine ausgemachte Sache, daß ich habe") und für den Plural („sie seien und haben"). Demgegen-

über verweise ich auf meine Schrift über den „Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatz des Deutschen". Aus meinen Darlegungen geht einerseits hervor, daß für die erste Person Sing. die von Muth behauptete Regel nicht gilt, daß hier Präsens wie Präteritum möglich ist, daß also Meyer sich auf dem Boden des allgemeinen Gebrauchs bewegt.

Anderseits aber steht Meyer auch mit seinem Plural des Präsens nicht allein: ich habe neben einem Beleg aus der Versuchung des Pescara solche aus Hauff, Keller und Goethe beigebracht. Daß es vorzugsweise Alemannen sind, die diese Erscheinung zeigen, hat seinen guten Grund: ihre Mundart kann mehrfach noch den Conj. Praes. im Plural vom Indikativ unterscheiden, z. B. si heige (habeant).

Gießen. **O. Behaghel.**

3.

Zu Lessings Minna von Barnhelm.

I, 2 (75) fordert der Wirt Just auf, noch ein Gläschen zu trinken:

Nicht noch eins, Herr Just? Eine vierfache Schnur hält desto besser.

Funke denkt an eine sprichwörtliche Redensart, während die übrigen Herausgeber nichts zu der Stelle bemerken. Es liegt eine biblische Reminiscenz vor. Vergl. Prediger Salomonis 4, 12 „Einer mag überwältigt werden, aber zween mögen widerstehen, denn eine dreifältige Schnur reißt nicht leicht entzwei".

III, 10 (631) Franziska. Ja, ja; im Wagen muß der Herr Major Katz aushalten! Da kann er uns nicht entwischen.

Küffner in seiner Schulausgabe, Bamberg, C. C. Buchner, 1895, S. 81 bemerkt hierzu: „Katz aushalten] häufiger = die Katze halten = nicht entkommen können, standhalten müssen, sich seiner Gegnerin nicht entziehen können. Die Redensart ist entweder hergenommen von dem Katz- oder Fangballspiel, wobei mit dem Worte „Katze" der Ort bezeichnet wird, wo der Ball nach dem ersten Aufspringen niederfällt, oder ist auf eine dem Hundetragen ähnliche Ehrenstrafe, das Katzhalten, zurückzuführen". Ähnlich äußern sich auch Funke, Aelschker (Freytag), Thorbecke (Velhagen), Neubauer (Gräser) in ihren Ausgaben. Nach meiner Ansicht ist die Redensart besser auf ein anderes Spiel, „die strebkatz ziehen", zurückzuführen. Zarncke hat in seiner Ausgabe von Brants Narrenschiff S. 159a auf eine bildliche Darstellung desselben im Straßburger Rathause aufmerksam gemacht: „under zweien gegen einander knieenden kindlein hat ein jedes ein knebel im maul

Und ziehen miteinander in einer handzwehlen (Handtuch) die strebkatz. Vergl. Schiller und Lübben, Mittelniederd. Wb. 4. Bd., S. 432a. Mhd. Wb. II, 2, 680; Lexer II, 1227; Schmeller-Frommann II², 804; Deutsches Wb. 5, 2887. Der Ausdruck, durch den auch das noch heute allgemein gebrauchte „sich katzbalgen" seine Erklärung findet, wird ursprünglich von Eheleuten gebraucht, die um die Herrschaft streiten, bedeutet dann aber allgemein: „wetteifern". Katze in dieser Redensart kommt also nicht, wie Funke und Thorbecke meinen, vom span. caza, franz. chasse = Jagd, sondern bezeichnet eben die „Strebekatze", das Handtuch, an dem die Streitenden, ähnlich wie noch jetzt beim Turnspiel zwei Parteien an einem Seile, ziehen. Daß der Ausdruck die verallgemeinerte Bedeutung „aushalten, standhalten" annehmen konnte, bedarf weiterer Auseinandersetzung nicht.

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

Noch einmal der „morgende" Tag.

A. Bauer sagt (Ztschr. f. d. d. U. XIII, Heft 12, S. 835), er habe noch nirgends eine etymologische Erklärung dieses Ausdrucks gefunden; demgemäß konstruiert er mit großem Scharfsinn „morgenden Tags" aus „morgen des Tags". Wenn der Verfasser das Grimmsche Wörterbuch aufgeschlagen hätte, so würde er gesehen haben, daß das attributive Adjektiv morgend (VI, 2565) auf geschichtlicher Grundlage ganz befriedigend erläutert ist. M. Heyne sagt dort: „Diese scheinbare Participialform, seit dem 16. Jahrhundert gewöhnlich, entsteht, indem das Adverbium morgen, cras, zu adjektivem Gebrauche gewendet wird", und zwar „durch den Antritt eines schließenden, etymologisch nicht berechtigten d an die Adverbialform morgen, das sich bisweilen auch an der Substantivform findet", wofür Heyne als Beispiele anführt: „Ich solte mich alle morgent gsegnen" (Th. Platter 17 Boos). „Des Morgends erzehlte er" (Simplic. 4, 232 Kurz). Die adjektivische Form findet sich schon in der allbekannten, ebenfalls a. a. O. citierten Stelle der Lutherschen Bibelübersetzung: „Darumb sorget nicht für den andern morgen, denn der morgend tag wird fur das seine sorgen" (Matth. 6, 34). Schon Weigand giebt in seinem Wörterbuch unter morgend dieselbe Erklärung und fügt als Beweis bei das von Dasypodius verzeichnete morndig „und mit komparativischem = er ebendaselbst morndérig". Das schweizerische Idiotikon (IV, 420) vermutet dabei Anlehnung an gesterig und erinnert an fernerig (von fern, im letzten Jahr).

Mornig oder mornderig wird im Schweizerdeutschen nun wieder zum Ausgangspunkt einer Reihe von Adverbien in der Bedeutung: am folgenden Tage (vom Standpunkt der Vergangenheit aus). Eine Erklärung der mannigfaltigen Formen findet sich a. a. O. S. 421. Unter den Beispielen wird erwähnt: „Anne Bäbi nahm es mornderst versflüemerci Wunder, was man zu seinem Sühniswyb sage“ (Jeremias Gotthelf).

Im Schriftdeutschen bevorzugt der Schweizer vor der ihn befremdenden Adjektivform morgend die schon bei Hans Sachs vorkommende morgig (s. Grimmsches Wörterb. VI, 2587). Ersteres läßt sich mit der jetzt beliebten adjektivischen Verwendung von = weise vergleichen, z. B. eine teilweise Umarbeitung, eine zeitweise Befriedigung u. dgl. (Andresen, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit, 1. Aufl. S. 140), da ja ursprünglich, abgesehen von dem unorganisch angefügten d, das flexionslose Adjektiv ganz gleich lautete wie das Adverb. Man sieht daraus wieder, daß die Sprache immer denselben Gesetzen folgt und daß der Eifer gegen Neubildungen sich oft gegen eine ganz gesunde Entwickelung richtet — eine Bemerkung, die übrigens nicht dem Einsender gilt.

Burgdorf i. d. Schweiz. Dr. **H. Stickelberger.**

5.

Psychologische Übereinstimmung oder Entlehnung?

(Zu Kudrun 29, Str. 1503.)

In der lebendigen Schilderung des Kampfes in der eroberten Burg des Normannenfürsten schont der grimme Wate selbst nicht der Kinder in den Wiegen. Irolt sucht ihn davon abzuhalten, da diese doch ganz unschuldig seien, wird aber von Wate sehr unsanft abgefertigt: „du hâst Kindes muot! Du meinst, ich sollte die leben lassen, die in den Wiegen weinen? Würden die erwachsen, so wollte ich ihnen nicht mehr trauen als einem wilden Sachsen“. Dieser grausame Gedanke ist mir sonst in der Litteratur des Mittelalters nicht begegnet, und doch mußte ich ihn schon irgendwo dichterisch formuliert gelesen haben. Aber wo? Eine ganz übereinstimmende Lage finden wir nur bei der Zerstörung Iliums. Und wirklich kommt der Vers, der meiner Erinnerung vorschwebte, in den Fragmenten des epischen Cyklus vor. (Kinkel, Epicorum Graecorum fragmenta I S. 31, Fragm. 22.) Klemens von Alexandria hat ihn uns erhalten und giebt als Verfasser Stasînos, den Dichter der Kyprien, an. Auch Aristoteles citiert den Vers zweimal ohne Nennung des Dichters, ebenso Polybius einmal und Suidas zweimal. Der Vers lautet:

Νήπιος, ὃς πατέρα κτείνας παῖδας καταλείπει. Kindisch der Mann, der den Vater erschlug und die Kinder läßt leben! Da der Vers aber in den Gedankenkreis der Kyprien nicht paßt, so haben ihn Otfried Müller u. Welcker dem Arktinos, dem Dichter der „Zerstörung Ilions", zugeschrieben. In dieser tötet — entgegen der später namentlich in der bildenden Kunst vorherrschenden Wendung, wo Neoptolemos an seine Stelle getreten ist — Odysseus Hektors unmündigen Sohn Astyanax, und in den Mund dieses klugen, alle Folgen vorausbedenkenden Helden, der zur Erreichung seiner Ziele vor keinem Mittel zurückscheut, paßt das „geflügelte" Wort in seiner allgemeinen Fassung, obwohl nicht er den Vater des Knaben getötet, ausgezeichnet. Dem Klemens von Alexandria, dem einzigen, der Stasinos als Dichter des Verses nennt, kann eine Verwechslung um so leichter begegnet sein, als er das Wort wahrscheinlich wie Aristoteles und Polybius nur als ein „geflügeltes" citierte.[1]) Für den vorliegenden Fall kommt es überhaupt nur darauf an, daß wir aus den wiederholt ohne Namen vorkommenden Citaten ersehen, daß das Wort im Altertum sprichwörtlich geworden war. So sagt auch Cyrus zu Krösus bei Herodot 1, 155: Denn jetzt komme ich mir vor wie einer, der den Vater getötet hat und seine Söhne verschont.

Sollen wir nun um dieser Übereinstimmung des Gedankens willen in dem Dichter des Kudrunliedes einen Gelehrten vermuten, der mit der antiken Litteratur vertraut war? Bartsch hat sich in der Einleitung seiner Ausgabe (S. XVII) veranlaßt gesehen, mehrere Scenen des Liedes mit homerischen in Parallele zu setzen, aber nur um zu zeigen, daß „so nur ein großer Dichter malen könne". Der Gedanke unseres Spruches ist für einen Helden von Wates mit Klugheit gepaarter Wildheit in dieser Lage und in einer Zeit, wo Rache zu den ersten Pflichten des Helden gehörte, so nahe liegend, daß ihn der Dichter auch ohne jenen antiken Spruch zu kennen, aus eigener Erkenntnis seinem Helden in den Mund legen konnte. Der Gedanke ist ja nur die natürliche Folge des früher (Str. 928 u. 940) von Wate ausgesprochenen, daß die Rache der Hegelinge nicht möglich sei, bevor ihre Kinder „schwertmäßig" seien. Gewisse Wahrheiten sind zu gewissen Zeiten Gemeingut und liegen dann in der Luft. Trotzdem, oder vielmehr gerade deswegen ist es von Wert, auf derartige Übereinstimmungen von Gedanken, die in Fällen vorkommen, wo eine Beeinflussung des einen Dichters durch den andern ausgeschlossen erscheint, unsere Jugend hinzuweisen, um ihr zu zeigen, wie gleiche Verhältnisse bei verschiedenen Völkern auch gleiche Gedanken erwecken.

---

1) Welcker, der epische Cyklus 2, 528.

Calw. **Paul Weizsäcker.**

6.

Bis in die Pechhütte.

Statt der im Grimmschen Wörterbuche als leipzigerisch angeführten Redensart „bis in die Pechhütte", die auch im ganzen Herzogtume Braunschweig verbreitet ist, zumal mit der Erweiterung „bis in die Pechhütte sitzen", sagt man am Hilse „bis in die Pechhitze". Ist dies eine hochdeutsche Entstellung oder ist die Pechhütte aus dem niederdeutschen Pechhitte umgedeutet? Von der Pechhitze spricht man im braunschweigischen Lande viel bei heißem Wetter im Sommer oder auch, wenn ein Zimmer überheizt ist.

Braunschweig. **Otto Schütte.**

7.

Allotria.

In einem Nürnberger Schülerhefte (Handschrift Nr. 28670 des Germanischen Museums) vom Jahre 1732 finden sich folgende Schülerwitze eingetragen:

(Bl. 229.) Latein so gantz besonders dict. Nürnberg, den 19. Januar 1732.

Utimur prima et secunda persona. Einer, der keine Frau hat. — Ars longa, vita brevis. Einer, der die Ruhr hat. — Herba cum circulis. Kraut und Wurst. — Plenus rimarum. Eine Mägdleinschul. — Machiavellus. Ein Gerber. — Holofernes. Ein Malerjung. — In, sub, super et subter. Mann und Weib ist ein Leib. — Initium sapientiae. Ein junger Ratsherr. — Animal post coitum triste. Ein zweitägiger Mann. — Custos pudicitiae. Ein Hosenknopf. — Spectrum. Ein Schunken. — Horatius. Der Nachtwächter. — Cornelius Tacitus. Ein Hahnrei. — Posito, sed non concesso. Wenn man vor die Thür scheißt. — Res non audita. Ein reicher Student. — Posteriora levare. Einem Hund den Schwanz abhauen. — Curre cito. Schnelle Katharine. — Cauda ministerii. Der Meßner. — Praeliminaria honoris. Ein Badschurz. — Propria laus sordet. Ein Agent. — Festina lente. Einen, den die Wach fängt.

(Bl. 283.) Stultus templi volebat pati et inter homines multum de scala et ferebat bracchium et non erat anser.[1])

(Bl. 330b.) Man kennt den Wolff am Gange — die Glock' am Glange — den Franziscaner am Strange — den Bauern an der Gabel — den bösen Advocaten am Schnabel.

---

1) Der Kirchner wollte läuten, und unter dem Läuten fiel er von der Leiter und brach den Arm, und (der) war nicht ganz.

Hic liber est mein, ideo nomen meum scripsi drein, si vis hunc librum stehlen, pendebis an der Kehlen. Tunc veniunt die Raben et volunt tibi oculos ausgraben. Tunc clamabis ach, ach, ach, ubique tibi recte geschach.

(Bl. 337.) Ein Freyer ohne Crantz, ein Fuchß ohne Schwantz, ein Landsknecht ohne Schwerd, ein Reuter ohne Pferd, ein Buhler ohne baar Geld überall durch den Korb fällt.

Der erste Trunck ist vor den Durst, der ander zur Lust, der dritte zur Frölichkeit, der vierte geräth zur Boßheit.

Otto tenet mappam, madidam mappam tenet Otto.

Meißen. Prof. Dr. **Loose.**

8.

Bechtelitag. Ztschr. XIII, 838.

Robert Sprenger irrt sich, wenn er den Verfasser eines Aufsatzes in den Münchener Neuesten Nachrichten für den ersten hält, der die naheliegende Beziehung des Zürcher Bächtelitages zu der Perhta vermutet hat. Schon die 1. Auflage der Grimmschen Mythologie führt den Namen des 2. (3.) Januar auf Perhta zurück (S. 172), und diese Ansicht ist wiederholt worden (Reinsberg-Düringsfeld, Das festliche Jahr[2], 21 f.). Übrigens empfiehlt sich die Schreibung Bechtelitag.

Für nicht mehr als eine leicht hingeworfene Bemerkung möge es gelten, wenn ich Berchtold in der Redensart „zum Berchtold führen" (Grimm a. a. O.), sowie in der Bezeichnung „Berchtoldsfest" (Reinsberg-Düringsfeld a. a. O.) nicht als eine Verstümmelung des Wortes Bechtel, Bechteli erkläre, sondern als eine Zusammensetzung der Namen Perhta und Holda, die bekanntlich für das gleiche oder die gleichen mythischen Wesen gebraucht werden. Grimm a. a. O. sagt: „Vielleicht daß man sich einen männlichen Bercht oder Berchtolt dachte, woraus dann in Schwaben wieder eine Brechtölterin, Prechtölterin wurde", S. 522: „Im 16. Jahrhundert stellte man ... in Schwaben ein Gespenst Namens Berchtold an die Spitze des wütenden Heeres ..; ... er war die männliche Gestaltung der weißgekleideten Berhta". Der Name Berchtold tritt also zuerst in einer schwäbischen Quelle als Benennung des Anführers der wilden Jagd (des Seelenheeres) auf, und Schwaben ist nicht allzu weit von der Grenzscheide des Perchten- und Holdenbezirkes entfernt. In Grenzgebieten aber sind Zusammensetzungen von der Art Perhta-Holda nichts Ungewöhnliches.

Dresden. **Karl Reuschel.**

9.

Zum 14. Buch von Goethes „Dichtung und Wahrheit“.

In seiner anmutigen Schilderung von Lavaters Aufenthalt in Frankfurt im Sommer 1774 berichtet Goethe im 14. Buch von Dichtung und Wahrheit folgendes: „Merck, der von Darmstadt sogleich herübergekommen war, spielte den Mephistopheles, spottete über das Zudringen der Weiblein, und als einige derselben die Zimmer, die man dem Propheten eingeräumt, und besonders auch das Schlafzimmer mit Aufmerksamkeit untersuchten, sagte der Schalk: Die frommen Seelen wollten doch sehen, wo man den Herrn hingelegt habe.“ Mit poetischer Licenz hat Goethe hier, was erst acht Jahre später sich zutrug, in die von ihm geschilderte Epoche versetzt. Merck, von dem es längst nachgewiesen ist, daß er damals, in den Tagen vom 23.—28. Juni 1774, gar nicht in Frankfurt war, fuhr mit dem schweizerischen Gottesmann, wie ich dessen noch ungedrucktem Reisetagebuch vom Jahre 1782 entnehme, Samstag den 13. Juli 1782 von Darmstadt nach Frankfurt. Um drei Uhr trafen die Reisegenossen in Frankfurt ein, abends sieben Uhr fuhren sie in Begleitung von Goethes Mutter nach Offenbach, wo Lavater bei Pfarrer Stolz Logis nahm. Am Sonntag übernachtete der Prophet in Frankfurt bei Frau Rat, am Morgen des 15. Juli fuhr er um halb sieben Uhr nach Homburg weiter. In der Woche darauf sandte Merck eine sarkastische Schilderung der gemeinsamen Reise an den Herzog Karl August, womit er, wie aus Briefen des Herzogs, der Herzogin-Mutter, Goethes und des Fräulein von Göchhausen hervorgeht, in Weimar viel Freude machte. In dem diese witzige Reisebeschreibung enthaltenden Briefe vom 22. Juli 1782, der von Archivdirektor Dr. Burkhardt in Weimar unlängst in den Berichten des Freien Deutschen Hochstiftes (1900, Heft 2) mitgeteilt wurde, erzählt Merck u. a: „Frau Aja habe gerade ihre zweite Etage malen lassen und deshalb dem Züricher Gast nichts als das Stübchen hinten, wo sich sonst die Mägde aufhielten, anbieten können. Hier habe sie dem Propheten ein kleines Bettchen ohne Vorhang bereitet, und als derselbe gleich andern guten Geistern nachts um zwölf Uhr erschienen sei, und hinter ihm drein ein Gefolge von unbekannten Weiblein, hätten diese schlechterdings von den Mägden verlangt, sie wollten ins Grab schauen und sehen, wo sie den Herrn hingelegt hätten. Die Mägde hätten das Bett aber aus Ambition nicht zeigen wollen, weil's keinen Vorhang hatte und weil's hintenaus war“. Es ist kein Zweifel, daß der in Rede stehenden Stelle in Dichtung und Wahrheit Mercks Relation von des Propheten Wanderung am Main im Sommer 1782 zu Grunde liegt.

Gernsbach (Murgthal). Prof. **Heinrich Funck.**

10.

Backfisch. (Ztschr. 14. Jahrg. S. 213 flg.)

Meines Erachtens sollte man bei der Grimmschen Ableitung dieses Wortes, der auch Heyne, Weigand, Berghaus („Sprachschatz der Sassen") folgen, ruhig stehen bleiben und alle anderen Erklärungen abweisen. „Back" bedeutet nicht Bord, auch nicht Tisch; schon dadurch werden die auf diese angeblichen Bedeutungen von Back gegründeten Ableitungen hinfällig, ganz abgesehen davon, daß es sich hier nicht um die kleinen Fische schlechthin handelt, sondern um die nahezu, wenn auch noch nicht völlig ausgewachsenen, und diese wirft der Fischer gewöhnlich nicht wieder ins Wasser oder beiseite, sondern sucht sie doch noch, unter der Hand, zu verkaufen. Eher könnte man allenfalls die Meinung gelten lassen, „back" sei s. v. a. zurück, und der Ausdruck gehe darauf, daß die kleineren, jüngeren Fische hinter den größeren herschwömmen; denn Back, altsächsisch bak, bezeichnet allerdings den Rücken. Aber der Zusammenhang ist doch ein anderer.

Backfisch im eigentlichen Sinne ist ein Fisch, der nicht gesotten, sondern „gebacken" ist. Solche werden schon im Mittelalter erwähnt, so in einem Küchenzettel aus dem 14. Jahrhundert: „bleyer in öl gebacken" (s. Schlossar, Speise und Trank vergangener Zeiten in Deutschland S. 29), und Hans Sachs dichtet von dem „Schlauraffenland":

„Auch gehn die Fisch in den lachen
Gesotten, braten, gsultzt und bachen."

(„Bachen" die oberdeutsche Form, wie auch bei Luther „buch" statt buk; daher bei Henisch 1616: Bachfisch.)

Das Backen von Fischen unterscheidet sich vom einfachen Braten dadurch, daß der Fisch in Ei und geriebenem Weißbrot oder Zwieback (oder auch nur in Mehl) umgewendet und dann erst in einer Pfanne, reichlich mit Butter, gebraten wird. So bieten die Kochbücher Anweisungen, wie Hechte, Zander, Barben, Steinbutten, Heringe u. s. w. zu „backen" sind. (Bekannt sind ja auch die Wiener „Backhändl", d. i. Backhähnchen.)

Halbwüchsige Fische werden nun lieber gebraten oder gebacken als gesotten, einmal weil sie beim Sieden (Kochen) leicht zerfallen, sodann weil sie bei dieser Art der Zubereitung erfahrungsmäßig noch keinen rechten Geschmack haben. (S. auch Borchardt-Wustmann, Sprichwörtliche Redensarten, unter „Backfisch": „Junge, zarte Fische lassen sich nicht sieden; man bäckt sie.")

Daher hat man nun Fische, die noch nicht ganz ausgewachsen (geschlechtsreif) sind, überhaupt „Backfische" genannt, und dies ist schon im

16. Jahrhundert, zuerst wohl in studentischen Kreisen, scherzhaft auf junge Mädchen von 12 bis 16 Jahren („Backfischlein: puellae virgunculae") übertragen worden.

Stolp i. Pomm. **A. Heintze.**

11.

In Heft 12 dieser Zeitschrift 1898, S. 839 fragt **Wilhelm Hallada** an, ob der falsche Gebrauch des **Reflexivpronomens**, wie: „wir haben sich gut unterhalten", den er auf slavischen Einfluß zurückführen zu müssen glaubt und der in Wien gäng und gäbe ist, auch in reindeutschen Gegenden anzutreffen sei. Darauf kann ich folgendes zur Antwort geben: Die oberen Teile des sächsischen Vogtlandes sind eine reindeutsche Gegend, sie sind von der Oberpfalz, also von Bayern aus besiedelt worden. Die reindeutschen Ortsnamen bestätigen das. Die älteren Leute dieses Distrikts halten bis auf den heutigen Tag an dem von Hallada beobachteten Gebrauche fest, während die jüngeren infolge der veränderten besseren Schulverhältnisse, der Auswanderung nach den benachbarten Industriestädten und des Aufenthalts in Garnisonstädten nach den Regeln der neueren Grammatik sprechen. Ich möchte aber bei dieser Gelegenheit noch auf eine andere Eigentümlichkeit im Dialekt dieser Gegend aufmerksam machen. Nicht bloß das Reflexivpronomen wird so gebraucht, sondern auch das Possessivpronomen, z. B.: wir haben seinen (= unsern) Rock angezogen, oder: sie haben sein (= ihr) Haus verkauft, oder: nehmen Sie doch seinen (= Ihren) Hut mit! Ich habe den fraglichen Gebrauch ebenso in verschiedenen Teilen des Egerlandes und der nördlichen Oberpfalz beobachtet, die ebenfalls reindeutsche Bevölkerung haben. Für diese Gegenden würde die Annahme slavischen Einflusses kaum gelten können, um so weniger, als der Gebrauch in den nördlicheren, von Slaven kolonisierten Teilen des Vogtlandes (ich sage mit Absicht kolonisiert, da sie ursprünglich wohl auch von Deutschen bewohnt worden waren) nicht vorkommt.

Plauen i. V. **William Fischer.**

12.

Zur Etymologie des Straßennamens „Katthagen".

Im 3. Heft dieser Zeitschrift (S. 209) führt Otto Schütte den ersten Teil des Straßennamens „Katthagen" auf das niederdeutsche „quat = böse, schlecht" zurück, erklärt demnach „Katthagen" als „der böse Hagen, der von seiner Lage in der Ortschaft seinen Namen hat". M. E. trifft Schütte nicht das Richtige, giebt aber den Weg an, der zur richtigen Deutung

führt. „Quat, quade“ ist noch heute in Pommern, Mecklenburg, den nördlichen Teilen der Mark Brandenburg u.s.w. sehr gebräuchlich und bedeutet „klein“, aber mit dem Nebenbegriff des Verächtlichen, Unansehnlichen. Es ist dasselbe Wort, welches noch vorliegt in dem niederdeutschen „kote“, „kate“, d.i. „kleines, unansehnliches, ärmliches Haus“; die Verdoppelung des t finden wir in dem heutigen westfälischen „kotte“, das gleichfalls schon im Mittelniederdeutschen bezeugt ist. „Katthagen“ ist also = „katen-hagen“, d.h. die Straße mit den — gewöhnlich von Zäunen u.s.w. (hagen = umzäunter Ort, wie noch in vielen Ortsnamen) umgebenen — Hütten der armen Leute, Tagelöhner u.s.w. So heißt heute noch ein aus einer einzelnen abgelegenen Straße dieses Charakters hervorgegangener Vorort von Gütersloh „Kattenstrot“ (d.i. „Katenstraße“). Solche Katen gab es und giebt es besonders in Dörfern; daher eine von ärmlichen Hütten besetzte Straße der Vorstadt von Prenzlau (Uckermark) „Gegendorf“ heißt, d.i. „gegenüber — an der äußeren Seite der ehemaligen Stadtmauer — liegendes Dorf“.

Bad Oeynhausen. Dr. **Ferdinand Teetz.**

13.

Zu König Karls Meerfahrt.

Die Worte Olivers „Es ist mir um mich selbst nicht so, wie um die Alteclere“ hat der Herausgeber dieser Zeitschrift unbesprochen gelassen, ein anderer, mir eben unbekannter Erklärer findet in ihnen den Gedanken ausgedrückt: „Ein Leben ohne Thaten schien ihm wertlos“. Das liegt aber meines Erachtens nicht darin, sondern der Dichter will den Helden sagen lassen: „Mir liegt weniger an der Erhaltung meines Lebens als an der Rettung meines Schwertes, denn dies ist so trefflich, daß es nicht ersetzt werden kann, während meine Stelle bald ein anderer ausfüllt. Darum möchte ich nicht, daß das Schwert in den Wellen des Meeres unterginge auf Nimmerwiedersehen, sondern daß es ein wackerer Mann erbte, der mit ihm in der Hand ruhmvolle Thaten vollbrächte.“

Braunschweig. **Otto Schütte.**

14.

Nochmals die schönen Mädchen aus Sachsen, die auf Bäumen wachsen.

Auf S. 130 flg. des 13. Jahrgangs dieser Zeitschrift wähnte ich zur Streitfrage über Herkunft und Sinn dieser Redensart das „Schlußwort“ sprechen zu dürfen[1]), nachdem ich schon VIII 543 und X 153

1) S. 134 Anm. 2 daselbst ist zu lesen sorelle statt sordle und „Gesichtstäuschung“ anstatt „Geschichtstäuschung“.

zu ihrer Aufhellung beizutragen versucht hatte. Nun wird doch hoffentlich über kurz oder lang ein sachkundiger Forscher aus dem germanistischen Lehrerkreise sich des volkskundlich wie psychologisch, etymologisch wie mundartlich fesselnden Themas bemächtigen, um den reichen hier im „Sprechzimmer" aufgestapelten Stoff durch Umfrage in Schule, Kollegen- und Bekanntenkreisen u. dergl. zu vervollständigen und unter einheitlichem Gesichtspunkte darzustellen. Dafür mögen noch einige mittlerweile zufällig aufgeraffte Belege bez. sachliche Stützen verzeichnet sein. Es sind zumeist Lesefrüchte, scheinbar kunterbunt aneinandergehängt, jedoch für den Leser der früheren Bemerkungen kinderleicht einzuordnen.

Im allgemeinen verweise ich da auf die erste Serie des breitangelegten großartigen Bilderwerks mit Text, das Dr. Georg Hirth Anfang 1898 ins Leben rief, „Der Stil in den bildenden Künsten und Gewerben": „Der schöne Mensch". Dieses ausgezeichnete Unternehmen ist auf 16 Abteilungen berechnet und schreitet in seinen Lieferungen ziemlich langsam vorwärts. Ich bin darin zwar noch nicht auf unmittelbar greifbares Material für unsere Besonderheit gestoßen; aber zu erwarten ist die Aufnahme bezüglicher Auslassungen, wo dem Programme gemäß der Mensch in dem natürlichen Adel und der charaktervollen Eigenart seiner Erscheinung, wie die Künstler aller Zeiten und Völker ihn schön fanden und darum in ihrem Sinn und nach ihrem Können schön gestalteten, auftritt. Die Kollegen, die durch Umfrage in ihrer Gegend, unter ihren höheren Schülern sowie deren Angehörigen Thatsachen für die Anschauung der gesamten Volksgemeinde vom ideal-schönen Menschenschlage beibrächten, steuerten also nicht bloß Anhaltspunkte zu unserer Angelegenheit bei, sondern zur Erkenntnis der Volksästhetik und des Fortlebens uralt germanischen Glaubens.

Zu dem in meinen früheren Ausführungen berührten sogenannten „Baumkultus" entnehme ich einem Artikel von Rud. Kleinpaul: „Der gute Apfelbaum", i. d. (Münchn.) Allgemein. Zeitung[1]), die Hindeutung „heilige Bäume, wie die Eiche" (S. 1) und den launig netten Schluß (S. 2): „Daß die Menschen von Bäumen abstammen, ist eine alte Fabel; und insofern sind wir sozusagen Kinder des Apfelbaums. Was Wunder, daß Uhland[2]) nichts zu bezahlen hatte! — Er war bei Muttern." Dazu Engverwandtes aus Johannes Laicus' — d. i. Johann Wilhelm Wolfs (1817—55), des vortrefflichen Germanisten und Sagenforschers — prächtigen Jugend-

---

1) 97. Jhrg. Nr. 228 (18. Aug. 1895), S. 1 flg.

2) Kleinpaul meint natürlich dessen köstliches Gedichtchen „Einkehr" (Bei einem Wirte wundermild), woraus er auch seinen Titel entlehnt hat.

erinnerungen „Aus der Kindheit“[1]), 3. Aufl. 1862, S. 163. Da erzählt der Selbstschilderer: „Ich besuchte ihn [einen Liebhabergärtner] oft und konnte ihm Stunden hindurch zuschauen und zuhören, wenn er sinnig das Pflanzenleben mir erklärte und mit den Blumen umging, als ob Leben und Seele in ihnen wohne“. — Ludwig Hevesi, der naturfreudige Wanderplauderer und Novellist, streift in dem anmutigen Buche „Die Althofleute. Ein Sommerroman“ (1897) dreimal den Anthropomorphismus des Baumes. Seite 38: „Ein Baum, sagte er, ist was Lebendiges, das keimt, wächst, blüht, stirbt, verwest. Ein Baum ist ein Mensch, sagte er ... Gut, sage ich, als ob ein Mensch was Rechtes wäre! Der Baum wird wipfeldürr, wurzelfaul, kernmorsch. Der Baum wird krank und geht zu Grunde an schleichender Auszehrung, an ... bösartigen Geschwülsten, an ... eklem Ungeziefer. Der Baum wird unglücklich, ein Bettler, der das letzte Blatt vom Leibe verliert.“ Seite 311: „Etwas streichelte sie im Gesicht, am Körper, da, dort; sie duckte sich daran vorbei und ließ ihm, was es gefaßt hatte. Es war ein junger Baum, der im Traum etwas Liebes sah und liebkosen wollte“; und ebenda: „In dem Baum, an den sie sich lehnte, klopfte es laut mit“. — Ein Seitenstück zu dem altertümlichen Ausdrucke „hinter dem Baume gefunden“ = unbekannter, dunkler Herkunft, den ich Ztschr. f. d. d. U. VIII 544 neben eine Homer-Parallele setzte, begegnet mir bei W. H. Riehl; Matthias' erläuterte Auswahl-Ausgabe von dessen klassischer Schrift „Die Familie“ (1895) S. 182 (zu S. 79): 'hinter den Hecken jung geworden' = unehelich (in Franken).

Einiges aus fremdem Gebiete! Ein glücklicher Einfall war es, daß Ariosto die Vorstellung eines Geschlechtes mit der eines Baumes verband, dessen Wurzeln in den Stammeltern ruhen und dessen Wipfel und Zweige die Glieder der Sippe bedeuten: (Orlando) Fur. 7, 61. 62; 31, 33; 36, 60; 46, 67. 76. 81. — Daß auch „seme“

---

1) Aus diesen, die ich zuerst Allgem. dtsch. Biogr. 43. Bd. S. 766 und 776 flg. biographisch verwertete, gab ich „Ztschr. d. Vereins f. Volkskunde“ 1899 S. 351 bis 361 die Auszüge „Volkskundliches aus Johann Wilhelm Wolfs Kölner Jugenderinnerungen“. Daraus hebe ich hier nur den Bericht aus einer Kölner Knabenschule von etwa 1826 heraus (S. 169): „Die Liedersammlung hatte mich sehr beschäftigt und nun bald andere in Folge. Ich zeichnete jetzt alle Legenden und Sagen und Geschichten der Stadt ... auf einzelne Bogen auf ...; daraus las ich ... mitunter auch am Tage meinen Kameraden vor. ... Der Schullehrer merkte bald diese poetisch-archäologische Thätigkeit und ließ sich von ein paar Knaben die Hefte zeigen, die jetzt auch in der Schule vorgelesen wurden und mitunter schuld waren, daß andere Aufgaben ungemacht blieben, aber er ließ uns um so mehr gewähren, als es immerhin eine Übung war und sonst keine Klagen über uns nötig waren.“

dem gleichen Zwecke dienen mußte, beweisen Fur. 1, 2; 3, 58; 32, 25. So konnte Rinaldo den jugendlichen Dardinello einen Keim (germ) nennen, den man lieber ausreißen sollte, ehe er größer würde: 18, 148 —, so lesen wir in einer Marburger Inauguraldissertation von W. Tappert, Bilder und Vergleiche aus dem Orl. Innam. Bojardos und dem Orl. Fur. Ariostos. Nach Form und Inhalt untersucht (1885/86), S. 47. — Im „Cöthener Tageblatt" vom 23. Oktober 1898 (Nr. 249), 2. Beilage, stoße ich auf folgende zeitgenössische Parallele zu den von mir Ztschr. XIII 134 angeführten Beispielen: „Die Trauung auf dem Baum. Wenn zwei Negritos — ein Volksstamm auf den Philippinen — die Ehe eingehen wollen, versammelt sich der ganze Stamm, und die Brautleute erklettern zwei Bäume, die nahe bei einander stehen. Ihre Eltern biegen dann die Zweige, worauf jene sitzen, so lange einander zu, bis sich die Köpfe des jungen Paares berühren. Wenn das erreicht ist, ist der Ehebund geschlossen; nun folgen allerlei Festlichkeiten, und phantastischer Tanz vervollständigt die Ceremonie."

Nun aber für die Schönheit der Sächsinnen das unmittelbare Zeugnis eines viel herumgekommenen Landsmannes. Es heißt in dem fesselnden Buche „Heinrich von Treitschkes Lehr- und Wanderjahre 1834—1866. Erzählt von Th. Schiemann"[1]), S. 161: „Je länger er sich aber in München (1861) aufhielt, um so mehr gute Seiten verstand er dem bayerischen Menschenschlag abzugewinnen ... Er hatte seine Freude an den vielen stattlichen und schönen Männern mit blitzenden Augen und fand besonders unter den Soldaten herrliche Gestalten. Das schöne Geschlecht sei hier freilich fable convenue; 'ein Sachse kommt sich vor wie in der verkehrten Welt'."[2])

In des geistvollen Tübinger Anatomen Wilh. Henke Universitäts-Festrede „Der Typus des germanischen Menschen und seine Verbreitung im deutschen Volke", woraus wir das Hergehörige schon anführten, steht in dem Abdruck als Broschüre (Tübingen 1895, H. Laupp) die Hauptstelle S. 22: „und besonders die Mädchen gehören zu den schönen Mädchen aus Sachsen". Und auf Frauen bezieht es sich wohl wesentlich, wenn Th. H. Pantenius in einer ausführlichen Besprechung[3]) von Wilh. v. Polenz' Roman „Thekla Lüdekind" (1900) — der wie alle Schöpfungen des jungen lebenswahren Erzählers einen festen Griff ins heutige sächsische

1) Historische Bibliothek, I. Band, 1896.

2) Diese Stelle auch nebst der übrigen scharfsichtigen Skizze seines Aufenthalts in Bayerns Hauptstadt i. d. „Münchn. Neuest. Nachricht." 12. Novbr. 1896 Nr. 527, S. 3 wiederholt.

3) „Daheim", 36. Jahrg. (1899/1900) Nr. 33, S. 18.

Volksleben vorstellt — äußert: „Der Roman ist auch in Bezug auf die in ihm vorkommenden Menschen ganz auf den obersächsischen Ton gestimmt. Hier hat alles runde, weiche Formen.“

Im Anschlusse an diese letztere allgemeine Bemerkung will ich nunmehr zum Ende nicht unterlassen, hinzuweisen auf die feinsinnigen Beobachtungen Otto Lyons in seinem neuen nachdenklichen, für Volksanschauung und Kunstgeschmack lehrreichen Buche — das wir allen Lesern ans Herz legen — „Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens“ (Leipzig 1900), S. 182, über das Wohlgefallen an der Rundheit der Formen in der unentwickelten Welt, z. B. bei Kindern, beim Volke, auch bei Frauen, die im Gegensatz zum Manne der Stufe der Kindlichkeit näher stehen, weshalb uns da das Runde „als die der Wirklichkeit genau entsprechende und daher schöne Form“ gilt: „Daher erscheinen uns ..... die runden Gesichter, Brüste und Leiber der ländlichen Schönen als der Ausdruck volkstümlicher Einfalt und Derbheit“. Man erwäge diesen Gedanken mit bei der Beurteilung der alten Redensart, die wir nun genug beleuchtet haben dürften.

Aschaffenburg. **Ludwig Fränkel.**

Zeitschrift für deutsche Wortforschung, herausgegeben von Friedrich Kluge. I. Band, 1.—3. Heft. Straßburg 1900, Karl J. Trübner. 80 S.

Der bedeutsame Erfolg, den sich Kluges etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache errungen hat, ist die nächste Veranlassung zur Begründung der vorliegenden Zeitschrift geworden. Denn durch diesen Erfolg war der Beweis erbracht, daß eine sehr große Anzahl der Gebildeten der deutschen Wortforschung auf streng wissenschaftlicher Grundlage lebhaften und tiefgehenden Anteil entgegenbringt. An dieses Werk knüpft daher die neue Zeitschrift an, und man kann sie kurz als eine stetige Erweiterung, Ergänzung und Erläuterung der in Kluges Wörterbuch niedergelegten Ergebnisse betrachten. Die Zeitschrift wendet sich daher nicht nur an die Einsicht der Fachgelehrten, sondern sie rechnet vor allem auch auf das Verständnis und die Teilnahme weiterer Kreise.

Bisher sind drei Hefte erschienen. Der erste Aufsatz, der die Zeitschrift eröffnet, ist von keinem Geringeren als von O. Behaghel und behandelt „Zeitwörter, die von Hauptwörtern abgeleitet sind“. Der hervorragende Forscher geht davon aus, daß die alte Meinung, einer bestimmten Bildungssilbe komme eine ganz bestimmt umgrenzte Bedeutung

zu, zwar seit geraumer Zeit überwunden sei, daß aber für die Beurteilung der weiteren Bedeutungsentfaltung, die oft an einer einzigen Bildungssilbe sich vollzieht, noch nicht überall die richtigen Gesichtspunkte gefunden seien. Er geht nun auf diejenigen neuhochdeutschen Zeitwörter ein, die als Ableitungen von Hauptwörtern erscheinen und sich von diesen lediglich durch das angehängte -en unterscheiden. Dabei stellt er für unsere verba denominativa den Satz auf: sie dienen im allgemeinen zur Bezeichnung der Handlung, des Vorgangs, der bei Erwähnung des vom Hauptwort bezeichneten Begriffs am leichtesten ins Bewußtsein eintritt. Dies tritt besonders deutlich hervor bei den von Werkzeugbezeichnungen abgeleiteten Zeitwörtern, welche die Handlung benennen, die mit dem Werkzeug ausgeführt wird, z. B. fächern, hämmern, hobeln, schaufeln, peitschen, pflügen u. s. w. „Der Sack hat die Aufgabe, etwas aufzunehmen; das Haus ist bestimmt zum Wohnen, das Schiff zum Fahren, die Tafel zur Mahlzeit: daher sacken, hausen, schiffen, tafeln, von der Wiege stammt das Wiegen." Hierher stellt Behaghel auch die Gleichnisse, die von der Sprache der Tierwelt oder auch einzelnen Menschen für menschliche Handlungen entnommen werden, z. B. mausen (d. h. sich wie eine Maus benehmen, stehlen), bocken, hamstern, maikäfern (d. h. bei einem Festessen sich schweigend und gedankenvoll die zu haltende Rede überlegen, wie der Maikäfer vor dem Auffliegen die Flügel in Bereitschaft setzt), sich mopsen (d. i. sich langweilen), wurmen (wie ein Wurm im Innern nagen); stöckern, wagnern, nassauern (d. i. ursprünglich wie ein Nassauer kein Kollegiengeld bezahlen). Ebenso fesselnd ist die wortgeschichtliche Untersuchung, die Richard M. Meyer über den Übermenschen anstellt. Der Verfasser geht dabei von der alten Grundvorstellung von der fortlaufenden Stufenfolge der Wesen aus, findet zunächst die Abstufungen in einer Reihe von Klassen der „Untermenschen" reich entwickelt (Grillparzer: „Vom Tier zum Menschen sind der Stufen viele!"), findet aber auch bereits Klassen der Übermenschen in den Riesen, Zauberern, Heroen der Mythologie dargestellt. In dieser alten mythologischen Anschauung sieht Meyer die Grundlage des neuen Begriffes des „Übermenschen", der auf dieser Basis der alten Anschauung durch zunehmende Spezifikation entstanden sei. Hier entwickelt sich zunächst die sehr, sehr viel jüngere Anschauung, daß jemand keiner solchen Klasse mythologischer Wesen angehören und dennoch mehr als ein Mensch sein könne, gerade dadurch, daß er in vollkommener Weise die Eigenart des Menschen an sich trage. Diese Vorstellung des „großen Mannes" ist durchaus eine Kulturschöpfung und nach Meyers Auffassung wesentlich ein griechisches Erzeugnis (Plutarch). Gegen diese letztgenannte Annahme ist jedoch einzuwenden, daß der Begriff des „großen Mannes" bei allen Völkern sich

mit psychologischer Notwendigkeit[1]) von selbst entwickelt hat, wobei natürlich der Begriff der Größe stets der Eigenart des betreffenden Volkes oder Volksstammes entspricht, z. B. bei den alten Germanen wesentlich auf der Waffenehre beruhte. Daß der Begriff später mehr und mehr ins Geistige gewendet wurde, ist eine notwendige Folge der allmählich immer mehr hervortretenden und höher steigenden Entwickelung des geistigen Lebens, woran natürlich das Griechentum seinen ganz bedeutenden Anteil hatte; aber wir haben den vergeistigten Begriff des großen Mannes auch ohne Griechentum, z. B. bei den Arabern des Mittelalters. Von dem „großen Manne" läßt nun Meyer den „Übermenschen" als weitere Spezifikation unmittelbar herstammen, so wie der „große Mann" nur eine Spezifikation des „Heros" ist. Die nächste Weiterentwickelung des Begriffes „großer Mann" stellt der Geniebegriff der Sturm- und Drangperiode dar. Hier schließt sich Meyer an die Geschichte dieses neuen Begriffes an, wie sie Rudolf Hildebrand in dem berühmten Artikel des D. Wb. (Bd. 9, 1. Abt., 2. Hälfte, Sp. 3396 flg.) gegeben hat. Das Genie ist der Übermensch einer wesentlich ästhetisch und moralisch gerichteten Periode. „Inhaltlich kommt es vielfach dem ‚Übermenschen' Nietzsches sehr nahe, besonders dadurch, daß seine Selbstherrlichkeit betont wird; — immerhin deckt sich der ältere Begriff keineswegs mit dem neuen, vor allem eben wegen seiner starken ästhetischen und moralischen Färbung." Hier hätte Meyer allerdings den Begriff „moralisch" genauer bestimmen müssen; er hätte vor allem darauf hinweisen müssen, daß der Begriff „moralisch", wie ihn die französischen Moralpsychologen und das ganze 18. Jahrhundert, auch bei uns in Deutschland, entwickelt haben, sich durchaus nicht mit dem deckt, was wir heute „moralisch" nennen. Der Begriff hat sich in unserem heutigen „moralisch" ungeheuer eingeschränkt. Während heute „moralisch" noch eine engere Beziehung auf das Spezifisch-Sittliche ausdrückt, als das Wort „ethisch", indem bei dem Ausdrucke „moralisch" vor allem an die Sittlichkeit in geschlechtlicher Beziehung gedacht wird und an die Enthaltung von Lastern aller Art, hatte das Wort „moralisch" im vorigen Jahrhundert eine viel weitere Bedeutung, als selbst das heutige „ethisch"; es besagte soviel wie „philosophisch" oder „menschlich", so daß der Begriff des „moralischen" Menschen sich im 18. Jahrhundert im wesentlichen mit dem deckte, was Goethe „erhöhte Menschheit" nannte. Dadurch erscheint aber doch der Begriff des „Genies" in etwas anderer Beleuchtung, als sie Meyer giebt, namentlich wird die Neuheit des

---

1) Die nähere Begründung s. in meiner Schrift „Das Pathos der Resonanz. Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens." Leipzig 1900, B. G. Teubner.

Übermenschenbegriffes bei Nietzsche durch diese Thatsache doch wesentlich ihres Glanzes entkleidet. Neben das Genie, das nach Meyer immer die moralische Färbung beibehält, tritt dann der Begriff „Kerl, ganzer Kerl", in dem Meyer die „moralfreie" Fassung einer resoluten Übermenschlichkeit sieht, z. B. gegenüber dem blassen Tugendbegriff Wielands, wie er in „Götter, Helden und Wieland" gegeißelt wird. Beide Vorstellungen, die des moralischen Genies und die des moralfreien Kerls, findet Meyer vereint in dem von Goethe geprägten Worte „Übermensch", das der Dichter nur zweimal verwendet, im Faust und in der Zueignung von 1784. Beide Stellen setzen beide Elemente des Übermenschen voraus. „Faust ist ein Genie; denn mit überfliegender Geisteskraft kann er eine Welt aus sich erschaffen — ‚schöpferisches Genie', ‚Schöpfergeist'! Aber er ist kein ‚Kerl', er schwankt, er ist ein ‚furchtsam weggekrümmter Wurm'. Und deshalb kann der Erdgeist ihn nur im Hohn einen Übermenschen nennen."

Nachdem Meyer so den Inhalt des Wortes „Übermensch" klargelegt hat, weist er in überzeugender Weise nach, daß Goethe das Substantiv aus dem viel älteren Adjektiv „übermenschlich" rückgebildet hat. Aber das Wort machte zunächst gar keinen Eindruck. Goethe selbst kommt auf seinen Fund nicht wieder zurück, Herder und Jean Paul gebrauchen es ganz vereinzelt einmal, Campe nimmt es in sein Wörterbuch auf, in der ganzen Zeit zwischen Goethe und Nietzsche wird es, soweit Meyer dies hat feststellen können, nur zweimal gebraucht: von W. Jordan, der Homer als Übermenschen bezeichnete, und von dem Dichter Solitaire, der den Teufel einen dämonischen Übermenschen nannte. Man kann also sagen: von 1784 bis 1883, volle hundert Jahre, hat der Ausdruck geruht.

Die Neubelebung des Wortes ging von Frankreich aus, und zwar durch Eintritt eines neuen Elementes in den Begriff. Dieses neue Element findet Meyer in der Einsamkeit, bez. in der zunehmenden Vereinsamung des Übermenschen. Der Franzose Etienne Pivert de Sénancour (1770—1846), selbst ein Einsamer, studierte das Phänomen des „großen Einsamen". An dessen homme supérieur, weniger an Emersons „Über-Seele" (over-soul), knüpfte nach Meyer Nietzsche bei seiner zweiten Schöpfung des „Übermenschen" an, der nun zunächst in den französischen Übersetzungen der Werke Nietzsches und dann in anderen Schriften als le surhumain (Henri Albert), le surhomme (Lichtenberger), le superhomme (Brunetière) wiederkehrt. Auf den homme supérieur hat niemand zurückgegriffen.

Meyers vortreffliche Ausführungen zeigen deutlich, wie fruchtbar die Wortforschung für die Kultur- und Litteraturgeschichte ist. Wie wir aber oben eine Einwendung gegen die zu enge Fassung des Schlagwortes

„moralisch", wie es das 18. Jahrhundert geprägt hatte, machen mußten, so möchten wir auch die Neuheit des Elementes der „Vereinsamung" bezweifeln. Wenigstens bei Goethe finden sich deutliche Spuren, daß schon damals dem Geniebegriffe das Element der Vereinsamung innewohnte. Goethe protestierte wiederholt gegen die „Vereinsamung" des Genies, wie sie den Stürmern und Drängern fälschlich als höchstes Ideal erschien. Daher rief er in den „Geheimnissen" aus:

> Warum sucht' ich den Weg so sehnsuchtsvoll,
> Wenn ich ihn nicht den Brüdern zeigen soll?

Daher sein leidenschaftlicher Gefühlsausbruch im „Mahomet":

> Bruder, nimm die Brüder mit!

Wenn wir daher auch stellenweise den wortgeschichtlichen Unterlagen, die Meyer hier in seiner umfassenden Belesenheit beigebracht hat, eine andere Deutung geben müssen, so sind doch die Fülle des gesammelten Stoffes und die geistvolle Verknüpfung und Beleuchtung überaus dankenswert.

Der Aufsatz „Luthersches" von Paul Pietsch giebt eine neue Auslegung der Stelle „und kein danck dazu haben", die Hildebrand, indem er Dank als Absicht, Wille faßte, bekanntlich so erklärte: „sie müssen das Wort stehen lassen, sie mögen wollen oder nicht, sie müssen auch wider Willen". Pietsch faßt das Wort „Dank" in seiner ursprünglichen Bedeutung „Gedanke" und erklärt: „das Wort sollen sie stehen lassen und kein darauf gerichtetes Denken haben, d. h. sie sollen es weder äußerlich noch auch nur innerlich mit ihren Gedanken antasten". Diese Auslegung gründet Pietsch auf eine Parallelstelle in Luthers Schrift „Von heimlichen und gestolen brieffen". Doch kann auch in dieser Parallelstelle: „und sols keinen danck dazu haben" das Wort Dank zwangloser als „Wille, Absicht" gefaßt werden: „und er (Herzog Georg), soll darauf keinen Willen richten". Das folgende „aber" darf nur nicht rein gegensätzlich gefaßt werden, wie Pietsch es thut, sondern es ist zugleich steigernd, wie oft bei Luther, so daß der Sinn der Stelle ist: Herzog Georg soll mir die Freiheit lassen, heimlich über ihn zu urteilen in Gedanken, Schriften, Reden, wie ich's vor Gott verantworten kann, und soll darauf seinen Willen, seine Absicht nicht richten (nämlich das zu erfahren). Sollte er aber gar danach grübeln u. s. w., so mag er finden, was ihn verdrießt. — Zu der Redensart „im Stich lassen", die bisher zu denen gerechnet wurde, die an Schwert- und Speerkampf anknüpfen, bringt Pietsch eine bisher unbeachtete Lutherstelle bei: „wie eine tzornige bien das leben im stich lassen", wodurch die Redens-

art in ganz andere Beleuchtung gestellt wird. „Im Stich lassen" könnte danach ursprünglich bedeuten: das Leben in der durch den Stich entstandenen Wunde lassen.

Das Gesagte wird genügen, um die Art und Weise der Behandlung und die Fülle von Anregung und Belehrung zu zeigen, die in der neuen Zeitschrift dargeboten wird. Von den übrigen Aufsätzen und Miscellen seien hier nur noch die wichtigsten erwähnt. Selmar Kleemann giebt eine Nachlese zu Kluges „Deutscher Studentensprache". Über die ältesten Belege für Philister handelt F. Kluge, seine Ausführungen in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1895 Nr. 9 abrundend und ergänzend. Als Beitrag zur Geschichte der Soldatensprache giebt F. Kluge „Das Niederländische Lied von 1608". Weiter handelt der Herausgeber anregend, nicht abschließend, über die Formen Badener und Badenser. Zur Bildungssilbe -er als dem gegebenen Ausdrucke für den Begriff des Persönlichen bringt O. Behaghel bemerkenswerte Aufschlüsse. Über Glocke und Schelle handelt E. Wölfflin. H. Schuchardt führt das Wort Stube auf it. stufa, das Wort Wirtel auf südfranz. vertèl, verteu zurück. Zu Minors Miscellen bemerke ich, daß „untereinandermanschen" in Sachsen ganz gebräuchlich ist. Zu der Faustistelle „Du flehst eratmend mich zu schauen", bei der Minor von der Auffassung: eratmen = anhelare, schwer atmen, aufatmen, oder schwer aufatmen, ausgeht, ist die natürlichste Erklärung doch wohl die, daß sie bedeutet: me respirantem, d. h. du flehst mich als Atmenden, d. i. Lebendigen, persönlich Auftretenden vor dir zu sehen, wozu sich auch die von Minor beigebrachte Stelle aus Eichendorffs Werken gut fügt. Über die Redensart „Einem den Görgen singen" handelt J. Bolte. Den Schluß des ersten Heftes bilden kleine Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatz (Blaustrumpf, Gänsefüßchen, Hauptmann, hinterstzuvörderst, Katzenjammer, Recher = Enterich). Zu Strohwitwer bemerkt O. Behaghel, daß das Vorbild für diesen Ausdruck der Strohmann sei, d. i. ein Mann aus Stroh, also kein wirklicher Mann. So sei auch der Strohwitwer kein wirklicher Witwer, sondern nur ein scheinbarer. Diese Erklärung erscheint uns zutreffend.

Aus dem zweiten und dritten Heft, die ebenso reich und fesselnd ausgestattet sind, heben wir folgende Aufsätze hervor: Beispiele von der Abschleifung des deutschen Participium Präsentis und von seinem Ersatz durch den Infinitiv, von F. Bech; Duzen und Ihrzen im Mittelalter, von Gustav Ehrismann; Geschichte der Namen der Wochentage, von P. Jensen, Th. Nöldeke, A. Thumb, G. Gundermann, R. Thurneysen und W. Meyer-Lübke; Friedrich der Große und die deutsche Sprache, von G. Mentz; Das deutsche Wort Braut bei Römern und Griechen, von G. Gundermann; Zur Namengebung, von O. Behaghel.

Die kleinen Beiträge zum neuhochdeutschen Wortschatze sind auch hier wieder ein höchst anregender Schluß der beiden Hefte.

Die Zeitschrift für deutsche Wortforschung bietet nicht nur dem Fachgelehrten reichen Stoff und mannigfache Anregung, sondern sie ist auch für Schule und Haus eine reiche Fundgrube fesselnder Belehrung über die Entwickelung deutscher Sprache, Art und Sitte, und es ist daher dringend zu wünschen, daß diese vortreffliche Zeitschrift überall Eingang in die Lehrer- und Hausbibliotheken finde und daß jeder Gebildete daraus neue Begeisterung für unsere Muttersprache und die Geschichte unserer Kultur schöpfe. Fast in allen Aufsätzen ist mit gründlicher Sachkunde auch eine flüssige, lebensvolle Darstellung verbunden.

Dresden. **Otto Lyon.**

Heinrich Schliemann und seine Homerische Welt. Von Dr. Julius Nelson. 125 Seiten mit 20 Abbildungen. (Biographische Volksbücher Nr. 74 bis 77; R. Voigtländers Verlag, Leipzig.) 1 M., geb. 1 M. 25 Pf.

Je weiter die Publikationen fortschreiten, desto klarer wird es, welch vorzügliche, dankenswerte Idee des rührigen Voigtländerschen Verlags es war, bedeutende Männer und Frauen unsrer Zeit durch Volksbücher im besten Sinne des Worts unserem Volke vertraut zu machen. Anregend geschrieben und meist mit großer psychologischer Feinheit gezeichnet, wenden sich diese Biographien sowohl an die Gebildeten der Nation, als auch an die breiten Schichten des Volkes, um durch ernste Betrachtung der großen Geister, die bahnbrechend auf den verschiedensten Gebieten gewirkt und in irgend einer Hinsicht gestaltend unsere Zeitkultur beeinflußt haben, zu gleichem Thun, zu gleichem Streben nach idealen Zielen anzuspornen. Es ist ein alter pädagogischer Satz, daß die Biographie ein Erziehungsmittel ersten Ranges ist. Daher sind jene Volksbücher in erster Linie auch mit für die heranwachsende deutsche Jugend, die Zukunft und Hoffnung der Nation, bestimmt. Je mehr sich unsere Jugend heutzutage von einer auf das Ideale gerichteten Lebensauffassung abzuwenden scheint und oft in den ödesten Materialismus zu versinken droht, desto eifriger müssen ihr schon im zarten Alter Vorbilder ins Herz gepflanzt werden, die bestimmend und maßgebend auf die Charakterbildung einwirken. Denn exempla trahunt!

Zu den in jüngster Zeit in der erwähnten Sammlung behandelten deutschen Geisteshelden gehört nun auch ein Mann, den man als Typus zähester Beharrlichkeit und höchster Willenskraft bei der Verfolgung eines idealen Zieles bezeichnen kann: Heinrich Schliemann. Seine Biographie umfaßt folgende neun Kapitel: 1. Trübe Jugend. 2. Ringen und Ge-

lingen. 3. Um die Erde. 4. Unter der Sonne Homers. 5. Troja. 6. Mykenä. 7. Andere Arbeiten: Orchomenos, Tiryns, Marathon. 8. Letzte Lebensjahre. Tod. 9. Zusammenfassende Beurteilung. In diesen Kapiteln ziehen an unserem geistigen Auge das Leben und die Thaten eines Mannes vorüber, der, nachdem er die bittere Wahrheit des alten Satzes Ὁ μὴ δαρεὶς ἄνθρωπος οὐ παιδεύεται an sich erfahren, aus Ärmlichkeit und Kümmerlichkeit sich durch eiserne Energie emporrang und dann, als er ein glänzendes Vermögen sich erworben, sich nicht einem behaglichen Genußleben hingab, sondern — ein echter deutscher Idealist — alle Kraft einsetzte, den Traum seiner Kindheit zu verwirklichen: Troja, die sagenumwobene Feste des Priamus, auszugraben. Was Schliemann alle Hindernisse überwinden ließ, sagt Nelson mit Recht, das war jene energische Lebenskraft, die sich als Fähigkeit zur Arbeit entfaltet und die allen hervorragenden Menschen eigen ist. Und in der That, es ist ein herrliches, Herz und Gemüt erhebendes Bild, gerade in unsrer nervösen Zeit, in der viele Menschen infolge geistiger Zerfahrenheit nicht die Kraft besitzen, ihre Energie in rechter Weise zu konzentrieren, einen Mann zu sehen, der trotz aller Schicksalsschläge und anfänglicher Mißerfolge doch ein hohes Ziel sich steckte und dasselbe fest und unentwegt im Auge behielt, bis er es nach schweren Kämpfen als Sieger erreichte. Nicht mit Unrecht hat man behauptet, daß in Schliemann etwas von der siegesgewissen Entdeckerfreude des Columbus steckte, der nur deshalb die Schrecknisse des Meeres und all die zahllosen Gefahren, die ihm drohten, verachtete, weil er felsenfest an das Vorhandensein einer neuen Welt glaubte.

Freilich hat auch Schliemann die Wahrheit des Satzes erfahren müssen: „Es irrt der Mensch, solang' er strebt". Auch er hat geirrt, wie wohl jeder Forscher dem Irrtum unterworfen ist, der „den Versuch macht, Lichtstrahlen hineinzusenden in jene Dämmerzeiten, aus denen nur leise Klänge geschichtlicher Erinnerung in späteren Sagen nachhallen". Nachträgliche Ausgrabungen und Untersuchungen, die in kühlerer, ruhigerer Erwägung von Dörpfeld und anderen namhaften Archäologen veranstaltet wurden, haben manche seiner Ansichten in wesentlichen Punkten abgeändert, ja einige seiner Hypothesen völlig umgestoßen. Besonders seine aus den mykenischen Ausgrabungen gewonnenen Schlußfolgerungen haben eine starke Korrektur im Laufe der Zeit erfahren. Wir teilen z. B. heute nicht mehr den naiv-kindlichen Standpunkt Schliemanns, der nach der Aufdeckung einer Reihe gewaltiger, mit reichen Schätzen gefüllter Gräber im ersten Jubel und erfüllt von einer sehr begreiflichen Entdeckerfreude an König Georg von Griechenland die stolze Botschaft sandte, er habe die Überreste des Agamemnon, der Kassandra, des

Eurymedon und ihrer Genossen gefunden, die der Sage nach von Klytämnestra und Ägisth getötet worden waren! Schliemann lebte und webte eben so sehr in der Homerischen Welt[1]), daß, wie er selbst einmal sagt, sein fester Glaube an Homer und die Überlieferung nie von der neueren Kritik erschüttert worden ist. Trotz aller Irrtümer im einzelnen hat Schliemann aber das unsterbliche Verdienst, für immer die Frage entschieden zu haben, wo einst das von Homer besungene Troja gelegen hat, und durch seine mykenischen Ausgrabungen helleres Licht in die vorhomerische Kultur, von der man so gut wie nichts wußte, gebracht, ja durch seine Funde eine völlige Umwälzung auf dem Gebiete der griechischen Altertumskunde hervorgerufen zu haben. „Noch nicht gar lange ist's her, da erschien die griechische Kunst, als deren ältestes uns erhaltenes Denkmal man das Löwenthor in Mykenä ansah, fast als etwas sogleich Fertiges; den langen und beschwerlichen Weg, den auch sie jahrhundertelang hatte wandeln müssen, ehe sie soweit gekommen war, kannte man nicht. Schliemann hat uns die Vorgeschichte dieser Kunst offenbart, er hat es möglich gemacht, eine beträchtliche Strecke des Wegs zu überschauen, den sie zurückgelegt hat. Was man früher für den Anfang des griechischen Altertums hielt, ist kein Anfang, sondern vor ihm liegt eine lange Entwickelung, an deren Ende jetzt zu stehen kommt, was lange Zeit hindurch als Anfang gegolten hat."

„Großes hat Schliemann erstrebt", so schließt Nelson seine treffliche Biographie, „Großes hat er vollbracht. Ganz neuerdings hat einer der größten deutschen Kenner vorgeschichtlicher Forschung erklärt, die Schliemannschen Ausgrabungen hätten für die Geschichte der Menschheit den wichtigsten Fortschritt bewirkt, den unser ganzes Jahrhundert gebracht habe. Wie dem auch sei, auf jeden Fall haben diese Ausgrabungen sehr viel dazu beigetragen, das Dunkel zu lichten, das ehedem auf Griechenlands Vorgeschichte lag; Schliemann hat ʻdie Forschung mit dem Spaten'

1) Infolge dieses Umstandes kam der gelehrte Forscher auf allerlei Seltsamkeiten und Schrullen. Bekannt ist ja, daß er den Personen seiner Umgebung homerische Namen beilegte; so hieß der Thürhüter Bellerophon, der Hausbursche Telamon, der Diener Pelops. Ein hübsches, ebenfalls hierher gehöriges Geschichtchen teilt Nelson, wie folgt, mit. Im Jahre 1879 sollte Professor Virchow, Schliemanns Freund, für dessen Kinder eine deutsche Erzieherin suchen. Er fand auch eine solche, die sehr gern bereit war, nach Athen zu gehen. Dennoch drohte die Sache zu scheitern; denn Schliemann verlangte, daß das junge Mädchen für die Dauer seines Aufenthalts in Griechenland den Namen Ikawi (Hekabe) annehme. Allein da dieses klassische Bildung genug besaß, um zu wissen, daß den Namen einst eine recht alte Königin getragen habe, wollte es sich darauf nicht einlassen. Erst nachdem der Name Wrisiis (Briseis) vereinbart war, erfolgte die Anstellung.

ausgebildet und zu Ehren gebracht, der noch große Aufgaben harren allüberall in griechischen Landen .... In der That, solange es eine Altertumswissenschaft giebt, wird man Heinrich Schliemanns gedenken. Wir Deutsche aber haben allen Grund, uns zu freuen, daß er unser war und unser geblieben ist, und können stolz sein auf diesen Sohn unseres Volkes." Möchte darum das Nelsonsche Buch, das auch litterarisch eine ausgezeichnete Leistung darstellt, eine recht große Zahl dankbarer Leser finden und in deren Seelen etwas von der Begeisterung Schliemanns für das alte Volk der Hellenen und für Homer, den König unter den Sängern, einhauchen!

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Biese, Alfred, Professor Dr., Königl. Gymnasialdirektor in Neuwied, Pädagogik und Poesie. Vermischte Aufsätze. Berlin 1900, R. Gärtner. gr. 8°. VII u. 320 S.

Die dem bekannten Pädagogen Geh. Regierungsrat W. Münch gewidmete, sehr tüchtige Arbeit enthält 16 in verschiedenen bedeutenden Zeitschriften und Zeitungen bereits früher erschienene, fast durchgängig aus Vorträgen des Verfassers hervorgegangene einzelne treffliche Abhandlungen nebst einem Anhange: Eine Tuskulanenstunde in Prima. Bieses Philosophie des Metaphorischen hat Referent bereits in der „Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik" eine uneingeschränkte Anerkennung widerfahren lassen und kann zu seiner Freude dies Lob unbedingt auch auf die vorliegende Sammlung ausdehnen. Alle Abhandlungen durchzieht der richtige Grundgedanke, daß Poesie, d. h. im metaphorischen Sinne Herzerhebung und im engsten Dichtkunst, verbunden mit den übrigen idealen Mächten, die Grundlage der Pädagogik bilden muß und der Lehrer ganz besonders eine gemütvolle Naturauffassung im ästhetisch-ethisch-religiösen Sinne zu pflegen hat, woran man bisher kaum dachte. Sehr zu billigen ist, daß Biese, der sich außer durch Veröffentlichung zahlreicher anderer gediegener, sämtlich von demselben Geiste beseelter philosophischer Abhandlungen, namentlich auch durch die Herausgabe der früher gänzlich vernachlässigten griechischen Lyriker für den Schulgebrauch wohlverdiente Anerkennung in der litterarischen Welt erworben hat, die Bedeutung der antiken und neueren Lyrik, besonders Goethes, für die Pädagogik mit trefflichem Blicke erkannt und in mehreren der vorliegenden Abhandlungen gebührend gewürdigt hat. Die Aufsätze, von denen die meisten in den „Jahrbüchern für klassische Philologie und Pädagogik" erschienen sind, behandeln der Reihe nach folgende Themata: I. Zum psychologischen Moment im Unterricht. II. Das Problem des

Tragischen und seine Behandlung in der Schule. III. Hellenische Lebensanschauung und die Gegenwart. IV. Die griechischen Lyriker in den oberen Klassen. V. Einförmigkeit und Einheitlichkeit im Schulbetriebe. Eine kritische Zeitbetrachtung. VI. Zur Behandlung Lessings in Prima. VII. Zur Behandlung Goethes in Prima, in sechs Kapitel zerfallend. VIII. Das Naturschöne im Spiegel der Poesie als Gegenstand des deutschen Unterrichts. IX. Die Naturlyrik Ludwig Uhlands und Eduard Mörikes. X. Theodor Storm und Eduard Mörike. XI. Die Poesie des Meeres und das Meer in der Poesie. XII. Die Poesie des Sternenhimmels und der Sternenhimmel in der Poesie. XIII. Die romantische Poesie des Gebirges. XIV. Die Poesie der Holsteinischen Heide. XV. Das Naturgefühl im Wandel der Zeiten. XVI. Die Aufgaben der Litteraturgeschichte.

Im einzelnen wollen wir auf folgende in den Abhandlungen wiederholt zum Ausdruck gebrachte, sehr beachtenswerte Gedanken des Verfassers hinweisen. Nach seiner Ansicht wird gegenwärtig in gewissem Sinne dem pädagogischen Anfänger, ganz im Gegensatz zu früheren Zeiten, wo der jüngere Lehrer jeder methodischen Schulung entbehrte und Erfahrung meist erst in der Praxis des Unterrichtens selbst sammeln mußte, jede freie Bewegung geraubt, weshalb Biese mit Recht einen Mittelweg zwischen beiden Extremen empfiehlt, auch betont, daß man ehemals ohne die Herbartsche Pädagogik mit ihrem Einblick, Durchblick, Rückblick und Ausblick sehr gut ausgekommen wäre, dieselbe daher auch jetzt nicht als Universalmittel zu betrachten sei. In den philologischen Seminarien der Hochschulen wurden früher lediglich Privatdozenten oder wissenschaftliche Spezialisten herangebildet, aber keine Pädagogen, wie denn in ihnen lediglich formale Schulung, die ihre Blüte in der Konjekturalkritik trieb, herrschte und selbst die strebsamsten Studenten sich meist auf einen Schriftsteller beschränkten; auf die Schönheiten in den Autoren, also das ästhetische und psychologische Moment wurde nicht hingewiesen, sondern dasselbe entweder als selbstverständlich vorausgesetzt oder gänzlich verachtet. Wem von den Älteren sollte nicht noch die von Moritz Haupt in seinen Vorlesungen und Seminarübungen wiederholt gebrauchte drastische Bezeichnung „ästhetischer Quatsch“ aus seiner Studienzeit erinnerlich sein! Überall fordert Verfasser treffend, daß im Unterrichte Gedanken und Empfindungen, die zur Durchgeistigung des sonst toten Wissensstoffes dienen, übermittelt werden sollen, und verlangt kein Überfliegen aller möglichen Bücher, wozu die „Unrast“ unserer Zeit so oft verführt, sondern ein gründliches Durchstudieren weniger guter Werke. In II wird mit unwiderleglichen Gründen gezeigt, daß das tragische Leid nicht auf Schuld und Sühne, sondern auf dem Gefühl des Un-

begreiflichen beruht, wofür treffliche Beispiele aus der Schullektüre von Quarta an geboten werden. In III wird betont, daß die herrlichsten Schöpfungen deutscher Dichter und Denker auf dem Hellenentum beruhen, an welchem die innere Freudigkeit des Geistes noch heute geweckt werden muß, und vielfach der neueren Ansichten und Arbeiten über diese Streitfrage Erwähnung gethan. So werden insbesondere die Schriften von R. Eucken „Die Lebensanschauungen der großen Denker", Leipzig 1890, G. Schneider „Hellenische Welt- und Lebensanschauungen in ihrer Bedeutung für die Gegenwart", Gera 1893, v. Wilamowitz-Moellendorffs Vorwort zu der vorzüglichen Übersetzung des Hippolytos, Berlin 1891, O. Weißenfels' „Das Wesen des Gymnasiums" in der Zeitschrift für Gymnasial-Wesen 1886, und P. Cauers „Die Kunst des Übersetzens", Berlin 1894, zu diesem Zwecke herangezogen. In IV wird auf die hochwichtigen kulturhistorischen Bilder der griechischen Lyrik, die fast das ganze menschliche Leben in griechischer Beleuchtung enthüllen, hingewiesen, in V auf die mechanisierenden Zeitbestrebungen, die krankhafte Überproduktion von Schulausgaben, Kommentaren und Präparationen, die dem Schüler alle eigene geistige Arbeit rauben, die Übertreibungen in der Induktionsmethode und den sogenannten kleinen Ausarbeitungen aufmerksam gemacht. VI zeigt, daß die Hauptgesetze, welche Lessing im Laokoon meist psychologisch ableitet, allerdings ohne eine genaue Anschauung der Kunstwerke zu besitzen und ohne die Bedeutung der Stimmungslyrik und Historienmalerei zu würdigen, unanfechtbar sind und die Hamburgische Dramaturgie im Unterricht fast ganz behandelt werden kann, indem die zu übergehenden Stücke durch eingehende Inhaltsangaben von den Schülern selbst übermittelt werden. Von VII wird das zweite Kapitel besonders interessieren, in welchem die Behandlung von Goethes Epos „Hermann und Dorothea" wegen der in ihm enthaltenen vortrefflichen Lebensweisheit erst in Prima gewünscht wird. VIII empfiehlt mit Recht Aufsatzthemata, welche das Naturschöne im Spiegel der Poesie behandeln; in IX wird bewiesen, daß Mörike viel reicher als Uhland an bildlichen Wendungen und Vergleichen aus der Natur ist, in X, daß die beiden Lyriker Storm und Mörike seelenverwandt waren und Storm, über den Biese mehrfach geschrieben, als Lyriker dieselbe Bedeutung hatte wie als Novellist; XI bis XV behandeln das Naturgefühl in seinen verschiedenen Erscheinungen. In XVI wird mit Recht bei unseren gewöhnlichen Darstellungen der Litteraturgeschichte die ideenreiche Synthese vermißt und die vergleichende Behandlung derselben für die Zukunft gefordert. Den Anhang bildet eine treffliche pädagogische Studie, die der Lektüre der Tuskulanen, besonders von Buch I und V, wieder zu ihrem alten Rechte verhelfen will und an Tusc. I § 60 bis 65 anknüpfend

allgemein gültige, dem Primaner leicht verständliche philosophische Resultate über die memoria, inventio atque excogitatio gewinnt.

Wollstein. Dir. Dr. **K. Löschhorn.**

Grundzüge der philosophischen Propädeutik. Für den Gebrauch an höheren Lehranstalten zusammengestellt von Professor Dr. Richard Jonas, Direktor des Königl. Wilhelmsgymnasiums zu Krotoschin. Siebente Auflage. Berlin 1900, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. 28 S.

Das Büchlein hat schon in seinen früheren Auflagen mit Recht ungeteilten Beifall und große Verbreitung gefunden. Es enthält in gedrängter Kürze, aber in einer für Schüler völlig ausreichenden, sehr klaren und übersichtlichen Darstellung die Grundzüge der philosophischen Propädeutik, deren Wiedereinführung als Unterrichtsgegenstand der Prima höherer Schulen, wie namentlich G. Leuchtenberger in Posen oft betont hat, wünschenswert erscheint. Wer sich unter Benutzung der Arbeit ein gutes Schulwissen auf diesem Gebiete angeeignet hat, wird auf der Universität mit leichterem Verständnis und größerem Interesse philosophischen Vorlesungen folgen können.

Wollstein. Dir. Dr. **K. Löschhorn.**

Zeitschriften.

Neue Jahrbücher für das klassische Altertum, Geschichte und deutsche Litteratur und für Pädagogik. 3. Jahrgang 1900, V. und VI. Bandes. 6./7. (Doppel-) Heft. I. Abteilung (5. Band): Der Rhythmus bei den attischen Rednern. Von Prof. Dr. Friedrich Blaß in Halle a. S. — Die Behördenorganisation Kaiser Maximilians I. (Schluß.) Von Prof. Dr. Adolf Bachmann in Prag. — Das Alter einiger Schlagworte I (bis 1848). Von Privatdozent Dr. Richard M. Meyer in Berlin. — II. Abteilung (6. Band): Vom Gymnasium der Zukunft. Von Prof. Dr. Otto Immisch in Leipzig. — Urkundliche Beiträge zu Herbarts praktischer pädagogischer Wirksamkeit. Von Prof. Dr. Wilhelm Dilthey und Dr. Alfred Heubaum in Berlin. — Über Induktion im grammatischen Unterricht. Von Prof. Dr. Carl Gneiße in Straßburg i. Els. — Die erziehliche Bedeutung des Zeichenunterrichts. Von Karl Hasler, Zeichenlehrer in Wesel. — Über die Verwendung von Freytags Technik des Dramas im Unterrichte mit besonderer Berücksichtigung von Shakespeares Hamlet. Von Rektor Dr. Martin Wohlrab. — Wirtschaftsgeschichte und soziale Frage in der Schule. Von Prof. Dr. Theodor Sorgenfrey in Neuhaldensleben.

Sonntagsbeilage zur Vossischen Zeitung, 1900, Nr. 18, 19, 20, 21. Dr. Hans Morsch, Goethes Faust und die neuesten deutschen Märchen-Dramen.

Wiener Zeitung. Nr. 137, 17. Juni 1900. Prof. J. W. Nagl, Sinnen und Minnen des Volkes mit seinen Ortsnamen.

Alt-Wien, Monatsschrift für Wiener Art und Sprache. 9. Jahrgang 1900, Nr. 2. Prof. J. W. Nagl, Praktische Bilder zur Biegung des Hauptwortes.

Pädagogische Blätter von Kehr, herausgegeben von Muthesius, 1900, 6. Heft. E. F. Thienemann, Gotha. Stimpfl, Der Wert der Kinderpsychologie für den Lehrer (I). — Gieseler, Der Unterricht in Mineralogie und Geologie in den Lehrerseminaren.

—— Heft 7: Muthesius, Die Eigenart des Seminarunterrichts. — Stimpfl, Der Wert der Kinderpsychologie für den Lehrer (II).

—— Heft 8: Israel, Beiträge zur näheren Kenntnis des Pestalozzischen Instituts in Iferten und der Verbreitung der Pestalozzischen Ideen in Deutschland (III). — Busch, Der Verein zur Förderung der Lehrerbildung in Wien.

—— Heft 9: Israel, Beiträge zur näheren Kenntnis des Pestalozzischen Instituts in Iferten und der Verbreitung der Pestalozzischen Ideen in Deutschland (Frts.). — Lindner, Randbemerkungen zu Dr. Stimpfls Abhandlung: Der Wert der Kinderpsychologie für den Lehrer.

Zeitschrift für lateinlose höhere Schulen 11. Jahrgang, 10. u. 11. Heft: Über das Bildungsziel der Oberrealschule. Von Prof. Böhmel an der Oberrealschule zu Marburg. — Die Stellung der Realschule im heutigen Schulorganismus. Festrede, gehalten von Realschuldirektor Prof. Dr. Jacobi. — Die Berechtigungsfrage nach der Schulkonferenz. Von Oberrealschul-Direktor Quossek in Krefeld.

—— 12. Heft: Über eine philosophische Propädeutik auf naturwissenschaftlicher Grundlage als Beitrag zur Schulreform. Von Dr. G. Holzmüller.

Neu erschienene Bücher.

Heinrich Stümcke, Zwischen den Garben (Essays). Leipzig 1899, Friesenhahn Nachf. Emil Bettermann. 233 S.

Erbe, Die drohende Verschlimmerung des Rechtschreib-Elends im deutschen Reiche. Stuttgart. Druck der A.-G. Neues Tageblatt. 16 S.

Dr. K. Fischer und Dr. H. Stickelberger, Deutsches Lesebuch für schweizerische Sekundärschulen und Progymnasien. Band III. für die obersten Klassen. Bern 1900, Kantonaler Lehrmittelverlag. 416 S. Preis 2 Fr.

Edward Samhaber, Ausgewählte Lieder und Sprüche Walters von der Vogelweide. Leipzig 1900, G. Freytag. 144 S. Preis 80 Pf.

Dr. Heinrich Drees, Hans Sachs und andere Dichter des 16. Jahrhunderts. Leipzig 1900, G. Freytag. 125 S. Preis 80 Pf.

Paul Beer, Philosophische Aufsätze von Karl Wilh. Jerusalem (1776). Berlin 1900, B. Behrs Verlag (E. Bock). 61 S.

August Heinecke, Lesebuch für gewerbliche Fortbildungsschulen. Essen 1900, G. D. Baedeker. 452 S. Preis 1 M. 50 Pf.

Margarete Henschke, Deutsche Prosa. Ausgewählte Reden und Essays. Gera 1900, Th. Hofmann. 415 S.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher rc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42[I].

Goethe und die Verdächtigungen seiner Vaterlandsliebe.

Vortrag,

gehalten in der Königl. Akademie gemeinnütziger Wissenschaften zu Erfurt am 13. September 1899.

Von Professor Dr. **M. Hertwig** in Erfurt.

In seinem 1871 erschienenen Aufsatze „Ein unpatriotischer Vers Goethes“[1]) bemerkt Michael Bernays, vermutlich würden die Deutschen nach dem Jahre 1870 nicht ablassen von der bedenklichen Untersuchung, ob und inwiefern den deutschen Männern, welche zuerst wieder den deutschen Geist zum Bewußtsein seiner selbst gebracht hätten, auch die gehörige Gattung von Patriotismus eigen gewesen sei; vor allem werde Goethe noch auf lange Zeit hinaus ein Lieblingsgegenstand solcher scharfsinnigen Untersuchungen bleiben. Indes die Erörterung der Frage, inwiefern man dem Verfasser des Götz und des Faust eine vaterländische Gesinnung zuerkennen dürfe, führe zu keinem festen Endziele, und die Wage des Streites schwanke herüber und hinüber. — Bedenklich in der That muß diese Erörterung erscheinen; denn zahlreich sind die, welche den rechten Patriotismus an Goethe vermissen und den Dichter deshalb herb tadeln, zahlreich aber auch seine Verteidiger, die mit großem Eifer den Angeschuldigten wenn nicht freisprechen, doch zu entlasten suchen. Dennoch mag die hundertfünfzigste Wiederkehr seines Geburtstags die heutige Besprechung dieses Themas entschuldigen. Nur bitte ich, mich auf die Beantwortung der zwei Fragen beschränken zu dürfen: Wodurch hat Goethe zu Verdächtigungen seiner vaterländischen Gesinnung Anlaß gegeben? Wie hat er sich solchen Verdächtigungen gegenüber verhalten? Allerdings wird sich dabei hier und dort ein Wort zu des Dichters Gunsten nicht unterdrücken lassen.

So ungereimt es auf den ersten Blick scheint, leugnen läßt sich nicht, daß Goethe selbst Anlaß zu Zweifeln an seinem Patriotismus gegeben hat.

---

1) Abgedruckt in Bernays' Schriften zur Kritik und Litteraturgeschichte II 217—222.

Zunächst durch eine gewisse, als Teilnahmlosigkeit erscheinende Zurückhaltung gegenüber den Tagesereignissen überhaupt und insonderheit gegenüber den großen Gedanken, welche die Seele des deutschen Volkes seiner Zeit bewegten. Diese Zurückhaltung war eine Frucht des seinen Künstlerberuf entscheidenden[1]) ersten Aufenthaltes in Italien. Von Rom aus schrieb er[2]) an Frau v. Stein: „Vom Herzog habe ich einen Brief von Mainz, so mild, wohlthätig, schonend, aufmunternd und herzlich, daß mir auch von dieser Seite meine Lage die glücklichste scheinen müßte. Und sie wird es sein, sobald ich an mich allein denke, wenn ich das, was ich solange für meine Pflicht gehalten, aus meinem Gemüte verbanne und mich recht überzeuge, daß der Mensch das Gute, das ihm widerfährt, wie einen glücklichen Raub dahinnehmen und sich weder um rechts noch links noch viel weniger um das Glück oder Unglück eines Ganzen bekümmern soll. Wenn man zu dieser Gemütsart geleitet werden kann, so ist es gewiß in Italien, besonders zu Rom." Diese aus dem Süden heimgebrachte, vom Praktischen ab- und auf stille dichterische oder wissenschaftliche Thätigkeit hingewandte Gemütsart hat bis in sein spätestes Alter angedauert, wie zahlreiche, zum Teil verblüffende Äußerungen des Dichters beweisen.

Um sich von der Betrachtung der Welthändel abzuziehen, repräsentiert er 1793 bei der Belagerung von Mainz den melancholischen Jacques in seiner Art und Weise und zieht sich gern in die Ästhetika, Moralia und Physika zurück.[3]) Aus dem Feldzuge, aus der politischen Stimmung aller Menschen sehnt er sich nach Hause, wo er einen Kreis um sich ziehen kann, in welchen außer Liebe und Freundschaft, Kunst und Wissenschaft nichts herein kann.[4]) Während 1794 am Rhein alles in Furcht und Sorge ist, ganz Deutschland in schadenfrohe, ängstliche und gleichgültige Menschen geteilt ist, findet er für seine Person nichts Rätlicheres, als die Rolle des Diogenes zu spielen und sein Faß zu wälzen[5]), d. h. an Wilhelm Meisters Lehrjahren zu arbeiten. Und die Tonne des weltabgewandten Cynikers kommt in Briefen an Schiller aus den beiden folgenden Jahren wiederholt zum Vorschein.[6]) An Knebel schreibt der moderne Diogenes[7]): „Was mich betrifft, so sehe ich immer mehr ein, daß jeder sein Handwerk ernstlich treiben und das Übrige alles lustig

1) Goethes Werke, Weimar (weiter herangezogen mit G. W. W.) IV 8, 229 und 235.
2) G. W. W. IV 8, 148.
3) Brief an F. H. Jacobi vom 6. Juli 1793.
4) Brief an denselben vom 19. August 1793.
5) G. W. W. IV 10, 181 flg.
6) G. W. W. IV 10, 303; 11, 143 flg.
7) Brief vom 10. August 1797.

nehmen soll. Ein paar Verse, die ich zu machen habe, interessieren mich mehr als viel wichtigere Dinge, auf die mir kein Einfluß gestattet ist." Den Thüringer Wald will er künftig als Gottheit verehren, wenn er das noch jenseits streifende französische Ungewitter abwehre; sonst möchten wohl seine glücklichen Beobachtungen über Pflanzen und Insekten gestört werden.[1]) Und als dann über zehn Jahre später der Thüringer Wald das Unglück von Jena dennoch nicht verhütet und Diogenes-Goethe die Schrecken des Kriegs in nächster Nähe erfahren muß, schreibt er an Cotta[2]), seine größte Sorge in diesen schrecklichen Stunden seien seine Papiere über die Farbenlehre gewesen; und vierzehn Tage später[3]): jetzt gelte es, sich im stillen zu beschäftigen und wenig nach außen zu sehen. In der Gesellschaft von Johanna v. Schopenhauer wird der jüngst erlebten Katastrophe fast gar nicht gedacht, und man erinnert sich nicht, daß Goethe jemals über Politik gesprochen habe.[4]) Diesem ist es ein schöner Trost, wenn man aufs neue überzeugt werde, daß nichts in der Welt beständiger sei, als auf Wissenschaft und Kunst und gründliche Thätigkeit gerichtete Verhältnisse, und nichts bleibt ihm erfreulicher, als mit seinem redlichen Streben dem aufrichtigen Streben anderer von Zeit zu Zeit wieder zu begegnen.[5]) Etwa vier Wochen nach dem Unglückstage, der Jahn über Nacht graue Haare gebracht hatte[6]), fragt der eifrig patriotische Historiker Luden den Dichter in Knebels Hause, wie er die schlimme Zeit durchlebt habe. Antwort: „Ich habe gar nicht zu klagen; etwa wie ein Mann, der von einem festen Felsen hinab in das tobende Meer schaut und den Schiffbrüchigen zwar keine Hilfe zu bringen vermag, aber auch von der Brandung nicht erreicht werden kann; und nach irgend einem Alten soll das sogar ein behagliches Gefühl sein. — „Nach Lucrez!" (De rerum natura II 1 flg.) rief Knebel[7]) hinein. — So habe ich wohlbehalten dagestanden und den wilden Lärm an mir vorübergehen lassen." Luden überrieselte es kalt; und als er selbst bemerkte, er gebe die Sache des Vaterlandes noch nicht verloren, und Knebel dazu „Bravo, so recht!" ausrief, sagte Goethe gar nichts und verzog keine Miene.[8]) Über seine Zusammenkunft mit Napoleon in Erfurt und in Weimar schreibt Goethe an Cotta[9]): „Von so vielen Freunden und vorzüglich

1) G. W. W. IV 11, 144.
2) Ebenda IV 19, 205.
3) Ebenda IV 19, 218.
4) v. Biedermann, Goethes Gespräche II, S. 153.
5) Brief an Hirt vom 3. November 1806.
6) Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrhundert II 384 flg.
7) Er hat später den Lucrez übersetzt. G. W. W. III 8, 21, 3.
8) v. Biedermann, Goethes Gespräche II, S. 156 flg.
9) Brief vom 2. Dezember 1808. G. W. W. IV 20, 225 flg.

von Ihnen war ich überzeugt, daß Sie lebhaft Anteil nehmen würden an dem, was mir Gutes widerfahren, und ich will gern gestehen, daß mir in meinem Leben nichts Höheres und Erfreulicheres begegnen konnte, als vor dem französischen Kaiser, und zwar auf eine solche Art zu stehen. Ohne mich auf das Detail der Unterredung einzulassen, kann ich sagen, daß mich noch niemals ein Höherer dergestalt aufgenommen, indem er mit besonderem Vertrauen mich, wenn ich mich des Ausdrucks bedienen darf, gleichsam gelten ließ und nicht undeutlich ausdrückte, daß mein Wesen ihm genehm sei; wie er mich denn auch mit besonderer Gewogenheit entließ und das zweite Mal in Weimar die Unterredung in gleichem Sinne fortsetzte, so daß ich in diesen seltsamen Zeitläuften wenigstens die persönliche Beruhigung habe, daß, wo ich ihm auch irgendwie wieder begegne, ich ihn als meinen freundlichen und gnädigen Herrn finden werde. Wie wert muß mir in dieser Betrachtung das hinterlassene Zeichen sein, und wie höchst vergnüglich das demselben zugefügte russische: denn wer möchte nicht gern ein Denkmal jener wichtigen Epoche besitzen, ein Zeichen der Vereinigung zweier so großen als entfernten Mächte, wenn es auch weniger schmeichelhaft wäre!" — In solcher Stimmung fährt Goethe die ganze Zeit, in der Napoleons Hand schwer auf Deutschland lag, fort, sein altes poetisch-wissenschaftliches Wesen weiter auszubilden, und findet es angenehm, auf dem Meere des Wissens nach allen Gegenden, die uns interessieren, mit Leichtigkeit hinsegeln zu können[1]; selbst im Jahre 1813, wo er, im Gegensatz zu dem hoffnungsvoll in die Zukunft schauenden Oberappellationsrat Körner, auf Ernst Moritz Arndt, der mit ihm und dem Minister v. Stein als Gast in Körners Hause weilte, keinen erfreulichen Eindruck machte. „Das wäre ein Leben, Georg, wenn man seine Haut vor die allgemeine Glückseligkeit setzte!" So ließ der jugendliche Dichter seinen Götz ausrufen, und im Mannesalter ließ er den durch die Liebe zum Manne gereiften Hermann erklären:

> „Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
> Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
> Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen."

und zum Schlusse ihn mahnen:

> „Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
> Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens."

Wenn sonst Frühlingsluft an seinem Herzen arbeitete, pflegte sich etwas abzulösen aus dem Gewürge[2]; im Frühlingssturme 1813 durfte

---

1) Brief an F. H. Jacobi. G. W. W. IV 15, 280.
2) Brief an Bürger. G. W. W. IV 2, 237 flg.

man hoffen, der Dichter werde jene Gesinnungen Götzens und Hermanns bethätigen. Aber seine Leier rührte sich nicht zu tyrtäischen Klängen, und als auch in Weimar die Freiwilligen organisiert wurden, hielt der Vater den Sohn zurück! Enttäuscht wandten sich die Blicke der Patrioten von Weimar weg; der Dichter schien vergessen zu haben, daß er einst Klärchen ihren Brackenburg vorwurfsvoll fragen ließ: „Unglücklicher! Und dich rührt deines Vaterlandes Geschick nicht?" — Darf man bei solcher Teilnahmlosigkeit an dem Geschicke seines eigenen Volkes sich noch wundern über Worte, wie sie der Kanzler v. Müller am 6. März 1828 aus dem Munde des offenbar Übelgelaunten vernehmen mußte? „Ich bin nicht so alt geworden", sagte er, „um mich um die Weltgeschichte zu kümmern, die das Absurdeste ist, was es giebt. Ob dieser oder jener stirbt, dieses oder jenes Volk untergeht, ist mir einerlei. Ich wäre ein Thor, mich darum zu kümmern."[1]) Allerdings gab es Zeiten, wo Goethe mit größtem Eifer die Tagesereignisse in den Zeitungen verfolgte, u. a. in dem Globe und dem Temps. Aber von Mitte Februar 1830 an ließ er, sich immer mehr auf das Dauernde beschränkend, diese „der Zeit dienenden" Nachrichten uneröffnet liegen und begnügte sich, von seinen Freunden sich über die Vorgänge der Welt unterhalten zu lassen.[2]) „Seitdem ich keine Zeitung mehr lese", sagt er zum Kanzler v. Müller[3]), „bin ich ordentlich wohler und geistesfreier. Man bekümmert sich doch nur um das, was andere thun und treiben, und versäumt, was einem zunächst obliegt." Ähnlich schreibt er an Zelter über die letzten Jahre seines Lebens, er habe alles Zeitungslesen abgeschafft; von Privatleuten sei es doch nur Philisterei, wenn sie demjenigen soviel Anteil schenkten, was sie nichts angehe.[4]) Ungemein bezeichnend ist in dieser Hinsicht das Gespräch mit Eckermann vom 2. August 1830.[5]) Als die Nachricht von der begonnenen Julirevolution in Weimar alles in Aufregung versetzte, ging Eckermann des Nachmittags zu Goethe. „Nun", rief ihm dieser entgegen, „was denken Sie von dieser großen Begebenheit? Der Vulkan ist zum Aus-

---

1) Über Goethes Verhältnis zur Geschichte und Politik handelt u. a. Lüttge im Programm des Königl. Gymnasiums zu Charlottenburg 1887, Nr. 68. Gutzkow, Goethe im Wendepunkte zweier Jahrhunderte: „Die Wellen des Tages brachen sich an dem Fuße dieses Mannes, der vor Alter und vor Genüge des Lebens sich schon halb in Stein verwandelt hatte und wie die Memnonsäule nur dann erklang, wenn der rosige Schein irgend einer historischen oder litterarischen Zukunftshoffnung, wie Byron, morgensonnig zu ihm herüberstrahlte."

2) Gespräch mit Eckermann vom 6. März 1830.

3) Unterhaltung mit Goethe am 28. März 1830.

4) Briefwechsel mit Zelter V 727.

5) Über das Zweifelhafte an dieser Erzählung äußert sich Düntzer in der 6. Aufl. von Eckermanns Gesprächen mit Goethe III 287.

bruch gekommen; alles steht in Flammen, und es ist nicht ferner eine Verhandlung bei geschlossenen Thüren!" Da teilte ihm Eckermann seine Ansicht über die Ereignisse in Paris kurz mit. Aber Goethe erwiderte: „Wir scheinen uns nicht zu verstehen, mein Allerbester; es handelt sich bei mir um ganz andere Dinge. Ich rede von dem in der Akademie zum öffentlichen Ausbruch gekommenen, für die Wissenschaft so höchst bedeutenden Streit zwischen Cuvier und Geoffroy de St. Hilaire." Eine Äußerung, so unerwartet, daß Eckermann nicht wußte, was er sagen sollte, und, wie er treuherzig bekennt, während einiger Minuten einen völligen Stillstand in seinen Gedanken verspürte.

Und zu solchem Verhalten, neben solchen Beschäftigungen mit Dingen, die sich in der großen politischen Welt zum Teil wie Gespenster ausnahmen[1]), nun gar noch höchst befremdende Äußerungen über Vaterlandsliebe und Volk im allgemeinen und insbesondere über Deutschland und das deutsche Volk und über Freiheitsbestrebungen, an welchen sich zu beteiligen manche für die Pflicht eines rechtschaffenen Patrioten halten!

In einer Kritik der Schrift von Sonnenfels „Über die Vaterlandsliebe" schreibt Goethe aus Anlaß der Klage, die Deutschen hätten kein Vaterland, keine Vaterlandsliebe: „Wenn wir einen Platz in der Welt finden, da mit unseren Besitztümern zu ruhen, ein Feld, uns zu nähren, ein Haus, uns zu decken, haben wir da nicht Vaterland? Und haben das nicht Tausende und Tausende in jedem Staate? Und leben sie nicht in dieser Beschränkung glücklich? Wozu nun das vergebene Aufstreben nach einer Empfindung, die wir weder haben können noch mögen, die bei gewissen Völkern nur zu gewissen Zeitpunkten das Resultat vieler glücklich zusammentreffenden Umstände war und ist? Römerpatriotismus! Davor bewahre uns Gott wie vor einer Riesengestalt! Wir würden keinen Stuhl finden, darauf zu sitzen, kein Bett, drin zu liegen." Ähnlich äußert sich der Dichter über die vielbegehrte Freiheit: „Es ist", sagt er, „mit der Freiheit ein wunderlich Ding, und jeder hat leicht genug, wenn er sich nur zu begnügen und zu finden weiß. — Hat einer nur so viel Freiheit, um gesund zu leben und sein Gewerbe zu treiben, so hat er genug, und soviel hat leicht ein jeder. Und dann sind wir alle nur frei unter gewissen Bedingungen."[2]) Zuwider sind ihm alle Freiheitsapostel, da am Ende jeder nur Willkür für sich suche, und nie ist ihm etwas Größeres und für die Menschheit Wohlthätigeres erfunden worden, als die Heilige Alliance.[3]) Quiconque rassemble le peuple,

---

1) Brief an C. F. v. Reinhard v. 31. Dezember 1809. G. W. W. IV 21.
2) Gespräch mit Eckermann vom 28. Januar 1827.
3) v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 1069.

l'émeut, sagte er zum Kanzler v. Müller aus Anlaß der Unheil drohenden Wartburgfeier.[1]) Das war seine Ansicht schon, als er den Egmont schrieb; nur als ungeordnete Masse ließ er das Volk gelten. „Was ich mir gefallen lasse, zuschlagen muß die Masse; dann ist sie respektabel; urteilen gelingt ihr miserabel." Alles Große und Gescheite ist ihm nur in der Minorität, Vernunft immer nur im Besitze einzelner Vorzüglicher, nie populär. Damit kennen wir Goethes Stellung zur Volkssouveränität und zur französischen Revolution, deren nüchterne Beurteilung durch ihn viele von ihrem Idealismus hingerissene Landsleute[2]) so befremdete. Nicht anders standen in seinen Augen die Deutschen als Volk da, so achtbar als Einzelne, so erbärmlich als Ganzes. Wie unpatriotisch klingen des Dichters Worte: „Der Deutsche ist gelehrt, wenn er sein Deutsch versteht!"[3]) Dergleichen Äußerungen mußten, zumal Männer vom Schlage des „Franzosenfressers" Wolfgang Menzel, um so mehr verletzen, je mehr Anerkennung er für die hochkultivierte Nation der Franzosen, je mehr vénération profonde[4]) er für deren Kaiser zur Schau trug. Daß die französischen Schauspieler 1808 bis nach Weimar gelangten und in dem Hause spielten, durch dessen Dach zwei Jahre vorher eine französische Kugel flog, darob entstand in Weimar eine gewaltige Bewegung. „Die geht mich nichts an", schreibt Goethe.[5]) „Ich wollte nur, ich könnte durch ein ungeheures Wunder aus diesem französischen Tragödienspiele das Falsche durch einen Blitzstrahl herausbrennen, so hätte die Welt noch immer Ursache zu staunen über das Rechte, was übrig bleibt." In Wiesbaden erregte der Dichter 1814 dadurch Aufsehen, daß er den Orden der Ehrenlegion angelegt hatte. Durfte er sich wundern, daß bei der damaligen Verfemung alles Napoleonischen dies Pentagramma Pein machte?[6])

Genug, Goethes Thun und Lassen bot wirklich allerlei Anlaß zur Verdächtigung seiner Vaterlandsliebe. Besonders scharf wurde seine

---

1) Gespräch vom 18. März 1818.

2) Selbst W. v. Humboldt nannte sich in einem Briefe an Schiller vom 7. Dezember 1792 einen Freund der Revolution. Zwar wünscht er die Wiedergewinnung des von den Franzosen besetzten Mainzer Landes, auf der andern Seite sieht er aber ungern die Franzosen geschlagen: „Ein edler Enthusiasmus hatte sich doch jetzt der ganzen Nation bemächtigt".

3) Eingang des kleinen Gedichtes „Nativität".

4) Schreiben Goethes an Napoleons Grand Chancelier vom 12. November 1808, des Dichters Dank für die Auszeichnung enthaltend. G. W. W. IV 20

5) G. W. W. IV 20, 234.

6) Jemand setzte Goethe in Kenntnis von der allgemeinen Mißstimmung, worauf dieser mit den Worten: „Das Pentagramma macht dir Pein?" den Orden abnahm und in die Tasche steckte. — Nach Napoleons Tode erwähnte Goethe in seinen Tagebüchern unter dem 15. August 1822 dessen Geburtstag.

unpatriotische Gesinnung allerdings in den dreißiger und vierziger Jahren betont, wo die nach der Jenaer Schlacht aufgewachsene Jugend den Wert bedeutender Männer nach deren politischem Verhalten bemaß[1]); und bis heute will der Tadel nicht verstummen.[2]) Aber schon bei Lebzeiten des Dichters klagten die einen, er habe in den Tagen der Unterdrückung und der Befreiung seine Pflichten gegen das Vaterland nicht erfüllt, andere schalten ihn einen Volksfeind, einen Reaktionär, einen Fürstenknecht, alle einig in der Verurteilung seines Troglodytentums. Der heißblütige Patriot Börne rühmte sich seines Hasses gegen den Olympier, und der in Glutbuchstaben seines Volkes Schande schreibende Rückert tadelte Goethe wegen seiner vornehmen Art, patriotisch zu sein.

Wie verhielt sich nun der Dichter jenen Vorwürfen gegenüber? Denn so wenig er sich im ganzen um das kümmerte, was über ihn geschrieben wurde, zu Ohren kam es ihm doch.[3])

Ein Wort Goethes lautet: „Was ich nicht loben kann, davon spreche ich nicht".[4]) Loben konnte er nicht, was ihm unbegründetes Gerede war; und so unterließ es der „eherne Schweiger"[5]), ein Freund des Friedens mit der Außenwelt, sich mit jenen Leuten öffentlich in klaren Worten auseinanderzusetzen, und arbeitete still und stetig weiter an der Vollendung der eigenen künstlerischen und wissenschaftlichen Bildung, in der er nun einmal seinen Beruf erkannt hatte, von Leuten, die ihn nicht kannten, wegen seiner Unthätigkeit gescholten, wo er am fleißigsten bei der Arbeit war. Schiller schrieb an Körner[6]): „Während Goethe in Italien malt, müssen die Voigts und Schmidts für ihn wie die Lasttiere schwitzen. Er verzehrt in Italien für Nichtsthun eine Besoldung von 1800 Thalern, und sie müssen für die Hälfte des Geldes doppelte Lasten tragen." Aber Goethe schrieb in der Zeit aus Italien an den Herzog: „Ich werde täglich fleißiger und treibe die Kunst, die eine ernste Sache ist, immer ernsthafter. Da ich nun einmal ein Künstler bin, so wird es viel zu

1) Hermann Grimm, Goethevorlesungen S. 442 flg.

2) Als im Januar 1899 Schönaich-Carolath im Reichstage beantragte, zu den Kosten eines Goethedenkmals in Straßburg einen Zuschuß von 50000 M. zu bewilligen, verhielt sich das Centrum ablehnend, und Dr. Schädler begründete die Haltung seiner politischen Freunde: Goethe habe zwar seine Verdienste als Dichter, aber seine wissenschaftliche Bedeutung, sein Patriotismus und seine Moral erschienen ihm verdächtig. Drastischer äußerte sich vor einigen Jahrzehnten sein Gesinnungsgenosse Al. Baumgartner (Goethes Lehr- und Wanderjahre): Goethes staatsmännisches Wirken, sein Patriotismus seien Humbug.

3) Gespräch mit Eckermann im März 1832.

4) Zahme Xenien, vierte Reihe 25.

5) So nennt sich Goethe in einem Briefe an Lavater, vergl. Haym, Herder nach seinem Leben und seinen Werken II 201.

6) Brief vom 19. Dezember 1787.

meiner Glückseligkeit und zu einem künftigen fröhlichen Leben beitragen, wenn ich mit meinem kleinen Talente nicht mehr zu kriechen und zu krabbeln brauche, sondern mit freiem Gemüte, auch nur als Liebhaber arbeiten kann." Allerdings hielt Goethe, weil er seinen Beruf ernst nahm, nach Möglichkeit alles von sich fern, was ihn an dessen Ausübung hindern konnte. Nach Möglichkeit! Denn der Staatsmann hatte allerlei praktische Geschäfte zu besorgen. Und kam es auch vor, daß der Klepper, der den pflichtbeflissenen Staatsdiener von Station zu Station trug, auf einmal eine herrliche Gestalt, unbezwingliche Lust und Flügel kriegte und mit dem Reiter davonging[1]); war es ihm auch ein Genuß, nach Verrichtung der Amtsgeschäfte in seine alte Burg[2]) der Poesie zu steigen und an seinem Töchterchen Iphigenie zu kochen — daß er auch in dieser Geschäftsthätigkeit in Friedens- und in Kriegszeiten, wie ein anderer, ein treuer Diener seines Herrn gewesen ist, das zeigt ein Blick in seine Tagebücher, zeigen besonders seine Briefe an Ch. G. v. Voigt[3]), ja Herder wollte Goethen ebenso und noch mehr als Geschäftsmann denn als Dichter bewundert wissen. Dieser wurde freilich öfter und nicht bloß durch hungernde Strumpfwirker in Apolda in seinem Schaffen gehindert. Aber wie der Vater im Mai 1826 das entstellte Antlitz seiner mit dem Pferde gestürzten Tochter nicht sehen wollte[4]), weil er solche häßlichen Eindrücke nicht wieder los werde, so griff der Dichter und Naturforscher, wenn eine wildflutende Umgebung seine Einbildungskraft mit häßlichen und unruhigen Bildern zu ängstigen drohte, rasch nach dem bergenden Leukotheaschleier, welchen Kunst und Wissenschaft lächelnd ihrem Lieblinge zuwarfen, und sofern er die öffentlichen Angelegenheiten durch vortreffliche Männer genugsam besorgt wußte[5]), verharrte er, alle Jeremiaden über traurige Zustände der Gegenwart fliehend, in seiner Klause, sein Inneres bedenkend und mit dem Bewußtsein arbeitend, daß er durch seine stille Thätigkeit den besten Zusammenhang mit anderen habe.[6])

So lebte er in seinem „Schneckenhause", scheinbar ein Egoist, scheinbar unbekümmert um die menschlichen Dinge wie die Götter Epikurs in den Intermundien, in Wirklichkeit aber mit der Gottesgabe des

---

1) Brief an Frau v. Stein vom 13. September 1780. G.W.W. IV 4, Nr. 1016.

2) G.W.W. IV 4, 21.

3) Herausgegeben von O. Jahn, besprochen von R. Haym in den Preußischen Jahrb. XXI 682 flg.

4) Burckhardt, Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler v. Müller S. 107 (erste Aufl.).

5) Brief an Zelter vom 26. Dezember 1807. G.W.W. IV 19, 253 flg.

6) Brief an denselben, G.W.W. IV 14, 29.

„reinen Gemüts, wo die Welt sich, die ewige, spiegelt“, ihrem Zusammenhange und der Gesetzmäßigkeit ihrer Erscheinungen nachsinnend, dann und wann wohl im Banne verschiedener Stimmungen in geschichtlichen und politischen Fragen Befremdendes und Anfechtbares behauptend, im allgemeinen aber nie rasch urteilend, wo er nicht klar durchschaute, und darum öfter als Prophet gepriesen, wo andere ihr vorschnelles Urteil durch den Verlauf der Dinge widerlegt sahen. „Goethe war weitsichtiger, als die ganze Welt“, sagte Jean Paul, „und verachtete den Anfang der Revolution wie wir das Ende“. Auch andere wurden gelegentlich überrascht durch treffende Beurteilung einzelner historischen Ereignisse und durch politische Äußerungen, die den eindringenden Denker seinen Zeitgenossen überlegen zeigten.

Und der Pegasus dieses Dichters sollte Scheuklappen getragen haben? So laut sich Goethe seines Glückes in seiner Hochburg Poesie rühmte, so geraten es ihm erschien, alles andere als Kunst und Wissenschaft lustig zu nehmen: daß er dennoch, wenn auch nicht mit dem leidenschaftlichen Eifer eines Parteimannes, seine Blicke nach rechts und links wandte, davon zeugen, abgesehen von Dichtungen, mit denen der scheinbar Unthätige alle Welt, auch intime Freunde überraschte[1]), doch immerhin eine ganze Anzahl von Stellen in seinen Briefen und von Eintragungen in seinen Tagebüchern. Eine Stelle in dem Tagebuche an Frau v. Stein verrät uns auch, was den Künstler zu scharfer Beobachtung überhaupt geschickt machte. Er schreibt 1786 an die Freundin[2]): „Ich lebe diät und halte mich ruhig, damit die Gegenstände keine erhöhte Seele finden, sondern die Seele erheben. Im letzten Falle ist man dem Irrtum weit weniger ausgesetzt als im ersten.“ Wie den Gebilden der Kunst, so brachte er auch dem Thun der Menschen keine erhöhte Seele entgegen, ruhig ließ er die Vorgänge seiner Zeit auf sich einwirken und in sich nachwirken, bis ihr weiterer Verlauf dem besonnenen Beobachter ein klares Urteil ermöglichte, und nannte gelegentlich die, welche ein Urteil über das zu haben wähnten, was sie bei der Flut von Kaisern und Königen in Erfurt gesehen hatten, die Tollsten unter den Verrückten.[3])

---

1) Schiller klagte in einem Briefe an W. v. Humboldt v. 12. Febr. 1803 über Goethes Unthätigkeit. Da wurde er durch das Erscheinen der Natürlichen Tochter überrascht und schrieb: „Auch mir hat er, wie der ganzen Welt, ein Geheimnis daraus gemacht“. An Jenny v. Voigts schrieb Goethe: „Ich habe mir zum Gesetz gemacht, über mich selbst und das Meinige ein gewissenhaftes Stillschweigen zu beobachten“. G. W. W. IV, Nr. 1254.

2) G. W. W. III 1, 227.

3) G. W.W. IV 20, 232 flg. u. 19, 200 flg. Vergl. v. Biedermann, Goethes Gespräche, Nr. 1432 a: „Il faut se placer à une certaine distance des objets pour

Und die so gewonnenen Urteile hat Goethe durchaus nicht unterdrückt. Es sei nicht leicht eine Begebenheit, sagte er im August 1815 zu Boisserée[1]), worüber er sich nicht in einem Gedichte ausgesprochen; auf diese Weise seinen Ärger, Kummer und Verdruß über Angelegenheiten des Tages, Politik und dergleichen auszudrücken, sei ihm eine Art Bedürfnis und Herzenserleichterung. Aber Goethe pflegte diese Aufzeichnungen selbst zu verbrennen, und erst als sein Sohn August es für eine Pflicht der Pietät hielt, solche zu sammeln, überließ er sie diesem, „um ihm den Spaß nicht zu verderben". Auf den Markt zu jedermanns Kenntnis und leichtem Verständnis brachte er seine Ansichten über die Vorgänge der äußeren Welt nicht, auch privatim ließ er sich nicht mit jedermann in eine Unterhaltung über Politik ein[2]), so daß bei den Zeitgenossen die übertriebene Vorstellung entstand, er sei ein Feind solcher Gespräche. Nur in Unterhaltungen mit vertrauten Freunden einerseits und in rätselhaften Dichtungen anderseits äußert sich der Dichter über Tagesereignisse, über Deutschlands gegenwärtige und zukünftige Gestaltung, über seine eigene Stellung zur Nation, über Freiheitsbestrebungen; dort in klaren Worten, hier in symbolischer Darstellung; in den Dichtungen vornehmlich sein politisches Glaubensbekenntnis niederlegend[3]), in den Gesprächen daneben Stellung nehmend zu den Verdächtigungen seiner vaterländischen Gesinnung.

Wie äußert sich in diesen Gesprächen mit Vertrauten der Dichter über jene Beschuldigungen? Lassen wir ihm selbst das

---

les bien juger", disait-il, „et pour apprécier les rapports qui les lient. En parler lorsqu'on les touche, c'est courir le risque d'en parler en aveugle; car on est hors d'état de mesurer les véritables proportions. Je laisse ces choses à ceux qui viendront après moi."

1) v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 637.

2) Bezeichnend für Goethes gelegentliches Verhalten bei politischen Gesprächen ist J. Pauls Bericht über seinen ersten Besuch beim Dichter 1796. Vergl. v. Biedermann, Goethes Gespräche IX 102 flg.: „Endlich trat der Gott ein, kalt, einsilbig, ohne Accent". Sagte Knebel z. B.: „Die Franzosen ziehen in Rom ein!" „Hm, sagte der Gott" u. s. w. — Wo Goethe ein politisches Gespräch mied, hatte er seinen Grund. Als z. B. ein Student, der bei der Wartburgfeier geredet hatte, den Dichter besuchte, nahm ihn dieser kalt auf und brach, obgleich der Enthusiasmus der Jugend ihn innerlich erbaute, jedes Gespräch von Politik sofort ab, weil er aus der Wartburgfeier Unheil ahnte. Daß aber Goethe Unterhaltungen über Politik nicht prinzipiell aus dem Wege ging, beweisen u. a. auch die Tagebücher, in denen gar nicht so selten neben Aesthetica, Physica und Moralia auch Politica verzeichnet sind.

3) Kanzler v. Müller, Unterhaltung mit Goethe am 24. Febr. 1819: „Ich ging um 8 Uhr zu Goethe. Es wurde im Westöstlichen Divan gelesen, den Goethe zum Vehikel seines politischen Glaubensbekenntnisses zu machen scheint."

Wort.[1]) „Es ist wunderlich", klagt er 1825 gegen Eckermann, „wie leicht man zu der öffentlichen Meinung in eine falsche Stellung gerät! Ich weiß nicht, daß ich je etwas gegen das Volk gesündigt habe, aber ich soll nun ein für allemal kein Freund des Volkes sein". Ihn befremden dergleichen Behauptungen. Er macht durchaus Anspruch auf den Titel eines Patrioten. In einem Briefe an seine Mutter vom 24. Dezember 1792 schreibt er von der unwiderstehlichen Vorliebe, die jeder Wohlmeinende für sein Vaterland empfinde. Allerdings meint er mit diesem Vaterlande zunächst seine Vaterstadt, die ihrem berühmten Sohne eine Ratsherrnstelle angeboten hatte; doch galt seine Liebe auch dem großen Vaterlande. Als Luden im November 1813 nach Weimar kam, um den Dichter für die patriotische Zeitschrift Nemesis zu gewinnen, riet ihm dieser von der Herausgabe ab und bemerkte hierbei[2]): „Glauben Sie ja nicht, daß ich gleichgültig wäre gegen die großen Ideen Freiheit, Volk, Vaterland. Nein, diese Ideen sind in uns, sie sind ein Teil unseres Wesens, und niemand vermag sie von sich zu werfen. Auch liegt mir Deutschland warm am Herzen. Ich habe oft einen bitteren Schmerz empfunden bei dem Gedanken an das deutsche Volk, das so achtbar im einzelnen und so miserabel im ganzen ist. Eine Vergleichung des deutschen Volkes mit anderen Völkern erregt uns peinliche Gefühle, über welche ich auf jegliche Weise hinwegzukommen suche; und in der Wissenschaft und in der Kunst habe ich die Schwingen gefunden, durch welche man sich darüber zu erheben vermag. Denn Wissenschaft und Kunst gehören der Welt an, und vor ihnen verschwinden die Schranken der Nationalität. Aber der Trost, den sie gewähren, ist doch nur ein leidiger Trost und ersetzt das stolze Bewußtsein nicht, einem großen, starken, geachteten und gefürchteten Volke anzugehören." Nur von Römerpatriotismus will er nichts wissen. „Der Freiheitssinn", so äußert er sich in einem Gespräche mit Riemer[3]), „und die Vaterlandsliebe, die man aus dem Altertume zu schöpfen meint, wird in den meisten Leuten zur Fratze. Was dort aus dem ganzen Zustande der Nation, ihrer Jugend, ihrer Lage zu anderen, ihrer Kultur hervorging, wird bei uns eine ungeschickte Nachahmung. Unser Leben führt uns nicht zur Trennung und Absonderung von anderen Völkern, vielmehr zu dem größten Verkehr. — Der ganze Gang unserer Kultur, der christlichen Religion selbst führt

1) Nicht so ausführlich, wie dies Bode in der originellen, dem Verfasser während seiner Arbeit bekannt gewordenen Zusammenstellung „Mein politischer Glaube. Eine vertrauliche Rede von Johann Wolfgang v. Goethe" im 97. Bande der Preuß. Jahrb. gethan hat.

2) v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 590.

3) v. Biedermann, Goethes Gespräche II, S. 110 flg.

uns zur Mitteilung, Gemeinmachung, Unterwürfigkeit und zu allen gesellschaftlichen Tugenden, wo man nachgiebt, gefällig ist, selbst mit Aufopferung der Gefühle und Empfindungen, ja Rechte, die man im rohen Naturzustande haben kann. Sich dem Oberen zu widersetzen, einem Sieger störrig und widerspenstig begegnen darum, weil uns Griechisch und Lateinisch im Leibe steckt, er aber von diesen Dingen wenig oder nichts versteht, ist kindisch und abgeschmackt. Das ist Professorstolz, wie es Handwerkerstolz, Bauernstolz und dergleichen giebt, der seinen Inhaber ebenso lächerlich macht, als er ihm schadet." Es ist begreiflich, daß, wer so dachte, kein Franzosenfresser sein konnte, zumal er in den westlichen Nachbarn die kultivierteste Nation der Erde sah und in deren Kaiser die höchste Erscheinung bewunderte, die in der Weltgeschichte möglich war.[1]) Die Aufgaben aber, die der Patriotismus an den modernen Bürger stellt, glaubt Goethe reichlich erfüllt zu haben. Welches sind diese Aufgaben? Eckermann, vom Dichter um seine Meinung über die Saint-Simonisten befragt, antwortete: „Die Hauptrichtung ihrer Lehre scheint dahin zu gehen, daß jeder für das Glück des Ganzen arbeiten solle als unerläßliche Bedingung seines eigenen Glückes." — „Ich dächte", entgegnete Goethe, „jeder müsse bei sich selbst anfangen und zunächst sein eigenes Glück machen, woraus dann zuletzt das Glück des Ganzen unfehlbar entstehen wird. Wenn jeder nur als einzelner seine Pflicht thut und jeder nur im Kreise seines nächsten Berufes brav und tüchtig ist, so wird es um das Wohl des Ganzen gut stehen. — Meine Hauptlehre ist vorläufig diese: „Der Vater sorge für sein Haus, der Handwerker für seine Kunden, der Geistliche für gegenseitige Liebe, und die Polizei störe die Freuden nicht." Wer aber so auf das Seine, das eigene Glück bedacht ist, kommt leicht in den Geruch eines Egoisten. In der That beklagt sich Goethe im März 1830 gegen Eckermann über die Behauptung, er sei ein Egoist, sei ohne Liebe zu seinem Vaterlande und seinen lieben Deutschen, und ausführlich spricht er sich kurz vor seinem Tode gegen diesen noch einmal über seine Stellung zum deutschen Volke aus[2]): „Der Dichter wird als Mensch und Bürger sein Vaterland lieben, aber das

1) Brief an Knebel vom 3. Januar 1807. G. W. W. IV. Selbstverständlich war alles, was bedeutend in die Erscheinung trat und Epoche machte, seiner Würdigung gewiß. Im Mai 1778 bewundert er in Berlin die Pracht, die Ordnung, das große Uhrwerk, und er schließt aus diesem auf die verborgenen Räder, besonders auf „die große alte Walze F. R.". Vergl. Brief an Frau v. Stein G. W. W. IV 3, 225. In einem Schreiben an Merck (ebenda IV 3, 239) nennt er den Alten Fritz schlechtweg den großen Menschen, und als ihm im Oktober 1788 die nachgelassenen Werke des Königs gute Tage machen, schreibt er an Herder: „Es ist doch was Einziges um diesen Menschen". Ebenda IV 9, 45.

2) v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 1531 g.

Vaterland seiner poetischen Kräfte und seines poetischen Wirkens ist das Gute, Edle und Schöne, das an keine besondere Provinz und an kein besonderes Land gebunden ist und das er ergreift und bildet, wo er es findet. Er ist darin dem Adler gleich, der mit freiem Blick über Ländern schwebt und dem es gleichviel ist, ob der Hase, auf den er herabschießt, in Preußen oder in Sachsen läuft.[1]) Und was heißt denn: sein Vaterland lieben, und was heißt denn: patriotisch wirken? Wenn ein Dichter lebenslänglich bemüht war, schädliche Vorurteile zu bekämpfen, engherzige Ansichten zu beseitigen, den Geist seines Volkes aufzuklären, dessen Geschmack zu reinigen und dessen Gesinnungs- und Denkweise zu veredeln: was soll er denn da Besseres thun? und wie soll er denn da patriotischer wirken? An einen Dichter so ungehörige und so undankbare Forderungen zu machen, wäre ebenso, als wenn man von einem Regimentschef verlangen wollte: er müsse, um ein rechter Patriot zu sein, sich in politische Neuerungen verflechten und darüber seinen nächsten Beruf vernachlässigen. Das Vaterland aber eines Regimentschefs ist sein Regiment, und er wird ein ganz vortrefflicher Patriot sein, wenn er sich um die politischen Dinge gar nicht bemüht, als so weit sie ihn angehen, und wenn er dagegen seinen ganzen Sinn und seine ganze Sorge auf die ihm untergebenen Bataillone richtet und sie so gut einzuexerzieren und sie in so guter Zucht und Ordnung zu erhalten sucht, daß sie, wenn das Vaterland einst in Gefahr kommt, als tüchtige Leute ihren Mann stehen. Ich hasse alle Pfuscherei wie die Sünde, besonders aber die Pfuscherei in die Staatsangelegenheiten, woraus für Tausende und Millionen nichts als Unheil hervorgeht." In den Dienst der Politik soll sonach der Dichter seine Kunst nicht stellen. Uhlands politische Dichtung hat seinen Beifall nicht. „Geben Sie Acht", sagt er in dem nämlichen Gespräche, „der Politiker wird den Poeten aufzehren. — Mit seinem Gesange wird es aus sein, und das ist gewissermaßen zu bedauern. Schwaben besitzt Männer genug, die hinlänglich unterrichtet, wohlmeinend, tüchtig und beredt sind, um Mitglied der Stände zu sein, aber es hat nur Einen Dichter der Art wie Uhland." Will Goethes Muse sich schmücken, so findet sie, dem rinnenden Bache folgend, keine ruhige Stelle; fern am Winkel des Sees schaut sie in den klaren Spiegel, „ihrer Gestalt sich

1) So auch Schiller in einem Briefe an Körner vom 13. Oktober 1789: „Es ist ein armseliges kleinliches Ideal, für eine Nation zu schreiben. Einem philosophischen Geiste ist Grenze durchaus unerträglich. Dieser kann bei einer so wandelbaren, zufälligen und willkürlichen Form der Menschheit, bei einem Fragmente (und was ist die wichtigste Nation anderes?) nicht stille stehen. Er kann sich nicht weiter dafür erwärmen, als soweit ihm diese Nation oder nationale Begebenheit als Bedingung für den Fortschritt der Gattung wichtig ist." Diese Auffassung teilen Gutzkow, Prutz, Karl Grün.

erfreuend, und rückt den Kranz sich zurechte".[1]) Und der Dichter des Faust läßt den Plutus zum Knaben Wagenlenker, d. h. zur Kunst, sagen:

„Nur frisch zu deiner Sphäre!
Hier ist sie nicht! Verworren, schäckig, wild
Umdrängt uns hier ein schattenhaft Gebild.
Nur wo du klar ins holde Klare schaust,
Dir angehörst und dir allein vertraust,
Dorthin, wo Schönes, Gutes dir gefällt,
Zur Einsamkeit! Da schaffe deine Welt!"[2])

Soll das Mädchen aus der Fremde mit ihren Blumen und Früchten alle erfreuen, soll die Muse ihre Mission erfüllen, die Zwiste des Lebens ausgleichen, den Menschen mit der Welt und seinem Zustande zufrieden machen, soll sie ihn mit Mut ausrüsten, den Kampf des Lebens zu bestehen[3]), dann darf sie nicht unkeusch sich hochschürzen und streitlustig in die Arena der Tagesmeinungen hinabsteigen, nicht mit dem einen liebäugeln und den andern verwunden. „Hüten wir uns", bemerkt Goethe in demselben Gespräche vom März 1832, „hüten wir uns, mit unseren Litteratoren zu sagen, die Politik sei für den Poeten ein passender Gegenstand. — Sowie ein Dichter politisch wirken will, muß er sich einer Partei hingeben, und sowie er das thut, ist er als Poet verloren; er muß seinem freien Geiste, seinem unbefangenen Überblick Lebewohl sagen und dagegen die Kappe der Borniertheit und des blinden Hasses über die Ohren ziehen." In den meisten Fällen ist ihm ein politisches Gedicht nur das Organ einer gewissen Partei, das Produkt eines gewissen Zeitzustandes, dessen Schwinden dem Gedichte auch denjenigen Wert nimmt, den es vom Gegenstande hat. Aber Berangers politische Lieder ließ er gelten, eben weil in ihnen nicht die Stimme einer Partei, sondern die des ganzen Volkes vernommen werde. Dem naheliegenden Einwurf, so hätte auch Goethe selbst 1813 dem deutschen Volke ein Beranger werden können, begegnet er mit den Worten: Beranger habe gut machen! Paris sei Frankreich, und in den meisten Liedern Berangers vernehme man nicht die Stimme einer Partei, vielmehr seien die Dinge, denen er entgegenwirke, von so allgemein nationalem Interesse, daß der Dichter fast immer als große Volksstimme vernommen werde. „Bei

1) Gedicht „Spiegel der Muse".
2) Faust II 1, 3.
3) Gespräch mit Eckermann vom 24. September 1827. Ähnlich Gustav Freytag in seinen „Erinnerungen" S. 374: „Die Muse der Poesie vermag ihre Schönheit nur da ganz zu enthüllen, wo sie allein als Herrin gebietet; wird sie Dienerin und Parteigenossin in Kämpfen des wirklichen Lebens, welche die Menschen eine Zeit lang umhertreiben, so büßt sie gerade das ein, was ihr bester Inhalt ist, die befreiende und erhebende Wirkung auf die Gemüter".

uns in Deutschland", klagt Goethe, „ist dergleichen nicht möglich. Wir haben keine Stadt, ja wir haben nicht einmal ein Land, von dem wir entschieden sagen könnten: hier ist Deutschland. Fragen wir in Wien, so heißt es: hier ist Österreich; fragen wir in Berlin, so heißt es: hier ist Preußen. Bloß vor sechzehn Jahren, als wir die Franzosen los sein wollten, war Deutschland überall; hier hätte ein politischer Dichter allgemein wirken können. Allein es bedurfte seiner nicht. Die allgemeine Not und das allgemeine Gefühl der Schmach hatte die Nation als etwas Dämonisches ergriffen; das begeisternde Feuer, das der Dichter hätte entzünden können, brannte bereits überall von selber. Doch ich will nicht leugnen, daß Arndt, Körner und Rückert einiges gewirkt haben."[1]) Eckermann sagt ihm rund heraus: man habe ihm vorgeworfen, daß er in jener großen Zeit nicht auch die Waffen ergriffen oder wenigstens als Dichter eingewirkt habe. „Lassen wir das, mein Guter", erwiderte er. „Es ist eine absurde Welt, die nicht weiß, was sie will, und die man muß reden und gewähren lassen. Wie hätte ich die Waffen ergreifen können ohne Haß! Und wie hätte ich hassen können ohne Jugend! Hätte jenes Ereignis mich als einen Zwanzigjährigen getroffen, so wäre ich sicherlich nicht der letzte geblieben. Allein es fand mich als einen, der bereits über die ersten Sechzig hinaus war." So wäre denn des Dichters Verhalten 1813 nicht als Mangel an Patriotismus zu beurteilen, sondern ausreichend entschuldigt durch die Unmöglichkeit, sich mit vierundsechzig Jahren in einen Jüngling von zwanzig Jahren zu verwandeln[2]), weiter aber auch durch die Verkennung der Macht der sich rührenden Volkskraft, der, was oft übersehen wird, auch andere Bedächtige[3]) nicht recht trauten, endlich durch den Umstand, daß Goethe in der Poesie nie etwas affektierte. „Kriegslieder schreiben und im Zimmer sitzen", sagte er am 14. März 1830 zu Eckermann, „das wäre meine Art gewesen! Aus dem Biwak heraus, wo man nachts die Pferde der feindlichen Vorposten wiehern hört: da hätte ich es mir gefallen lassen. Aber das war nicht mein Leben und nicht meine Sache, sondern die von

1) Gespräch mit Eckermann vom 14. März 1830.
2) H. Grimm, Goethevorlesungen S. 442 flg.
3) Graf v. Gosler schrieb an die glühend patriotisch gesinnte Karoline v. Wolzogen: „In meine Nation ist eine Exaltation gefahren, die mir manchmal lächerlich vorkommt. Wir gehen wie ein Volk von Donquichotes für unsere nationale Ehre zu Grunde. Von oben herab ist nichts gekommen, es kam rein aus der Nation. Wie alle die heterogenen Elemente, die sich zusammensetzen konnten, so homogen gestimmt werden konnten, unter den ungünstigsten Umständen, begreife ich nicht. Indessen habe ich es gesehen, wie man ein Mirakel sieht, mit einer Kälte und Ruhe, die ich zu verbergen suchen muß." Vergl. auch das Wort des Kaisers Franz: „Schauens, die Völker sind halt auch etwas".

Theodor Körner. Ihn kleiden seine Kriegslieder auch ganz vollkommen. Bei mir aber, der ich keine kriegerische Natur bin und keinen kriegerischen Sinn habe, würden Kriegslieder eine Maske gewesen sein, die mir sehr schlecht zu Gesicht gestanden hätte. Ich habe in meiner Poesie nie affektiert. Was ich nicht lebte und was mir nicht auf die Nägel brannte und zu schaffen machte, habe ich auch nicht gedichtet und ausgesprochen. Liebesgedichte habe ich nur gemacht, wenn ich liebte. Wie hätte ich nun Lieder des Hasses schreiben können ohne Haß! Und, unter uns, ich hasse die Franzosen nicht, wiewohl ich Gott dankte, als wir sie los waren. Wie hätte auch ich, dem nur Kultur und Barbarei Dinge von Bedeutung sind, eine Nation hassen können, die zu den kultiviertesten der Erde gehört und der ich einen so großen Teil meiner Bildung verdanke! Überhaupt ist es mit dem Nationalhaß ein eigenes Ding.[1]) Auf den untersten Stufen der Kultur werden Sie ihn immer am stärksten und häufigsten finden. Es giebt aber eine Stufe, wo er ganz verschwindet und wo man gewissermaßen über den Nationen steht und man ein Glück oder Wehe seines Nachbarvolkes empfindet, als wäre es dem eigenen begegnet. Diese Kulturstufe war meiner Natur gemäß, und ich hatte mich darin lange befestigt, ehe ich mein sechzigstes Jahr erreicht hatte."

Was der Dichter für unmöglich gehalten, war Thatsache geworden: die elementare Volkskraft hatte gesiegt, und rührend beichtete der erwachte Epimenides:

„Die Fesseln fallen ab von Händ' und Füßen,
Wie Schuppen fällt's herab vom starren Blick,
Und eine Thräne, von den liebesüßen,
Zum erstenmal sie kehrt ins Aug' zurück . .
So ging es mir . . ."

Und weiter:

„Doch schäm' ich mich der Mußestunden;
Mit euch zu leiden, war Gewinn:
Denn für den Schmerz, den ihr empfunden,
Seid ihr auch größer, als ich bin."

Ein Geständnis, aber keine Demütigung; denn gleichzeitig dankt Epimenides-Goethe den Göttern, daß sie ihm in diesen Stürmen die Reinheit der Empfindung bewahrt haben:

„Tadle nicht der Götter Willen,
Wenn du manches Jahr gewannst:
Sie bewahrten dich im stillen,
Daß du rein empfinden kannst."

1) Mit Recht warnt auch Friedrich Zarncke in seinen „Goetheschriften" vor übertriebenem Nationalhaß, desgleichen Jürgen Bona Meyer in seinen „Problemen der Lebensweisheit" S. 267. Ähnlich seinerzeit auch Herder; vergl. Haym, Herder II, S. 498.

So finden wir den Dichter in dem Festspiel des Jahres 1815 völlig in dem Banne der Volksstimmung, ähnlich wie er, wenigstens nach Friedrich Försters Erzählung[1]), vorübergehend auch am 12. April 1813 von Begeisterung hingerissen wurde, als er in Meißen auf besonderen Wunsch die Waffen der dort rastenden Lützower segnete. Freilich „vor den Reihen, trunken von Hippokrenen" hat er Strophen nicht „gewirbelt".[2]) Aber ihm deshalb Liebe zum Vaterlande abzusprechen, haben wir kein Recht; selbst das befremdende Verhalten des Dichters nach dem Oktober 1806 berechtigt uns nicht dazu. Der Historiker Luden fand damals Goethes Gesicht sehr ernst, und seine Haltung bewies ihm, daß auch auf ihm der Druck der Zeit lag. „Der Mann", sagte ihm Knebel, „hat's empfunden".[3]) „Man möchte draußen sein", rief Goethe, „aber es giebt kein Draußen". Da galt es ihm denn zu wahren, was man noch hatte. Aufgebracht über Zeitungsklatsch von Müßiggängern, schrieb er an Cotta: Jetzt besonders, wo Deutschland nur Eine große und heilige Sache habe, die, im Geiste zusammenzuhalten, um in dem allgemeinen Ruine wenigstens das bis jetzt unangetastete Palladium unserer Litteratur aufs eifersüchtigste zu wahren, jetzt dürften Frivolitäten in den Blättern keinen Platz finden. Hauptsächlich in Sachsen müsse man mehr als je zusammenhalten, da Dresden, Leipzig, Jena und Weimar künftig leicht der Hauptsitz der germanischen Kultur in Norddeutschland bleiben dürften, so wie es auch schon früher größtenteils gewesen sei. Die alten Neckereien, früher unschädlich, würden jetzt nachteilig, wenn die Franzosen die einzige Achtung, die sie jetzt noch für die Deutschen hätten, verlieren müßten.[4]) In demselben Sinne schreibt er im Mai 1807:

1) v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 1508: Mitte April bringt Friedrich Förster dem in Meißen weilenden, militärisch kostümierten Dichter mit andern Angehörigen der preußischen Freischar der schwarzen Jäger eine Ovation. Nach dem Kommando: „Präsentiert das Gewehr!" ruft er: „Der Dichter aller Dichter, Goethe, lebe hoch!" Mit Hurra und Hörnerschall fiel die ganze Compagnie ein. Goethe faßte mit der Haltung eines Generals an seine Militärmütze und nickte freundlich. Darauf baten sie ihn um den Waffensegen. Förster reichte ihm Büchse und Hirschfänger; er legte seine Hand darauf und sprach: „Ziehet mit Gott, und alles Gute sei eurem frischen deutschen Mute gegönnt". Ein nochmaliges Lebehoch, und Goethe fuhr grüßend vorüber. — Siehe dagegen Wiggers, „Die Legende von Theodor Körner" im 27. Jahrgange der „Gegenwart" Bd. 54, S. 119, wo die Rede ist von Försters Erdichtungen und Phantastereien, unter anderem von der Vision Emma Körners vor dem Ausmarsch, dem angeblich von Goethe zu Meißen am 12. April 1813 einer Anzahl dort rastender Lützower erteilten Waffensegen. — Übrigens traf Goethe erst am 19. April abends 7 Uhr in Meißen ein. Vergl. Goethes Tagebücher V 34 flg.

2) Rückert, Geharnischte Sonette II 4.

3) v. Biedermann, Goethes Gespräche II, S. 155 und S. 131.

4) Ebenda S. 117.

„Ich kann in meiner gegenwärtigen Stille keine anderen Pläne hegen, als solche, die darauf hinausgehen, daß Weimar seinen alten litterarischen Ruf behalte und von dieser Seite bedeutende Wirkungen äußern möge, zu einer Zeit, da unsere Widersacher, besonders seit den letzten Unfällen, uns so gern für vernichtet erklären möchten".[1]) — Auch einige patriotischen Ohren mißtönende Äußerungen des Dichters berechtigen uns nicht zu Zweifeln an seiner vaterländischen Gesinnung. Der oben berührte „unpatriotische" Vers:

„Der Deutsche ist gelehrt,
Wenn er sein Deutsch versteht"

leitet das am 11. April 1818 entstandene Gedicht „Nativität" ein. Dieses weniger bekannte Gedicht lautet in der Fortsetzung:

„Doch bleib' ihm unverwehrt,
Wenn er nach außen geht.
Er komme dann zurück
Gewiß um viel gelehrter;
Doch ist's ein großes Glück,
Wenn nicht um viel verkehrter."

Das klingt fürwahr unpatriotisch, aber es ist neuerdings nachgewiesen, daß diese Verse so, wie sie überschrieben sind, als Nativität, als die Verkündigung eines in der Geburtsstunde durch den Stand der Gestirne bedingten Schicksals zu verstehen sind, als die Vorahnung des Entstehens einer deutschnationalen Bildung.[2]) Was sonst für böse Worte der Art aus des Dichters Munde kränken können, denen stehen auch Worte hoher Anerkennung gegenüber; und wo das nicht der Fall ist, mögen wir uns erinnern, daß auch er als Mensch ungleiche Tage hatte. Unerfreuliche Beobachtungen reißen auch den gesetztesten Mann um so eher einmal zu bitterm Ausdruck hin, je mehr Interesse er an den Zuständen nimmt. Auch Moltke schrieb einst an seinen Bruder Adolf: „Es muß wahr sein, eine kläglichere Nation als die Deutschen giebt es

---

1) Brief an C. G. v. Voigt vom 1. Mai 1807. G.W.W. IV 19, 316; vergl. Treitschke, Deutsche Geschichte im 19. Jahrh. I, S. 204: „Der Zerfall des alten Deutschen Reichs war entschieden; die Teilnahme unserer Dichter an den politischen Ereignissen der Zeit konnte das Verhängnis nicht wenden, konnte sie nur selber dem Ewigen entfremden. Sie hüteten das Eigenste unseres Volkes, das heilige Feuer des Idealismus, und ihnen vornehmlich danken wir, daß es noch immer ein Deutschland gab, als das Deutsche Reich verschwunden war, daß die Deutschen mitten in Not und Knechtschaft noch an sich selber, an die Unvergänglichkeit deutschen Wesens glaubten."

2) Vergl. Pietsch, Deutscher Sprache Ehrenkranz S. 309 flg. und Lyon in seiner Zeitschrift für den deutschen Unterricht XIII, S. 218 flg.

nicht auf Erden"[1]), und dennoch bezweifelt niemand seine Vaterlandsliebe. Allein nicht wir wollten Anwälte des verdächtigten Dichters sein, seiner eigenen Verteidigung in Gesprächen mit Vertrauten wollten wir lauschen. Noch wissen wir nicht, was er auf den Vorwurf der Fürstenknechtschaft zu erwidern hat. Er habe sich, sagte man, an seinem Genius versündigt, indem er sich einem kleinen Hof- und Staatsdienste verkauft habe. Auch über diesen Unverstand äußert er sich gegen Eckermann.[2]) Erstaunt darüber, daß er als Volksfeind verschrieen sei, er, der sich doch über jede Verbesserung freue und nur das Gewaltsame, Sprunghafte hasse, weil es nicht naturgemäß sei, fährt er fort: „Nun heißt es wieder, ich sei ein Fürstendiener, ein Fürstenknecht. Als ob damit etwas gesagt wäre! Diene ich denn etwa einem Tyrannen? einem Despoten? Diene ich denn etwa einem solchen, der auf Kosten des Volkes nur seinen eigenen Lüsten lebt? Solche Fürsten und solche Zeiten liegen gottlob längst hinter uns. Ich bin dem Großherzog seit einem halben Jahrhundert auf das innigste verbunden und habe ein halbes Jahrhundert mit ihm gestrebt und gearbeitet; aber lügen müßte ich, wenn ich sagen wollte, ich wüßte einen einzigen Tag, wo der Großherzog nicht daran gedacht hätte, etwas zu thun und auszuführen, das dem Lande zum Wohle gereichte und das geeignet wäre, den Zustand des Einzelnen zu verbessern. — Wenn ich es recht bedenke, dieses sein Herrschen, was war es weiter als ein lebenslängliches Dienen! Was war es als ein Dienen in Erreichung großer Zwecke, ein Dienen zum Wohle seines Volkes! Soll ich denn also mit Gewalt ein Fürstenknecht sein, so ist es wenigstens mein Trost, daß ich doch nur der Knecht eines solchen bin, der selber ein Knecht des allgemeinen Besten ist." Als dem Dichter in seinem Großherzog „einer der größten Fürsten, die Deutschland je besessen", gestorben war und er von Alexander v. Humboldt, der mit dem siechen, aber bis zum letzten Augenblicke geistesklaren Fürsten einige Stunden verbracht hatte, einen Bericht über diese letzten Stunden erhielt, gab er diesen Eckermann zu lesen, damit er aus der Feder eines Unparteiischen den Wert seines fürstlichen Freundes bestätigt finde. Thränen der Rührung traten dem Dichter bei der Erinnerung an den Entschlafenen in die Augen, und als Eckermann den „herrlichen Brief" gelesen hatte, sagte Goethe: „Sie sehen, was für ein bedeutender Mensch er war. — Nur ein lumpiges Jahrhundert länger, und wie würde er an so hoher Stelle seine Zeit vorwärts gebracht haben!"[3]) Bekannt ist das den verdienten Regenten feiernde Epigramm:

---

1) Brief vom 25. Februar 1851.
2) Gespräch vom 27. April 1825.
3) Gespräch mit Eckermann vom 23. Oktober 1828.

„Klein ist unter den Fürsten Germaniens freilich der meine,
Kurz und schmal ist sein Land, mäßig nur, was er vermag.
Aber so wende nach innen, so wende nach außen die Kräfte
Jeder, da wär's ein Fest, Deutscher mit Deutschen zu sein."

Im Geiste seiner Lästerer hat sich der Fürstendiener eine „Grabschrift" gesetzt:

„Verstanden hat er vieles recht,
Doch sollt' er anders wollen;
Warum blieb er ein Fürstenknecht?
Hätt' unser Knecht sein sollen."

Hatte Goethe sich zwischen zwei solchen Tyrannen zu entscheiden, so konnte ihm die Wahl nicht schwer werden.

So haben wir den Dichter in vertraulichen Gesprächen sich selbst verteidigen lassen und, wo er fehlte, öffentlich beichten sehen. Welchen Eindruck hatten nun die von seiner vaterländischen Gesinnung, mit denen er sich über Volk, Freiheit, Vaterland unterhielt? Denn nicht die Worte allein, auch Ton und Gebärde charakterisieren den Sprechenden, und diese spiegeln sich in dem Eindruck wider, den die Worte machen. Bezeichnend ist in dieser Hinsicht, was Hofrat Luden in der oben berührten Unterhaltung mit Goethe vom November 1813 berichtet: „In dieser Stunde", sagt er, „bin ich auf das innigste überzeugt worden, daß diejenigen im ärgsten Irrtum sind, welche Goethe beschuldigen, er habe keine Vaterlandsliebe gehabt, keine deutsche Gesinnung, keinen Glauben an unser Volk, kein Gefühl für Deutschlands Ehre oder Schande, Glück oder Unglück. Sein Schweigen bei den großen Ereignissen und wirren Verhandlungen dieser Zeit war lediglich eine schmerzliche Resignation, zu welcher er sich in seiner Stellung und bei seiner genauen Kenntnis von den Menschen und den Dingen wohl entschließen mußte." Ähnlich war der Eindruck, den Varnhagen v. Ense bei einer Unterredung mit dem Dichter hatte. „Wir sprachen", erzählt dieser[1], „über alles, Goethe mit ungewöhnlichem Zutrauen von Dingen, die seine Denkart sonst lieber unerörtert lassen mag; auch über den Geist und die Richtung der Entwickelung der Gegenwart, über die Gestalten der nächsten Vergangenheit, Napoleon, Franzosen, Deutschland, Preußen. Wie freute ich mich des unerschütterlichen Vertrauens, das ich trotz aller Zwischendinge stets in unseres vaterländischen Dichters Vaterlandstreue gesetzt Wie gerecht, einsichtig und unschuldig waren seine Äußerungen in dieser Hinsicht, von wahrem Geschichtsgefühl so des Augenblicks wie der Jahrhunderte beseelt! Er sieht nur früh und schnell die Dinge so, wie die meisten erst spät sie sehen; er hat vieles schon durchgearbeitet und

1) v. Biedermann, Goethes Gespräche Nr. 702.

beseitigt, womit wir uns noch plagen, und wir verlangen, er soll unsere Kindereien mitmachen, weil wir sie noch als ernst nehmen." Ebenso wurden zwei junge Schwaben überrascht, welche, durch Herrn v. Cotta bei Goethe angemeldet, Anfang Mai 1829 bei diesem vorsprachen und ihm Mitteilung machten von dem von Cotta betriebenen Anschluß Preußens an den Süddeutschen Zollverein. „Hier gab nun Goethe", so heißt es in dem Berichte über jene Unterhaltung, „die Antwort, die mich in seinem Munde, nachdem er von vielen Seiten als gleichgültig, ja kalt gegen Deutschland geschildert, überraschte und um derentwillen dieser ganze Aufsatz geschrieben worden. Er fragte erst teilnehmend, ob wohl Hoffnung auf das Zustandekommen des Anschlusses da sei, und auf meine Erwiderung: 'Nach dem, was ich gehört, glaube ich die Frage bejahen zu können', entgegnete er mit freudigem, tief aus der Brust geholtem Tone: 'Also doch ein Band mehr zur Einigung Deutschlands!'"

Aber nicht nur in vertraulichen Gesprächen, nicht nur in klaren Worten äußerte Goethe seine vaterländischen Gedanken und Empfindungen, sondern auch in symbolischen Dichtungen. Diese verschleierte Darstellung erschien ihm einerseits wirkungsvoller, anderseits ersparte sie dem Friedensfreunde den verhaßten Kampf mit der Außenwelt. Ein solches verhülltes Bekenntnis des Dichters, der so gern die Erscheinung in Idee, die Idee in ein unendlich wirksames Bild verwandelte, ist unter anderm die wegen ihrer Rätselhaftigkeit wenig beachtete Dichtung des Jahres 1798 „Weissagungen des Bakis". Neuere Erklärungsversuche sehen in ihr eine Schöpfung von erstaunlicher Tiefe. Nach Baumgart[1]) haben wir in den sibyllinischen Worten des alten böotischen Sängers des Dichters Bekenntnis über seine persönliche Stellung zu den seine Zeit bewegenden Fragen und über seine Stellung als Dichter gegenüber den politischen und nationalen Bewegungen seiner Zeit. Und wie lautet hier die Formel seines Patriotismus? Ein jeder, so werden die dunklen Worte Bakis-Goethes enträtselt, leiste an seinem Teile von den Aufgaben, die ein jeder Tag gerade an ihn nach der Beschaffenheit und dem Maße seiner Kräfte stellt, das Maximum des Möglichen, dann wird er das Wohl der Gesamtheit am wahrhaftesten fördern; denn aus der gewissenhaften Mehrung, die durch den Gewinn einer jeden Stunde immerfort dem Ganzen zuwächst, entsteht endlich die höchste Summe. Des

1) Goethes Weissagungen des Bakis und die Novelle, zwei symbolische Bekenntnisse. Halle, Waisenhaus, 1886. Besprochen in Zarnckes Litt. Centralbl. 1886, S. 1029. Manches deutet Morris in seinen „Goethestudien" 1897 anders. Siehe auch Sandvoß in den Preuß. Jahrb. Jahrg. 1899. Wir folgen oben Baumgarts Erklärung.

Dichters Reich aber ist die Poesie; dient dieselbe der Tagesströmung, so nimmt der reißende Strom auch die Lieder hinweg. Ihr Reich ist das Ewige, das sich nie und nirgends begeben hat und nie veraltet. Um aber zu wirken, muß der Dichter gehört werden, und um gehört zu werden, muß er gefallen. Aber wie unbeständig wechselt der Geschmack! Da gilt es, zwischen dem flüchtigen Reize und der unvergänglichen Schönheit zu entscheiden. Jener muß um dieser willen geopfert werden. Um die Fülle des reichsten und tiefsten Gehaltes in sich aufzunehmen, muß die Dichtung auf einen schnellen und lauten Beifall verzichten.[1]) Der Dichter muß bestrebt sein, seine Hörer nachhaltig über sich selbst zu erheben. So ist die Aufgabe, die sein Patriotismus ihm stellt: die höchste Ausbildung seiner selbst, um das Höchste zu leisten. Entfremdet er sich dadurch auch die Sympathien der Gegenwart, dafür ist ihm die Liebe des Volks für alle Zeiten gewiß![2]) Daß thatsächlich Goethe den Beifall der Menge nicht suchte, erfahren wir aus den Zahmen Xenien[3]):

„Warum willst du dich von uns allen
Und unsrer Meinung entfernen?"
Ich schreibe nicht, euch zu gefallen,
Ihr sollt was lernen.

Und daß er sich über die Schranken der Zeitlichkeit erhebt, zeigen die beiden folgenden Xenien:

„Ist denn das klug und wohlgethan?
Was willst du Freund' und Feinde kränken!"
Erwachs'ne gehn mich nichts mehr an,
Ich muß nun an die Enkel denken.

---

1) Goethe sagte am 11. Oktober 1828 zu Eckermann: „Liebes Kind, ich will Ihnen etwas vertrauen, das Sie sogleich über vieles hinaushelfen und das Ihnen lebenslänglich zu gute kommen soll. Meine Sachen können nicht populär werden; wer daran denkt und dafür strebt, ist in einem Irrtum. Sie sind nicht für die Masse geschrieben, sondern nur für einzelne Menschen, die etwas Ähnliches wollen und suchen und die in ähnlichen Richtungen begriffen sind." Daß er insonderheit als Muster für die Jugend weniger als Gellert, Lichtwer und Hagedorn zu gebrauchen sei, sagt Goethe selbst in einem Gespräch, das er im September 1821 in Eger mit dem Magistratsrat Grüner hatte.

2) Vergl. v. Biedermann, Goethes Gespr. Nr. 1531 g (1819): „Da ich nun einmal zur ganzen Nation spreche" u. s. w.

3) Erste Reihe, 2. Beachtenswert ist, was Goethe am 6. März 1830 zu Eckermann bezüglich des gegen ihn erhobenen Vorwurfs des Mangels an Vaterlandsliebe sagt: „Wollen Sie wissen, was ich gelitten habe, so lesen Sie meine 'Xenien', und es wird Ihnen aus meinen Gegenwirkungen klar werden, womit man mir abwechselnd das Leben zu verbittern gesucht".

Und sollst auch du und du und du
Nicht gleich mit mir zerfallen;
Was ich dem Enkel zu Liebe thu,
Thu ich euch allen.

Wie klar aber sein prophetischer Geist die Dinge schaute, davon nur eine kleine Probe aus den „Weissagungen". Die sechste Weissagung lautet:

„Kommt ein wandernder Fürst, auf kalter Schwelle zu schlafen,
Schlinge, Ceres, den Kranz stille verflechtend um ihn!
Dann verstummen die Hunde, es wird ein Geier ihn wecken,
Und ein thätiges Volk freut sich des neuen Geschicks."

Baumgart deutet diese Weissagung: Aus den Ideen der französischen Revolution ragt ein mächtiger Gedanke hervor, der von Frankreich seine Wanderung durch die Völker antritt. Dieser wandernde Fürst ist der Nationalitätsgedanke, die feste Zusammenschließung der Nation zu einem kraftbewußten Ganzen, den Goethe als den gesündesten der gesamten ungeheuren Bewegung ansah. Die Bemühungen seines fürstlichen Freundes zur Herstellung des Fürstenbundes[1]), der geeignet schien, den Nationalgeist in Deutschland zu wecken, diese Bemühungen hatte Goethe scheitern sehen, und die Erfahrungen, die er selbst im Staatsdienste bezüglich der materiellen Interessen gemacht hatte, belehrten ihn, daß ein so hohes Gut wie die nationale Einheit durch den bloßen Ansturm der durch die Revolution erregten Begeisterung nicht erlangt werden konnte. Ein Haupthindernis schien ihm die wirtschaftliche Zerrissenheit. Daher ist seine Meinung, daß dem gewaltsamen Durchbruche des nationalen Gedankens die stille Arbeit der friedlichen Vereinigung der ökonomischen Interessen vorangehen müsse. Kommt dieser durch die Revolution angeregte und in Umlauf gesetzte Gedanke an die Schwelle der Deutschen, so ist diese Schwelle eine ungastliche für ihn, eine „kalte" Schwelle. Er kann hier zunächst keine Aufnahme finden; er „schläft". Ist ihm aber auch der Eingang verwehrt, so läßt sich doch seine zukünftige Verwirklichung vorbereiten: Ceres soll still verflechtend den Kranz um den Schläfer schlingen. Die Bande wirtschaftlicher Vereinigung werden in unmerkbarem Fortschreiten des friedlich sich vollziehenden Werkes sich enger und fester zusammenschließen. Dann verstummen die Hunde, dann werden die hindernden Mächte, die jene Idee sonst eifrig und wachsam

1) Joh. G. Droysen schreibt in den „Abhandlungen zur neueren Geschichte" S. 161: „Keiner hat lebhafter, energischer und sinniger die reformatorische Tendenz der Union ergriffen und vertreten als der weimarische Herzog, Goethes Freund. Man giebt diesem hochherzigen Karl August nicht weniger als sein Recht, wenn man in ihm den Mäcen des weimarischen Litteraturkreises dankbar verehrt; man könnte mit größerem Rechte sagen, daß er mit seinen durch und durch edlen patriotischen Gedanken die Säule war, an der jene Kreise emporrankten."

abwehren, ihn ruhig dulden. So wird es bleiben, bis einst die Stunde kommt, wo eine furchtbare kriegerische Aktion den nationalen Gedanken ins allgemeine Bewußtsein rufen wird. Es wird ein Geier den mit dem Kranze der Ceres umwundenen Schläfer wecken, in gewaltigem Kampfe wird die deutsche Einheit zur Wirklichkeit werden und ein thätiges Volk sich des neuen Geschicks freuen. — Diese Deutung Baumgarts deckt sich vollkommen mit Goethes Ansicht über die Einheit Deutschlands, wie er sie am 23. Oktober 1828 gegen Eckermann äußerte: „Mir ist nicht bange, daß Deutschland nicht eins sein werde; unsere guten Chausseen und künftigen Eisenbahnen werden schon das ihrige thun. Vor allem aber sei es eins in Liebe untereinander, und immer sei es eins, daß der deutsche Thaler und Groschen im ganzen Reiche gleichen Wert habe; eins, daß mein Reisekoffer durch alle sechsunddreißig Staaten ungeöffnet passieren könne. Es sei eins, daß der städtische Reisepaß eines weimarischen Bürgers von dem Grenzbeamten eines großen Nachbarstaates nicht für unzulänglich gehalten werde als der Paß eines Ausländers. Es sei von Inland und Ausland unter deutschen Staaten überall keine Rede mehr. Deutschland sei ferner eins in Maß und Gewicht, in Handel und Wandel und hundert ähnlichen Dingen, die ich nicht alle nennen kann und mag."

In der Nacht des letzten Dezembers 1833 fielen die Schlagbäume der großen Mehrzahl der deutschen Länder, und ein Gebiet von dreiundzwanzig Millionen Deutscher war wirtschaftlich geeinigt; 1834 wurde zwischen Leipzig und Dresden die erste Eisenbahn Deutschlands begonnen, in ungeahntem Maße mehrten sich die blankgegossenen Hochzeitsbänder, Trauungsringe, und die Ehe ward geschlossen, und der mit dem Kranze der Ceres umwundene Schläfer ward durch den Geier geweckt. Der Poet ein Prophet![1])

„Seltsam ist Prophetenlied,
Doppelt seltsam, was geschieht."

Mit diesem Vorwort leitete Goethe 1815 den Neudruck der „Weissagungen des Bakis" ein. Wie klar hat doch der Dichter in die Zukunft geschaut! Wie patriotisch und tiefsinnig erweist sich seine Auffassung der Geschichte!

So schwieg Goethe gegen die Verdächtiger seiner Vaterlandsliebe; so schien er zu schweigen, während er für sich insgeheim und gelegentlich in vertrauten Kreisen seinen patriotischen Empfindungen klaren Ausdruck gab, der Öffentlichkeit aber sein politisches Glaubensbekenntnis in verschleiernder Symbolik darbot. Und nun unser Urteil? Vermutlich geht

1) Vergl. Zahme Xenien, zweite Reihe 21 und dritte Reihe 1.

es andern ebenso, wie es F. Jakobi ging, der an Sophie La Roche[1]) schreibt: „Man braucht nur eine Stunde bei Goethe zu sein, um es im höchsten Grade lächerlich zu finden, von ihm zu begehren, daß er anders denken und handeln solle, als er wirklich denkt und handelt". Nahm auch Goethe nicht unmittelbaren Anteil an den Kämpfen seiner Zeit, so nahm er es doch höchst ernst mit seinem Dichterberufe; und gerade dadurch gewann er dem lange zurückgesetzten deutschen Volke die Bewunderung der Nachbarn. Unwillkürlich wird man an das Graecia capta ferum victorem cepit des Horaz erinnert, wenn man liest, wie der 1808 als französischer Kommissar in Erfurt thätige Mr. Lemarquand sich dergestalt an den „Faust" attachiert hatte, daß er nicht eher ruhen wollte, als bis er das Ganze zu einer genießbaren französischen Produktion umgearbeitet habe.[2]) Eine höchst merkwürdige Erscheinung nennt dies Goethe, weil der französische und der deutsche Geist vielleicht noch niemals einen so wunderbaren Wettstreit eingegangen seien. Auch die in Erfurt und in Weimar von Napoleon Goethen bewiesene Achtung galt doch nur dem bedeutenden Dichter. Wichtiger jedoch als die Anerkennung des Auslandes ist Goethes Bedeutung für die Deutschen selbst. Nur der Fanatismus eines Wolfgang Menzel konnte eine deutsche Litteraturgeschichte gleichsam ohne Goethe schreiben wollen; andere, denen Goethe als Patriot auch nicht gefallen wollte, lassen wenigstens den Dichter gelten. Der Freiherr v. Stein soll zwar dessen Abneigung gegen politische Gespräche nicht löblich gefunden, jedoch hinzugefügt haben: „Aber er ist doch zu groß".[3]) Rückert, Jahn und Arndt feiern den Schöpfer der Faustdichtung als den deutschesten Poeten; ja, Grillparzer rühmt, daß dieser vielleicht größte aller Deutschen, ein anderer Napoleon, seine vorher bürgerlichen Angehörigen, alle Deutschen geadelt habe. Schon Friedrich Schlegeln galt Goethe als die Basis unserer Bildung[4]), und gleich Hermann Grimm, dem begeisterten Verehrer Goethes, behauptet Friedrich Zarncke in seinen „Goetheschriften": dem deutschen Volke drohe keine

1) Baumgart, Goethes Weissagungen des Bakis S. 53.

2) Goethes Brief an Cotta vom 2. Dezember 1808. G.W.W. IV 20.

3) E. M. Arndt, Meine Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn H. K. Fr. v. Stein S. 207. Die Irrtümer in diesem Berichte hat Düntzer aufgedeckt in seinen „Abhandlungen zu Goethes Leben und Werken" II 48 flg. Julius Wahle bemerkt in den Lesarten zum 5. Bande von Goethes Tagebüchern S. 374: die Eintragung „Politische Gespräche" (unter dem 24. Juli 1815) zeige deutlich, daß weder Goethe noch Stein der Besprechung der politischen Lage ausgewichen seien. Arndts Zusammentreffen mit Stein und Goethe fand am 26. Juli 1815 in Köln statt. Haym, Neue Beiträge zur Goethebiographie in den Preuß. Jahrb. XXI, S. 689.

4) Europa 1801, I 1.

ernste Gefahr, solange es Goethe anhange; die Verehrung für ihn werde stets den sichersten Maßstab für die Höhe unseres Denkens und unserer Bildung abgeben. Und Verehrung verdient allewege der Dichter, der nicht nur „Thränen ins Auge gelockt", sondern auch „Mut in die Seele singend geflößt".[1]) Freiherr v. Schön schrieb am 12. April 1811 an den verbannten Freiherrn v. Stein: „Man muß die Welt vergessen und die Scholle fassen, um noch in der ersten leben zu können. — Man muß Dichter lesen und Philosophie treiben: Hoch über der Zeit und dem Raume steht lebendig der höchste Gedanke." Was Schön in der Poesie suchte, die erhebende und befreiende Wirkung, die bietet Goethe in seinen tiefsinnigen Schöpfungen in reichem Maße. Mit berechtigtem Selbstbewußtsein ruft er seinen täglich sich mehrenden Feinden zu:

„Ihr guten Kinder,
Ihr armen Sünder,
Zupft mir am Mantel —
Laßt nur den Handel!
Ich werde wallen
Und lass' ihn fallen;
Wer ihn erwischet,
Der ist erfrischet."[2])

Und diesem Tyrtäus in höherer Potenz, in dem fremde Kulturvölker die höchste Verkörperung deutschen Geisteslebens bewundern, ihm sollte das deutsche Volk nur den poetischen Lorbeer und nicht auch die Bürgerkrone zuerkennen? Schon um seiner amtlichen Wirksamkeit willen darf es ihm solche nicht versagen. Hören wir über diese zum Schlusse ein treffendes Urteil Rudolf Hayms, das Resultat seiner Lektüre von Goethes Briefen an Chr. Gottlob v. Voigt[3]): „Nur zu oft war es das Gefühl der Unbefriedigung, die Verstimmung über unser politisches Zurückgebliebensein, was wir in einseitigen Urteilen die Gründer unserer geistigen Größe, was wir namentlich Goethe entgelten ließen. — Es ist überflüssig, die Schwächen des großen Mannes zu bemänteln, aber es ist billig, daß wir heute seine Stellung zum praktischen Leben nicht mit dem Maße einseitiger Forderungen, sondern wie solche beurteilen, die inzwischen in eigener Übung den Wert auch der bescheidenen praktischen Tugend und Tüchtigkeit schätzen gelernt haben. Das, was wir gegenwärtig in Hinsicht unserer nationalen und politischen Existenz erreicht haben, das haben wir ein wenig auch erreicht und werden es erhalten und entwickeln müssen durch kühl abwägende Klugheit, durch stille, an kleinen Fortschritten sich

1) Elegie „Hermann und Dorothea".
2) Zahme Xenien, fünfte Reihe 87.
3) Haym bespricht diese Briefe in den Preuß. Jahrb. Bd. XXI, S. 682 flg.

begnügende Arbeit, durch Stetigkeit und Anhaltsamkeit, durch eine Gesinnung, die unbeugsam fest am Wesentlichen hält und, nachgiebig in Nebensachen, mit den Menschen und Dingen beweglich zu rechnen weiß. Es will uns scheinen, daß einige dieser Tugenden in dem Geschäftsleben und in der amtlichen Wirksamkeit Goethes ganz besonders stark ausgeprägt sind und daß sie mit den besten Eigenschaften des Menschen, ja mit einigen Zügen seines dichterischen Charakters sich so innig verbinden, daß wir mit Anerkennung und Achtung beginnen, um mit herzlicher Liebe aufzuhören."

Zu den sprachlichen Eigentümlichkeiten bei C. F. Meyer.

Von Dr. **H. Stickelberger** in Burgdorf (Schweiz).

Dr. J. Ernst Wülfing macht im 5. Hefte des 14. Jahrgangs dieser Zeitschrift den anerkennenswerten Versuch, verschiedene Ausdrücke bei dem großen Schweizerdichter zu beleuchten, wobei er mit Recht hervorhebt, „daß selbst die größten und besten Wörterbücher uns im Stiche lassen, wenn es sich um neuere Schriftsteller handelt" (S. 331). Der Verfasser hat in den meisten Fällen das Richtige getroffen, und mit Fug geht er vielfach auf Jeremias Gotthelf als den „urchigsten", ganz von der Mundart gesättigten schweizerischen Schriftsteller zurück; gleichwohl verhinderte den Erklärer seine Unbekanntheit mit der gesprochenen schweizerischen Volkssprache manchenorts am vollen Verständnis. Als Schweizer und als Verfasser einer Schrift „Die Kunstmittel in C. F. Meyers Novellen" (Burgdorf 1897), worin ich ein Kapitel auch dem Stile widme, darf ich mir wohl erlauben, in dieser Sache ein Wort mitzureden.

In Bezug auf die trennbaren Zeitwörter begeht W. denselben Fehler, den Th. Gartner auf S. 342 im gleichen Hefte dieser Zeitschrift an Heintze rügt, indem dieser Eigentümlichkeiten der Schriftsprache eines Gebietes ohne weiteres auf die Mundart zurückführt. Der S. 309 angeführte Satz: „Ich anvertraue sie deinem weißen Barte" läuft dem Geiste des Schweizer Dialekts schnurstracks entgegen. Wenn Meyer das zusammengesetzte Zeitwort nicht trennt, so folgt er nur der gegenwärtig herrschenden allgemeinen Neigung, die sich z. B. in „ich obsiege", „er übersiedelt" (mit Ton auf der zweiten Silbe) kundgiebt. Übrigens spricht sich der Herausgeber dieser Zeitschrift (Jahrg. I, S. 265—266) folgendermaßen aus: „Wir können daher in der Form: ich anerkenne nur eine glückliche Weiterbildung unserer Sprache sehen

und billigen sie durchaus in allen den Fällen, wo durch sie eine Einschachtelung der angeführten Art vermieden wird". Freilich scheint Lyon den Ton auf die Präposition zu legen, was zweifellos das Richtige ist.

Etwas anders verhält es sich mit dem S. 325 citierten überlaufen, wozu W. bemerkt: „Leider macht auch hier wieder Meyer den ja besonders im Süden geläufigen Fehler der Zusammenrückung bei zusammengesetzten Zeitwörtern". Wenn man bei Provinzialismen überhaupt von Fehlern zu sprechen berechtigt ist, so sei zugegeben, daß dem Dichter hier das mundartliche: „'s Wasser ist überloffe" (mit Ton auf der zweiten Silbe) vorgeschwebt hat.

Ebenso wie bei anvertrauen irrt sich W. bei dem vermeintlich dem Dialekt entlehnten ausweichen mit Accusativ; dagegen braucht allerdings der dem französischen Sprachgebiete benachbarte, sonst so urgermanische Berner das Verbum begegnen transitiv, so daß ein Satz wie: „Ich habe ihn begegnet" (je l'ai rencontré) zu den häufigsten Schulfehlern gehört.

Daß bei Meyer an ein Verwechseln von versiechen mit versiegen nicht zu denken ist, scheint W. auf S. 328 selbst anzunehmen; in der That ist ja die Aussprache des g als ch nur mittel- und norddeutsch. Versiechen für „siech werden" entspricht ganz der Knappheit des Meyerschen Stils, wie der S. 319 erwähnte Gallicismus „obgleich es mich kostete" (vergl. S. 49 meiner Abhandlung über C. F. Meyer); dahin gehört auch die auf S. 328 namhaft gemachte abgekürzte Redensart „versteht sich".

Nachdem ich versucht habe, einige Mißverständnisse des Verfassers, die auf mangelhafter Kenntnis des Schweizer Dialekts beruhen, richtigzustellen, wende ich mich der Aufhellung einiger dunklen oder zweifelhaften Punkte und der Kritik einiger Aufstellungen zu.

Das Wort „ennetbirgisch", das W. im schweizerischen Idiotikon nicht gefunden hat, steht daselbst I, 268 unter ënent. Es entspricht wörtlich, nicht dem Sinne nach, dem Adjektiv ultramontan und wurde in der alten Eidgenossenschaft mit Bezug auf die sogenannten „gemeinen Herrschaften" im Tessin gebraucht; so sagt z. B. Zschokke in „Des Schweizerlands Geschichten für das Schweizervolk" (Aarau 1822, S. 168): „Der Glaubenszwist unter den Eidsgenossen und ihren Unterthanen hatte unterdessen auch in den ennetbirgischen oder italienischen Landvogteien, jenseits des Gotthards, viele Herzen getrennt".

Der S. 315 erwähnte Satz aus Gotthelf ist darum dunkel, weil er unvollständig citiert ist. Er heißt (Uli der Knecht, hg. v. F. Vetter bei Reclam, S. 91): „Der Johannes meinte, sie hätten immer das

Stübli, oder man könnte am Sonntag die Hinterstube heizen; es trage es einem wohl ab, wenn man die Diensten nicht in der Wohnstube haben möchte". W. bezog den Satz „es trage es einem wohl ab" auf den folgenden Nebensatz, während er auf den vorhergehenden Hauptsatz geht und demnach bedeutet: es verlohne sich wohl der Mühe oder der Kosten, die Hinterstube zu heizen, wenn man dafür die Dienstboten nicht in der Wohnstube haben müsse.

„In einer Nöte" S. 323 zeigt noch den mittelhochdeutschen Dativ der i-Deklination, vielleicht mit Anlehnung an die Mehrzahl wie in Schläfe, Stätte; ähnlich Ängstesprung (Goethe, Faust V 1783) und ohne Umlaut Burgemeister (Hermann und Dorothea IV 20).

„Sich verstimmen" S. 329 übersetzt Sachs-Villatte mit „se désaccorder", aber nur von Instrumenten, von denen übrigens der Ausdruck verstimmt auch ursprünglich übertragen ist.

Daß fast im Schweizerdeutschen vielfach die altdeutsche Bedeutung des Adverbs zu fest beibehalten hat, bestreite ich keineswegs (vergl. Idiotikon I 1111). Ob aber Schiller in dem Satze: „Schwer ist's und fast gefährlich, ihn zu schonen" das fast als sehr versteht, wie Heyne meint, ist doch nicht so sicher. Da Tschudi bei dieser Stelle nicht als Quelle diente, ist man auf innere Gründe angewiesen. Hat „beinahe gefährlich" einen Sinn? Wenigstens ist die Steigerung denkbar: es ist gefährlich, Geßler zu schonen, ja ich möchte beinahe sagen, es ist gefährlich. Wenn auch Schiller mit Absicht gerade im Tell viele Archaismen und Provinzialismen einflicht, so darf man doch, wo eine andere Deutung möglich ist, nicht ohne weiteres den außergewöhnlichen Sprachgebrauch annehmen.

Unbegreiflich ist mir der Tadel des Adjektivs nett S. 323, das W. doch gar zu zierlich klingend findet. Das eben will Meyer, der das weibische Wesen Gnadenreichs dem männlichen Wulfrins entgegenstellt.

Das schweizerische „einem wüst sagen" führt W. unmittelbar auf „einem sagen" = einen nennen zurück. Die beiden Vorstellungen sind ähnlich, aber nicht gleich. Beim ersten Ausdruck tritt zum Zeitwort ein Adverb der Art und Weise hinzu, beim zweiten ein Objekt; dort kommt es also hauptsächlich auf das Wie an, hier auf das Was.

In dem Streite über wünschbar und wünschenswert S. 330 stelle ich mich auf die Seite Blümners in der angezogenen Broschüre „Zum schweizerischen Schriftdeutsch" S. 19 (nicht 119; das Büchlein umfaßt überhaupt nur 56 Seiten); denn —bar hat nirgends die in dem spät entstandenen wünschbar liegende Bedeutung von: was man thun soll, wohl aber bezeichnet es oft, was man thun kann. Wahr-

scheinlich wird indes das Adjektiv schon durch das davon abgeleitete Substantiv **Wünschbarkeit** erhalten bleiben.

Zum Schlusse sei noch die Befriedigung über das Bemühen ausgesprochen, einen neueren Dichter sprachlich zu würdigen, der, obschon er gelegentlich Arbeiten aus seiner heimischen Mundart und aus dem Französischen aufnimmt, doch nicht nur durch Ursprünglichkeit, sondern auch durch Reinheit und Sorgfalt des Ausdrucks die meisten übertrifft. Möchten andere moderne Schriftsteller ebenfalls einer so gründlichen Prüfung teilhaftig werden, sowohl um ihrer selbst willen als zur Ausfüllung der Lücken in unsern Wörterbüchern!

Sprechzimmer.

1.

Noch einmal der Buttlerbrief.

Da ich in meinen Dispositionen (Hannover, bei Hahn, 1895) auch die Frage behandelt habe: „Geht aus Schillers Wallenstein hervor, daß letzterer ein schändlich Spiel mit Buttler getrieben?“ und darin zu dem Schlusse gekommen bin: „Aus dem Stücke ist nicht zu erweisen, daß Wallenstein dies Spiel mit Buttler getrieben“, so sehe ich mich nun verpflichtet, Stellung zu nehmen zu dem Aufsatz dieser Zeitschrift (13. Jahrg., H. 12) „Der Buttlerbrief“; denn in diesem Aufsatze behauptet der Verfasser zwei Beweisstellen für die Echtheit des Briefes beizubringen. Sehen wir uns diese Stellen an.

Zu W. T. II 6, wo es heißt: „B. Ich las **den** Brief. O. Ich auch — doch anders lautete **sein** Inhalt. Durch Zufall bin ich im Besitz **des** Briefes ... (Er giebt ihm **den** Brief)“, sagt der Verfasser: „Wäre der Brief, den O. dem B. giebt, gefälscht, so könnte es doch nur heißen: Er giebt ihm **einen** Brief, denn durch den bestimmten Artikel wird ausgedrückt, daß es derselbe Brief ist, von dem im Gespräche die Rede war, also der Brief, den W. geschrieben hat“. Abgesehen davon, daß im Gespräche nicht von **einem** Brief die Rede ist, sondern von einem dem B. und von einem dem O. bekannten Briefe W.s, die beide ganz verschieden lauten, ist doch auch eine andere Auffassung der fraglichen Bemerkung möglich. O., die Ankunft B.s erwartend, hat den zur Erreichung seines Zweckes so notwendigen Brief — ob er gefälscht oder nicht gefälscht ist, lassen wir beiseite — offenbar entweder neben sich auf den Tisch gelegt oder in die Brusttasche gesteckt, um ihn sofort zur Hand zu haben. Wenn er nun sagt: „Durch Zufall bin ich im

Besitz des Briefes u. s. w.“, so ist mit diesem Ausdruck offenbar ein Hinweis auf den auf dem Tisch liegenden Brief verbunden, oder falls O. ihn in der Tasche hat, so ist anzunehmen, daß er ihn bei diesen Worten hervorzieht. Fügt aber S. dann in Parenthese hinzu: „Er giebt ihm den Brief“, so kann es sich m. E. nur um den von O. schon gezeigten und von B. schon gesehenen Brief handeln, und da war der bestimmte Artikel ebenfalls am Platze.

Zweitens führt Verfasser die von Kellermann II S. 93 beigebrachte Stelle des Manuskripts an, wo Illo von B. sagt: „Was hast du mit dem stillen Mann gemacht? Der kommt hierher, ganz Ernst für dich und Eifer“ und wo W. erwidert: „Er ist der unsre, und ich weiß warum“. Verfasser knüpft daran die Frage: Wie soll diese Stelle verstanden werden, wenn sie sich nicht auf den Buttlerbrief bezieht? Da ist doch auch folgende Antwort möglich: W. weiß es darum, weil die kränkende Antwort aus Wien dem B. durch seine (W.s) Hand zugegangen ist; er kennt also dieselbe, und bei seiner Kenntnis des Charakters von B. ist er berechtigt, anzunehmen, daß dieser sich ihm nun völlig in die Arme werfen werde. Es geht also auch daraus nicht notwendig hervor, daß W. den Brief nachträglich verändert habe.

Nun hat Verfasser manches vorgebracht, was für seine Auffassung spricht; aber bezüglich der Hauptstelle (W. T. III 4), die zu der Annahme einer Fälschung durch O. Veranlassung gegeben hat, findet er sich nur mit den dürren Worten ab: „Dagegen will ich nicht leugnen, daß in dem Umstand eine Schwierigkeit liegt, daß W. sich seines Vergehens gegen B. absolut nicht erinnert“. Kann man im Ernst hier von einem absoluten Nichterinnern sprechen? Behalten doch wir Menschen gerade das Schlechte, was wir verüben, am besten! Und zeigt W. doch auch sonst ein gutes Gedächtnisvermögen! Wenn man aber von einem Nichterinnern hier nicht gut sprechen kann, dann sind die Worte W.s absolut unverständlich, bei der Annahme, er habe den Brief zu Ungunsten B.s abgeändert. Das hat auch Kellermann eingesehen und darum die oben citierte Stelle aus dem Manuskript zur Stütze herangezogen; aber auch sie halte ich, wie ich oben dargelegt, nicht für beweisend.

Bemerken möchte ich dem Verfasser noch, daß O. nicht immer mit der Zunge wahr ist. Ist er wirklich nur durch Zufall im Besitz des Briefes? Zugeben will ich dem Verfasser, daß O. den in die Falle gelockten B. so wie so in der Gewalt hatte (vergl. W. T. II 4). Aber es war doch anzunehmen, daß sein Regiment ihn ebenso befreien würde wie die Pappenheimer Max, und ließ ihn O. fortschaffen, so blieb eben sein Regiment doch in W.s Gewalt. Wenn ich auch durch die Gründe des

Verfassers nicht überzeugt bin, so kann ich anderseits nicht umhin, auch hier zu erklären, was ich schon am Schluß meiner Disposition gesagt habe: „Immerhin ist es ein Mangel, daß Schiller diesen so wichtigen Punkt so dunkel gelassen hat.“

Breslau. **A. Zimmermann.**

2.

Anklänge an Günther in Goethes Faust I.

Wie sehr Goethe die dichterischen Anlagen Joh. Chr. Günthers schätzte, wissen wir aus seinen anerkennenden Worten in Wahrheit und Dichtung. Er wird des schlesischen Dichters Gedichte oft gelesen haben, um so mehr, als auch er selbst verstand, was er von jenem sagte, „im Leben ein zweites Leben durch Poesie hervorzubringen“. Daß bei dem häufigeren Lesen manche Gedanken Günthers sich in Goethes Gedächtnis festsetzten, wird niemanden Wunder nehmen, und es erscheint auch nicht weiter auffallend, wenn ähnliche Gedanken in ähnlicher Form sich bei dem geistesverwandten Goethe, zumal im ersten Teile des Faust, wiederfinden, z. B.:

Geistl. Lieder[1]) 38, 33: Laß mich an der Brust erwarmen.
Goethes Faust I, S. 312: Laß mich an ihrer Brust erwarmen.
Weltl. Lieder 27, 16: Was hast du, Herz, von aller Lust?
Dies, daß du Reu' und Leid gewonnen
Und wissen und entbehren mußt.
Goethes Faust I, S. 267: Was kann die Welt mir wohl gewähren?
Entbehren sollst du, sollst entbehren.
Weltl. Lieder 40, 68: Ein solcher Fang ist hoch zu schätzen,
Zumal wer unsre Zeit bedenkt,
Wo mancher mit vergoldten Netzen
Forellen sucht und Frösche fängt.
Goethes Faust I, S. 245: Mit gier'ger Hand nach Schätzen gräbt
Und froh ist, wenn er Regenwürmer findet.
Satiren I, 1, 5: Von Leipzig aus, wo Kunst und Linden blühn
Und Witz und Höflichkeit die Länder an sich ziehn.
und Briefe II, 12, 9: Zumal in jener Stadt, wo Fleiß und Linden blühn,
Wo Kunst und Höflichkeit die Länder an sich ziehn.
Goethes Faust I, S. 281: Mein Leipzig lob' ich mir,
Es ist ein klein Paris und bildet seine Leute.

So dachte ich auch bei den folgenden Stellen gleich an Goethe, ohne aber eine ähnliche Stelle in seinen Werken nachweisen zu können:

---

1) Ich citiere Günther nach der Ausg. vom J. 1735 und Goethe nach der Cottaschen v. J. 1875.

Weltl. Lieder 44, II, 24: Wie froh, wie selig lebt ein Mann,
Der nur, was die Natur ihn selbst gelehrt,
Und weiter nichts vergessen darf!

und Satiren I, 6, S. 399: Was hilft's, mit Aug' und Witz in alle Zeiten schaun,
Im Reiche der Natur sich durch den Abgrund traun,
Mit Flügeln der Vernunft bis an die Sterne setzen,
Und nichts zu tief, zu hoch, noch unergründlich schätzen!

Braunschweig. **Otto Schütte.**

Vorschläge zur Xenophon-Übersetzung im Anschluß an die deutsche Armeesprache. Von Oberlehrer Dr. Max Hodermann. Sonderabdruck aus der Festschrift zur 350jährigen Jubelfeier des Fürstl. Stolbergschen Gymnasiums zu Wernigerode. Wernigerode 1900, Druck von B. Angerstein. 25 S.

Unterzeichneter Referent hatte schon einmal in dieser Zeitschrift (XII. Jahrg., 10. Heft, S. 678 flg.) Gelegenheit, in anerkennenden Worten eines Werkchens[1]) zu gedenken, in welchem Hodermann, von der Erwägung ausgehend, daß es wünschenswert sei, bei der Erklärung eines kriegsgeschichtlichen Werkes des Altertums der militärischen Sphäre in Bezug auf Terminologie und Phraseologie Rechnung zu tragen, mit großem Geschick den Versuch gemacht hatte, unsere Armeesprache in den Dienst der Cäsar-Übersetzung zu stellen. Ohne Zweifel wird durch ein solches Verfahren die Lektüre viel verständlicher, anregender und lebendiger gestaltet, als wenn die Schüler sich abmühen, mit allerlei unmilitärischen, aus dem Lexikon zusammengesuchten Wendungen und Redensarten den Cäsar in ihr „geliebtes Deutsch" zu übertragen. Die günstige Aufnahme, die der glückliche Gedanke Hodermanns allenthalben gefunden hat, hat ihn nun ermutigt, in gleicher Weise unsere Armeesprache bei der Übersetzung von Xenophons Anabasis zu verwenden, „einem Werke, in dem alles, was in den Gesichtskreis des bloßen Soldaten fällt, gesund und scharf aufgefaßt, frisch und lebendig dargestellt ist".

Die Grundsätze, nach denen Hodermann in der früheren Schrift seinen Plan durchzuführen gesucht hatte, sind auch hier wieder beobachtet, indessen hat er außer den schon früher benutzten Reglements der preußischen Armee, der Geschichte des deutsch-französischen Kriegs 1870/71

---

1) Unsere Armeesprache im Dienste der Cäsar-Übersetzung. Von Max Hodermann. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung, 1899. Preis 75 Pf.

und dem 3. Bande der gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Grafen v. Moltke auch noch die vom Großen Generalstab 1886 bez. 1895 herausgegebene Geschichte des deutsch-dänischen Kriegs 1864 sowie die des zweiten schlesischen Kriegs 1744/45 zu Grunde gelegt. Neben den genannten größeren wissenschaftlichen Werken sind endlich noch kleinere „von frischem, echt soldatischem Geiste erfüllte" Darstellungen herangezogen worden, wie z. B. die schöne Arbeit des Hauptmanns Karl Tanera: Der Krieg 1870/71, dargestellt von Mitkämpfern. München 1896.

Um nun zu zeigen, in welcher Weise bei den Schülern mit Hilfe der deutschen militärischen Dienstsprache ein wirkliches, nachhaltiges Verständnis von Xenophons Anabasis erweckt werden soll, wählt Hodermann als Probe das Kapitel: Marsch einschließlich Sicherung, Aufklärung und Gelände und giebt eine Reihe von Übersetzungsvorschlägen, von denen wir beispielsweise folgende aufführen:

Ἄγω.[1]) — *κατάγεσθαι ἐπὶ τὸ στρατόπεδον* = einrücken (in die Biwaks), rücken (in die Winterquartiere), rücken lassen (in Quartiere).
παράγειν τοὺς λόχους = aufmarschieren lassen (wenn während des Reihenmarsches [*κατὰ κέρας*] der Feind von vorn erscheint).

Βαίνω. — *ἀναβαίνειν ἐπὶ τὸν ἵππον* = aufsitzen.
καταβαίνειν ἀπὸ τοῦ ἵππου (und das sinnverwandte *καταλείπειν τὸν ἵππον*) = absitzen.[2])
βάδην = schrittweise, langsam, im Schritt.
βάσιμος, βατός, ἄβατος = gangbar bez. ungangbar, wegsam bez. unwegsam, passierbar bez. unpassierbar.

Προσ-γίγνεσθαι = stoßen zu.

Δύναμις = Streitkräfte, Truppen, Heeresabteilung, Heeresteile, Kolonnen, Massen.

Ἐξ-ελαύνειν in der bekannten stereotypen Wendung: *ἐντεῦθεν ἐξελαύνει σταθμοὺς . . . παρασάγγας . . . ἐπί* = Aufbrechend, gelangte er nach einem Marsche von . . ., oder: erreichte er . . ., oder: nach-

---

1) Die Vokabeln sind nach den Stammwörtern geordnet.

2) Mit Recht sagt Hodermann, daß hier dichterische Ausdrücke wie: zu Rosse steigen, das Roß besteigen (Uhland), das Roß beschreiten (Schiller) u. a. keinesfalls verwendbar sind. Überhaupt sind, ebenso wie ein Dichter nicht in triviales, alltägliches Deutsch, sondern in ein möglichst poetisch gefärbtes Deutsch übersetzt werden soll, anderseits mit demselben Rechte m. E. poetische Wendungen und Redensarten bei der Wiedergabe fremdsprachlicher Prosastücke grundsätzlich zu vermeiden, und der Lehrer muß teils durch gewissenhafte, unermüdliche Verbesserung der Schülerübersetzung, teils durch eigene Musterübersetzung das sprachliche Empfinden des Schülers schärfen und ihm so den Unterschied zwischen dichterischer und prosaischer Ausdrucksweise immer mehr zum Bewußtsein bringen.

dem er in ... Tagen ... Kilometer zurückgelegt hatte, gelangte er ...[1])

Ἐλαύνων ἀνὰ κράτος = in schneller Gangart, in scharfem Trabe, in scharfem Galopp, in scharfem Tempo, in beschleunigtem (wildem) Ritte.[2])

Ἐπιτήδεια = Lebensmittel, Proviant, Mundvorrat, Verpflegung; in jüngster Zeit ist auch die Bezeichnung „Brot" im Sinne von Unterhalt in Aufnahme gekommen, wie aus mehreren Stellen des Generalstabswerks über den zweiten schlesischen Krieg hervorgeht.

Ἔρχεσθαι (ἥκειν) = eintreffen, anlangen, einrücken in, gelangen nach.

Ζεῦγος, τὰ ζεύγη = Fuhrwerk, Fahrzeug, Fuhrwesen, Wagen, Karren.

Εὔ-ζωνος = gewandt.

Θεῖν δρόμῳ = im Laufschritt vorgehen.

Θόρυβος = Alarm.

Ἐφ-ίστασθαι = Halt machen.

Κινεῖν τὸ στρατόπεδον = das Lager abbrechen, aufbrechen, abrücken, ausrücken, abziehen, sich in Marsch setzen, sich in Bewegung setzen.

Κραυγή = Hurra, Hurraruf, sonst auch unter Berücksichtigung andrer Situationen mit Lärm, Geschrei, Rufen wiederzugeben, landläufige Ausdrücke, die sich auch im militärischen Sprachgebrauch finden.

Λείπειν = räumen. Die passiven Formen des Verbums dienen zur Übersetzung des Begriffs „Nachzügler".

Προσ-μειγνύναι = aufschließen.

Συμ-μειγνύναι = im Verein mit, gemeinschaftlich mit.

Ἐκ-μηρύεσθαι = sich entwickeln, heraustreten (statt des früher gebräuchlichen „debouchieren").

---

1) Als einsichtsvoller Pädagog verlangt Hodermann ganz richtig, daß der Schüler, damit er sich nicht daran gewöhne, leere Worte zu übersetzen, die Parasangen, ebenso wie die übrigen Maße, umrechne (1 Parasange = 5,5 Kilometer = $\frac{3}{4}$ geogr. Meile; nach Dörpfelds Berechnung allerdings nur = 4,92 Kilometer). Für das Kilometer brauchen größere Truppenverbände unseres Heeres bei größeren Entfernungen unter günstigen Verhältnissen einschließlich der für gewöhnlich erforderlichen Halte etwa 15 Minuten.

2) Die beliebte Übersetzung unserer Tertianer „aus Leibeskräften" wird mit Recht als unmilitärisch zurückgewiesen, ebenso wie die Verdeutschungen: mit aller Macht oder spornstreichs.

Ὁδός. — ἄφοδος = a) Abmarsch, Abzug; b) Rückmarsch, Rückzug.
ἔξοδος = Streifzug (zum Zwecke der Beitreibung von Lebensmitteln und Futter. Die dazu bestimmte Abteilung, προνομή, entspricht unserem „Requisitionskommando").
πάροδος = Durchmarsch, Durchzug.
εὔοδος, εὐπρόσοδος = zugänglich, gangbar.

Ὅπλον. — ἐν τοῖς ὅπλοις εἶναι = unter den Waffen stehen, in Waffen stehen.
παραγγέλλειν εἰς τὰ ὅπλα = alarmieren.
ἐκέλευσε προβαλέσθαι τὰ ὅπλα entspricht unserm Kommando: Zum Sturm Gewehr — rechts!

Ἀνα-παύεσθαι = ruhen, rasten, sich erholen.

Πεδίον ἅπαν = völlig freies Feld (Gelände).

Πλαίσιον = Karree.[1]) Das στόμα des πλαισίον entspricht unserer Tete (Spitze), die οὐρά dagegen ist als Nachspitze oder Nachhut (Queue) anzusehen.

Πορεύεσθαι = a) rücken, marschieren, seinen Weg nehmen, die Straße nach . . . einschlagen (bei Bewegung von Truppenkörpern); b) sich begeben, sich verfügen (wenn die Rede vom Oberbefehlshaber oder einem höheren Offizier überhaupt ist).
πορεύεσθαι νυκτός = Nachtmarsch.
πορεύεσθαι πεζῇ = Fußmarsch.
Für die Beschaffenheit der Wege werden die Adjectiva vorgeschlagen: bequem, benutzbar, schwer benutzbar, beschwerlich, schwierig, ungünstig, grundlos.

Σημαίνειν. — ἐπειδὰν δὲ σημήνῃ τῷ κέρατι ὡς ἀναπαύεσθαι = auf das Signal Zapfenstreich.
ἐπειδὰν ὁ σαλπιγκτὴς σημήνῃ τὸ πολεμικόν = auf das Signal Alarm.

Σκέπτεσθαι, σκοπεῖν = rekognoszieren, aufklären, beobachten.

Συ-σκευάζεσθαι = sich zum Ausrücken fertig (marschbereit, marschfertig) machen.

Σταθμός = Quartier, Biwak, Marschziel.
μακρὸς (μακρότατος) στ. = starker (weiter, weitausholender) Marsch.[2])

---

1) Daß sich jetzt auch in unserer Heeressprache erfreulicherweise das Bestreben geltend macht, entbehrliche Fremdwörter durch rein deutsche Ausdrücke zu ersetzen, zeigen die neueren Veröffentlichungen des Generalstabs, in denen das Fremdwort „Karree" durch „Viereck" ersetzt worden ist.

2) Die gewöhnliche Weite eines Tagemarsches betrug auf dem Zuge der Zehntausend nach Rüstow und Köchly 3 $\frac{3}{4}$ deutsche Meilen = 5 Parasangen = 24,5 Kilometer. Unsere Märsche, bei denen alle Rücksichten auf Schonung der Truppen gestattet sind, werden durchschnittlich auf etwa 22 Kilometer bemessen.

Στόλος. — *ὁ στ. ἐστὶ ἐπὶ βασιλέα* = es geht gegen den Großkönig.
Τιθέναι. — *τίθεσθαι τὰ ὅπλα* = die Gewehre zusammensetzen.
ἀνατίθεσθαι sc. *τὰ σκεύη* = die Bagage (das Gepäck) verladen.
Ἐκ-τρέπεσθαι = abschwenken, ab- oder ausbiegen.
Σκευο-φόρα = Bagage und Train.
Σκευο-φόρος = Trainknecht.
Χώρα (Syn. *χωρίον, τόπος*) = Gelände, Örtlichkeit, Landstrich, Landschaft, Boden, Raum, Punkt, Platz.
δυσχωρία = schwieriges (ungünstiges) Gelände, ungünstige Bodenverhältnisse.
στενοχωρία (*χωρίον στενόν, ὁδὸς στενή*) = Engpaß, Engweg, Wegenge, Engnis, Hohlweg.[1])

Die angeführten Proben mögen genügen, um, wie Hodermann sagt, „die Methode zu veranschaulichen, nach der gerade unter den gegenwärtigen Verhältnissen ein Kriegsschriftsteller des Altertums behandelt werden muß, wenn anders Leben in die tote Masse kommen und das Werk desselben mehr sein soll, als ein Phantom für grammatische Secierübungen ... Aus der Art und Weise aber, wie die Schule der Jetztzeit, nachdem die grammatischen Exkurse von der Tagesordnung abgesetzt sind, ihren Zöglingen einen antiken Autor schmackhaft zu machen versucht, möge man ersehen, daß sie bestrebt ist, auch das scheinbar Kleine und Unansehnliche unter höherem Gesichtspunkte zu betrachten, und daß sie vor allem sich der vornehmen Pflicht bewußt ist, schon den zarten Sinn des Knaben für das zu begeistern und zu erwärmen, was allzeit des deutschen Mannes höchster Stolz gewesen ist, für das deutsche Heer!" Wir schließen unsere Besprechung mit der warmen Empfehlung der Übersetzungsvorschläge Hodermanns, die für jeden Lehrer beim Xenophon-Unterricht eine reiche Fundgrube guter und passender Verdeutschungen bilden werden.

Dresden. Dr. **Woldemar Schwarze.**

Deutsche Poetik. Formenlehre der deutschen Dichtkunst. Für die Oberklassen höherer Bildungsanstalten wie zum Selbstunterricht verfaßt von weiland Dr. Otto Lange, neu bearbeitet von Professor Dr. Richard Jonas, Direktor des Königl. Wilhelms-Gymnasiums zu Krotoschin. 6. Auflage. Berlin 1900, R. Gaertners Verlagsbuchhandlung. gr. 8°. 124 S.

Verfasser führt uns in dem sehr empfehlenswerten Buche das Wesen der Poesie vor, die er S. 1 die geistigste von allen schönen Künsten

1) Wir können also auch hier sehr wohl auf das vielgebrauchte Fremdwort Defilee verzichten.

nennt, weil sie die Gebilde der Phantasie nicht für die äußere Anschauung sichtbar hinstellt, sondern in rein geistige Formen kleidet. Er verwendet zu diesem Zwecke einfache, leicht verständliche Beispiele aus der deutschen Litteratur und hat sich gerade dadurch ein um so größeres Verdienst um die Gestaltung des deutschen Unterrichts erworben, als die Poetik, wie schon früher, so namentlich nach den neuen preußischen Lehrplänen lediglich im Anschluß an die Lektüre der klassischen Dichtwerke und nicht als besonderer Unterrichtsgegenstand behandelt werden soll.

Wollstein. Dir. Dr. **K. Löschhorn.**

Goethe-Jahrbuch. Herausgegeben von Ludwig Geiger. XXI. Band. Mit dem fünfzehnten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft. Frankfurt a. M., Litterarische Anstalt, 1900.

Bald nach Goethes Jahrhundertsfeste begrüßt uns der Eingang des einundzwanzigsten Jahrbuches mit der liebwertesten Gabe, die das Goethe-Schiller-Archiv als Geschenk der herrlichen Ulrike verehrt, die noch im vorletzten Monate des Jubeljahres der Welt entrissen wurde. Die Mitteilungen beginnen mit „Briefen Goethes an Ulrike v. Levetzow und ihre Mutter Amalie v. Levetzow geb. v. Brösigke", die Suphan mit gewohnter Meisterschaft herausgegeben hat. Am 28. Oktober 1887 verehrte die Besitzerin diesen Schatz der Großherzogin Sophie von Sachsen mit der Bitte, die Briefe dem Goethe-Archiv unter Wahrung Höchstihren Eigentumsrechtes einzuverleiben und ganz nach Gutdünken über die Veröffentlichung zu verfügen. Diese noch bei Lebzeiten der Stifterin herauszugeben, schien ausgeschlossen; jetzt erscheinen sie als holde Gabe, als erwünschteste Quelle für den Bestand und besonders den Ausgang des einzigen Verhältnisses. Schon im achten Jahrgange des Goethe-Jahrbuches hat v. Loeper Mitteilungen darüber gemacht, die zunächst Nachrichten von der Familie Levetzow geben, sodann Auszüge der bis dahin noch ungedruckten Tagebücher Goethes von 1822 und 1823, aber von Briefen nur einen der Frau v. Levetzow vom Jahre 1829 und zwei Nachschriften Ulrikens von 1824 und 1827 enthalten. Merkwürdig hat v. Loeper in der ihm eigenen Hast übersehen, daß das Tagebuch von 1821 ausführlichen Bericht giebt über Goethes Aufenthalt in Marienbad im Jahre 1821. Daß auch sonst v. Loepers Arbeit mancher Berichtigung bedarf, gesteht Suphan selbst ein. Einiges Nähere über die Marienbader Liebe teilten Ludwig Stettenheim im Jahre 1893 und Prof. Prem in seinem schon in zweiter Auflage erschienenen „Leben Goethes" mit. Den ausführlichsten Bericht gab ich im Jahre 1897 in der „Erläuterung zu Goethes lyrischen Gedichten" III, 150—168, der aber Suphan ent-

gangen zu sein scheint. v. Loeper begann das Verhältnis mit dem Jahre 1822, obgleich seine Quellen ihn in eine frühere Zeit verwiesen. Schon ein Brief Goethes an seinen Sohn vom 22. August 1821 meldet diesem, daß er in Marienbad in dem Hause, wo er eingekehrt sei, eine recht artige Ulrike gefunden. Genauer berichtet darüber das Tagebuch, und durch Stettenheim und Prem haben wir mehreres Einzelne erfahren. Am 21. August überraschte Ulrike bei dem großen Mahle, das der Abt von Tepl Karl Kaspar Reitenberg Goethe zu Ehren gab, den Dichter mit einer schönen Blumengabe. Goethe schenkte ihr den eben erschienenen ersten Band seiner „Wanderjahre“ mit ein paar eingeschriebenen Prosazeilen. Als Ulrike den Band zu lesen begonnen hatte, bemerkte sie ihm: „Herr Geheimrat, das verstehe ich nicht, da muß doch etwas vorhergegangen sein“; Goethe erwiderte: „Jawohl, da hast du ganz recht, aber das darfst du noch nicht lesen (Wilhelm Meisters Lehrjahre); das will ich dir erzählen.“ Mit diesen Worten führte er sie an eine Bank, auf welche beide sich niederließen, und erzählte ihr in kurzem die Geschichte des jungen Wilhelm Meister. Der älteste jetzt mitgeteilte Brief steht am Ende unserer Sammlung als Anhang mit der Bezeichnung: „Entwurf eines Briefes an Ulrike (Jahreswende 1822/23?)“. Das Datum scheint nicht richtig, es muß heißen: Weihnachten 1822. Der Brief beginnt: „In diesen heiligen Nächten, von welchen Shakespeare sagt (hier sollte die Übersetzung von vier Versen aus der Eingangsscene des „Hamlet“ stehen), habe ich umständlich und ausführlich von Ihnen geträumt. Ich fand Sie freundlich und hübsch, anmutig und schön, so liebenswürdig als möglich und mir, wie immer, gewogen. Ihre Gegenwart war mir unentbehrlich geworden, und alle traumartigen Hindernisse, die mich in der großen palastähnlichen Wohnung von Ihnen zu entfernen sich fügten, vermochten es nicht. Ich war immer wieder an Ihrer Seite, gleich vertraut und vertrauend, ich verweilte statt zu gehen, und wenn ich gegangen war, kam ich wieder, sogar daß es mir zuletzt schien, beschwerlich geworden zu sein. Ich beschied mich, eilte nach der Thüre eines großen Gartens, die ich aber verschlossen fand.“ Ganz ähnliche Träume finden sich bei Goethe sonst, besonders in den „Lehrjahren“. Unser Brief schließt: „Sollte das nicht auf eine recht innerlichste Zuneigung deuten, auf unbezwingliche Anhänglichkeit und wahre Liebe? Dies sei also gleich zu Papier gebracht, damit der wache Traum des Lebens diese lieblichen Erscheinungen nicht unbemerkt verschwinden mache.“ In solcher Stimmung fand sich Goethe nach monatlicher Trennung von der Geliebten. Diese aber hatte gerade um dieselbe Zeit seiner gedacht und ihm ihren Dank ausgesprochen, aber auch von der längeren Krankheit ihrer Mutter berichtet. Deshalb kassierte Goethe seinen noch nicht

abgeschickten Brief und schrieb dafür am 9. Januar 1823 einen neuen, worin es hieß, ihr holder Brief habe ihm ein doppeltes Vergnügen gewährt, da gerade zu derselben Zeit ihre willkommene Gestalt lebendiger und klarer als je seinem inneren Sinne erschienen sei, wonach es sich erkläre, daß er zu gleicher Zeit ihrer gedacht habe. Dabei äußerte er der Mutter die besten Wünsche und Grüße, deren er als eines glänzenden Sterns seines früheren Horizonts gar gern gedenke. Hatte er ja diese als die vollendetste Schönheit verehrt, die ihm als Vorbild seiner Pandora im Sinne lag. Noch im Jahre 1807 berichtete er seiner Christiane von ihrem lieblichen Umgange, der ihn bei zufälligem Begegnen wieder erfreut habe. Diese muß sie auch in seinem Hause gesehen und viel von ihr vernommen haben.

Am nächsten 23. April lud Ulrikes Großmutter den Dichter in ihr Haus zu Marienbad ein, wo er bald ihre Tochter, die ihn von Kindheit an so hoch verehrt habe, und ihre drei Enkelinnen finden werde; Ulrikchen werde sich besonders freuen, wenn er sie wieder sein Töchterchen nenne, worauf sie stolz sei. Goethes Sommerbesuch in Marienbad begann am 2. Juli, am 17. sah Frau v. Levetzow sich veranlaßt, nach Karlsbad abzureisen, um dem Gerede von des Dichters Liebe zu ihrer Tochter Ulrike ein Ende zu machen; aber sie hatte ihm gestattet, kurz vor seinem Geburtstage nach Karlsbad zu kommen, um diesen dann auf das heiterste mit ihnen zu feiern. Eine Liebeserklärung Goethes war gar nicht erfolgt, und was von einer Einwirkung des Großherzogs von Weimar auf Frau v. Levetzow berichtet wird, ist größtenteils nichts als leeres Gerede. Wahr ist nur, daß alle Kurgäste in Marienbad die Überzeugung hatten, Ulrikens kindlich bezaubernde Reize hätten es Goethe angethan. Dieser selbst blieb in äußerster Aufregung noch bis zum Nachmittag des 20., wo er nach Eger reiste. Schon am folgenden Tage schickte er von hier Musikalien, die er vom Großvater v. Brösigke zur Sendung an Ulrike erhalten hatte, an Frau v. Levetzow ab. Sein Begleitschreiben lautete: „Dieser Sendung wird die allerliebste Ulrike wohl ein heiteres Gesichtchen zuwenden, das Ihr so wohl steht. Die Klaviernoten sind vom Großpapa, die Stimmen vom wohlbekannten Freunde, da sie vielleicht gelegentlich angenehm sein könnten. Wie befindet sich die liebe Mutter? mit ihren schönen Kindern? Tausend Grüße, Wünsche u. dergl. Treulich, wie immer. Diesmal ungeduldig (in Erwartung der Zusammenkunft in Karlsbad).“ Welche Stimmen Goethe (der wohlbekannte Freund) geschickt habe, kann man zweifeln; möglicherweise waren es die unter der Überschrift „Äolsharfen“ bekannten Strophen, die im vorigen Jahre nicht ohne Beziehung auf Ulrike entstanden waren. Am 25. begab sich Goethe zu dem verabredeten Besuche nach Karlsbad, der

in aller Heiterkeit verlebt wurde. Die Geburtstagsfeier fand in Ellbogen statt, wo die drei Töchter Goethe das große Glas schenkten, das die Medaillons der drei Schwestern mit Bezeichnung ihrer Vornamen zeigte. Am 5. September schied Goethe von der ihm so sehr ans Herz gewachsenen Familie Levetzow. Jetzt erst lernen wir den Brief kennen, den er am 9. an Frau v. Levetzow schrieb. Hier heißt es: „Denken Sie sich, liebe teure Freundin, die vergangenen mehreren Wochen, besonders aber die letzteren, so werden Sie jeden Tag von meiner Dankbarkeit durchwoben finden, die ich jetzt einzeln weder aufdröseln möchte noch könnte; ich schiebe daher Alles Ihrem lieben Gemüte zu, das wird an meiner Stelle das Beste thun, und wenn ich mich nun zu der Tochter wende (diese Bezeichnung war jetzt an die Stelle des früheren Töchterchens getreten), so geht es mir ebenso; doch da sie selbst mit Worten nicht freigebig sein mag, so verzeiht sie mir wohl, wenn ich diesmal auch zurückhalte. Doch wenn mein Liebling, wofür zu gelten sie nun einmal nicht ablehnen kann (das Wort Geliebte wagte er nicht zu gebrauchen), sich manchmal wiederholen will, was sie auswendig weiß (daß er sie liebe), so wird sie sich alles besser sagen, als ich in meinem jetzigen Zustand vermöchte; dabei, hoffe ich, wird sie nicht ableugnen, daß es eine hübsche Sache sei, geliebt zu werden, wenn auch der Freund manchmal unbequem fallen möchte. Alle Leute berufen mich über meine gesunde Heiterkeit. Ich danke Jedermann zum allerschönsten, denn ich hör' es gern, da es mich an alle die Heilmittel erinnert, durch die sie mir geworden ist (die heitere Gegenwart der Geliebten). Sollte sie sich aufrecht erhalten, so bringe ich sie zur Quelle (Ulrike) zurück; sollte sie sich verlieren, so weiß ich, wo ich sie wiederfinden könnte." Hier kann ich Suphan unmöglich beistimmen, der in dem Briefe das findet, was man im bürgerlichen Leben die Erklärung nenne, wenigstens komme es dieser ziemlich nahe; die eigentliche Werbung werde nicht gethan, da Frau v. Levetzow es verstanden, zu hindern, daß sie förmlich geschehe. Vielmehr wußte Goethe aus der in Marienbad von der Mutter ihm erteilten Mahnung, daß zunächst von einem Liebesverhältnis gar nicht die Rede sein dürfe, und er hatte die beste Absicht, dieser Mahnung zu folgen; aber wie schlecht es ihm gelang, zeigt gerade dieser Brief auf ganz liebenswürdige Weise. Von Ulrike wendet er sich an die beiden anderen Schwestern; er bezieht sich dabei auf die Bemerkungen, die er an den abendlichen Vorlesungen derselben in Bezug auf ihren Vortrag gemacht hatte. Amalie solle nur das Übermaß vermeiden, Bertha die Perioden, wo es sich schicke, tief anfangen, um hernach den Ausdruck in der Höhe steigern zu können. Dann bittet er um Verzeihung, daß er aus der Ferne den Schulmeister mache, was er so gerne in der Nähe thäte.

Weiter gedenkt er auch des Handel treibenden Grafen Taufkirchen, des besonderen Freundes der Familie, dem er gern alles Beste gönne, seine Schatulle voll Geld, aber verzeihen könne er ihm nicht, daß er am letzten Abend mit interessanten Geschichten ihm die schöne Gelegenheit einer Vorlesung der Töchter geraubt, worauf er sich, vielleicht mit noch jemand, besonders gefreut gehabt. Und wieder kommt er auf Ulrike zurück, die, wenn sie bei solchen Übungen sich freundlich an das Wenige, was er bemerkt habe, mit Neigung erinnern wolle, in kurzer Zeit die Bedeutsamkeit ihres Vortrags, dem ihre natürliche Anmut so viel Gefälliges gebe, gewiß vollenden werde. Er schließt: „Und so wäre ich denn doch wieder in dem lieben Kreise, aus dem ich mich herauszuwinden trachtete, wieder am runden Tisch zwischen Mutter und Tochter, den Schwestern gegenüber in häuslicher Vertraulichkeit. Nun aber mahnt mich der Raum, abzuschließen; ein neues Blatt darf ich nicht nehmen, sonst ginge es ins Unendliche fort. Danken aber muß ich noch bündig und herzlich für die Blicke, die Sie mich in Ihr früheres Leben thun ließen, ich fühle mich dadurch näher verwandt und verbunden. Auch der Tochter möchte ich noch sagen, daß ich sie immer lieber gewonnen, je mehr ich sie kennen gelernt; daß ich sie aber kenne, und wisse, was ihr gefällt und mißfällt, wünscht' ich ihr persönlich zu beweisen in Hoffnung glücklichen Gelingens. So am Ende wie am Anfang treu anhänglich." Der Verliebte vermag gar nicht zu enden, und die Liebe spricht bei allem Verlangen, sich nicht zu verraten, fast aus jedem Worte. Wie wenig er abzuschließen vermochte, ergiebt sich daraus, daß er gleich am folgenden Tage, wohl als Einschluß des längeren Briefes, sechs numerierte geränderte Blättchen, von welchen jedes gleichsam eine einzelne Depesche enthielt, jedes mit dem Datum des 10. September an die Familie Levetzow absandte. Das erste war ein Gedicht „Aus der Ferne", worin er aussprach, daß er es gar nicht fassen könne, Ulrike sei nicht bei ihm; das zweite erklärt einfach die Unmöglichkeit, abzuschließen; das dritte gedenkt einer von dem mit Frau v. Levetzow auf dem innigsten Fuße stehenden Grafen von Klebelsberg in Eger angekommenen Obstsendung, an deren Genuß er teilgenommen; das nächste grüßt die Großeltern, denen er im folgenden Jahre die Zeit melden werde, wann er, sollte er dieses Glück haben, im Sommer nach Marienbad kommen werde; das nächste bittet als Hauptpunkt, die Familie möge es ihm doch mitteilen, wenn sie ihren Aufenthalt verändern sollte, wobei er launig hinzufügt: „Was ich zunächst wünsche, läßt sich leicht erraten (daß sie wieder nach Marienbad komme)." Die Schlußdepesche besagt nur: „Damit das Halbdutzend voll sei, muß ich aussprechen, daß die köstliche Tasse, das holde Glas mich schon hier durch ihren Anblick

erfreut, nicht getröstet. Es war ein schöner Tag des öffentlichen Geheimnisses!" Beim vorigen Geburtstage war er von Frau v. Levetzow mit einer Tasse, von den Töchtern mit einem Glase beschenkt worden, das ihre Medaillons mit den Anfangsbuchstaben der Vornamen enthielt. Hier tritt eine kleine Lücke des Briefwechsels ein, aber Suphan hat glücklich entdeckt, daß der Eintrag im Tagebuch vom 4. November: „Schreiben aus Böhmen, Beantwortung desselben" sich auf Briefe zwischen Frau v. Levetzow und Goethe beziehe. Die erstere wird den Dichter gemahnt haben, sich in seinen Liebesäußerungen zu mäßigen, worauf dieser zustimmend geantwortet haben muß. Eine Erwiderung an die Mutter ist auch der Brief vom 29. November (Brief 5); die Mutter bat wiederholt, des guten Rufes ihrer Tochter zu schonen, die jetzt schon von mancher Seite als Goethes Geliebte genannt werde, was ihrem Glücke nur schädlich sein könne; er möge alles thun, daß sein Verhältnis zu ihrer Familie nur als das vertrautester Freundschaft erscheine. Darauf bezieht sich Goethes Äußerung: „Und so erreiche ich es denn, nach langem Entbehren wieder in die Mitte des heitersten Familienkreises einzutreten und eines Zustandes nunmehr in freier Luft, in Wein- und Obstgärten, wenn auch nur gedankenweise, mich zu erfreuen, eines Zustandes, der mich unter den zwar kurzen, aber doch goldenen Flügeln des herrlichen Straußes (des Gasthofes in Marienbad) höchst glücklich gemacht hatte. Noch jetzt empfinde ich es nach, da eine heitere Vergangenheit, als wäre sie gegenwärtig, ihren reizenden Einfluß ununterbrochen fortsetzt." Absichtlich wird der traurigen Krankheit nicht gedacht, die Goethe seit dem 6. November infolge tiefster Seelenerregung befallen hatte. Als Zelter am 24. November in Weimar ankam, schien Goethe dem Tode nahe, das Atmen fiel ihm äußerst schwer. Zelter sagte in seiner derben, aber treffenden Weise, er habe Liebe im Leibe. Aber infolge der Anwesenheit des Freundes besserte sich der Zustand rasch, so daß er bereits in der Erwiderung an Frau v. Levetzow seines Leidens gar nicht gedachte. Sein folgender Brief vom letzten Tage des Jahres ist für das Verhältnis ohne besondere Bedeutung, enthält fast nur den Wunsch, das nächste Jahr möge ihm günstig sein, dem Erfüllen sich nichts! nichts! entgegensetzen. „Sagen Sie sich untereinander alles in traulicher Stunde, wie es auf der Terrasse im Hin- und Herwandeln weitläufiger auszuführen wäre. Meine nächsten Aussichten aber, deren Gewährung ganz von Ihnen abhängt, lassen Sie mich nicht zu lange entbehren. Wo und wie haben meine Gedanken Sie aufzusuchen?" Die Mutter muß ihm zu seiner Freude mitgeteilt haben, Ulrike sei der Mineralogie nicht mehr abgeneigt. Darauf bezieht sich die Äußerung: „Wenn ein schlankes, liebes Kind sich niederbeugt und, meiner gedenkend, ein Steinchen auf-

hebt, so ist das zu den hundert Stellungen, in denen ich sie vor mir sehe, wieder ein neuer Gewinn; sie mag mir ja die Früchte ihrer Bemühung nicht vorenthalten." Auch vernehmen wir, daß er sich Zeichnungen des Hasenberges, eines von dem Gute Ulrikens aus sichtbaren Basaltkegels, und des nahe bei letzterem befindlichen Hühnerhofes zu verschaffen gewußt hat. Soviel ist klar, am Ende des Jahres 1823 hatte Goethe noch keineswegs entsagt.

Vom Anfange des folgenden scheinen Briefe verloren zu sein. In dem erhaltenen, vom 13. April, heißt es: „Das Frühjahr ist also da; wie wird es mit dem Sommer werden? Sagen Sie mir indessen, teuerste Freundin, mit mehr Entschiedenheit, wenn es möglich ist, Ihre Aussichten, Pläne, Vorsätze für die nächste Zeit; dadurch gewänne man im ungewissen Falle doch einen Anhalt, auf den man lossteuerte. Gedenken Sie mein mit den lieben Kindern und gönnen mir die Hoffnung, daß ich mit den gleichen Gefühlen und einigen unterhaltenden Druckheften ankommend, den Lieben an dem alten Plätzchen willkommen sein werde."

Hier wird die Übersichtlichkeit dadurch gestört, daß die zunächstfolgenden Briefe, weil sie bereits veröffentlicht waren, nicht in der Reihenfolge, sondern unter den erklärenden Anmerkungen sich finden, wobei man fragen muß, ob vorher nicht andere Briefe fehlen. Es sind ein längerer Brief der Mutter und die Nachschriften ihrer Kinder an Goethes Geburtstag. Frau v. Levetzow berichtete von Dresden aus, wie sie mit ihren Töchtern hier den Dichter den ganzen Sommer über erwartet habe, jetzt aber, da auch der Geburtstag dieses glückliche Ereignis nicht gebracht habe, darauf verzichten müsse, ihn in diesem Jahre noch zu sehen. Deshalb werde sie in einigen Tagen mit ihren Töchtern eine Reise in das südliche Deutschland, vielleicht bis Straßburg, machen. Auch diesmal fehlten nicht die natürlich jetzt zurückhaltenderen Nachschriften der drei Töchter. Außerordentlich schmerzlich war es der Mutter, daß sie so lange auf eine Antwort eines solchen Briefes warten mußte und diese, als sie endlich nach mehr als einem Monate ankam, sich auf die Zeilen beschränkte: „Am Ende muß ich doch den Entschluß fassen, meine Teuere, daß Sie mich sehr glücklich gemacht haben, mit wenig Worten zu sagen, viele kommen nach. Unwandelbar." Jede Andeutung, daß er lange Zeit gehofft habe, nach Böhmen zu kommen, nur zuletzt sich habe entschließen müssen, zu Hause zu bleiben, fehlt. Da mußte Frau v. Levetzow sich endlich entschließen, ihm zu berichten, daß sie aus Unmut über sein Schweigen ihre Reise unternommen, und auf derselben durch Weimar gekommen sei, ohne sich bei ihm zu melden. Darauf bezieht sich der Anfang von Goethes Schreiben vom 18. Oktober: „Also wieder ein Ausrufungszeichen, und zwar ein umgekehrtes; denn fürwahr,

so wie jenes gemeinsame Blättchen mich entzückte, so betrübt mich die letzte Nachricht (von der Durchreise durch Weimar), und wie dort, so kann ich jetzt auch keine Worte finden." Suphan nimmt an, es habe ein stilles Einverständnis bestanden, den Geburtstag wiederum gemeinsam zu feiern, aber wir hören vielmehr von Goethes Absicht, wieder nach Marienbad zu kommen. Auch sehe ich hier keineswegs mit ihm ein schwieriges Rätsel, da die Lösung, welche Suphan geboten hat, sich als durchaus zutreffend erweist. Frau v. Levetzow hatte in einem zweiten Briefe von der Durchreise durch Weimar berichtet; Goethe meldete ihr, an demselben Tage sei er zu Weimar an der Post vorbeigefahren, habe Personen, die dort am Thore gestanden, begrüßt, ohne zu ahnen, daß er viel liebere dort hätte begrüßen sollen. Ärgerlich verschwört er sich, von jetzt an nicht mehr an Vorahnungen und sonstiges geheimes Andeuten glauben zu wollen. Sollten die Freundinnen in der Folge, vielleicht nicht unbillig, an seinen unwandelbaren Gesinnungen zweifeln, so möchte er sich doch gern vorstellen, dieser Zwiespalt sei nicht ganz einstimmig gewesen, und so möchte er wohl Ulrike, das sanfte, ruhige Kind, auf ihr Gewissen fragen, ob ihr nicht irgend etwas zu seinem Vorteil aufgegangen sei. Ganz gewiß sei hie und da in dem einzelnen Herzen etwas gewesen, das ihn losgesprochen. Zur Entschuldigung seines Schweigens bemerkt er: „Und wie sollt' ich nun von den Hindernissen sprechen, die mir eine ruhig besonnene Stunde versagten? Eben das Zusammentreffen vielfacher Angelegenheiten mit der Abreise unserer jungen Herrschaften nach Petersburg zerstreute mich auf einen Grad, daß ich selbst in müßigen Stunden zu einem so herzlichen Zweck die Feder zu ergreifen nicht wagte." Aber der Entschluß, nicht nach Böhmen zu gehen, stand, wie wir wissen, schon am 9. August bei ihm fest, und der Grund der Änderung seines Entschlusses lag darin, daß Goethe sich, was er anzuführen sich scheute, schon damals, wie so häufig bei anderer Gelegenheit, sein berühmtes „Nicht weiter!" zugerufen hatte. Er war jetzt fest entschlossen, zu entsagen, da er sich wirklich alt fühlte; er hatte erkannt, daß er Ulrike nicht das Glück bieten könne, das sie verdiene, und er durch eine Heirat das Glück seines eigenen Hauses, das ohnedem auf einem etwas wankenden Grunde stand, völlig zerstören werde. Ganz ähnliche Gründe hatten ihn bestimmt, Käthchen, Friederiken und Lili zu entsagen; er hatte nicht gewagt, dem Vater eine Wirts- oder eine Pfarrerstochter ins Haus zu bringen, auch nicht eine Banquierstochter von anderer Konfession und aus anderen Lebenskreisen; er hatte erkannt, daß Entsagen ihm zur Pflicht geworden.

Sonderbar tritt hier eine Pause im Briefwechsel ein; erst am 3. Februar 1825 findet sich eine Fortsetzung des letzten Briefes. Hier

heißt es: „Mich am vergangenen 28. August in Dresden zu erwarten, war eine vollkommen richtige Ahnung; denn der Gedanke, zu Tag und Stunde dort einzutreffen, stand auf dem Punkte, in Vorsatz überzugehen, und nur die vielfachen Verhältnisse, die mich an jenem Orte (Dresden) hin- und herzogen, und zwar nicht zerstreut, aber doch in Unruhe versetzt hätten, konnten mich abhalten, einen Schritt zu thun, von dem ich mir das Allerliebste versprochen hatte. Nun aber thue ich wohl am besten, von dem wunderlichsten aller Unfälle zu schweigen, den ich mir gerade durch ein herzlich dankbares Zaudern zuzog. Ich muß mich einer unschuldigen Schuld schuldig bekennen. Es ist mir nicht leicht etwas Empfindlicheres begegnet." Den eigentlichen Grund zu nennen, durfte er nicht wagen, er hüllt ihn in ein seltsames Rätselwort, das sogar unwahr ist, da Goethe gar nicht gewußt zu haben scheint, daß die Freundinnen diesmal in Dresden blieben. Hier fehlt uns volle Gewißheit. Goethes nächster Brief an die Mutter vom 20. April ward veranlaßt durch ein älteres Blatt, das er wieder aufgefunden hatte. Das beruht aber auf einem vollständigen Mißverständnis; denn die Schlußzeilen des Briefes vom 18. Oktober können unmöglich die Fortsetzung seines letzten Blattes gewesen sein. In tiefster Seele war Goethe damals entschlossen, Ulrike nie wiederzusehen. Suphan bemerkt, es verhalte sich dies ähnlich wie der Entschluß, mit Marianne v. Willemer nicht mehr zusammenzutreffen; aber es war dieses doch nicht ganz so, da er wirklich die Absicht gehabt, in Baden-Baden sie wiederzusehen, nur der unglückliche Umsturz des Reisewagens ihm als ein Zeichen des Schicksals galt, er dürfe den Rhein nicht mehr wiedersehen.

Der nächste Brief an Frau v. Levetzow spricht die bittere Verzweiflung aus, seine lieben schlanken Gestalten nicht mehr in Marienbad sehen zu sollen. Die Mutter berichtete am 28. September von ihrer tödlichen Krankheit, an der sie länger als zwei Monate gelitten, aber trotzdem hätten sie des Dichters Geburtstag festlich begangen, ihn selbst aus voller Seele zu sich gewünscht. Auch verkündete sie ihm die Verlobung ihrer mittleren Tochter Amalie mit dem preußischen Major v. Rauch, woran er wohl herzlichen Anteil nehmen werde. Goethe wünschte, diese möge auch gelegentlich an ihn denken, wenn es ihr beigehen sollte, ihren Freund und Gemahl zu necken. Noch immer, fügt er hinzu, spaziere er oft mit der lieben, geliebten Ältesten auf der Terrasse, und er hätte diesmal nicht ausgehalten, fern von Marienbad zu bleiben, wäre er nicht durch die schönste und notwendigste aller Pflichten, die Feier des großherzoglichen Jubelfestes, in seinem nächsten Kreise zurückgehalten worden. Von jetzt ab erhielt sich fortwährend die innigste Verbindung mit der Familie. Im Jahre 1827 sandte ihm Frau v. Levetzow

von Karlsbad aus die herzlichsten Glückwünsche zu seinem Geburtstage. Auch Ulrike und Bertha fügten freundliche Nachschriften hinzu. Erstere schrieb: „Auch Ihr Töchterchen vereinigt ihre Wünsche für Ihr Wohl mit jenen der Mutter, und trinkt aus Ihrem (von Goethe geschenkten) Glase, dem Unterpfand Ihres gütigen Wohlwollens, heute Ihre Gesundheit." An seinem letzten Geburtstage, den er zu Ilmenau 1831, von seinen Enkeln begleitet, in rührender Verfolgung seiner Jugendpfade, feiern wollte, verabschiedete er sich von Ulrikes Mutter mit den Worten: „Heute, verehrte Freundin, auf dem Lande freundlich veranstalteten Festlichkeiten ausweichend, stelle ich jenes (ihm 1823 geschenkte) Glas vor mich, das auf so manche Jahre zurückdeutet und mir die schönsten Stunden vergegenwärtigt. Nach so wunderbar unerfreulichen Schicksalen, welche über mich ergangen, an denen Sie gewiß herzlichen Anteil genommen, wende ich mich wieder zu Ihnen und Ihren Lieben, einige Nachricht erbittend und die Versicherung aussprechend, daß meine Gesinnungen unwandelbar bleiben." Seit jenem ganz einzigen süßen Liebestraum waren acht Jahre verflossen; die Leidenschaft war geschwunden, aber die Liebe hatte in seiner auf sein ganzes Leben mit zärtlicher Rührung zurückschauenden Seele sich fest erhalten.

In dem zweiten Aufsatze „Goethe und die Monumenta Germaniae" hat Karl Schüddekopf einen umfassenden, freilich recht zwiespältigen Stoff, das Zusammenwirken des ersten deutschen Dichters mit dem ersten deutschen Staatsmanne v. Stein, zur Gründung einer die würdige Pflege der deutschen Geschichte sichernden Gesellschaft mit großem Fleiße urkundlich behandelt, seit der ersten Frankfurter Feier von Goethes Geburtstag, die wenig zur Sache gehört, bis zur Vollendung des ersten Bandes der Monumenta. Der Dichter hatte die Sache anfangs redlich mit angegriffen, war ihrer aber überdrüssig geworden, als er auf seine an die Frankfurter Gesellschaft der deutschen Geschichtskunde, die ihn zum Ehrenmitgliede ernannt hatte, gestellte Frage, wer der auf der Inschrift einer silbernen Taufschale genannte Pate und wer der Täufling sei, so seltsam voneinander abweichende Antworten erhalten hatte, worüber er in einem hier mitgeteilten Briefe an Heinrich Meyer sich ausführlich äußert.

An dritter Stelle giebt A. Brandl zwei Bruchstücke aus dem Anfange eines von Goethe beabsichtigten Dramas, gegen dessen Bezeichnung als „Falstaff-Fragmente von Goethe" wir Einspruch erheben müssen; sie gehören zu einem augenblicklich von Goethe geplanten dritten Teile zu Shakespeares „Heinrich IV.". Schröders Bearbeitung des ersten Teiles von „Heinrich IV." hatte Goethe schon 1792 am 14., die des zweiten am 21. April aufführen lassen, und sie waren 1793 im Februar

und März wiederholt worden. In Burkardts „Repertorium" nennt das alphabetische Verzeichnis mit Recht Schröders Bearbeitung, wogegen im chronologischen irrig das Trauerspiel Shakespeares genannt wird. Brandl versetzt den Entwurf in das Jahr 1792, während er wahrscheinlicher dem folgenden angehört. 1792 war Goethe viel mit Arbeiten beschäftigt, die gegen die französische Revolution gerichtet waren, wogegen er 1793 mehr Zeit hatte, um an eine Neudichtung zu denken, die auf der Bühne gefallen sollte. Brandl hat übersehen, welche Bedeutung der Holländer Poins dem Bedienten Falstaffs Bardolf gegenüber haben sollte; Poins hat vorhergesehen, daß der Prinz Falstaffs Leute später verleugnen werde, während Bardolf auf Falstaffs Versicherung, er vermöge beim Prinzen alles, fest vertraut hatte. Goethe war hierin von Shakespeare entschieden abgewichen, der Poins nicht zu den Bedienten Falstaffs zählt, sondern ihn zugleich mit Peto als Begleiter des Prinzen bezeichnet. Die Stellung, welche Goethe Poins giebt, deutet entschieden auch auf die spätere Entwickelung hin; Bardolf und die beiden Anderen, die Shakespeare als Bediente Falstaffs bezeichnet, Nym und Pistol, sollten als Soldaten nach Frankreich gehen, Poins dagegen entweder in nähere Beziehung zum Prinzen kommen oder eine ganz andere bürgerliche Stellung einnehmen. Falstaff sollte infolge der Aufregung, daß der Prinz nichts mehr von ihm wissen will, in London sterben, wie dies auch in Shakespeares Heinrich V. angenommen wird. So scheint uns notwendig die Entwickelung bei Goethe angenommen werden zu müssen, während Brandl glaubt, das Stück solle in Frankreich spielen. Noch müssen wir es als unberechtigt bezeichnen, daß Brandl aus den Worten von Poins: „Stille, Faunen! Silen erwacht" schließt, Goethe habe Falstaff als einen antiken Charakter sich gedacht. Beides sollen nur komische Bezeichnungen sein. Übrigens ist zu bemerken, daß der zweite Teil der Scene (denn nur von einer Scene kann die Rede sein) viel leichter hingeworfen ist, als der erste, wie denn in ihm die Namen der redenden Personen durch keinen Buchstaben bezeichnet werden.

Die vierte Mitteilung aus dem Goethe- und Schiller-Archiv ist der von J. Wahle herausgegebene Brief, den Goethe den 6. Oktober 1815 an seinen Großherzog richtete, um ihm zu melden, daß er, statt seiner Einladung nach Mannheim zu folgen, von einem Dämon nach Weimar zurückgezogen werde. Der seltsame Schlußabsatz scheint mir erst später geschrieben, die vorhergehende Mitteilung über seinen Aufenthalt in Karlsruhe am vorigen Abende. Zu vergleichen ist Goethes Brief von demselben 6. Oktober an Willemer, der aus einem Gusse geschrieben ist.

Die folgende Abteilung „Verschiedenes" wird eröffnet durch einen von Otto Francke mitgeteilten, bisher unbekannten Brief, den Schiller

am 9. November 1803 von Jena aus, wohin er sich am 1. November begeben, Goethe gesandt hatte. Es hätte wohl Erwähnung verdient, daß Schiller damals etwas mit Goethe gespannt war, den er in seiner Unternehmung, die Litteraturzeitung, die man von Jena nach Halle verpflanzen wollte, selbst in Jena fortzusetzen, nicht unterstützen wollte, da er diesen Versuch für unausführbar hielt, er dagegen in Goethes Geschäftskreis eingriff und die Erhaltung mehrerer zum Abgange von Jena geneigten Professoren, auch die Gewinnung andrer zu betreiben bemüht war. Aber Goethe erhielt wirklich die für Jena so wichtige Litteraturzeitung seiner Universität, für die er und Voigt viel besser sorgten, als Schiller glaubte, der sogar sich deshalb an den Großherzog wandte.

Im folgenden Aufsatze „Goethe und Bran" teilt der Oberbibliothekar v. Bojanowski sieben Briefe Goethes an den Verleger der Zeitschriften „Minerva" und „Miscellen aus der neuesten Ausländischen Litteratur", Dr. Bran mit und einen Brief des Großherzogs an Goethe. Wir ersehen daraus, daß Karl August dem Gelehrten manche eben erschienene Schriften, deren Kenntnis ihm zu seinem Zwecke erwünscht war, bereitwilligst aus dem Auslande durch Goethes Vermittelung zukommen ließ. Auch die sechs sich anschließenden neuen Briefe Lavaters an Goethes Eltern, die wieder Heinrich Funck spendet, sind eine willkommene Gabe. Sollte nicht S. 111, 19 nur statt mir zu lesen sein?

Reicher sind die Abhandlungen ausgestattet, die freilich etwas sonderbar mit Ludwig Fuldas „Epilog zur Weimarer Aufführung von Goethes „Tasso" am 27. Mai 1899" beginnen. Wie schön er auch gedacht und wie glücklich manche Worte der Dichtung verwendet sind, zum Verständnisse derselben sollte er nichts beitragen und hat es auch nicht gethan.

Malvida v. Meysenbug giebt Betrachtungen über Goethes Leben, die sich hübsch lesen lassen, aber weit entfernt sind, in die Tiefe zu dringen und Neues zu geben. Sie bedauert, daß Goethe zu spät nach Italien gekommen, und es auch zu früh wieder verlassen habe; ja, sie denkt es sich möglich, daß er in Italien seine „Eugenie" vollendet hätte, obgleich wir wissen, welche ganz äußeren Umstände, der Mangel an Verständnis, ja der Widerstreit der öffentlichen Meinung ihm die Vollendung unmöglich machten. Überhaupt fehlt es den Betrachtungen an lebendiger Auffassung der wichtigsten Lebensverhältnisse, und über manches würde die Verfasserin ganz anders geurteilt haben, wenn sie mit Goethes Tagebüchern genauer bekannt gewesen wäre.

Ein vollendeter Meister des Faches tritt uns in Wilhelm Münchs „Goethe in der deutschen Schule" entgegen, der uns zeigt, was dieser für die Schüler sei oder sein solle. Selbst da, wo man seinen Ansichten

zu widersprechen sich genötigt fühlt, freut man sich seiner lebendigen, tiefdringenden Einsicht. Mit Recht erklärt er sich gegen die pedantische, aus dem Kommentar mühsam gezogene Erklärung. Es kommt darauf an, daß der Schüler alles aus dem lebendigen Munde des Lehrers, der zu wirklichem Verständnisse des Textes gelangt ist, vernehme und zu Herzen nehme. Auch über Goethes Leben hat Münch sich einsichtsvoll geäußert, aber uns fällt auf, wie er noch von Goethes „gleichgültiger Zurückhaltung in den Tagen der großen patriotischen Bewegung" sprechen kann, da doch der Dichter geradezu wahnsinnig gewesen wäre, wenn er in dem zum Rheinbunde gezwungenen kleinen Weimar einen Aufstand hätte beginnen wollen, wodurch er den Bestand des Napoleon verhaßten kleinen Fürstentums gefährdet hätte. Uns scheint es geradezu eine der ersten Pflichten unserer Schulen, solches tolle Gerede von Goethes politischer Kälte abzuschneiden, wodurch man dem größten Dichter die Liebe und Achtung seines Volkes frevelhaft raubt.

Ebenbürtig schließt sich der geistreiche Vortrag von Adolf Stern „Goethe in Dresden" an, der anziehend zeigt, wie allmählich in der sächsischen Königsstadt aus der bitteren Feindseligkeit und der trägen Gleichgültigkeit gegen Götz, Werther und Stella die Anschauung und Empfindung von Goethes dichterischer Größe und Gewalt sich erhoben, und zwei Menschenalter hindurch geherrscht, alle von Zeit zu Zeit versuchten Gegenwirkungen niedergerungen habe. Götz gelangte gar nicht zur Aufführung, doch Clavigo 1777; Werther wurde als schlüpfrig und ansteckend, trotz aller einzelnen Schönheiten, beseitigt, noch 1789 der Dichter verdammt, weil er einem Selbstmörder das Lob eines empfindsamen Menschen beigelegt habe. Aber schon 1785 war der Leipziger Privatdozent Dr. Christian Gottfried Körner als Oberkonsistorialrat nach Dresden berufen worden, ein gründlicher Kantianer und ein begeisterter Verkünder von Goethes Dichtergröße. Über die weitere Entwickelung des Goethe-Verständnisses unter Tieck, dem Dramaturgen des Hoftheaters, Carus, dem Königlichen Leibarzt, Karl Förster und anderen, auch vom Hofe, berichtet Stern in seiner anziehenden Weise.

Aus dem von der Witwe Bernays mitgeteilten Briefwechsel ihres Gatten mit Salomon Hirzel giebt Geiger manches Bedeutende, das litterarischen Wert auch für diejenigen hat, welche die Bedeutung beider um Goethe hochverdienten Männer nicht so unbedingt preisen, sondern auch von ihren Schattenseiten unerfreuliche Kunde haben. Besonders bemerkenswert ist der ursprüngliche Plan, der später als „der junge Goethe" ausgeführt wurde und so glücklich sich bewährte.

Lustig ist es, wie Julius Goebel über Goethes so viel besprochenen Homunculus ein ganz neues Licht aufzustecken glaubt, ohne anzuerkennen,

daß dieser schon längst richtiger erkannt worden ist, als er selbst es gethan zu haben glaubt. In breiter Weise führt er aus, daß man den richtigen Standpunkt erst dann gewinne, wenn man von dessen dämonischem Charakter ausgehe. Goethe hat sich über das Dämonische und den Dämon oft in recht verschiedener Weise ausgesprochen. Goebel zieht auch eine Stelle hierher, wo Goethe nicht von Dämonen, sondern von Göttern spricht, und er würde noch eine bedeutendere Freiheit in Goethes Sprachgebrauch gefunden haben, wenn er in dem vorliegenden Bande des Goethe-Jahrbuchs die Äußerung (S. 92) gelesen hätte, ein Dämon habe ihn beim Schopfe gefaßt und über Würzburg nach Hause geführt, und es sei dies derselbige Dämon, der aus Herrn v. Steins Munde ihn zu einem Aufsatz über Altertum, Kunst und Wissenschaft in den Rhein- und Maingegenden verführt habe. Die Hauptsache ist, daß Goebel dem Homunculus eine Rolle zuschreibt, die er gar nicht hat. Es ist nicht wahr, daß Homunculus durch seine Einflüsterung den Umschwung in Fausts Leben herbeigeführt, dessen Folgen für seine äußere und innere Entwickelung von höchster Bedeutung sind (Seite 220), und wunderlich mutet uns die daran geknüpfte Frage an: „Mag es nicht Goethe gewesen sein, als habe ihn einst ähnlicher Dämoneneinfluß auf den Boden Italiens versetzt?" Der Umschwung ist schon am Ende des ersten Aktes eingetreten, und Homunculus würde nicht von dem Triebe, den Faust nach der klassischen Walpurgisnacht zu führen, ergriffen worden sein, hätte nicht Fausts Begeisterung ihn ergriffen. Homunculus ist gerade nur eine dramatische Figur, welche die Führung zur klassischen Walpurgisnacht übernimmt. Bei seiner Schöpfung aber muß Goethe auch schon das Mittel bedacht haben, ihn nach Erfüllung seiner Aufgabe wegzuschaffen, was ihm auf die glücklichste Weise gelang. Etwas Rätselhaftes bleibt bei ihm nicht, wenn man des Dichters Recht auf seine Schöpfung beachtet.

Einen viel geistreicheren, aber doch nicht gelungenen Versuch finden wir in dem folgenden Aufsatze „Die Bedeutung der Magie und Sorge in Goethes Faust", den der Verfasser der schon in vierter Auflage erschienenen Schrift „Der geniale Mensch", Hermann Türck, dem neuesten Goethe-Jahrbuche geliefert hat. Danach würde Mephisto doch zuletzt über Faust und im Grunde auch über Gott den Vater den Sieg davongetragen haben, was uns rein unmöglich scheint. Türck machte dieses nur dadurch scheinbar annehmlich, daß er einen Gegensatz zwischen Magie und Sorge hereinbrachte, der gar nicht besteht. Die Sorge ist nur das, was sie von jeher im Leben und in der Dichtung gewesen, die Not, welche sie dem Menschen bereitet. An eine irgendwie haltbare Begründung des Türckschen Paradoxons ist gar nicht zu denken.

In einem kleinen weiteren Beitrage habe ich selbst den Vorwurf Fr. Th. Vischers, Goethe habe eine Schamlosigkeit in „Hermann und Dorothea“ verbrochen, zurückgewiesen durch den Nachweis, daß bei der Nacht als „schöne Hälfte des Lebens“ diese nur als Zeit herzlichen Vertrauens genommen sei; Vischers Annahme thut der Person der Mutter und der ganzen Dichtung leidiges Unrecht.

Den Schluß bildet Bernh. Seufferts „Skizze der Textgeschichte von Goethes Werther“, die eigentlich als Bericht über den neunzehnten Band der Weimarer Goethe-Ausgabe geschrieben wurde. Die außerordentlich gründlich in der Weise des Verfassers geschriebene Untersuchung wird man auch hier sehr gern lesen; die Berichte über die andern gleichzeitig erschienenen Bände soll erst das nächste Jahrbuch bringen.

Aus der Fülle der sich anschließenden „Miscellen“ heben wir nur wenige hervor, die neu und bedeutend sind. In der dritten „Zur Legende vom Hufeisen“ werden belgische, wallonische und slavische Fassungen der Sage an- und eingeführt, wobei zu bemerken, daß sich keine Spuren von ihr im slavischen Süden und Osten finden. Die achte „Das undenische Pygmäenweibchen“ weist auf die Märchen der Madem. de Lubert hin, neben denen aber Goethe noch eine andere Quelle benutzt hat. Unter der Aufschrift „Nicht Goethe, sondern Frau v. Döring“ weist Heinr. Funck nach, daß der von Lavater angeführte „Jemand“ nicht Goethe, sondern Frau v. Döring in Hannover gewesen, die das von Schmoll verfertigte Bild Passavants zu ruhig und zu hart fand. Unter 11 weist Geiger nach, daß die dort in Rede stehende Recension fälschlich Goethe zugeschrieben werde. Von großer Bedeutung ist Arnims Beurteilung von Goethes Selbstbiographie im Litteraturblatte zum Morgenblatt vom 16. August 1822. Auch die unter 21 gegebenen Mitteilungen aus der Schrift des jüngeren Schütz „Müllners Leben, Charakter und Geist“, die Theodor Distel giebt, sind von Bedeutung. Unmittelbar an die „Miscellen“ schließt sich die „Bibliographie“ an, die im Jubeljahre Goethes, wo so viele hervorzutreten sich gezwungen fühlten, ungemein ergiebig sein mußte.

Zwischen die Bibliographie und den „fünfzehnten Jahresbericht der Goethe-Gesellschaft“ tritt der in der fünfzehnten Generalversammlung zu Weimar am 9. Juli 1900 gehaltene geistreiche, fein durchgeführte Festvortrag „Goethe und die Philosophie“ von Prof. Rudolf Eucken. Schon der Titel deutet bestimmt an, daß hier nicht Goethes Philosophie in gewöhnlichem Sinne behandelt werde, sondern sein Verhältnis zu dieser Wissenschaft. Goethe hat keineswegs die Philosophie als Wissenschaft behandelt, sondern aus den philosophischen Systemen der Zeit sich das angeeignet, was seinen eigenen Anschauungen gemäß war, und es selbständig entwickelt.

Die Frage sei hier nur, was seiner Anschauung eigen gewesen. Bei Goethe sei es nicht ein einziger Gegensatz, der das Schaffen und Denken beherrsche, sondern es lege sich ihm der Reichtum der Welt in eine Reihe von Gegensätzen auseinander, und diese Gegensätze würden nicht so behandelt, daß ein Glied das andere überwältige und unterdrücke, sondern die verschiedenen Seiten fänden eine Ausgleichung nicht durch irgend welche Theorie, sondern durch die Arbeit selbst, welche das eine mit dem andern in die fruchtbarste Wechselwirkung bringe, indem sie das Leben von einem zum andern mitteilsam hinüberspielen lasse. Uns scheint freilich die Anschauung Goethes von einer Gottnatur dessen ganze Auffassung der Welt zu beherrschen, woneben alle anderen Gegensätze, wie bezeichnend sie auch sein mögen, zurücktreten, wenn sie auch der Hauptüberzeugung nicht widersprechen. Wir können die weitere Ausführung der Gegensätze nicht verfolgen, bei denen doch im einzelnen manches zu erinnern wäre. Zuletzt kommt Eucken auf die Frage, was der Mensch als Mensch aus Goethes ganzer Anschauung gewinnen, was ihm Goethe sein und bleiben könne, und näher eingehend darauf, was insonderheit der Deutsche und besonders der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts aus Goethes geistiger Realität gewinnen könne, ob nicht in dieser Wirklichkeit ein Weltdurchblick, eine Lebensmöglichkeit vorliege, von der berührt zu werden und mit der sich auseinanderzusetzen für alle Bildung aus der Tiefe und zum Ganzen eine Notwendigkeit sei und einen reichen Gewinn verheiße. Eucken schließt mit der festen Überzeugung, daß von den schaffenden Geistern des neunzehnten Jahrhunderts als Ganzes der Persönlichkeit Goethe am sichersten fortwirken werde durch die Kette der Zeiten, und seine Größe auch das Jahrhundert im geistigen Schaffen groß mache.

Köln. **Heinrich Düntzer.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. XV. Jahrg. Nr. 10. Inhalt: Nachruf für Dr. Jähns, Kgl. preuß. Oberstleutnant a. D. von O. Sarrazin. — Jahresbericht. September 1899 — September 1900. Von O. Sarrazin. — Zur Frage nach einer deutschen Musteraussprache. Von Prof. Dr. Karl Luick. — Die Zukunft unseres Genitivs. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel. — Der Atlantik. Von Amtsrichter Dr. Imhoff. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

Die Deutsche Privatschule. Zeitschrift für das gesamte deutsche Privatschulwesen im In- und Auslande, einschließlich der Pensionate. Leipzig, R. Voigtländer. 1. Jahrgang, Nr. 1. Oktober 1900. Inhalt: Programm unserer Zeitschrift. — Der Allgemeine Deutsche Privatschullehrerverein. — Die Privatschule in der Gegenwart. — Privatschule und öffentliche Schule. — Zur Abwehr. — Hundertjährige Stiftungsfeier der von Großheimschen Realschule in Lübeck am 21. April 1900. — Bücherschau. — Geschäftliche Mitteilungen.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. VIII. Band. Heft 1. Inhalt: Der Ursprung der Landsknechte. Vom Oberlehrer Dr. Max Laux in Pankow bei Berlin.

Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik. 3. Jahrgang, Nr. 1. Oktober 1900. Das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg. Von Heinrich Stümcke. (Illustriert.) — „Zwei der größten Menschenfeinde" und ihre Rolle in Goethes „Faust". Von Hermann Türck. — Stella Hohenfels. Von Moritz Necker. (Illustriert.) — Kunstbeilagen: Stella Hohenfels als „Puck" im „Sommernachtstraum". — „Prinz Friedrich von Homburg", Schauspiel in 5 Akten von Heinrich v. Kleist. V. Akt, Schlußscene, auf dem „Berliner Theater" zu Berlin. — Vollbilder: „Prinz Friedrich von Homburg", Schauspiel in 5 Akten von Heinrich v. Kleist. II. Akt, 8. Auftritt, auf dem „Berliner Theater" zu Berlin. — Dasselbe. V. Akt, 8. Auftritt, auf dem „Berliner Theater" zu Berlin.

—— Nr. 2. Oktober 1900. Ludwig Anzengruber. Von J. J. David (Wien). (Illustriert.) — „Zwei der größten Menschenfeinde" und ihre Rolle in Goethes „Faust". Von Hermann Türck (Fortsetzung und Schluß). — Sir Henry Irving. Von Hermann Conrad. — Kunstbeilagen: Sir Henry Irving, nach einer Photographie von Histed, London. — „Iphigenie auf Tauris", Schauspiel in 5 Aufzügen von J. W. v. Goethe. Schlußscene. Eröffnungsvorstellung des „Deutschen Schauspielhauses" in Hamburg. — Vollbilder: „Das vierte Gebot". Von Ludwig Anzengruber. III. Akt, auf dem Königlichen Hoftheater in Stuttgart.

Neues Korrespondenzblatt für Gelehrte- und Realschulen Württembergs. 1900. Heft 9, S. 347 flg. Prof. Dr. Ed. Nestle in Maulbronn, Das Schlußanführungszeichen.

Der Burgwart, Zeitschrift für Burgenkunde. 2. Jahrg. Nr. 4. Oktober 1900. S. 31. Rheinische Burgen.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Kurt Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit. 1. Band: Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung. 291 S. 2. Band: Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. 1. Hälfte: Urzeit, Griechen, Römer. 518 S. Berlin, Georg Bondi, 1900/1901.

Otto Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatze des Deutschen. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. 216 S. Preis 4 M. 40 Pf.

Dr. H. Spieß, Prosalesebuch für Prima. Leipzig, L. Ehlermann, 1900. 376 S.

Karl Henkell, Neues Leben, Dichtungen. Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henkell u. Co., 1900. 143 S.

Dr. Friedr. Neubauer, Die Zukunft des Gymnasiums. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses, 1900. 31 S. Preis 50 Pf.

Rudolf Windel, Friedrich Gottlieb Klopstocks Oden. Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Leipzig, G. Freytag, 1895. 112 S. Preis 60 Pf.

Dr. Fr. W. Schütze, Leitfaden für den Unterricht in der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Fünfte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 502 S.

Dr. phil. Albert Fischer, Das alte Gymnasium und die neue Zeit. Gr.-Lichterfelde, Br. Gebel, 1900. 431 S.

Schule und Leben, Unbefangene Betrachtungen von einem Österreicher. Brünn u. Wien, Karafiat u. Sohn, 1900. 57 S.

Dr. S. M. Prem, Goethe. Leipzig, Ernst Hoppe, 1900. Dritte Auflage. 545 S.

A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Fünfundzwanzigste Auflage. Marburg, G. Elwert, 1901. 796 S.

A. Wittneben, Nordische Götterplauderei. Clausthal, Grosse, 1900. 16 S.

Karl Hessel, Gudrun, Schulausgabe. Dritte, umgearb. Ausgabe. Berlin, Reuther u. Reichard, 1900. 87 S.

Dr. Karl Lang, Elemente der Phonetik. Berlin, Reuther u. Reichard, 1900. 52 S.

Dr. Paul Wetzel, Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung. Zweite veränderte u. vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann, 1900. 135 S. Preis 2 M.

Pastor K. Müller-Wölsickendorf, Graf von Moltke. Ein Lebensbild für Volk und Heer, Schule und Haus, zu seinem 100jährigen Geburtstag am 26. Okt. 1900. Berlin, Buchh. des ostdeutschen Jünglingsbundes, C, Sophienstr. 19, 1900. 16 S.

Dr. O. Lehmann u. K. Dorenwell, Deutsches Sprach- und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. 4. Heft: Untertertia. Hannover-Berlin, Karl Meyer (Gust. Prior), 1900. 162 S. Preis 1 M. 10 Pf.

Gotthold Klee, Homers Werke in zwei Bänden. Übersetzt von Joh. Heinr. Voß. Leipzig, Max Hesse. 372 S. und 290 S.

Friedrich Kunze, Der Birkenbesen, ein Symbol des Donar. Eine mythologische Untersuchung. Buchhandlung und Druckerei vorm. E. J. Brill. Leiden, 1900. 55 S.

J. Jos. Wolff, Sprachübungen für die Mittel- und Oberstufe der Volksschule. Ausgabe A für mehrklassige Schulen: 1. Heft: Übungen für die Mittelstufe; 2. Heft: Übungen für die Oberstufe. Ausgabe B für einklassige Schulen. Ausgabe C: Lehrerheft. Düsseldorf, L. Schwann, 1900.

Prof. Dr. B. Ritter, Der deutsche Unterricht in der höheren Mädchenschule. I. Band. B. G. Teubner, Leipzig, 1900. 446 S.

Wilh. Heinr. Roscher, Ephialtes, eine pathologisch-mythologische Abhandlung über die Alpträume und Alpdämonen des klassischen Altertums. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 132 S. Preis 4 M.

Schillers Wilhelm Tell, edited with an introduction, notes and vocabulary by Robert Waller Deering. Boston, D. C. Heath u. Co., 1900. 333 S.

Wielands Werke, herausg. von Gotthold Klee. Band I—IV. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut.

Herm. Dunger u. Ernst Lößnitzer, Deutsche Speisekarte, Verdeutschung der in der Küche und im Gasthofswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. Vierte, stark vermehrte Auflage. Berlin. Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold), 1900. 86 S. Preis 60 Pf.

Berichtigung. Im 11. Hefte S. 734 muß es in Nr. 11 des Sprechzimmers in der ersten Zeile heißen: „Zeitschrift 1899“.

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. bittet man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Zöllnerstraße 42 I.

Heimatl
aus deutsche
ausgewählt von
I. Aus Marsc
Mit Buchschmuck v
Verlag v. B. G. T



Orientierung. Das Danteporträt E. Burnands hat besonderen Wert durch die wundervolle Ergänzung des im Gipsbilde zerstörten Auges. Die Ausstattung ist vornehm, der Buchschmuck entspricht dem Charakter der Schrift, die Deckenzeichnung erstrebt die Wirkung eines reichen Renaissancebandes.

zu begreifen, nur lebh

„Im engsten Ra
Zeit dar, mit einer
Schönheit und Kürze
ist."



Aus Vogl. Weihnachtspiele. — Zeichnung v. W. Wis

Litterarisch wertvolle Festgab

In geschmackvoller Ausstattung aus dem Verlage

B. G. Teubner in Leipzig

Dantes Göttliche Komödie von Paul Pochhammer.

In deutschen Stanzen frei bearbeitet. Mit Buchschmuck von H. Vogeler-Worpswede, einem Dante-Bild nach Giotto v. E. Burnand u. 10 Skizzen.

Preis geb. ca. 6 Mk. (Erscheint Anf. Dezember.)

Die Übertragung giebt das unsterbliche Gedicht in formvollendeten Stanzen wieder. So leicht fließen die Verse dahin, so rein quellen die Reime hervor, so ungesucht ergeben sich die Ruhepunkte, daß die gewählte Form als eine natürliche und notwendige erscheint. Was Carlyle vom Original gesagt hat, das gilt auch von der Übertragung: überall ist Musik. Man fühlt, daß Dante hier eine kongeniale Natur gefunden hat, die der plastischen Gestaltung, dem künstlerischen Aufbau und dem tief innerlichen Gehalt seines Werkes in gleicher Weise gerecht wird. So ist es möglich, daß sich die Übertragung fast wie eine ursprüngliche Dichtung liest, daß sie ganz unmittelbar wirkt vermöge der Fülle ihrer poetischen Kraft. Die erläuternden Beigaben bringen in gedrängter Kürze das, was über Dante und sein Werk vor allem wissenswert ist und zugleich geeignet erscheint, das Verständnis zu vertiefen und den Suchenden weiter zu führen. Die Skizzen stellen Anschauungen, die aus der Dichtung über die Gestaltung der drei Reiche gewonnen werden können, graphisch dar und bieten ein wesentliches Hilfsmittel zu rascher Orientierung. Das Danteporträt E. Burnands hat besonderen Wert durch die wundervolle Ergänzung des im Giottobilde zerstörten Auges. Die Ausstattung ist vornehm, der Buchschmuck entspricht dem Charakter der Schrift, die Deckenzeichnung erstrebt die Wirkung eines reichen Renaissancebandes.

Die Renaissance in Fl
und Rom von E. Br

a. o. Professor an der Universität Marbu
Geheftet 5 Mk., geschmackvoll gebunde

Das Buch bietet die erste zusamm
und entwickelnde Behandlung dieser f
schichte des menschlichen Geistes so be
Zeit. Alle wichtigen Erscheinungen de
Sozialgeschichte und Politik, Kunst und W
kommen gleichmäßig zur Geltung. Die D
führt vom **Ausgang des Mittelalt**
Franz von Assisi und Dante, zu der **Flo**
Gesellschaft, zu den **Anfängen des**
nismus, zu Petrarca und Boccaccio. D
punkt des ersten Teiles bildet die Schild
Künstler des Quattrocento; der P
der Medici und andererseits das Auftreten
rolas schließen ihn ab. Im Mittelpunkt d
Teiles steht entsprechend die Darstellung d
schen Kunst. Sie hebt sich ab von der S
des Fürstentums der Päpste; den Ab
Ganzen bildet die Geschichte des „En
Renaissancekultur". Die Ausstattung d
ist im Sinne der Drucke aus der Rena
gehalten.

„Wir haben ein ganz vortreffliches
uns, das, mit weiser Ökonomie den rei
beherrschend, weiteren Kreisen der Gebild
das Bedürfnis empfinden, die unsterbl
der italienischen Renaissance im Zusam
mit der Zeitgeschichte, von der sie abh
zu begreifen, nur lebhaft empfohlen werd
(Köln. Zeitung. 190

„Im engsten Raum stellt sich die g
Zeit dar, mit einer Kraft und Gedr
Schönheit und Kürze des Ausdrucks, di
ist." (Die Nation. 19



Aus Geiser, Geistliches und Weltliches. Zeichnung v. H. Lewin.

Arbeit u. Rhythmus. Von Prof. Dr. Karl Bücher.

Zweite, stark vermehrte Auflage. gr. 8. Geheftet 6 Mk., geschmackvoll gebunden 6 Mk. 80 Pfg.

„Die übrige Gemeinde allgemein Gebildeter, welche nicht bloß diese oder jene Einzelheit der in der Bücherschen Arbeit enthaltenen wissenschaftlichen Errungenschaften interessiert, sondern die sich für die Gesamtheit des selbständigen und weit greifenden Überblicks über den viel verschlungenen Zusammenhang von Arbeit und Rhythmus aufrichtig freuen darf, wird meines Erachtens dem bewährten Forscher auch dafür besonders dankbar sein, daß er ihr einen wertvollen Beitrag zu einer Lehre geliefert hat, welche die edelsten Genüsse in unserm armen Menschenleben vermittelt, nämlich zur Lehre von der denkenden Beobachtung, nicht bloß welterschütternder Ereignisse, sondern auch alltäglicher, auf Schritt und Tritt uns begegnender Geschehnisse.“ (G. v. Mayr in der Beilage zur Allg. Ztg.)

„Das Gesagte wird genügen, jeden Liebhaber der Kultur- und Wirtschaftsgeschichte, wie geistvoller Betrachtung der großen Zusammenhänge alles menschlichen Lebens auf die feine und interessante Untersuchung hinzuweisen.“ (G. Schmoller, im Jahrb. f. Gesetzgebung u. s. w.)

Christentum und sittlich-soziale Lebensfragen.

Vier volkstümliche Hochschulvorträge. Von Pastor Carl Bonhoff.

Geschmackvoll kart. 1 Mk. 60 Pfg., geb. 2 Mk.

„. . . wir sind dem Verfasser zu Dank verpflichtet, daß er dieselben einem größeren Publikum zugänglich gemacht hat. . . . Dies einige Gedanken aus der Fülle des Dargebotenen. Die in edler Sprache und edlem Freimut gehaltenen Vorträge sind auch ihrerseits ein schöner Beleg für das Goethewort, daß der menschliche Geist über die Hoheit und sittliche Kultur des Christentums, wie es in den Evangelien schimmert und leuchtet, nicht hinauskommen wird.“ (Protestant 1906 Nr. 35.)

Dante Alighieris Göttliche Komödie v. Philalethes.

Metrisch übertragen u. mit kritischen u. historisch. Erläuterungen versehen.

Vierter unveränderter Abdruck der berichtigten Ausgabe von 1865—66. In 3 Bänden. 8. Geheftet 9 Mk., geschmackvoll gebunden 12 Mk. Ausgabe auf Velinpapier geheftet 16 Mk.

Diese Ausgabe, die ein Alexander von Humboldt als einen Glanzpunkt in der Geschichte des geistigen Lebens der Deutschen bezeichnet hat, bedarf keiner Empfehlung. Sie ist für jeden, der tiefer in die großartige Gedankenwelt Dantes eindringen will, unentbehrlich.

Das Pathos der Resonanz. Von Prof. Dr. Otto Lyon.

Eine Philosophie der modernen Kunst und des modernen Lebens.

Geschmackvoll gebunden 4 Mk., geh. 3 Mk. 20 Pfg.

„Der im Vorwort ausgesprochene Zweck des Buches besteht darin, „das Leben vom Kampf der Phrase und Parteileidenschaft, die Kunst vom geistreichen Spiel zur Welt der Thatsachen zurückzurufen“. . . .

„Jeder, dem die Gegenwart mit ihren sozialen Erscheinungen und mit ihrem Streben nach eigenartiger künstlerischer Bethätigung nicht gleichgültig ist, wird bei der Lektüre des vorliegenden Buches seine Freude haben, vor allem dann, wenn er es liebt, den Dingen auf den Grund zu gehen.“ (Leipz. Lehrerzeitung 1900 Nr. 22.)

Himmelsbild und Weltanschauung im Wandel der Zeiten. Von Prof. Troels-Lund.

Autorisierte Übersetzung v. L. Bloch.

2. Auflage. In Leinwand geschmackv. geb. 5 Mk.

„Das Buch hat in wahrhaft spannender Weise die Epochen der menschlichen Geistesgeschichte in ihrem Fortgang geschildert, unter einem ganz neuen Gesichtspunkte, von dessen entscheidender Bedeutung es aber ein Gefühl der Überzeugung zu erwecken vermag.“ (M. Schneidewin i. d. Vossischen Ztg.)

„Es ist Schwung und Wärme in der Darstellung, und man ist erstaunt über die glückliche Kühnheit so vieler Wendungen, um so mehr, als das so eigenartig Gesagte doch den Eindruck des mühelos Gefundenen und ganz natürlich Ausgedrückten macht. Man sieht, daß der gelehrte Verfasser stark und warm empfindet und anschauend denkt. Das macht seine Rede überzeugungskräftig . . . Seine Naturschilderungen, durch welche er um abgeblaßte Namen ein frisches und zauberisches Licht zu gießen versteht, sind bei ihm kein aufgelegter Schmuck, sondern die Grundlage seiner kulturhistorischen Erörterungen.“ (O. Weißenfels i. d. Wochenschrift für klassische Philologie.)

Durch Dante. Von Paul Pochhammer.

Ein Führer durch die „Commedia" in 100 Stanzen und 10 Skizzen.

(144 Seiten.) gr. 8. Gebunden 2 Mk.

„Diese formenschönen Stanzen müssen mit ihrer knappen Wiedergabe des sachlichen und gedanklichen Gehalts der „Commedia" als ein wahres Meisterstück poetischer Interpretier- und Referierkunst bezeichnet werden." (Frankfurter Zeitung 5. III. 1899.)

„. . . . Ihm liegt daran, durch seine kurze, poetisch schöne Inhaltsangabe Interesse für das ganze Gedicht zu erwecken und besonders die Einheit, welche die drei Teile der Göttlichen Komödie zusammenhält, hervorzuheben. . . . In dem Vorworte teilt Pochhammer mit, daß er die ganze Commedia in Stanzen frei übersetzt habe. Wenn diese Übersetzung auf der Höhe des vorliegenden Führers steht, so darf man ihr mit hochgespannten Erwartungen entgegensehen." (Köln. Zeitung 10. IV. 1898.)

„Der unsterbliche Dichter der Göttlichen Komödie hat hier einen kongenial empfindenden Geist gefunden, der mit wahrem poetischem Genie ein Werk von entzückender Feinheit und dauerndem litterarischem Wert geschaffen hat." (Niederrheinische Volkszeitung 22. XII. 1897.)

Der Städtebau nach künstlerischen Grundsätzen.

Von Regierungsrat Camillo Sitte. Ein Beitrag zur Lösung moderner Fragen der Architektur und monumentalen Plastik.

Mit 4 Heliogravüren und 109 Illustrationen und Detailplänen. 2. Auflage. Geh. 5 Mk., in Hlbfr. geb. 7 Mk. 30 Pfg. (Verlag v. Carl Graeser & Co., Wien.)

In diesem Werke, welches überall die größte Aufmerksamkeit erregt und allseitig die günstigste Beurteilung gefunden hat, unternimmt es der bekannte Verfasser, bei einer Reihe alter Platz- und Stadtanlagen die Ursache der schönen Wirkung zu ergründen, dabei von der Ansicht ausgehend, daß die Ursachen, wenn sie richtig erkannt werden, eine Reihe von Regeln darstellen würden, an der Hand derer man bei modernen Anlagen ähnliche künstlerisch schöne Wirkungen erzielen könne.

Das Werk ist wie sonst keines geeignet, das Interesse und Verständnis für alte und neue Stadtanlagen hinsichtlich der künstlerischen Grundsätze zu wecken und moderne Stadterweiterungen und Umbauten in vorteilhaftester Weise zu beeinflussen. — Das Werk enthält eine große Anzahl Illustrationen und Stadtplan-Details und vereinigt ein reiches Material.

„Wir können das Werk, welches äußerst anregend geschrieben ist, allen denen aufs wärmste empfehlen, welche an der künstlerischen Entwickelung ihres Wohnortes Interesse nehmen." (Moderne Kunst.)



Das [illegible], Geistliches und Weltl

Geistliches und
a. d. türkisch-g

Orient. Selbsterlebtes
nes v. Geh.-R. Prof. D

Mit Porträt und 12 Zeichnung
geheftet 5 Mk., gebunden 6 M

Das Buch giebt die Eind
bekannte, seit langem mit den
Verhältnissen vertraute Byzantin
Aufenthalt im Orient von La
wonnen hat. Es wendet sich
an wissenschaftliche Leser, sond
Kreis der Gebildeten, bei dene
Werk deutscher Technik, die
und durch den immer steigende
den Landsleuten das Interess
uralter Kultur in beständigem
ist. Der Verfasser hat seine Er
teils heiterer Natur den einzel
geflochten; vor allem hat er a
die er im mehrmonatlichen Umg
sehr kundiger Einheimischer
sässiger Europäer hat erlangen
sprechend verwertet. Der ers
beschäftigt sich vorab mit den
giösen Zuständen des christlichen
die Bedeutung des ökumenisch
der ganzen Organisation der ort
Kirche, das religiöse und k
Griechen, den armenischen P
stantinopel und den bulgaris
zweite Teil des Buches ist
politischer Natur; er beschäftigt
Völkergemisch des osmanischen
mit dem herrschenden Volk der
keit der untern Klassen, die
amten, die Reformbewegung
das Regierungssystem des Sulta
vollen Bildern vorgeführt. D
behandeln die unterworfenen V
die spanischen Juden und die Ar
insbesondere die Armeniermor
lichen Folgen näher beleuchtet.
Charakter entsprechend ausgesta
reiche künstlerisch ausgeführte
talische Volkstypen und Landsc



Aus Dähnhardt, Heimatklänge. Zeichnung von Robert Engels.

Die schlesisch. Weihnacht-spiele. V. Prof. Dr. Vogt.

(Schlesiens volkstümliche Überlieferungen I.) Mit Buchschmuck von Prof. M. Wislicenus.

Preis in geschmackvollem Einband 6 Mark.

Von den schlesischen Weihnachtspielen aus, die den 1. Band von Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen bilden, ist vor nunmehr fast 50 Jahren das Gebiet des deutschen Volksschauspieles der Forschung und dem Interesse der Gebildeten erschlossen worden. Eine Zusammenfassung seiner Überlieferungen darf deshalb auf weites Interesse rechnen, und ganz besonders verdienen dies die schlesischen Spiele selbst durch ihre bezeichnenden Äußerungen schlesischen Volkscharakters und Volkshumors und vor allem durch ihre knappe und einfache Fassung. Ihre Aufführung wird gerade dadurch dem modernen Geschmack annehmbarer, und dazu will der mit den nötigen Melodien versehene, hier dargebotene Text anregen. Die Verlagsbuchhandlung ist bestrebt gewesen, durch eine ansprechende Ausstattung, insbesondere durch den von Prof. Wislicenus in Breslau gezeichneten Buchschmuck die erwünschte weite Verbreitung in allen Kreisen, die für Volkstum und volkstümliche Kunst Interesse haben, zu fördern. Für die folgenden Bände von „Schlesiens volkstümlichen Überlieferungen“ sind in Aussicht genommen außer den Schlesischen Weihnachtspielen: Sitten, Brauch und Volksglaube, Schlesische Volksmärchen, das Sommersingen, Schlesische Volkssagen und Schlesische Volkslieder.



Aus Vogt Weihnachtspiele. Zeichnung v. M. Wislicenus.

Heimatklänge aus deutschen Gauen.

Für jung und alt ausgewählt von Oscar Dähnhardt. Mit Buchschmuck von Robert Engels.

I. Aus Marsch und Heide. Niederdeutsche Gedichte und Erzählungen. (Erscheint Ende Dezember.)

II. Aus Rebenflur und Waldesgrund. Mitteldeutsche Gedichte und Erzählungen.

III. Aus Hochland und Schneegebirg. Oberdeutsche Gedichte und Erzählungen.

In künstlerischem Umschlag geheftet je ca. 2 Mk., gebunden ca. 2 Mk. 60 Pfg.

Das Buch will ein deutsches Hausbuch werden. Denn das Beste aus der Mundartdichtung mit ihrer urwüchsigen Lebendigkeit, mit der Kraft und doch auch wieder der Zartheit ihrer Empfindung, mit der sprudelnden Lustigkeit und dem sinnigen Ernst ihres Gemütes hat ein Recht auf diese Stelle. In ihr spiegelt sich die Eigenart des deutschen Wesens, das bei aller Einheit doch eine wundervolle Mannigfaltigkeit aufweist. Anders erklingen die Saiten der Seele, wo das Meer an das Gestade rauscht, anders, wo der Bergwind mit den Waldbäumen Zwiesprache hält, anders, wo der Föhn über die Schneefelder tobt. Der harmonische Zusammenklang aber wird jedem, dem das deutsche Volkstum lieb ist, zu Herzen gehen. Die Kluft, die den Norden und Süden, den Westen und Osten trennt, schließt sich zusammen, und das einige Alldeutschland, vom Bande der verschiedenen und doch gemeinsamen Sprache umschlungen, liegt vor uns. Daß das Buch für jung und alt, also ausdrücklich auch für die reifere Jugend bestimmt ist, darüber wird nur der erstaunt sein, der den Geschmack unserer Jungen nie selbst hat beobachten können. Sie haben an jeder Mundart, die nicht gar zu schwer verständlich ist, ihre lebhafte Freude, noch dazu, wenn der Stoff volkstümlich ist und wie alles Volkstümliche sie lehrt, ihr Vaterland zu verstehen. Deutsche zu erziehen mit kernhafter Gesinnung, das ist die Pflicht der Schule, und dazu möchten auch diese Heimatklänge beitragen.

Die Zeichnungen von Robert Engels gestalten Motive der Dichtungen feinsinnig aus, sodaß ih[...]



Aus Dähnhardt, Heimatklänge. Zeichnung von Robert Engels.



Aus Vogl, Weihnachtspiele.

Aus Schneider, das alte Rom.

Das alte Rom. Von Prof. Dr. Arthur Schneider.

Entwickelung ſeines Grundriſſes und Geſchichte ſeiner Bauten.

12 Karten u. 14 Tafeln. Mit einem Plane der heutigen Stadt ſowie einer ſtadtgeſchichtlichen Einleitung. Preis in geſchmackv. und dauerh. Einband 16 Mk.

Das Werk ſucht auf ſtreng wiſſenſchaftlicher Grundlage, aber zugleich in allgemein verſtändlicher Form ein Geſamtbild des alten Rom zu geben, in dem die Darſtellung durch das Wort mit der in Bild und Plan zuſammenwirkt. Es erſcheint deshalb beſonders geeignet, jedem Gebildeten die Bedeutung des alten Rom und ſeiner Architektur, ſowie der geſamten antiken Kultur nahe zu bringen.

Bilder zur Mythologie u. Geſchichte der Griechen und Römer. Herausgegeben von Profeſſor Feodor Hoppe in Wien.

30 Lichtdruckblätter im Format 39/53 cm mit Text. Preis in einfacher Mappe 12 Mk., in Geſchenkmappe 16 Mk. (Verlag von Carl Graeſer & Co. in Wien.)

Das Werk vereinigt in künſtleriſch vollbefrie-

nächſten Umgebung, vor allem alſo
Hauſes ausgeht, dieſe geiſtig und
zu bringen weiß. So wird in der Fo
Zwiegeſprächs Belehrung über grundl
der Mineralogie, Botanik und Zool
Beſonderer Erwähnung bedürfen
Schwindrazheim mit liebevoller Hingab
Illuſtrationen, die einen ſachlich w
gleich befriedigenden Schmuck des B

Naturſtudien im
Von Dr. K. Kr

Direktor des Naturhiſtoriſch. Muſeums

Plaudereien am Sonntag N
Ein Buch für die Jugend.

Mit Zeichnungen von O. Schwindr
geſchmackv. Original-Leinwandband 3

Gleich den „Naturſtudien im
die „Naturſtudien im Garten“ der he
Jugend die Naturobjekte ihrer nächſ
geiſtig und gemütlich näher bringen,
eigenes Beobachten und eigenes N
einer tieferen Auffaſſung des Natur
leiten. Die hierzu notwendige Anſch
Lebendigkeit der Darſtellung wird d
des Dialogs weſentlich erhöht. W
an pflanzlichen und tieriſchen Obje
merkſamkeit feſſelt, das wird in zwang
beſprochen, wobei dann aus dem
nach Möglichkeit allgemeinere Geſi
wickelt werden.

Naturgeschichtliche Volksmärchen aus nah u. fern.

Gesammelt von Oscar Dähnhardt.

Mit Titelzeichnung von O. Schwindrazheim. Geschmackvoll gebunden 2 Mk.

Das Büchlein vereinigt Märchen, die Naturerscheinungen zu deuten suchen, die sinnige Anschauung, dichterisches Empfinden und herzlichen Humor vereinigen, und die zeigen, wie eng die Natur mit dem Gemütsleben des Volkes verwachsen ist. So wird jeder Freund der Natur wie des Volkes das Büchlein mit Freuden begrüßen, besonders wird es die Naturliebe der Jugend zu fördern geeignet sein und darum als Gabe für diese von Eltern und Lehrern willkommen geheißen werden.

Streifzüge durch Wald und Flur. Von B. Landsberg.

Eine Anleitung zur Beobachtung der heimischen Natur in Monatsbildern. Für Haus und Schule bearbeitet.

Zweite Auflage. Mit 84 Illustrationen nach Originalzeichnungen von Frau H. Landsberg. gr. 8. In Original-Einband 5 Mk.

Von Eichendorffs Wort „Wem Gott will rechte Gunst erweisen" geht der Verfasser dieses Buches aus. Er will die Jugend anleiten, die Wunder „in Berg und Thal und Strom und Feld" zu sehen und zu verstehen, zu eigenen Streifzügen und Untersuchungen anregen. In drei Jahreskreisen führt das Buch in immer mehr vertiefender Weise in die Natur hinein und durch ihr Leben im Laufe eines Jahres hindurch. Durch „Frühlingsweben" und „Ernteiegen" zum „Jahresende" führt es im ersten Jahre. Im zweiten lehrt es uns den „Fluß und das Flußthal", den „Sumpf und seine Nachbarschaft", die „Freunde und Feinde der Pflanzen" kennen und führt in das Leben der Pflanzen, ihre „Ernährung, ihr Schlafen und Blühen" betrachtend ein, um mit einer Betrachtung des „Stoppelfeldes" zu schließen. Im dritten Jahre wird das „Erwachen der Natur" begrüßt, die „Ödung und das Seeufer", die „Wiese", wie der „Feldrain und das Roggenfeld" mit ihrem reichen, unerschöpflichen Leben betrachtet. Die „Feinde der Pflanzenwelt" bieten weiteren reichen Stoff, und die Betrachtung der „Einwinterung" leitet über zu dem abschließenden „Rückblick" auf „das Leben der Pflanzen". Die von der Gattin des Verfassers nach der Natur gezeichneten Abbildungen bilden einen ebenso nützlichen wie ansprechenden Schmuck des Buches.





Aus K. Kraepelin, Naturstudien im Hause. Zeichnung v. Schwindrazheim.

Politische Arithmetik ode[r] die Arithmetik des täg[lichen] Lebens. Von Prof. M. Canto[r]

Preis geschmackvoll gebunden 1 Mk. 80 P[f.]

„Das Werk behandelt in überaus feiner, kla[rer] Weise alles, was der Lehrer an Fortbildungsschul[en,] Handwerker- und Fachschulen seinen Schülern v[or]zutragen hat. Wem die oft überaus dürftig[en] Notizen in den bez. Rechenbüchern nicht genüg[en,] der wird das Werk von Cantor mit Genuß le[sen.] Behandelt werden unter anderem: Zinsrechnu[ng,] Normalzinsfuß, Kontokorrente nach den versch[ie]denen Methoden, Kurszettel, Wertpapier, Hy[po]theken, Wechsel, Arbitragen, Zinseszinsen, Amo[rti]sierung von Anleihen etc. etc. Ferner findet [man] vieles von allgemeinem Interesse, z. B. Wahrsche[in]lichkeitsrechnung, eine eingehende Darstellung [des] Versicherungswesens der verschiedensten Art, Ste[rb]lichkeitstabellen u. v. a. Auch der nicht algebrai[sch] geschulte Leser wird die politische Arithmetik [mit] Gewinn durcharbeiten, da der Verfasser sich [...] bemüht hat, das in arithmetischer Form Entwicke[lte] durch ein Zahlenbeispiel auch für diesen verstän[d]lich zu machen." (Schulblatt d. Provinz Sachsen 1900 Nr. [...]

Mathematische Unte[r]haltungen und Spiel[e]

Von Dr. W. Ahrens in Magdebur[g]

gr. 8. Geb. ca. 10 Mk.

Das vorliegende Buch giebt eine Gesa[mt]darstellung eines Gebietes, das zu allen Zei[ten] das Interesse der Mathematiker gefesselt hat u[nd] dessen Geschichte verknüpft ist mit den glänzendst[en] mathematischen Namen: eines Leibniz, Euler, Ga[uß,] Minding, Cayley, Sylvester u. a. Es enth[ält] außer den sonst in ähnlichen Werken gewöhnl[ich] behandelten Problemen zahlreiches weiteres, [in] der Litteratur zerstreutes Material, sowie eige[ne] Untersuchungen des Verfassers. Die Darstellu[ng] bemüht sich, neben klarer, wenn auch kurzer H[er]vorhebung der mathematischen Gesichtspunkte [...] dem mathematisch weniger gebildeten Leser [...] [...] verständlich zu sein, und [...]



Zeichnung von M. Wislicenus.

Die Schlesischen Weihnachtspiele.

Von Prof. Dr. **Friedrich Vogt**, Breslau.

Mit Buchschmuck von Prof. M. Wislicenus
sowie 4 Gruppenbildern der Batzdorfer Weihnachtspiele.

Schlesiens volkstümliche Überlieferungen Band I.
[XVI u. 500 S.] 8. geh. n. *M.* 5.20,
vornehm geb. n. *M.* 6.—

Von den schlesischen Weihnachtspielen aus hat vor nunmehr fast fünfzig Jahren Karl Weinhold das Gebiet des deutschen Volksschauspiels der Forschung und dem Interesse der Gebildeten erschlossen. Seit dem Erscheinen seiner „Weihnachtspiele und Lieder aus Süddeutschland und Schlesien" ist eine Fülle neuer Denkmäler dieser Art ans Licht gezogen. Vor allem hat sich der poetische Reichtum des bayrisch-

österreichischen Stammes auch hier erwiesen, und auf seine Überlieferungen beschränken sich die wichtigsten neueren Sammlungen und Forschungen zur Geschichte des deutschen Volksschauspiels. Aber gerade in den Weihnachtspielen steht Schlesien kaum hinter den Süddeutschen zurück. Wenn es auch weder ihren außerordentlichen Reichtum an Weihnachtsliedern noch die Fülle dramatischen Beiwerkes erreicht, mit dem diese die Scenen der Christnacht umranken, so macht doch gerade die knappere und einfachere Fassung der schlesischen Spiele von Christi Geburt und den Dreikönigen, bei der es an bezeichnenden Äußerungen schlesischen Volkscharakters und Volkshumors keineswegs fehlt, ihre Aufführung dem modernen Geschmack annehmbarer, und das anmutige Adventspiel von Christkindels Einkehr haben die Schlesier mit ihren mitteldeutschen Nachbarn vor den süddeutschen Stämmen voraus. Zahlreiche, zum Teil sehr bemerkenswerte Aufzeichnungen solcher altüberlieferten Spiele sind zu den Sammlungen des Vereins für Volkskunde eingegangen, andere, nicht minder wichtige, fristeten in Zeitschriften bisher ein unbeachtetes Dasein. Sie sind jetzt mit einer Darlegung ihrer örtlichen Verschiedenheiten, ihrer Verbreitung und ihres Ursprunges zu einem Gesamtbilde des schlesischen Weihnachtspieles vereint und der Entwicklungsgeschichte und dem litterarhistorischen Zusammenhange der deutschen Weihnachtspiele überhaupt eingeordnet worden. Zugleich aber ist aus den verschiedenen überlieferten Fassungen ein mit den nötigen Melodieen versehener Text für Aufführungen hergestellt, welcher erst den vollen Eindruck von Wesen und Wirkung dieser alten Spiele verschaffen und sie für die Gegenwart nutzbar machen kann.

Die Kopfleisten und Schlußvignetten, die Professor Max Wislicenus gezeichnet hat, stellen einzelne Scenen und Motive der Weihnachtspiele künstlerisch dar und bilden, wie die von ihm entworfene Einbandzeichnung, einen wertvollen Schmuck des Buches. Die vornehme Ausstattung macht das Werk ebenso wie sein Inhalt in hervorragendem Maße zu einem geschmackvollen Weihnachtsgeschenke geeignet.





Das schlesische Spiel von Christi Geburt

für die Aufführung eingerichtet.

Personen:

Wirt (Schwarzer Schnurrbart; goldbetreßter Rock, Schoßweste, Kniestrümpfe und Schnallenschuh; dreispitziger Hut mit Federbusch, Degen, langer Rohrstock mit silbernem Knopf).

Haushalter (Wie der Wirt, doch einfacher, mit silberbetreßtem Rock, oder nur mit Schoßweste, ohne Stock und Degen).
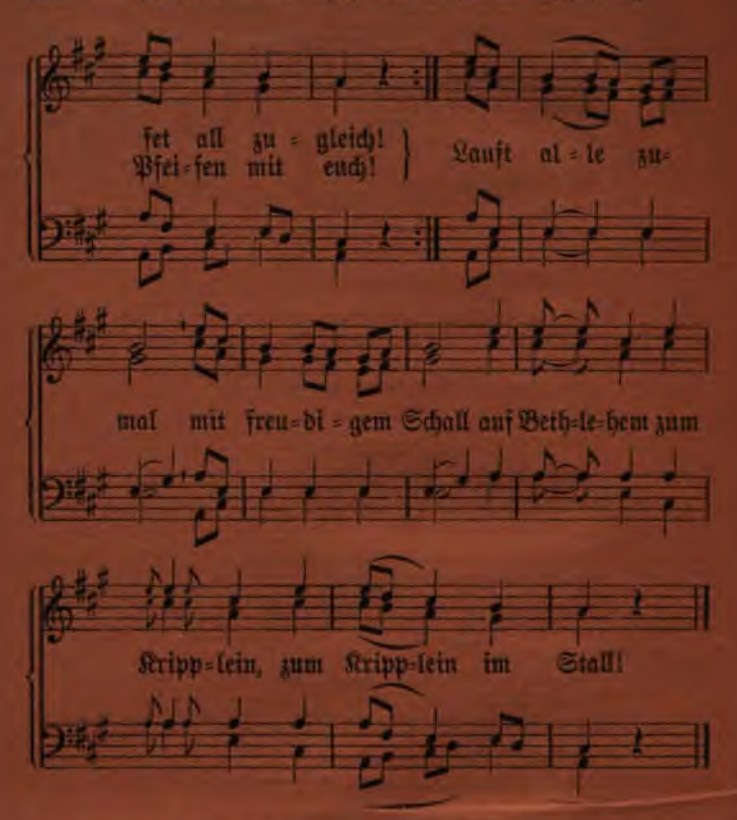
Joseph (Langer grauer Vollbart. Breitrandiger Filzhut, Zimmermannskasten mit Axt und Säge auf dem Rücken. Weiter Mantel, der eine Schulter und den Kasten frei läßt. Reisestab).

Maria (Langes, dunkelfarbiges Kleid; blauer, weiter Mantel; weißes, frei herabfallendes Kopftuch, offenes Haar).

Sechs Hirten: Grolmus, Staffa, Matz, Reppel, fünfter und sechster Hirt (Bärte; breitrandige Hüte; teils Pelze, teils weite Mäntel; große Stäbe; Einige tragen Umhängetaschen).

Drei Engel (Kleidung wie beim Adventspiel).

Bei den Breslauer Aufführungen singen Maria und der zweite Engel Alt, der erste und dritte Engel Sopran, Joseph Baß, der fünfte und sechste Hirt 1. und 2. Tenor, außerdem zwei Hirten 1. und 2. Baß. — Die Bühne hat keine Dekorationen. Die Hinterwand wie die beiden Seitenwände werden durch einfache Vorhänge gebildet. Außerdem wird die vordere Hälfte der Bühne von der hinteren durch einen Zwischenvorhang getrennt, der sich ebenso wie der Hauptvorhang beim Aufziehen nach beiden Seiten teilt. Herbergsuche und Hirtenscene spielen sich vor dem Zwischenvorhang ab. Wenn sich dieser bei V. 260 teilt, so sieht man Maria, Joseph und die drei Engel mit der Krippe auf einem kleinen Podium, welches nach allen Seiten noch Raum für den Umzug der Hirten frei läßt. Die Krippe, die nur mit überhängendem Stroh gefüllt ist, läßt sich um eine seitlich in die gekreuzten Ständer eingelassene Achse beim Kindelwiegen leise bewegen. Die Hirten deuten die Überreichung der Gaben nur an, deren Fehlen bei der Wendung zur Krippe und geeignetem Halten der weiten Mäntel von den Zuschauern nicht bemerkt wird.



(2) Ein Kindlein ist gesehen, wie ein Engel so schön,
Dabei auch ein alter Vater tut stehn;
Eine Jungfrau schön zart, nach englischer Art:
Es hat mich erbarmet ganz inniglich hart.

285 (3) Mein Nachbar lauf hurtig, brings Wieglein daher,
Will's Kindlein drein legen, es zittert so sehr,
Hei, hei poppei, lieb's Kindl schlaf ein,
Im Krippel zart's Jesulein, hei hei poppei.

Wirt (tritt mit dem Haushälter ein und steht bestürzt auf die Gruppe).

Gabriel (zum Wirt):

Ach trotz, ach trotz du Adamskind,
340 Wie bist du gewesen gar so blind!
Hättst du Josephs Worten getraut,
Hättst du dir eine Stufe in Himmel gebaut.

Wirt:

Ach Gott, was hab ich mir gedacht,
Daß ich bei so finstrer Nacht
345 Die Leut nicht hab herein gelassen
Und sie gejagt auf freie Straßen.
Hätt ich gewußt, wer es wär,
So hätt ichs getan nimmermehr.

Haushälter:

Adje adje nun zum Beschluß,
350 Habt auf uns ja keinen Verdruß.
Und habt ihr was nicht recht vernommen,
So machen wir's besser, wenn wir wieder kommen.

(Vorhang schließt sich.)



Inhaltsübersicht.

*

3. Kapitel.

Das Spiel von Christi Geburt.

---

*) Näheres hierüber s. in unseren Mitteilungen H. VI, 17 f. und im Feuilleton der Schlesischen Zeitung Jahrg. 1899 Nr. 112 u. 115.

4. Kapitel.

Die Herodesdramen und das Sternsingerspiel.

Text des Herodesspiels für die Aufführung. S. 466.

Die Frage sei hier nur, was seiner Anschauung eigen gewesen. Bei Goethe sei es nicht ein einziger Gegensatz, der das Schaffen und Denken beherrsche, sondern es lege sich ihm der Reichtum der Welt in eine Reihe von Gegensätzen auseinander, und diese Gegensätze würden nicht so behandelt, daß ein Glied das andere überwältige und unterdrücke, sondern die verschiedenen Seiten fänden eine Ausgleichung nicht durch irgend welche Theorie, sondern durch die Arbeit selbst, welche das eine mit dem andern in die fruchtbarste Wechselwirkung bringe, indem sie das Leben von einem zum andern mitteilsam hinüberspielen lasse. Uns scheint freilich die Anschauung Goethes von einer Gottnatur dessen ganze Auffassung der Welt zu beherrschen, woneben alle anderen Gegensätze, wie bezeichnend sie auch sein mögen, zurücktreten, wenn sie auch der Hauptüberzeugung nicht widersprechen. Wir können die weitere Ausführung der Gegensätze nicht verfolgen, bei denen doch im einzelnen manches zu erinnern wäre. Zuletzt kommt Eucken auf die Frage, was der Mensch als Mensch aus Goethes ganzer Anschauung gewinnen, was ihm Goethe sein und bleiben könne, und näher eingehend darauf, was insonderheit der Deutsche und besonders der Deutsche des neunzehnten Jahrhunderts aus Goethes geistiger Realität gewinnen könne, ob nicht in dieser Wirklichkeit ein Weltdurchblick, eine Lebensmöglichkeit vorliege, von der berührt zu werden und mit der sich auseinanderzusetzen für alle Bildung aus der Tiefe und zum Ganzen eine Notwendigkeit sei und einen reichen Gewinn verheiße. Eucken schließt mit der festen Überzeugung, daß von den schaffenden Geistern des neunzehnten Jahrhunderts als Ganzes der Persönlichkeit Goethe am sichersten fortwirken werde durch die Kette der Zeiten, und seine Größe auch das Jahrhundert im geistigen Schaffen groß mache.

Köln. **Heinrich Düntzer.**

Zeitschriften.

Zeitschrift des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. XV. Jahrg. Nr. 10. Inhalt: Nachruf für Dr. Jähns, Kgl. preuß. Oberstleutnant a. D. von O. Sarrazin. — Jahresbericht. September 1899 — September 1900. Von O. Sarrazin. — Zur Frage nach einer deutschen Musteraussprache. Von Prof. Dr. Karl Luick. — Die Zukunft unseres Genitivs. Von Geh. Hofrat Prof. Dr. Behaghel. — Der Atlantik. Von Amtsrichter Dr. Imhoff. — Kleine Mitteilungen. — Sprechsaal.

Die Deutsche Privatschule. Zeitschrift für das gesamte deutsche Privatschulwesen im In- und Auslande, einschließlich der Pensionate. Leipzig, R. Voigtländer. 1. Jahrgang, Nr. 1. Oktober 1900. Inhalt: Programm unserer Zeitschrift. — Der Allgemeine Deutsche Privatschullehrerverein. — Die Privatschule in der Gegenwart. — Privatschule und öffentliche Schule. — Zur Abwehr. — Hundertjährige Stiftungsfeier der von Großheimschen Realschule in Lübeck am 21. April 1900. — Bücherschau. — Geschäftliche Mitteilungen.

Zeitschrift für Kulturgeschichte. VIII. Band. Heft 1. Inhalt: Der Ursprung der Landsknechte. Vom Oberlehrer Dr. Max Laux in Pankow bei Berlin.

Bühne und Welt. Zeitschrift für Theaterwesen, Litteratur und Musik. 3. Jahrgang, Nr. 1. Oktober 1900. Das Deutsche Schauspielhaus in Hamburg. Von Heinrich Stümcke. (Illustriert.) — „Zwei der größten Menschenfeinde" und ihre Rolle in Goethes „Faust". Von Hermann Türck. — Stella Hohenfels. Von Moritz Necker. (Illustriert.) — Kunstbeilagen: Stella Hohenfels als „Puck" im „Sommernachtstraum". — „Prinz Friedrich von Homburg", Schauspiel in 5 Akten von Heinrich v. Kleist. V. Akt, Schlußscene, auf dem „Berliner Theater" zu Berlin. — Vollbilder: „Prinz Friedrich von Homburg", Schauspiel in 5 Akten von Heinrich v. Kleist. II. Akt, 8. Auftritt, auf dem „Berliner Theater" zu Berlin. — Dasselbe. V. Akt, 8. Auftritt, auf dem „Berliner Theater" zu Berlin.

—— Nr. 2. Oktober 1900. Ludwig Anzengruber. Von J. J. David (Wien). (Illustriert.) — „Zwei der größten Menschenfeinde" und ihre Rolle in Goethes „Faust". Von Hermann Türck (Fortsetzung und Schluß). — Sir Henry Irving. Von Hermann Conrad. — Kunstbeilagen: Sir Henry Irving, nach einer Photographie von Histed, London. — „Iphigenie auf Tauris", Schauspiel in 5 Aufzügen von J. W. v. Goethe. Schlußscene. Eröffnungsvorstellung des „Deutschen Schauspielhauses" in Hamburg. — Vollbilder: „Das vierte Gebot". Von Ludwig Anzengruber. III. Akt, auf dem Königlichen Hoftheater in Stuttgart.

Neues Korrespondenzblatt für Gelehrte- und Realschulen Württembergs. 1900. Heft 9, S. 347 flg. Prof. Dr. Ed. Nestle in Maulbronn, Das Schlußanführungszeichen.

Der Burgwart, Zeitschrift für Burgenkunde. 2. Jahrg. Nr. 4. Oktober 1900. S. 31. Rheinische Burgen.

Neu erschienene Bücher.

Prof. Kurt Breysig, Kulturgeschichte der Neuzeit. 1. Band: Aufgaben und Maßstäbe einer allgemeinen Geschichtsschreibung. 291 S. 2. Band: Altertum und Mittelalter als Vorstufen der Neuzeit. 1. Hälfte: Urzeit, Griechen, Römer. 518 S. Berlin, Georg Bondi, 1900/1901.

Otto Behaghel, Der Gebrauch der Zeitformen im konjunktivischen Nebensatze des Deutschen. Paderborn, Ferd. Schöningh, 1899. 216 S. Preis 4 M. 40 Pf.

Dr. H. Spieß, Prosalesebuch für Prima. Leipzig, L. Ehlermann, 1900. 376 S.

Karl Henkell, Neues Leben, Dichtungen. Zürich und Leipzig, Verlag von Karl Henkell u. Co., 1900. 143 S.

Dr. Friedr. Neubauer, Die Zukunft des Gymnasiums. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses, 1900. 31 S. Preis 50 Pf.

Rudolf Windel, Friedrich Gottlieb Klopstocks Oden. Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht. Leipzig, G. Freytag, 1895. 112 S. Preis 60 Pf.

Dr. Fr. W. Schütze, Leitfaden für den Unterricht in der Erziehungs- und Unterrichtslehre. Fünfte Auflage. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 502 S.

Dr. phil. Albert Fischer, Das alte Gymnasium und die neue Zeit. Gr.-Lichterfelde, Br. Gebel, 1900. 431 S.

Schule und Leben, Unbefangene Betrachtungen von einem Österreicher. Brünn u. Wien, Karafiat u. Sohn, 1900. 57 S.

Dr. S. M. Prem, Goethe. Leipzig, Ernst Hoppe, 1900. Dritte Auflage. 545 S.

A. F. C. Vilmar, Geschichte der deutschen Nationallitteratur. Fünfundzwanzigste Auflage. Marburg, G. Elwert, 1901. 796 S.

A. Wittneben, Nordische Götterplauderei. Clausthal, Grosse, 1900. 16 S.

Karl Hessel, Gudrun, Schulausgabe. Dritte, umgearb. Ausgabe. Berlin, Reuther u. Reichard, 1900. 87 S.

Dr. Karl Lang, Elemente der Phonetik. Berlin, Reuther u. Reichard, 1900. 52 S.

Dr. Paul Wetzel, Übungsstücke zur deutschen Rechtschreibung. Zweite veränderte u. vermehrte Auflage. Berlin, Weidmann, 1900. 135 S. Preis 2 M.

Pastor K. Müller=Wölsickendorf, Graf von Moltke. Ein Lebensbild für Volk und Heer, Schule und Haus, zu seinem 100jährigen Geburtstag am 26. Okt. 1900. Berlin, Buchh. des ostdeutschen Jünglingsbundes, C, Sophienstr. 19, 1900. 16 S.

Dr. O. Lehmann u. K. Dorenwell, Deutsches Sprach= und Übungsbuch für die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. 4. Heft: Untertertia. Hannover=Berlin, Karl Meyer (Gust. Prior), 1900. 162 S. Preis 1 M. 10 Pf.

Gotthold Klee, Homers Werke in zwei Bänden. Übersetzt von Joh. Heinr. Voß. Leipzig, Max Hesse. 372 S. und 290 S.

Friedrich Kunze, Der Birkenbesen, ein Symbol des Donar. Eine mythologische Untersuchung. Buchhandlung und Druckerei vorm. E. J. Brill. Leiden, 1900. 55 S.

J. Jos. Wolff, Sprachübungen für die Mittel= und Oberstufe der Volksschule. Ausgabe A für mehrklassige Schulen: 1. Heft: Übungen für die Mittelstufe; 2. Heft: Übungen für die Oberstufe. Ausgabe B für einklassige Schulen. Ausgabe C: Lehrerheft. Düsseldorf, L. Schwann, 1900.

Prof. Dr. B. Ritter, Der deutsche Unterricht in der höheren Mädchenschule. I. Band. B. G. Teubner, Leipzig, 1900. 446 S.

Wilh. Heinr. Roscher, Ephialtes, eine pathologisch=mythologische Abhandlung über die Alpträume und Alpdämonen des klassischen Altertums. Leipzig, B. G. Teubner, 1900. 132 S. Preis 4 M.

Schillers Wilhelm Tell, edited with an introduction, notes and vocabulary by Robert Waller Deering. Boston, D. C. Heath u. Co., 1900. 333 S.

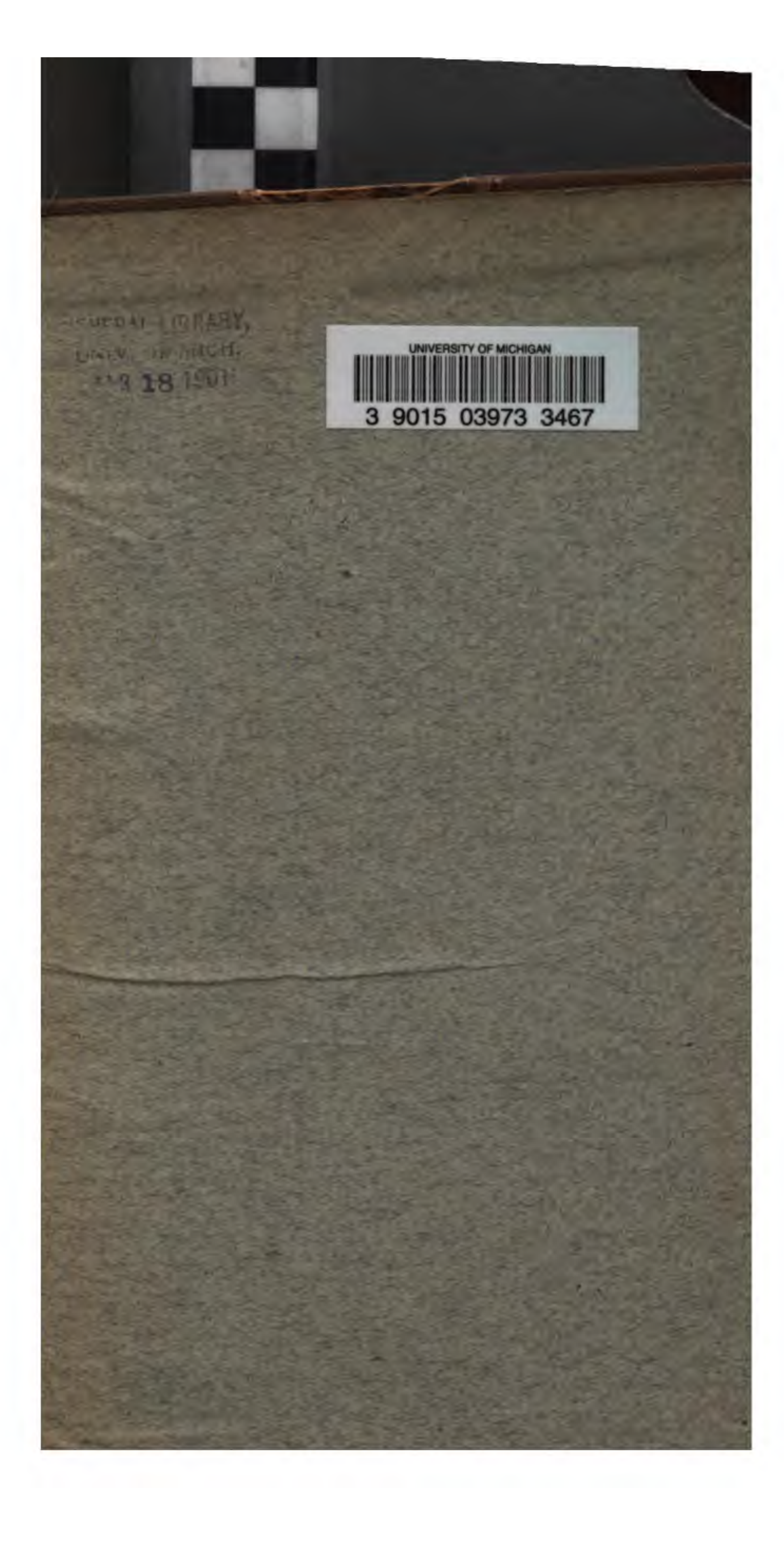
Wielands Werke, herausg. von Gotthold Klee. Band I—IV. Leipzig und Wien, Bibliograph. Institut.

Herm. Dunger u. Ernst Lößnitzer, Deutsche Speisekarte, Verdeutschung der in der Küche und im Gasthofswesen gebräuchlichen entbehrlichen Fremdwörter. Vierte, stark vermehrte Auflage. Berlin. Verlag des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins (F. Berggold), 1900. 86 S. Preis 60 Pf.

Berichtigung. Im 11. Hefte S. 734 muß es in Nr. 11 des Sprechzimmers in der ersten Zeile heißen: „Zeitschrift 1899".

Für die Leitung verantwortlich: Prof. **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, Bücher ꝛc. man zu senden an: Prof. Dr. Otto Lyon, Dresden=A., Zöllnerstraße




UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03973 3467